This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

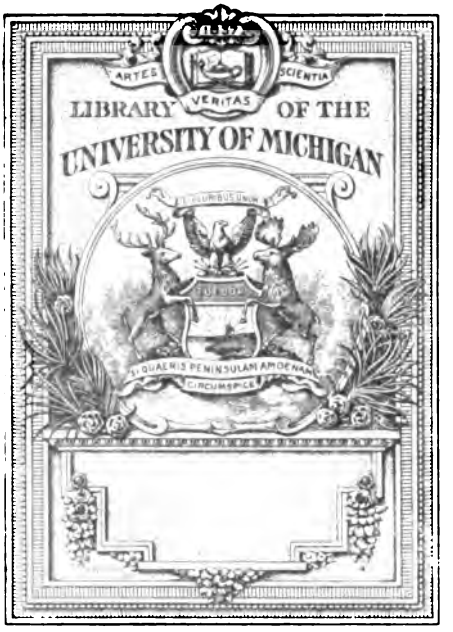
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

£30.0
D:

Digitized by Google



Digitized by Google

8.3

Digitized by Google

Digitized by Google

Preußische Jahrbücher.

121174

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Dreiundneunzigster Band.

Juli bis September 1898.

Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1898.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß
des
93. Bandes der „Preußischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

	Seite
Bonus, Arthur, Die Geister der sieben Embryonen Zarathustras	94
—„— Besprechung von Hans Gallwitz, Friedrich Nietzsche	192
Böhmert, Wilhelm, Besprechung von Henry Schuhler, L'impôt sur le revenu en Prusse	360
Daniels, Emil, General von Göben I	201
—„— General von Göben II	432
Delbrück, Hans, Fürst Bismarck in der Weltgeschichte	393
Drews, Arthur, Besprechung von John Henry Mackay, Max Stirner, sein Leben und sein Werk	126
—„— Besprechung von Friedrich Paulsen, Immanuel Kant, sein Leben und seine Lehre	127
—„— Besprechung von E. v. Hartmann, „Ethische Studien“	358
Harnisch, E., Droguenhandlungen in Beziehung zu den Apotheken	162
Hüffer, Hermann, Zerboni und Held	89
W. Jäger, Besprechung von Lubbock, The Pleasures of Life und The Use of Life	557
Jonas, Fritz, Zu Büchmanns geflügelten Worten	545
Koepp, Friedrich, Sage und Geschichte in der griechischen Kunst	17
Lehmann, Max, Der Ursprung der Städteordnung von 1808	471
Lorenz, Max, Knut Hamsun	385
—„— Von der großen Berliner Kunstausstellung	562
Merensky, Verwahrung	161
Meyer, Hugo, Internationale Rechtshilfe in Strafsachen	235
Meyer, Lothar, Praxis der genossenschaftlichen Gutsbewirthschaftung	169
Müller, Karl, Das Reich Gottes und die Dämonen in der alten Kirche	1
Natorp, P., Besprechung von Wincenty Lutoslawski, The Origin and Growth of Platos Logic	347
Neumann, Carl, Besprechung von Georg Hirth, Aufgaben der Kunstphysiologie	141
—„— Besprechung von Lithographien	142
—„— Festschrift zu Ehren des Kunsthistorischen Instituts in Florenz	364
Nobbe, Replik	172
Schroeder, Otto, Von der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich	555
Roloff, Gustav, Napoleons Pläne einer Landung in England 1803—1805	257
Sandvoß-Xanthippus, Franz, Zur Würdigung der Romantik	143
—„— Besprechung von Dr. Carl Erdmann gesammelte Vorträge	156
—„— Besprechung von Max Schneiderreit, Matthias Claudius	158
—„— Besprechung von Jean Paul in Italien	160
—„— Neue Schiller-Literatur	366

Digitized by Google

Seite
Scheffler, Rudolf, Post-, Telegraphen- und Telephon-Tarife 515
Schneider, Dr. Karl Camillo, Der Bau der Zelle 407
Tumarkin, Anna, Zur Charakterisirung Justinus Kerners 102
Winnefeld, Hermann, Römische Villen der Kaiserzeit 457
Zimmer, H. Pan-Keltismus in Großbritannien und Irland II . . . 59
—„— Pan-Keltismus in Großbritannien und Irland III 294

Besprochene Werke.

Ammann, Zur Erinnerung an Jer. Gotthelf 555
Busse, Carl, Novalis 144
Ehrenfeld, Studien zur Theorie des Reims 555
Erdmann, Carl, Gesammelte Vorträge 156
Grünhagen, C., Zerboni und Held in ihren Konflikten mit der Staatsgewalt 1796–1802 38
Gallwitz, Hans, Friedrich Nietzsche 132
Guarini, G. B., Jean Paul in Italien 160
Hamsun, Knut, Werke 335
Harnack, Otto, Schiller 366
Hartmann, E. v., Ethische Studien 353
Hirth, Georg, Aufgaben der Kunstphysiologie 141
Kerner und Müller, Justinus Kerners Briefwechsel 102
Kerr, Alfred, Godwi 144
J. Lubbock, The Pleasures of Life 557
—„— The Use of Life 557
Lutoslawski, Wincenty, The Origin and Growth of Platos Logic 347
Mackay, John Henry, Max Stirner, sein Leben und sein Werk . . . 123
Martitz, v., Internationale Rechtshilfe in Strafsachen 235
Paulsen, Friedrich, Immanuel Kant, sein Leben und seine Lehre . . 127
Schneiderreit, Max, Matthias Claudius 158
Schuhler, Henry, L'impôt sur le revenu en Prusse 360
Stickelberger, Ueber die Sprache Jerem. Gotthelfs 555
Tappelot, Wustmann und die Sprachwissenschaft 555
Zernin, Gebhard, Leben des Generals August von Göben 201

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich (*) 175
Die Reichstagswahlen. Polen und Panslavismus. Auswärtige Politik. Morning-Post. Stanley (D.) 188
Der Niedergang Spaniens, der katholischen und der Sieg Amerikas, der protestantischen Macht. Die Vereinigten Staaten und Deutschland (D.) 383
Aus Oesterreich (*) 570
Fürst Bismarcks Tod. Neue Vorschläge zur Polen-Politik (D.) . . . 576

Digitized by Google

Das Reich Gottes und die Dämonen in der alten Kirche.

Von

Prof. **Karl Müller** in Breslau.*)

Der Punkt, auf den ich Ihre Aufmerksamkeit lenken möchte, spielt in der landläufigen Kenntniß des alten Christenthums eine geringe Rolle und war doch einst ein mächtiger Hebel im Empfinden, Anschauen und Handeln. Lassen Sie mich reden vom Reich Gottes und den Dämonen.

Die Wurzeln der urchristlichen Anschauungen über diesen Punkt liegen im Judenthum. Das Judenthum hatte aus der Vergangenheit des Volkes Israel nur wenige uns bekannte Gestalten von schädlichen Geistern herübernehmen können. Auch der Satan gehört nur in gewissem Sinn zu ihnen. Er war doch Diener Jahwehs, bei ihm im Himmel, der Geist, der bei ihm das Böse verklagen mußte. Erst in diesem Beruf hatte er die Freude am Bösen gelernt: er wurde nun zugleich der Versucher.

Das große Heer der guten und bösen Geister hat das Judenthum wohl erst in der nachexilischen Zeit von fremden Völkern übernommen.

Da finden wir zunächst zahllose Engel oder Himmelssöhne über alle Gebiete der Welt und der Erde, der Völker und des Menschenlebens gesetzt: die Geister der Sterne, der irdischen Kräfte, der Elemente, des Wassers, des Meeres und aller Gewässer, des

*) Akademische Rede vom 27. Januar 1898. Eingang und Schluß, die sich auf die Feier des Tages bezogen, sind weggelassen.

Digitized by Google

Lichts, Donners, Blitzes, des Reifs, Hagels und Schnees, des Nebels, Thaus und Regens, der Tages- und Jahreszeiten, der Monate und Tage. Dann Geister der einzelnen Völker und Menschen, der körperlichen wie der seelischen Vorgänge, der Krankheiten und Wunden, ebenso wie der Buße und der Hoffnung. Endlich Geister aller Wissenschaften und Künste, von der Himmelskunde bis zu den Toilettenkünsten, der Beschwörung und dem Wurzelschneiden.

Keiner dieser Geister ist vollkommen sündlos und ein Theil ist von Gott gänzlich abgefallen, insbesondere die Gottessöhne, von denen das erste Buch Mosis erzählt, daß sie herabgestiegen seien und sich mit den Töchtern der Menschen vergangen haben. Aber nicht sie sind die schädlichen Geister. Denn sie sind von Gott sofort unschädlich gemacht und bis zum letzten Gericht in furchtbare Straförter eingeschlossen worden. Die schädlichen Geister der Bosheit sind vielmehr die Seelen der Riesen, die aus jener Verbindung entsprossen. Sie schweben nach ihrem Tod unsichtbar in der irdischen Luft umher, thun alles Böse, dessen sie fähig sind, verführen die Menschen und schlagen sie mit allerlei Krankheit und Verderben, bis auch sie, aber erst im jüngsten Gericht, in dem feurigen Abgrund verschlungen werden.

Unter den Werken der Bosheit, die diese bösen Geister pflegen, steht voran der Götzendienst. Niemals hatte man im Volk Israel die Götter der anderen Völker als reine Phantasiegebilde betrachtet. Auch nachdem Jahve aus dem bloßen Volksgott der Gott Himmels und der Erde geworden war, galten die Götter andrer Völker als wirkliche Wesen. Ihre Bilder, die Götzen, sind Nichtse, von Menschenhänden gemacht. Sie selbst sind Nichts im Verhältniß zu Jahve, aber sie sind wirkliche Wesen. Und wie nun nach dem Exil die Gemeinde der zurückgekehrten Getreuen arm und ohnmächtig blieb, wie ihr dann das syrische Diadochenreich und vollends die römische Herrschaft, die heidnische Weltkultur und heidnische Weltmacht immer näher rückten und in ihre Grenzen eindrangen, da empfand man den Widerspruch immer stärker, daß dieses Volk das Volk des Herrn Himmels und der Erde war und dennoch die Heiden alle Macht auf Erden besaßen und das Volk Gottes mit Füßen traten. Jedes Volkes Macht ist nach antiker Anschauung seines Gottes Macht. Kein Wunder, daß man auch im jüdischen Volk aus dieser Machtvertheilung herauslas, daß die Heidengötter die Herrschaft in der Welt haben. Und wahrlich,

Digitized by Google

alles städtische und private Leben der herrschenden Nationen, der Griechen und Römer, war vom Kult ihrer Götter durchzogen. Der Beamtendienst, das öffentliche Leben und vor Allem der Dienst in der Armee hatten zugleich sakralen Charakter. Die große Weltkultur, in deren Mitte die jüdische Diaspora lebte, trug diese Art; die Wissenschaft, an der sie sich betheiligte, verleugnete sie nicht; das Leben auf dem Markt, im Theater, im Haus war davon durchtränkt. Die ganze Welt beugte sich den Göttern, opferte ihnen, schmückte sich mit ihren Emblemen und ihrem Dienst. Und wo die römische Herrschaft hinkam, kamen die römischen Götter mit, der Kult der Sieger und neuen Herrscher.

Für diese bösen Geister, die die Götter der Heiden sind, kommt nun aber im helleniſtiſchen Judenthum, dem Judenthum der Diaspora, wo man inmitten des griechisch-römischen Heidenthums lebte, der Name Dämonen auf. Schon in der Septuaginta, der griechischen Uebersetzung des Alten Testaments, die damals entstanden ist, werden die hebräischen Worte in Psalm 96,5: „Die Götter der Heidenvölker sind Nichtse (oder bloße Götzenbilder)“ übersetzt: „Die Götter der Heiden sind Dämonen.“

Das Wort Dämonen stammt aus der griechischen Mythologie und bezeichnet das Heer der göttlichen und halbgöttlichen Wesen. Es bedeutet also von Haus aus nichts Uebles. Aber im Mund des helleniſchen Juden wird es anders. Bei ihm dient das Wort dazu, das auszudrücken, als was schon bisher die Götter der Heiden gegolten hatten, böse Geister.

Allein die Sache liegt nicht so, daß nur die Dämonen das Weltregiment hätten. Auch das Heer der Engel ist geblieben. Von den Gestirnen herab bis zum letzten Kraut der Erde steht Alles, auch das Menschen- und Völkerleben, unter ihrem Regiment. Und man gewinnt nicht den Eindruck, daß die Grenze zwischen Engeln und Dämonen scharf gezogen sei. Auch die Engel sind nicht rein von Sünde; auch sie beuten ihre Stellung zwischen Gott und der Welt selbstsüchtig aus. Und je mehr man in der Diaspora in die Anschauungen des Heidenthums hineinsah und den pandämoniſtiſchen Naturkultus beobachten konnte, der in den Geistern der Gestirne und Elemente, der Quellen und Gewässer, der Berge, Wälder und Bäume, in dem ganzen Gewimmel der Genien seine Götter sah, um so näher lag es eben diesem Diasporajudenthum, auch die Naturgeister, die die paläſtinenſiſche Theologie als Engel bezeichnete, als Dämonen zu fassen.

Digitized by Google

Nirgends ist dieser Pessimismus der Religion, daß die Welt unter der Herrschaft ungöttlicher, ja widergöttlicher Mächte stehe, deutlicher ausgesprochen, als in den Prädikaten, die dem Satan, jetzt dem Herrn der Dämonen, zur Zeit Christi zuerkannt werden und auch im Neuen Testament, in der Versuchungsgeschichte des Herrn (Matth. 4, 8—9. Luk. 4, 5—8), in den Reden des Johannes-Evangeliums (12,31. 14,30. 16,11), in den Briefen des Paulus (II. Kor. 4,4, vergl. auch I. Kor. 2, 6. 8), wiedertönen: Der Satan ist der Herr, der Fürst, der Gott dieser Welt.

Freilich darüber blieb kein Zweifel: der Gott Israels war doch der Herr Himmels und der Erde. Diese Herrschaft der Heidengötter konnte nur von ihm selbst zugelassen und gewollt sein. Er hat sich zeitenweise von seinem Volk zurückgezogen in die Ferne des Himmels und läßt fremde Gewalten auf der Erde, in der Welt schalten. Aber er greift doch auch wieder selbst ein und ist schon jetzt der Frommen Trost und Hoffnung. Und vor Allem: es kommt die Zeit und sie steht nahe bevor, da Gott diesem unnatürlichen Zustand das Ende bereiten, die jetzt herrschenden Gewalten verdrängen und selbst die Herrschaft wieder übernehmen, unter seinem Volke wohnen, sein Reich aufrichten und damit zugleich alle heidnischen Reiche stürzen und die Weltherrschaft des Volkes Israel begründen wird.

* * *

In diese Welt des Judenthums, zunächst des palästinensischen, tritt nun Jesus Christus mit seinem Evangelium. Er kommt aus dem Volk, er spricht zum Volk, er gebraucht seine Vorstellungsformen, und wie er, so auch seine Jünger und Apostel.

Hören wir die drei ersten Evangelien, vor Allem das des Markus, das eben durch seine Knappheit und dadurch, daß es viel mehr das Wirken als die Reden Jesu erzählt, besonders deutlich ist, und greifen wir aus der Fülle des Ganzen nur den einen Punkt heraus, der unseren Gegenstand betrifft. Dann bleibt kein Zweifel: Jesu öffentliches Wirken, sein Beruf erscheint den Evangelisten vorzugsweise als Kampf mit dem Reich des Satans, den Dämonen. Darin kündigt sich die Wende der Zeiten an, daß dieses Reich, diese Herrschaft zu Ende geht und die Zeit kommt, da Gott König ist. Die Besessenen vor Allem, nach griechischem Ausdruck die Dämonischen, sind Zeugen der Herrschaft des Satans, ihre Heilung Zeuge der nahenden, ja schon gegenwärtigen Gottesherrschaft, und deren Träger ist eben Jesus.

Digitized by Google

Zwar auch Kinder des jüdischen Volkes haben nach Jesu eigenem Zeugniß (Matth. 12, 27) Dämonen im Namen Gottes ausgetrieben. Aber das können nur einzelne Fälle gewesen sein. Die Macht Jesu zeigt ganz andere Dimensionen. Ein Wort des Gebets oder Befehls genügt ihm. Die Geister kennen ihren Herrn. Sie schreien ihn schon von Weitem an, wenn sie ihn sehen. Auch seinen Jüngern, ja selbst solchen, die nicht seine Jünger sind, oder die sich so nennen und doch seinen Willen nicht thun, müssen sie gehorchen, wenn sie nur den Namen Jesu hören. (Matth. 7, 22. 10, 8. Mark. 9, 38. 16, 17. Luk. 9, 49.)

Und gerade an dieser Macht seiner Person und seines Namens, an dieser Kraft des Geistes, die in ihm erscheint, soll das Volk erkennen, daß die Herrschaft des Satans sich ihrem Ende zuneige und die Gottesherrschaft, das Gottesreich anbreche (Matth. 12, 25 ff.). Ja Jesus weiß und sagt es seinen Jüngern, daß der Herrschaft des Satans vom Himmel aus schon ein Ende bereitet ist, daß sie nur noch auf Erden verdrängt werden muß. Nach Matth. 12, 29 ist Jesus selbst in das Haus des Starken gedrungen und hat ihn gebunden; nach Luk. 10, 18 hat er gesehen, wie der Satan, der vorher im Himmel war, hinausgeworfen wird und vom Himmel fällt wie ein Blitz. (Vergl. auch Joh. 12, 31. Apokal. 12,9 ff.) An seiner Stelle überkommt Jesus alle Gewalt im Himmel und auf Erden (Matth. 28, 18).

In alledem erscheint die Beziehung zu den Vorstellungen des jüdischen Volkes jener Zeit. Und doch wie völlig ist die religiöse Welt verwandelt! Von der ganzen wüsten Phantastik der jüdischen schriftgelehrten Engelspekulation ist keine Spur. Die Engel erscheinen nur noch als Umgebung und Gefolge des himmlischen Gottes und seines Messias und als Helfer seiner Auserwählten. Der trostlose Pessimismus, den jene Anschauung ausdrückte, ist dem kraftvollen Optimismus des Glaubens an die allmächtige Vaterliebe Gottes gewichen, der weiß, daß kein Sperling vom Dach fällt ohne des Vaters Willen und daß auch die Haare auf unserem Haupt alle gezählt sind (Matth. 10, 29–31). Darin erscheint jene ganze Weltanschauung religiös überwunden.

* * *

Diese Gewißheit des Weltregiments Gottes erscheint auch bei Paulus, aber freilich in einer eigenthümlichen Verengung, und er, der ehemalige rabbinische Theologe, giebt der Metaphysik seines früheren Standes viel weiteren Raum. Vieles ist hier freilich be-

Digitized by Google

ſtritten und die Exegeſe ſchwierig genug. Dennoch erſcheint mir die Hauptſache geſichert.

Paulus kennt ganze Heere von Geiſtern, mit Klaſſen- und Rangordnungen: Engel und Erzengel, Hoheiten, Throne, Mächte, Gewalten und Herrſchaften, die Geiſter der Höhen und Tiefen. Alle ſind von Gott in Chriſtus geſchaffen (beſ. Kol. 1, 16) und über die Welt der Natur und der Völker geſetzt. Sie ſcheiden Monate, Jahreszeiten und Jahre (Gal. 4, 3 ff. beſ. 9 f.). Aber auch die Völker ſind ihnen von Gott unterworfen worden bis zur Zeit ihrer Mündigkeit, die ſie in Chriſtus erlangen werden (Gal. 4, 1 ff.) Nur haben ſie — das iſt ohne Zweifel der Sinn des Apoſtels — dieſe Macht mißbraucht, ſich zwiſchen Gott und die Menſchen hineingeſchoben, ſie von Gott getrennt und ihre Verehrung auf ſich gezogen. Jedenfalls aber ſteht die Heidenwelt unter dem Bann ihrer Götter, der Dämonen, mit denen Jeder wirkliche, lebendige Gemeinſchaft hat, der ihnen opfert oder an den Opfermahlzeiten Theil nimmt. (1. Kor. 8. 10, 19–22. Gal. 4, 8.) Sie ſind es, die ihre Verehrer zu den Sünden bringen, die vor Allem als die Sünden des Heidenthums gelten. (Eph. 2, 1–3. vgl. mit Stellen wie Röm. 1, 18 ff.)

Nun aber kommt Chriſtus, und damit wendet ſich die Geſchichte und die Stellung der Geiſtermächte. Denn Paulus ſetzt das Werk Chriſti nicht bloß darein, daß die Menſchen mit Gott verſöhnt werden, ſondern auch darein, daß die Herrſchaft der Geiſtermächte gebrochen und Gottes Alleinherrſchaft aufgerichtet wird. Und die Erlöſung der Menſchen beſteht zugleich auch darin, daß ſie der Macht jener unteren Geiſter entnommen und zur unmittelbaren Herrſchaft Gottes befreit werden, ſo daß nun nichts mehr ſie zu ſcheiden vermag von der Liebe dieſes Gottes, weder Tod noch Leben, weder Engel noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges noch irgend welche Mächte, weder Höhe noch Tiefe noch irgend ein ander Weſen. (Röm. 8, 38 f.)

Von Ewigkeit hat dieſer Rathſchluß Gottes feſtgeſtanden. Hinter dem Rücken der Geiſtermächte hat er ihn vorbereitet; ohne ihr Wiſſen, gegen ihren Willen müſſen ſie mithelfen, ihn auszuführen; denn ſie ſelbſt haben den Kreuzestod Chriſti herbeigeführt, der das Mittel zu jener Wendung iſt. (1. Kor. 2, 7 f. Kol. 1, 26 f.) Freilich wie der Kreuzestod dieſe Wirkung haben konnte, ſagt Paulus nicht. Er redet von dieſen höchſten Geheimniſſen nur ſelten und in Bildern, nicht in beſtimmten Ausſagen. Zweierlei Wege

Digitized by Google

kommen dabei jedenfalls in Betracht: auf der einen Seite dient der Tod des Herrn dazu, die Herrschaft der Geister zu vernichten, den Besiegten die Rüstung auszuziehen, sie zum Spott zu machen und über sie zu triumphiren (Kol. 2, 15, vgl. mit I. Kor. 2, 7 f.). Auf der andern Seite aber hat derselbe Tod die Mächte des Himmels mit Gott versöhnt und zum Frieden geführt (Kol. 1, 20). Es ist offenbar wie bei den Menschen: ein Theil unterwirft sich freiwillig in Liebe und Dankbarkeit, der andere muß vernichtet werden.

Diese Wirkung des Todes Jesu tritt aber zunächst nur innerhalb der Gemeinde hervor, der übrigen Welt verborgen und unsichtbar. Aber mit der Gemeinde dehnt sie sich aus, mit ihr wird sie vollendet und für alle Welt offenkundig in der Widerkunft Christi. Jetzt sind nur die Gläubigen, die Glieder des Leibes Christi, der Herrschaft der Zwischenmächte entnommen, in der übrigen Welt dauert sie fort. (I. Kor. 8, 5 f.). Aber auch in die Gemeinde hinein können die Geister der Finsterniß noch wirken. Nicht nur daß Gott, entsprechend einer Vorstellung der jüdischen Theologie, sie noch als Straf- oder Plagegeister zum Heil der Gläubigen verwendet, wie Paulus (II. Kor. 12, 7) seine Epilepsie oder was seine Krankheit war, als das Werk eines Satansengels beschreibt, der ihn mit Fäusten schlagen muß, damit er sich nicht überhebe, oder wie er den Blutschänder in Korinth in der Kraft des Geistes Christi dem Satan zu übergeben denkt, damit der ihn am Fleisch verderbe, so daß die Seele gerettet werden könne (I. Kor. 5, 5). Nein, der Satan hat auch seine Anschläge zu eigenem Nutzen. Paulus selbst erfährt es, daß er ihn an Dingen hindert, die im Dienst des Evangeliums nöthig wären (I. Thess. 2, 18). Aber auch das ganze sittliche Leben der Christen ist ein Kampf mit dem Heer seiner Geister (Eph. 6, 12). Die Frauen der Gemeinde müssen sich gegen ihre lüsternen Blicke schützen (I. Kor. 11, 10). Spaltungen und alles mögliche sonstige Verderben sucht der Satan einzuschmuggeln (vgl. II. Kor. 2, 11. 11, 3; Röm. 16, 20 mit den Versen vorher; Eph. 4, 27). Er sucht die Gemeinde zu Fall zu bringen wie einst die Schlange die Eva (II. Kor. 11, 3), nimmt dazu wohl die Maske eines Lichtengels an, um Glauben zu finden (II. Kor. 11, 14) und sucht im Gewand eines prophetischen Geistes Lüge statt Wahrheit einzuschmuggeln. Darum gilt es die Geister zu unterscheiden, zu prüfen, ob sie aus Gott sind (I. Kor. 12, 10 mit I. Joh. 4, 1).

Aber bei alledem hat die Gemeinde die Macht sich zu schützen;

Digitized by Google

sie ist der zwingenden Herrschaft, die die Geister im Heidenthum ausübten, entnommen. Und außerdem ist die Zeit nicht fern, da die vollkommene Herrschaft Gottes sich über die gesammte Welt ausdehnen wird. In I. Kor. 15, 20—29 schildert Paulus in großen Zügen diesen Abschluß des Kampfes. Die Epoche zwischen Christi Auferstehung und Wiederkunft ist die Zeit des Kampfes gegen die Geister. Als Gottes Feldherr unterwirft er sie und übt als sein Statthalter königliche Gewalt. Ist der letzte Feind bezwungen, der Tod, dann tritt der Augenblick ein, den Phil. 2, 10 f. voraussagt, daß in dem Namen Jesu sich beugen aller derer Knice, die im Himmel (die Geister) und auf der Erde (die Menschen) und unter der Erde (die Todten) sind, und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zu Ehren Gottes des Vaters, oder wie Eph. 1, 10 es ausdrückt, daß das All, das im Himmel und das auf der Erde, unter dem Haupt Christus zusammengeschlossen werde (ἀνακεφαλαιώσασθαι τὰ πάντα ἐν τῷ χριστῷ — als Ziel des göttlichen Rathschlusses). Dann aber legt zuletzt auch Christus seine Macht und sein Königthum dem zu Füßen, in dessen Namen und Dienst er sie bisher getragen hat, dem Vater, der nun Alles in Allen ist, der einzige Herrscher und König im Reich der Geister und Menschen.

* * *

Nirgends sind die Grundgedanken dieser Anschauung von der Erlösung als der Befreiung von den untern Geistern zu Gott ähnlicher erhalten als in den Systemen der Gnosis, jener großen geistigen Bewegung des zweiten Jahrhunderts, die das Christenthum mit den Mitteln und nach den Bedürfnissen der damaligen vorderasiatischen und hellenistischen religiösen Welt umzubilden, in den allgemeinen Prozeß der damaligen Religionsmischung hineinzuziehen und zugleich mit der ganzen Kultur der hellenistischen Gesellschaft auszustatten suchte, von der Mehrzahl der Gemeinden aber mit unbedingter Entschiedenheit abgewiesen und als Umsturz erkannt worden ist. Aber freilich ist hier dies Gewand jener Grundgedanken wesentlich anders geworden. Während sie bei Paulus sich eben noch am Horizont geltend machen, die Hauptmasse seiner Ausführungen doch die uns Allen bekannten Gedanken von unvergleichlicher Kraft und Tiefe, die Erfahrungen der Sünde und der Erlösung in Christus bilden, ist bei der Gnosis jener Rahmen ausgefüllt mit phantastischem Material aus den alten vorderasiatischen Religionen und hellenisti-

Digitized by Google

schen Systemen der Philosophie und verläuft zum großen Theil in der Art der magischen und naturalistischen Formen jener Kulte.

Innerhalb der Groß-Kirche aber hört man mit einer, freilich glänzenden Ausnahme, nur noch von den Dämonen, den vermeintlichen Göttern der Heiden, dagegen kaum mehr von dem großen Heer der Zwischenmächte, die Gott selbst zeitenweise über die Welt gesetzt hat. Man weiß vielmehr jetzt im Allgemeinen überall, daß Gott selbst die Welt lenkt und regiert, wenn er auch den Dämonen Raum zur Versuchung und zur Herrschaft über die Heiden läßt. Aber eben darum, weil sie in der Heidenwelt über die Menschen herrschen, ist die Grundstimmung der Heidenchristen das frohlockende Gefühl, der zwingenden Macht und dem Verderben der Dämonen entrissen und zu dem einen wahren Gott gerettet zu sein, aber auch das Gefühl höchster Verpflichtung, dieser Sphäre der Dämonen nun mit absoluter Scheu fernzubleiben und allein dem wahren Gott zu leben.

Die Anschauungen vom Ursprung, der Art und dem Wirken der Dämonen haben sich in den folgenden Jahrhunderten im Wesentlichen aus dem Judenthum erhalten; aber hellenische Züge sind dazu gekommen. Die Dämonen sind Wesen aus feiner dünner, geistiger Materie, von unbegrenzter Schnelle der Bewegung, unsichtbar, aber mit sinnlichen Bedürfnissen, vor Allem nach Fett und Blut, ihrer Nahrung: dies der Grund, warum sie sich durch täuschende Trugmittel aller Art — denn nicht immer gelten sie als fähig, Wunder zu wirken — den Menschen als Götter darstellten: sie brauchen ihre Opfer.

Aus den Schriften der alttestamentlichen Propheten, die sie haben lesen hören, haben sie die künftige Erscheinung Christi erfahren, die ihrer Herrschaft ein Ende machen soll. Darum haben sie von Urzeiten her Alles gethan, um den Eindruck des kommenden Christenthums abzuschwächen. Was das Christenthum mit heidnischen Religionen und Kulten gemeinsam hatte, was eine lebhafte ungeschulte Phantasie als Aehnlichkeit entdecken konnte, oder was im Lauf der Zeit dem Christenthum der Kirche wirklich aus heidnischen Kulten zugeflossen war, das erschien alles als Raub, den die Dämonen am künftigen Christenthum begangen, mit dem sie ihre Mythen, Legenden, Kultsitten u. s. w. ausgestattet hatten, um einst den Eindruck des Christenthums zu schwächen und es als eine Sammlung von grundlosen Mythen und Riten wie andere Religionen erscheinen zu lassen. So halten sie die Menschen auch jetzt noch nach Kräften im Bann des Heidenthums, der Unwissen-

Digitized by Google

heit und damit der Sünde, und thun Alles, um über die Christen selbst Verfolgung und Unglück aller Art, wie jegliche Versuchung zur Sünde, zur Häresie, zum Schisma zu bringen.

Aber es bleibt doch dabei: wer in der Kirche ist, über den haben sie keine Macht mehr, wenn er sie ihnen nicht selbst einräumt. Durch Christus, vor Allem seinen Tod, sind sie für Alle besiegt, die Christus angehören. Dem Namen Jesu des Gekreuzigten kann kein Dämon widerstehen. Zähneknirschend, heulend und ächzend müssen die angeblichen Götter sich christlichen Beschwörern als Dämonen bekennen. Mit dem bloßen Namen Jesu heilt man die Besessenen und dämonisch Kranken, und vor Allem ist mit der Taufe die kräftige Beschwörung verbunden, durch die zuerst das Wasser von dem darin vorhandenen Quell- oder Flußgeist, dann der heidnische Täufling selbst — nicht auch der jüdische, denn er hat nie unter den Dämonen gestanden — von der Herrschaft der bösen Geister befreit wird.

Aber eben darum ist auch die ganze urchristliche Moral von dem Gesichtspunkt getragen, was zu meiden sei, weil es mit den Dämonen in Verbindung bringe. In der Taufe hat der Christ dem Satan und dem ganzen Teufelswesen abgesagt. Das ist die kurze Richtschnur seines künftigen Lebens. Zu dieser pompa diaboli aber gehören nicht bloß Opfer und gottesdienstliche Leistungen aller Art, nicht bloß alle schweren Sünden, sondern Alles das, was in der Welt auf allen Gebieten mit ihrem heidnisch-religiösen Wesen zusammenhängt, was ihrem Kultus dient in den Gewerben aller Art, vom Künstler und Professor der Literatur und Mythologie bis zum Tapezierer und Kunstgärtner; alle Spiele und Künste, die mit religiösen Abzeichen gefeiert werden oder von den angeblichen Göttern erfunden sind, die Kampfspiele, die Künste des Wagenlenkens, Fechtens, Ringens wie die der Toilette, alles das gehört zum Reich des Satans. Vor Allem gehört dazu auch der ganze Dienst des Reichs, der Städte, des Heeres. Denn überall sind mit ihm religiöse Pflichten verbunden, und der glühende Haß gegen das Reich, der sich neben aller Loyalität in weiten Kreisen findet, ist nicht nur die Frucht der Verfolgung, sondern auch der Thatsache, daß das Reich die Organisation des Heidenthums bedeutet, mit der Herrschaft seiner Götter, der Dämonen, unlöslich verbunden ist.

Ich brauche nun nicht mehr besonders hervorzuheben, daß e dieses Reich sein Ende findet und die Gottesherrschaft

Digitized by Google

eintritt: der wiederkommende Christus wird alle Dämonen vernichten und in die Feuerhölle werfen. Und nun beginnt das Reich Gottes auf der erneuten Erde: die Christen, bisher verachtet und mißhandelt, werden die Richter, die Herren ihrer bisherigen Unterdrücker, die Theilhaber der göttlichen Herrschaft, und genießen ewiges Leben, in der Gemeinschaft Gottes, in glückselig idyllischem Dasein, in Frieden und märchenhafter Ueppigkeit der Natur und inmitten des Reichthums aller Völker.

Aber ich muß Ihre Blicke noch auf ein System richten, das von einzigartigem Interesse ist, das des Origenes, des größten christlichen Theologen vor Augustin, des großen Alexandriners aus der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts.

Origenes verfügt über die ganze philosophische Bildung seiner Zeit und der griechischen Vergangenheit und strebt nach einer großartigen einheitlichen Weltanschauung, die nur als Parallele zu dem gleichzeitig entstehenden Neuplatonismus beurtheilt werden kann. Er bewahrt aber zugleich alle Momente des Urchristenthums und nimmt ein gut Theil der phantastischen Anschauungen des Judenthums und Hellenismus auf. So auch im Verhältniß zu den Geistern und Dämonen. Aber dieses ganze Material hat er eingefügt in ein System von Theologie und Geschichtsphilosophie, das die Entwickelung der Welt von der Zeit vor der Zeit bis zu ihrem Ende ohne Ende umfaßt.

An den Anfang aller Schöpfungen Gottes stellt Origenes eine Reihe von Geistern, identisch an Art und Begabung, unsterblich und mit freiem Willen, eben so fähig, die vollkommene und unlösliche Gemeinschaft mit dem Logos Christus zu gewinnen, wie die Wege der Sünde zu gehen, von Gott abzuweichen. Daraus entsteht dann durch den verschiedenen Gebrauch der Freiheit eine unendliche Zahl von Stufen des Guten wie des Bösen, vor Allem aber die drei Klassen der Engel, Menschen und Dämonen. Aber Origenes kennt auch keine ein für alle Mal festgelegte Willensrichtung. In der unendlichen Reihe von Welten, die er annimmt, kann jeder Geist von einer Welt zur andern sich erheben oder fallen, weiter emporsteigen oder weiter sinken, vom Engel zum Menschen oder zum Dämon, vom Dämon zum Menschen oder Engel, und wiederum innerhalb der einzelnen Klassen von den niederen zu den höheren und umgekehrt. In jeder Welt kann der Wille als die Macht der Freiheit die gesammte sittliche Verfassung ändern und damit auch die Leiblichkeit. Denn jeder Geist hat seine Leib-

Digitized by Google

lichkeit bekommen, entweder zur Strafe für seinen Fall, oder damit er darin den Gefallenen dienen, sie zum Guten „leiten" könne. Und der Leib ist immer diejenige Form der Materie, die der Verfassung des Geistes entspricht, mit der ein Wesen die neue Welt betritt. So läuft also auch eine Kette von Leiblichkeit herab von den hellsten Gestirngeistern durch die hellen und dunklen Menschenrassen bis zu den Dämonenleibern aus finsterer Luftmaterie.

Die außermenschlichen Geister nun sind — wie in der jüdischen Theologie — von Gott als Verwalter gesetzt über Wasser und Luft, alle Erzeugnisse der Erde, die Künste und Wissenschaften und vor allem endlich die Völker. Denn nach dem Thurmbau von Babel haben sich die Völker und Sprachen getrennt: nach der Septuaginta-Uebersetzung von Deut. 32, 9 hat sich Gott damals das Volk Israel erwählt, die übrigen Völker aber nach der Zahl der Engel vertheilt, und die haben ihnen ihre Heimath, ihre Sprache und so weiter nach Verdienst angewiesen und ihre Geschicke gelenkt. Der Kampf und das Verhältniß der Völker scheint echt antik als Kampf, Sieg oder Niederlage der Geister der Völker zu gelten.

Aber nun kommt wieder der urchristliche Gedanke: durch Christus ist die Macht aller dieser Geister über ihre Untergebenen gebrochen. Jeder Christ ist ihr entnommen und steht unmittelbar und allein unter Gott. Die Christen aller Welt sind jetzt das Volk Gottes. Ein urchristlicher Gedanke wird damit verwerthet — die Christen ein Volk neben Griechen, Barbaren und Juden —; zugleich aber spiegelt sich darin der antike Gedanke, daß ein Volk zum Volk werde eben durch die Gemeinschaft seines Kultus.

Wie schließt nun aber bei Origenes diese ganze Entwickelung des Geisterreichs ab? Er sieht die Geister in unendlicher Reihe auf- und absteigen, wieder sinken und wieder sich erheben. Dämonen wie Engel ringen um die Seelen der Schichten, die zwischen ihnen liegen. Aber seitdem der Logos Christus auf Erden erschienen ist, haben die guten Geister den Vorsprung: sie haben an ihm die Kunst des Leitens erlernt und so werden sie den Sieg erringen.

Denn seit dem Urchristenthum hat sich die Form gewandelt, wie man den siegreichen Abschluß der Herstellung der Gottesherrschaft erwartet. An Stelle der sinnlichen Anschauungsformen des Orients sind in den literarischen Kreisen der Kirche die ethischen Kategorien des Hellenenthums getreten. Schon Irenaeus hat um 180 den Grundsatz ausgesprochen, daß der Satan nicht durch Gewalt — so stand es in der urchristlich-volksthümlichen poetischen

Digitized by Google

Anschauung — sondern nur durch Recht und Gerechtigkeit, also durch sittliche That, überwunden werden dürfe. Und Origenes hat in seiner Theologie den Grundsatz durchgeführt, daß alle abgewichenen und nicht vollkommenen Geister auf dem Weg freier sittlicher Entwickelung ihrem Ziel zugeführt werden und hiezu nicht nur der Beistand der höheren Geister, sondern auch die eigene Sünde, ja der tiefste Fall ebenso wie die Höllenstrafen als Mittel dienen müssen. Der letzte Feind, der vernichtet d. h. geheilt, sittlich zur Gottesliebe umgewandelt wird, ist der Tod d. h. der Satan. Dann tritt in der Leitung und Erziehung der Geister an die Stelle der höheren Geistwesen der Logos Christus selbst und wird alle so lange unterweisen, bis er sie dem Vater unmittelbar unterwerfen kann, der nun Alles ist in allen Geistern, das Maß aller ihrer Bewegungen, Alles was sie fühlen und denken. Dann ist auch die Verschiedenheit der Geister zu Ende: alle sind nun gleiche selige Spiegel seiner Seligkeit und alle ihre Leiblichkeit ist verklärt zur selben Gestalt, der vollkommenen Dienstbarkeit des Geistes. So steht auch bei Origenes am Ende der Dinge die ἀνακεφαλαίωσις τῶν πάντων ἐν Χριστῷ, oder wie er selbst sagt die ἀποκατάστασις τῶν πάντων, nur daß es bei ihm keinen Unterschied zwischen Versöhnten und Unterworfenen giebt, sondern alle frei erlöst und versöhnt sind ihrem Gott.

Aber bei dieser ganzen Auffassung besteht ein ungeheurer Abstand vom Urchristenthum. Innerhalb des alten Rahmens steht ein ganz neues Problem im Mittelpunkt; nicht mehr der Kampf zwischen Gott und den Zwischenmächten, sondern die echt hellenische Auseinandersetzung zwischen Geist und Materie: woher stammt die Materie? wie kommt der Geist in ihre Haft? was wird das Ende dieser Verbindung sein? und damit sind andere Fragen verknüpft: die Frage nach dem Ursprung von Sünde und Uebel, nach dem Verhältniß göttlicher Allmacht und menschlicher Freiheit, die Theodicee in allen ihren Zweigen. Alle diese Probleme sollen gelöst werden innerhalb der Elemente, die einst dazu hatten dienen sollen, den Widerspruch zwischen der thatsächlichen Lage der Welt und ihrer wahren Bestimmung, zwischen den Mächten, die in der Welt regieren, und der Herrscherstellung Gottes zu lösen.

Vor Allem aber: was Jesus und das ganze Urchristenthum von der allernächsten Zeit erwartet hatten, erscheint als das Ergebniß einer langen, zum Theil unendlich langen Entwickelung. Für Origenes ist zunächst das Himmelreich nicht mehr die Zeit-

Digitized by Google

epoche, die diese Welt abschließt, sondern die ewige Sphäre, die über alle dem Judenthum wie den Hellenen bekannten Sphären und Himmeln hinausliegt, der Ort der vollendetsten Geistigkeit, in dem die einzelne Seele nach und nach, allmählich und in stetem Fortschreiten emporsteigen wird. Der Abschluß der ganzen Weltgeschichte aber wird von Origenes hinausgeschoben an das Ende einer unendlichen Reihe von Welten. Darin zeigt sich, daß man sich in der Welt ganz anders zu bleibendem Dasein eingerichtet hat. Freilich diese Welt hat sich auch verändert. Am Ende einer langen Friedenszeit, die ein unaufhaltsames Vorrücken des Christenthums gebracht hat, kann Origenes in seiner Schrift gegen Kelsos triumphirend darauf hinweisen, wie die Dämonenmacht zurückgehe und Christus siegreich durch die Geschichte schreite. Schon sieht er in der Zukunft die Alleinherrschaft seines Glaubens nahen. Und nach wieder zwei Menschenaltern, am Ende der letzten großen Verfolgung frohlockt der junge Athanasius: Die Götzenbilder stürzen, die Dämonen verfallen immer mehr dem Tode; der Tod selbst, der letzte Feind ist schon todt: die Christen, selbst schwache Frauen und Kinder spotten sein.

In der That, je mehr in der Zeit nach Konstantin das Heidenthum vollends gestürzt wird, um so mehr verschwindet der alte Dämonenglaube. Es bleibt auch künftig dabei: „Die Götter der Heiden sind Dämonen." Aber diese Dämonen stehen gleichsam nur noch auf dem Papier. Der Boden, in dem der Glaube an sie wurzelte, die thatsächliche Macht des Heidenthums, ist vertrocknet. Man erfährt ihre Macht nicht mehr. Nur noch bei der Bekehrung der Germanen, Slaven u. s. w. wiederholt sich das Spiel: die Götter werden Unholde. Im Uebrigen aber befaßt sich die Phantasie mit den Dämonen fast nur noch in den Mönchsromanen vom vierten Jahrhundert an, und da sind sie herabgesunken zu Spukgestalten grotesker, oft burlesker Art, erwachsen aus der unheimlichen brütenden Einsamkeit der Wüste. Für das religiöse Bewußtsein der christlichen Masse der alten Kirche bedeuten sie nichts mehr. An ihre Stelle ist der Teufel getreten.

Mit dieser Veränderung hängt noch eine andere Umwälzung zusammen. Die origenistische Schule hat nicht nur das praktische Interesse an dem Ende der Welt und Herabkommen des Gottesreichs verloren, — das ist ihnen in unendliche Ferne gerückt — sondern sie sieht auch in diesem echtesten Stück Urchristenthum ein Zeichen zurückgebliebenen Verständnisses und sucht es, seitdem sie die Bischofs-

Digitized by Google

stühle einnimmt, den Gemeinden zu entreißen. Was sie an die Stelle des alten Reichsgedankens zu setzen vermag, ist die individualistischste Form der Religiosität, die Mystik, ein Gewächs spät-hellenischer Entwickelung und nur von der Kirche aufgenommen, vertieft und an Christus angeschlossen.

Anders im Westen. Hier hat sich der Glaube an das künftige Reich viel länger erhalten. Augustin hat noch einmal in gewaltigen Zügen seine Geschichte geschrieben, wie es im Himmel von Ewigkeit her besteht, dann in der irdischen Gottesgemeinde in die Welt eingeht, dort mit dem Reich des Satans ringen muß und schließlich mit Christi Wiederkunft Himmel und Erde füllt. Aber bald nach Augustin rückt auch im Abendland diese Hoffnung an die Peripherie und an ihre Stelle tritt das lebendige, fast ausschließliche Interesse an der Form, in der die Gottesstadt schon jetzt auf Erden vorhanden ist, der Kirche mit ihrer stolzen Entfaltung, ihrer stolzeren Zukunft und den unermeßlichen Aufgaben, die sie jedem Einzelnen stellt.

So ist der Rahmen der urchristlichen Weltanschauung zerfallen und keine Kombination der Geschichte wird ihn wiederherstellen, weil die Kräfte, die seine Form geschaffen haben, nicht wiederkehren. Gerade als Christen ist es den Alten unerträglich geworden, daß der Gott, den sie in Christus hatten kennen lernen, sein Weltregiment zeitweise freiwillig oder unfreiwillig an Kräfte abgäbe oder mit ihnen theilte, die ihm unterthan oder feindlich wären. Und seither haben wir die Gesetze erkennen lernen, die in der Natur wirken; wir sehen in ihnen die Weise, die Gott seinem Wirken vorgeschrieben hat. Wir haben die geistige und sittliche Welt der Menschenseele als so reich, so verwickelt, so unergründlich kennen gelernt, daß wir da nur ihr eigenes Leben und Weben finden, wo die Alten die Geistermächte um sie ringen sahen. Wir haben endlich gelernt, unseren religiösen Blick auf die Sphäre zu beschränken, die uns zunächst liegt, die Menschheit. Nicht als ob wir daran zweifelten, daß unsere Hoffnung auch weiter schweifen dürfte — wir setzen den Plänen unseres Gottes keine Grenze —; aber wir sehen in dem Gedanken des Gottesreichs, der Gottesherrschaft vor Allem eine Gabe Gottes an uns und darum eine Aufgabe für uns, die schon allein in ihrer Größe und Strenge unermeßlich ist.

Dennoch, wer wollte verkennen, daß nach allem Wechsel der religiösen Vorstellungsweise die Grundkräfte der christlichen

Digitized by Google

Religiosität noch heute dieselben geblieben sind wie in jener alten Zeit. Nachdrucksvoller als seit langer Zeit hat unsere evangelische Theologie zur Richtschnur ihrer Arbeit die Erkenntniß gemacht, daß das Christenthum eben die Kraft sei, die den Menschen von der erdrückenden Macht der Welt befreit zur Freiheit in dem Gott, dessen die Welt ist, und daß es der Theologie Aufgabe nicht sei, dem Phantom einer umfassenden theoretischen Gottes- und Welterkenntniß nachzujagen, sondern vor Allem dahin zu führen, wo sich unseres Gottes höchste Macht offenbart, in die einzigartige Größe Jesu Christi und die Siegeskraft, die sie der Sünde wie dem Elend der Welt gegenüber erweist. Es ist für uns nicht minder wahr als für die älteste Christenheit, daß dieses Wirken Gottes zwar verborgen sei vor den Augen der Welt, d. h. derer, die nur das zu sehen gewohnt sind, was in die Erscheinung fällt, daß aber in Wirklichkeit gerade in dieser Unscheinbarkeit die höchste Entfaltung göttlicher Kraft und Herrschaft liege.

Und wir sind mehr als je mit den Alten darin Eins geworden, im Christenthum nicht eine Sache bloß des Einzelnen, sondern der Gemeinschaft zu sehen. Wie der Einzelne nur wird in der kleinen und großen Gemeinschaft, aus der er erwachsen ist und seine geistige Nahrung zieht, so ist auch das Ziel für ihn nicht nur die Vollendung seiner Persönlichkeit, sondern die Arbeit am Ganzen. So kann auch unsere Hoffnung nicht stille stehen, ehe sie den ganzen Erdkreis unter der geistigen Herrschaft unseres Gottes vereinigt sieht.

Digitized by Google

Sage und Geschichte in der griechischen Kunst.

trag, gehalten im Westfälischen Provinzial-Verein für Wissenschaft
nd Kunst zu Münster in Westfalen am 25. Oktober 1897.

Von

Friedrich Koepp.

---

echische Dichtkunst und griechische Bildkunst haben die
Sage zum Gemeingut der Welt gemacht. Auch wenn
kommen sollte, da man die griechischen Dichtungen nicht
die griechischen Bildwerke nicht mehr ansieht: der Schatz
Sagen wird damit nicht verschwinden aus dem geistigen
ebildeten Völker. Ihn führt in das weite Reich unserer
t nur der eine nie versiegende Strom griechischer
Kunst, den man abdämmen könnte, und den die
thatsächlich abzudämmen heute mehr denn je bemüht
n ihn zahlreiche Bäche und Rinnsale, große Ströme
jenem Strom hellenischer Bildung in oft kaum sicht-
nenhang stehen. Diesen hellenischen Sagen scheint
olle Kraft beizuwohnen, die sie, auch abgesehen von
und künstlerischen Werth der Werke, durch die sie
Theil geschaffen sind, [illegible]
deren Volkes Sagen [illegible]
die ihnen [illegible]
Sprache, [illegible]
ten ge[illegible]
n-A[illegible]

Digitized by Google

Ferse" und der „Herkules-Arbeit" sprechen auch die, deren Geist niemals in die heute so übel berufenen Fesseln klassischer Bildung geschlagen ward.

Die gleiche Kraft — sie ist das Geheimniß hellenischen Wesens! — giebt der griechischen Geschichte einen Wert, der weit über die Bedeutung der Ereignisse hinausreicht, der unendlich erhöht, nicht aber erst begründet wird durch die Thatsache, daß an der Geschichte der Hellenen die Geschichtsforschung zu einer Wissenschaft, die Geschichtsschreibung zu einer Kunst erwachsen ist.

Sage und Geschichte sind Schwestern: jene die ältere, diese die jüngere, aber jene die phantasievollere, diese die nüchterne, jene ähnlich „der ewig beweglichen, immer neuen, seltsamen Tochter Jovis, seinem Schooßkinde, der Phantasie", diese vielleicht mit einigen Zügen „der alten Schwiegermutter Weisheit", der der Dichter vergebens zurufen würde, daß sie „das zarte Seelchen ja nicht beleidige". Feindliche Schwestern sind es: von Anfang an war die jüngere darauf aus, die ältere zu kränken und zu verdrängen. Die hatte ihre besten Tage, als jene noch nicht geboren war. Aber auch heute noch gelingt es ihr zuweilen, der jüngeren Schwester bei den Menschen den Rang abzulaufen, indem sie deren ehrbare Miene annimmt, aus der dann doch ihre eigenen lustigen Augen, die den Sterblichen viel besser gefallen, als die der anderen, verführerisch hervorleuchten.

„Also spricht Hekataios von Milet: dies schreibe ich nieder, wie es mir wahr zu sein scheint. Denn der Hellenen Reden sind mannigfach und meines Erachtens lächerlich." Als dies selbstbewußte Wort der Milesier schrieb — da, kann man sagen, ward die jüngere der beiden Schwestern geboren. Aber es währte noch manches Jahr, bis sich zeigte, wie verschieden die Beiden waren, und auch des Hekataios Nachfolger, Herodot, den man den „Vater der Geschichte" nennt, glaubte noch oft genug von der jüngeren zu hören, was ihm die ältere zugeraunt.

Stolz steht heute die Geschichte da; nur vor der Naturwissenschaft, die denn doch noch anspruchsvoller aufzutreten versteht, muß sie zuweilen ein wenig bei Seite treten. Das ärgert sie wohl, und es fällt nicht selten zwischen Beiden ein eifersüchtiges Wort. In Einem aber sind Beide einig: wie die Eine Alles, was dem Aberglauben ähnlich sieht, so verfolgt die Andere unerbittlich Alles, was der Sage gleicht.

Ein Gebiet aber giebt es, das die Geschichte der Sage noch

Digitized by Google

immer nicht ganz entrissen hat und wohl niemals entreißen wird: das Gebiet der Kunst. Der uralte Bund zwischen Sage und Kunst wird um so fester halten, je öfter die Kunst erfahren hat und erfährt, daß sie im Bund mit der Geschichte fast stets den Kürzeren zieht. Immer von Neuem zieht sie zur Sage die Wahlverwandtschaft hin. Immer von Neuem aber versucht auch die Geschichte, die Kunst in ihren Dienst zu ziehen; denn nicht anders faßt sie einen Bund mit jener auf.

Zeigen möchte ich nun, wie dieser Kampf zwischen Sage und Geschichte um das Gebiet der Kunst im Alterthum begann.

Ein Problem will ich Ihnen darlegen, nicht Wissensstoff Ihnen überliefern. Deshalb darf ich den Weg einschlagen, der, gewiß mit Unrecht, in unseren Tagen dem historischen Unterricht empfohlen worden ist, den „Krebsweg", indem ich von einem im hellen Licht der Geschichte liegenden Punkt Sie rückwärts führe, an den Punkten, die mir als Wendepunkte erscheinen, Halt machend und Umschau haltend, dann weiter gehend bis dahin, wo der Pfad sich in der Dämmerung der ältesten Zeit verliert.

Gestatten Sie mir, zunächst einen Standpunkt zu wählen, der außerhalb der griechischen Geschichte liegt, nicht aber, in gewissem Sinne, außerhalb der Geschichte der griechischen Kunst.

Der Antheil der Römer an den Kunstleistungen der Zeit, in der sie die Herren der Welt waren, ist ein gerade in der letzten Zeit vielumstrittenes Problem: die Einen sind bemüht, fast alles und jedes Verdienst den Römern zu entreißen und sie nur als die Erben alexandrinischen Reichthums darzustellen; wenn wir die Anderen hören, so hätten die Römer, nach dem Maßstab modernster Anschauungen, das Höchste in der Kunst geleistet. Doch mag der Zusatz römischen, italischen Wesens und Könnens bei den Kunstleistungen des Kaiserlichen Rom so groß oder so gering sein wie er will — das Grundvermögen stammt von Hellas, und die Verwaltung lag auch gewiß öfter in den Händen von Hellenen, als in denen von Italikern. Gerade an einer der gewaltigsten Leistungen der römischen Kaiserzeit, an dem Fries der Trajanssäule, ist es in neuester Zeit gezeigt worden, wie viel dem Hellenischen verwandter Sinn in diesem Werk noch lebt. Die griechische Kunst hat nicht ein Ende mit dem Tode Alexanders, nicht mit der Zerstörung von Korinth, noch mit der Erbschaft der Attaliden: wer die Geschichte der alten Kunst schreibt, thut gut, das Schema der politischen Geschichte nicht auf die Kunstgeschichte zu übertragen; er spreche lieber

Digitized by Google

von griechischer Kunst in Rom als nur von römischer Kunst, vielleicht von Beidem. Aber für den, der nicht den Fortschritt des künstlerischen Könnens ins Auge faßt, sondern das Verhältniß des Künstlers zu dem Inhalt seiner Darstellungen, für den beginnt allerdings wohl ein neuer Abschnitt mit der Zeit, in der die Kunst in den Dienst der Römer tritt: das Verhältniß zum Inhalt ist ja nicht die Sache des Künstlers allein, sondern nicht weniger Sache des Auftraggebers und von dessen Auffassung abhängig. Deshalb dürfte ich wohl meine Betrachtung mit der Zeit der Eroberung des Orients durch die Römer schließen oder, da sie ja rückwärts schreiten soll, beginnen. Aber es erscheint mir lehrreich, zunächst einmal den Standpunkt auf einem Höhepunkt der Kunst in Rom, im zweiten Jahrhundert der römischen Kaiserzeit zu nehmen. Die Kunst dieser Zeit ist gerade jetzt in den Vordergrund des Interesses gerückt: ihre größte Schöpfung, die Säule des Trajan, wird durch eine neue Abbildung erst recht bekannt gemacht; von der nach ihrem Vorbild geschaffenen Säule des Marc Aurel sind durch die Freigebigkeit S. M. unseres Kaisers die ersten photographischen Aufnahmen ermöglicht worden. Die Reliefstriese dieser beiden Säulen sind historische Quellen ersten Ranges. Der Fries der Trajanssäule erzählt uns die dakischen Kriege dieses Kaisers; die Markomannenkriege des Kaisers Marcus sind der Inhalt des Frieses der anderen Säule.

Ueber 150 einzelne Bilder reiht der Fries der Trajanssäule an einander, Tausende von Gestalten. Theodor Mommsen hat von seinem Reichthum eine Schilderung gegeben, wie sie in so kurzen Worten schwerlich besser gegeben werden könnte: „Wir sehen die Wachtthürme der Römer mit ihrem spitzen Dach, ihrem palliſadirten Hof, ihrem oberen Umgang, ihren Feuersignalen. Die Stadt am Ufer des Donaustromes, dessen Flußgott den römischen Kriegern zuschaut, wie sie unter ihren Feldzeichen auf der Schiffbrücke entlang ziehen. Den Kaiser selbst im Kriegsrath, dann vor den Wällen des Lagers am Altar opfernd. Es wird erzählt, daß die den Dakern verbündeten Burer den Trajan vom Kriege abmahnten in einem lateinischen, auf einen gewaltigen Pilz geschriebenen Spruch: man meint diesen Pilz zu erkennen, auf ein Saumthier geladen, von dem gestürzt ein Barbar, mit der Keule auf dem Boden liegend, dem heranschreitenden Kaiser mit dem Finger den Pilz weist. Wir sehen das Lager schlagen, die Bäume fällen, Wasser holen, die Brücke legen. Die ersten gefangenen Daker,

Digitized by Google

leicht kenntlich an ihren langärmligen Kitteln und ihren weiten Hosen, werden, die Hände auf den Rücken gebunden und an ihrem langen Haarbusch von den Soldaten gefaßt, vor den Kaiser geführt. Wir sehen die Gefechte, die Speer- und Steinschleuderer, die Sichelträger, die Bogenschützen zu Fuß, die auch den Bogen führenden schweren Panzerreiter, die Drachenfahne der Daker, die feindlichen Offiziere, geschmückt mit dem Zeichen ihres Ranges, der runden Mütze, den Fichtenwald, in den die Daker ihre Verwundeten tragen, die abgehauenen Köpfe der Barbaren vor dem Kaiser niedergelegt. Wir sehen das dakische Pfahldorf mitten im See, in dessen runde Hütten mit spitzem Dach die Brandfackeln fliegen. Frauen und Kinder flehen den Kaiser um Gnade an. Die Verwundeten werden gepflegt und verbunden, Ehrenzeichen an Offiziere und Soldaten ausgetheilt. Dann geht es weiter im Kampf: die feindlichen Verschanzungen, theils von Holz, theils Steinmauern, werden angegriffen, das Belagerungsgeschütz fährt auf, die Leitern werden herangetragen, unter dem Schilderdach greift die Sturmkolonne an. Endlich liegt der König mit seinem Gefolge zu den Füßen Trajans; die Drachenfahnen sind in Römerhand; die Truppen begrüßen jubelnd den Imperator; vor den aufgethürmten Waffen der Feinde steht die Viktoria und beschreibt die Tafel des Sieges. Es folgen die Bilder des zweiten Krieges, im Ganzen der ersten Reihe gleichartig; bemerkenswerth ist eine große Darstellung, welche, nachdem die Königsburg in Flammen aufgegangen ist, die Fürsten der Daker zu zeigen scheint, sitzend um einen Kessel und Einer nach dem Anderen den Giftbecher leerend; eine andere, wo des tapfern Dakerkönigs Haupt auf einer Schüssel dem Kaiser gebracht wird, endlich das Schlußbild, die lange Reihe der Besiegten mit Frauen, Kindern und Heerden aus der Heimath abziehend."

Aufgaben, die der Reliefkunst versagt scheinen, wagt dieser Künstler mit kühner Sicherheit, gleichsam spielend, zu lösen. Er drängt zusammen; er giebt gewissermaßen einen Auszug aus dem Bild der Wirklichkeit; aber er verschmäht es, die Wirklichkeit durch Symbole anzudeuten; die Mythologie spielt deshalb in seinen Bildern keine Rolle. Nur wo ein nächtlicher Kampf im Walde dargestellt werden soll, da sehen wir statt der Mondsichel die Göttin Selene oder Luna am Himmel, und wo ein Gewitter in den Kampf eingreift, da erscheint der Blitze schleudernde Jupiter, wie auf der Säule des Kaisers Marcus der Regengott bei der Darstellung des Wunders im Quadenland.

Digitized by Google

Welche Fülle von Bildern wirklicher historischer Ereignisse! „Die Trajanssäule," sagt Mommsen, „ist ein Zeugniß der verwüsteten Geschichtsüberlieferung der römischen Kaiserzeit, wie wir kein zweites besitzen." Eine Quelle ersten Ranges, wie gesagt; zu vereinzelt nur, um recht nutzbar zu sein. „Wie Niemand es wagen würde," sagt wiederum Mommsen, „nach Menzels Bildern die Geschichte des siebenjährigen Krieges zu erfinden, so bleibt auch uns nur mit dem Einblick in halbverständliche Einzelheiten die schmerzliche Empfindung einer bewegten und großen, auf ewig verblaßten und selbst für die Erinnerung vergangenen geschichtlichen Katastrophe." Nicht ganz so hoffnungslos wird der Archäologe die Szenenfülle dieser Bilderchronik betrachten, und der Beginn des zweiten Dakerkrieges ist vor Kurzem, wie ich glaube mit Glück, allein nach diesen Bildern rekonstruirt worden. Wir erfahren ja freilich durch diese Bilder neben Ereignissen, die der kaiserliche Geschichtsschreiber seiner Zeit der Aufzeichnung für werth gehalten haben wird, auch Dinge, die kein Historiker uns aufbewahren würde, auch wenn die Ueberlieferung weniger verwüstet wäre. Unschätzbar wäre eine solche Nebenquelle für eine Zeit, für die wir eine bessere Ueberlieferung besäßen, unschätzbar für den Historiker und reich an Aufklärungen für den Kunsthistoriker. Man denke sich eine solche Darstellung der Perserkriege neben Herodot, des peloponnesischen Krieges neben Thukydides! — Aber es hat dergleichen nie gegeben. Diese chronikenartige Erzählung in Bildern ist, innerhalb der klassischen Kunst, eine späte Erfindung. Die Monarchie hat ihren Antheil daran, denn die Bilderfülle ist zum Theil durch den Wunsch bedingt, den allerhöchsten Kriegsherrn in allen möglichen Situationen wieder und wieder zu zeigen.

Lassen Sie mich jetzt um drei Jahrhunderte rückwärts gehen, in die Zeit, kurz bevor der hellenische Osten dem Joch Roms sich beugte. Hellenische Freiheit lebte nur noch hie und da, mehr oder weniger scheinbar, im griechischen Mutterland; Könige ringsum, die Erben des großen Alexander. Aber sie fühlten sich auch als die Erben Athens: die Vertreter und Verbreiter hellenischen Wesens, hellenischer Kultur über die Grenzen von Hellas hinaus, als die Erben der Stadt, die unbestritten als die Hauptstadt von Hellas galt. Aehnliche Verehrung, wie sie die Könige des Ostens dem vergötterten Alexander zollten, genoß auch der Schatten, der sich noch wie einst „Demos von Athen" nannte. Athen ward mit Wohlthaten überhäuft. Man geizte nach den Ehren, die der Demos

Digitized by Google

zu verleihen hatte. Je größer der Ehrgeiz, als Förderer hellenischer Bildung zu gelten, um so größer die Gunstbezeigungen gegen die alte Hauptstadt dieser Bildung. Nicht unter den letzten war dabei der erste König von Pergamon. Gleich den Königen Antigonos, Demetrios, Ptolemaios ward ihm die Ehre zu Theil, unter die Stammesheroen Athens versetzt zu werden. Mannigfaltig waren dafür seine Gnadenbeweise gegen die Stadt. Auf der Akropolis von Athen standen noch nach Jahrhunderten vier Statuengruppen, die König Attalos der Athena geweiht hatte. Den Gigantenkampf des Zeus stellte die eine Gruppe dar, des Theseus Amazonenkampf die zweite, die Schlacht bei Marathon und den Keltensieg des Attalos die dritte und vierte. Der Sinn des Geschenks ist deutlich genug. Der Galatersieg war des Attalos höchster Ruhmestitel: nach diesem Sieg hatte er das Diadem und den Namen eines Königs angenommen. Die Marathonschlacht galt als der Athener größte Ruhmesthat. Dieser wie jener Sieg war ein Triumph von Hellas über die anstürmenden Barbaren, die Feinde der hellenischen Kultur; dieser wie jener Sieg war der Triumph einer kleinen Schaar, die um den eigenen Heerd und die Tempel der Götter fast vor den Thoren der Vaterstadt kämpfte, über die wüsten Horden, die den Sitz der Athena Polias mit Feuer und Schwert bedrohten.

In diesem Sinne durfte Attalos die beiden Schlachten zusammenstellen, indem er die Athener und sich selbst zugleich ehrte. Der Sieg der Athener aber hatte sein mythisches Vorbild in dem Sieg des Nationalheros Theseus über die Amazonen, die gleich den Medern von Osten her gegen Athen herangezogen waren: beide Siege zusammenzustellen, war den Athenern seit mehr als zwei Jahrhunderten zur Gewohnheit geworden, gehörte zu den stehenden Gemeinplätzen attischer Redner; Attalos schmeichelte dem Selbstbewußtsein der Athener, indem er sich derselben Parallele bediente. Es kann kein Zweifel sein darüber, daß Attalos die Gigantomachie in Parallele setzen wollte zu seinem eigenen Sieg: je zwei Gruppen gehören zusammen. Der Keltensieg des Attalos hat sein mythisches Vorbild im Gigantensieg des Zeus wie der Persersieg der Athener im Amazonenkampf des Theseus. Mit dem König der Götter wird der sterbliche Herrscher verglichen; das ist im Zeitalter des Hellenismus nichts Ungewöhnliches. Weder die Künstler, die jene Gruppen in Athen schufen, noch Attalos selbst, noch seine Hofpoeten haben die Parallele erfunden: wie in so vielen

Digitized by Google

Dingen folgten die hellenistischen Könige gewiß auch hier nur dem Beispiel des großen Alexander. Figurenreiche Darstellungen von Keltenschlachten, ansehnlicher gewiß als die Gruppe auf der Akropolis von Athen, befanden sich aber auch auf der Burg von Pergamon. Die Postamente dieser Erzgruppen haben sich bei den Ausgrabungen gefunden — nur die Postamente mit den Inschriften leider, kein Ueberrest der Statuen selbst. Aber eine Vorstellung von diesen geben uns zwei berühmte Marmorwerke römischer Museen: der sterbende Gallier auf dem Kapitol und die Gruppe der einstigen Villa Ludovisi.

Attalos ließ, so viel wir sehen, auf seiner Burg die Gallierkämpfe allein darstellen, ohne mythische Parallele wie in Athen, naturalistisch, bis zu einem gewissen Grad in der Auffassung der Erscheinung der Kelten, idealisirt aber in der Auffassung der Ereignisse. Es war nicht eine bestimmte Schlacht dargestellt; jede einzelne der zahlreichen Schlachten, die uns die Inschriften auf den Postamenten noch heute nennen, war ja offenbar nur durch eine einzige Gruppe vertreten. Allein durch die naturwahre Darstellung der Barbarentypen unterschieden sich die Gruppen von den gewohnten, seit alter Zeit immer wiederholten Heroenkämpfen. Mit der Kriegschronik der Trajanssäule hatten sie nicht das Mindeste gemein. Und die Parallele, der der König in jenem Weihgeschenk auf der Burg von Athen bildlichen Ausdruck gab, sie fehlte doch auch auf der Akropolis von Pergamon nicht ganz; denn es ist unzweifelhaft, daß die Gigantomachie des großen Altars, der kostbarste Gewinn der Ausgrabungen Karl Humanns, symbolisch die Siege Eumenes' des Zweiten feiern soll, sei es dessen Keltensiege, sei es den Sieg über Antiochos von Syrien, dem er mittelbar die gewaltige Ausdehnung seines Reiches durch die Gnade der Römer verdankte, die Schlacht bei Magnesia am Sipylos. — Die pergamenischen Könige erreichten ihren Zweck: sie erwiesen sich durch diese Gedanken und durch deren künstlerische Ausführung als echte Hellenen.

Es giebt ein merkwürdiges Zeugniß dafür, daß diese pergamenischen Gallierkämpfe — und neben ihnen vielleicht nur die Schlacht bei Marathon — durch die Kunst gleichsam zum Rang von Sagen erhoben worden sind. Auf den Marmorsarkophagen der römischen Kaiserzeit sind griechische, seltener auch römische Mythen in Relief dargestellt, von historischen Vorgängen nur die Schlacht bei Marathon und, unvergleichlich häufiger als diese,

Digitized by Google

Gallierkämpfe, und zwar nicht Kämpfe der Römer, sondern eben jene pergamenischen Schlachten, für die die Kunst des Attalidenhofes die Darstellungsformen ausgeprägt hatte, die dann mit denen griechischer Götter- und Heldensage in die Musterbücher der Sarkophagarbeiter übergegangen waren. Nach diesen Musterbüchern wurden sie wieder und wieder in mancherlei Variationen dargestellt, ohne daß der Steinmetz sich über diese Schlachten mehr Gedanken gemacht hätte, als über Amazonenkämpfe oder des Bacchus indischen Triumph.

Mit Recht würden Sie befremdet sein, wenn die gepriesene griechische Kunst großen historischen Ereignissen nicht noch auf andere Weise gerecht zu werden versucht hätte, als indem sie sie, fast alles Individuellen entkleidet, in die verbrauchten Formen mythischer Darstellungen goß und diese verblaßten Bilder der Wirklichkeit gedankenlos ihrem Typenschatz einreihte.

Ein einziges Kunstwerk ist uns erhalten, das uns vor dieser Meinung bewahren muß: das herrlichste historische Bild, das wir aus dem Alterthum besitzen, das Mosaikbild der Schlacht bei Issos aus dem pompejanischen Haus, das einst den Namen Goethes trug, weil hier in Gegenwart von Goethes Sohn gegraben worden war. Und Goethes Name ist auch mit dem Bild verknüpft. Zwölf Tage vor seinem Tode schrieb er, nach Empfang einer Zeichnung des Bildes, die Worte: „Mit- und Nachwelt werden nicht hinreichen, solches Wunder der Kunst richtig zu kommentiren, und wir genöthigt sein, nach aufklärender Betrachtung und Untersuchung immer wieder zur einfachen, reinen Bewunderung zurückzukehren.“ Nach mehr als zwei Menschenaltern brauchen wir diesen Enthusiasmus nicht einzuschränken, ein einziger Fall vielleicht in der Geschichte der Beurtheilung antiker Kunst. In der That: dies Bild bezeichnet einen Höhepunkt aller Kunst, und thurmhoch steht seine Auffassung über dem Chronistenstil der trajanischen Zeit.

Sie werden es Alle gesehen haben, im Museo Nazionale zu Neapel oder in der Nachbildung des römischen Hauses im Potsdamer Park oder in Abbildungen. Ich will nur Ihrer Erinnerung mit wenigen Worten zu Hilfe kommen. Aber auch die lebendigste Erinnerung an das Original selbst lassen Sie die Phantasie noch verklären; denn auch dies Original selbst, hergestellt in der mühseligen und harten Technik des Mosaiks, giebt uns von der Schönheit des Vorbilds nicht mehr als eine Ahnung, aber eine Ahnung,

Digitized by Google

die den, der den Namen des Künstlers sucht, unwillkürlich zu dem größten Namen, zu dem des Apelles, hindrängt.

Otfried Müller, Welcker, Gervinus haben versucht, der Bedeutung des Bildes mit Worten gerecht zu werden.

Mitten im Getümmel der Schlacht sehen wir den König der Perser, auf hochragendem, schon zur Flucht gewandtem Wagen, dessen scheuendes Viergespann der Wagenlenker mit geschwungener Peitsche antreibt. Der König aber ist rückwärts gewandt. Sein Blick ruht angstvoll auf einem seiner Getreuen, der sich dem anstürmenden Makedonenkönig zum Schutz des Großkönigs entgegengeworfen hat, den jetzt auf verwundetem, zusammensinkendem Pferde Alexanders Lanze durchbohrt. Voll Theilnahme, seiner selbst vergessend, streckt der Perserkönig die Rechte aus, mit dem Wunsch zu helfen, aber ohne die Macht. Er sieht nicht, daß ein anderer edler Perser vom Pferd gesprungen ist und das Thier zur Rettung des Herrschers an den Wagen heranführt, da der schwerfällige Prachtwagen auch bei willigerem Gespann der allzunahen Gefahr nicht mehr entrinnen kann. An der Spitze seiner Makedonen sprengt Alexander heran: schon hat er sich auf wenige Schritt dem Großkönig selber genähert. Den Letzten, der sich ihm in den Weg geworfen, stößt er zu Boden. Schon ist sein Blick auf den würdigsten Gegner selbst gerichtet, mit dem er Mann gegen Mann um den Preis der Herrschaft über Asien kämpfen möchte. Im Gedränge der Schlacht hat er den Helm verloren. Nur wenige Reiter sind um ihn. Der größere Theil des Bildes gehört den Persern; aber sie werden der geschlossen ansprengenden Reiterschaar keinen ernstlichen Widerstand mehr entgegensetzen. Voll Schrecken sehen sie die Gefahr ihres Herren. Aber selbst durch den eigenen gewissen Tod den herandrängenden Sieger auch nur für Augenblicke aufzuhalten, wie der Perser, der mit Alexanders Lanze ringt, eben noch gethan, selbst dazu ist es zu spät. Und die Menge der Perser hat sich offenbar schon zur Flucht gewandt. Ein Wald von Lanzen über den Kämpfenden ist zwar nach links dem Feind entgegen gerichtet. Aber sie gehören nicht Solchen, die noch zum Widerstand bereit sind; sie sind offenbar von fliehenden Persern, die selbst durch die Gruppen des Vordergrundes verdeckt sind, auf der Schulter getragen zu denken, und werden den Makedonen keinen Schaden mehr thun.

Den entscheidenden Augenblick einer Schlacht hat der Künstler im Bilde festgehalten. Merkwürdiger Weise hat man sich lange

Digitized by Google

darüber gestritten, welche Schlacht gemeint sei. Mehr als zwanzig Deutungen sind laut geworden, zumeist eine unsinniger als die andere. Von allen sind nur die erwägenswerth, die eine Schlacht Alexanders des Großen erkennen: die Persertracht ist nicht zu verkennen, und der Kopf des siegreichen Reiterführers verleugnet nicht wesentliche Züge der Erscheinung des großen Königs. Unter seinen Schlachten hat sich mit Recht allmählich die Schlacht bei Issos vorherrschende Geltung verschafft.

Heute vermag wohl der Photograph kalten Blutes den kritischen Moment eines schicksalvollen Kampfes festzubannen. Welcher Künstler aber konnte sich vermessen, von dem Höhepunkt einer antiken Schlacht ein treues Wirklichkeitsbild zu geben! Auch dieser Künstler hat es nicht gegeben. Aber er hat mehr gegeben. Zwar packend, aufregend würde auch das einfache Bild des Hergangs, wenn es gegeben werden könnte, für jeden Beschauer sein müssen, während die Vogelschau eines modernen Schlachtfeldes nur bei dem geübtesten Taktiker etwas von leidenschaftlicher Erregung hervorrufen könnte. Aber ein Kunstwerk wäre das Bild darum noch nicht. „Ein Schlachten wär's, nicht eine Schlacht zu nennen." Der antike Künstler hat seine Aufgabe höher gefaßt.

„Hier," sagt Welcker, „ist entschieden geleistet, was nur von Tragödien in gleichem oder größerem Maße gerühmt werden kann, daß ein hochtragischer Gegenstand durch die Kunst sich zur wahren Geistesbefriedigung auflöst und nicht blos Ruhe, sondern Entzücken wirkt." „Darius wendet auf seinem Wagen sich um, sieht die Rettung mit dem Rücken an, vergißt sich und die Schlacht über dem Gefühl und der Pflicht eines Königs und eines Bruders gegen den sinkenden Feldherrn und Beschützer und streckt den Arm nach seinem Getreuen aus. Dieser Arm begleitet eine Rede, und die Worte des Erhabenen, die das Getümmel verschlingen würde, sind im Bilde vernehmlich und geben ihm eine Größe, wodurch das Grausenhafte der Szene gemildert und die fürchterliche physische Gewalt des Augenblicks wie von einem Genius der Kunst gezügelt wird."

Muß nicht vor einem solchen Kunstwerk die Frage nach dem Verhältniß des Bildes zur Wirklichkeit verstummen, wie sie verstummt vor der Persertragödie des Aeschylos? Aber auch wer dem Maler das Recht des Dichters bestreitet, der darf doch an seine historische Treue und Gewissenhaftigkeit nicht Ansprüche stellen, denen die Historie selbst zu des Malers Zeit nicht genügte, zu

Digitized by Google

genügen gar nicht beabsichtigte. Der Geist des Thukydides war nicht mehr lebendig in den Historiographen des großen Königs. Die Rhetorik, die Thukydides selbst in den Dienst der Geschichtsschreibung gestellt hatte, war aus der Dienerin die Herrin geworden: die Wahrheit schien die letzte Sorge der Historiker aus der Schule des Isokrates und seiner Nachfolger. Die überließ man denen, die nicht nach literarischem Ruhme geizten. In der Alexandergeschichte, die der nüchterne und wahrheitsliebende Arrian im zweiten Jahrhundert nach Christo aus den Berichten solcher Männer, vor allen aus denen des Königs Ptolemaios (für den, nach Arrians Ansicht, ein Abweichen von der Wahrheit, als König, noch schimpflicher gewesen wäre als für Andere) zusammenstellte, in der Alexandergeschichte Arrians ist von einem persönlichen Zusammentreffen der beiden Könige nicht die Rede. Aber der Bericht des Curtius Rufus über den Verlauf der Schlacht bei Issos, der mit unserem Bild genau genug übereinstimmt — Alexander dringt bis in die Nähe des Königlichen Wagens vor, des Großkönigs Bruder Oxathres wirft sich mit seinen Reitern den Makedonen entgegen, vor den Augen des Dareios fallen die Edelsten der Perser, das Gespann scheut, der König wirft sich auf ein Pferd, sucht sein Heil in der Flucht, das Alles liest sich fast wie eine Beschreibung des pompejanischen Bildes! — dieser Bericht ist nicht erst in römischen Rednerschulen ausgebildet worden. Er geht zurück auf Klitarch, der der Zeit Alexanders noch nahe stand, und auch des Makedonenkönigs Zeremonienmeister Chares erzählte, wie wir durch Plutarch wissen, von einer Verwundung Alexanders durch des Dareios eigene Hand. Lagen dem Maler bereits solche Schilderungen der Historiker vor, so trifft ihn kein Vorwurf, wenn er an ihnen nicht Kritik übte. Aber er verdient einen Vorwurf auch dann nicht, wenn er aus eigener Machtvollkommenheit die Gestalten zusammenrückte, weil in seiner Kunst die Größe des Ereignisses nur zur Geltung kommen konnte, wenn der König dem König gegenüber stand. Daß er die Größe des Vorgangs so zu packender Anschauung brachte, das fordert unsere Bewunderung; er hat den ganzen Ruhm des Historienmalers, auch wenn des Dareios und des Alexander Augen sich in jener Schlacht nicht begegnet sind. Heute freilich soll auch der Maler „bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen". Im Alterthum stellte selbst der Historiker sich nur selten eine so nüchterne — und doch so schwere Aufgabe.

Ein glänzender Fund der neuesten Zeit hat uns eine zweite

Digitized by Google

Alexanderschlacht geschenkt, ein Werk der Skulptur, herrlich wie wenige, die wir besitzen, dem aber doch einen Platz neben oder gar über dem Mosaikbild von Pompeji nur der Reiz der Neuheit vorübergehend verschaffen konnte. Gerade der Vergleich mit diesem Reliefbild stellt die Größe des Gemäldes ins hellste Licht und läßt uns ahnen, wie weit unsere Schätzung griechischer Kunstleistung hinter der Wahrheit zurückbleiben muß, weil die Schöpfungen der großen Maler bis auf dies einzige Bild und einige Nachklänge anderer verloren sind.

In einer Felsengruft des phönikischen Sidon ließ vor zehn Jahren der Zufall eine große Anzahl von Sarkophagen entdecken, von denen einige mit Reliefdarstellungen von der Hand griechischer Bildhauer geziert sind, die dem Schönsten, was wir von griechischer Reliefkunst besitzen, füglich an die Seite gestellt werden dürfen. Die Sarkophage bilden heute den kostbarsten Besitz des Museums auf der Seraï-Spitze von Stambul. Unter ihnen ragt einer hervor, der wohl nicht unwerth wäre zu sein, wofür er Anfangs ausgegeben ward: der Sarkophag Alexanders des Großen. Den wirklichen Sarkophag Alexanders des Großen schenkt uns vielleicht noch einmal der Boden der Alexanderstadt in Aegypten; denn dort ward der König begraben; aber den Namen „Alexander-Sarkophag" mag der Sarkophag von Sidon behalten; denn auf seinen Reliefbildern oder doch deren einem ist Alexander dargestellt, und diese Darstellung vereinigt sich mit dem Alter des Sarkophags, mit seiner vollendeten Ausführung und der einzigen Erhaltung seiner Bemalung, um ihm den ersten Platz unter allen Sarkophagen des Alterthums zu sichern. Aber die Alexanderschlacht auf seiner einen Seite kann sich darum doch nicht mit der des pompejanischen Bildes messen.

Wie auf dem Bild sprengt Alexander von links heran, wie auf dem Bild bedroht seine Lanze einen Perser, dessen Pferd ins Knie gesunken ist. Weiterhin Kämpfende zu Fuß und zu Pferd in lebhaftester Bewegung, Sterbende am Boden: ein Schlachtenbild, eindrucksvoller, packender als irgend ein anderes im ganzen Gebiet der griechischen Plastik, einzelne Motive einzig in ihrer Art. Aber der Großkönig fehlt und mit ihm der ganze geistige Inhalt des pompejanischen Bildes. Die Schlacht ist schließlich doch nichts Anderes als eine Amazonenschlacht, und der Fuggersche Amazonensarkophag in Wien reicht nah an die Schönheit des Alexandersarkophags heran. Das persische Kostüm der unterliegenden Krieger,

Digitized by Google

der Alexander mit dem Löwenfell des Herakles als Helm, vielleicht einem Rest von Porträtähnlichkeit, machen kaum aus der Darstellung ein Historienbild, und es ward ihr zu viel Ehre angethan — wenn es eine Ehre wäre —, als man die Schlachtordnung von Issos in ihr erkennen wollte. Wenn zwischen der Gruppe des Alexander und seines Gegners auf dem Bild und dem Sarkophag ein Zusammenhang ist, wie die Aehnlichkeit fast nöthigt zu glauben, so ist es nur um so augenfälliger, wie der Bildhauer den charakteristischen Inhalt des Vorbilds verflüchtigt hat, ohne einen anderen, seiner Aufgabe, der Bestimmung des Sarkophags etwa, angemesseneren Inhalt an die Stelle zu setzen, vielmehr nur nach alter Gewohnheit seiner Kunst das Historische ins Mythische, das Individuelle ins Typische umgestaltend. Darin hat man oft die Größe der griechischen Kunst erkannt — ihre Schranken verkannt. Das Mosaikbild lehrt uns, daß für die Malerei, wenigstens in ihren höchsten Leistungen, diese Schranken nicht bestanden, ohne daß sie deshalb von der Größe etwas eingebüßt hätte.

Das Sarkophagrelief unterscheidet sich von dem Mosaikbild wie stets die Leistung des in guter Schule gebildeten Talents, sei es auch die vollkommenste, von der Schöpfung des Genius, die alle Vorbilder zu verleugnen scheint und für die Nachbildner zu groß ist.

Blicken wir weiter zurück: von den Persersiegen des vierten Jahrhunderts zu denen des fünften! Hatte die gepriesenste Zeit der griechischen Kunst dem pompeianischen Bilde nichts an die Seite zu stellen? Hat die Malerei, hat die griechische Kunst überhaupt erst im Zeitalter Alexanders diese Höhe erreicht?

Wir wissen von zahlreichen Weihgeschenken, die die Hellenen nach dem Sieg in den Heiligthümern aufrichteten; von einem der hervorragendsten, dem Dreifuß von Delphi, besitzen wir noch einen stattlichen Ueberrest, die ehrwürdige Schlangensäule auf dem Atmeïdan zu Konstantinopel. Von einer künstlerischen Darstellung der Kämpfe, deren Zehnt man weihte, hören wir nirgends. Man begnügte sich, an der Schlangensäule des delphischen Dreifußes wie an der Basis des olympischen Zeusbildes die Namen der Staaten einzugraben, die an dem Krieg Theil genommen hatten. Nur der Apollo in Delphi erinnerte durch den Schiffsschnabel, den er in der Hand hielt, an die Veranlassung der Weihung, die Siege beim Artemision und bei Salamis; und in der Statuengruppe, die die Athener als Weihgeschenk für den marathonischen Sieg in Delphi aufgestellt hatten, sah man neben Göttern und Heroen den Miltiades

Digitized by Google

stehen; aber es war ein situationsloses Standbild unter ebenso situationslosen Heroenstatuen — ehrenvoll, aber langweilig.

Die ganze Bauthätigkeit auf der Akropolis von Athen, die aus ihr ein Heiligthum der Kunst schuf, das auch heute noch, in Trümmern, als solches erscheint, diese Bauthätigkeit steht mit den Perserkriegen und dem Aufschwung, den Athen nach ihnen und durch sie genommen hat, in unmittelbarem Zusammenhang. Was konnte da näher liegen, sollte man meinen, als jene Ruhmesthaten im Skulpturenschmuck des Parthenon zu verherrlichen! Aber dort sehen wir, wie sonst, Gigantomachie und Amazonenkampf, Centaurenschlacht und Iliupersis dargestellt — als ob das Geschlecht des Phidias und Iktinos nicht unter dem gewaltigen Eindruck von Marathon und Salamis, von Mykale und Platää aufgewachsen wäre! Und diese Mythen gehören so lang schon aller Orten zum eisernen Bestand der Bildkunst, daß es nicht einmal erlaubt scheint, in ihnen eine symbolische Andeutung der Medersiege zu sehen.

War es religiöse Scheu, die der Menschen Thun und Treiben von der Darstellung im Bildwerk des Gotteshauses ausschloß — wenn es nicht dem Dienst der Gottheit geweiht war, wie der Festzug des Parthenonfrieses? Dem würde nicht widersprechen die Thatsache, daß an einem einzigen Heiligthume, dem kleinen Tempel der Athena Nike auf der Akropolis, nur an ihm unter allen griechischen Tempeln, die wir kennen, eine historische Schlacht, eine Perserschlacht, dargestellt ist. Denn am Tempel der siegverleihenden Athena mochte der Sieg eher als der Göttin Geschenk, denn als der Sterblichen Verdienst erscheinen.

Aber die Scheu vor der Darstellung von Ereignissen der Geschichte scheint nicht auf die Heiligthümer beschränkt gewesen zu sein. Und wie sollte auch der Hellene des fünften Jahrhunderts auf solche Art „Geschichte" und „Sage" geschieden haben! „Geschichte" waren ihm doch auch die Thaten der Heroen. Bei Thukydides hat man freilich eine bewußte scharfe Scheidung mythischer und historischer Zeit finden wollen. Aber Thukydides stand über seiner Zeit. Und doch liegt auch die Grenze, die er anzunehmen scheint, weit jenseits der Zeit, für die wir historische Ueberlieferung anerkennen können, und der Bereich der „Geschichte" umschließt danach Vieles, was von der Darstellung durch die Kunst, auch im Bildwerk der Tempel, keineswegs ausgeschlossen war.

Aber wer möchte selbst heute sich vermessen, die Grenzlinie schärfer zu ziehen als Thukydides gethan hat! Hat nicht in unseren

Digitized by Google

Tagen die Archäologie einen guten Theil der Vergangenheit des Hellenenvolkes der Geschichte gewonnen, den bis dahin der dichte Nebelschleier der Sage und Dichtung für immer den Blicken zu entziehen schien! Mochte der große Historiker zweifeln, wie weit er die Grenzsteine der Geschichte gegen das dämmerige Gebiet des Mythos vorschieben sollte; unzweifelhaft war ihm, daß bis zu diesen Grenzsteinen alle Gestalten des Mythos zurückzuweichen hatten. Ein für alle Mal — so mochte es ihm wenigstens scheinen — wies er den ganzen Götterspuk aus der Geschichte hinaus. Für ihn war der Menschen Leiden auch der Menschen Thun. Damit erhob er sich über seinen großen Vorgänger wie über die meisten seiner Zeitgenossen.

Mitleidig sah er herab auf den Altweiberglauben des Herodot; mit mitleidigem Achselzucken wird er wohl auch an dem Gemälde vorübergegangen sein, in dem die Maler der Kimonischen Zeit in der Halle am Markt von Athen, die nach ihren Bildern „die bunte" hieß, den Sieg von Marathon dargestellt hatten.

Im Sinne des Herodot, nicht des Thukydides, war hier der Sieg des Miltiades aufgefaßt: Theseus sah man aus der Erde auftauchen, um seinen Landeskindern beizustehen. Der Heros des Orts, Marathon, war zugegen; mit einer Pflugschar in der Faust griff ein anderer Heros, Echetlos mit Namen, wacker in den Kampf ein. Athena und Herakles fehlten nicht; vielleicht waren noch mehr Götter dargestellt.

Neben dem Marathonbild sah man den Amazonenkampf des Theseus, dem ja noch Jahrhunderte später König Attalos die Schlacht bei Marathon zur Seite stellte, und zwischen diesen beiden Gemälden hatte Polygnot die Zerstörung Ilions dargestellt. Die Zeitgenossen des Polygnot werden es nicht empfunden haben, daß hier „Geschichte" und „Sage" vereinigt war. „Geschichte" glaubte Mikon zu malen mit seiner Amazonenschlacht, „Geschichte" Polygnot mit seiner Iliupersis; und „Geschichte" blieb auch für Panainos sein Marathonbild trotz der Götter und Heroen.

Weil das Bild für die Zeitgenossen ein Historienbild war, müssen auch wir es als Historienbild gelten lassen. Aber warum sind selbst so wenig historische Historienbilder in dieser Zeit so selten, daß das Bild der Stoa Poikile vereinzelt dazustehen scheint? „Mythos" und „Geschichte" kann das Wort des Räthsels nicht sein. Es kommt ein Anderes hinzu.

Von Alters her stand der Bildkünstler in einer Abhängigkeit

Digitized by Google

von der Poesie, die ihn nicht leicht den Muth finden ließ, Gestalten darzustellen, die ihm nicht der Dichter gleichsam vorgezeichnet hatte. Und wenn er sich von dieser Abhängigkeit einmal frei machte, so ist es begreiflich, daß er es eher wagte, Szenen des gewöhnlichen Lebens darzustellen, die sich durch tausendfältige Wiederholung den Sinnen einprägten und Jedem verständlich und glaubhaft waren, eher als einmalige Ereignisse der Geschichte. Das um so mehr, als die erzählende Bildkunst herangewachsen ist in der Kleinkunst und erst spät einen monumentalen Charakter angenommen hat, mit dem sie sich statt an den Einzelnen, wie bisher, vielmehr an die Gemeinschaft wandte, worin dann der Anstoß liegen mußte, neben den Ueberlieferungen der Poesie nun, statt des Treibens der einzelnen Menschen, auch Thaten der Gemeinschaft, Ereignisse des öffentlichen Lebens, der Geschichte, darzustellen. Aber verständlich sollte und wollte der Künstler vor allen Dingen bleiben, gelehrter Erläuterungen sollten die Bilder nicht bedürfen. Deshalb wagte man sich wohl nur an solche Ereignisse der Geschichte, die, ausgeschmückt oder entstellt vielleicht, doch Allen vertraut waren, kaum weniger als die Sagen von Troja und Theben. Das galt vor Allem von Marathon, wenigstens in Athen. „Mythos" war, was die Dichter sagten und sangen — nicht etwa, was die Dichter erdichtet und erfunden hatten. In diesem Sinne war den Athenern die Schlacht bei Marathon zum „Mythos" geworden wie des Harmodios und Aristogeiton Tyrannenmord zum „Mythos" geworden war. Das Lied von den Tyrannenmördern kennen wir noch: ἐν μύρτου κλαδὶ τὸ ξίφος φορήσω ὥσπερ Ἁρμόδιος κ' Ἀριστογείτων „Verborgen unter Myrtenzweigen will den Dolch ich tragen wie Harmodios und Aristogeiton." Andere Lieder, wie dieses beim Mahl gesungen, feierten wohl das Gedächtniß des Persersieges, bis auch hier der Dichter Erbe die Redner antraten, von deren Tiraden über den Sieg des Miltiades wir heute noch genug besitzen. Neben dem Wort das Bild. Die attische Bildnerei war es, die dieser einen Schlacht eine Ausnahmestellung in der Kunst geschaffen hat — und die Herrschaft der attischen Kunst hat weit gereicht und lang gewährt, weiter und länger als das Reich der Athener. Erst die pergamenische Kunst hat, wie wir gesehen haben, der Marathonschlacht die Keltenschlachten an die Seite gestellt, auch sie gewiß im Bunde mit der Dichtkunst, die der Kelten wunderbare Niederlage vor Delphi, wie wir wissen, und des pergamenischen Fürsten Sieg bei den Quellen des Kaïkos, wie wir vermuthen dürfen, zum „Mythos" erhob.

Digitized by Google

Jahrzehnte, bevor in der athenischen Halle das Marathonbild gemalt ward, hatte der Baumeister, der im Auftrag des Dareios die Brücke über den Bosporus geschlagen hatte, diese seine That durch ein Gemälde verewigt, das er als Weihgeschenk im Tempel der Hera zu Samos aufstellte. Und Jahrzehnte, bevor die Athener den Mördern des Hipparch als Heroen Statuen errichteten, soll der Maler Bularchos für den lydischen König Kandaules eine Schlacht der Magneten gemalt haben. Das Bild des persischen Baumeisters sah gewiß orientalischen Historienbildern ähnlich, obgleich der Mann ein kleinasiatischer Grieche war, und auch das Schlachtgemälde des Bularchos läßt sich schon seines Alters wegen — und mehr wissen wir ja nicht davon — schwer mit der griechischen Kunst in Zusammenhang bringen.

Wir dürfen nicht vergessen, daß nur vereinzelte Nachrichten der Zufall uns erhalten hat, daß unsere Kenntniß überaus unvollkommen ist, und deshalb nur die Schlüsse Anspruch auf Beachtung machen können, die dem uns genugsam bekannten Charakter der griechischen Kunst völlig entsprechen. Diese Forderung aber scheint mir die vorgetragene Hypothese zu erfüllen.

Von den Schlachtenbildern des vierten Jahrhunderts, das sich solchen Aufgaben gegenüber weniger zurückhaltend zeigt, hat keines eine ähnliche Bedeutung für die Kunst gewinnen können wie das Marathonbild der bunten Halle, keines so populär werden können, weil die Schlachten, die sie feierten, meist klang- und sanglos der Vergessenheit anheimfielen. Die Schlachten Alexanders lebten fort im Gedächtniß der Menschen, die Sage umrankte, umwucherte muß man sagen, die Gestalt des Welteroberers. Die künstlerischen Verherrlichungen seiner Siege würden für die Kunst der folgenden Zeit gewiß eine weit größere Bedeutung gewonnen haben, wenn das Reich nicht sobald in Trümmer gefallen wäre, wenn die Zeit der Diadochen und Epigonen nicht der Ausbildung und Bewahrung einer festen Tradition auch im Gebiet der Kunst so überaus ungünstig gewesen wäre. Trotzdem hat auch die Schöpfung des großen Malers, dem wir das Bild der Schlacht bei Issos verdanken, die zähe Lebenskraft bewiesen, die den Gedanken und Formen hellenischer Kunst eigenthümlich ist: wir erkennen die Gestalt des Großkönigs wieder auf den von griechischer Kunst abhängigen Aschenurnen Etruriens; mit einem reichen Schatz griechischer Mythen haben die Musterbücher dieser Handwerker auch den „Mythos" von Alexander und Dareios, in der Form, die ihm

Digitized by Google

ein großer griechischer Künstler gegeben hatte, entstellt freilich bis zur Abscheulichkeit, ererbt, wie die Musterbücher der römischen Sarkophagarbeiter den „Mythos" der Gallierschlacht.

Es gehört zum Wesentlichen der antiken Kunst, daß in ihr die geringsten Leistungen des Handwerks in engem Zusammenhang stehen mit den höchsten Schöpfungen des Genius — ganz anders als in der Kunst der neuen Zeit. Darin gerade ruhten die Wurzeln ihrer Kraft; darauf beruhte die Zähigkeit ihrer Tradition, darauf ihr Reichthum und — ihre Armuth, wenn man will. Es gehörte eine ungewöhnliche Kraft dazu, um diese langsam und stetig fortschreitende Kunst einmal mit einem Ruck mehr als einen Schritt voranzubringen — voran oder auch zurück —, während die Kunst unserer Zeit vor lauter Ruck und Sprung zum ruhigen Voranschreiten nicht kommt. Das wunderbare Zusammentreffen gewaltiger historischer Ereignisse mit gewaltigen künstlerischen Leistungen, wie es zur Zeit Alexanders und niemals wieder in gleicher Weise sich ereignet hat, das Zusammentreffen eines Königs wie Alexander mit Künstlern wie Apelles und Lysipp, hätte wohl die Kraft sein können, die aus der hellenischen Kunst eine ganz andere hätte machen können, und das Bild der Schlacht bei Issos, dem gewiß kein Historienbild der früheren Zeit gleichkam, läßt uns ahnen, welchen Weg gerade die Entwickelung der Historienmalerei hätte nehmen können. Aber der Impuls, so mächtig er gewesen sein muß, war von zu kurzer Dauer: mit Bewußtsein hat, wie es scheint, die pergamenische Kunst auf die Traditionen der attischen zurückgegriffen, während die Kunst von Alexandrien sich vielleicht gar nicht großen historischen Aufgaben zuwandte, vielmehr die Pfade der gleichzeitigen Dichtkunst wandelte.

Ein völlig Neues brachte dann erst die römische Zeit. Die Historienbilder der römischen Triumphbogen und Säulen verleugnen — bei allem Griechischen im Einzelnen — doch nicht ihre Abkunft von den Schildereien, durch die bei den Triumphzügen dem Volke die Ereignisse des Kriegs vor Augen geführt wurden, die gelegentlich ein Miles gloriosus, der sich populär machen wollte, auf dem Forum nach Art einer „Mordgeschichte" unserer Jahrmärkte den Schaulustigen erläuterte. Diese „Kunst" hatte wenig gemein mit der Kunst, die als die Schwester der griechischen Poesie herangewachsen war, wenig auch dann noch, als die Traditionen des griechischen Meisels ihr zu Gute kamen. Als die Schwester einer kunstlosen Geschichtsschreibung mag sie gelten. Eitel Wahrheit ist es darum

Digitized by Google

schwerlich gewesen, was sie darstellte, so wenig es eitel Wahrheit war, was in den römischen Geschichtsbüchern stand. Aber was nicht Wahrheit war, war doch auch nicht „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit".

Niemand wird um dieser Abkunft willen von den historischen Reliefs der römischen Kaiserzeit gering denken. Aber befriedigen wird diese Kunst uns heute doch nicht mehr. Was an ihr Realismus ist, muß ja unserer Zeit zusagen. Aber allzu oft sehen wir diesen Realismus scheitern an der Aufgabe. Wie viel öfter würde er scheitern bei Aufgaben wie die Geschichte unserer Zeit dem Künstler sie stellen würde. Und wie unkünstlerisch erscheint uns dies erzählende Nacheinander, dieser Chronikenstil! Als vor Jahren die Konkurrenz ausgeschrieben war für das Denkmal Viktor Emmanuels auf dem Kapitol, da fiel es einem Künstler ein, eine Nachahmung der Trajanssäule vorzuschlagen, bei der nur der Uebelstand des Originals, daß man die an der Säule sich hinaufwindenden Reliefdarstellungen gar nicht betrachten kann, durch eine dem Reliefband folgende Wendeltreppe vermieden war. Der Vorschlag hatte damals kein Glück und wird es wohl, wenn er noch einmal auftauchen sollte — mit oder ohne Wendeltreppe — auch in Zukunft nicht haben.

Aber können wir aus dem, was wir von den Historienbildern der Griechen wissen, mehr lernen? Die Ereignisse der Geschichte mit der Freiheit der Sage zu behandeln, ist heute nicht mehr gestattet; ja selbst die Freiheit des griechischen Geschichtsschreibers aus der Schule der Rhetoren ist heute dem Künstler nicht zugestanden. Die Allegorie vollends ist verpönt.

Sind da historische Darstellungen, die nicht auf den Rang von Kunstwerken verzichten müssen, überhaupt noch möglich?

Man soll nicht sagen, was ein großer Künstler nicht vermag — allen Bedenken der Aesthetiker zum Trotz. Raffaels „Messe von Bolsena" pflegt als Beispiel dafür angeführt zu werden, daß ein großer Maler auch malen kann, was eigentlich nicht gemalt werden kann.

Aber es ist nicht zu leugnen: die Kunst hat geschichtlichen Aufgaben gegenüber in unserer Zeit einen schweren Stand, und es ist begreiflich, daß viele, und nicht die schlechtesten unter unseren Künstlern gegen solche Aufgaben einen unüberwindlichen Widerwillen haben.

Freilich, das Interesse des Publikums für das Gegenständliche

Digitized by Google

des Kunstwerks ist niemals größer gewesen, als heute. „„Johann der Unausstehliche an der Leiche Gottfrieds des Dummen““, „dergleichen muß man malen“ — sagte einmal ärgerlich ein modern empfindender Maler — „wenn man die Leute interessiren will“. Und wenn dem großen Historienbild eine Umrißzeichnung der Köpfe mit Nummern und ein Namenverzeichniß von 1—50 beigegeben werden muß, dann drängen sich vor einem solchen Bilde die Beschauer. — Aber ist das Kunstgenuß? Und ist das Kunst? Es kann wohl einmal Kunst sein, trotz der Köpfe in Umriß. Aber die Ausnahme ist das. Selbst der Geist Adolph Menzels und sein Pinsel machen das Bild der Krönung in Königsberg für unser Empfinden kaum erträglich. Wie soll da Anton von Werner bestehen?

Das sind die großen Zeremonienbilder. Die mögen zu allen Zeiten eine heikle Aufgabe gewesen sein; nur wenig heikler vielleicht, seitdem es nicht mehr gestattet ist, unter die Herren und Damen des Hofes die halbnackten Personifikationen römischer Tugenden zu mischen. — Aber von diesen Zeremonienbildern abgesehen, hatte die Geschichte in früheren Zeiten eher der Kunst Aufgaben zu stellen, denen sie gewachsen war.

Eine moderne Schlacht verständlich für den Beschauer und wirkungsvoll zu malen ist, wie ich schon sagte, kaum noch möglich. Es bleiben der Kunst nur Episoden. Und wer weiß, ob die Taktik der Zukunft Episoden, wie im französischen Krieg der Kürassierangriff bei Elsaßhausen oder der Todesritt von Vionville noch waren, gestatten wird, trotz der Manöver von Homburg!

Aber die Geschichte spielt sich auch heute weniger als einst auf den Schlachtfeldern ab. Zwar hat Anton von Werners offizieller Pinsel auch den Berliner Kongreß verewigt; aber es wird schwerlich Jemand behaupten wollen, daß die Kunst hier der Bedeutung des Ereignisses gerecht geworden sei, und daß das nicht ist, wird man nicht einmal dem Künstler zum Vorwurf machen dürfen.

Besonders nahe liegt uns gerade in diesen Tagen hier in Münster der Gedanke an die Aufgabe, die die dankbare Erinnerung an unseren ersten Kaiser der Kunst seit einem Jahrzehnt so oft gestellt hat.*)

In der Berliner Nationalgalerie ist ein Kolossalgemälde aufgestellt, das Ferdinand Keller in guter Gesinnung und mit achtungswerthem Können gemalt hat: der alte Kaiser als Triumphator im

*) Am 27. Oktober wurde in Münster das Denkmal Kaiser Wilhelms enthüllt.

Digitized by Google

Krönungsornat auf goldenem Wagen, der von weißen Rossen gezogen wird, die Rosse von Genien geführt; Genien über dem Haupt des Kaisers, die Kaiserkrone haltend; neben dem Wagen des Kaisers Helden zu Roß, in phantastischem Aufzug, im Hintergrund das Brandenburger Thor, alles umflossen von dem durch die Wolken brechenden Sonnenlicht — so gut das Keller zu malen vermochte.

Man hat die Empfindung, vor einer kolossalen Geschichtslüge zu stehen. — „Le roi Soleil“ oder der erste Napoleon, so dargestellt, könnte vielleicht als Historienbild gelten!

Und kaum mehr erscheint uns der Kaiser des Berliner Denkmals als der historische Kaiser Wilhelm — umgeben von allegorischen Gestalten und brüllenden Löwen, statt von denen, die neben ihm die Geschichte stets nennen wird.

Aber vielleicht doch nicht nur wegen dieser Umgebung, dieser Vereinsamung, erscheint er nicht als der historische Kaiser.

Die Künstler haben mehr geben wollen und sollen als das einfache Bildniß: sie haben die historische Bedeutung zur Anschauung bringen wollen.

Allein es giebt eine Größe, die nicht darstellbar ist für die bildende Kunst. Von des alten Kaisers Größe liegt mehr in der schlichten Depesche von Sedan oder in der hochherzigen Botschaft von 1881 oder in dem einfachen „Niemals“, mit dem er einst Bismarcks Entlassungsgesuch beschied, als in allen seinen Denkmälern.

Doch, auch abgesehen von dieser einzelnen, vielleicht besonders schweren Aufgabe: Sicherlich werden nicht Historienbilder die höchsten Leistungen der Kunst in unseren Tagen sein. Die Geschichte will heute nicht mehr dem Künstler die Freiheit gewähren, deren er, um ein wahres Kunstwerk zu schaffen, ihren Aufgaben gegenüber weit mehr als der Künstler des Alterthums bedürfte. Es ist kein Zufall, daß der größte deutsche Maler unserer Zeit, daß Arnold Boecklin uns niemals wohl auf den Boden der Geschichte führt, so oft in eine Wunderwelt, die der griechischen Sage verwandt und doch eine ganz andere ist, eine Welt, in der der Künstler noch mit ganz anderer Freiheit schaltet als der antike Künstler in der Welt seiner Sagen, weil er selbst sie geschaffen hat, diese Welt, Maler und Dichter zugleich.

Digitized by Google

Zerboni und Held.

Von

Hermann Hüffer.

Zerboni und Held in ihren Konflikten mit der Staatsgewalt 1796—1802. Nach archivalischen Quellen von Dr. C. Grünhagen, Geh. Archivrath und Professor an der Universität Breslau. Berlin 1897. IX u. 312 S.

Im Jahre 1824 lenkte Varnhagen von Ense in seinen „biographischen Denkmalen" die Aufmerksamkeit auf eine Streitigkeit, die sich innerhalb des preußischen Beamtenthums um die Wende des vorigen Jahrhunderts abspielte. Als Hauptbetheiligter erschien dabei, wie schon der Titel besagte, der preußische Oberzollrath Hans von Held in Posen, neben ihm der Kriegs- und Domänenrath Joseph Zerboni in Glogau; ihr Gegner war der allgewaltige Minister für Schlesien, Graf Hoym. Dauernde Bedeutung würde aber diese Streitigkeit nicht gewonnen haben, hinge sie nicht mit tiefgehenden Bewegungen in der preußischen Staatsverwaltung zusammen. Wer hat nicht von dem „schwarzen Buch", dem „schwarzen Register" und der Verschleuderung der Staatsgüter in Südpreußen gehört? Als Symptome für den Geist der Zeit und die wachsende Zerrüttung des Staates, als Vorbereitung für die Katastrophe des Jahres 1806 sind sie wieder und wieder in wechselnden Zeiten nach wechselnden Gesichtspunkten besprochen worden. Es kann nur erwünscht sein, daß jetzt C. Grünhagen, durch amtliche und schriftstellerische Thätigkeit als einer der gründlichsten Kenner schlesischer Geschichte bewährt, die schwierigen hier in Betracht kommenden Fragen einer eingehenden Prüfung unterworfen hat. Die Akten der Provinzialarchive

Digitized by Google

in Breslau und Posen und des geheimen Staatsarchivs in Berlin dienten ihm als Grundlage; man findet in dem Folgenden die wesentlichsten Ergebnisse seiner Forschungen zusammengestellt.

Wenn die bureaukratisch bevormundende Verwaltung im 18. Jahrhundert jeder freien Thätigkeit den Spielraum verkümmerte, so vermehrten sich dafür die geheimen Gesellschaften der Freimaurer, Rosenkreuzer und ähnlicher Verbindungen. Zu ihnen gehörte auch der Euergetenbund, der im November 1793 in Schlesien zusammentrat. Als Leiter erscheint der oft und nicht unrühmlich später als Superintendent genannte Ignaz Feßler, vormals Kapuziner, dann Professor in Lemberg, der wegen seiner freisinnigen Ansichten von Oesterreich nach Schlesien ausgewandert war, als Mitglieder unter anderen ein Offizier in Glogau, der Lieutenant August Wilhelm von Leipziger, zwei Beamte: Hans Ludwig von Held und Joseph Zerboni, und ein junger Kaufmann in Hirschberg, Christian Jakob Contessa. Der Bund kam über einige kindische Spielereien nicht hinaus, und als zudem die Meinungen über Zweck und Ziele auseinander gingen, faßten Zerboni, Contessa und Leipziger am 22. August 1795 den Gedanken eines neuen Bundes, der nun — die französische Revolution wirkte bis in die ferne Provinz — zugleich auf politische Ziele gerichtet wurde. Denn da eine Vervollkommnung und Beglückung der Menschen ohne politische Freiheit nicht denkbar sei, sollte er die Herrschaft der Gesetze, Verbannung der Willkür und Repräsentation des Volkes erstreben. Der Eifrigste im Bunde war Zerboni. Es erfüllte ihn mit Unwillen, daß sein Gönner, der Minister von Voß, die Verwaltung der neuerworbenen Provinz Südpreußen dem Grafen Hoym im Herbst 1794 hatte überlassen müssen; zugleich mochte er während seiner amtlichen Thätigkeit bei der Kammer in Petrikau Manches erfahren, vielleicht auch auf bloße Gerüchte hin geglaubt haben, was den leicht erregbaren, aber in der That pflichtgetreuen und rechtlich denkenden Mann in leidenschaftliche Aufregung versetzte. Um die Ziele des neuen Bundes sicher zu erreichen und der Unterdrückung des Volkes durch nichtsnutzige Beamten zu steuern, faßte er einen sonderbaren Plan. Eine Vereinigung ausgezeichnet redlicher, unbestechlicher Männer sollte, wie er selbst später ausführte, in die geheimsten Gewebe lichtscheuer Absichten eindringen und sich der Belege verderblicher Handlungen bemächtigen, um sie entweder dem Publikum zu verrathen oder durch einen aus den Bundesgliedern gewählten Repräsentanten förmlich vor Gericht anzuklagen. Für diese Ver-

Digitized by Google

einigung erfand Conteſſa den wohlklingenden Namen des „Moraliſchen Vehmgerichts.“ An einem Vereinsſiegel, einer Geheimſchrift fehlte es nicht, auch eine eingehende Denkſchrift über die Organiſation des Vereins war bereits entworfen; wahrſcheinlich wäre aber die Wirkung dieſes neuen Bundes gerade ſo bedeutend wie die des früheren geweſen, hätte nicht Zerboni durch eine arge Unbeſonnenheit ſich und ſeine Genoſſen in ſchweres Unheil verwickelt. Am 12. Oktober 1796 richtete er an ſeinen höchſten Vorgeſetzten, den Grafen Hoym ein Schreiben, welches unter Betheuerungen einer leidenſchaftlichen Anhänglichkeit den Miniſter in deklamatoriſchem Tone mit den heftigſten Vorwürfen überhäufte. Hoym, den man weder rachgierig noch grauſam nennen kann, der im Gegentheil auffällige Maßregeln zu vermeiden ſuchte, ließ auch den beleidigenden Brief vier Wochen lang liegen; aber als Zerboni mehrere Abſchriften an Freunde verſandte und, wie es ſcheint, ſich der Wirkung ſeines muthvollen Eingreifens rühmte, ſchickte Hoym in der erſten Hälfte des Novembers dem Könige Zerbonis Brief und begleitete ihn mit bitteren Bemerkungen über den Stolz und die republikaniſchen Geſinnungen des Verfaſſers. Friedrich Wilhelm II. — auch er gewiß nicht grauſam oder hart — aber gegen Alles, was ihm als Verbreitung der revolutionären Ideen erſchien, im höchſten Grade argwöhniſch und durch eine Stelle des Briefes perſönlich verletzt, gab ſogleich einen ſtrengen Beſcheid. Zerboni wurde am 17. November verhaftet und auf die Feſtung Glatz geführt. Zu ſeinem Unglück fanden ſich unter ſeinen Papieren die Spuren des Euergeten- und ſogar des ſpäteren Bundes, und als in Folge deſſen am 16. Februar 1797 mit einem jüngeren Bruder Zerbonis auch Leipziger und Conteſſa verhaftet wurden, kam unter den Papieren des Letzteren auch der Entwurf für das Moraliſche Vehmgericht zum Vorſchein. Nun hatte Hoym gewonnenes Spiel. Wenig in Uebereinſtimmung mit den gütigen Aeußerungen, die er den Gefangenen zukommen ließ, hatte er am 8. Februar bei dem Könige den Antrag geſtellt, die Verbindung, die er als Revolutionsklub und landesverderbliche Staatsumwälzung bezeichnete, als hochverrätheriſches Unternehmen behandeln zu laſſen, wobei es nach der damals geltenden Kriminalordnung dem Landesherrn zuſtand, die Art der Unterſuchung zu beſtimmen und das Schlußurtheil ſich vorzubehalten. In der That wurden alle Gefangenen nach Spandau überführt und es begann Anfang März ſtatt eines geordneten richterlichen Verfahrens eine willkür-

Digitized by Google

liche Untersuchung, nur darauf berechnet, die Angeklagten zu Verbrechern zu stempeln. Trotz aller Mühe mußte der Inquirent aber doch zu dem Ergebniß kommen, das Moralische Vehmgericht sei wohl eine unerlaubte und gefährliche Verbindung gewesen; von Allem, was das preußische Landrecht zum Begriffe des Hoch- oder Landesverraths fordere, sei aber nichts gegen die Angeklagten bewiesen. Statt nun, wie er gesollt hätte, darauf anzutragen, daß gegen die Angeklagten ein ordentliches richterliches Verfahren eröffnet würde, machte der Großkanzler Goldbeck, gewiß nicht ohne Rücksicht auf die Wünsche des Königs, am 8. April den Vorschlag, den Kriegsrath Zerboni, seinen Bruder und Contessa auf unbestimmte Zeit, so lange es dem Könige gefiele, in Festungsarrest zu nehmen. Es war ein Gewaltakt, zwar nicht, wie in dem Müller-Arnoldschen Prozeß ein Eingriff in die richterliche Thätigkeit, aber eine außergerichtliche Königliche Entscheidung, die schon nach dem damaligen Rechtszustande den Gesetzen nicht mehr entsprach.*) Friedrich Wilhelm II. sanktionirte jedoch den Antrag am 16. April in einem Schreiben, von welchem Herr Grünhagen bemerkt, daß er „die etwas aphoristisch durcheinander geworfenen Sätze zu einer logischen Begründung zusammenfasse." Demgemäß wurden die Verurtheilten nach verschiedenen Festungen: Zerboni nach Magdeburg, sein jüngerer Bruder nach Spandau, Contessa nach Stettin abgeführt. Der Hauptmann Leipziger war als Militär vor ein Kriegsgericht gestellt und zur Kassation und lebenslänglicher Festungshaft verurtheilt. Die Einzelheiten dieser eigenthümlichen Prozeduren mag man in der lichtvollen Darstellung Grünhagens nachlesen. Er hat es, soweit ich urtheilen kann, vortrefflich verstanden, Recht und Unrecht und ihre Begrenzung auf beiden Seiten klarzustellen.

Der auffallende Akt der Kabinetsjustiz wurde von der öffentlichen Meinung, die gerade damals kräftig sich zu regen anfing,

*) Es fehlt an Raum und an den nöthigen Vorarbeiten, um Alles, was darüber zu sagen wäre, hier zum Ausdruck zu bringen. Der Fall Zerboni verdient ebenso sehr eine staats- und strafrechtliche Erörterung, wie der Müller-Arnoldsche Prozeß, dem sie wiederholt zu Theil geworden ist. Man würde Friedrich Wilhelm II. unrecht thun, wollte man an sein Verfahren nur unsere jetzige Anschauung als Maßstab legen. Ohne Zweifel vermischte sich in seiner Auffassung die eigenthümliche Berechtigung des Königs in Hochverrathssachen mit der allgemeinen Einwirkung des Landesherrn auf schwerere Strafurtheile, die eine Begnadigung, eine Milderung, aber auch Verschärfung zur Folge haben konnte. Einiges, freilich der Ergänzung sehr bedürftige, findet man darüber in Hugo Hälschners Geschichte des Brandenburgisch-Preußischen Strafrechtes, Bonn, 1855, S. 183 ff.

Digitized by Google

sehr übel vermerkt. Nicht ohne Beziehung auf Zerboni erklärte sich Christian Garve, der Breslauer Philosoph, dem gewiß nichts ferner lag als demokratische Grundsätze, in den „Bruchstücken einzelner Gedanken über verschiedene Gegenstände" ohne Rückhalt gegen die Kabinetsjustiz; denn derjenige dürfe nicht Richter sein, der jeden Augenblick das Recht habe, das Gesetz, nach dem er richten solle, zu ändern. Der Geheime Kabinetsrath Anastasius Ludwig Mencken*), der Großvater Bismarcks, einer der einsichtsvollsten und unter Friedrich Wilhelm III. einflußreichsten Männer, äußerte in einem Briefe vom 3. Februar 1799 an Zerboni, er könne wohl erklären, aber nicht rechtfertigen, daß die übertriebene Furcht vor der Revolution zu einer gesetzlosen Handlung geführt habe. Das Gehässige des Machtspruches wurde noch vergrößert durch die Art der Vollstreckung. Der Raum, in welchem Zerboni seine Haft verbüßen mußte, war ein feuchtes, steingepflastertes Souterrain der Citadelle, gerade über dem Kanal, der alle Unreinigkeiten der Gefangenen abführte. Er durfte es unter keinen Umständen verlassen; jeder, auch der kürzeste mündliche Verkehr, selbst Lesen und Schreiben und jede Beschäftigung wurde ihm verboten. Erst der Thronwechsel am 16. November 1797 gab Hoffnung auf ein besseres Schicksal. Friedrich Wilhelm III. empfand es als eine Pflicht, Fehlgriffe und Härten seines Vorgängers wieder gut zu machen. Eine eigene Strafmilderungskommission wurde zu diesem Zwecke eingesetzt, und schon Ende Februar 1798 erfolgte die Freilassung Contessas, wahrscheinlich auch des jüngeren Zerboni. Eine Bitte um Begnadigung oder wenigstens um rechtliche Untersuchung, welche Zerboni gleich nach dem Thronwechsel durch seine Frau

*) Er war bekanntlich durch seine Tochter Luise Wilhelmine — vermählt am 7. Juli 1806 mit dem Rittmeister a. D. Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck — Großvater des Fürsten Bismarck. In meinem Buche: Die Kabinetsregierung in Preußen und Johann Wilhelm Lombard 1891, und zwei Jahre später in der „unter Mitwirkung von Fritz Arnheim" veröffentlichten Schrift: Das Zerwürfniß Gustavs III. von Schweden mit seiner Mutter Luise Ulrike und die Gesandtschaft A. L. Menckens in Stockholm 1777 bis 1782 habe ich ausführlich von diesem vorzüglichen Manne gehandelt. Kürzlich wurde in der Historischen Zeitschrift Bd. 78, S. 129 von Felician Geß in einer Besprechung der „Quellen zur Geschichte Leipzigs" von Wustmann mit Berufung auf den Stammbaum der bekannten Leipziger Gelehrtenfamilie hervorgehoben, daß die Vorfahren Bismarcks den Namen Mencke, nicht, wie gewöhnlich geschrieben würde, Mencken geführt hätten. Dies mag für die frühere Zeit richtig sein, aber der Geh. Kabinetsrath hat, so weit ich die Akten kenne, stets Mencken unterzeichnet. Deßhalb wurde diese Schreibart in den vorher angeführten Schriften und gleichfalls in dem Artikel A. L. Mencken in der Allg. deutschen Biographie von P. Bailleu mit Recht beibehalten.

Digitized by Google

einreichen ließ, war freilich am 6. Dezember abschlägig beschieden, aber nach einem zweiten, von Zerboni selbst verfaßten Gesuch wurde im Januar 1798 seine Haft wenigstens gemildert, und auf einen Bericht der Strafmilderungskommission vom 14. Mai, welchem der gefügige Großkanzler ohne Weiteres beigetreten war, entschied der König am 24. Mai, Zerboni solle vor der Magdeburger Regierung d. h. vor dem Magdeburger Gerichtshof sich verantworten dürfen. Es ist ein Beweis für die geistige Kraft und Ausdauer des Mannes, daß er in der kurzen Zeit vom 31. Mai bis zum 15. Juni seine umfangreiche Vertheidigungsschrift im Gefängniß selbst ausarbeitete. Mit großem Redeprunk bezeichnet er sich darin als edlen Freund der Wahrheit und unschuldiges Opfer der Intriguen. Selbst den Brief an Hoym, den sogar sein Freund Held eine unselige Verbindung von Schmeichelei und Grobheit genannt hatte, sucht er zu rechtfertigen. Den Euergetenbund nennt er eine müßige maurerische Spielerei; erst die Zerrüttung des Staates, deren Zeuge er gewesen sei, habe den Gedanken des Vehmgerichts in ihm hervorgerufen. Er erwartet Freisprechung, Wiedereinsetzung in sein Amt und Genugthuung gegenüber seinen Feinden. Mit Recht macht Grünhagen auf die Schwächen dieser Darlegung aufmerksam. Der Kriminalsenat zu Magdeburg erkannte denn auch am 21. Juli 1798 zwar nicht auf Hochverrath, fällte aber doch das Urtheil, daß Zerboni wegen intendirter Stiftung einer staatsgefährlichen Gesellschaft den seit dem 17. November 1796 erlittenen Festungsarrest verdient und die gesetzlich mit einer so langen Haft verbundene Kassation und die Prozeßkosten verwirkt habe. Wenigstens den Vortheil brachte diese Entscheidung, daß nun am 11. August seine Freilassung erfolgte; aber Zerboni, durch das Urtheil schwer enttäuscht, legte sogleich Berufung ein. Am 6. April 1799 datirt er aus Kalisch die „weitere Vertheidigung des Kriegsraths Zerboni gegen das ihm zur Last gelegte Verbrechen". Neben tönenden Deklamationen waren das Wichtigste die von ihm beigelegten, für seine amtliche Thätigkeit überaus lobenden, wahrhaft glänzenden Zeugnisse seiner vormaligen Vorgesetzten: des Ministers von Voß, des Ministers von Buchholtz und anderer hoher Beamten. Aber auch das Berliner Kammergericht erklärte sich am 26. September im Wesentlichen mit dem früheren Urtheile einverstanden. Man berief sich auf das preußische Landrecht Theil II, Titel 20, § 167, demgemäß der sich des Aufruhrs schuldig mache, der eine Klasse des Volkes zusammenbringe, um sich der Ausführung obrigkeitlicher

Digitized by Google

Verfügungen mit vereinigter Gewalt zu widersetzen oder etwas von der Obrigkeit zu erzwingen. Nur meinte doch der Gerichtshof, daß die beigelegten vortheilhaften Zeugnisse zwar kein Recht, aber doch die Veranlassung zur Wiederanstellung bieten könnten. Dieselbe war sogar vom Kammergericht schon am 17. Juli einmal beantragt, vom Könige am 2. September aber abgelehnt worden.

Zerboni gab sich noch nicht zufrieden. Er glaubte — und diesmal mit gutem Grunde –, die öffentliche Meinung durchaus auf seiner Seite zu haben. Als er auf der Rückreise von Magdeburg nach Schlesien drei bis vier Wochen in Berlin verweilte, hatte er dort als politischer Märtyrer zahlreiche Beweise von Theilnahme und Sympathie erhalten. Ueber die Verwaltung Südpreußens waren, schwerlich ganz mit Unrecht, viele äußerst nachtheilige Gerüchte verbreitet; Hoym hatte in Berlin und sogar in Schlesien selbst unter den höheren Beamten zahlreiche Gegner. Wir hörten, wie sich Mencken äußerte. Zerboni hatte diesen ausgezeichneten Mann durch eine Schrift gewonnen, die er im Frühjahr 1798 noch in der Haft in Magdeburg verfaßt hatte: „Einige Gedanken über das Bildungsgeschäft in Südpreußen" ist der Titel. Man kann sie noch jetzt mit Vergnügen und Interesse lesen. Nach dem deklamatorisch-phrasenhaften Styl der Briefe und Prozeßschriften erstaunt man um so mehr über das meistens klare und ruhige Urtheil, das hier zum Ausdruck kommt. Man erkennt den Unterschied, ob Jemand über eigene oder über fremde Angelegenheiten sich ausläßt, und begreift, daß Mencken, dem das Manuskript des Buches im Februar 1799 überschickt wurde, in dem schon erwähnten Briefe vom 3. Februar 1799 dem Verfasser seine lebhafte Anerkennung aussprach. Er fand in der Schrift im Wesentlichen die Ideen, die er selbst im Jahre 1796 im Verein mit dem Minister von Struensee und mit Svarez, leider ohne Gehör zu finden, empfohlen hatte, und bedauert, daß Talente wie die Zerbonis durch Mangel eines schicklichen Wirkungskreises für ihren Besitzer und für den Staat ungenutzt bleiben sollten. Vor Allem räth er Zerboni, sich von jetzt an ruhig zu verhalten und dadurch das Mißtrauen gegen sein nicht unerkanntes, aber, wie man glaube, alle Schranken verspottendes Genie zu vermindern.

Dieser Rath entsprach jedoch keineswegs den Neigungen Zerbonis. Fest von seiner Unschuld überzeugt, hielt er es auch für unzweifelhaft, daß die Berliner wie die Magdeburger Richter ihn nur, um sich dem Könige gefällig zu zeigen, verurtheilt hätten.

Digitized by Google

Dazu kam das Verlangen, sich an dem Minister Hoym, den er mit Recht oder Unrecht als den Anstifter des gegen ihn eingeschlagenen Verfahrens ansah, zu rächen. An seiner Wiederanstellung war ihm nicht mehr in dem Maße wie früher gelegen: von seiner Familie hatte er Kapitalien im Betrage von dreißigtausend Thalern erhalten, und der Minister von Voß, dem die Leitung der Provinz Südpreußen wieder zugefallen war, hatte ihm bei dem Könige im Mai 1799 das südpreußische Inkolat d. h. die für einen Bürgerlichen schwer wiegende Erlaubniß ausgewirkt, ein Rittergut in dieser Provinz zu erwerben.*) So konnte er unter vortheilhaften Bedingungen ein großes Gut Plugawice an sich bringen und dachte nun, als Landwirth sich eine unabhängige Existenz zu gründen. Aber bei der Nachricht, daß auch das Kammergericht am 26. September gegen ihn entschieden habe, glaubte er seine Ehre verletzt, und alle Rücksichten bei Seite setzend, beeilte er sich, seine in Magdeburg verfaßte Vertheidigungsschrift, die

*) Es ist von Interesse, daß dem Geheimen Kabinetsrath Mencken zwei Jahre früher eine ganz ähnliche Begünstigung zu Theil wurde. Herrn Geheimen Archivrath Friedlaender verdanke ich die folgende Mittheilung aus dem K. Geh. Staatsarchiv: Am 31. August 1797 schreibt Mencken an den Minister Freiherrn von der Reck:

. . . „Durch die Einführung der General-Tabaks-Administration verliere ich unerwartet den Grund und Boden, auf welchem mein und meiner Kinder Vermögen bisher reichliche Früchte gebracht hatten. Um die daraus entstehende Verlegenheit zu vermindern, habe ich den König gebeten, mir die Besitzfähigkeit adeliger Güter mit adeligen Rechten zu ertheilen, und Se. Majestät haben die Bitte gewährt. Es hängt nun noch allein von Ew. Exzellenz ab, ob ich dieser Gnade wirklich theilhaftig werden soll oder nicht, und ich wage es daher, Hochdieselben mit der unterthänigen Bitte, meinen Wunsch zu begünstigen, zu behelligen. Es ist meine erste Ausflucht, wenn ich so sagen darf, oder die erste Gnade, die ich mir je vom Könige erbeten habe, und es würde mir daher doppelt schmerzhaft sein, wenn sie mißlingen sollte" . . . Er schließt mit dem Wunsche „daß er, da die Eitelkeit keinen Theil an seinem Gesuche habe, dabei gern aller Publizität, besonders durch die Zeitungen, überhoben sein möchte." In einem anderen Schreiben bittet er, „einen Kaufsatz von 50 bis 60,000 Thalern in der Konzession auszudrücken."

„Die Allerh. Kabinetsordre vom 31. August 1797 an den Chef des Lehns-Departements lautet: Mein lieber Etats-Minister Freiherr von der Reck. Durch besondere Umstände, die in den häuslichen Ungelegenheiten des Geheimen Kabinets-Raths Mencken eine wesentliche Veränderung hervorgebracht haben, finde ich mich veranlaßt, demselben die Erlaubniß zu ertheilen, adelige Güter zu adeligen Rechten käuflich acquiriren zu dürfen, und mache Euch solches zur Besorgung des weiter Erforderlichen hiermit bekannt.

Euer wohlaffektionirter König
Friedrich Wilhelm.

Potsdam, den 31. August 1797.

Eine andere Kabinetsordre vom 14. September desselben Jahres bestimmt dann, daß Mencken adelige Güter zu 60 bis 70,000 Thaler an Werth kaufen dürfe.

Digitized by Google

schon im Voraus nicht bloß auf den Gerichtshof berechnet war, mit beigelegten Aktenstücken zu veröffentlichen. Die Vorrede ist vom 3. Januar 1800 datirt. Von der Schärfe des Tons zeugt schon das Motto aus Lessings Emilia Galotti: Gott! Gott! so ist es denn zum Unglück Mancher noch nicht genug, daß Fürsten Menschen sind, müssen sich auch noch Teufel in ihre Freunde verstellen?" Im Frühjahr 1800 erschienen, ohne Angabe des Ortes, in Wahrheit in Hamburg, 300 Seiten stark: „Aktenstücke zur Beurtheilung der Staats-Verbrechen des südpreußischen Kriegs- und Domainen-Rathes Zerboni und seiner Freunde." Das Buch machte großes Aufsehen. Die öffentliche Meinung stand in der That durchaus und mit gutem Grunde auf Zerbonis Seite. Denn mochte man auch in dem, was er gethan und geschrieben hatte, nicht Alles billigen, die Willkür, mit der er gegen Recht und Gesetz mißhandelt war, mußte jeden billig Denkenden empören. Hoym begnügte sich zunächst, durch den Professor Schummel in Breslau eine Widerlegung schreiben zu lassen, und der Minister Struensee gewährte Zerboni, als er im Sommer 1800 nach Berlin kam, sogar ein Darlehn von dreißigtausend Thalern aus der Allgemeinen Wittwenkasse. Unterdessen hatte aber am 26. Juni der Kammerpräsident von Massow in Glogau über die „Aktenstücke" nach Berlin berichtet und besonders über die Invektiven gegen Hoym, Goldbeck und andere Behörden sich beklagt. Wenig fehlte, daß ein neuer Leidensweg für Zerboni sich eröffnet hätte. Denn am 5. Juli 1800 nahm eine neue Untersuchung ihren Anfang, mit dem Ergebniß, daß Zerboni am 4. April 1801 von dem Gerichtshof in Posen und in zweiter Instanz am 13. August 1802 von dem ostpreußischen Tribunal zu Königsberg zu sechs Monaten Festungshaft verurtheilt wurde. Zum Glück traten einflußreiche Gönner für ihn ein, besonders mit dem Hinweis, daß die Entfernung Zerbonis von seiner Gutswirthschaft seine Vermögensverhältnisse zu Grunde richten und seine segensreichen Bemühungen vereiteln würde. Ein Gnadengesuch Zerbonis vom 29. September, in ruhigem Tone vorgetragen und mit guten Gründen unterstützt, bewog den König am 9. Oktober zu der Entscheidung, die Strafe solle suspendirt, aber bei dem ersten neuen Vergehen ohne alle Schonung vollstreckt werden. Dieser in damaliger Zeit äußerst seltene Fall einer bedingten Verurtheilung hatte für Zerboni die glücklichsten Folgen. Seine Sturm- und Drangperiode war vorüber: betriebsam, einsichtsvoll, unternehmend, machte er die Kenntnisse und Erfahrungen, die er als Beamter sich angeeignet

Digitized by Google

hatte, nunmehr für seine rasch sich erweiternden Besitzungen nutzbar. Unter weit günstigeren Verhältnissen, als gereiftem bewährtem Manne werden wir ihm wieder begegnen.

* * *

Eine Persönlichkeit, weit weniger anmuthend als Zerboni ist Held, welchem Grünhagen die zweite Hälfte seines Buches (S. 159 ff.) widmet. Wir fanden ihn als Mitglied des Euergetenbundes. Bei dem „Moralischen Vehmgericht" war er nicht betheiligt, aber gegen Hoym und die südpreußische Verwaltung nicht weniger wie Zerboni mit Haß und Verachtung erfüllt. Und während sein Freund seine Haft auf der Citadelle zu Magdeburg verbüßte, gerieth auch Held zu seiner vorgesetzten Behörde in einen für sein ganzes Leben verhängnißvollen Gegensatz. Für den letzten Geburtstag Friedrich Wilhelms II., den 25. September 1797, hatte er ein Gedicht verfaßt und drucken lassen, in welchem man demokratische Gesinnungen, vielleicht auch Anspielungen auf Hoym finden konnte. Aber wenn er in seinen Versen den „Wahrheitsfeinden und raubluſtigen Staatsbetrügern" den Tag der Rache in nahe Aussicht stellte, so geschah es gerade im Gegentheil und, wie er glaubte, auf Betreiben Hoyms, daß gleich nach dem Thronwechsel eine Kabinetsordre vom 19. November 1797 seine Versetzung von Posen in eine märkische Stadt anbefahl. Seine Vermögens- und Familienverhältnisse wurden dadurch auf das Schwerste, ja unheilbar geschädigt; selbst wenn Held, was er aber durchaus in Abrede stellte, gewußt hätte, daß der Zensor seinem Gedichte das Imprimatur verweigert habe, müßte die Maßregel als eine große Härte erscheinen. Sie macht ganz den Eindruck, daß man eines unbequemen Beobachters sich entledigen wollte.

In Brandenburg wurde Held durch den rohen Uebermuth des bekannten Generals Rüchel und eines Generals von Puttkamer in steigende Erbitterung versetzt. Sein ganzes Unglück schrieb er, wie Zerboni, mit Recht oder Unrecht, dem Grafen Hoym zu, und als er im Herbst 1800 in Plugawice bei seinem Freunde eben zur Zeit der zweiten Verurtheilung sich aufhielt, faßten Beide den Plan, den verhaßten Minister, man könnte sagen, im Sinne des „Moralischen Vehmgerichts" zu vernichten. Zerboni ließ zu diesem Zwecke ein in seine Hände gelangtes Verzeichniß von Gütern, die angeblich unter Hoyms Beirath in Südpreußen verschenkt sein sollten, in den „Annalen der leidenden Menschheit" von Hennings zum Abdruck bringen. Held dachte, den Minister noch ärger bloßzustellen, in-

Digitized by Google

dem er die Akten eines Prozesses veröffentlichte, der mit Unterbrechungen von 1792 bis 1798 über die Pachtung der polnischen Herrschaft Krotoschin geführt war. Der Inhalt dieser weit über Verdienst berufenen Schrift ist in Kürze folgender: Held bittet die erhabene und oberstrichterliche Majestät des Königs, dem Buche eine einsame halbe Stunde zu widmen, oder ehrliche Leute, wie die Minister Arnim, Struensee, den Kabinetsrath Mencken und den Generalfiskal Hoff, um ihre Meinung darüber zu befragen. Er erzählt dann, daß das Manuskript auf der Landstraße von einem ihm kurz vorausfahrenden Reisenden verloren, darauf von ihm gefunden und in den Druck gegeben sei: ein Erwerbstitel, der für Helds Takt und Erfindungsgabe einen Maßstab bietet. Die eigentliche Anklage läuft darauf hinaus, Hoym habe im Jahre 1792 den Oberamtmann Früson aus der von ihm gepachteten Herrschaft Krotoschin in Folge der Intriguen eines Titularkriegsraths Triebenfeld widerrechtlich exmittirt. Als dann 1794 Früson auf Wiedereinsetzung in die Pacht und Entschädigung geklagt habe, sei es Hoym mit Unterstützung des Großkanzlers Goldbeck gelungen, einen Königlichen Spezialbefehl vom 12. Juli 1795 zu erwirken, daß ein Rechtsanspruch gegen Hoym und die Breslauer Kammer nicht stattfinden könne. Der Hauptbetrüger Triebenfeld soll 1793 die von Früson ihm überlassene Pacht von Krotoschin in einer Art von Afterpacht auf zehn Jahre an den Starosten von Gajewsky gegeben und dafür fünfzigtausend Thaler erhalten haben, der neue Pächter aber, nachdem er die Summe kaum bezahlt hatte, 1795 exmittirt worden und an den Bettelstab gekommen sein. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. gestattete sein Nachfolger auf erneuerte Beschwerden dem Oberamtmann Früson, gegen Triebenfeld und den exmittirenden Beamten, einen Assessor Bauer, den Rechtsweg zu beschreiten, ließ sich sogar die Akten vom Jahre 1792 einsenden, erklärte jedoch in einer Kabinetsordre vom 24. Dezember 1798, er finde die Klage Früsons unbegründet. Hoym soll aber, weil er sich noch nicht sicher fühlte, eine Einigung mit Früson geschlossen und ihn dadurch entschädigt haben, daß er einen Pächter Namens Galinsky aus der Pachtung des Amtes Brieg vertrieb und dasselbe weit unter dem Preise dem Früson übertrug.

Aktenstücke über diese Vorgänge hatte Held im August und September 1800 zusammengestellt. Ende Januar 1801 erschien im Verlag des Berliner Buchhändlers Frölich seine Schrift unter dem Titel: „Die wahren Jakobiner in Preußen oder akten-

Digitized by Google

mäßige Darstellung der bösen Ränke und betrügerischen Dienstführung zweier preußischen Staatsminister." Das Buch auf Grund des Einbandes, den Held seinen Freiexemplaren hatte geben lassen, „Das schwarze Buch" genannt, machte großes Aufsehen, obgleich es alsbald bis auf wenige Exemplare konfiszirt und der Verkauf bei vierhundert Dukaten Strafe verboten wurde. Der Name des Verfassers war auf dem Titel nicht genannt und ohne ihn zu nennen, hatte Held dem Könige, dem Generaladjutanten Köckritz und dem Minister Grafen Schulenburg je ein Exemplar zugeschickt. Aber bei seiner Unvorsichtigkeit konnte das Geheimniß nicht lange bewahrt werden. Friedrich Wilhelm III., höchst aufgebracht, forderte in einer Kabinetsordre vom 21. Februar strengste Bestrafung; Held wurde verhaftet, in die Hausvogtei eingesperrt, uud die Kriminaldeputation des Kammergerichts verurtheilte ihn wegen Verletzung der Ehrfurcht gegen den Landesherrn zu neun Monaten Festung und wegen Injurien gegen Hoym und Goldbeck wieder zu neun Monaten Festung, also zugleich zur Amtsentsetzung. Gewiß nicht ohne seine Schuld. Denn abgesehen von den plumpen Schimpfreden besteht auch das Thatsächliche des „schwarzen Buches", wie Grünhagen in einem besonderen Abschnitt aus den Akten nachweist, zum größten Theil in grundlosen Beschuldigungen, die schon durch eine einfache Vergleichung der Daten widerlegt werden. Gajewsky ist z. B. 1795 gar nicht exmittirt worden, sondern trotz vieler gegen seine Verwaltung einlaufenden Klagen bis 1800 in seiner Pachtung geblieben. Und wenn wohl behauptet wurde, die Entscheidung Goldbecks im Jahre 1795 habe nicht gegen Triebenfeld lauten dürfen, weil dieser Mensch den König selbst durch beträchtliche Darlehen zu seinem Schuldner gemacht und sich verpflichtet habe, so hat nachweislich die Königliche Chatulle ein 1797 von Triebenfeld eine Zahlung von vierzigtausend Thalern erhalten. Freilich wird dadurch nicht bewiesen, daß bei diesem Handel und überhaupt bei der südpreußischen Verwaltung Alles ganz ordnungsmäßig zugegangen sei. Erklärt doch ein so ausgezeichneter und ruhiger Beamter wie Mencken, in einem Briefe an Köckritz vom 16. Februar 1801 sogar den Inhalt des „schwarzen Unholds" mit Ausnahme der Geschichte mit Galinsky für unzweifelhaft wahr. Dabei kommt allerdings in Betracht, daß Mencken zu den Gegnern Hoyms gehörte, aber man muß nicht weniger erwägen, daß die Oberfläche der Dinge, die in den Akten zum Ausdruck gelangt, nicht Alles, was im Grunde ruht, enthüllen kann.

Digitized by Google

Auch war die Sache noch keineswegs abgethan. Ein Mann wie Held beruhigte sich nicht bei einer Verurtheilung in erster Instanz. In seiner Haft kamen ihm von verschiedenen Seiten, es heißt sogar von den Ministern Struensee und Buchholtz, Aktenstücke über die südpreußischen Verschleuderungen zu. So schrieb er mit eigener Hand eine 276 Folioseiten umfassende, vom 3. Juli 1801 datirte Vertheidigungsschrift, wesentlich eine neue Anklage Hoyms, in so beleidigender Sprache, daß der Justizminister Arnim mit vollem Recht sein Erstaunen aussprach, daß ein Gerichtshof ein solches Schriftstück angenommen habe. Wie zu erwarten, wurde das erste Urtheil von dem Appellationssenat Anfang September einfach bestätigt. Es war sogar der Antrag gestellt, wegen der zügellosen Sprache der Vertheidigungsschrift eine neue Anklage gegen Held zu erheben. Nur um den widerlichen Handel nicht noch weiter auszudehnen, ging der König nicht darauf ein. Am 19. Oktober 1801 reiste Held an den Ort seiner Haft nach Kolberg ab, wo ihm übrigens die Verwendung seiner hochgestellten Gönner eine leidliche Existenz in dem Hause verschaffte, das bei der späteren Belagerung von Gneisenau bewohnt wurde.

Beim Abgang aus der Hausvogtei war ihm eröffnet, er habe keine Aussicht, aus der Haft jemals entlassen zu werden, wenn er seine Vertheidigungsschrift ganz oder theilweise veröffentliche. Das hinderte aber nicht, daß Abschriften im Publikum verbreitet wurden. Besonders Aufsehen hat ein Anhang gemacht, jenes bereits erwähnte „Generaltableau von sämmtlichen in Südpreußen von des Königs Majestät Friedrich Wilhelms II. verschenkten Königlichen und geistlichen Gütern", das schon von Zerboni in den „Annalen der leidenden Menschheit" veröffentlicht war. Zerboni hatte sich mit einer einfachen Aufzählung begnügt, welche neben den Namen der Empfänger nur die Namen der Güter und bei jedem Posten eine summarische Angabe des Werthes enthielt, auf welchen das Gut bei der Verleihung veranschlagt war. Die Veröffentlichung blieb damals beinahe unbemerkt. Aber Held hatte daraus durch Glossen und Anmerkungen eine neue, Hoym und sogar Friedrich Wilhelm II. schwer belastende Schmähschrift gemacht und dem Verzeichniß wegen des Zusammenhanges mit seinem schwarzen Buche den Namen des „schwarzen Registers" beigelegt. In Folge von Verwickelungen, die man bei Grünhagen (S. 234 f. oder noch genauer in der Posener Zeitschrift 1895 S. 278) nachlesen kann, geschah es, daß dies Verzeichniß nach der Katastrophe der Jahre 1806 und 1807

Digitized by Google

in den „Neuen Feuerbränden" des Kriegs- und Domänenrathes Friedrich von Cölln veröffentlicht wurde, jener berufenen Zeitschrift, die man mit den „Vertrauten Briefen" desselben Verfassers lediglich in die Literatur der Schmähschriften begreifen müßte, wenn sie nicht neben dem Gemeinen und Nichtsnutzigen auch Treffendes und für die Zeitgeschichte wirklich Werthvolles enthielte. Cölln hat später versichert, die Veröffentlichung sei ohne sein Wissen in seiner Abwesenheit durch den Verleger vorgenommen worden. Man muß es ihm wohl glauben, denn er, der Günstling Hoyms, würde die Schmähungen gegen den Minister, die Held dem Verzeichniß beigefügt hatte, schwerlich veröffentlicht haben. Er gerieth sogar darüber in eine bittere Fehde mit Held, der übrigens auch seinerseits gegen jeden Antheil an der Veröffentlichung sich verwahrte. Seine Worte würden ihm sogar zur Ehre gereichen, hätte er nicht durch seine Betheiligung bei einer anderen Schmähschrift, der „Gallerie preußischer Charaktere", aufs Neue gezeigt, wie weit er von Haß und Leidenschaft über alle Schranken des Anstands- und Vaterlandsgefühls sich fortreißen ließ.

Trotz dieser Ablehnungen hat das „schwarze Register" damals großen Eindruck gemacht. „Auch der loyalste preußische Unterthan" bemerkt Grünhagen (S. 229), „hatte ein volles Recht, befremdet zu sein durch die Mittheilung, daß die tief in Schulden steckende preußische Regierung einem Berliner Kaufmann, einem pensionirten dänischen Minister, einem in Rußland lebenden deutschen Prinzen je an die zwanzig Güter zu schenken für gut gefunden hatte", und wenn ihm schon auf dem Titelblatte eine schwere Anklage in den Worten entgegensprang: „Zahl der Donatarien 50, Zahl der verschenkten Güter 238. Deren vorgespiegelter Werth bei der Schenkung $3^1/_8$ Millionen. Deren wahrer Werth 20 Millionen Thaler." Bis in die neueste Zeit hat das Register auf Hoym und die darin genannten Personen einen dunkeln Schatten geworfen. Ein besonderes Verdienst, ja man kann sagen, der eigentliche Schwerpunkt des Grünhagenschen Buches liegt deßhalb darin, daß er diese so zuversichtlich ausgesprochenen Beschuldigungen auf das wahre Maß zurückführt, überhaupt die so scharf getadelte Veräußerung von Staatsgütern in Südpreußen in das richtige Licht gestellt hat. Schon in der „Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen" (1895, nicht 1896 wie mehrmals angegeben wird) hat er dieser Aufgabe eine genau eingehende Abhandlung gewidmet und die Ergebnisse in einem eigenen Kapitel des neuen Buches wieder-

Digitized by Google

holt. Nach Grünhagens gewiß richtiger Ansicht lag der Hauptanlaß der Veräußerungen in dem Wunsche des Königs, verdienten Generalen für die Mühen und Aufwendungen während der letzten Feldzüge eine Belohnung und Entschädigung zu gewähren. Dieser Wunsch trat schon 1793 und nach der polnischen Insurrektion des Jahres 1794 so entschieden hervor, daß Hoym, der aus finanziellen und wirthschaftlichen Gründen der Maßregel durchaus abgeneigt war, den König nicht davon abzubringen vermochte. Die Zahl der veräußerten d. h. theils verschenkten, theils verkauften Güter auch die Angaben der dafür gezahlten Summen scheinen in dem Register nicht zu weit von dem Richtigen abzuweichen. Das Register stimmt wenigstens in der Hauptsache mit einem Verzeichniß überein, das der Staatsminister von Buchholtz zum Beweise, wie wenig sorgsam man mit dem Staatsgute umgegangen sei, unter dem 16. November 1797 dem Thronfolger übersandte. Zerboni hat das Dokument ohne Zweifel aus einem Ministerium, durch Vermittlung eines hohen Beamten erhalten, wenn auch der eigentliche Urheber sich noch immer nicht nennen läßt. Man muß aber, um den außerordentlichen Abstand des wahren und des angegebenen Werthes zu begreifen, Folgendes in Betracht ziehen: Für die Güter in Südpreußen war — wie früher, und zwar auf ausdrückliche Anordnung Friedrichs des Großen für Schlesien — der offizielle Schätzungswerth von Anfang an weit unter dem wirklichen Werthe angesetzt; es war im Wesentlichen die alte polnische Lustration beibehalten, um den Steuerzahlern nicht unerschwingliche Lasten aufzulegen. Aber noch mehr: bei der Angabe der Erträgnisse werden die den früheren Besitzern zu leistende Kompetenz von fünfzig Prozent und die dem Staat auch bei den geistlichen Gütern meistens zu entrichtende adlige Steuer von vierundzwanzig Prozent, also im Ganzen vierundsiebzig Prozent des Reinertrages, nicht mit in Anschlag gebracht. Das Kaufgeld repräsentirt also, wie schon ein Rechtskundiger in den Neuen Feuerbränden formulirte, nur den kapitalisirten Reinertrag nach Abzug von Staatssteuer und Entschädigung der früheren Besitzer. Eigentliche Schenkungen wurden im Ganzen dreiunddreißig an Generale, sieben an Zivilpersonen, darunter Hoym, Goldbeck, Luccheſini gemacht, gewiß eine weitgehende Liberalität für einen in so übler Finanzlage befindlichen Staat; aber Hoym konnte doch in einer Denkschrift aus dem Jahre 1797 feststellen, daß die weggegebenen Güter, sowohl die verkauften als die verschenkten, sowohl in Rücksicht des Ertrages als der Zahl,

Digitized by Google

nur den vierzehnten Theil des eingezogenen Krongutes betrugen. Trotz aller gegen den Minister gerichteten Anfeindungen beantwortete denn auch Friedrich Wilhelm III. das Glückwunschschreiben Hoyms zur Thronbesteigung am 24. November 1797 in den gnädigsten Ausdrücken. Er versichert ihn seiner höchsten Achtung und Werthschätzung; Verleumder und Kritiker würden ihm nicht schaden. Die Verwaltung Schlesiens könne als Muster dienen; auch Südpreußen werde sich heben, wenn Hoym fortfahre, die mancherlei Mißbräuche abzustellen, die sich hauptsächlich von der ersten fehlerhaften Organisation herschrieben. Dann folgt allerdings eine Ausstellung. Der König, heißt es, habe von mancherlei Orten vernommen, daß der Gebrauch, den Hoym, gewiß in der besten Absicht, von einem so zweideutigen Menschen wie Triebenfeld mache, ihm in den Augen des Publikums großen Tort thue. Hoym werde hierbei von jetzt an gewiß die richtigsten Maßregeln zu nehmen wissen.

Durch die hier nur angedeuteten Untersuchungen, welche Grünhagen in allen Einzelheiten ausführt, wird unzweifelhaft von den Anschuldigungen Helds und, man könnte sagen, der öffentlichen Meinung ein beträchtlicher Theil als hinfällig erwiesen. Nur muß man abermals daran erinnern, daß der Satz: „quod non in actis, non in mundo“ nirgendwo weniger berechtigt ist, als bei Angelegenheiten, um die es sich hier handelt. Einzelne grelle Streiflichter, Urtheile hochstehender, unabhängiger Personen, wie Mencken und Struensee, ja sogar die Andeutungen in dem Königlichen Schreiben vom 24. November 1797, endlich das Gesammtbild, das wir uns von den Verhältnissen in der Umgebung des hinsiechenden Friedrich Wilhelms II. machen müssen, lassen keinen Zweifel, daß die südpreußischen Güterverleihungen nicht ohne Grund in üblen Ruf gekommen sind. Auch Herr Grünhagen ist weit entfernt, dies in Abrede zu stellen. Er meint aber, und es scheint mit Recht, daß solche „nicht ganz reinliche Transaktionen,“ die man zu „kachiren“ suchte und suchen mußte, weit mehr auf die Umgebung des Königs, insbesondere auf Bischoffwerder und seinen Anhang als auf Hoym zurückzuführen sind.

Held hatte in der Zeit, als das schwarze Register an das Licht trat, keine weitere Anklage zu befürchten. Nach seiner Entlassung aus der Festungshaft 1803 war er durch seinen Gönner Struensee zunächst im Zolldienst wieder beschäftigt, 1812 erhielt er sogar die einträgliche Stellung eines Salzfaktors in Berlin mit zwölfhundert Thalern Gehalt und freier Wohnung. Es giebt ein

Digitized by Google

Bild von dem Wechsel der Zeiten, wenn wir hören, daß bei der Taufe des ersten Sohnes aus seiner zweiten, im Mai 1813 geschlossenen Ehe Feldmarschall Blücher, einer der Donatare des schwarzen Registers, und die Gräfin Lichtenau, welche einmal auf das Schicksal Zerbonis also auch Helds ungünstiger, als Herr Grünhagen annimmt, eingewirkt hatte, als Pathen figurirten. Dem öffentlichen Leben fern verlebte er noch dreißig ruhige Jahre, bis ein Diebstahl an der ihm anvertrauten Kasse, für den er, ohne ihn verschuldet zu haben, aufkommen sollte, den achtundsiebzigjährigen Greis (1842) zum Selbstmorde trieb.

Ausführlicher als über Held handelt Grünhagen über die späteren Erlebnisse Zerbonis, der es denn auch weit mehr verdient. Seine landwirthschaftliche Thätigkeit hatte den günstigsten Erfolg und machte ihn in wenigen Jahren zum Besitzer eines bedeutenden Vermögens, als plötzlich die preußischen Niederlagen des Jahres 1806 Alles in Frage stellten. Aber Zerboni gehörte, — seinen Feinden Hoym und Goldbeck darin weit überlegen — zu den Wenigen, die in dieser schweren Zeit Fassung, Muth und Ueberzeugungstreue an den Tag legten. Als der polnische Adel in Südpreußen sich zum Aufstande gegen die Regierung erhob, und Zerboni unter Drohungen zum Beitritt aufgefordert wurde, erklärte er: sein Vasalleneid gegen Preußen sei ein freiwilliger gewesen; eine Verletzung dieses Eides sei eine Schandthat; niemals werde er gegen den König fechten. In den nächsten Jahren hatte er Gelegenheit, sich dem preußischen Staate in solchem Maße nützlich zu machen, daß er schon 1810 den Rang eines Wirklichen Geheimen Rathes erhielt. So kann es nicht wundern, daß er im Jahre 1813 von Hardenberg herangezogen und 1815 sogar zum Oberpräsidenten der wiedergewonnenen Provinz, des Großherzogthums Posen ernannt wurde. In dieser Stellung fand er Gelegenheit, einem früheren Leidensgefährten eine Genugthuung zu verschaffen. Der Hauptmann von Leipziger, im Jahre 1801 aus der Festungshaft in Graudenz entlassen, hatte sich seitdem auf einer Herrschaft in Polen der Landwirthschaft gewidmet. Im Frühling 1815 wird ihm in einem von Zerboni eigenhändig aufgesetzten, von Hardenberg unterzeichneten Schreiben aus Wien vom 30. April die Mittheilung gemacht, er sei bestimmt, dem Oberpräsidenten von Zerboni di Sposetti — der alte Adel war wieder erneuert worden — bei der Organisation des Großherzogthums Posen behilflich zu sein und demnächst die Stelle eines Direktors bei der Regierung in

Digitized by Google

Bromberg zu erhalten. Nimmt man noch hinzu, daß der Dritte der Verurtheilten, Conteſſa, damals in behaglicher Muße und nicht ohne ſchriftſtelleriſchen Erfolg ſeinen poetiſchen Neigungen nachgehen konnte, ſo erkennt man mit Vergnügen, daß das „Moraliſche Vehmgericht“ ſeinen Beiſitzern doch nicht ſo verderblich geworden iſt, wie man nach den Fährlichkeiten der erſten Jahre fürchten mußte.

Nicht bloß den alten Freunden, auch den alten Grundſätzen war Zerboni treu geblieben. Es iſt intereſſant, zu verfolgen, wie er die Anſichten, die er in ſeiner Denkſchrift, über das ſüdpreußiſche Bildungsgeſchäft, zum Ausdruck gebracht hatte, als Oberpräſident der Provinz zu verwirklichen ſuchte. Lebhaft hatte er ſich in jener Schrift gegen das von Hoym in Schleſien eingeführte Kreditſyſtem erklärt, welches zum Schuldenmachen verleite. Jetzt hören wir, daß er ſich 1822 um die Provinz Poſen ein beſonderes Verdienſt durch die Schöpfung eines andersartigen landwirthſchaftlichen Kreditvereins erwarb, und daß man ihn dafür durch eine mit ſeinem Bruſtbild gezierte Denkmünze feierte. Und wenn er in der erſten Schrift neben heftigen Ausfällen gegen Mönchsthum und Kloſterweſen das Inſtitut der barmherzigen Schweſtern mit den höchſten Lobſprüchen bedenkt, ſo wird ihm in dem offiziellen Nekrologe nachgerühmt, daß er nach Ueberwindung mancher Schwierigkeiten die ſchnell beliebt gewordenen Grauen Schweſtern in Poſen eingeführt habe. Als im Jahre 1817 die Frage der ſtändiſchen Organiſation und der Verfaſſung für Preußen in lebhaften Fluß gekommen war, als Abgeſandte des Staatsraths in den verſchiedenen Landestheilen die Anſichten der Notabeln einholten, erwachte in Zerboni das Feuer des Jahres 1795. In einer Denkſchrift, zuweilen noch mit redneriſchem Pathos, aber doch die richtigen und entſcheidenden Geſichtspunkte kräftig hervorhebend, verlangte er eine Volksvertretung mit zwei Kammern und entſcheidender Stimme bei allen die Perſon und das Eigenthum betreffenden Geſetzen. Daneben ſollten Provinzialſtände die Angelegenheiten der eigenen Provinz berathen und die Abgeordneten der zweiten Kammer — im Unterſchied von den erblich oder auf Lebenszeit berufenen Mitgliedern der erſten Kammer — wählen, aber ohne ihnen Inſtruktionen zu geben. Was dann weiter über die Vortheile, die einigende Kraft der Verfaſſung, über die Gefahren einer zu langen Zögerung geſagt wird, iſt durch die Folgezeit ſicher nicht widerlegt worden. Mir ſcheint

Digitized by Google

die Denkschrift*) nicht allein durch die Gesinnung, sondern auch durch den politischen Gehalt bedeutender als sie von Grünhagen geschätzt wird, wie ich denn überhaupt von der Persönlichkeit Zerbonis eine höhere Meinung habe. Man darf ihn durchaus nicht mit einem so plumpen, ungeschickten Schreier wie Held in eine Linie stellen.

Aber es läßt sich denken, daß Ansichten, wie Zerboni sie äußerte, damals in den entscheidenden Kreisen wenig Beifall fanden. Nachdem er schon bei verschiedenen Gelegenheiten sich über Zurücksetzung hatte beklagen müssen, wurde er durch Kabinetsbefehl vom 8. November 1824 mit Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit in den Ruhestand versetzt, nach Angabe des offiziellen Nekrologs in der Staatszeitung mit dem gnädigsten Anerkenntniß seiner Verdienste, in Wahrheit aber unerwartet und ohne daß er um seine Entlassung nachgesucht hatte. Seine amtliche Thätigkeit war allerdings durch Krankheitsanfälle, deren Ursprung er in der harten Haft von 1796/97 suchte, mehrmals unterbrochen worden, aber erst sechs Jahre später am 27. Mai 1831 setzte ein Schlagfluß seinem Leben ein Ziel.

Die vorstehenden Seiten geben nur eine Andeutung von dem reichen Inhalt eines für die Geschichte Friedrich Wilhelms II. hochbedeutenden und zugleich das Interesse unausgesetzt fesselnden Buches. Wer von den Arbeiten des Verfassers über schlesische Provinzialgeschichte nur einige kannte, durfte im Voraus versichert sein, daß die neue Schrift auf der genauesten Kenntniß der Verhältnisse, auf der sorgfältigsten Benutzung der archivalischen Quellen beruhen würde. Aber besonders wohlthuend wirken auch Ton und Geist der Darstellung. Der Verfasser hatte von Verhältnissen wenig erfreulicher Art zu reden; er erfüllt diese Pflicht mit dem Freimuth, dem die Wahrheit das Höchste ist, und ohne die Schwächen und Fehler bis in die höchsten Kreise zu verhüllen. Aber er verhehlt auch nicht seine Befriedigung, wenn es ihm gelingt, Verleumdungen und zu weitgehende Vorwürfe gegen die Regierung im Allgemeinen oder gegen einzelne Personen zu widerlegen. So versucht er nicht, ein ganz neues Bild an die Stelle des alten zu setzen, aber er hat die grellen Farben gemildert, manchen häßlichen Flecken ausgemerzt und die Figuren erst in das richtige Verhält-

*) Abgedruckt in dem Aufsatze: „Die preußische Verfassungsfrage im Jahre 1817“ von Alfred Stern in der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft von L. Quidde, 1893, S. 91 ff.

Digitized by Google

niß gesetzt. Das gilt besonders auch von dem Schlußwort über den vieljährigen, zuweilen hochgepriesenen und ebenso oft unmäßig getadelten Minister für Schlesien, Grafen Hoym. Liest man in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" den eingehenden Artikel über Hoym von Fechner und in dem Lehmannschen Werk über „Preußen und die katholische Kirche" die Immediatberichte und die Korrespondenz des Ministers mit seinen Kollegen, so erscheint er als ein ausgezeichneter Beamter, im Ganzen wohlwollend, thätig und einsichtsvoll, aber auch sehr geneigt, seinen Wirkungskreis so weit als irgend möglich auszudehnen, schwierigen Verhältnissen gegenüber schwach und üblen Einflüssen leicht zugänglich. Auch der Leser des Grünhagenschen Buches kann diese Charakteristik für zutreffend halten; aber er wird das Gewicht mehr auf die hellere als auf die dunklere Seite legen, einzelne Vorwürfe als unberechtigt zurückweisen und mit Vergnügen gerade die schwersten Anklagen entkräftet sehen, mit denen das schwarze Buch und das schwarze Register den Namen des Ministers belasteten.

Digitized by Google

Der Pan-Keltismus in Großbritannien und Irland.

Von

H. Zimmer.

II.

Die sprachlich-literarische Bewegung in Irland und ihre Aussichten.

Durch jene Striche des vereinigten Königreichs, die der gebildete Engländer öfters mit etwas Geringschätzung als „Celtic Fringe“ die keltische Franse seines behaglichen Gewandes bezeichnet, geht eine mächtige Bewegung, über deren mögliche Folgen sich der Durchschnittsengländer in seinem Selbstbewußtsein ganz und gar nicht klar ist. Diese Bewegung bezweckt in erster Linie die Wiederbelebung der nach landläufiger englischer Meinung dem sicheren Tode verfallenen keltischen Sprachen: des Kymrischen in Wales, des Irischen in Irland und des Gälischen in den schottischen Hochlanden, die sich zu einander und zum Englischen andererseits so verhalten wie Polnisch-Tschechisch-Slovenisch in der cisleithanischen Hälfte unseres Nachbarreiches zum Deutschen. Es gilt die Bewegung der Erhebung der genannten Sprachen oder vielmehr ihrer Wiedereinsetzung in ihre frühere Stellung als Literatursprachen, die auch dem Bedürfniß des Gebildeten Genüge leisten können; sie gilt ihrer Wiedereinsetzung als herrschende Sprachen in Kirche und Schule, als mindest mit Englisch gleich berechtigte Sprachen in öffentlichem Verkehr, Gerichtshöfen und Verwaltung im Bereich von Wales, Irland und den schottischen Hochlanden. Alles was man erstrebt und mehr waren ja Kymrisch in Wales und Irisch

Digitized by Google

in Irland bis zum Ausgang des Mittelalters. Irisch und Kymrisch des Mittelalters, sagen wir vom achten bis vierzehnten Jahrhundert, darf man nicht etwa mit Tschechisch oder gar Slovenisch vergleichen; Irisch und Kymrisch können sich vielmehr in jener Zeit neben Kultursprachen wie Deutsch, Englisch und Französisch stellen. Es gab in irischer sowohl wie kymrischer Sprache im Mittelalter eine große originelle Literatur wie in Deutsch, Englisch und Französisch, die zu großem Theil noch erhalten ist; in dieser Literatur, besonders der irischen, tritt uns eine ganz eigenartige, uns fremd anmuthende Kultur entgegen in literarischen Formen, die wie alle Lebensäußerungen des Keltenthums sich in den denkbar größten Gegensätzen bewegen und dem an der Antike gebildeten germanisch-romanischen Geschmack entweder geradezu als unkünstlerisch roh oder als den Gipfel der verkünstelten Unnatur noch überschreitend erscheinen. Nach der normannischen Eroberung Englands fingen Wales und Irland an, in die große mittel- und westeuropäische Kulturbewegung einzutreten: in Wales und in Irland begann man die Werke der normannisch-nordfranzösischen Literatur, die ihr Rohmaterial ja z. Th. von Kelten außerhalb der genannten Gebiete bezogen hatte, durch Bearbeitungen, wie es ein Hartmann von der Au und Wolfram von Eschenbach für Deutschland thaten, in den einheimischen Sprachen den Gebildeten zu übermitteln, wobei durch den Vergleich dieser kymrischen und irischen Bearbeitungen mit den deutschen Bearbeitungen und den französischen Originalen so recht der auch an der Originalliteratur der Inselkelten hervortretende Mangel an maßvoller, echt künstlerischer Gestaltungskraft zu Tage tritt. Bei dieser literarischen Stellung des Kymrischen und Irischen im Mittalter ist es begreiflich, daß genannte Sprachen auch das private und öffentliche Leben in vollem Umfang in Wales und Irland beherrschten: so liegt uns das einheimische Recht beider Völker noch in großen Kodifikationen in einheimischer Sprache vor: Senchas môr in Irland und Cyfreithieu Hywel Dda in Wales, beide im zehnten Jahrhundert in der uns erhaltenen Form kodifizirt. In vielen Verhältnissen des öffentlichen Lebens, in denen in Deutschland und Frankreich Latein herrschte, wandte man in Irland und Wales die nationale Sprache an. Alle annalistischen Werke, Biographien, halbhistorische Werke wurden in Irland und Wales schon in einheimischer Sprache abgefaßt, als man in Frankreich und Deutschland noch lange nicht daran dachte, das Latein aufzugeben. Wiederherstellung des früheren Zustandes, Einsetzen von

Digitized by Google

Kymrisch, Irisch, Gälisch in die allmählich verloren gegangene Position als Nationalsprachen (kymr. iaith genedlaethol, ir. teanga thioramhuil) in möglichst weitem Umfang ist das Ziel der Bewegung.

Hand in Hand mit ihr geht in Wales, Irland und Hochschottland ganz naturgemäß das Bestreben, alles Volksthümliche, den betreffenden Theilen des „Celtic fringe" Eigenartige in Sitte, Brauch und Einrichtungen zu erhalten, zu beleben und geradezu wieder neu ins Leben zurück zu rufen. Es seien hier nur zwei Punkte genannt: die nationale Musik auf nationalen Musikinstrumenten und die nationalen Spiele. Wer genau zusieht, merkt leicht, daß man in Wales, Irland und Hochschottland um so eifriger bei der Sache ist, je mehr es sich um Bräuche und Einrichtungen handelt, die möglichst weit von der allgemein englischen Kultur abweichen. Es tritt bei leitenden Persönlichkeiten der Bewegung überall das Bestreben hervor, zu zeigen, wir Kymren, Iren, Hochschotten sind einzelne Individuen mit ganz ausgeprägter Eigenart neben dem Engländer, und so sind denn auch die Kymren, Iren, Hochschotten insgesammt nicht Glieder des Individuums John Bull; die Kymren sind nicht ein mitkonstituirender Theil eines anderen Körpers, sondern Körper für sich, drückt ein kymrischer Schriftsteller sich (Y Geninen XIV, 148) aus. Noch mehr, man hebt hervor: unbeschadet des Umstandes, daß Kymren, Iren, Hochschotten einzelne, wenn auch kleine Nationen sind, haben die genannten Nationen doch gemeinsame Züge im Gegensatz zu der angelsächsischen Rasse, sie sind Kinder der gemeinsamen keltischen Mutter, unterdrückt und zum Theil ihres Erbes beraubt durch die „Söhne von Hengist", wie eine beliebte kymrische Bezeichnung der Engländer ist.

Diese Bewegung für eine literarische und nationale Wiedergeburt des Keltenthums in den Grenzen des vereinigten Königreichs hat in Wales am frühesten begonnen. In meinem ersten Vortrag habe ich versucht, die einzelnen Stufen derselben in Wales eingehend nachzuweisen. Ich werde im Verlauf öfters darauf zurückgreifen müssen, und darum sei mir gestattet, in wenigen Strichen das dort entworfene Bild etwas aufzufrischen. Vor 160 Jahren schien die Lage der kymrischen Sprache in Wales eine hoffnungslose: sie war von der englischen Staatskirche aus Kirche und Unterricht verdrängt, nachdem ihre Verdrängung aus dem öffentlichen

Digitized by Google

Leben, Verwaltung und Gerichtshöfen, vorausgegangen war; die Fäden, welche aus dem literarischen kymrischen Mittelalter herüberführten, wurden immer seltener und dünner, wie kein Wunder ist: die Führer des Volkes — Adel und Geistlichkeit — waren verengländert und sofern aus der kymrisch redenden Masse Einzelne emporstiegen, war meistens ihr Erstes, sich des Kymrischen zu schämen. Da erwuchsen der Masse des kymrischen Volkes in der aufkommenden methodistischen Bewegung neue geistige Führer, die sich des verachteten Kymrisch bedienten, um zu den Herzen der Masse zu reden. Die kymrische Sprache ward im Verkehr des Kymren mit seinem Gott wieder zu Ehren gebracht; der Einzelne ward auf sein Gewissen und die Bibel verwiesen. Indem man der Masse in Wales die kymrische Bibel in die Hand gab und sie zum Lesen und Forschen in derselben anhielt, wurde die Begierde zum Lesen des Kymrischen und zum Denken überhaupt geweckt, und es wurde in der Sprache der Bibel wieder eine Literatursprache in den Dialekten geschaffen. So erwuchsen in Wales aus dem „religiösen Erwachen" (deffroad crefyddol) allmählich unbewußt um die Wende dieses Jahrhunderts die Grundlagen des literarischen Erwachens (deffroad llenyddol), das mit anderen fördernden Faktoren verknüpft, in einem weiteren Zeitraum von siebzig Jahren das Kymrische wieder zu einer das geistige Leben von Wales beherrschenden Kultursprache erhob, in der für einzelne Gattungen, wie Lyrik und Novelle, Literaturdenkmäler von dauerndem Werthe schon vorliegen, und die auch für wissenschaftliche Untersuchungen und Abhandlungen allen an eine Kultursprache zu stellenden Anforderungen mit Leichtigkeit genügen kann. Auf dieses religiöse und literarische Erwachen erfolgte dann in Wales im letzten Viertel unseres Jahrhunderts das nationale Erwachen (deffroad cenedlaethol), wie ich es eingehend vorgeführt habe und worauf ich in meinem nächsten Vortrag in erweitertem Rahmen noch ausführlich zurückkommen muß.

Wenden wir uns heute nach Irland. Hier ist die Bewegung zur Wiederbelebung der irischen Sprache als Nationalsprache Irlands erst ein Kind des letzten Viertels des neunzehnten Jahrhunderts. Während in Wales die Wiedereinsetzung des Kymrischen als Sprache nationalen Lebens sich als eine naturgemäße, allmähliche Entwickelung darstellt, deren natürliche Weiterentwickelung die heutige nationalpolitische Bewegung ist, ist in Irland im letzten Grunde die Bewegung für Erhaltung des Irischen als gesprochene

Digitized by Google

Sprache für Irland und seine Wiedereinsetzung in die Position, die das Kymrische thatsächlich heutigen Tages in Wales einnimmt, eigentlich ein Ausfluß der vorhandenen nationalpolitischen Bewegung, hervorgegangen aus einer im Verlauf zu besprechenden Erkenntniß. Die in Irland unternommene Arbeit ist sicher keine leichte, und die Frage, ob der Versuch gelingen wird, eine wohlberechtigte. Von den Engländern wird die irische Bewegung wohl im Allgemeinen, soweit sie überhaupt vor der Hand Notiz davon nehmen, für aussichtslos gehalten. Will man die Möglichkeit des Gelingens dieses in unseren Tagen unternommenen Versuchs, die scheinbar im Aussterben begriffene keltisch-irische Sprache wieder zur Sprache nationalen Lebens in Irland zu erheben, unparteiisch prüfen, dann muß man sich vor Allem darüber klar werden, welches die tieferen Ursachen dafür sind, daß das Neuirische, das im Anfang unseres Jahrhunderts noch von der größeren Hälfte der Bewohner der grünen Insel verstanden und gesprochen wurde, ja in weitem Umfang einzige Sprache derselben war, im Zeitraum von drei Generationen in die heutige kümmerliche Lage gebracht wurde. Ein kurzer, geschichtlicher Rückblick ist unerläßlich.

Das irische Volksthum hat bis in die Tage der Elisabeth eine den Beobachter in Erstaunen setzende Assimilationskraft gegenüber fremden, selbst in großen Massen eindringenden Elementen bewiesen. Es nahm auf und assimilirte vollständig die ungezählten Schaaren der Norweger und Dänen, die sich von ca. 800—1100 allerorts in Irland, am stärksten in den Küstenstrichen und an den mit Vikingerschiffen befahrbaren Flüssen bis weit ins Innere niederließen: sie sind im neunten und zehnten Jahrhundert in den Chroniken noch Ausländer-Iren (Gall-Goidil), im zwölften Jahrhundert aber Voll-Iren. Ganz dasselbe Schicksal widerfuhr den Anglo-Normannen, die seit 1170 sich auf Irlands Boden niederließen, sei es nun in Munster oder weit in Connaught (Mayo): selbst die härtesten Strafen, die englische Herrscher im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert auf die Irisirungen setzten, vermochten den Fortschritt derselben nicht zu verhindern. In den Tagen der Elisabeth und Cromwells sind nicht selten die heißblütigsten Iren Nachkommen von irisirten Anglo-Normannen. Bei diesem Stand der Dinge ist es begreiflich, daß, als die englische Kirche von Elisabeth auch in Irland als Staatskirche eingeführt wurde, man gezwungen war, die Bekenntnißschriften (39 Artikel und Katechismus), Common Prayer Book und Bibel ins Irische zu übersetzen,

Digitized by Google

wollte man wirklich Einfluß aufs Volk gewinnen. Diese Anerkennung des Irischen als Nationalsprache von Irland ist zugleich der Wendepunkt. Der vereinte religiöse und politische Widerstand der Iren führte durch 250 Jahre zu einer rauhen Unterdrückung alles Irischen: Die politischen Führer wurden ihres Besitzes und der Macht beraubt, fielen oder wanderten aus, die geistigen Führer, voran der katholische Klerus, ebenfalls an den Bettelstab gebracht. Den Hinrichtungen, Konfiskationen, Einkerkerungen, Außerlandestreibungen folgten von Wilhelm III. an die bekannten „Unfähigkeitsgesetze", die dem katholischen Iren nach und nach alle bürgerlichen Rechte raubten, die Ausübung von Handel und Gewerbe ihnen erschwerten und die öffentliche Ausübung seiner religiösen Pflichten ihm so gut wie unmöglich machten. Alle diese Drangsale des irischen Volkes blieben natürlich nicht ohne Einfluß auf die Sprache desselben, die vielleicht mehr als jede andere Aeußerung des irischen Volksthums faßbar war. Das Irische wurde aus jedem öffentlichen Verkehr in Verwaltung und Justiz vollständig verdrängt; die Ausrottung und Verarmung des irischen Adels sowie die Beraubung der katholischen Kirche hatten aber viel schlimmere Folgen für die irische Sprache: die wie anderswo von diesen Kreisen auch in Irland in jener Zeit durch ganz Irland unterhaltenen gelehrten Unterrichtsanstalten, in denen die irische Sprache, irische Literatur und Geschichte eine unvergleichlich höhere Pflege erfuhr (Zeugen sind die „Vier Meister" in Donegal, Duald mac Firbisig in Galway und Dr. G. Keating in Tipperary c. 1570—1640) als die nationalen Sprachen in jener Zeit in Deutschland oder Frankreich, — diese gelehrten Unterrichtsanstalten fielen in Trümmer, siechten dahin und starben vollständig aus, wodurch die wissenschaftliche Beschäftigung mit der irischen Sprache und ihrer Literatur in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ein Ende fand. Andererseits wurden die seit alten Zeiten bei den Iren wie bei den Kelten überhaupt bestehenden literarischen Stände der Barden (bard), Sagenerzähler (scêlide), Antiquare (senchide), Rechtsfinder (brethem) durch die Vertreibung und Beraubung der Clanhäupter ihrer Patrone beraubt: sie fingen nach und nach an sich anderen Berufen zuzuwenden, starben aus, und der Gebrauch des Irischen als Sprache der Literatur wird seit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts immer seltener und hört schließlich, zuerst in Connaught zuletzt in Munster, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts so gut wie ganz auf.

Digitized by Google

Was aber diese 200 Jahre in Irland nicht vermochten, war die Vernichtung der irischen Sprache selbst. Als im Jahre 1771 jene allmähliche Abtragung der „Unfähigkeitsgesetze“ begann, die mit der Katholikenemanzipation 1829 ihren Abschluß erhielt, da war, praktisch genommen, das aus der Literatur und dem öffentlichen Leben verdrängte Irisch noch immer die Verkehrssprache des Volkes sicher in demselben wenn nicht in weiterem Umfang als zu derselben Zeit Kymrisch in Wales die Sprache der Kymren. Während nun die Sprache der Letzteren, das Kymrische, in dem seit der Zeit verflossenen Jahrhundert sich nach und nach wieder zur Sprache des nationalen Lebens in Wales emporgerungen hat und immer mehr sich im öffentlichen Leben ausbreitet, ist das Irische in demselben Zeitraum, in dem es, aller groben Vergewaltigung früherer Jahrhunderte frei, sich auch hätte entfalten und mit geringerer Anstrengung als das Kymrische seine frühere Stellung als Sprache des nationalen Lebens in Irland wieder hätte erringen können, dahin geschmolzen wie der Schnee in der Sonne. Woher diese wunderbare Erscheinung?

Die gewöhnliche Erklärung, daß das Irische seit den Tagen der Elisabeth bis Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Verdrängung aus dem öffentlichen Leben, aus Literatur, Kirche und Schule tödtlich getroffen gewesen sei, sein Wegsterben in diesem Jahrhundert nur eine unausbleibliche Folge jener tödtlichen Streiche sei — diese Erklärung ist nicht stichhaltig, wie ein Blick auf die Schicksale der kymrischen Sprache oder des Gälischen in den Hochlanden zeigt. Ebensowenig stichhaltig ist der zweite Grund, den man anführt: das in Irland beliebte Unterrichtssystem, seit überhaupt von einem Schulunterricht die Rede ist. Es basirt darauf, daß in ganz Irland, auch in den Gegenden, wo nur Irisch geredet wird, im Schulunterricht das Vorhandensein des Irischen vollständig ignorirt wird: ein Lehrer, der meist keine Silbe Irisch verstand, vor einer Heerde Kinder, die vor ihrem Eintritt in die Schule oft kein anderes Wort als Irisch gehört hatten. Dazu trat bis in die Mitte unseres Jahrhunderts die „Irish note“, d. h. ein Holztäfelchen an einem Faden wurde von dem Lehrer jedem Kinde umgehängt, welches in der Schule und deren Bereich ein Wort seiner Muttersprache über seine Lippen kommen ließ, wenn auch nur aus momentaner Vergeßlichkeit; das Kind wurde dieses Täfelchens ledig, sobald es einen Mitschüler denunzirte, der sich desselben Vergehens schuldig gemacht hatte; in wessen Besitz sich

Digitized by Google

am Ende der Schulstunde oder Schule solche Täfelchen befanden, die erhielten Hiebe. Oft erstreckte sich der Gebrauch dieser Täfelchen und die damit verknüpfte Denunzirung der Kinder unter einander auch auf die freie Zeit außerhalb der Schule. Daß ein solches System, den irischen Kindern die Kenntniß des Englischen beizubringen, für die irische Sprache nicht förderlich sein konnte, ist ja natürlich. Aber ihm hauptsächlich den Zustand zuzuschreiben, in dem sich heutigen Tages das Neuirische befindet, ist ungerecht. In Wales herrschte zu derselben Zeit dasselbe System, dieselbe Art Lehrer war dort, die Generation, die sich der „Welsh note“ erinnert und wegen Gebrauchs der Muttersprache geprügelt wurde, ist auch in Wales noch nicht ganz ausgestorben. Daß in Wales seit 1893 Kymrisch in den Elementarschulen in den kymrischen Distrikten die Unterrichtssprache der Kinder ist, durch deren Vermittelung sie Englisch lernen, ist doch nur eingetreten, weil Wales trotz jenes Unterrichtssystems seine Sprache bewahrt, ja zur Sprache einer großen Literatur gemacht hat. Also die Hauptschuld für die heutige kümmerliche Lage des Neuirischen ist nicht in den Ereignissen des sechszehnten bis achtzehnten Jahrhunderts und nicht in dem im neunzehnten Jahrhundert in Irland herrschenden Unterrichtssystem zu suchen. Sie liegt, was seit zwei Dezennien immer deutlicher weiteren Kreisen in Irland zum Bewußtsein kommt, in dem Verhalten der Iren selbst zu ihrer Muttersprache.

In den Zeiten der irischen Rebellion und namentlich in den ersten Dezennien der „Unfähigkeitsgesetze“ wurde Englisch lernen bei den katholischen Iren in den weiten Strichen des einsprachigen Irlands fast gleich geachtet mit Protestant, d. h. Verräther an der irischen (katholischen) Religion, und Engländer, d. h. Verräther an der irischen Sache, werden. Dieses Stigma wurde der englischen Sprache seit dem zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts allmählich in den Augen der Kelten Irlands genommen. Die von Cromwell und Wilhelm III. auf den konfiszirten Ländereien der keltischen und katholischen Iren angesiedelten protestantischen Engländer fühlten sich zunächst natürlich als englische Kolonie in Irland und suchten in engster Anlehnung an das englische Mutterland ihre Stütze gegen die keltisch-katholische Masse im Lande. Brutaler Egoismus des Mutterlandes ließ diese englische und protestantische Kolonie in Irland bald dem Mutterlande sich entfremden. Alle die Irland im siebzehnten und beginnenden achtzehnten Jahrhundert auferlegten Handelsbeschränkungen (Ausschluß

Digitized by Google

vom Handel mit den Kolonien, Viehausfuhrverbot, Vernichtung der irischen Wollindustrie) trafen die protestantisch-englische Kolonie in Irland in gleicher Weise wie die katholisch-keltische Masse, und diese in Irland angesiedelten Engländer fingen allgemach an, sich als protestantische Iren im Gegensatz zu England zu fühlen. Im irischen Parlament in Dublin, das ja nur ein Parlament der protestantisch-englischen Kolonie in Irland war, bildete sich seit dem zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts eine Oppositionspartei gegen England: nicht national-irische Gesichtspunkte leiteten diese Opposition, sondern persönliche Interessen; aber diese persönlichen Interessen der protestantisch-englischen Opposition in Irland deckten sich in weitem Umfang mit den materiellen Interessen der rechtlosen katholischen, keltischen Masse des Landes. Und seit den Tagen von Swifts „Letters by M. P. Drapier" (1724) bis auf Grattan und Burke um die Wende des Jahrhunderts fing die irisch redende keltische Masse an, die Vertreter der protestantisch-englischen Opposition im Dubliner Parlament als ihre freiwilligen Advokaten anzusehen, allmählich zu glauben, diese Männer — anderer Rasse und anderen Glaubens wie sie — trieben national-irische Politik.*) Diese Anschauung mußte noch verstärkt werden, als hervorragende Führer dieser oppositionellen Engländer Irlands, wie z. B. Grattan und Burke, aus Menschlichkeits- und Gerechtigkeitsgefühl für Linderung und theilweise Aufhebung der religiösen Bedrückungen der katholischen, keltischen Masse in Irland eintraten. Dies Alles wirkte nach einer Seite hin stark assimilirend auf die abseits stehenden rechtlosen Iren ein: der englischen Sprache und der englischen Bildung wurde das Stigma genommen, das auf ihr in den Tagen Cromwells und Wilhelms III. in den Augen der Kelten Irlands ruhte. So hatte bei der allmählichen Aufhebung der Penalgesetze die Anschauung bei den wirklichen Iren Raum gewonnen, man könne

*) Derselbe brutale Egoismus des eigentlichen England, der vor 200 Jahren die protestantischen Engländer in Irland und die katholischen Kelten einander nahe brachte, scheint in unseren Tagen, wenn auch in etwas schwächerem Grade, wieder einen gemeinschaftlichen Boden schaffen zu wollen, auf dem sich die unionstreuen Protestanten Irlands mit katholischen Homerulern gegen England zusammenfinden. Es ist die jährliche Ueberbesteuerung des armen Irland um 50 Millionen Mark zu Gunsten des reichen England. Schon sitzen in den Protestkomitees und auf den Rednerbühnen in großen Versammlungen Landlord und Tenant, Homeruler und Unionisten, katholische Bischöfe und zelotische Orangemen zu gemeinsamem Protest gegen England nebeneinander; immer häufiger wird in den Versammlungen die Frage schon aufgeworfen, ob die feindlichen Elemente in Irland nicht auch andere gemeinsame Punkte als „Iren" d. h. Bewohner Irlands gegenüber England hätten.

Digitized by Google

guter Ire bleiben — d. h. den keltischen Haß gegen England bewahren — und könne guter Katholik bleiben, auch wenn man eine englische Erziehung genoß; letztere wurde aber dem Katholiken nothwendig, um in die seit Ende des vorigen Jahrhunderts sich öffnenden Stellungen zu kommen. Hierzu nehme man weiter, daß die vielen wirklich national fühlenden Iren sich öffnende englische Sprache reiche geistige Schätze bot und den Weg zu den Schätzen der Weltliteratur eröffnete, während die am heimischen Heerd in der Kindheit gesprochene keltische Muttersprache völlig verarmt war, ihm nichts von Literatur bot; dort brauchte man nur geistig mitzugenießen, hier wäre angestrengte, selbstlose geistige Arbeit nothwendig gewesen, um dem Irischen wieder zu einer modernen Literatur, werth des Lesens, zu verhelfen. Nimmt man diese Momente zusammen, dann begreift man das Verhalten, das bei fast allen aus der irisch redenden Bevölkerung hervorgehenden höher gebildeten Iren gegenüber der alten nationalen Sprache einriß. Fast Keiner der Iren, der vielleicht bis zu seinem siebenten Jahre kaum einen anderen Laut als Irisch in Haus, Dorf oder Städtchen gehört hatte, und der durch Begabung und günstige Schicksale hinaus aus der Enge und zu sozial höherer Stellung als seine Verwandten kam, hielt darauf, daß seine Kinder Englisch lernten; Irisch wurde ihnen sogar geflissentlich fern gehalten, da ja die Kinder wahrscheinlich nie — das hoffte der Vater — in eine Stellung kamen, wo sie Irisch brauchten. Dabei war und blieb der Vater, der seine Nachkommenschaft sprachlich verengländern ließ, ein glühender irischer Patriot und guter Katholik und erzog seine Kinder zu Beidem. So entstand in den Köpfen der gebildeten Iren allmählich, ohne theoretische Erörterungen und Erwägungen, das Phantom einer anglo-irischen Kultur mit Englisch als Nationalsprache, dem man unbewußt nachstrebte; man wurde sich nicht klar, daß man mit dem Aufgeben der nationalen Sprache das stärkste Bollwerk für ein gesondertes nationales Leben niederriß; man sah nicht voraus, daß zwar noch die erste und vielleicht zweite Generation die übrigen Charakteristika nationaler Eigenart bewahren konnte, daß aber nach endgültiger Annahme der Sprache des Besiegers durch die große Masse der Besiegten als Nationalsprache die große Masse sich auf die Dauer dem weiteren assimilirenden Einfluß der gemeinsamen Sprache auf Sitten, Gebräuche, Einrichtungen und auch Denken nicht würde entziehen können. Gerade Gestalten wie Thomas Moore und Daniel O'Connell, die

Digitized by Google

Englisch schrieben und redeten wie früher die protestantischen Engländer Swift und Grattan, aber national keltisch (irisch) fühlten, konnten den oberflächlichen Beobachter über das Gefährliche des Aufgebens der irischen Sprache als Schiboleth einer irischen Nation hinwegtäuschen.

Viel verhängnißvoller aber noch für die Geschicke der irischen Sprache in unserem Jahrhundert als das kurz geschilderte Verhalten der gebildeten irischen Laien zu ihrer Muttersprache war das Verhalten der katholischen Kirche und der katholischen Geistlichkeit in Irland. Wenn der in diesem Vierteljahrhundert unternommene Versuch, das Irische wieder zur nationalen Sprache Irlands zu erheben, mißlingen und das Irische im nächsten Jahrhundert aussterben sollte, so haben die Engländer in erster Linie sich bei der katholischen Kirche und deren Dienern in Irland zu bedanken. Mancher Deutsche, der sich erinnert, welch eine Stütze z. B. das Polnische gegenüber Deutsch oder Russisch, das Tschechische und Slovenische gegenüber dem Deutschen in Oesterreich an den Dienern der katholischen Kirche haben, wird ob dieser Bemerkung erstaunt sein, zumal doch das Englische in erster Linie die Sprache eines protestantischen Volkes ist. Aber all dies Erstaunen ändert nichts an der Thatsache, daß bis in das letzte Viertel unseres Jahrhunderts kein Stand im katholischen Irland als Ganzes sprachlich so verengländert war wie der in seinen Gesinnungen so patriotische irische Klerus. In den unter kirchlicher Leitung stehenden seminaristischen Anstalten zur Ausbildung des irischen Klerus und Lehrerausbildung befanden sich oft keine Lehrer für die irische Sprache, und wenn hier oder da in den Predigerseminaren welche waren, so waren sie ohne Einfluß und Bedeutung; kaum daß die Sorge, die man in ihnen der irischen Sprache zuwandte, so weit ging wie die Pflege, die man dem Hebräischen angedeihen ließ. Die katholische Kirche bezieht in Irland wie in Deutschland den größten Theil ihrer Diener aus dem Volke; es hat daher bis in die Mitte unseres Jahrhunderts die gute Hälfte und mehr der jungen Leute, die z. Th. ja im Knabenalter in die kirchlichen Institute eintreten, vor dem Eintritt Irisch als Muttersprache gesprochen. Es wäre eine Leichtigkeit gewesen, bei festem Willen aus diesen Rekruten brauchbare Offiziere zu bilden, die das Irische wieder in seine alte Position als literarische Sprache irischen nationalen Lebens einsetzen konnten; mit Leichtigkeit hätte bei einigem Interesse der geistlichen Oberen für die Sache es damals

Digitized by Google

erreicht werden können, daß diejenigen jungen Leute, die aus sprachlich schon verengländerten Kreisen stammten, im Verkehr mit ihren irisch redenden Mitschülern und durch systematischen Unterricht sich das Irische aneigneten. Nichts von dem geschah; das Gegentheil trat ein. Wer beobachtet hat, wie rasch Kinder in jugendlichem Alter, sofern sie gar nicht oder nicht viel lesen können, den dann immerhin noch dürftigen Wortvorrath ihrer Muttersprache verlernen, sobald sie in diesem Alter in eine andersprachige Umgebung versetzt werden und die Muttersprache ohne ernste Pflege bleibt, der wird begreifen, daß bei der Einrichtung der genannten kirchlichen Anstalten in Irland die jungen Leute, die bei ihrem Eintritt Irisch als Muttersprache redeten, das Irische geradezu z. Th. verlernten, statt sich die Fähigkeit dazu zu erwerben, es in Wort und Schrift frei zu gebrauchen; jedenfalls waren viele von ihnen beim Eintritt ins Amt nicht im Stande, eine Predigt in ihrer Muttersprache zu halten.

Es ist die Frage, was die katholische Kirche in diesem Jahrhundert in Irland zu einem solchen Verhalten veranlaßt hat, ein interessantes Problem. Soviel ich sehe, begnügt man sich durchgängig mit der Annahme, daß die allgemeine Zeitströmung unter den Gebildeten, wie ich sie in ihrer Entstehung und Zunahme kurz geschildert habe, dafür verantwortlich zu machen sei. Ich kann mich nur schwer in diesen Gedanken finden, daß die Zeitströmung allein zur Erklärung ausreiche: sie erklärt wohl, daß aus dem heranwachsenden Klerus selbst und von Seiten der gebildeten Laien keine ernstliche Opposition gegen ein solches Verhalten der Kirche kam. Aber wie kam die katholische Hierarchie in Irland dazu, nachdem sie freie Hand für die Vorbildung und Ausbildung der Kleriker erhalten hatte — das große katholische Priesterseminar in Maynooth wurde 1795 gegründet -, in einem Lande, wo die Majorität der Bewohner damals Irisch redete, ein solches System der Klerikerausbildung zu inauguriren und konsequent festzuhalten? War es Liebe zum protestantischen England? Diese Frage klingt paradox und ist es vielleicht doch nicht in dem Maße, wie sie es scheint. Man muß nur Verschiedenerlei im Auge behalten. Daß der römische Stuhl ein ganz besonderes Interesse hatte und hat, seine älteste größere Missionskirche, die dem Papstthum durch Jahrhunderte die geistige Schweizergarde stellte, den Protestantismus Großbritanniens wieder an sich zu ziehen, ist vollauf verständlich. Das numerische Verhältniß der Katholiken zu

Digitized by Google

den Protestanten war im Anfang dieses Jahrhunderts und bis zur Zeit der großen Hungersnoth in Irland in dem vereinigten Königreich dem Katholizismus ein viel günstigeres wie jetzt: 1801 hatte Irland 5200000 Einwohner gegenüber 9000000 in England und Wales, es standen also mehr als 4000000 Katholiken gegenüber 10000000 Protestanten; 1841 war das Bevölkerungsverhältniß 8200000 : 15000000. Numerisch war also bis 1845 das Verhältniß der Katholiken und Protestanten in England und Irland sich nähernd demjenigen, wie es heutigen Tages zwischen beiden Konfessionen im Deutschen Reiche besteht. Die volle politische Gleichberechtigung der Katholiken Irlands mit den Protestanten war von 1792 ab, namentlich seit der Union Irlands mit England (1800), nur eine Frage der Zeit. Sobald diese Katholiken Irlands auch nur annähernd entsprechend ihrem numerischen Verhältniß zu den Anglikanern ins öffentliche Leben Englands eingriffen, mußten sie einen großen politischen Machtfaktor darstellen, konnten ein mächtiger Hebel werden bei den mannigfachen Versuchen des römischen Stuhles, England wieder für die katholische Kirche zu gewinnen. Dazu war aber Vorbedingung, daß diese numerisch starke katholische Minorität aus der Vereinsamung und der Ohnmacht, zu der sie das Hängen an der irischen Sprache verurtheilte, herausgezogen wurde: sie mußte sprachlich anglisirt werden, um kirchenpolitisch in Wirksamkeit treten zu können. Es erscheint mir daher der Gedanke nicht so abwegig, daß dieselbe hohe römische Kirchenpolitik, die Polen, Tschechen, Slovenen in ihren Bestrebungen gegen sprachliches Aufgehen im Deutschthum in unserm Jahrhundert in katholisch-kirchlichem Interesse glaubt unterstützen zu müssen, andererseits in Irland ebenso energisch die Zeitströmung der gebildeten katholischen Laien nach sprachlicher Anglisirung förderte in katholisch-kirchlichem Interesse — aus Liebe zu England, um sich in dem der Majorität nach nicht katholischen Großbritannien und Irland in den sprachlich anglisirten katholischen Iren einen mächtigen Stützpunkt zu schaffen. Für diese Anschauung, gegen die man sich ja heutigen Tages im katholischen Klerus von Irland mit Händen und Füßen wehren wird, und für die beweisende Dokumente nach der Lage der Dinge schwer beizubringen sind, möchte ich noch Eins anführen. Wie es in Wales im achtzehnten Jahrhundert immer einzelne Kleriker der Staatskirche gab, die aus patriotischem Fühlen für die kymrische Sprache eintraten, so finden sich auch in den ersten Dreivierteln des neunzehnten Jahrhunderts angesehene

Digitized by Google

katholische Geistliche in Irland, die ebenso für die irische Sprache fühlten. Das Streben der einzelnen kymrischen Kleriker blieb ohne Erfolg, weil eine in London geleitete höhere Kirchenpolitik anders dachte und wollte; sollte nicht auch das Streben einzelner irischer Kleriker im zweiten und dritten Viertel unseres Jahrhunderts zum Theil deshalb ohne Erfolg geblieben sein, weil eine in Rom geleitete höhere Kirchenpolitik anders dachte? Dieser Gedanke drängt sich auf, wenn man sich erinnert, daß zu diesen in Hinsicht der irischen Sprache anders denkenden irischen Klerikern der Erzbischof Dr. J. Mac Hale von Tuam gehörte. Fast sechszig Jahre war er im Dienste der irischen Sprache thätig; er gab Irland Thom. Moores Irish Melodies in Irisch, dann die sechs ersten Bücher der Ilias (1854), dann eine katholische Uebersetzung des Alten Testaments von Genesis bis Josua (1859ff.) und Anderes; von 1834—1881 war er Erzbischof der wichtigen Tuamer Kirchenprovinz, zu der die irischsten Theile des irischen Westens gehören (die Bisthümer Tuam, Galway, Clonfert, Achonry, Elphin, Kilmacduagh und Kilfenora, Killala). Sollte wirklich nur die Zeitströmung unter den Gebildeten anzuklagen sein, daß dieser mächtige Freund der irischen Sprache ohne jeden tieferen Einfluß auf das Erziehungssystem des irischen Klerus hinsichtlich der irischen Sprache blieb?

Hat eine höhere Kirchenpolitik die Zeitströmung nach sprachlicher Verengländerung des irischen Klerus wahrscheinlich befördert, so hat sicher ein anderer Gesichtspunkt in erster Hälfte unseres Jahrhunderts mitgewirkt, daß ein Theil des irischen Klerus dem Streben einzelner aus den Massen, die von ihnen geredete irische Sprache lesen zu lernen, feindlich gegenüber trat. Das wird der heutige katholische Klerus in Irland auch nicht gern hören, aber es ist Thatsache. Dieser Gesichtspunkt war die Furcht, die Massen könnten dadurch zum Protestantismus verführt werden. Es wird dies den Fernerstehenden seltsam klingen, zumal in Verbindung mit der eben ausgeführten Vermuthung über die höhere Kirchenpolitik in Irland, ist es aber nicht. Bekannt ist die Thatsache, daß im letzten Dezennium des vorigen und im Beginn dieses Jahrhunderts über das protestantische Großbritannien (England, Wales, Schottland) als eine Woge der methodistischen Bewegung ein ganz ungewohnter Missionseifer kam, der sich nicht nur gegen das Heidenthum richtete, sondern auch gegen den Katholizismus. Zwei protestantische keltische Striche sahen sich zwei katholische Brudervölker als Missionsfeld aus: die protestantischen Kymren die

Digitized by Google

ihnen stammverwandten und sprachlich nahe stehenden katholischen Bretonen in der aremorikanischen Bretagne und die protestantischen Hochschotten die katholischen Iren. Irisch-Gälisch und Schottisch-Gälisch, gewöhnlich Irisch und Gälisch (Erisch) genannt, stehen sich als gesprochene Dialekte kaum ferner als heutigen Tages in Deutschland gesprochene fränkische und allemannische Dialekte, sodaß man sich im 17. Jahrhundert in den schottischen Hochlanden eine Zeitlang sogar mit dem irischen Neuen Testament begnügte, das man in lateinischen Lettern druckte und mit einem irisch-gälischen Glossar versah. Von Schottland aus kamen in Folge der erwähnten Bewegung protestantische, Gälisch redende Missionare nach Irland, traten unter die Irisch redenden Massen, lasen in Versammlungen ihnen Kapitel der protestantischen irischen Bibel vor, knüpften Besprechungen in der keltischen Muttersprache der Iren an und suchten sie zum Lesen dieser protestantischen irischen Bibel zu erziehen und zu bestimmen. Die 1792 für Irland gegründete Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums und die 1804 gegründete Britische und ausländische Bibelgesellschaft überschwemmten das katholische, Irisch redende Irland mit der irischen Uebersetzung des Neuen Testaments des protestantischen Erzbischofs von Tuam William O'Donnell (1603). Es kam Besorgniß über den katholischen Klerus; das aufkommende Bestreben der Menge, Irisch zu lesen, wurde als ein Zeichen, protestantischen Geistes verdächtig, ungern gesehen und nach Kräften verhindert. Wem dies Verhalten des irischen Klerus in Widerspruch zu stehen scheint mit der noch näher zu besprechenden ganz veränderten Haltung der irischen Kirchenleitung zur irischen Sprache seit wenigen Jahren, dem möchte ich interessante Parallelen ins Gedächtniß rufen. Weil die polnische Sprache in dem goldenen Zeitalter der polnischen Literatur des sechszehnten Jahrhunderts durch die Rej und Andere einen protestantischen Anstrich bekommen hatte, begann die Zeit der Jesuitenherrschaft des siebzehnten Jahrhunderts mit einer Zurückdrängung der polnischen Sprache in der Literatur; nachdem der protestantische Geist in Polen todt gemacht war, konnte man sich ungefährdet wieder als Beschützer der polnischen Sprache gegenüber Deutsch oder Russisch aufspielen. Daß die Slovenen heutigen Tages die von ihnen so sehnlichst gewünschte moderne Literatur in Neuslovenischer Sprache nicht besitzen, dafür haben sie sich doch auch in erster Linie bei den Gegenreformatoren, der katholischen Kirche zu bedanken. Das Verhalten eines Theiles des katholischen Klerus Irlands in erster Hälfte unseres Jahr-

Digitized by Google

hunderts gegen das Bestreben der Masse des irischen Volkes oder einzelner Kreise dieser Masse, Irisch lesen zu lernen, hat also seine guten Parallelen anderswo. Es ist aber begreiflich, daß ganz naturgemäß die sprachliche Verengländerung des heranwachsenden Klerus davon Vortheil zog.

Die Zeitströmung in Irland, unterstützt von hoher und niederer Kirchenpolitik, wenn ich so sagen darf, führte also dahin, daß kaum ein Stand im katholischen Irland im Verlaufe unseres Jahrhunderts allmählich sprachlich so verengländerte wie der katholische irische Klerus. Nur der, welcher eine Vorstellung hat von dem Einfluß, welchen der katholische Klerus in keltischen katholischen Ländern, wie Bretagne und Irland, auf die Masse der Bevölkerung ausübt, nur der, welcher sich gegenwärtig hält, daß die Mitglieder des katholischen Klerus hier thatsächlich im Volksbewußtsein das sind, was die indischen Brahmanen den Hindus über sich aufreden wollten, nämlich „Götter auf Erden" (bhûmidevâs): nur der kann recht ermessen, wie tödtlich der Streich sein mußte, den das geschilderte Verhalten der katholischen Kirche zur irischen Sprache in unserem Jahrhundert Letzterer zufügte. Nicht nur das Anordnen und Thun, sondern auch das Lassen des Geistlichen wirkt ohne Weiteres entscheidend auf das Bewußtsein der Masse des Volkes ein.

Addiren wir nun einmal kurz die der Fortdauer des Irischen als nationale Sprache Irlands schädlichen oder feindlichen Faktoren zusammen, wie wir sie bisher kennen lernten. Mehr als zweihundertjährige Verfolgung hatte das Sprachgebiet des Irischen äußerlich nicht wesentlich einzuschränken vermocht; aber durch die Verdrängung aus der Literatur und dem öffentlichen Leben der Nation war die irische Sprache innerlich geschwächt. Daß die in Irland vorübergehend oder dauernd lebenden Engländer und Schotten im Zeitalter der Rebellion und Wilhelms III. das Irische als Luft betrachteten und verachteten, machte keinen Eindruck bei dem Iren in Bezug auf die Werthschätzung seiner Sprache; ebenso wenig, wenn einzelne Volksgenossen in jener Zeit der Muttersprache und dem nationalen Fühlen absagten: die letztere Gattung gab es und giebt es auch in Wales — Dic Sion Dafydd nennt man sie hier — ohne Schaden für die kymrische Sprache. Auch der Umstand, daß nach Aufhebung der Penalgesetze die besten und begabtesten Söhne des Volkes, die katholisch und irisch in Denken und Fühlen blieben, Englisch lernten, brauchte bei den irischen

Digitized by Google

Massen keinen besonderen Eindruck auf die persönliche Werthschätzung der Muttersprache zu machen, zumal dem Englischen seit den Tagen Swifts mehr und mehr das Stigma genommen wurde; aber daß die besten Söhne des Volkes mit der Aneignung der englischen Sprache zugleich die Verachtung gegen ihre Muttersprache zu zeigen begannen, daß sie sich derselben geradezu schämten, jedenfalls nicht mehr, als unumgänglich nöthig war, davon Gebrauch machten und ihre Kinder ihr entfremdeten, das mußte einen nachhaltigen Eindruck auf die irischen Massen machen. Allüberall in der Welt suchen die Massen die höheren Klassen nachzuahmen, um so mehr, je mehr sie dieselben noch als Fleisch von ihrem Fleisch betrachten. Nun denke man sich einen Mann von dem Einfluß Daniel O'Connells: er, der aus dem im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts sprachlich noch rein irischen Kerry stammte, Irisch als Muttersprache redete, soll in seiner langen agitatorischen Laufbahn in allen Theilen Irlands (1809—1844) nur einmal in öffentlicher Volksversammlung Irisch geredet haben, als er beaufsichtigende englische Polizisten foppen wollte, und dabei sprach er oft in Gegenden, wo fast alle seine Zuhörer Irisch verstanden und vielleicht die Hälfte einer englischen Rede kaum oder mangelhaft folgen konnten. Dazu nehme man das Verhalten des Klerus. Nachdem der katholische Gottesdienst ungestört wieder an die volle Oeffentlichkeit treten durfte, fing die irische Predigt an, seltener und seltener zu werden, hörte vielfach in Gegenden, wo Jedermann Irisch redete, ganz auf. Oft verstand sogar der Priester die Sprache des Denkens und Fühlens seiner Gemeindeglieder nicht so weit, um hierin mit ihnen überhaupt zu reden. Der Typus jenes kymrischen Barbierssohnes, den wir im ersten Vortrag kennen lernten, wird unter dem Zuge der Zeit auch in dem katholischen Klerus Irlands nicht selten gewesen sein.

Das Resultat aller dieser Einflüsse war, daß die große Masse der im Anfang unseres Jahrhunderts noch irisch redenden Bevölkerung anfing sich ihrer Muttersprache zu schämen, anfing die Muttersprache zu verachten und den, der sie nur oder überhaupt sprach. Die Scham der irisch redenden Bevölkerung über ihre Muttersprache hat das irische Sprachgebiet in unserem Jahrhundert zusammenschmelzen lassen wie ein Schneefeld in der Sonne. Irisch redete Paddy mit seinen Schweinen, wenn er sie zum Markt trieb; Irisch redete er mit dem Esel, mit dem er den Torf aus dem

Digitized by Google

Moore nach Hause schaffte; mit Irisch fuhr er zwischen das Dutzend Kinder und halb Dutzend Schweinchen, die sich im engen Heim ums Feuer trieben; Irisch redete er auch mit Allen, die in gleicher Verdammniß mit ihm lebten: aber Irisch reden zum Priester, zu einem Mann mit einem guten Rock, zu einem Fremden? Nein, so bloßstellen durfte man sich nicht; auch Paddy hielt darauf, zu zeigen, daß er mit der Zeit fortgeschritten ist, daß er eine höhere Bildung besitzt als seine vierfüßigen Genossen oder so ein altes Weib, das natürlich nur Irisch konnte. Man versuchte, Englisch zu radebrechen, und wenn man dies nothdürftig konnte, sagte man gar schlankweg „No Gaelic, Sir" zu einem Fremden. Dies war der Stand der Dinge, wie ich ihn 1880 bei einem dreimonatlichen Aufenthalt in Connaught aus eigener Anschauung kennen lernte. Es kostete ungeheure Mühe, in sprachlich noch fast ganz irischen Distrikten Irisch zu hören oder zu reden, und dann mußte man noch ruhig den Eindruck mit in den Kauf nehmen, für halb verrückt zu gelten. Nichts beleuchtet den Zustand greller als ein Erlebniß des schon erwähnten Tuamer Erzbischofs Dr. Mac Hale, das mir der damals dem Grabe nahe stehende Greis selbst erzählte. Als er einen seiner Diözesanen, der ihm in entstellten englischen Brocken Etwas vortragen wollte, freundlich aufforderte, Irisch zu reden, antwortete derselbe verschämt: „Your honour, I've to much respect for You."

Welches ist nun die Zahl der Irisch Redenden im vereinigten Königreich und das Gebiet, auf dem Irisch geredet wird? Lange nicht prozentual zur Gesammtzahl der keltischen Iren, aber absolut numerisch ist die Zahl der Iren im vereinigten Königreich, die heutigen Tages Irisch reden, ziemlich gleich der Zahl der Kymrisch redenden Welschen in Wales. Bei der Zählung von 1881 wurde in Irland selbst von rund 950 000 unter 5 175 000 Einwohnern Irisch gesprochen, welche Verhältnisse bis 1891 durch die starke Auswanderung, die hauptsächlich den armen Westen trifft, wo Irisch geredet wird, sich auf rund 700000 Irisch Redende unter 4 700000 verschob. Hierzu kommen in den großen Städten Englands und Niederschottlands sowie in den großen Industriebezirken von Lancashire und Yorkshire starke irische Kolonien, in denen theilweise die irische Sprache zäh festgehalten wird, daß es nichts Seltenes ist, daß kleine englische Geschäftsleute jener Striche durch den Verkehr mit ihren irischen Kunden und im Interesse dieses Verkehrs Irisch radebrechen. Der Zensus von 1891 wies nach

Digitized by Google

in England 562 000 und in Schottland 220 000 Iren, die in Irland geboren waren, wozu man noch die Nachkommen der 520 000 Iren rechnen muß, die schon 1851 in England lebten. In noch viel höherem Grade kommen die Vereinigten Staaten von Nordamerika in Betracht: wenn Irland im Jahre 1841 schon 8 200 000 Einwohner zählte, deren aber 1891 nur 4 700 000 aufwies, statt der nach dem Ueberschuß der Geburten über die Sterblichkeit zu erwartenden 12–13 Millionen, so ist die Differenz in ihrer großen Majorität in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu suchen. Der Zensus von 1880 wies dort nahezu 2 000 000 in Irland Geborene nach; Groß-New-York hat jetzt 800 000 Iren neben 900 000 Deutschen. Die in Folge der großen Hungersnoth 1845/46 beginnende große Auswanderung nach Amerika — zwischen 1841 und 1851 nahm die Bevölkerung Irlands um 1 600 000 Seelen ab, statt der zu erwartenden Zunahme von 800 000, also ausgewandert oder verhungert 2 400 000 — betraf aber in erster Linie die sprachlich irischen Distrikte. Die Auswanderer waren in der großen Mehrzahl Analphabeten, hielten aber ihr Irisch zum Theil zäher fest, als z. B. die Deutschen die deutsche Sprache, und die materiellen Fortschritte, die viele Iren in den Vereinigten Staaten machten, kam und kommt auch der von ihnen festgehaltenen irischen Sprache zu gut. Irische Gesellschaften in den Städten am atlantischen Ozean, den Seen und am stillen Ozean haben größere irische Bibliotheken, als in Europa zu finden sind, wenn man von einigen großen öffentlichen Sammlungen in Dublin, Oxford und London absieht; Zeitungen in New-York, Chicago und San Francisko haben seit einiger Zeit regelmäßig ihre irischen Theile; Iren in Amerika haben 1895 in kurzer Zeit ein Kapital gesammelt, um eine Professur für irische Sprache und Literatur an der katholischen Universität in Washington vor zwei Jahren zu gründen; irische Gesellschaften in New-York und San Francisko haben in dem letzten Jahrzehnt Geld aufgebracht, daß die höchst geschickt geschriebenen „Simple Lessons in Irish“ des unermüdlichen Rev. E. O'Growney zu einem Preis in Irland verkauft werden können, der ihre Anschaffung dem Unbemitteltsten ermöglicht. Irisch wird in Amerika von mehr Iren gelesen und geschrieben als im eigentlichen Irland und wohl von nicht weniger Iren geredet als auf der grünen Insel selbst. Je mehr bei den Iren Amerikas die Lust abnimmt, ihr Geld für unsinnige Putsche oder zur Unterhaltung sich in den Haaren

Digitized by Google

liegender irischer Politiker und politischer Schwätzer herzugeben, um so stärker dämmert ihnen die Erkenntniß, daß die Bestrebungen zur Erhaltung der irischen Sprache in Irland, dort wo sie noch Sprache der Massen ist, und zur Kräftigung und Wiederbelebung derselben, wo sie in den letzten Generationen dahin schwindet oder geschwunden ist, auf dem richtigen Wege sind, ein irisches Volksthum in Irland zu erhalten und zu schaffen; und diese Erkenntniß setzt sich bei ihnen in Thaten um nach allen möglichen Richtungen. Was nun die durch die offizielle Statistik nachgewiesenen Zahlen der in Irland heutigen Tags noch Irisch redenden Personen anlangt, so darf man in Hinsicht auf das geschilderte Verhalten der großen Masse zum Irischen bis in allerneueste Zeit nicht außer Acht lassen, daß mancher bilingue Ire sich ruhig als rein englisch Redender eintragen ließ — besonders in Distrikten, wo Irisch nicht mehr die Sprache des gewöhnlichen Lebens durchgängig ist —, und mancher, der in Wirklichkeit außer Yes Sir oder No Sir, Your honour und einigen Phrasen kein Englisch reden kann, sich als doppelsprachig rechnen ließ: man darf also die offiziellen Ziffern für das Irische getrost erhöhen, während man für Wales in Rücksicht auf den Stolz auf die Muttersprache die Zahlen von 1891 — besonders die für einsprachige Kymren — eher herunterſetzen muß. Es ist Irisch in der Westhälfte von Irland von Donegal bis Waterford in den Grafschaften Donegal, Mayo, Galway, Clare, Kerry, Cork, Waterford noch nationale Sprache; in den zwischen ihnen liegenden und nach Osten angrenzenden Grafschaften reden größere oder geringere Minoritäten noch Irisch neben dem verbreitetern Englisch; bemerkenswerth ist, daß selbst in so östlich gelegenen Grafschaften wie Armagh in einzelnen Distrikten Kenntniß der gesprochenen Sprache nicht ausgestorben ist.

Wenden wir uns nun wieder der Eingangs gestellten Frage zu: hat der im laufenden Viertel unseres Jahrhunderts ernstlich unternommene Versuch, das weitere Zusammenschmelzen des irischen Sprachgebietes aufzuhalten, das Irische in Gegenden, wo es im Schwinden begriffen oder geschwunden ist, als gesprochene Sprache wieder zu beleben und Irisch wieder zur Sprache nationalen Lebens in Irland zu machen in analogem Maße wie es Kymrisch für Wales heutigen Tages ist, irgendwelche Aussicht auf Gelingen? Wir werden antworten müssen, daß von vornherein die Möglichkeit des Gelingens nur vorhanden ist, wenn an sich der wahren Ursachen des Zusammenschrumpfens des

Digitized by Google

irischen Sprachgebiets in diesem Jahrhundert klar wird, wenn man entsprechend der gewonnenen Erkenntniß die richtigen Maßnahmen trifft, in treuer Einzelarbeit selbstlos thätig ist, nicht großartige Resultate von heute auf morgen erwartet, sich erinnert, daß die Bewegung in Wales ihre Zeit brauchte, überhaupt eingedenk des irischen Sprüchwortes ní bhidheann treun buan „ein Ungestümer ist gewöhnlich nicht ausdauernd" weniger ungestüm als zäh aufs erkannte Ziel losgeht. Als ich 1880 den vorhin geschilderten Zustand des Irischen im Westen Irlands aus persönlicher Erfahrung kennen lernte und andererseits 1878 sowie 1880 tieferen Einblick gewann in die damals junge Bewegung mit ihren unklaren Anschauungen über das was Noth that und mit den vielfach mehr auf äußeren Effekt für Personen als ernste Arbeit gerichteten Bestrebungen, da war mir nicht zweifelhaft, daß das Schicksal der irischen Sprachen in Irland besiegelt sei. Wider Erwarten hat die Bewegung im letzten Dezennium eine ganz andere Gestalt genommen: die Ziele werden immer klarer erkannt, wirkliche ernste Arbeit tritt an Stelle von Scheingeschäftigkeit, offenkundige Erfolge zeigen sich, sodaß die immer stärker mir aufstoßenden Zweifel, ob meine 1880 gewonnene Ansicht über die Aussichten der Bewegung richtig sei, sich mehr und mehr zu der Ueberzeugung verdichten, daß ein Erfolg der Bewegung möglich wenn auch jetzt noch nicht über jeden Zweifel sicher gestellt ist. Eine eingehende Darlegung der verschiedenen Phasen der fast ein Vierteljahrhundert bestehenden Bewegung liegt nicht in meiner Absicht. Ich will nur eine Reihe von Momenten hervorheben.

Es wird dem gebildeten nationalen Jung-Irland allmählich mehr und mehr klar, daß das Ideal einer irischen Nationalität und gesonderten irischen Kultur aufgebaut auf Englisch als Sprache dieser national-irischen Kultur ein Irrlicht war, welches schließlich zu einem Aufgehen in dem großen englischen Kulturbrei geführt hätte. Man begegnet in Bezug auf Männer wie Thomas Moore und Daniel O'Connell Anschauungen, wie sie Jung-Wales in Bezug auf die beiden ersten Tudors auf Englands Thron jetzt hegt; es ist schon offen ausgesprochen worden, daß beide Männer in Wahrheit Schädiger irischen Volksthums in unserem Jahrhundert waren: Ersterer, weil er Englisch als Sprache der Gefühle Irlands modisch machte für die Iren in einer Zeit, wo es galt, die von der Mehrheit der Nation gesprochene irische Sprache zur wirklichen Nationalsprache zu machen; Daniel O'Connell, weil er in größeren

Digitized by Google

öffentlichen Volksversammlungen sich seiner Muttersprache nicht bediente und so der Gründer einer nationalen irischen Politik ohne Irisch als Sprache der irischen Nation wurde, und sein Beispiel wie das Moores bis auf den heutigen Tag verhängnißvoll wirkt. Es ist offen die Ansicht ausgesprochen worden, daß die einseitig politischen Bewegungen, die blutigen und unblutigen, wie sie so oft in diesem Jahrhundert fehlgeschlagen sind, zum Theil eben deshalb fehlgeschlagen sind, weil ihnen die wirklich nationale Rückenstärkung fehlte, die nur eine sprachliche und volksthümliche Bewegung schafft, und daß nur in der Bewahrung resp. Wiedereinsetzung des Irischen als nationale Sprache von Irland, sowie in der Schaffung einer modernen irischen Literatur in irischer Sprache, wie sie Wales in kymrischer Sprache besitzt, die unerläßliche Grundlage für eine eventuelle zukünftige politisch-nationale Bewegung zu suchen sei. Es bahnt sich eine neue Periode in dem Widerstand des keltischen Irlands gegen England an. Wie auf die Periode des einseitig bewaffneten Widerstandes, deren letzte größere Episode man sich anschickt in Irland in diesem Jahr als Jahrhundertfeier zu begehen, die Periode des parlamentarischen Ringens von O'Connell bis Parnell folgte, so kommt die Periode der sprachlichen „De-Anglization of Ireland" nach ihr, die zugleich die Periode der Erneuerung und des Ausbaues irischen Volksthums auf Grundlage der irischen Sprache als Nationalsprache Irlands sein soll. Wie in der zweiten Periode die Mittel der ersten Periode nicht ganz aufgegeben wurden, vielmehr geschickt den parlamentarischen Kampf unterstützten — ich erinnere an Fenier-Aufstand und Entstaatlichung der englischen Staatskirche in Irland, Landligabewegung und irische Landbill, Phönixparkmord und Home Rule-Vorlage —, so wird die neue Bewegung in der parlamentarischen Aktion ihre beste Stütze haben, wie schon Thatsachen zeigen. Vor der Hand will also das gebildete national fühlende Jung-Irland keine großen einseitig politischen Aktionen, sondern geht mehr und mehr entschlossen aus auf treue Arbeit an sich, im Volk, fürs Volk.

In dem Sinne ist in kurzer Zeit Vielerlei geschehen und hoffnungsreiche Ansätze sind gemacht: von der 1876 gegründeten Society for the preservation of the Irish Language as a spoken language zweigte sich 1880/81 die Gaelic Union for the preservation and cultivation of the Irish language mit klareren Zielen und energischerer Verfolgung derselben ab, welche beiden Eigenschaften noch wieder in viel höherem Grade der 1893

Digitized by Google

ins Leben gerufenen Gaelic League (Connradh na Gaedhilge) eigen sind, deren Ziel ist „the preservation of Irish as the National Language of Ireland and the extension of its use as a spoken tongue, the study and publication of existing Gaelic Literature, and the cultivation of a modern Literature in Irish". Letztere hat in kurzer Zeit ein Netz von Zweigvereinen über ganz Irland ausgebreitet und in allen großen irischen Kolonien in England festen Fuß gefaßt, in großen Städten wie London sogar mehrere Zweigvereine geschaffen. Während man bis dahin in den literarischen irischen Gesellschaften nur in der Sprache des Siegers über Irlands Sprache und Literatur in der Vergangenheit redete, beschäftigt man sich jetzt mit Irlands Sprache in der Gegenwart ernstlich. In allen jetzt anglisirten Städten des Ostens Irlands sind wirklich arbeitende irische Klassen: die Enkel der Männer, die vor fünfzig und sechszig Jahren die eigenen Kinder der Muttersprache entfremdet haben, sitzen jetzt in den Abendstunden und lernen Neuirisch, wie man sonst wohl Französisch trieb, nur mit ganz anderem Eifer, mit der Hingabe, wie nur religiöse oder nationale Ideale sie erzeugen können; unter ihnen sind junge Männer, deren materielle Verhältnisse ihnen gestatteten, diese Zeit mit bequemeren Genüssen auszufüllen; und sie ziehen in Ferien und freien Tagen hinaus nach Norden, Westen und Süden, reden zu dem Irisch verstehenden Paddy Irisch, suchen ihm die falsche Scham über seine Muttersprache zu nehmen, die Liebe dazu bei ihm und der jungen Generation zu entfachen. Die Zahl der Elementarlehrer in den Irisch redenden Distrikten, welche die Berechtigung zur Ertheilung von irischem Unterricht erlangen, wächst von Jahr zu Jahr; ebenso die Zahl der Kinder, die in neben der Schule mit ihrem alten Schema hergehendem Unterricht ihre Muttersprache lesen und schreiben lernen; desgleichen die Zahl der Knaben, die bei den Mittelschulprüfungen statt in Französisch oder Deutsch oder neben ihnen in Irisch sich dem Examen unterziehen. Die Hülfsmittel zur praktischen Aneignung des Neuirischen und zu dessen Studium werden von Jahr zu Jahr zahlreicher und vor Allem unvergleichlich besser und zweckentsprechender als vor fünfzehn und zwanzig Jahren. Die Gaelic League (Connradh na Gaedhilge) ist in ihren Statuten, Verhandlungen thatsächlich zur Doppelsprachlichkeit übergegangen, zum Gebrauch von Neuirisch neben Englisch; sie giebt eine doppelsprachige, der sprachlich-literarischen Bewegung gewidmete Monatsschrift (Irisleabhar na Gaedhilge) heraus, und seit

Digitized by Google

Beginn des neuen Jahres erscheint ein doppelsprachiges, acht Seiten fassendes Groschen-Wochenblatt (Fâinne an lae „der Tagesanbruch"), das, für die Familie bestimmt, die wichtigsten Ereignisse der Woche bespricht und so in den Irisch redenden Kreisen ein Irisch lesendes Publikum schaffen will.

In denselben Kreisen der sprachlich anglisirten Gebildeten geht neben dem ernsten Streben, die verloren gegangene irische Sprache wieder sich anzueignen, Hand in Hand mit ihm die Pflege anderer Seiten nationalen Lebens, vor Allem der irischen Musik. Aber man singt zu den schönen irischen Melodien nicht mehr englische Produkte dieses Jahrhunderts, sondern die schönen irischen Volkslieder des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, die in reicher Fülle erthalten sind, in der irischen Sprache; noch mehr, man singt nicht mehr Thomas Moores englisches Original „The harp that once through Taras halls", sondern Mac Hales irische Bearbeitung „An chruit do scap thrî hallaidh 'n riogh". Der Sport der höheren Jugend ist vollständig national geworden: man schließt sich in Irland und in den großen Kolonien in England zu nationalen Sportklubs zusammen, welche die spezifisch irischen Spiele pflegen (z. B. cammânacht) und in großen Verbänden wie die sprachlich-literarischen vereinigt sind, letztere unterstützen und fördern. Sogar eine irisch-nationale Radlerverbindung (cumann na cuarta) ist im Anschluß an die Gaelic League entstanden, deren Aufgabe es ist, beim Hinausfahren in die irischen Gegenden Irisch und nur Irisch zu reden, soweit es geht, um die Irisch redenden Distrikte zu ermuthigen zur Beibehaltung der nationalen Sprache. Kurz, von allen Seiten zeigen sich die Symptome, daß die gebildeten, nationalen Laien Irlands einsehen, was Noth thut, um das weitere Dahinschwinden der irischen Sprache in den Kreisen, wo sie gesprochen wird, aufzuhalten und ihr neue Kreise zuzuführen.

Mindestens ebenso bedeutungsvoll ist, daß auch der zweite wichtige Faktor, der das Dahinschwinden der irischen Sprache in diesem Jahrhundert mit verschuldet hat, wie wir im Verlauf sahen, die katholische Kirche und der katholische Klerus sich besinnt und andere Wege einschlägt, als im zweiten und dritten Viertel unseres Jahrhunderts beliebt waren. In den unter kirchlicher Leitung stehenden Seminaren für Lehrer und Geistliche sind in verhältnißmäßig kurzer Frist überall wieder tüchtige Lehrer für irische Sprache angestellt; fast jeder Monat bringt neue Nachrichten hierüber.

Digitized by Google

Maynooth hat wieder seit einem Dezennium kenntnißreiche und für die Sache begeisterte Lehrer des Irischen, sodaß 300 Zöglinge am irischen Unterricht im letzten Jahre Antheil nahmen. Es ist begreiflich, daß in Folge der veränderten allgemeinen Haltung der gebildeten Laienkreise zur irischen Sprache die Zöglinge selbst, die in diese Anstalten eintreten, mit anderm Geist hinsichtlich der irischen Sprache erfüllt und für die Bestrebungen der Lehrer empfänglich sind. Der Bischof von Raphoe, Dr. O'Donnell, hat in seinen letzten Fastenhirtenbriefen die Erhaltung und Pflege der irischen Muttersprache seinen Diözesanen neben der Erlernung des Englischen ans Herz gelegt; als er am 17. März 1897 die neue Kirche zu Doochary in Donegal einweihte, ließ er vor einer großen Gemeinde die Festpredigt in irischer Sprache halten; auf der Visitationsreise, die der Primas von Irland im Sommer darauf in seiner Begleitung in Donegal abhielt, wurden die Adressen dem Primas in der nationalen Sprache, in Irisch, überreicht, der in irischer Sprache antwortete und seine große Freude über die Fortschritte der Bewegung, das Irische wieder zur Nationalsprache zu erheben, aussprach. In einer in Verbindung mit einem größeren Lehrerkongreß in Galway abgehaltenen öffentlichen Versammlung im letzten Frühjahr trat der Bischof von Galway, Dr. Mac Cormack, in öffentlicher Rede in irischer Sprache für Pflege des Irischen ein mit einem warmen Appell an Alle, die falsche Scham gegenüber der Muttersprache abzulegen, und er stellte in Aussicht, daß fortan in seiner Diözese Lehrer, welche die Berechtigung und die Fähigkeit besäßen, Irisch unterrichten zu können, den Vorzug erhielten, wenn alles Andere gleich wäre. Als am 15. August in der Grafschaft Galway unter großem Pomp und bischöflicher Anwesenheit die Einweihung einer neuen Kirche stattfand, wurde vor den von Leenane bis Galway zusammengeströmten Schaaren die Einweihungspredigt in irischer Sprache gehalten. Noch bezeichnender jedoch für die Stärke, welche die Bewegung für die Erhaltung der irischen Sprache und ihrer Erhebung zur Sprache des nationalen Lebens in kirchlichen Kreisen schon jetzt besitzt, war der 9. Juni 1897, an welchem Tage an dem Geburtsorte Columbas zu Gartan im wilden Donegal die dreizehnhundertjährige Erinnerungsfeier seines Todestages (gestorben 9. Juni 597) kirchlich begangen wurde. Diese Feier, zu der annähernd 10000 Menschen zusammengeströmt waren, gestaltete sich zu einer großartigen Demonstration für die irische Sprache: nach der Messe war die Predigt über das Evan-

Digitized by Google

gelium des Tages (Matth. 19, 28ff.) in Irisch; dann verlas ein Geistlicher aus Donegal eine irische Adresse an den anwesenden Primas von Irland, der irisch antwortete und zum Schluß sich des „rauhen Englisch" bediente; im Verlauf der Feier wurde ein Festgedicht in irischer Sprache vorgetragen, ein Vortrag über Columba in irischer Sprache gehalten, mehrere Gratulationen von Abwesenden — auch aus Amerika — in irischer Sprache verlesen, die Anwesenden mit verschiedenen kürzeren und längeren Ansprachen in irischer Sprache angeredet, irische Lieder wurden von Geistlichen gesungen und irische Musik auf nationalen Instrumenten gemacht. Kurz, die Feier war so irisch durch und durch wie eine analoge in Nordwales nur kymrisch sein könnte. — Die Aenderung der irischen Kirchenpolitik in Bezug auf die irische Sprache ist ganz auffällig; sie ist für die sprachlich-literarische Bewegung schon jetzt von größter Bedeutung und wird in Zukunft, wenn erst die junge Generation von Klerikern, die jetzt ausgebildet wird, hinaustritt, von noch größerer Bedeutung werden. Vor der Hand bleibt aber das Ergebniß der kirchlichen Erziehung der vergangenen Zeit, der zum größten Theil sprachlich verengländerte Klerus in dem Durchschnittsalter über vierzig Jahren, ein Hinderniß, daß die veränderte Richtung der Kirchenleitung voll zum Ausdruck kommt. Zwar wird man sich in Klerikerkreisen scheuen, gegenüber der irischen Sprache offen die Verachtung zur Schau zu tragen, wie man lange gewohnt war, man wird sich scheuen, in selbstgefälliger Unwissenheit bezüglich der Vergangenheit der irischen Sprache offen zu behaupten, irische Sprache und Barbarenthum sei identisch, weil dies englische Meinung ist und Irisch durch die Schuld der gebildeten Laien und des Klerus bis vor nicht langer Zeit fast ausschließlich in die Kreise der nicht literarisch Gebildeten zurückgedrängt war; aber die Thatsache wird die veränderte Richtung der Kirchenleitung nicht beseitigen können, daß vor der Hand in manchen Distrikten, wo Irisch noch Sprache des Hauses und der Familie ist, nur hier und dort Geistliche sind, die eine irische Predigt halten können.

Daß die veränderte Haltung der gebildeten Laienkreise in Irland und der katholischen Kirche zur irischen Sprache auf die Denkungsart der Irisch redenden Masse nicht ohne Einfluß geblieben ist, dafür treten schon jetzt, trotz der Kürze der Bewegung, die mannigfachsten Anzeigen zu Tage. Die Elementarlehrer stehen ja durch viele Umstände in Irland wie überall den breiten Massen

Digitized by Google

des Volkes am nächsten. In ihren Reihen hat die Bewegung schon theilweise mächtigen Widerhall gefunden, so daß schon hier und dort in den irischen Grafschaften Verbände derselben, wie der Verband der Volksschullehrer der Grafschaft Kerry, die Resolutionen gefaßt haben, daß in den staatlichen Lehrerseminaren Irisch müsse gelehrt werden und daß es in Irland — wie in Wales seit 1893 — freistehen müsse, in den Irisch redenden Distrikten in den unteren Klassen Irisch als Unterrichtssprache zu benutzen, und daß es in den oberen Klassen obligatorischer Unterrichtsgegenstand sein müsse. Die Fälle mehren sich, daß in Irisch redenden Distrikten Leute, die noch vor zwanzig bis dreißig Jahren sich stolz als des Englischen kundig ausgegeben hätten, sich weigern, in Englisch Zeugniß zu geben, unter der Angabe, es nicht genügend zu beherrschen, und verlangen, in ihrer Muttersprache vernommen zu werden; sie wissen schon, daß ihre Sache aufgenommen und durchgefochten wird. Im verflossenen März ereignete es sich, daß in einer Sache, die in Dublin selbst vor dem Vizekanzler verhandelt wurde, Zeugen aus Waterford Irisch sprachen, was sicher bemerkenswerth ist. Die Stadtvertreter von Dungarvon haben sich im verflossenen Februar an den Lordkanzler in Dublin mit der Forderung gewendet, daß bei künftiger Anstellung von Friedensrichtern die Kenntniß der irischen Sprache unerläßliche Vorbedingung sein solle, was der Lordkanzler prinzipiell zwar ablehnte, aber zusagte, daß Beamte in den Irisch redenden Distrikten verpflichtet seien, ehe sie Zeugen zu Zeugniß in Englisch anhielten, gewissenhaft festzustellen, ob der Zeuge ebenso fähig (as fully capable) sei, in dieser Sprache Zeugniß abzulegen, wie in seiner eigenen (as in his own). Schon vorher hatte die irische Nationalliga bei der Jahresversammlung in Dublin sämmtliche Delegirte aufgefordert, bei den von ihnen vertretenen Organisationen aus allen Kräften für die Förderung der Bewegung auf Erhaltung und Ausbreitung der irischen Sprache einzutreten und dahin zu wirken, daß bei Bewerbern um öffentliche Aemter in ihrem Wirkungskreise Derjenige den Vorzug erhalte, der bei sonst gleichen Qualifikationen Irisch reden kann und gewillt ist, die sprachliche Bewegung zu unterstützen.

Es verriethe starken Sanguinismus, wollte man behaupten, daß die Bewegung für die Wiedererhebung des Irischen zur nationalen Sprache Irlands über den Berg von Schwierigkeiten hinweg und die von Vielen als Endziel betrachtete „De-Anglization of Ireland“ irgendwie gesichert wäre. Noch ist es nicht

Digitized by Google

Tag, höchstens fáinne geal an lae „Tagesgrauen", wie es in einem irischen Volkslied heißt. Die Bewegung dauert auch noch gar nicht lang genug, um so etwas erwarten zu können bei den vorhandenen Schwierigkeiten. Es gilt ja nicht blos die Wunden zu heilen, die drei bis vier Generationen durch ihr Verhalten der irischen Sprache und dem irischen Volksthum geschlagen haben; es muß vielmehr fast gleichzeitig auch die Arbeit gethan werden, die schon vor hundert Jahren — 1795 wurde Maynooth College gegründet — hätte geschehen sollen und die damals, als noch nicht alle Fäden mit einer großen literarischen Vergangenheit abgerissen waren — wenigstens nicht im Süden Irlands — und das irische Sprachgebiet soviel umfangreicher und innerlich kräftiger war, viel leichter gewesen wäre wie in der Gegenwart: es muß wieder eine Literatursprache über den Dialekten geschaffen werden und zwar nicht blos eine geschriebene sondern auch eine gesprochene, wie sie Wales in vollem Umfang und bis zu einem gewissen Grad das gälische Hochschottland besitzen; ein möglichst großer Prozentsatz der Irisch redenden Massen, die jetzt als Analphabeten in großer geistiger Bedürfnißlosigkeit dahin leben, muß in dieser Literatursprache durch Darbietung einer dem keltisch-irischen Massenbedürfniß entsprechenden Literatur zu literarischen und geistigen Bedürfnissen erzogen werden, da sonst der Boden fehlt, dem Persönlichkeiten entwachsen können, die Werke von dauernderem literarischen Werth schaffen und dadurch erst der Sprache wieder den vollen Werth einer Kultursprache für die Nation verleihen. Der Größe dieser Schwierigkeiten wird man sich erst recht bewußt, wenn man vergleicht, wie Wales wieder zu einer über den Dialekten stehenden überall verständlichen und angewandten Literatursprache mit nationaler Literatur gekommen ist. Ich will den Punkt garnicht einmal besonders betonen, daß die kymrische literarische Bewegung in ihrem Beginn dem Schöpfer der neukymrischen Literatursprache William Morgan (1547—1604) um hundert Jahre näher stand als die heutige irische literarische Bewegung Keating (ca. 1570—1640) steht, und daß in Wales eine solche Kluft nicht vorhanden war wie sie zwischen der heutigen literarischen Bewegung Jung-Irlands und dem Anfang unseres Jahrhunderts gähnt. Ein anderer Punkt scheint mir bedeutungsvoller. Wales hat schon seit dem dreizehnten Jahrhundert den für Verbreitung einer Literatursprache und der in ihr niedergelegten Literaturschätze in weiteren Kreisen des Volkes nicht hoch genug anzuschlagenden

Digitized by Google

Vortheil einer in allen wesentlichen Punkten phonetischen Orthographie, und die seit jener Zeit eingetretenen wichtigeren Lautänderungen haben in der graphischen Darstellung der neukymrischen Schriftsprache ihren Ausdruck gefunden, so daß vielleicht keine moderne Literatursprache in Europa existirt, worin der Grundsatz „für denselben Laut dasselbe Zeichen" besser annähernd in der Schreibung zum Ausdruck kommt, was für das Erlernen der Sprache nicht nur für den Fremden sondern auch den einen Dialekt der Sprache als Analphabet sprechenden Angehörigen der Nation von ungeheurem Werth ist. Als die Väter des heutigen Nonkonformismus in Wales die literarisch ungebildeten, kymrischen Dialekt redenden Massen auf Gewissen und Bibel stellten, ihnen letztere nebst Taith y Pererin und Hyfforddwr in die Hand gaben, da war es für den Lernbegierigen nur nothwendig, sich von einem Vorgeschritteneren das Alphabet mit einigen Erläuterungen lehren zu lassen, und er war im Stande, sich selbständig hinein zu lesen in die Sprache, die er von der Kanzel durch ganz Wales hörte. Wie ganz anders steht es mit dem Irischen; es ist im Vergleich zum Kymrischen der Unterschied von Nacht zum Tag. Die neuirische Sprache sowohl bei Keating (ca. 1570—1640) wie heutigen Tages hat eine Orthographie, deren Grundlagen in die Tage Columbas von Iona (521—597) wenn nicht schon in das fünfte Jahrhundert zurück gehen; es ist im Laufe dieser langen Zeit bei lautlichen Wandlungen der Sprache, die den Umgestaltungen des Latein des fünften Jahrhunderts ins Neufranzösische kaum was nachgeben, nur nebensächlich an der Orthographie geändert worden und dann auch nur vielfach in der Richtung, daß man diakritische Zeichen einführte, die blos andeuten, daß das Konsonantenzeichen in dem bestimmten Fall nicht mehr so gesprochen wird wie in einem andern, aber wie es in diesem Falle und oft noch einem zweiten anderen gesprochen wird, das verräth uns nichts und läßt uns vielfach nichts in der Schrift vermuthen: das muß man wissen, resp. im einzelnen Falle lernen. Die heutige englische oder französische Orthographie kann man ohne viel Uebertreibung als phonetische Bezeichnung gesprochener Sprachen bezeichnen im Verhältniß zur neuirischen Orthographie. Wer möchte z. B. aus aghaidh „Angesicht" auf ein gesprochenes ai-i nach deutscher Bezeichnung, aus oidhche shamhna „November-Nacht" auf ihe haune schließen, vermuthen, daß die geläufigen Wörter für „Bruder" und „Schwester" dearbhbhráthair und deirbhshiur lauten dréhär

Digitized by Google

(mit â wie in Schwedisch) und dréhûr (dârhar und dérhar in Ulster)? Es ist der Umstand, daß sich eine solche Orthographie durch das ganze Mittelalter bis ins siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert wesentlich rein erhielt bei einer reichen Literatur durch Jahrhunderte, in denen Schrift und Aussprache schon wesentlich so auseinander gingen wie zu Keatings Zeiten und heute, gewiß ein redender Beweis für eine — durch die Vikingerwirren im neunten und zehnten Jahrhundert manchmal etwas gestörte aber — nie ganz unterbrochene sorgfältige Pflege der einheimischen Sprache bis zum siebzehnten Jahrhundert in den gelehrten Schulen Irlands, eine Pflege wie sie in gleicher Weise keine Volkssprache außer Irland in solchem ununterbrochenen Zusammenhang durch mehr als ein Jahrtausend erfahren hat. Aber wer vermöchte zu verkennen, wie sehr diese Orthographie, die oft bei einem Wort auf einen Blick eine dreizehnhundertjährige Sprachgeschichte verräth, heutigen Tages ein Hemniß bietet, weitere Irisch redende Kreise zum literarischen Gebrauch (Lesen und Schreiben) ihrer Muttersprache heranzuziehen. Herauskommen läßt sich aus dieser Schwierigkeit nicht durch Orthographieänderung: größere oder geringere Aenderung hülfe nicht viel, vermehrte nur das Uebel; ein Verhalten aber gegenüber dem Neuirischen wie gegenüber irgend einer heutigen Tages aufzuzeichnenden afrikanischen Sprache, das heißt vollständig neue phonetische Schreibung, das wäre gleich mit einem großen Strich unter eine ruhmvolle Vergangenheit als Kulturnation, das hieße fürs Auge vielfach alle Zusammenhänge zerreißen für verschiedene Formen desselben Verbums oder desselben Nomens und würde vielfach die Erlernung des Neuirischen ebenso erschweren, wie die historische Orthographie die Kenntniß der Aussprache erschwert. Das Hinderniß muß also überwunden werden und ist auch überwindbar, wie schon jetzt erkennbar. Der Ire muß immer eine Vorliebe für derartige Schwierigkeiten gehabt haben, sonst wäre es einfach unerklärlich, wie die Orthographie bis ins siebenzehnte Jahrhundert bleiben konnte, ohne daß Jemand ernstliche Reformen nach phonetischer Lautgebung auch nur geplant hätte; auffallend ist auch, wie leicht schon immer in unserem Jahrhundert einzelne gar nicht wissenschaftlich gebildete Iren sich in die Orthographie im Großen und Ganzen gefunden haben, und die irischen Elementarlehrer auch jetzt offenkundig finden. Dazu kommt der nationale Stimulus, der reichlich beim Iren eine solche Triebfeder abgiebt, wie die religiöse Bewegung in Wales in der Vorbereitung

Digitized by Google

zum literarischen Erwachen. Der Ire ist als Kelte in Allem, was er thut, ganz dabei, in Gutem und Schlechtem. Ist er schlecht, so ist er „schlecht wie der Teufel", wie ein irisches Sprüchwort sagt, und trinkt er überhaupt, dann ist er in der Regel ein unverbesserlicher Säufer und Trunkenbold. So ist er aber auch „ganz" in idealen Bestrebungen, und wenn er nur einen Theil des nationalen Gefühles, das er im letzten Jahrhundert in offenen Putschen, Konspirationen und stillem Haß gegen England angelegt hat, für die Bewegung einsetzt, die irische Sprache vor dem Aussterben zu bewahren und wieder zur Sprache nationalen Lebens in Irland zu machen, wie sie es war, dann müßten auffallende Dinge eintreten, wenn die Bewegung im Sande verlaufen sollte. Das vor der Hand Nöthigste wäre wohl eine kurze, faßliche Anleitung, welche solche Iren, die Englisch lesen können und Neuirisch als Muttersprache reden, in das Lesen der ihnen bekannten Sprache einführte. Diese Gruppe der irisch redenden Bevölkerung müßte mit Leichtigkeit für irische Literatursprache gewonnen werden können. Und wenn man sich aus meinem ersten Vortrag noch erinnert, welch einen Erfolg vor hundertfünfzig Jahren ein einzelner Mann, Griffith Jones von Llanddowror, in Wales mit seinen Wanderschulen hatte, in denen die kymrische Masse in den Abendstunden Kymrisch lesen lernte, dann ist ja ein Vorbild für die irische Bewegung gegeben, um eine große Zahl irischer Leser aus dem vorhandenen Material der Irischsprechenden zu schaffen.

Ein Umstand scheint mir, abgesehen von den schon thatsächlich in verhältnißmäßig kurzer Spanne erreichten Erfolgen, noch für die Beurtheilung der Aussichten bemerkenswerth, nämlich der, daß die Leiter der Bewegung in etwas unirischer Weise den Kopf ziemlich kühl behalten, sich selbst über die Bedeutung des schon Erreichten im Verhältniß zu dem noch zu Leistenden offenbar nicht täuschen, daß sie sich vor allen überhasteten, auf äußeren Scheinerfolg hinarbeitenden Schritten selbst möglichst fern halten und Heißköpfen in dem Sinne zureden. Wie Manches schon erreicht ist, was noch vor zwanzig Jahren unmöglich erschien, mag noch ein Beleg zeigen. Wenn 1878 oder 1880 Jemand die Vermuthung ausgesprochen hätte, es würde möglich sein, vor Schluß dieses Jahrhunderts ein irisch sprachlich-literarisch-musikalisches Nationalfest in Dublin abzuhalten, ähnlich den jährlich in Wales tagenden kymrischen Eisteddfod's, den würden die begeistertsten Anhänger der jungen irischen Bewegung im Stillen wohl für verrückt gehalten

Digitized by Google

haben. Nun, ein solches irisches Nationalfest ist von Montag den 17. bis Samstag den 22. Mai 1897 ganz im Rahmen der kymrischen Nationalfeste in Dublin abgehalten worden: ein Oireachtas mit irischer Eröffnungsrede, Verkündigung der Preise über Bearbeitungen nationaler Themata in irischer Sprache, in Prosa und Versen; dazwischen Musikvorträge auf irischen Pfeifen oder der nationalen Harfe, Rezitation irischer Lieder, irische Ansprachen, Singen irischer Lieder. An diesen Oireachtas schloß sich dann ein spezielles irisches Musikfest (Feis ceoil). Alles verlief in Anbetracht der kurzen Zeit der Vorbereitung mit ganz unerwartetem Erfolg, und es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß das Ganze, speziell aber das eigentliche Musikfest, in höherem Grade exklusiv national-irisch nach Form und Inhalt war, als z. B. die kymrischen Nationalfeste kymrisch sind. Die 1897 gekrönten Preisarbeiten sind schon veröffentlicht, und fürs Jahr 1898 sind die Vorbereitungen für den Oireachtas schon auf viel breiterer Basis getroffen, indem im August 1897 nicht weniger als zwanzig Themata mit Gesammtpreisen von rund 5000 Mark veröffentlicht wurden: es sind fünf Preise für verschiedene kurze Essays in irischer Sprache ausgesetzt; vier Preise für kurze Originalerzählungen in Irisch; drei Preise für ungedruckte Märchen und Volkslieder aus dem Volksmund, selbstverständlich Irisch; drei Preise für Originalgedichte in irischer Sprache; vier Preise für die besten Vorträge irischer Lieder; zwei Preise für Uebersetzungen ins Irische. Dazu sind dann noch getreten zwei Preise für Abhandlungen über moderne irische Orthographie und über ein phonetisches System, um die neuirischen Laute dem Englisch sprechenden Lernenden möglichst korrekt vorzuführen, sowie ein Preis für drei kürzere, humoristische Erzählungen in Neuirisch.

Was nun den Einzelbestrebungen der Iren, Hochschotten, Kymren, ihre keltischen Dialekte wieder zu Sprachen nationalen Lebens zu erheben, weitere moralische Stärkung verleiht, ist der Umstand, daß die Flammen der einzelnen Bewegungen schon zu einander hinüberzüngeln. Nicht nur, daß die Form der kymrischen Eisteddfod den Veranstaltern des irischen Festes als Anhaltspunkt diente, und daß sich die Hochschotten das so glücklich verlaufene irische Fest als Muster für eine theilweise Umgestaltung ihres 1898 in Obban abzuhaltenden Nationalfestes (Mòd) nehmen wollen; nein, bei dem irischen Oireachtas im Mai 1897 erschien eine offizielle Deputation der kymrischen Bardenzunft (Gorsedd y beirdd),

Digitized by Google

und der Führer T. H. Thomas überbrachte die Sympathien der Kymren und sprach den Wunsch aus, daß der irischen Bewegung der Erfolg beschieden sein möge, den man in Wales erreicht habe. Als die Hochschotten am letzten 15. September in Inverneß, der Hauptstadt Hochschottlands, ihr sechstes Nationalfest (Mòd) unter den Auspizien der gälischen Gesellschaft (An Comun Gaidhealach) abhielten, da erschienen auf vorhergegangene Einladung Abgesandte der kymrischen Gesellschaft für das welsche Nationalfest und zugleich mit ihnen Abgesandte der irischen Gesellschaft (Connradh na Gaedhilge), verlasen Adressen und sprachen die Glückwünsche aus. Zum ersten Mal reichten sich in Inverneß die Vertreter der Bewegung zur Erhaltung und Regenerirung der beiden so nahe stehenden Schwestersprachen, des Gälischen (Irischen) in Irland und des Gälischen in den schottischen Hochlanden, freundlich, ja herzlich die Hand. Es ist dies ein bemerkenswertheres Faktum als Fernerstehende ermessen, wie dies auch die irische Adresse scharf hervorhob. Unterschiede des religiösen Bekenntnisses, verbunden mit politischen Vorgängen, schienen katholische Iren und protestantische Hochländer, die sich in Nichts wesentlich ferner stehen als römisch-katholische Kroaten und griechisch-katholische Serben, auf ewig in ihren Gefühlen und Sympathien getrennt zu haben. Aber trennende Berge werden in der Keltenwelt Großbritanniens in unseren Tagen abgetragen und tiefe Gräben auf der anderen Seite, die die Jahrhunderte schienen ausgefüllt zu haben, aufs Neue als Trennungsmarken gezogen. Es ist die sich erhebende Fluth des Pankeltismus, die dies zu Stande bringt. Welchen Werth die Kelten des vereinigten Königreiches auf diese Manifestationen des Pankeltismus legen, mag man daraus entnehmen, daß das politisch leitende Blatt der Cymru fydd-Bewegung dieser sprachlich-literarischen Verbrüderung des Inselkeltenthums durch Eisteddfod-Feis Ceoil-Mòd — bei der natürlich Englisch das Medium der Verständigung ist — in seiner gedrungenen Uebersicht der wichtigsten Ereignisse des Jahres 1897 einen unverhältnißmäßig großen Raum widmet (Y Genedl Gymreig, 1897, 28. Dez. S. 4).

Diese Verbrüderung der einzelnen Theile*) der Celtic Fringe

*) Auch die Bretagne, in der Bretonisch die Umgangssprache von 1 300 000 Personen ist — unter ihnen 679 000 im Jahre 1886, die nur bretonisch sprachen —, scheint neuerdings in die pankeltische sprachlich-literarische Verbrüderung eintreten zu wollen. Wenigstens berichtet Fainne an lae vom 22. Januar 1898, daß sich eine Association Bretonne gebildet habe, welche Oireachtas und Feis Ceoil der Iren, Eisteddfod der Kymren und

Digitized by Google

wird den Engländern schon gelegentlich in ihrer Hauptstadt, in London, bequem demonstrirt, daß sie einen Vorgeschmack des Kommenden bei weiterem Anwachsen der Fluth sich verschaffen können, wenn sie dergleichen Dinge sehen wollen. Die meisten der seit lange in London und anderen großen Städten Englands bestehenden irischen, schottischen und kymrischen Gesellschaften waren früher vielfach nicht mehr als z. B. Verbände der Baiern, Schwaben, Rheinländer, Ostpreußen in Berlin darstellen; seit einem Dezennium haben viele von ihnen eine innere Erneuerung entsprechend der sich anbahnenden Wiedergeburt des Keltenthums erfahren. Und diese Erneuerung mit dem pankeltischen Charakter kommt auch schon zum Ausdruck. 1. Mai und 1. November sind die großen Einschnitte im altkeltischen Jahr: Sommeranfang und Winteranfang; an beiden fanden in Irland große nationale Festlichkeiten in alten Zeiten statt, deren Erinnerung dem Volksbewußtsein noch nicht entschwunden ist. Daß sich Gesellschaften, gewidmet dem Zweck des „De-Anglization of Ireland", solche Termine nicht entgehen lassen, ist natürlich, und so beschloß denn auch die Gaelic League in London, letzten 1. November (samhain, gesprochen sáu-en) in nationaler Weise zu feiern durch eine vorhergehende Abendgesellschaft (céilidh), zu der schottische und kymrische Brüder eingeladen waren. Das Programm, welches man den Brüdern bot, war durchaus keltisch. Der musikalische Theil war exklusiv irisch in Wort und Musik; dazwischen trugen Kymren die welsche Nationalhymne (Hen wlad fy nhadau) und andere kymrische Lieder, Hochländer gälische Lieder vor. Daran schloß sich ein Tanzvergnügen in irischen und schottischen Tänzen. Ein enthusiastischer Korrespondent von Freeman's Journal (Dublin) zählt die Hauptsolisten auf und spricht ihnen den Dank „of all well wishers of the Pan-Celtic movement" aus. Selbstverständlich berichtet auch der Londoner Korrespondent des führenden kymrischen Blattes Baner ac Amserau Cymru an hervorragender Stelle über dies von dem „Connradh na Gaedhilge Lunduin" veranstaltete keltische Verbrüderungsfest: „selbst die Tänze," schreibt er, „waren so unenglisch wie möglich; es herrschte die höchste Begeisterung unter den Nachkommen der verschiedenen keltischen Stämme, und nicht wagte es

Mòd der Hochschotten in diesem Sommer beschicken wolle und ihrerseits die genannten keltischen Schwesternationen zum Herbst zu einer Versammlung nach Vannes nnd Ploërmel eingeladen habe. „On y discutera des intérêts des peuples de la langue Gaélique (Irisch-Hochschottisch) et de la restauration des idiomes Bretons (a. a. O. S. 5).

Digitized by Google

ein Engländer zu mucksen, so groß war das Feuer um ihn herum“ (ni feiddiai un Sacson godi ei ben na i lais gan gymmaint y tan o'i gwmpas). Diese pankeltische Feier der Sommerendenacht (irisch oidhche shamhna, gesprochen ihe haune, kymrisch nos calan gauaf) scheint in ihrem zweiten Theil wohl etwas stark einer Festlichkeit ähnlich geworden zu sein, wie sie nach deutschem Volksglauben in der keltischen Sommeranfangnacht auf dem Brocken abgehalten wird, denn der erwähnte Korrespondent des kymrischen Blattes fügt seinen Worten noch zu: „Die Versammlung verlief ziemlich glücklich, obwohl das zu Zeiten herrschende Getöse (dwndwr) uns an eine ganz unkymrische, wenn nicht unkeltische Schaustellung denken ließ.“ In letzterem Punkt irrt der Korrespondent sicher. Vor 160 Jahren, ja noch zur Zeit von Twm o'r Nant konnte Wales eben so ausgelassen fröhlich sein; erst der strenge kalviniſtische Geist, der in der methodistischen Bewegung über Wales kam, hat die Kymren in echt keltischer Weise ins andere Extrem getrieben und ihnen — vorübergehend, wie ich glaube — das Verständniß für die von dem katholischen Irland gut bewahrte Daseinsfreude und deren echt keltische Ausbrüche geraubt.

Digitized by Google

Die Geister der sieben Embryonen Zarathustras

haben uns mancherlei Zuschriften ins Haus gelockt, z. B.

In der Stadt Mönkebergs, den 29. Mai 73 nach Versmann.

Lieber Hans!

(Du erlaubst den in objektive Tiefen erhobenen Vornamen auf einer Postkarte).

Ich habe damals nicht verstanden, daß Du dem polternden Schulmeister Sandvoß für Luther und Sarrazinismus Deine Spalten öffnetest. Nun mir aber Franz Brand durch einen „schwefelgelbblauen Wahrheitsbiß meinem Verstande eine Windwandwunde riß", ist mir Alles klar. Ich weiß, „wilder Sinn und schiefer Hut kleiden jedem Mannsthier gut." Ich verstehe auch, daß Du dem verschiedenen Geschmack Deiner Leser etwas bieten mußt. Ich habe aber nicht geahnt und bin ganz erschüttert, daß es Leute giebt, die diesen Franz-Brandwein mit Andacht in ihres Hirnes Ziegeldach, Flügeldach, Hügeldach aufnehmen. Ich wäre gänzlich fassungslos, wenn ich jetzt nicht wüßte „Kurz oho! und lang aha! wird sein eigner Großpapa"! Aber wann tritt das ein? „Wenn Gott todt ist und Pollack Gott ist?" Ist das eine Anspielung auf Deine Artikel in den polnischen Jahrbüchern? Wahrscheinlich! Veranlasse doch Herrn Brand zu einem geheimnißvollen Artikel hierüber. Da er das Geld so nöthig hat, daß er ein für eine Zigarre erstandenes Heiligthum für bloß 150 Mk. verkloppen will, schreibt er ihn gewiß gern. — Als Ausläutung bemerke ich noch, daß ich noch niemals solche Lust gehabt habe, mit dem Schädel gegen eine Wand zu rennen, als nach Empfängniß der sieben Embryonen Zarathustras. Jetzt gehts mir wieder besser im Ueberjauchzen des scherzenden Kindes, im Ueberdenken, im Ueberfühlen, im Ueberspringen, im Ueberschweigen.

Dein Vetter „Hans" (siehe oben).

Digitized by Google

Ferner:

„Das letzte der Mannsſprüchlein: (Kurz oho! und lang — aha! wird ſein eigner Großpapa!) wer verſteht es außer ihm! Tiefe Wehmuth beſchleicht uns, wir ſind allein gelaſſen.“

Dies genügte, um mir das Sprüchlein nochmal genauer anzuſehen, und guck, aus den ſchattenhaften Umriſſen der Karikatur lächelte mich alsbald äußerſt zuvorkommend ein geckenhaftes Männlein an. Immer deutlicher trat ſeine Geſtalt aus dem Skizzenbuch hervor, — Farbe gewinnend, — Farbe bekennend.

Kaum 40jährige blühende Züge, weiche wohlgepflegte Glieder, und gutmüthige — zu gutmüthige Augen unter einer weißen Stirn. Tiefe Falten furchten ſich darüber hin. — Er muß viel gedacht haben! Aber nein! ſie ziehen ja alle der Quere nach, dieſe Falten, bis weit in den glänzenden Glatzkopf hinein! Jene kleinen ſenkrechten ſchwarzen Striche zwiſchen den Augen, die ich ach ſo ſehr lieben lernte, fehlen gänzlich in dieſem Antlitz.

Das kommt vom vielen — aha! ſagen dacht' ich mir, der hat ſtaunend, mit hoch aufgezogener Stirn, ſogleich Alles begriffen, oder wenigſtens doch ſo gethan, anſtatt ſich im Vollgefühl ſeiner Jugendkraft lieber mit ein bischen Witz zu wehren. Ob er im Leben jemals — oho! ſchrie, und tüchtig mit beiden Armen auslangte? Das feiſte, ſelbſtgefällige Lächeln läßt nicht darauf ſchließen. Bald hat er jedenfalls das „Aufbegehren und Streiten“ aufgegeben, und weil er zu weibiſch war, um ein Weib zu gewinnen und zu ſchwach, um Kinder zu zeugen, trägt er den Embryo unbebrütet mit ſich herum und wird ſo —

ſein eigener Großpapa.

Nietzſche möge mir, der Fremde einer Fremden, die Deutung verzeihen, wenn ſie falſch iſt. Nur der Widerſpruch reizte mich, nicht der Ehrgeiz, einen Gedanken des Frauenfeindes zu ergründen. Ich kenne ihn nicht, und will ihn nicht kennen lernen, denn ich würd' ihn doch nie verſtehen.

Eine Trude.“

Eine dritte ſehr zornige Zuſchrift ſandte uns Herr Bruno Schönlanck, der ſozialdemokratiſche Abgeordnete und Redakteur der „Leipziger Volkszeitung“ gedruckt ins Haus. Wir haben ſie an Herrn „Franz Brand“ weitergegeben, der ſich für eine Entgegnung, die unten folgt, das Wort erbat.

Vorher jedoch wollen wir den Begleitbrief, mit dem der Verfaſſer vor einem Vierteljahr uns das Manuſkript zuſandte, wörtlich zum Abdruck bringen. Die Beſprechung, die derſelbe Autor der Gallwitzſchen Nietzſche-Biographie gewidmet hat, konnte leider im vorigen Heft keinen Platz mehr finden und mußte für das heutige zurückgeſtellt werden.

Digitized by Google

„Groß-Muckrow, bei Weichensdorf, Nied. Lausitz, 7. März 1898.

Verehrter Herr Professor!

Mit dem beigelegten satirischen Scherz will ich nicht Nietzsche selbst treffen, den ich in seiner Eigenart gelten lasse und gern genieße, um nicht mehr zu sagen. Dagegen würde ich gern eins auswischen:

1) seinen Nachahmern, bei denen nicht die Eigenart da ist,
2) seinen Anbetern, die in jeder Zeile unergründliche Tiefen sehen, während mir wenigstens feststeht, daß ganze Seiten bei ihm nur noch Farben und Klänge geben,
3) denen, von denen die Albernheiten aus dem „Nietzsche-Archiv" stammen, und denen, die diese Kindereien für ausgemachte Ereignisse halten. Ich habe die Biographie gelesen und war nachher höchlich erstaunt, zu finden, daß selbst Zeitungen, die auf eigenes Urtheil Anspruch machen, in das Lob des Buches einstimmten, das doch vom schriftstellerisch-ästhetischen Standpunkte aus ein ganz werthloses Machwerk ist — während es als Quellen- und Nachrichtensammlung allerdings höchstes Interesse hat.

Als ich nun vor zwei Tagen die neu erschienenen „Gedichte und Sprüche" zur Rezension erhielt, war ich einigermaßen erschrocken über die unverhältnißmäßige Ausdehnung, in der hier das Mittelmäßige und Unterwerthige auftritt, während Vor- und Nachwort an unfreiwilliger Komik früher Geleistetes nicht mehr übertreffen konnten.

Wir fragten uns beim Vorlesen, wie viel man wohl an einem Tage in dieser Art zusammendichten könnte, farbentrunken und immer bis beinahe an einen Sinn herangetaumelt, um schließlich mit ihm sich höchstens anzurempeln. Ich machte die Probe und das Beigelegte ist, was dabei herauskam. — Direkte Beziehungen zu Stücken aus der Gedichtsammlung sind dabei nicht beabsichtigt. Nur die drei letzten Spruchstücke (S. 15 u. 16 [S. 395 des Drucks] zu Nietzsche S. 103, 104, 106).

Hoffentlich ist nirgends zu weit gegangen im Scherz.

Hochachtungsvoll

Arthur Bonus."

Vielen, vielleicht den meisten unserer Leser wäre es wahrscheinlich lieber gewesen, wenn wir diesen Begleitbrief gleich dem vorigen Heft selber beigegeben hätten. Man kommt nicht recht zum Genuß der Satire, so lange man in Zweifel ist, wogegen sie sich eigentlich wendet und ob — bei Nietzsche hält man ja am Ende Alles für möglich — es überhaupt eine Satire oder gar echt ist. Es ist Herrn Bonus unseres Erachtens so vortrefflich gelungen, dem Aberwitz doch immer wieder Fünkchen echter Poesie und spekulativer Reflexion beizumischen, daß man aus dem Zweifel kaum herauskommt. Nichtsdestoweniger werden es unsere Leser doch verstehen und wir hoffen auf nachträgliche Absolution, daß wir, wie es zum Stil der Satire gehört, sie zunächst einmal ohne Kommentar vom

Digitized by Google

Stapel gelassen haben. Das hat uns ja nun auch die hübschen Zuschriften eingebracht, die wiederum Herrn „Franz Brand" ermuthigt haben, noch einmal den Hippogryphen zu satteln zum Ritt durch das Land der Worte und Bilder der Zarathustra-Jünger.

Die Redaktion.

Pöbel kontra Zarathustra.

Ein Pöbelführer aus Juda hat den Versuch gemacht, den Herrengeist des Zarathustra mit jenem nur in Sklavenseelen möglichen abgründlich listigen Haß zu bekämpfen, der sich seit dem Geniestreich des Nazareners in Liebe und Mitleid kleidet, um den stolzen harten Geist von uns Herrenmenschen mit Sentimentalitäten zu erweichen und dadurch die neue Herrenrevolution an der Quelle zu vergiften.

Man wird nicht von mir verlangen, daß ich mich mit derlei herumhaue. Mit Nietzsche die Waffen zu kreuzen, könnte mir eher einfallen und gefallen — so etwa wie er mit David Friedrich Strauß. Da ich aber — als sein Aug-in-Auge in Zarathustra — gegen ihn leider nicht auftreten kann, so werde ich den Schatten meines Schwertes neben den des seinigen fallen lassen. Wie er einst den freien Geist des Atheismus aus den liebevollen Umarmungen seines Blamators heraushieb, so werde ich den Uebermenschengeist gegen seine und meine Unmöglichsten vertheidigen, die nämlich, die ihn mit Mitleid und Zuckerwasser regaliren; — versteht man mich? Weiß man, daß er lebt? Weiß man, daß er mit seinen körperlich zerebralen Eierschalen so wenig gemein hat, als mit diesen klebrigen Aufdringlichen?

Nun — „man" wird mich nicht verstehen. Diejenigen, auf die es mir allein ankommt, verstehen mich. Für sie schreibe ich. Die anderen sind mir die Fremde, das Fremde. Mögen sie doch es sich um die Ohren klatschen fühlen. Was kann ich dafür, wenn diese Unglücklichsten, diese Hektiker des Mitleids, Eklektiker Nietzschescher Worte, funkenlos, Zarathustrageistlos, mir dahin gerathen, wo meine Streiche pfeifen. „Wahrlich, meine Freunde, übersehr schon litt ich unter euch. Nur schon meine Feinde thuen mir wohl; sie schichten nicht lauwarme Herzen und Herzlichkeiten um mich. Sie funkeln mit geschliffenen Schneiden, mit Eis und Feuern wider mich. Ueber und überüber habe ich Euch. Und immer noch geht der Geist unter seine Feinde, Heiden und Sünder. Ex hostibus ultor!" Also spricht Zarathustra

Digitized by Google

durch mich, sein Aug-in-Aug, seinen Abtrünnigen, Ab- und Zutrünnigen, Wiedererworbenen, Wieder- und Widerfinder, seines Geistes zwiefachen Erben, gegen alle weichgehauenen Jammerseelen.

Man höre sich nur das Gewinsel des Sklavenführers an (Leipziger Volkszeitung Nr. 120):

> Und ist gerade Friedrich Nietzsche, der geniale Dichter und Denker, der einem, auch vom schroffsten Widersacher respektirten, tragischen Siechthum verfallene Dulder, die passende Zielscheibe für die abgestandenen Fastnachtsspäße irgend eines Hans Taps?

Kann man etwas Geschmackloseres und Tapsigeres erdenken, als eine solche Art, gerade Friedrich Nietzsche dem öffentlichen Mitleid zu prostituiren? Hat man das IV. Buch des Zarathustra gelesen? Hat man soviel literarhistorische Bildung, um zu wissen, daß dort der Genius von Nazareth, der einem auch vom schroffsten Widersacher respektirten tragischen Untergang verfallene Dulder die passende Zielscheibe für fast achtzehnhundert Jahre lang abgestandene Eselsspäße irgend eines Hans Taps geworden ist? Weiß man das nicht? Hat man die Höhe und das Jenseit der Nietzscheschen Vornehmheit so wenig verstanden, geschweige erklommen? Der geniale Dichter und Denker des Zarathustra hat den Christ für eine Größe gehalten, die jeder ansowohl als unanständigen — nämlich seinen Feinden nicht anstehenden — Waffen des alten Artilleristen werth sei. (Brief an Brandes). Meine Herren, halten Sie den tragischen Anti-Christ von Sils-Maria wenigerer Mühewaltung werth? Oder, meine Herren, wollen Sie uns glauben machen, daß Sie mit bekanntem Heerdeninstinkt der Minderwerthen und Vielzuvielen in Ihm Ihresgleichen gewittert hätten, nämlich den wildgewordenen Bildungsphilister —? Ich erlaube mir, Nietzsche durch das Pathos der Distance von Ihnen zu trennen, — von Bedientenseelen und rührseligen Bedienten, die mit Nietzsche die Berührung der Herrenpeitsche nur so gemein haben, daß er den Griff in der Hand fühlte, Sie aber den Riemen auf der Haut.

Zur weiteren Beleuchtung dieser lakrimosen Farce und Fratze weise ich auf jene Einige Herrenszene, als ein lyrischer Reichstagsphilosoph den Geist eines Todten gegen einen Lebendigen beschwor — Melodie: „Wenn Du noch eine Mutter hast.“ Damals begann der Lebendige — sehr Lebendige! — seine Erwiderung

Digitized by Google

mit den schneidend scharfen Worten: „Meine Herren, ich bin nicht dazu hier, um Sentimentalitäten auszutauschen, sondern um die Geschäfte zu verhandeln."

Aber es wird noch komischer, überkomisch, fast tragikomisch. Der Leipziger Reichstagsklown nämlich deklamirt:

> Wo findet sich der Artikel: „Unter den Geistern der sieben Embryonen Zarathustras"? In dem Juniheste, nicht dem Aprilheste einer Zeitschrift, die ernst genommen werden will, die sehr vernehmlich den Anspruch auf strenge Wissenschaftlichkeit erhebt .... Diese Frage drängt sich auf: Ist Herr Hans Delbrück mystifizirt worden? Oder gefiel sich der würdige Prinzenerzieher in einem verspäteten Aprilscherze und beliebte es dem ordentlichen Professor der Geschichte an der ersten deutschen Hochschule auch nach dem Fasching karnevalistisch zu redigiren?

Der außerordentliche Verehrer Friedrich Nietzsches scheint schließlich gemerkt zu haben, daß im ein- und ausläutenden Begleittext meiner Veröffentlichung einige satirische Seitenhiebe pfiffen. Und da es ihm schwer geworden ist, sie herauszufühlen, — obwohl sie absichtlich etwas laut artikulirt waren — hält er auch den Herausgeber für mystifizirt. Für den Wissenschaftler der „Volkszeitung" freilich hat Friedrich Nietzsche Alles das umsonst geschrieben, was er von der Krönung jeder Wissenschaft im Tanze der Masken hat laut werden lassen. Er kennt das Zarathustraspiel nicht. Er ahnt nichts von unseren Reigen auf der Berge Gipfeln und von unserem Tanz über allen gefährlichen Schlüften.

Diese Frage drängt sich auf: Hat dieser giftige Feind aller Herrengeister den Schöpfer des Zarathustra und jeder fröhlichen Wissenschaft persönlich gelesen? Oder hat er sich von irgend einem Popularisator Nietzsches mystifiziren lassen? Doch wir haben schon erkannt: dem würdigen Pöbelerzieher, -erzeuger und -züchter gefällt es, den Jüngern Zarathustras seine schwächliche Sklavenseele zu insinuiren.

Es gehört ein härterer, grauserer, krauserer Blick dazu, in die Geburtsstätte des Genius zu schauen, als die Sentimentsparasiten des Nietzscheschen Geistes ihn besitzen — eben der Blick der wahren Pietät, die grausam ist wie die Pest. Viele liebe Onkel, Großmütter und liebe, liebe Tanten stehen um die Wiege des Genius. Wer kann sie Alle ertragen. Das Nietzsche-Archiv hat etwas von dieser tapferen Grausamkeit besessen. Es hat die

Digitized by Google

Windeln des Geistes Friedrich Nietzsches aus dem Feuer gezogen und uns beglückten Erben gerettet. Schauen Sie hin auf das Rezensionsverzeichniß am Schlusse des II. Bandes der Biographie. Dort finden Sie, meine Herren, Geister von härterer, strengerer, dem Herrenstrang angesträngterer Art zusammengeschaart, -geschart und -geschoren: eine Notabelnversammlung des Reiches der ethizin- und fast auch schon ästhethizinfreien Größe. Da finden Sie Geister, die die Umwerthung aller Werthe bis dahin vollzogen haben, daß sie bei der Beriechung jener geretteten ὡς διὰ πυρός Windeln Wohlgeruch konstatiren — durften. Meine Herren, Ihr Geist beuge Sie in Andacht vor einer Uebermenschlichkeit, die selbst das Menschlichste, das jugendlichen Geistern passiren kann, durch die Zukunft des Genius hindurch verklärt. Und, meine Herren, ehe Sie sich äußern über meine freilich nicht soweit zurückreichenden Veröffentlichungen und die in der Ein- und Ausleitung gewagten welthistorisch-cynischen Selbstbekenntnisse. in Sachen meiner pekuniären Verhältnisse, lernen Sie erst, meine Herren Tugendheuler und moralischen Brüllaffen, anbeten vor der wundervollen Moralinfreiheit, mit welcher die Nietzschefirma ihre Uebersicht der Preßurtheile redigirt hat, vor der schönen dichterischen Freiheit z. B., mit der sie den Originaltext der zu dritt angeführten Rezension aufgefaßt und umgewerthet hat.*)

Nach dem Gesagten weiß man also, daß die Satire, die meine Veröffentlichung einrahmt, sich gegen das Nietzsche-Archiv und seine Preßbedienten nur insofern richten kann, als sie mir nicht weit genug gehen in den Veröffentlichungen und deren Kommentirung.

Weiß man, was Friedrich Nietzsche (Band VII., S. 453/4) über die Unterschlagung hinterlassener Selbstbiographien geurtheilt hat? Er führt verschiedene Beispiele an und findet sie sehr klag-

*) Zum Vergleich drucke ich den Originaltext und seine Bearbeitung durch die Nietzschefirma einander gegenüber:

Originaltext (Christl. Welt 1895 Nr. 90).	Bearbeitung. (Leben Friedrich Nietzsches II, Anhang des Verlags).
Soviel an der Biographie auszusetzen sein mag, sie ergreift wundersam durch die schlichte Treue und Einfachheit; durch alle Unbeholfenheit und Breite leuchtet — vielleicht nur um so ungetrübter — das Bild des geliebten Bruders in ungebrochenem Lichte durch.	Diese Biographie ergreift wundersam durch die schlichte Treue nnd Einfachheit: Das Bild des geliebten Bruders leuchtet in ungebrochenem Lichte durch. Die christliche Welt.

Digitized by Google

lich. Weiß man, daß Nietzsche selbst biographische Aufzeichnungen Namens Ecce homo über sich gemacht hat, durch deren Cynismus er weltberühmt zu werden hoffte (Brief an Brandes)? Ich frage hiermit nach dem Schicksal des Ecce homo an, sowie nach dem Zusammenhang zwischen dessen Unsichtbarkeit und der Klage über meine „pietätlose Veröffentlichung" — wie ein Brief an mich sich ausdrückt.

Und dann aber: Ist es recht, daß das Nietzsche-Archiv verschiedene Anführungen von Worten des dreizehnjährigen Fritz mit Redensarten wie „altklug" und „kindlich" begleitet? Selber beides! Wo sollen wir hinkommen, wenn das einreißt. Das ist ungehörig für Geister dieses Ranges. Nichts bestimmt die Größe eines Menschen so sehr, als daß er in der Schätzung seines eigenen Ranges sich nicht vergreift. Sie, meine Herren Wissenschaftler von der Volkszeitung und verwandte Geister, lassen Sie Sich gesagt sein, daß Sie schlechterdings keine andere Aufgabe haben als meine Veröffentlichungen zu kommentiren.

Ich weise Sie an Ihre Arbeit: Wo die Könige bauen, haben die Kärrner zu — karren! Sie haben kein Recht das Maul nach Herrenart vollzunehmen. Marsch!

So stehe ich nun einsam, ein Herrengeist, zwischen Feinden und Freunden Zarathustras.

Ich schlage um mich die siebente der Einsamkeiten Zarathustras wie einen Mantel, den Mantel der unendlichen Nacht, den sternbesäeten und gebiete mit den Strahlen des Mondes. Ich breite meine Arme aus, wiege und wäge sie in ihre Muskeln. Wo sind die Freunde, die Zarathustra suchte! Wann wird uns die Zwei zur Drei!?

Franz Brand.

Digitized by Google

Zur Charakteristik Justinus Kerners.

Von

Anna Tumarkin.

Aus dem reichhaltigen in Weinsberg befindlichen Briefwechsel seines Vaters, dessen Veröffentlichung die einzelnen, in der bisherigen Literatur zerstreuten Auszüge nur noch ungeduldiger erwarten ließen, hat jetzt Theobald Kerner eine große Auswahl herausgegeben[1]). Kerner selbst kommt verhältnißmäßig selten zu Wort; besonders der zweite Band bringt eine so geringe Anzahl von Kerners eigenen Briefen, daß dieser aus dem Mittelpunkt des Interesses sehr zurückgedrängt wird. Nimmt man hinzu, daß seine Beschäftigung mit dem Magnetismus den Hauptinhalt dieses Bandes ausmacht und daß von den vielen hochgestellten Persönlichkeiten, die zu uns sprechen, nur Alexander von Württemberg dem Leser als dichterische Individualität näher tritt, so erscheint der literarische Werth dieses zweiten Bandes um so geringer, als auch Kerners eigene Briefe mit der Zeit immer trüber und farbloser werden und uns mehr den „Schmerzenreich", wie ihn einer seiner Freunde nennt (v. Laßberg II, S. 336), als den geistvollen Humoristen des „Kernerhauses"[2]) zeigen. Vergleicht man das Bild, welches Theobald von seinem Vater und dessen Freundeskreis gegeben hat, mit den hier gebotenen Briefen, so fällt es auf, wie anders der Gemüthsmensch Kerner im schriftlichen Gedankenaus-

---

[1]) „Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden." Herausgegeben von seinem Sohn Theobald Kerner. Durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert von Dr. Ernst Müller. 1897.

[2]) „Das Kernerhaus und seine Gäste" von Theobald Kerner. 2. Aufl. 1897.

Digitized by Google

tausch, als im lebendigen Umgang war, bei dem die rein menschliche Seite seines Charakters so anziehend in den Vordergrund trat.

Um so befriedigender und literarisch ergiebiger sind die Briefe aus Kerners Jugendjahren, aus der Zeit der „schwäbischen Romantik". Der ganze Dichterbund, der sich damals, den politischen Bewegungen wenig nachfragend, um den „Poetischen Almanach" und den „Dichterwald" schaarte, erscheint vor uns mit allen seinen gemeinsamen Tendenzen, und zugleich knüpfen sich manche Fäden an, die zu anderen Dichtergruppen führen: die norddeutsche, vor Allem die Heidelberger Romantik, Tieck und die Schlegels von der älteren, Brentano, Fouqué, Chamisso und Eichendorff von der jüngeren Generation, treten in Kerners Gesichtskreis, und seine Beziehungen zu Hamburg weisen in dieselbe Sphäre, die uns ein anderer, späterer Briefwechsel, der Friedrich Hebbels, vergegenwärtigt.

Die eigentliche Bedeutung des Werkes liegt aber darin, daß Kerner als Mensch und als Dichter von allen Seiten beleuchtet wird. Nicht nur neue Anhaltspunkte zur Datirung und Quellenkunde seiner Werke, sondern auch seine eigenen Aeußerungen über sein dichterisches Schaffen bringen die Briefe; umso erwünschter, als sie gerade dort einsetzen, wo uns das „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" verläßt, und so die fehlenden Abschnitte der Autobiographie ergänzen.

Gerade in diese erste Zeit fallen die schönsten Stücke, voll herrlicher Jugendlaune, aus tiefer Wehmuth und lachendem Humor gemischt, gesättigt mit Poesie, daß man dies Alles für Erdichtung halten könnte, wenn nicht Kerners kindliche Naivetät immer von Neuem versicherte: „Was ich hier schreibe, ist wahr!" (I, S. 40, 44, 46). Ungern vermißt man die schönen von Mayer („Ludwig Uhland") abgedruckten Briefe aus Hamburg, die vielleicht am meisten zum Verständniß der poetischen Eigenart Kerners beitragen. Dafür entschädigen die Reiseberichte aus den Jahren 1809—1810, einer Zeit, von der Uhland später seinem Freunde schrieb: „Die Poesie suchte dich damals auf" (I, S. 108), und in der dieser die Eindrücke für die meisten seiner Jugendwerke sammelte.

Gerade darin scheint mir der Hauptreiz dieser Briefe zu liegen, daß sie uns die Keime von Kerners Dichtungen zeigen und uns so gestatten, dem Prozeß seines künstlerischen Schaffens von Stufe zu Stufe nachzugehen. So betrachtet, gewinnen z. B. die „Reiseschatten", deren allmähliches Entstehen aus wirklichen Erlebnissen

Digitized by Google

wir mit Hülfe der Briefe Schritt für Schritt verfolgen können, ein ganz neues Interesse.

Um das Eigenthümliche des Kernerschen Dichtens zu erfassen, genügt es, ein einziges Werk durch alle Phasen seiner Entwickelung zu begleiten; ich will es an dem „Todtengräber von Feldberg" versuchen.

Der Konflikt des Dichters mit der aufs Praktische gerichteten Außenwelt bringt Kerner in eine recht unglückliche Stimmung; da schreibt er an Uhland (am 26. November 1809): „Weißt Du keinen Stoff für eine Tragödie für mich, lustig und traurig, wie die vom weißen Mann? Es muß aber zugleich die grasseste, schauerlichste Tragödie werden, die je existirte . . . zuletzt muß Alles wahnsinnig werden und der Dichter verrückt hineinstürzen und das ganze Stück fressen, wie Johannes in der Offenbarung das Büchlein." Es ist noch nichts da, als die allgemeine Stimmung, und doch schreibt der Dichter weiter: „Ich arbeite bereits daran, sende Du mir indeß den Stoff." Daß in dieses eigenthümliche künstlerische Brüten kein Anderer helfend eingreifen konnte, leuchtet von selbst ein; ebenso wenig kann es uns wundern, daß Uhlands Formstrenge dem Freunde den Rath gab, „ein gehalteneres, regelmäßigeres Stück auszuarbeiten, das sich fürs Theater eignete" (8. Dezember, S. 85). Und bald darauf (Januar 1810, S. 93) lesen wir bei Kerner: „Wie ich zu dem Todtengräber in Ludwigsburg kam, weiß ich selbst nicht; ich machte ihn in zwei Stunden . . . Er ist eigentlich das Lied: „Mir träumt, ich flög' gar bange". Schon der Titel — Todtengräber in Ludwigsburg — weist auf die dem Stücke zum Modell dienende, aus dem Leben genommene Gestalt hin[3]); es ist möglich, daß auch „Albertus Magnus", den Kerner sich in Hamburg in einer Bude gekauft hat[4]), Nebenmotive gab. In unglaublich schneller Zeit, ohne daß ein klares Bewußtsein in das dichterische Schaffen irgendwie eingegriffen hätte, wird so ein älteres Erlebniß in die gegebene Stimmung verarbeitet, indem es sich zugleich einem ebenfalls älteren, in der Stimmung verwandten Liedchen anpaßt und in sich vielleicht auch die Elemente der letzten Lektüre aufnimmt, — das Alles aber unbewußt, und mit nur sehr geringen Abweichungen von der abschließenden Fassung. Und das Bezeichnende dabei ist, daß gerade die letzte Korrektur dem Dichter, dem der erste Wurf so leicht gelang, am schwersten fällt: „Mit

[3]) S. I, S. 111, 140.
[4]) S. I, S. 50.

Digitized by Google

dem Todtengräber," schreibt er am 29. August 1810 an Uhland, steht es eigentlich nicht richtig . . . Ich wollte verbessern, es ist mir gänzlich mißlungen."

Derselbe Dichter, der Nichts schaffen kann, ohne aus seinem tiefsten Innern zu schöpfen, dem jedes Liedchen seiner eigensten Art entspringt, und so ganz sein, ganz individuell ist, derselbe Dichter bleibt gegen die letzte Fassung seiner Werke so gleichgültig, daß er die Korrektur ohne jedes Bedenken Anderen überläßt[5]). Dazu kommt noch Eins: für Kerner liegt das eigentliche Schaffen in der dichterischen Konzeption, in dem Aufgehen der Stimmung im gegebenen Stoff; die äußere künstlerische Form, der Vers mit Rhythmus und Reim, existirt für ihn nur in zweiter Linie: „Ich habe durchaus kein Ohr für ein Silbenmaß, — schreibt er dem Freunde, der nicht müde wird, an der Form seiner Gedichte zu feilen[6]), — und kann, so viel ich mir auch Mühe gebe, was Kurzes von was Langem, oder was Hartes von was Weichem durchaus nicht unterscheiden"[7]). Nicht besser steht es um den Reim. Und auch mit der „inneren Form", mit der künstlerischen Einheit nimmt es Kerner nicht so genau: es verschlägt wenig, daß der mehr zum Klassischen neigende Freund auf eine größere „Haltung des Tons zwischen Fabel und Wirklichkeit" in den „Reiseschatten" dringt und gegen das allzu „Grelle, in Inhalt und Form" protestirt[8]). Kerner giebt wohl zu, daß seine Schattenbriefe bloße Fragmente seien, fügt aber gleich hinzu, daß sie Fragmente bleiben müßten und er sie nicht vereinen könne, da es sonst „zu wässerigt" würde.[9]) Mit einer künstlerischen Nothwendigkeit vollziehen sich die ersten unbewußten Stadien seines dichterischen Schaffens, und in der Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit seiner rein individuellen Konzeption liegt daher seine Stärke; das bewußte Regeln dieses Prozesses, die strenge Zucht des Geistes ist aber nicht seine Sache. Und darin besteht auch der Hauptunterschied zwischen Kerner und seinem Freunde, den dieser selbst so richtig herausgefühlt hat[10]): Kerner ist ursprünglicher, origineller; „jede Kleinigkeit, die er hinwirft," sagt Uhland, „hat Leben . . . er ist ungleich mehr Dichter, als ich." Zugleich aber ist er auch „zu wenig schriftstellerisch, indem er seine Laune, wie zum Theile in den

---

[5]) Briefe, I, S. 190, 204, 246 f., 268, 297, 437; II, S. 63 ꝛc.
[6]) Briefe, I, S. 22 f., 183, 278, 294, 310.
[7]) Briefe, I, S. 152; ähnlich I, S. 281.
[8]) Briefe, I, S. 84, 96.
[9]) I, S. 88.
[10]) I, S. 64, 71; ähnlich Mayer, I, S. 129.

Digitized by Google

Schattenbriefen, oft gerade auf Dinge richtet, die nicht zum Drucke passen." ... „Ein anderer", fährt Uhland bezeichnend fort, „z. B. ich, würde mit seinen Geistesgaben besser haushalten und Alles so einrichten, daß man es gleich in die Druckerei tragen könnte".

Kerners ganze dichterische Persönlichkeit, die mit Uhland viel Gemeinsames, aber auch so viel Verschiedenes hat, tritt uns, durch diesen Kontrast nur hervorgehoben, aus seinem Briefwechsel umso bestimmter entgegen, als derselbe uns auch die persönlichen Beziehungen beider Freunde von ihrer ersten Jugend bis zum Tode Kerners zeigt. Wie Meinungsverschiedenheiten über Politik (Bd. I, S. 471, 510 u. s. w.) und Geisterseherei (I, S. 338 ff. 573. II, S. 4.) die beiden Dichter entfremdeten und wie weh dem liberaleren Justinus die Härte seines Jugendfreundes that, sagt uns mancher Brief, der über die Wunde klagt, „die nie mehr heilt" (II, S. 18, 20, 111). —

„Innerhalb des Bodens der Romantik," sagt einmal David Friedrich Strauß[11]), „fällt Uhland wieder der klassischen und Kerner der romantischen Seite zu." In der That tritt uns das Romantische bei Kerner in viel stärkerem Grade entgegen, als bei seinem, als Hauptvertreter der schwäbischen Romantik bekannten Jugendfreunde. Schon Kerners äußere Beziehungen, vor Allem zu der Heidelberger Romantik sind viel intimer, als die Uhlands, und wir finden bei ihm ein viel tieferes Verständniß für sie; auch liegt seiner eigenen Poesie eine, wenn auch vielleicht unbewußte, Aesthetik zu Grunde, die durch ausgesprochen romantische Motive geleitet wird. Was aber der Romantik Kerners eine ganz eigenartige Färbung giebt, ist ihre unverfälschte Ursprünglichkeit: sie ist für ihn keine bloße Liebhaberei, keine literarische Schrulle, sondern sie entspringt mit organischer Nothwendigkeit seinem innersten Wesen und kommt in seiner Poesie ebensowohl wie in seinem echt romantischen Leben zum Ausdruck. Daher ist ihm auch „die Romantik, die existirt, die wahre Romantik und Poesie[12]), wie denn auch die beiden letzten Begriffe für ihn identisch sind[13]). Die jetzige Romantik und Philosophie", meint Kerner (Briefe I, S. 252) „hängt nicht am Einzelnen, sie ist in der Zeit".

Betrachten wir zunächst seine äußeren Beziehungen zur

[11]) Friedliche Blätter, S. 33. Von Strauß beeinflußt ist Henri Blaze, der in „Revue des deux Mondes" 1842, 853 ff. eine Besprechung J. Kerners erscheinen ließ.
[12]) Mayer: „Ludwig Uhland" II, S. 146.
[13]) Mayer, II, S. 238.

Digitized by Google

Romantik, so finden wir ihn zwar in seiner Ludwigsburger Zeit unter Conz von den Dichtern der klassischen Richtung, Schiller, Voß, Seume, Salis und Matthisson angeregt[14]), demselben Matthisson, den er später zusammen mit Uhland parodirte;[15]) und seine eigene Dichtung aus diesen Jahren zeigt Anklänge an Klopstock, Hölty und Goethe[16]). Aber bereits in dieser frühesten Zeit wagt sich, erst schüchtern, seine Neigung zur Volkspoesie hervor,[17]) bis sie sich dann in Tübingen, von den verwandten Tendenzen der Heidelberger unterstützt, mächtig Bahn bricht und Kerner zum eigentlichen Gründer und Mittelpunkt des Tübinger romantischen Kreises macht, in dem Uhland nur die zweite, Karl Mayer, Heinrich Köstlin, Jäger, später Schwab und Varnhagen, die dritte Rolle spielen.

Die romantische Schule, die Volkspoesie und das Wunderhorn sind die Haupttendenzen, die den Kreis zusammenhalten,[18]) und Kerner ist es, der ihnen im „Sonntagsblatt für ungebildete Stände" ein handschriftliches Organ gründet und die Opposition gegen das antiromantische „Morgenblatt für gebildete Stände" am weitesten treibt[19]) Eifriger als seine Genossen studirt er das Volk und sucht den Nachdrucker der Volksbücher in Reutlingen auf;[20]) auf eigene Hand strebt er nach Anknüpfungen mit den Heidelbergern und als es ihm nicht gelingt, Brentano in Heidelberg kennen zu lernen, stellt sich wenigstens ein schriftliches Verhältniß seit 1808 her.[21]) Schon früher trat er in Beziehung zu Leo v. Seckendorf, dessen Tendenz, die Wiederbelebung der Vorzeit und Pflege der Volkspoesie, ihm eben so sympathisch sein mußte, wie Uhland, und in dessen Musenalmanach er unter dem Namen Wartenburg mit wenigen Gedichten vertreten war.[22]) Viel wichtiger aber ist sein Antheil an der „Einsiedlerzeitung", da seine Tendenzen sich mit denen der Heidelberger fast ganz decken. Er selbst plant sogar eine Fortsetzung des Wunderhorns, und sein Standpunkt, ebensowohl wie der Uhlands, kommt in der Vorrede des „Rosengartens"[23]) zum Aus-

[14]) „Bilderbuch aus meiner Jugend", S. 219.
[15]) Mayer I, S. 28.
[16]) „Bilderbuch", S. 240.
[17]) „Bilderbuch", S. 171.
[18]) Varnhagens „Denkwürdigkeiten II, S. 75; M. Niethammer: „J. Kerners Jugendliebe", S. 26.
[19]) Weimarisches Jahrbuch V, S. 33; Aimé Reinhardt: „J. K. und das Kernerhaus"; Mayer, I, S. 15 ff.
[20]) Varnhagen, S. 60; Niethammer, S. 29; Mayer, I, S. 125; „Briefe", I, 39 f.
[21]) Mayer I, S. 14; Euphorion, III, S. 426 ff.
[22]) Briefe I, S. 8; Uhlands Wittwe, S. 26, 30.
[23]) Mayer, I, S. 119. Ob nicht Seckendorfs Brief v. 7. II. 1807 den ersten Gedanken dazu gegeben hat?

Digitized by Google

druck: die altdeutsche und die Volkspoesie werden hier als die Haupttendenzen der Romantik bezeichnet, und auf die Volksbücher, Volkslieder, aber auch auf Reutlingens gothisches Münster wird hingewiesen.

Mit der Studentenzeit hört für Kerner das romantische Streben nicht auf, im Gegentheil, es fängt erst recht an, neue Blüthen zu treiben; herrliche Briefe vergegenwärtigen uns seine Reise nach Hamburg, auf der Kerners „Wanderlied" „vor den zehen Jahren der Feilung (Fäulung)" „von einem Handwerksburschen gekrönt" und so in die Welt hinausgetragen wird (S. 29 f. 38 ff., 40 ff., 43 ff. und weitere Briefe). In Hamburg giebt er sich noch mehr als früher dem Genuß der Volkspoesie, besonders der Volksbühne hin, hier hat er seine Freude an den bizarren Dichtungen von Chamisso und Brentano, hier schreibt er seine, von romantisch-phantastischer Poesie übersprudelnden Reisebriefe an Uhland, aus denen später die Ludewig Olof (Uhland) gewidmeten „Reiseschatten" des Schattenspielers Luchs entstanden sind,[24]) dies bedeutendste Werk der schwäbischen Romantik, in dem Hermann Fischer mit Recht „die genialste und individuellste Aeußerung von Kerners Talent" findet („Beiträge zur Literaturgeschichte Schwabens", S. 64). Bezeichnend für das Verhältniß zwischen Uhland und Kerner ist, daß jener die Reiseschatten zwar herrlich fand, aber doch nicht umhin konnte, Ausstellungen an ihrer künstlerischen Form zu machen: er vermißte darin eine organische Einheit, ihm erschien Alles wie ein Sammelwerk, dessen Unkorrektheit und Unregelmäßigkeit seinem Formgefühl widerstrebte.[25])

Ueberall auf seiner von Hamburg aus unternommenen Reise wird Kerner von den Denkmälern der alten deutschen Zeit angezogen. Er verweilt in den alten Reichsstädten, und in Wien erfreut ihn der Stephansthurm, wie in Nürnberg die Sebalduskirche. Die geistige Ausbeute dieser Reise finden wir in den 1812 und 1813 von ihm herausgegebenen Bundesbüchern, dem „Poetischen Almanach" und dem „Deutschen Dichterwald", wo sich auch sonst Kerners Haupttendenz, Altes wieder herzustellen oder neu zu beleben, verräth: so in der Ballade von der schönen Bernauerin, in Uhlands „Altfranzösischen Gedichten", vor Allem aber in der Wiederaufnahme

[24]) Mayer, I, S. 138 ff., 150 ff.; zu vergleichen über Brentano II, S. 18; über Chamisso „Briefe", I, S. 52; hier auch früher unbekannte Briefe aus Hamburg.

[25]) Mayer, I, S. 125 f., 146 f.; „L. Uhlands Leben" v. s. Wittwe, S. 56 f.; Uhlands Briefe darüber in den „Briefen", I, S. 84, 96.

Digitized by Google

älterer deutscher Dichter wie Siegmund von Birken und Weckherlin.[26]) Immer sucht Kerner Fühlung mit anderen Romantikern, und unter seinen persönlichen Bekannten treffen wir eine stattliche Dichterreihe: Chamisso und Fouqué lernt er bereits in Berlin, Friedrich Schlegel und seine Frau dann in Wien kennen; Brentano tritt er erst 1841 in München persönlich näher, und bis in die letzten Jahre seines Lebens beherbergt der gastfreie Wirth romantische Gäste wie Schelling, Achim von Arnim und Tieck, den er für den größten Dichter Deutschlands nach Goethe hält („Briefe" II, S. 193), während er den russischen Romantiker Joukowsky seinen Freund nennt („Briefe", II, S. 371).[27]) —

Wenn wir, zur Betrachtung der Kernerschen Poesie übergehend, die Grundzüge seiner künstlerischen Auffassung, die Grundprinzipien seiner Aesthetik zu entwickeln suchen, so fällt uns vor Allem, als das Hauptmotiv, das durch sein ganzes Leben und Dichten geht, sein negatives Verhältniß zur Wirklichkeit, zum realen Leben auf.

Theils ist es ein pessimistischer Grundzug, der Kerner z. B. sagen läßt: „Es ist eben die Welt, aus der nie was Rechtes wird, weil sie eine Art von Zuchthaus ist, sein und bleiben soll" (Mayer, II, S. 65), theils der rein künstlerische Standpunkt, daß die Poesie nicht die Darstellung des Lebens, sondern die Flucht aus dessen Prosa, das Träumen und die Täuschung zum Gegenstande haben soll. „Zu träumen", sagt Kerner in dieser echt sentimentalischen Flucht aus dem realen Leben, „und wär es vom Teufel, ist doch besser, als in dieser . . . Wirklichkeit zu leben" (Mayer, I, 153) — oder ganz ähnlich an einer anderen Stelle: „Mir war wohl zu Muthe . . . denn es war meine Geliebte, die Poesie, bei mir . . . die Täuschung aber währte nicht lange . . ." (Mayer, I, S. 155). Das ist das echt Romantische in Kerners, nur durch den Kontrast mit dem Leben verbundener Poesie, daß er sich darin, wie Strauß es ausdrückt (Friedliche Blätter, S. 32), über bestimmte menschliche Zustände hinaus, während Uhland sich in sie hinein empfindet. „Nicht vernichten," schreibt Uhland in seinem schönen Briefe vom 8. II. 1812 (I, 277), solle die Poesie das Leben, sondern läutern, erheben." Dieses für alle Romantiker

[26]) Ueber die Entstehung und die Mitarbeiter beider Almanache zu vergleichen die „Briefe" von 83 an; über S. Birken Kerners Aufsatz im „Morgenblatt", 1814, 27.—28. Okt.; „Briefe" 108; 138 — das erwähnte Gedicht ist wahrscheinlich die „Kriegsklage" (S. Morgenblatt).

[27]) Fr. und Dor. Schlegel „Briefe" 88, 44, 121; Brentano 536; Tieck 547, 548, 549, 720; Schelling 725.

Digitized by Google

bezeichnende negative Verhältniß zur Wirklichkeit, erscheint gerade bei Kerner vielleicht am berechtigtsten, da es durch die trüben und traurigen Eindrücke seiner Jugend, wie sie uns in dem „Bilderbuch" entgegentritt, wohl motivirt ist. Und gleich hier finden wir das für Kerner so eigenthümliche Eingreifen seines reichen Humors, den sonderbaren Zug, daß er gerade durch Schmerz und Gram, durch eine drückende Lage zum Witz und Humor gestimmt wird (S. 237) und in der traurigsten Zeit seines Lebens, während seiner Beschäftigung in der Tuchfabrik, meist im scherzhaften und satirischen Genre dichtet. „Ohne Schmerz", lesen wir in seinen Briefen (II, S. 143), „habe ich noch nie einen Reim gemacht" und „jener Humor der „Reiseschatten", sagt Kerner an einer anderen Stelle, „konnte nur aus tiefem Schmerz hervorgehen" (II, S. 16). Die Traurigkeit scheint bei Kerner nicht lange anhalten zu können und einer ausgelassenen Lustigkeit, einem bizarren Humor Platz machen zu müssen. „Das tragische Trampelthier würde langweilig werden," heißt es in der Vorrede zum Rosengarten (Mayer I, S. 120), „wenn nicht das komische Aeffchen so possirlich auf seinem Höcker tanzte." Unwillkürlich drängt sich uns bei dieser barocken Mischung von Scherz und Schmerz die Frage auf, ob das Uebermaß der Trauer das Umschlagen in das grelle Lachen hervorruft, ähnlich wie wir es in Heines Poesie beobachten können, oder vielmehr, was mir viel wahrscheinlicher ist, die Fülle des unverwüstbaren, aus dem Inneren quellenden Humors den sich von Außen aufdrängenden Schmerz verscheucht. Das unterscheidet ja Kerners Humor von dem Tiecks, Chamissos oder Brentanos, daß er bei aller tollen Ausgelassenheit nie die Harmlosigkeit verliert und, im Gegensatze zur zersetzenden Wirkung dieser „zerrissenen" Romantiker, etwas derb Erfrischendes, Kerngesundes hat. Diese Eigenschaft des Schwaben tritt uns auch in der bekannten Stelle der Varnhagenschen Tagebücher (S. 56ff.) entgegen, wo neben Kerners Sinn für das Komische und Barocke auch die ursprüngliche Gutmüthigkeit und Reinheit seiner Gesinnung hervorgehoben wird[28]). „Es ist gut," schreibt einmal Kerner (II, S. 107), „daß der Mensch mit dem Schrecklichsten, Ernstesten zu spielen vermag, er würde sonst gar zu trübe werden." Bezeichnend ist für Kerner, daß dieses barocke Wesen in seiner Poesie mehr in den erzählenden Dichtungen zum Vorschein kommt, während er seine Lyrik fast ganz rein erhält, die

[28]) Aehnlich D. Strauß im „Nekrolog", S. 309.

Digitized by Google

sein ursprüngliches Gefühl ohne jede Beimischung eines phantastisch humoristischen Elements, man könnte vielleicht sagen: in einer gewissen stofflichen Befangenheit, wiedergiebt. Mit dem wachsenden Alter, als es Kerner immer schwerer fällt, seiner meist so trüben Gefühle Herr zu werden, wird auch der Antheil des Humors an seiner Poesie immer schwächer und es bildet sich die Theorie aus: „Poesie ist tiefes Schmerzen" . . ., wenn auch in Kerners Leben der Humor sein treuester Begleiter fast bis zum Grabe bleibt: „Leidend, wie Sie sind," schreibt an ihn Wolfgang Müller noch 1854, „haben Sie ganz den Humor Ihrer Jugend" („Briefe", II, S. 405). Wenn wir Kerner von seinen frühesten Jahren an von lauter Originalen umgeben, wenn wir ihn in einer Welt leben sehen, die in ihrer geschlossenen Absonderlichkeit weniger den Anschein von Wahrheit, als den von Dichtung hat,[29]) so möchte man es weniger auf die Rechnung seines Landes, als auf die seiner Natur stellen, die ihn immer zum Aparten und Seltsamen trieb und sein Leben so romantisch gestaltete.

Auf diesem negativen Verhältniß zur Wirklichkeit beruht Kerners ganze Aesthetik, und die Negation, der Kontrast bilden den Grundbegriff, von dem sich sein Verhältniß zur Natur ebensowohl ableiten läßt, wie seine Beziehungen zur Gegenwart, zur Geschichte und Politik; aber auch sein Zurückgreifen auf das Altdeutsche, ja sogar seine Neigung zum Volksthümlichen läßt sich auf dieselbe Grundanschauung zurückführen.

Zunächst ist Kerners Verhältniß zur Natur durchweg vom Gegensatze zur menschlichen Gesellschaft geleitet, und er flieht eben so sentimentalisch von den kalten Menschen in die freie, „warme" Natur, wie aus dem qualvollen Diesseits in das Ruhe verheißende Jenseits.[30]) „O könnt ich einmal los von all' dem Menschentreiben, Natur! in deinem Schooß, ein herzlich Kind, erwarmen" — ist der immer wiederkehrende Inhalt seiner Gedichte, unter denen die „Sehnsucht", „Wer machte dich so krank", „Trost in der Natur", „Frühlingskur", „Sängers Trost" in dieser Beziehung die charakteristischsten sind.

Eben so negativ ist auch seine Auffassung der Natur selbst, indem er sich nicht im Einklang mit ihr fühlt, sondern, wieder in der Weise der sentimentalischen, der Reflexionsdichter, sich immer in

[29]) „Bilderbuch"; die Schriften von Marie Niethammer und Th. Kerner; vgl. Kerners Reisebriefe.

[30]) „Alphorn", „Preis der Tanne", „Auf der Wanderung", „An den Arzt."

Digitized by Google

einen Kontrast zu ihr stellt. So trauert er im Frühling („Frühlingsmorgen", „An das Herz im Frühling", „Maienklage") oder am frühen Morgen („Morgengefühl", „Rath im Mai"), und freut sich des Winters („Olbertus", „Von ihr", „Sonnenblicke im Winter") oder des Sturmes („Lust der Sturmnacht", „Lied", „Lust stürmischen Wetters"); immer aber hebt sich auf dem hellen Hintergrund der freien Natur der gequälte Mensch mit seinen Leiden als Kontrast ab („Im Walde").

Wenn auch Kerners Verhältniß zur Geschichte fast durchweg negativ erscheint, so spielt dabei theils sein pessimistischer Zug mit, der ihn die Welt mit einem Zuchthaus vergleichen läßt, theils die Geschichte seiner Zeit, aus der er sich besonders in den vierziger Jahren scheu in sich zurückzieht, um von der „heillosen Politik" in die Natur flüchtend,[81]) den berüchtigten Ausspruch zu thun, die Politik sei der Tod der Poesie. Nicht daß die Geschichte seines Landes Kerner kalt und gleichgiltig ließ, im Gegentheil: er verfolgte die Verfassungskämpfe mit derselben Theilnahme,[82]) wie dann die griechischen Freiheitskriege oder die polnische Bewegung,[83]) und für die Entwickelung der Geschichte, für den sozialen Zug des Jahrhunderts[84]) hatte er volles Verständniß; aber wenn er dennoch der eigentlichen politischen Poesie, wie wir sie bei Uhland finden, abhold war, so ergab das sein allgemein menschlicher Standpunkt; von dem aus er jedem politischen Parteigeist fern blieb, gern dem Anderen seinen Glauben ließ und am liebsten einen schlichten Bauer und einen Fürsten am gleichen Tische friedlich zusammen sitzen oder einen süddeutschen Demokraten und einen preußischen Adeligen in seinem Beisein Frieden stiften sah.[85]) Um so schmerzlicher mußte er die Härte empfinden, mit der Uhland seinen politischen Standpunkt verurtheilte und dies erste, später ausgeglichene, aber kaum je aufgelöste Mißverständniß rief noch manchen bitteren Stoßseufzer hervor. (Briefe 270, 274, 310, 463.)

Wenn Kerner in der Politik einen solchen ästhetischen Standpunkt einnahm, so stimmt er ja in diesem Reinerhalten der Poesie

---

[81]) Mayer. II, S. 215, 216, 236; Vorwort zum „Blüthenstrauß"; das Gedicht: „In Baden".

[82]) „Vorwärts", „Fabel", „Der Bürgerwall", „Briefe" I, S. 375 f., 461 f., 465 f.

[83]) „Im Herbste", Die Worte am Grundstein des Kernerhauses: „Briefe" I, S. 559, II, S. 37.

[84]) „Genius der Bewegung", „Vorwärts".

[85]) Th. Kerner — „Das Kernerhaus". Kerners Briefe, die uns seine Stellung zu den Württembergischen Verfassungskämpfen zeigen, wurden bereits 1878 in den „Württemb. Vierteljahrsheften für Landesgeschichte" (I, S. 217) abgedruckt.

Digitized by Google

von den Tagesinteressen, überhaupt von Allem, was dem Gemüth die Freiheit nimmt, nicht nur mit den übrigen Romantikern, sondern auch mit den Klassikern überein. Er führt aber diesen seinen Standpunkt viel konsequenter, als andere Romantiker, durch, indem er nicht nur das Eingreifen der Politik, sondern auch das der Philosophie in die Poesie verpönt und ihr sehr wenig Einfluß auf die eigene Dichtung gestattet. „Bei Lenau vernichtet noch die Philosophie die Poesie, wie bei Uhland die Politik für den Augenblick die Poesie zerstört hat", äußert Kerner fast in völliger Uebereinstimmung mit Goethe,[86]) und so kann es uns nicht wundern, wenn wir in seinen Briefen lesen: Eckermanns Gespräche seien „ein herrliches Buch"; von Uhland habe Goethe „je da ganz ordentlich gesprochen und über seine Politik ganz wahr" (Bd. II, S. 108).

Wenn daher Kerner, aus der Gegenwart flüchtend, in die altdeutsche Vorzeit zurückgreift und mit Vorliebe mittelalterliche Stoffe wählt,[87]) so ist dies eine bloße „prédilection d'artiste" und hat mit dem reaktionären Konservatismus anderer Romantiker nichts gemein.

Kerners reine, über jeden konfessionellen Streit erhabene Natur, die es dem liberalen Protestanten ermöglichte, eine Reihe Predigten für den katholischen Gottesdienst zu verfassen, vermittelte ihm auch das Verständniß der herzlichen, beschränkten Frömmigkeit des katholischen Mönchs, den er auch zum Träger des alten Glaubens macht.[88]) Er hat auch Sinn für die alte Kunst mit ihrer Innigkeit: er erfreut sich nicht nur an den gothischen Bauten, sondern auch an der alten Malerei;[89]) die Gestalten Dürers und Zeitbloms, die Werke Adam Kraffts und Peter Vischers sind ihm ebenso lieb, wie die des Hans Sachs. Um die eigentliche Neubelebung der alten deutschen Poesie hat sich Kerner viel weniger bemüht, als Uhland, obgleich er dieses Streben seines Freundes besonders in der Jugend theilte und auch eine gewisse Belesenheit in den alten Dichtern zeigt.[40])

Neben der Wiederherstellung der altdeutschen Dichtung hob

---

[86]) Riendorf: „Lenau in Schwaben", S. 159.

[87]) So: „Stephansthurm", „Hohenstaufen", „Sankt Alban", „Graf Monfort", „Kloster Hirschau", „St. Walderichs Kapelle" und viele andere.

[88]) „Reiseschatten", S. 407.

[89]) In d. „Reiseschatten" — Gothische Kirche, Dom, Kreuzgänge; Weinsberg; Maulbronn; alte Burgen — „Briefe" I, S. 43 f.; gothische Kirchen I, S. 83, Straßburger Münster, (Mayer, II, S. 234); alte Malerei in den „Heimathlosen"; „Briefe", I, S. 126, II, S. 275.

[40]) S. Birken und Wecherlin (Poet. Almanach); Fischart „Briefe", I, S. 250. Vieles unter Kulikaya's Büchern in den „Reiseschatten".

Digitized by Google

bereits die Vorrede zum „Rosengarten“ auch die Volkspoesie auf den Schild, wobei in der damals üblichen Weise beide nicht scharf genug von einander geschieden wurden. Es ist wiederum eine negative Grundlage, auf der Kerners Verhältniß zur Volkspoesie sich aufbaut, — der Gegensatz zur modernen, besonders zur klassizistischen Poesie. Sehr charakteristisch läßt er die Volkspoesie nicht unter den Bauern, sondern gerade in großen Städten entstehen.[41]) Bei ihm selbst hat die Volkspoesie, wie er es in seinem „Bilderbuch“ (S. 240, S. 219) erzählt, die klassischen Einflüsse verdrängt, und ihn mehr angezogen, als alles Klassische. Schon Varnhagen (S. 58) hebt seinen Sinn für einfache, primitive Kunst hervor und fügt hinzu: „Dichtungen höherer Art läßt er gelten, aber er begehrt ihrer nicht .... Der Sinn für gebildete Kunst tritt zurück.“ Wie er in der Musik am meisten die Maultrommel liebte, so spielte er auch gern in der Poesie die volksthümliche gegen die verknöcherte klassizistische Richtung aus, die seine „Reiseschatten“ in der Gestalt des „Weißen Mannes“ so heftig mitnehmen. Wenn er dabei ausdrücklich hervorhebt, diese Polemik erstrecke sich nicht auf Schiller (1. Auflage, S. 268), so antizipirt doch der Einwand, den er ein Mal (Br. I, S. 114) gegen die „Braut von Messina“ erhebt — „Es ist eben immer Schiller in jeder Person, die spricht“ — die spätere Schiller-Kritik Otto Ludwigs. Rümelin („Reden und Aufsätze“, S. 303 f.) erzählt, wie Kerner einmal in späteren Jahren mit großem Pathos die Worte deklamirte: „Wo der Hellespont die Wellen brausend durch der Dardanellen hohe Felsenpforte rollt“ ... und dem hinzusetzte: „Das ist wunderschön, aber solche Verse machen mir immer ein Brausen in den Ohren, das mich hindert, etwas Weiteres dabei zu empfinden.“

Ein großes, regelrechtes Gedicht, sagt er lustig, komme ihm immer wie ein langer, gewichster Stiefel vor. Er soll einmal Strauß gegenüber bekannt haben, seine einzige Schule — falls von einer solchen bei ihm überhaupt die Rede sein kann — sei das „Wunderhorn“ gewesen.[42]) In der That zeigen Kerners eigene Dichtungen viele Anklänge, aber auch manche direkten Entlehnungen aus dem „Wunderhorn“, obgleich er in der Schätzung dieser Sammlung nie bis zum blinden Glauben ging und aus rein dichterischem Gefühle Zweifel gegen die Echtheit einzelner Stücke hegte. In seinen eigenen Gedichten verstand er zuweilen den echten Volkston so gut

[41]) Mayer, I, S. 140.
[42]) D. Strauß' Briefe S. 80.

Digitized by Google

zu treffen, daß ein Gedicht „Mir träumt', ich flög' gar bange“[43]) in das „Wunderhorn“, als Volksprodukt aufgenommen, andere, wie das „Wanderlied“ wahrhaft volksthümlich wurden. Auch beschränkte sich seine Kenntniß der Volkslieder nicht auf das „Wunderhorn“, und Stücke, wie „Einsmals, als ich ging allein“, oder das „Lied vom Grafen und seiner Magd“, wurden von ihm selbst aufgezeichnet.[44]) Auch den Prozeß der Entstehung und der Fortpflanzung des Volksliedes versuchte Kerner in den „Reiseschatten“ (S. 356 ff.) dichterisch darzustellen.

Aehnlich steht es um seine Vorliebe für die Volksbühne, die in Hamburg sein Hauptinteresse auszumachen scheint; damals spricht er auch die an Tieck (im „Poetischen Journal“) erinnernde Ansicht aus, die Marionetten und Schattenspiele erweckten eher, denn die Stadtbühne mit ihren Schauspielern, „die Täuschung, als gehe diese Begebenheit wirklich im Ernste an einem Orte der Welt vor und könne wie durch einen Zauberspiegel hier im Kleinen als in einer Camera obscura mit angesehen werden“ (Mayer, I, S. 140ff.). So bekennt sich Kerner zu der von den meisten Romantikern getheilten Ansicht, daß die einfachsten Kunstmittel am geeignetsten seien, die größte künstlerische Illusion hervorzubringen. Wenn nun Kerner, an die Betrachtung der Hamburger Marionetten- und Schattenspiele anknüpfend, den Wunsch ausspricht, in diesem Fache selbst etwas zu leisten, und das in seinen „Reiseschatten“ und dem „Bärenhäuter“ wirklich erfüllt, so betritt er damit denselben Weg, den auch Achim von Arnim gegangen ist. Bezeichnend ist für Kerner, daß ihm bis in sein spätestes Alter die Vorliebe für die Marionetten blieb, während er die Kunstbühne nur sehr ungern besuchte[45]). Der einzige wirklich begeisterte Theaterbericht, den wir von ihm haben, ist der über „Rochus Pumpernickel“ (Br. I, S. 88). Die Volksbücher und Märchen blieben Kerner auch nicht fremd; schon früh, in der Ludwigsburger Zeit, bildeten sie seine Lieblingslektüre[46]), und als Student fand er beim Reutlinger Nachdrucker eine neue willkommene Quelle. Er kennt und zitirt die „Volksbücher“ von Görres[47]), sucht aber selbst nach neuen, noch unbekannten Werken[48])

[43]) Darüber neuerdings R. Steig: Euphorion, III, S. 426 ff.
[44]) Ueber das Volkslied „Briefe“, I, S. 50 — Schweizerlieder; I, S. 51 — gegen neue Volkslieder, I, S. 58, 140; I, 143 — plant eine Sammlung von Volksliedern: I, S. 205 — Volkskriegslied; „Reiseschatten“ 1. Aufl., S. 267 f.
[45]) M. Niethammer, S. 174 f.; Ueber das Marionettentheater „Briefe“, I, S. 43.
[46]) „Bilderbuch“, S. 171.
[47]) Mayer, I, S. 142, 144; „Briefe“ I, S. 52.
[48]) Mayer, I, S. 142; „Briefe“, I, S. 50—53.

Digitized by Google

und schreibt aus Hamburg („Briefe, I, S. 52): „Ich habe nun nicht nur all' die Volksbücher in meiner Sammlung, die Görres kennt, sondern noch mehr;" ähnlich wie er von Dr. Julius, dem Kenner der altdeutschen und der Volkspoesie, sagt: „Ich habe und kenne bei Gott mehr"[49]). Auch den Stil der Volksbücher eignet er sich in seinen Briefen, besonders aus der früheren Zeit, an (S. I, S. 70). Wie das Lied „Mir träumt, ich flög' gar bange" in das „Wunderhorn", so wurde sein die Brüder Grimm freilich nicht ansprechendes, von Uhland aber so sehr bewundertes und als klassisch gepriesenes Märchen „Goldener" in Gottschalks Sammlung, als eine echte Volksdichtung aufgenommen[50]). Noch im Jahre 1852 besorgte Kerner eine Ausgabe von Joukowskys „Iwan Zarewitsch" mit einer Vorrede, die das Kindliche und rein Volksthümliche dieses russischen Märchens hervorhob.

War die eine eigenthümliche Seite von Kerners Aesthetik sein negatives Verhältniß zur Wirklichkeit, so besteht ihr zweiter, damit eng verbundener Grundzug darin, daß Kerner, nachdem er die wirkliche, reale Welt verneint hat, an ihrer Stelle eine andere, *ideale Welt* postulirt und in dieser seine Poesie ansiedelt. Daraus erklärt sich nun die Bedeutung, welche die dritte Welt in seiner Dichtung einnimmt, aber auch seine romantische, freie, ungebundene Technik.

Kerners vielberufener Geisterglaube ist so eng mit seiner ganzen Weltanschauung verbunden, daß, um ihn für romantisch-erdichtet zu erklären, der ganze nüchterne Rationalismus Mayers (II, S. 157) nöthig war. Daß es keine romantische Schrulle ist, sagt ja Kerner selbst bei der Beurtheilung von Lenau: „Ich *glaube* an Teufel und Geister, . . . und Niembsch *dichtet* sie nur und glaubt daher nicht an sie, wie Keiner an seine eigenen Schöpfungen glaubt[51]). „Es ist eben so," schreibt Kerner über die Geistererscheinungen an S. Schwab, „es ist in *der Natur* so . . . Ihr lebt in dem Geisterwesen in der Phantasie, ich in der *Natur*, wie es da in der Wirklichkeit ist, meistens gegen alle Dichterphantasie" (II, S. 144; ähnlich I, S. 340, II, S. 106). Auch der künstlerischer angelegte David Strauß[52]) scheint mir nicht das Richtige

[49]) Mayer I, S. 155.
[50]) „Briefe", I, S. 234. Ueber K's. Märchen: „Briefe", I, S. 232 ff.; Uhlands Urtheil S. 236.
[51]) Mayer, II, S. 144; ähnlich an Niembsch „Briefe", II, S. 18, zu vergleichen II, S. 113.
[52]) Beide Kernerschriften: „Friedliche Blätter" u. „Nekrolog", Kl. Schriften, N. F., 298 ff.

Digitized by Google

zu treffen, wenn er Kerners Geisterglauben aus religiösen und dichterischen Gründen ableitet und seinen Standpunkt in den Worten zusammenfaßt: „Kerner glaubte an seine Geister als Poet, nicht als Dogmatiker, mit anderen Worten, Kerner glaubte an Geister, weil er Dichter war.“ Kerner selbst protestirte in einem Brief an seinen Bruder gegen diese Straußsche Auffassung und meinte, er trete den Geistererscheinungen durchaus nicht als Dichter, sondern als Naturforscher entgegen.[53]) Einen noch viel stärkeren Protest bringen uns die neuen Briefe: „Die Geister“, schreibt er an S. Schwab, „die Strauß freilich sehr hindern, will er auf die Schultern des Poeten laden, und daher streichelt er diesem die Schultern . . . Er sollte mich besser kennen und wissen, daß dieser Glaube, die Ueberzeugung bei mir aus der Forschung der Natur hervorging, und weder poetischer Traum, noch religiöser Glaube ist.“ (II, S. 134—135.) Wir verstehen, daß Strauß von seinem Standpunkt aus den Kernerschen Geisterglauben durch die Hinüberführung auf dichterischen Boden aufzulösen suchte; aber höchstens könnte man sagen, Kerners poetische Naturempfindung und seine Neigung zu den Nachtseiten der Natur hätten beide eine gemeinsame Grundlage in seinem „inneren Schauen“, man dürfte jedoch kaum behaupten, die Erstere schließe die Letztere als ihre Folge mit ein.

Ebenso wenig vermag ich in Kerners Spiritismus einen Zusammenhang mit religiöser Mystik zu finden; er wendet sich vielmehr gegen jede Ableitung religiöser Theorien aus seinen Beobachtungen,[54]) wie er denn überhaupt seine religiösen oder spiritistischen Ansichten Niemandem aufzudrängen sucht und die eigene Religiosität mehr in ein innerliches Gefühl, als in dogmatischen Glauben setzt. Auch bleibt seiner im Grunde klaren Weltanschauung jede romantische Mystik und Askese, trotz seiner Kenntniß von Jakob Böhmes Schriften, durchaus fremd. Eher beruht Kerners Geisterglaube auf seiner Naturphilosophie, auf dem, was er seinen „naturforschenden Trieb“ nennt,[55]) und wenn er die Existenz der Geister aus der Nothwendigkeit eines Mittelkreises zwischen Leben und Tod ableitet, so läßt sich darin vielleicht ein Einfluß von Herders Theorie der Stufenreihe der Entwickelung erblicken.[56])

[53]) D. Strauß' Briefe, S. 57.
[54]) „Seherin v. Prevorst“, S. 289; über K.s Religiosität Th. Kerner, S. 333 f.; zu vergleichen „Briefe“, I, S. 545.
[55]) „Bilderbuch“, S. 136.
[56]) „Bilderbuch“, S. 171; „Seherin von Prevorst“, S. 17, 297.

Digitized by Google

Kerners auf „inneres Schauen“ begründete Naturphilosophie mag in der Innerlichkeit seiner ganzen Natur wohl begründet sein; außer dem äußeren, faßbaren, sieht er noch ein inneres, geistigeres Leben, und in seiner Lieblingsfigur, der Antithese, sagt er von diesem: „Das ist der Frühling mitten in seiner (des Menschen) Brust beim Winter von außen, die helle Wiese, auf der er, liegt sein Leib in Foltern, geht.“ [57]) Dieses innere Leben besteht ebenso wohl im Menschen, wie in der ihn umgebenden Natur, und auf Grund ihrer inneren Verwandtschaft ergiebt sich zwischen Beiden ein geistiger Verkehr als Wiederherstellung der ursprünglichen Verbindung des Menschen mit der Natur, kraft deren er, wie Kerner es platonisch ausdrückt, „ihre Urtypen zu erschauen fähig werden kann.“ Wir sehen so Kerner auf derselben Linie stehen, die von Plato (S. 309, 341, 353; II, S. 36) zu Jakob Böhme (S. 18. 349) und von Böhme zu Schelling (S. 6) führt; aber am meisten erinnert seine Theorie an Platos ästhetisches Schauen, das sie rein und unberührt von jeder mystischen Deutung wiedergiebt. [58])

Intuitive Erfassung der Natur, die Kerner dem induktiv schließenden Verstande gegenüberstellt, ist somit seine Erkenntnißmethode, und es entspricht daher vollkommen seiner ganzen Weltanschauung, wenn er das unmittelbare Gefühl auf Kosten des berechnenden Verstandes hervorhebt. Daher das Lauschen auf jede instinktartige Regung, auf jede oft unklare Stimme der Natur in uns, daher anderseits die geringschätzige Beurtheilung des anmaßenden menschlichen Verstandes; und dem zu Folge sowohl die Bevorzugung des Ursprünglichen, Primitiven in Leben, Bildung, Kunst, als die Abneigung gegen den kalten Verstand, die Aufklärung, den Rationalismus, die Gelehrsamkeit — beides Ansichten, in denen Kerner mit den übrigen Romantikern zusammentrifft, die aber bei ihm, wie bei keinem Anderen, aus inneren Gründen und nicht aus literarischen Tendenzen entspringen. Diese beiden einander ergänzenden Ansichten finden wir am klarsten in den einleitenden Partien der „Seherin“ ausgedrückt, wo Kerner dem Leser zuruft, er solle „nicht Alles bauen auf das Pfund berechnenden pfiffigen Weltverstandes“ und „in die tiefsten Tiefen, in die innersten

[57]) Für die ganze Auffassung ist zu vergleichen „Seherin v. Pr.“, besonders in den einleitenden Partien; dasselbe halb scherzhaft, halb ernst in den „Klecksographien“.

[58]) Am 8. I. 1812 empfiehlt ihm Amalie Schoppe Kants „Träume eines Geistersehers“ und fragt nach seiner Meinung über Swedenborg; diesen kannte Kerner ebensowohl wie die Schrift Kants.

Digitized by Google

Kreise seines inneren Lebens ... in die innere Heimath" einkehren, und wo er protestirt gegen die „tyrannische Herrschaft des Gehirns über das Herz, das sklavisch unten im finstern Kerker der Brust angeschmiedet jene kindlichen Stimmen der Vergangenheit nicht mehr vernimmt, wo der Glaube noch Berge versetzte und das Feuer der Liebe die dornigen Pfade durchleuchtete."

Die eine negative Seite dieser Kernerschen Auffassungsweise, seine Opposition gegen die Gelehrsamkeit, die Vielwisserei, ist eine allgemeine romantische, noch aus der Sturm- und Drangzeit stammende Tendenz, die aber besonders von Tieck und den Heidelbergern zum Hauptgegenstand der literarischen Satire gemacht wurde. Bei Kerner kommt sie in seiner Polemik gegen das Morgenblatt zum Ausdruck, in seinem „Sonntagsblatt für ungebildete Stände", vor Allem aber in den „Reiseschatten" mit ihrer Satire auf die Aufklärung, die bald als Plattisten, bald als ein gelehrt gewordener Stock, bald als ein die Zuhörer einschläfernder Professor, besonders aber als „gebildetes Publikum" mit seinen Ausfällen gegen das „verfinsterte barbarische Mittelalter" persifflirt wird. Auf die Frage, wer eigentlich mit solchen Satiren gemeint sei, gab Kerner zur Antwort, er habe weniger irgend eine bestimmte Persönlichkeit treffen, als überhaupt seine „Verachtung aller Gelehrsamkeit" ausdrücken wollen.[59]) Dem entsprechend sind auch seine literarischen Kenntnisse so begrenzt, daß er noch 1813 weder die Nibelungen noch die Odyssee kennt („Briefe" I, S. 355, 399), und sich „zwingen" muß, Shakespeare zu lesen (S. 66). Und während Uhland dem reisenden Freunde die Wiener Bibliothek empfiehlt („es muß dort viel für unsereins sein"), kann dieser nicht begreifen, wie man statt alter deutscher Städte, gleich Nürnberg, Hamburg, Wien, Frankfurt, Augsburg und München, das „schlechte, fatale" Paris aufsuchen mag („Briefe", I, S. 86, 110; S. 44, 116, 126). Im Zusammenhang mit dieser Tendenz steht auch Kerners Bevorzugung der einfachen, primitiven vor der ausgebildeten Kunst, der volksthümlichen vor der kunstgerechten, klassischen Poesie. Wie aber diese Tendenz bei ihm aus seiner ganzen Weltanschauung mit größerer innerer Nothwendigkeit als bei anderen Romantikern entspringt, so wird sie von ihm auch konsequenter durchgeführt. Konsequent bleibt er,

[59]) Mayer, I, S. 184. Ueber die Plattisten „Briefe", I, S. 118: „Ich verstehe unter Plattisten nicht allein die Morgenblättler, sondern überhaupt Leute der Art (das gebildete Publikum), deren es überall gar zu viel hat." Zu vergleichen S. 251 f.; ferner „Reiseschatten", 1. Aufl. S. 267: „der Platten Volk von Hamburg bis nach Schwaben."

Digitized by Google

wenn er auch von seiner eigenen Poesie jede Gelehrsamkeit fern hält und Alles vermeidet, zu dessen Verständniß besondere Vorkenntnisse nöthig wären; konsequent auch, wenn er sein Leben schlicht und einfach gestaltet und alles Exklusive, worin sich die Romantiker zu oft gefielen, vermeidet; und wiederum ist es nur konsequente Befolgung seines Standpunkts, wenn er, ebenfalls im Gegensatz zu den übrigen Romantikern, auch bei der Frau die Poesie in einfacher, häuslicher Thätigkeit und nicht in höherer Bildung findet[60]).

Bildet nun Kerners Opposition gegen den Rationalismus und die Aufklärung die negative Seite seiner ganzen Auffassungsweise, so fehlt bei ihm auch das positive Element nicht, die Betonung des tiefsinnigen Ahnens, des unmittelbaren Schauens, und so vergegenwärtigen uns die „Heimathlosen", die ich ein poetisches Gegenstück zu den „Reiseschatten" nennen möchte, die andere schwermüthig tiefsinnige Seite der Romantik, deren Vertreter nicht Tieck oder Brentano, sondern vielmehr Novalis war. Der in die innere Werkstatt der Natur hineinschauende Lambert kann seine Verwandtschaft mit dem Lehrer von Sais nicht verleugnen, und die tiefe Sehnsucht, die das ganze Werk durchzieht, versetzt uns in die Atmosphäre des „Osterdingen". Nicht umsonst stellt Kerner die Gestalten der Seraphine und des Serpentin in eine Reihe mit Novalis, für den er so reges Interesse bezeugt („Briefe" 171; über Novalis I, S. 95, 117, II, S. 193). Aber auch an manche Partien des „Wilhelm Meister" und der „Wahlverwandtschaften" werden wir erinnert: das Motiv der geheimnißvollen, vornehmen Abstammung der Kinder oder des von einem Mädchen begleiteten Harfenspielers, die Sehnsucht athmende Gestalt des Serpentin, die Beschreibung der Leichenzeremonie und endlich Sililiens geheimnißvoller, innerer Verkehr mit der Natur, das sind alles Züge, die Kerner Göthe verdanken wird. —

Nicht nur der Inhalt, sondern auch die freie, romantische Form der Kernerschen Poesie ist mit seiner ganzen Weltanschauung innerlich verbunden, denn auch in dieser läßt er sich durch die gegebene Wirklichkeit nicht binden; bezeichnend dafür ist der Ausdruck, den Uhland einmal auf seine „Reiseschatten" angewandt hat: „Es flattert darin das Meiste im Aether der Poesie und ist nur auf einem geringen Boden der Wirklichkeit gegründet."[61]) Daher die an Tieck und Brentano erinnernde phantastische Technik[62]), die sich bald in

[60]) „Lob des Flachses", „Lob der Spindel", „An ihre Hand im Alter".
[61]) Mayer I, S. 125.
[62]) Für das Folgende zu vergleichen, besonders: „Bärenhäuter", „Todtengräber von Feldberg", „Eginhardt".

Digitized by Google

der romantischen, sich selbst aufhebenden Ironie, bald in der Kritik des Stückes im Stück selbst, bald in der eingeflochtenen romantischen Satire äußert; daher auch die vielen Verwandlungen und das Mitagiren der unbelebten Gegenstände; daher ferner das starke Eingreifen der Wunderwelt, die Teufeleien hinter und auf der Bühne selbst, die im ernsten Ton vorgebrachten Wundergeschichten und die phantastischen, gruseligen Motive seiner Gedichte; in demselben Zusammenhang läßt sich endlich auch das so oft bei Kerner wiederkehrende Traummotiv[63]) verstehen.

Trotz den vielen typisch romantischen Zügen, die uns bei Kerner entgegentreten, ist er doch kein Fraktionsglied; er bewahrt vielmehr seine reine, selbständige dichterische Individualität. Daher ist ihm auch der Ausdruck „schwäbische Schule" verhaßt und erscheint ihm Goethes zusammenfassendes Urtheil so hart und ungerecht.[64]) Selbst eine Individualität, läßt er auch fremde Eigenart gelten und versteht es, mit den verschiedenartigsten Menschen zu verkehren. Das ausdrückliche Hervorheben des Autodidaktenthums eines Dichters ist ihm zuwider: „Welcher Dichter ist kein Naturdichter?" („Briefe," II, S. 115). Auch sind fast alle Züge seiner Poesie in seiner Natur begründet: theils angeerbt (von seinem Vater hat er den Humor, von der Mutter den Tiefsinn und sanfte Schwermuth; dichterische Begabung verbindet sich in seiner Familie mit Geistesstörung), theils im Charakter seiner Heimath bedingt: den wahren Ausdruck Württembergs mit seinem Spuk- und Gespensterwesen nennt ihn Varnhagen. Schon im Knaben überwog das Gemüthsleben, und die magnetische Behandlung, die Nähe des Irrenhauses und die Bekanntschaft mit Hölderlin mögen die Entwickelung des ihm eigenen gespenstisch-phantastischen Zuges nur befördert haben.[65])

Kerners Poesie entspringt nie einer klar gefaßten künstlerischen Absicht, sondern ist immer der unmittelbare Ausfluß einer Naturempfindung und hat dem entsprechend etwas Ursprüngliches, Naturwüchsiges. „Bei Kerner", sagt sehr treffend Aimé Reinhardt, „war das Dichten weniger ein künstlerisches Thun, als ein menschliches Lebensbedürfniß" und „er dichtete nicht weil er wollte, sondern weil er mußte" (S. 84). Dieser Eigenthümlichkeit seines dichterischen

---

[63]) „Mir träumt', ich flög' gar bange", „Stand im Traum ich". . . Briefe an Rickele bei Niethammer; an Uhland s. Mayer, I, S. 153.

[64]) „Die schwäbische Dichterschule", „Die schwäb. Sänger an Goethe"; Strauß' Briefe, S. 80; Th. Kerner, S. 310.

[65]) „Bilderbuch", S.. 94, 136 ꝛc.: Varnhagen, S. 66.

Digitized by Google

Gestaltungsprozesses, dieses fast passiven Verhaltens seiner Individualität war sich Kerner vollständig bewußt:

„Das sind Laute deines Herzens, die nicht Kunst aus dir erzwinget,
Laute sind's der Lust, der Schmerzen, wie sie die Natur nur singet.“ [66])

Er will nicht Romantiker sein, er ist es in seiner Poesie ebenso gut, wie in seinem Leben, das uns in der Darstellung seiner Kinder entgegentritt. Ihn treibt immer ein wirkliches Erlebniß, ein wahres Gefühl zur Poesie, und in diesem Sinne darf man auch seine Poesie Gelegenheitsdichtung nennen. In seinen Briefen an Rickele können wir den Prozeß der dichterischen Umgestaltung klar verfolgen.[67]) Aber er greift zur Poesie weder um sich über das gegebene Erlebniß menschlich zu erheben und sich künstlerisch davon zu befreien, wie es bei Goethe der Fall ist, noch nachdem das innere Gleichgewicht bereits wiederhergestellt und der heftige Schmerz niedergekämpft ist, wie es Hebbel von sich bekennt, sondern er bleibt vorher wie nachher in dem ursprünglichen Gefühl befangen und vermag nicht der Stimmung Herr zu werden. Deshalb können manche seiner Gedichte kein allgemein künstlerisches, sondern nur ein persönliches Interesse beanspruchen;[68]) daher stammt auch die zuweilen ermüdende Monotonie, die in der trübseligen Poesie seines Alters immer stärker hervortritt und im Grunde auch seine Liebeslyrik kennzeichnet. Es mag ja menschlich sehr hoch anzuschlagen sein, daß er immer und immer sein Rickele bis über ihren Tod hinaus besingt, aber mit der Zeit verliert diese Lyrik doch ihre Ueberzeugungskraft, und am Ende tritt uns nicht mehr die Macht der Leidenschaft, sondern die der Gewohnheit gegenüber. Das Schlimmste ist aber, daß man zuweilen den Eindruck davonträgt, der Dichter beherrsche nicht das Erlebniß, er unterliege ihm vielmehr. Und so ist auch der allgemeine Eindruck, mit dem uns Kerner entläßt: wir haben es hier mit einer reinen, selbständigen, tief-innerlichen dichterischen Individualität zu thun, die aber weder reich, noch stark genug ist, um uns immer unter ihren Einfluß zu bannen, gleichviel ob wir im Einzelnen mit ihr sympathisiren können.

---

[66]) Zu vergleichen: „Widmung“, „Meine Lieder“.
[67]) M. Niethammer: K.s Jugendliebe; so ist der ganze Cyklus: „Andreas und Anna“ entstanden.
[68]) D. Strauß im Nekrolog.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

John Henry Mackay: Max Stirner. Sein Leben und sein Werk. Berlin 1898. Schuster & Löffler. X u. 260 S. Derselbe. Max Stirners Kleinere Schriften und seine Entgegnungen auf die Kritik seines Werkes: „Der Einzige und sein Eigenthum." Aus den Jahren 1842—1847. Berlin. Schuster & Löffler. 185 S.

Seitdem Nietzsche in gewissen Kreisen Mode geworden ist, hat das Interesse für den Propheten des „Uebermenschen" den Blick auch wieder auf eine Persönlichkeit gelenkt, die eine der Nietzscheschen verwandte Weltanschauung bereits vor mehr als fünfzig Jahren aufgestellt und zweifellos einen gewissen Einfluß auf den „Einsiedler von Sils-Maria" ausgeübt hat. Diese Persönlichkeit ist Johann Kaspar Schmidt (1806—1850), der unter dem angenommenen Namen Max Stirner im Jahre 1844 ein merkwürdiges Buch „Der Einzige und sein Eigenthum" veröffentlicht hat. Lange Zeit ist Stirner in philosophischen Kreisen so gut wie unbekannt gewesen, und es ist wohl erst seit E. v. Hartmanns Hinweis auf ihn als einen Nietzsche nahestehenden, aber philosophisch bedeutenderen Denker, wie er sich in einem Aufsatze Hartmanns über „Nietzsches neue Moral" im Maiheft der „Preußischen Jahrbücher" von 1891 findet, daß Stirner einem weiteren Kreise wieder bekannt geworden ist. Und schon war derjenige Mann am Werke, dessen Bewunderung für Stirner ihn veranlaßt hatte, den Autor von „Der Einzige und sein Eigenthum" aus der Nacht der Vergessenheit wiederum hervorzuziehen und Licht über seine persönlichen Schicksale zu verbreiten. John Henry Mackay, dem bekannten Verfasser tief empfundener Dichtungen und hervorragender Prosawerke, gebührt das Verdienst, alles nur erlangbare Material über Stirner zusammengetragen und die erste ausführliche Biographie Max Stirners geliefert zu haben. In der That, wenn man aus seinem Werk erfährt, welche unendliche Mühe es sich Mackay hat kosten lassen, wie er keine Reisen, Korrespondenzen, Verdrießlichkeiten aller Art gescheut hat, um sichere Kunde über seinen „Helden" zu erfahren,

Digitized by Google

so ist dies Verdienst wahrlich kein geringes und der Verfasser des Lebens Max Stirners nicht genug zu rühmen.

Drei Ursachen haben nach Mackay vor Allem dazu beigetragen, die Persönlichkeit Stirners den Augen der Mit- und Nachwelt so völlig zu entziehen: die große Zurückgezogenheit und Stille, worin er mit Ausnahme weniger Jahre die Zeit seines Lebens verbrachte, der Umschlag, den das Jahr 1848 in dem öffentlichen Leben Deutschlands herbeigeführt hat, und schließlich der eigenthümliche Charakter Stirners, der eines Theils keine eigenen Mittheilungen über sein Leben zeitigte, anderen Theils keine jener intimen Freundschaften, woraus etwa zur Zeit seines kurzen Ruhmes persönliche Aufzeichnungen über ihn hätten hervorgehen können. Schon hiernach werden wir keine besonders spannende Lebensgeschichte mit vielen interessanten Details erwarten dürfen. Das Leben Max Stirners fließt so gleichmäßig, so ohne besondere Licht- und Höhepunkte, so nüchtern, ja, geradezu philiströs dahin, wie nur irgend das Leben eines armen Schulamtskandidaten, der sich vergeblich um eine Anstellung als Gymnasiallehrer bewirbt, um sich schließlich mit der karg dotirten Stelle eines Lehrers an einer privaten höheren Töchterschule zu begnügen. Wenn trotzdem die Darstellung dieses Lebens durch Mackay keinen Augenblick ermüdet, sondern den Leser aufs Aeußerste fesselt, so zeigt das, mit welcher Liebe und Umsichtigkeit derselbe seine Aufgabe durchgeführt und wie er Alles gethan hat, um das Interesse für seinen Helden wachzuhalten. Trotzdem wäre ihm dies bei der Dürftigkeit des vorhandenen Materiales doch wohl kaum in gleichem Maße gelungen, wenn Mackay nicht zugleich die allgemeine Zeitgeschichte mit in seine Darstellung hineingezogen und eingehend auch auf diejenigen Kreise und Persönlichkeiten Rücksicht genommen hätte, die zu Stirner in näherer oder fernerer Beziehung standen. Ja, es sind vielleicht gerade diese Blicke, die er uns in die Zeit kurz vor und nach 1848 eröffnet, wie z. B. in dem Abschnitt über die „Freien" bei Hippel, welche seinem Buche erst seinen eigenthümlichen Reiz verleihen und dasselbe zu einer hochinteressanten Lektüre auch für solche machen, die für seinen Helden selbst keine besondere Sympathie haben können. Denn wahrlich, eine sympathische Persönlichkeit ist Stirner nach Mackays Darstellung, was dieser auch immer zu seinem Lobe und zu seiner Rechtfertigung vorbringt, nicht gewesen. Der Gesammteindruck, den man von ihr erhält, ist doch derjenige eines kalten und leidenschaftslosen Egoisten, der zeitlebens an energieloser Passivität und einem erstaunlichen Mangel an praktischer Weltkenntniß laborirt hat, um schließlich als „verbummeltes Genie" zu Grunde zu gehen. Daß sie mit einem solchen Menschen nicht zusammenleben mochte und auch heute noch es ablehnt, durch ihre Angaben zu seiner Verherrlichung etwas beizutragen, kann man der Marie Dähnhardt wirklich kaum übelnehmen. Wenn Mackay darin gerade ein Lob für Stirner sieht, daß er immer nur sich selber treu geblieben sei und in Allem nur seine eigene

Digitized by Google

Lehre durchgeführt habe, so spricht das nicht gerade für die Güte dieser Lehre.

Und damit berühre ich denjenigen Punkt, den ich für den schwächsten und anfechtbarsten des ganzen Mackayschen Buches halte: es ist seine Stellung, die Mackay selbst zu der Lehre Stirners einnimmt. Gewiß setzt das Unternehmen, ein solches Buch, wie das Mackaysche, zu schreiben, eine gewisse Liebe für Stirner und seine Sache voraus, und wäre es ohne dieselbe schwerlich zu Stande gekommen. Daß aber diese Liebe sich bis zu einem solchen Gipfel der Kritiklosigkeit und Blindheit gegenüber den offen zu Tage liegenden Schwächen seines Ideals versteigt, das kann man bei einem sonst so geschmackvollen Schriftsteller, wie Mackay, nur bedauern. Schon daß dieser Stirner den „kühnsten und konsequentesten" Denker der Deutschen nennt und nicht müde wird, seine „unvergleichliche" Logik, seine Widerspruchslosigkeit und unerschütterliche Folgerichtigkeit zu betonen, muß einen jeden Leser des „Einzigen" stutzig machen, der über die schreienden Widersprüche Stirners den Kopf geschüttelt hat. Es ist hier nicht der Ort, auf diesen Gegenstand näher einzugehen, und ich verweise dafür auf Hartmanns Aufsatz über „Stirners Verherrlichung des Egoismus" in dessen jüngst erschienenen „Ethischen Studien", wo einige der schlimmsten Blößen Stirners aufgedeckt sind. Noch bedenklicher ist die Art und Weise, wie Mackay für den Anarchismus eintritt und den Stirnerschen „Einzigen" als das Ideal der Zukunft hinstellt. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht seine Auffassung des ehelichen Verhältnisses zwischen Stirner und Marie Dähnhardt, das dem Anarchisten Mackay natürlich ganz in der Ordnung scheint und welches nach seiner Ansicht nur die „Eheknechte" (sic!) für verabscheuungswürdig halten können. Ich weiß wohl, daß sich über diesen Punkt mit Mackay überhaupt nicht streiten läßt. Denn um sich über die Berechtigung oder Nichtberechtigung des Stirnerschen Egoismus zu einigen, dazu müßten wir uns beide vor den Gesetzen der Logik beugen; das läßt sich aber von Mackay seinem Standpunkt zufolge nicht erwarten, der mit Stirner behauptet: „Wahrheiten sind Phrasen, Redensarten, Worte", und also nur dasjenige als wahr anerkennt, was seinen Ursprung allein seinem persönlichen Ich verdankt. Ich kann also seiner Hoffnung auf den baldigen Sieg des „Einzigen" nur meine eigene, ebenso persönliche Ansicht entgegenstellen, daß ich diesen Sieg weder wünsche, noch an die Möglichkeit jener von ihm ersehnten „durch das wechselseitige Interesse bedingten Ordnung" glaube, sondern diesen Glauben für ebenso naiv und kindlich, wie seine Lobpreisung durch Mackay für gefährlich halte.

Was ist denn, muß man fragen, der eigentliche philosophische Sinn aller dieser modernen Versuche, mit der bisherigen Moral und ihrer Herrschaft aufzuräumen? Denn zweifellos könnten dieselben sich nicht mit einer solchen Hartnäckigkeit behaupten und würden sie nicht so viele Anhänger finden, wenn ihnen nicht irgend ein berechtigter Kern zu Grunde

Digitized by Google

läge. Dieser berechtigte Kern aller jener individualistischen Bestrebungen auf dem Gebiete der Ethik, wie er auch der Anschauung Nietzsches zu Grunde liegt, ist offenbar kein anderer, als die Verwerfung der Heteronomie, die Auflehnung gegen das Joch einer äußerlichen Autorität, welche das Individuum unter Gesetze beugen möchte, die für den modernen Menschen keine Bedeutung mehr haben, es ist das gleiche Streben, wie es bereits gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in Kants ethischen Schriften zum Ausdruck gelangt, durch Fichte zu neuer Geltung entflammt ist und wie es immer wieder auftauchen wird, bis die Autonomie in der Ethik zur allgemeinen Anerkennung gelangt ist. Aber freilich, diese sittliche Autonomie ist etwas ganz Anderes, als jene rücksichtslose Willkür des „Einzigen" oder die Bestialität des „Uebermenschen": die „Freiheit", um welche in der Philosophie gekämpft wird, ist himmelweit von jener Freiheit verschieden, welche unklare Anarchisten und phantastische Schwärmer vom Schlage der Anhänger Stirners und Nietzsches meinen.

Unzweifelhaft hat Stirner das Verdienst, den Solipsismus, den Standpunkt der Einzigkeit des Ich, soweit es nur eben anging, ausgestaltet und damit eine gewisse Richtung innerhalb der Philosophie, wie sie durch Bruno und Edgar Bauer, sowie durch Feuerbach vertreten wurde, über sich selbst hinausgeführt zu haben. Dieses sein historisches Verdienst nun aber zu einer Leistung von allgemeinphilosophischer Bedeutung aufzubauschen und den Verfasser des „Einzigen" als den Messias einer neuen Periode der Geistesgeschichte zu verherrlichen, das schießt doch so weit über das Ziel hinaus, daß es nur dazu dienen kann, den lebhaftesten Protest hervorzurufen. Denn wie man auch sonst immer über Stirner denken, welches Ergötzen man an seiner geistreichen Dialektik, seiner schneidigen Gedankenschärfe und seinen tollen Paradoxien haben mag: ein großer Philosoph ist Stirner jedenfalls nicht gewesen, schon deshalb nicht, weil seine ganze Anschauung auf der unbesehenen und unhaltbaren Voraussetzung aufgebaut ist, daß das Ich etwas Reales oder Substantielles und nicht vielmehr eine bloße subjektive Vorstellung ist, hinter welcher sich etwas ganz Anderes, als eine individuelle Substanz verbirgt. Derselbe Stirner, dessen Kritik mit mephistophelischer Schadenfreude eine der objektiven Mächte nach der anderen zersetzt und auflöst, und der sich vor keinem Gesetze beugen will, als vor demjenigen, wie sein eigenes subjektives Ich es aufstellt, derselbe Stirner unterwirft sich damit einem Etwas, das von jedem nur Erdenkbaren am allerwenigsten real ist und geräth dadurch in eine Knechtschaft, die von allen die niedrigste und schlimmste ist. Sein Leben liefert den besten Beweis für diese Ansicht, und wenn darüber noch irgend ein Zweifel hätte sein können, so hat Mackay ihn durch seine Darstellung Stirners selbst gehoben. Komisch berühren dabei nur die Ausfälle Mackays gegen diejenigen, die Stirner bei seinen Lebzeiten als denjenigen genommen haben, der er war und sein wollte, als einen Egoisten. Oder kann man

Digitized by Google

es diesen Leuten im Ernst verargen, wenn sie einem Menschen in seinem selbstverschuldeten Unglück das erbetene Darlehen nicht vorschießen mochten, der Recht und Pflicht verneint und es ausdrücklich als Grundsatz hingestellt hatte, daß er eingegangene Verträge nur solange zu halten sich verpflichtet finde, als es ihm, dem „Einzigen", gefalle? Mackay hat seinem Werke keine Quellenangaben beigegeben. Er erwartet, daß man ihm „auf sein Wort" glauben und versichert sein solle, „daß alle Daten und Thatsachen so zuverlässig sind, als äußerste Sorgfalt sie nur festzustellen vermochte." Wir haben in der That auch keinen Grund, an seiner Ehrlichkeit zu zweifeln. Aber wir setzen dabei voraus, daß Mackay selbst besser ist, als sein Stirnerscher Standpunkt es fordert; denn diesem gemäß könnte seine Versicherung keinen Eindruck auf uns machen und hinge es ganz und gar nur von unserem Belieben ab, ob wir seiner Darstellung Stirners Glauben schenken.

Dr. Arthur Drews.

Immanuel Kant, sein Leben und seine Lehre von Friedrich Paulsen. (Frommanns Klassiker der Philosophie VII.) Stuttgart. Fr. Frommans Verlag (E. Hauff) 1898. X u. 392 S.

Nachdem der sechste Band der Frommannschen Bibliothek nicht ohne berechtigten Widerspruch von vielen Seiten Friedrich Nietzsche unter die „Klassiker der Philosophie" aufgenommen hat, bringt der siebente wieder einen wirklichen Philosophen, und zwar denjenigen, den Viele geneigt sind, für den Philosophen, für den klassischsten aller klassischen Philosophen anzusehen: Immanuel Kant. Friedrich Paulsen, der sich der schwierigen Aufgabe unterzogen hat, Kants Leben und Lehre darzustellen, war gewiß, wie Wenige, hierzu geeignet. Mit eingehendster Sachkenntniß, die er in seinem trefflichen „Versuch einer Entwickelungsgeschichte der Kantischen Erkenntnißtheorie" (1875) bewiesen hat, und inniger Verehrung, wie sie sich vor Allem in seinem vielgenannten Aufsatz „Was uns Kant sein kann" (in der Zeitschrift für wiss. Philos. 1881) ausspricht, verbindet sich bei ihm maßvolle Sachlichkeit, sowie das aufrichtige Bestreben, den verschiedensten Seiten eines Gegenstandes gerecht zu werden. Dazu kommt eine nicht gewöhnliche schriftstellerische Begabung und die Fähigkeit, auch die schwierigsten Dinge klar und faßlich darzulegen, Vorzüge, die gerade bei einer Darstellung Kants nicht entbehrt werden können, wenn dieselbe nicht auf den engen Kreis der Gelehrten beschränkt bleiben, sondern auch einem weiteren Leserkreise die Bekanntschaft mit diesem Klassiker der Philosophie vermitteln soll. Dieser letzte Gesichtspunkt mußte auch entscheidend bei der Sammlung und Gruppirung des Stoffes sein. Es konnte nicht Paulsens Aufgabe sein, die Kantischen Gedanken in der ganzen Länge und Breite

Digitized by Google

der Ausführung darzulegen, noch die Auflösung der tausend Fragen, die sich an das System gefügt haben, zu unternehmen, oder gar mit der ins Grenzenlose wachsenden Literatur über Kant sich auseinandersetzen zu wollen. Er mußte sich auf die Entwickelung der großen Grundzüge des Systems beschränken, sich damit begnügen, nur die wichtigsten Gesichtspunkte hervorzuheben, um ein möglichst plastisches und scharfes Gesammtbild aus der wogenden Fülle der Kantischen Weltanschauung herauszuarbeiten. Es kam vor Allem darauf an, auch dem Gebildeten, welcher der Wissenschaft als solcher fern steht, aber sich doch über die Bedeutung und das Wesen des Kantischen Lebenswerks unterrichten möchte, dieses selbst in einem Lichte zu zeigen, worin ihm das Verständniß für den Philosophen aufgeht. Es kam darauf an, ihm begreiflich zu machen, wodurch Kant auf die moderne geistige Entwicklung eingewirkt hat, sodaß dieselbe ohne ihn nicht begreiflich ist, und ihm dabei womöglich den Ariadnefaden zu übermitteln, um sich selbst in dem Labyrinthe der Kantischen Weltanschauung zurechtzufinden.

Daß ihm dies im Wesentlichen gelungen ist, wird man Paulsen gern zugestehen. Unter den neueren Versuchen, weitere Kreise für den Verfasser der „Vernunftkritik" zu interessiren, nimmt sein Kant eine hervorragende Stelle ein, ja, man wird voraussichtlich in der nächsten Zeit bei einer ersten Einführung in die Kantische Philosophie vor Allem zu Paulsens Werke greifen, das trotz des verhältnißmäßig geringen Umfangs von nicht 400 Seiten eine einigermaßen erschöpfende populäre Darstellung jenes Gegenstandes liefert. Selbst der Gelehrte, der im Uebrigen mit Kant schon gut vertraut ist, wird nicht ohne Befriedigung durch diese Darstellung das Gesammtbild der vielverzweigten Weltanschauung Kants in seinem Gedächtniß wieder auffrischen, um so mehr, als Paulsen zugleich das Nöthige über die Kantischen Studien der Gegenwart, die Verschiedenheit der Auffassung an den Hauptpunkten, das Quellenmaterial, das uns für die Erkenntniß der Gedanken und ihrer Entwickelung zu Gebote steht, beibringt und dadurch zu erneutem Nachdenken über die fraglichen Probleme anregt. Besonders anerkennenswerth ist dabei die Art, wie er vor Allem auch die metaphysischen Partien des Kantischen Gedankenkreises herausgearbeitet und auf sie keinen geringeren Nachdruck als auf die erkenntnißtheoretischen Bestrebungen Kants gelegt hat. Die Zeit, wo man in Kant nur den Kritiker des Dogmatismus und agnostischen Erkenntnißtheoretiker erblickte, sind vorbei. Selbst die Universitätsphilosophie, die ihren eigenen Agnostizismus solange mit dem Schilde der Kantischen Autorität gedeckt und die „Vernunftkritik" für sich ins Feld geführt hat, wenn es galt, die Unmöglichkeit der Metaphysik nachzuweisen, beginnt mehr und mehr den metaphysischen Grundzug auch des Kantischen Philosophirens zu erkennen. „Der transcendentale Idealismus", sagt Paulsen mit Recht, „schließt den objektiven, metaphysischen Idealismus nicht aus; im Gegentheil, seine Bestimmung ist, einerseits der rationalistischen Erkenntnißtheorie, andererseits aber einer

Digitized by Google

idealistischen Metaphysik als Grundlage zu dienen". „Wer dies übersieht, wer Kant entweder zum skeptischen Agnostiker macht, der die Unerkennbarkeit der „Dinge an sich" lehrt, oder zum subjektiven Idealisten, für den es überhaupt keine an sich seiende Wirklichkeit giebt, der wird mit seiner Philosophie niemals zurecht kommen, wenigstens nicht durch Auslegung, sondern nur durch Hinein- und Hinausdeutung".

Der wesentlichste Gesichtspunkt, aus dem heraus Paulsen die kantische Philosophie zu verstehen sucht, ist derjenige des formalen Rationalismus, der zugleich die Anerkennung der empiristischen Bestandtheile einschließt. Paulsen verschmäht die übliche Darstellungsweise, wie sie auf den Kathedern und in den Lehrbüchern der Geschichte der Philosophie gang und gäbe ist, als ob Kant die beiden entgegengesetzten Richtungen des Empirismus und Rationalismus synthetisch vereinigt und mit einander ausgesöhnt habe. Er läßt darüber keinen Zweifel übrig, daß Kant niemals aufgehört hat, Rationalist zu sein, und daß daher bei ihm von einer Versöhnung jener beiden Gegensätze nicht die Rede sein kann. Er beruft sich dabei auf Adickes, als denjenigen, der diese Ansicht mit besonderem Nachdruck vertreten habe. Er hätte auch auf E. v. Hartmann hinweisen können: ist doch der rationalistische Grundcharakter der Kantischen Philosophie von Keinem neuerdings mit solcher Entschiedenheit hervorgehoben und mit so schlagender Beweiskraft durchgeführt worden, wie in Hartmanns Schrift „Kants Erkenntnißtheorie und Metaphysik" (1894), die für die kritische Betrachtung Kants das ergiebigste Material beibringt und nach dieser Richtung hin als die beste philosophische Einführung in das Studium der Kantischen Gedankenwelt gelten kann.

Im Einzelnen werden sich natürlich gegen die Paulsensche Darstellung auch bei prinzipieller Uebereinstimmung mit derselben manche Einwendungen erheben lassen. So kann ich für meine Person seiner Auffassung des Begriffs der „Erscheinung" bei Kant nicht beipflichten. Paulsen unterscheidet zwischen einer subjektiven und objektiven Erscheinung, wovon die Erstere sich auf die „wirklichen Wahrnehmungen und Vorstellungen in einem bestimmten Einzelbewußtsein", die Letztere sich auf den „Inbegriff aller möglichen Wahrnehmungen für ein allumfassendes Bewußtsein oder ein Bewußtsein überhaupt" beziehen soll. Nun leugne ich nicht, daß der Begriff einer solchen objektiven Erscheinung in der Vernunftkritik eine gewisse Rolle spielt und daß man sich aus gewissen Gründen genöthigt sehen kann, eine derartige Unterscheidung zu machen. Allein diese doppelte Art, wie Kant die Erscheinung auffaßt, ist offenbar nur ein stehengebliebener Rest aus einer früheren Periode seines Denkens, der aber in den Standpunkt der „Vernunftkritik" nicht mehr hineinpaßt, und der auch innerhalb der Letzteren nur sporadisch auftaucht und keineswegs eine solche Rolle spielt, um bei einer Darstellung ihres wesentlichsten Inhalts eine Berücksichtigung zu verdienen. Erst viel später in seinem nachgelassenen Manuskripte „Vom Uebergange von den metaphysischen

Digitized by Google

Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik" erlangt die objektive Erscheinung unter dem Einflusse Baks eine prinzipielle Bedeutung, indem hier das empirische Ding an sich oder der Gegenstand der objektiven Erscheinung zur affizirenden Ursache der subjektiven Erscheinung gemacht wird. Wird nun dieser Begriff schon in die Vernunftkritik hineingetragen, so wird damit nicht nur der eigentliche Sinn derselben getrübt, sondern es wird auch, zumal für den noch unkundigen Leser, das Verständniß des transcendentalen Idealismus ohne Grund erschwert. Denn es hat keine allzu große Schwierigkeit, sich vorzustellen, daß ein transcendentes Ding an sich das Subjekt affizirt und in ihm den Bewußtseinsinhalt einer subjektiven Erscheinung hervorruft. Wie aber ein empirisches Ding an sich, das selbst schon Bewußtsein ist, durch Affektion eine Bewußtseinswelt setzen kann, und was das für ein Bewußtsein ist, jenes „allumfassende Bewußtsein überhaupt", worin die objektive Erscheinung als permanenter Inhalt existirt, das wird man keinem Menschen klar machen können, weil es an sich selbst absolut unklar und sinnlos ist. Noch bedenklicher ist, wie Paulsen die subjektive und objektive Erscheinung durch die thierische und menschliche Stufe der Intelligenz erläutert, wovon jene nur einen subjektiven Empfindungs- und Wahrnehmungsinhalt haben, während diese die subjektiven Bewußtseinsmodifikationen zur Vorstellung von Objekten und einen allgemeinem gesetzmäßigen Zusammenhang verknüpfen soll. Danach scheint es, als ob Paulsen den Thieren bloß verräumlichte oder verzeitlichte Empfindungen, aber keine objektiven Vorstellungen, kein Selbstbewußtsein zusprechen wollte — eine höchst wunderliche Thierpsychologie, die auch kaum der Ansicht Kants entsprechen dürfte.

Wie von fast allen Darstellern Kants, so wird auch von Paulsen der Kantischen Naturphilosophie ein viel zu geringes Gewicht beigelegt und die große Bedeutung übersehen, welche gerade sie auf die Entwicklung und Ausgestaltung des transcendentalen Idealismus ausgeübt hat. Kants oben erwähntes nachgelassenes Manuskript wird von ihm in einer Anmerkung abgethan, während sich doch ein genaueres Eingehen auf dasselbe wohl verlohnt haben würde. Denn wenn es auch richtig ist, daß dieses Werk für die spätere Geschichte des Kantischen Systems bedeutungslos ist, so enthält es, wie ich an anderer Stelle gezeigt habe, doch so viele unentbehrliche und wichtige Winke, und dient es zur Aufklärung so mancher fraglichen Stellen auch innerhalb der Vernunftkritik, daß es nicht ohne Nachtheil einfach bei Seite geschoben werden kann. So hätte z. B. Paulsen bei einer genaueren Berücksichtigung desselben nicht behaupten können, daß Kant an die Möglichkeit einer rein logisch-demonstrativen Physik „entschieden nicht" geglaubt habe. Kant hat vielmehr an sie geglaubt, und er hat selbst [illegible]nem nachgelassenen Manuskript eine logisch-demonstrative, rein [illegible]sche Physik zu liefern versucht, welche der berüchtigten Naturphilosophie [illegible]ngs zwar nicht an dialektischer Künstelei, wohl aber an Genialität

Digitized by Google

und spekulativer Tiefe nachsteht. Wenn Kant in seiner Vernunftkritik nur die allgemeinsten Naturgesetze für aprioriſch deduzirbar hält, die speziellen dagegen aus der Erfahrung ableiten will, so meint Paulsen, daß Kant sich von seinem Standpunkt aus von der Unhaltbarkeit dieser Ansicht „niemals hätte überzeugen können", da er gleich weit entfernt war von dem Empirismus Humes, wie von der Konstruirwuth eines Spinoza und Hegel. Demgegenüber ist zu bemerken, daß Kant sich überzeugt hat, und zwar hat er, wie er dies auf seinem rationalistischen Standpunkt auch nicht anders konnte, sich für die aprioriſche Konstruktion auch der speziellen Naturgesetze entschieden.*)

In einer Gesammtdarstellung des Kantischen Lebenswerkes durfte auch der Pessimismus Kants nicht unerwähnt bleiben, nachdem derselbe durch v. Hartmann ins rechte Licht gesetzt und mit unwiderleglichen Gründen dargethan ist. Auch Paulsen räumt ein, daß Kant nicht bloß moralischer Entrüstungspessimist, sondern zugleich auch Pessimist in eudämonologischer Beziehung gewesen sei und daß er nur einem evolutionistischen Optimismus gehuldigt habe. Das ist aber genau dasselbe, was auch Hartmann behauptet. Ich verstehe nicht, wie Paulsen bei dieser Ansicht behaupten kann, daß Kant den Gegensatz der optimistischen und pessimistischen Beurtheilung des Menschen und der Geschichte „überwunden" habe, und wie er das Recht Hartmanns bezweifeln kann, ihn den „Vater des modernen Pessimismus" zu nennen. Wenn Paulsen demgegenüber meint, „mit mehr Recht" hätte vielleicht Nietzsche Kant, den Anthropologen, für sich anführen können, so ist das doch wohl nicht ernst zu nehmen. Denn zwischen Nietzsches absurdem „Uebermenschen" und Kants Theorie der menschlichen Evolution besteht absolut kein Zusammenhang. Daß dagegen Schopenhauer die Beweisgründe für seinen eigenen Pessimismus zum größten Theil direkt aus Kant geschöpft hat, das wird doch auch Paulsen nicht leugnen wollen.

Indessen die hier gemachten Ausstellungen des Paulsenschen Werks sind nicht prinzipieller Art und können den oben bereits betonten Werth desselben nicht schmälern. Sie sollten auch nur dazu dienen, die Aufmerksamkeit des Verfassers auf die erwähnten Punkte hinzulenken, und ihm für den Fall einer zweiten Auflage seines „Kant" eine Aenderung derselben nahelegen. Daß eine solche zweite Auflage recht bald erscheinen möchte, ist bei den mancherlei Vorzügen des Paulsenschen Werkes nur zu wünschen, und da ja die Kantische Philosophie noch immer im Mittelpunkte des philosophischen Interesses steht, so wird dieselbe gewiß nicht lange ausbleiben.

Dr. Arthur Drews.

---

*) Vgl. mein Werk: Kants Naturphilosophie als Grundlage seines Systems. (1894). 442 ff.

Digitized by Google

Friedrich Nietzsche. Ein Lebensbild von Hans Gallwitz. Dresden und Leipzig. Verlag von Karl Reißner 1898. (IV. Band aus „Männer der Zeit". Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. (Her. von Dr. Gustav Diercks). Mit Porträt. 274 S. Geh. 2,40 Mk., geb. 3 Mk.

Hätte Nietzsche als Theist und Christ mehr geleistet, wie er als Atheist und Antichrist geleistet hat? Diese Frage scheint Gallwitz zu bejahen; während ich meinerseits geneigt bin anzunehmen, daß Nietzsche vielmehr den Gottesbegriff als solchen aufgeben mußte, um die Freiheit und Grandiosität des Denkens zu erreichen, die ihn auszeichnen. Vielleicht giebt Gallwitz mir recht, es läge in der Linie seiner Nietzscheauffassung.

Es ist nämlich aus dem Gottesgedanken, der allerdings zunächst zur Befreiung des Geistes geschaffen worden war, für Viele ein neues Schema und zwar ein sehr enges geworden. Jeder, der je ernstlich im modernen Kampf um die Weltanschauung an irgend einer Stelle mitgefochten hat — ich meine natürlich: in sich selbst — wird mir zugestehen, daß es Situationen giebt, in denen man keine Freiheit sich erringen kann, außer in Feindschaft gegen den Gottesgedanken, wie er heute sich gewandt hat. Was wir geistig erringen können, das — scheint es — können Viele innerhalb dieser alten Religion, in der wir leben, nur noch im Widerspruch mit ihr. Das ist eine böse Situation. Aber es giebt welche, die in ihr stehen. Das „Reich Gottes" ist für sie aus einem Bereich der Freiheit zu einem Horizont geworden; Gott selbst aus einer Fülle zu einer Grenze; aus der Fülle all der von uns Menschen noch unerreichten, zum Theil sogar noch ungeahnten Kräfte („der Geist wird euch in alle Wahrheit führen", sagt Johannes) zum Verbot, über das Festumschriebene hinaus zu wollen. Wer das Unerträgliche dieser Frage noch niemals erfahren hat, der hat schlechterdings kein Recht, hier mitzusprechen, d. h. er mag es thun er thut es sogar am lautesten — aber er hat kein Recht zu der Forderung, daß man auf ihn hört, oder ihn beachtet. Kommen Viele nun also vorwärts — ich verstehe dieses Wort natürlich nicht in dem biedermeierigen Philisterssinne etwa der Sozialdemokratie, in diesen Fragen der reaktionärsten und bornirtesten Sekte die wir haben — ich sage: kommen Viele also nur gegen „unseren" Gott vorwärts, wie jeder Ernste einmal an sich erfahren haben muß, so giebt es doch noch reichlich viele psychologische Möglichkeiten, diesen Kampf gegen Gott, dieses „Ringen mit Gott" durchzuhalten.

Die Einen — wohl die meisten unserer ernsteren Theologen — machen es so, daß sie unserm Gott die alten Urkunden seiner Inthronisation vorhalten und ihn zu bewegen suchen, sich zu ändern. Sie halten ihm vor, daß er allerdings von je ein Gott des Zwanges, aber nie ein Gott der Grenzen sei, zwar immer ein Gott der Zucht, aber niemalen des Gesetzes daß er erst durch die Absetzung nicht etwa eines bestimmten, sondern jedes Gesetzes, des Gesetzes überhaupt, die Weltherrschaft angetreten und

Digitized by Google

proklamirt habe: kurz, sie deuten ihn zurück, um vorwärts zu kommen. Und vielleicht ist das die sicherste Art, um praktisch freie Luft zu schaffen, ohne gleichzeitig ins Chaos zurück zu gehen, was im Grunde doch Niemand möchte. Es ist die Art der bisherigen Reformatoren gewesen.

Andere anders. Nur der Possirlichkeit wegen erwähne ich die heute gebräuchlichste Kampfesstellung, die der „ethischen Kultur". Sie heißt Ignoriren, Todtschweigen. Es ist das nicht das zarte Schweigen der Scham, eine der edelsten Blüthen gerade des Gottglaubens, sondern jenes gütige, mild überlegene Schweigen der Toleranz. Gott wird auf den Altsitz gedrängt, auf dem er gleichgiltig und sein Leben oder Todtsein „nur" noch eine Gemüthsfrage ohne jede praktische Bedeutung ist. Die von ihm eingerichtete Wirthschaft wird selbständig weitergeführt. Ein paar Jährchen wird die alte Dame, seine Erbin, ja noch machen. Das genügt für so bescheidene Leute. Diese Stellung ist nichts als das letzte Produkt der langen, langen Fehlentwickelung des Christenthums, und sie bedeutet in unserem Zusammenhange, daß von dem zum Gesetz, Horizont und zur Grenze erstarrten Gottesbegriff, die auch ohnedies bedeutungslos gewordene Ueberschrift, die Firmentafel abgebrochen und das Gesetz ohne Geist, nämlich pharisäisch-pedantisch weiter betrieben wird: „reine" Sittlichkeit. Diese ethisch kultivirte Stellung ist im Grunde fast zum Verwechseln der Stellung der gemeinkirchlichen Theologie ähnlich; sie sind von ein und derselben Atmosphäre umhüllt. Deshalb können sie auch so wunderschön miteinander fechten. Dazwischen steht der sogenannte kirchliche Liberalismus als schwächliche Vermittelung. Es handelt sich bei der ganzen Geschichte nur darum, ob das alte Firmenschild abgebrochen oder frisch lackirt oder im modern abgeblaßten Zustand zu belassen sei.

Mit Nietzsche nun ist eine neue Kampfesstellung eingetreten. Nietzsche drang ins Heiligthum und schlug den Gott, den er da vorfand, todt. Er ist der Mörder Gottes. Das Schlimme für Nietzsches irdische Person ist nun freilich gewesen, daß Gott sich nicht todtschlagen läßt. Doch traf Nietzsche sein Bild- und Gleichniß, wie ers in der Kirche gehauen und gemeißelt fand, nach der Ansicht Vieler auf Nimmerwiederherstellung. Der wahre Gott lachte über seinen „Mörder", und an diesem Lachen ist Nietzsche gescheitert. So ist er ein Opfer seines Kampfes geworden, dadurch für uns Gottesanbeter die verehrungswürdigste Gestalt aus der neueren Kriegsgeschichte des Geistes. Er hat die Thür aufgerissen und die religiöse Atmosphäre entbunden, herausströmen lassen. Er meinte, daß sein Verdienst der Todtschlag Gottes sei. Aber es ist ja das alte Gesetz, daß sterben muß, was leben will. Dieser Tod Gottes war ein Erlösungstod. Nietzsche selbst hat ein Gefühl dafür gehabt, wie manche geheimnißvolle Andeutungen aus seiner letzten bewußten Zeit beweisen. Das Wort „Antichrist" hat, wie Gallwitz sehr richtig anmerkt, nicht nur den feindlichen Sinn, der ihm gewöhnlich allein untergelegt wird, sondern viel mehr den des Gegenbildes Christi. In ihm ist Gott noch einmal am Kreuz gestorben, um sich neu zu beleben.

Digitized by Google

„Antichristen" im Nietzscheschen Sinne des Wortes giebt es gerade in unserem Jahrhundert mehrere, außer Nietzsche selbst z. B. Kierkegaard und Lagarde. Von diesem Begriff aber des Christen oder Antichristen gilt 1) daß er weniger ein Ideal als eine Schickung bezeichnet. Ihr zu verfallen ist das Furchtbarste zugleich und Seligste, das Gott über einen Menschen verhängen kann. Die Seligkeit darin erstreben heißt das Furchtbare nicht als solches merken und damit überhaupt die ganze Sache nicht verstehen. Wer sie versteht, sehnt sich nicht darnach. Selbst Christus hat sich nicht darnach gesehnt, sondern davor gezittert.

Von diesem Begriff der „Christen" gilt 2) daß er ein historisch bestimmter ist. Seine Wirklichkeit ist nicht in jedem Zeitalter möglich, sondern nur in solchen wie das sechszehnte Jahrhundert und wieder wie das unsrige. Gerade der Erfolg des Opfers bedeutet die Unnöthigkeit auf lange hinaus.

Drittens: Der Name des Christen in diesem Sinne des Wortes ist schon um deswillen kein Werthwort, weil er garnicht immer möglich ist. Daß aber Nietzsche für ihn lieber das Wort Antichrist setzte, ist in der Ordnung; denn der Anfänger der Entwicklung ist im strengen Sinne unwiederholbar. „Antichristen" sind die Retter des Christenthums; ob mehr positiv wie Luther, Kierkegaard, Lagarde, oder mehr negativ wie Nietzsche, das ist lediglich Sache der geschichtlichen Situation. Luther war Antichrist für alle die, die auf dem damals erreichten Standpunkt des Christenthums stehen blieben, Kierkegard und Lagarde desgleichen, oder mindestens antikirchlich. Wenn einmal das Opfer dieser neuen Antichristen seinen Zweck erreicht haben wird, so wird eben dadurch ihre spezifisch antikirchliche oder antitheistische Stellung unmöglich geworden sein.

Die neuen Gottesanbeter werden vielleicht in ihrer Mehrzahl den Namen Gottes noch auf lange Zeit hinaus nicht gebrauchen. Den ganzen Inhalt des Gottesbegriffs können sie — noch dazu in der pädagogisch denkbar günstigsten Form des wohldurchgearbeiteten aber ungelöst gebliebenen Problems — von Nietzsche lernen. Sehr mit Recht hat Gallwitz wiederholt darauf hingewiesen, daß Nietzsche nirgends um das herumkommt, was im Gottesbegriff ausgedrückt ist. —

Das tragische Geschick Nietzsches verdient aber nach einer Seite hin noch eine hellere Beleuchtung. Dies nämlich ist erst die tiefste Furchtbarkeit eines wirklichen Opfers, daß das Opfer das Verständniß des Opfers verliert. So Jesus an der finsteren Stelle der Kreuzigungsgeschichte, — zugleich der durch ein sonderbares Mißverständniß der Umstehenden geschichtlich am allerbesten bezeugten, wo er ruft: eli eli lamah asabthani „mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" er verliert den Sinn, den Schlüssel seines Geschicks. So Nietzsche. Das ist das Drama. Peter der Gast hat Recht, wenn er seine in manchen Beziehungen recht mißlungene Einleitung zum Zarathustra schließt:

Digitized by Google

Gleich Philoktet, ruft Zarathustra von seinem Eiland herüber:
„Ohne meinen Bogen wird kein Ilion erobert!"

Das ist wahr. Doch wird ein anderer Pfeil auf dem Bogen liegen als der Uebermensch mit der rückwärts gebogenen Spitze der Lehre von der ewigen Wiederkehr.

Denn dies ist, um ein Letztes darüber zu sagen, der Stachel des tragischen Opfertodes Nietzsches: Ein religiös so straffgespannter Geist muß vor sich eine Ewigkeit haben und zwar eine erfüllte Ewigkeit, eine Fülle von Leben, ewigem, höchstem, „seligem" Leben, persönlichem natürlich — ein anderes ist keins — also das, was die Wirklichkeit aller Gottgedanken ausmacht, „Gott", „Reich Gottes" u. s. w. Da Nietzsche diese Wirklichkeit getödtet zu haben glaubte — was sein tragischer Irrthum ist — konnte er sich nicht anders helfen, als wie Jeder, „der das Lied nicht weiter kann: er fängt es wieder von vorne an": „Ewige Wiederkehr". Und daß diese Auskunft so unendlich dumm ist, das ist es, was ich den Stachel im Geschick Nietzsches nannte.

Aber ein Meisterwerk ersten Ranges ist das Leben Nietzsches — auch mit diesem satyrspielartigen Schluß — und etwas von der herben, künstlerischen Nothwendigkeit in ihm aufgedeckt zu haben, dieser Vorzug macht Gallwitzens Buch gleichfalls zu einem Kunstwerk.

* * *

Es ist schwer, Ausführungen, wie die vorstehenden, in die Welt zu senden. Der Gottgedanke ist in der modernen Welt so in Grund und Boden hineindiskreditirt, daß man sich bei seiner Vertretung nachgerade selbst etwas dumm vorkommt. Und wer giebt sich die Mühe, zu bedenken, daß es auf den Inhalt dieses Gedankens ankommt, auf die Realität, die er auszudrücken sich bemüht, auf die psychologischen und historischen Phänomene, die in ihm beurtheilt werden, auf die Art, die Gespanntheit, den Rhythmus, die Gestimmtheit — „Stimmung" sagen wir — des Urtheils, kurzum, daß der Gottgedanke nicht ein geometrischer Satz ist, der entweder wahr oder falsch ist, oder eine naturwissenschaftliche oder geographische Notiz, sondern ein „Sigel" für das Unausdrückbare, für die Korrelation zwischen dem Weltganzen und dem Menschen, das Verhältniß des Menschen zum Räthsel, kurz, für Vieles, das man haben kann, ohne den Begriff Gott dafür zu haben. Aber wir haben uns mit dem „lieben Gott" so angebiedert, daß er uns aus dem Vater zum Papa, fast schon zum Großpapa geworden ist. Dadurch ist um den erhabensten Gedanken, um das, was nur zu nennen eine That sein sollte, eine solche Atmosphäre von Biedermeierei und plumper Vertraulichkeit herumgelagert, daß seine Andeutung schon einen „Kleine-Leute-Geruch" mit sich bringt, etwas geistig Unvornehmes, Zuwideres. Wer könnte das böser empfinden, als wir Gottanbeter! — —

Kaftan hat seine Skizze über Nietzsche auf eine Dissonanz gestimmt,

Digitized by Google

nämlich auf den einen Ton: Nietzsche brauchte Gott und fand ihn nicht, daran ging er zu Grunde, und auf den anderen: Nietzsche ist ein — Luxus. Nun hoffe ich fühlbar gemacht zu haben, daß der Akkord „Gott" verständlich ist nur als Schlußakkord auf lange Notenführungen — ich weiß nicht, wie sich die Musikverständigen in dieser Sache ausdrücken würden. Auch den Lesern der Kaftanschen Skizze, selbst den Theologen unter ihnen, wird die Bedeutung der Vokabel „Gott" nur im Ausnahmefall bekannt sein. Indessen ich sehe nun hiervon ab — obwohl ich den seiner Zeit von Robert Hamerling gemachten Vorschlag, das Wort „Gott" einmal 100 Jahre lang nicht mehr zu gebrauchen, mit einigen Modifikationen recht beachtenswerth finde. Jedenfalls schlägt der richtig verstandene erste Leitton bei Kaftan den zweiten todt. Ist nämlich der Satz wahr: Nietzsche brauchte Gott und fand ihn nicht, daran zerschellte er, so hat Nietzsche darin die Frage seiner Zeit gelebt, und die Frage der Zeit leben ist nie Luxus. Von seiner Ethik gilt dasselbe, wie von seinem Glauben. Nietzsche ist nach beiden Richtungen nicht ein Luxus, sondern wie er selbst sagt, ein Fragezeichen:

„ein Fragezeichen,
ein müdes Räthsel —
ein Räthsel für Raubvögel."

Gallwitz scheint mir also Recht damit zu haben, daß er Nietzsche ernster genommen hat. Er spricht am Schluß seiner Biographie von dem Zwiespalt in Nietzsches Wesen, den Nietzsche nicht geschaffen habe, sondern der in der modernen Welt — Gallwitz sagt genauer und richtiger: der modernen deutschen Kultur — liege und unter der Nietzsche seinerseits selber gelitten habe. Man kann sagen, daß das überhaupt die Größe eines Menschen ist, daß in ihm unbewußte Grundstimmungen, zumal unterdrückte, zu einer Wucht anschwellen, die es unmöglich macht, länger über sie wegzulaufen. In Nietzsche ist der Gegensatz, um dessen richtige Spannung sich die Kultur dreht, der Gegensatz von Instinkt und Vernunft, zu einer unheimlichen Stärke angewachsen und — Nietzsche ist nicht über ihn Herr geworden.

Der moderne Philister kennt diesen Zwiespalt nicht. D. h. wenn ihm glaublich versichert wird, daß einer seiner Zeitgenossen unter ihm gelitten habe, so nimmt er davon mit demselben gutmüthigen Interesse Notiz, mit dem er auf andere Atavismen aus alter Zeit hinblickt. Der Instinkt ist für ihn schlechtweg der „Erdenrest" im Menschen, das, was überwunden werden muß, das Gebiet, aus dem z. B. die kleinen galanten Sünden stammen, die er sich gewohnt hat auf ärztliches Anrathen zu begehen, so wie man eine wohlschmeckende Medizin nimmt." Der Herr Studiosus muß ein Glas Wein zum Frühstück trinken und eine kleine Sünde am Abend" — — „Ja, ja, davon sind wir alle nicht frei, wie sagt doch das Evangelium so hübsch: wer sich ohne Sünde weiß, der werfe den ersten Stein auf sie" — — „na ja, und überhaupt von solchen Dingen spricht man nicht."

Digitized by Google

So ist der Instinkt ins Bestialische herabgedrückt, und die Gebiete, die man ihm wohl oder übel überlassen muß, sind ihrer Heiligkeit entkleidet worden. Das ist die Signatur unserer Zivilisation. Und der Name Nietzsche bedeutet in diesem Zusammenhang, daß die Bestie sich erhebt und riesengroß über dem Himmel unserer Kultur steht wie der Fenriswolf über dem unserer Ahnen: Götzendämmerung!

Der „Bildungsphilister" — ein von Nietzsche im Kampf gegen David Friedrich Strauß geprägtes Wort — denkt sich ja nun solche Dinge furchtbar einfach! Also es merkt Einer oder glaubt zu merken, daß das Instinktive bisher nicht genügend gewerthet worden ist? nun — dann sagt ers eben! Das ist doch einfach! In unseren humanen Zeiten wird man ihn darum nicht verbrennen. Weshalb also ein großes Echauffement? Darüber braucht doch der Frühstückskaffee nicht kalt zu werden?

In Wirklichkeit setzt die bloße Wiederaufnahme, Wiederbetonung des Instinktiven, die ganze Umwerthung aller Kulturwerthe, die damit verbunden ist, einen inneren Kampf, eine innere Spannung und Reibung voraus von einer Beklemmung, einer Verwegenheit und Tollheit, daß man darüber gar wohl verrückt werden kann — wenn mans ernst nimmt. Das sind ja dem Philister undurchdringbare Hecken um das Geheimniß her — aber den lassen wir eben laufen. Von da aus allein wird das tragische Schicksal Nietzsches verständlich. Daß er diese Fragen nun auch noch lösen sollte, ist ein weit, weit über die Einzelkraft hinausgehendes Verlangen. Die nächsten Jahrhunderte werden sich mit dieser Aufgabe beschäftigen. Aber das ist sicher, daß Nietzsche bei dieser Gelegenheit das Problem der Religion — aller Religion! — wieder entdeckt hat und damit eben das eigentliche Problem unserer Kultur. Denn — was ist nach dieser Seite gesehen — Religion anders als die Naturhaftmachung des Geistes, die Verwandlung des Geistes in Instinkt? anders: die Sublimirung des Instinktes, seine Selbstzucht mit Hilfe der Vernunft, die er sich als Organ im Kampfe um die Macht ausbildete!

Nietzsche nun also bleibt überall in dem Zwiespalt von Instinkt und Vernunft stecken; wie sehr, das kommt stellenweise in seinen Werken zu geradezu klassischem Ausdruck. Man vergleiche z. B. die Stelle (Werke VII „Jenseits von Gut und Böse" S. 121 f.), wo von dem „alten theologischen Problem vom ‚Glauben' und ‚Wissen'" die Rede ist. Nietzsche übersetzt dies Problem schlagend in das „von Instinkt und Vernunft". Nachdem er dort, ganz entsprechend seiner sonstigen Betrachtung geurtheilt hat, daß alle „vornehmen Menschen" „Menschen des Instinktes" sind, sagt er dann: „In Dingen der Moral hat bisher der Instinkt, oder wie die Christen es nennen, ‚der Glaube', oder, wie ich es nenne: ‚die Heerde' gesiegt." Man weiß, daß für Nietzsche der Ausdruck „die Heerde" den äußersten Gegensatz zum „vornehmen" Menschen bildet. Nicht überall ist die heillose Verwirrung so deutlich. Ueberall aber liegt sie den Nietzscheschen

Digitized by Google

Aussagen zu Grunde. Immer wieder z. B. beschreibt er Plato als den königlichen Menschen, den wahrhaft Vornehmen, dann das Christenthum als „populären Platonismus“ und dann wieder dieses selbe Christenthum als „Sklavenaufstand in der Moral.“ In der Quelle jener ungelösten Fragen haben die meisten der vielen Widersprüche in Nietzsches Urtheilen z. B. über Sokrates, Religion, Christus ihren Ursprung. Ueber die Person Christi im Besonderen kann man Nietzsche in allen Graden, die zwischen vornehmer Anerkennung und plebejerhaftester Gehässigkeit liegen, sprechen hören, um dann schließlich mit einiger Verwunderung zu finden, wie er ganz zuletzt sein eigenes Leben im Schema des Einzigen betrachtet. Es scheint sogar, als ob sein letztes mit Bewußtsein geschriebenes Werk die Selbstbezeichnung „Der Gekreuzigte“ ist. (Unterschrift eines Briefes an Brandes, Turin 4. Jan. 1889, vgl. Gallwitz S. 248).

Was übrigens die unsägliche Rohheit und Niedrigkeit mancher der diesen letzten Briefen vorhergehenden Angriffe nicht nur auf das Christenthum, sondern auch auf die Deutschen überhaupt, schließlich auf Alles außer ihm betrifft, so hat Gallwitzens Schlußbeleuchtung dieser Dinge wahrscheinlich Recht. Mir ist das Kapitel werthvoll gewesen. Gallwitz hat dort mit Berufung auf die von Nietzsche so geliebten Heiden versucht, die Schuld seines tragischen Helden zu bestimmen. Es wirft vielleicht erst das rechte Licht über Nietzsches Lebensarbeit, daß man sich klar wird, seine letzten Schriften gehen unter dem Gefühl des Endes und der Unschaffbarkeit seiner Aufgabe geradezu auf Aufsehen um jeden Preis aus. Und dieser sensationelle Nietzsche, das ist leider der, der in der Oeffentlichkeit lebt, der Modephilosoph, den die Wüstlinge und die Backfische meinen. Von dem wirklichen Nietzsche wissen sie kaum etwas, von Verständniß ganz zu schweigen. Dieser Modephilosoph ist freilich auch noch ein Phänomen von Geist und Witz, aber mit Vornehmheit haben seine Schmähschriften so viel und so wenig zu thun als die weiland großen blauen Häuseranstriche des „Berliner Lokalanzeiger“ mit Schönheit. Immer noch ein guter Wein im Grunde, aber mit Fusel kratzig gemacht, „denaturirt“ wenn man will. Je mehr man diese Zusammenhänge mit in Rechnung setzt, desto fester wird man seinen Standpunkt jenseit des Für und Wider einnehmen können, d. h. jenseit der Possen derer, denen Nietzsche das rothe Tuch ist, und derer, die aus den bunten Fetzen, den menschlich-allzumenschlichen Resten Nietzsches sich Balletkostüme schneidern. Man weiß nicht, was komischer ist, die zornige Wuth der Einen oder die Schnoddrigkeiten der Andern, die meinen, wenn sie Fratzen schneiden und Bocksprünge machen, den Tanz Zarathustras zu tanzen.

Es scheint mir indessen der Hinweis auf Nietzsches psychologischen Zustand im Angesicht seines körperlichen Ruins verglichen mit der Größe noch ausstehenden Restes seiner Aufgabe noch nicht auszureichen, um Tonfall seiner letzten Schriften zu motiviren. Eine von Natur und durch lange Selbstzucht so zarte Individualität wie diejenige Nietzsches stirbt nicht so ohne Weiteres in eine solche Stimmung.

Digitized by Google

Nietzsche ergriff Partei für das Instinktive im Menschen. Die Größe des Menschen beurtheilte er nach dem Maße der Kraft, Wucht, Feinheit und Vornehmheit seiner Instinkte, nicht zuletzt auch nach ihrer Reinheit, Lauterkeit und Gradheit. Von hier aus macht er sich an eine Umwerthung der ethischen und kulturellen Werthe und, um Anschauungen dafür zu gewinnen, an eine Beleuchtung der geschichtlichen Persönlichkeiten. Ist nun sein Ansatz wahr, ist wirklich Jahrtausende lang alles Instinktive hintangesetzt hinter das völlig sekundäre logisch-theoretische Element im Menschen, so leuchtet freilich ein, daß die instinktiven Typen, die er aufzutreiben vermögen wird, nicht gerade sehr hochentwickelte sein werden. Ja, wenn seit Jahrtausenden jeder neue Entwicklungsansatz alsbald dazu übergegangen ist, den Instinkt zu vergewaltigen und zu „verdächtigen", jede große in der europäischen Kultur herrschend gewordene Philosophie von Sokrates' Zeiten an den Fortschritt in der Unschädlichmachung des Instinktes, in seiner Ersetzung durch vernünftige, „objektive" Reflexion gesehen hat, so wird man wirklich plastische Typen kaum anderswo auftreiben können als unter den von dieser Entwicklung Geächteten. Nietzsche griff zu, wo er sie fand; er fand sie innerhalb unserer Kultur in solchen Verbrechertypen wie Cesare Borgia und Napoleon I.; in der Vorzeit unserer Kultur fand er sie überall, nicht zum Mindesten in der „blonden Bestie", das heißt in den Gestalten der altarischen bes. nordischen Mythen und Sagen, die er kongenialer erfaßte als Richard Wagner. Er findet sie aber auch in den christlichen Asketen und Heiligen. Und dazu im ganzen Alten Testament! Freilich von einer uns ungeläufigeren Seite her. Das zu beleuchten würde zu weit führen. Unsere Kultur jedenfalls werthet umgekehrt. Sie geht nicht von der instinktkräftigen Persönlichkeit, sondern von einer Theorie aus, die Alles vom Ideal möglichst allgemeiner Gleichheit aus abschätzt. Die erbärmlichste Kriecherei und Bedientenhaftigkeit zu Gunsten von „Friede", „Liebe", „Ordnung", die ekelhafteste Verkümmerung und Verkrüppelung alles Instinktiven zu Gunsten einer blasirten Treibhausgelehrsamkeit wird immer noch eher tolerirt als die kleinste Inkorrektheit in der Entfaltung und Aeußerung der Instinkte und Leidenschaften. Welche Werthungsweise nun den Preis verdient, ist mir doch recht zweifelhaft, wenn ich bedenke, daß der Anfänger unsres Glaubens die Huren und Zöllner und Heiden höher stellte als die in der moralischen Theorie ihrer Zeit hochgebildeten und in ihrer Durchführung gewandten und feurigen Pharisäer, die wir freilich, um ihre Verdammung überhaupt noch zu verstehen, zu „Heuchlern" im gemeinen Sinne des Wortes machen müssen, sie, aus denen Paulus stammt!

Dazu kommt nun ein Anderes. Wer Alles von der Entwicklung der Instinkte zu immer größerer Mächtigkeit zugleich und Geschmeidigkeit, Feinheit und Reinheit erwartet, muß natürlich all das, was wir vernünftige Beweisführung nennen, gering achten. Die Redlichkeit seines Denkens muß ihn dazu führen, den Kampf um die Weltanschauung als eine Machtfrage

Digitized by Google

anzusehen, bei deren Lösung vernünftige Argumente nur den Werth von Waffen haben, die modern sind, ohne daß dadurch schon ihre Ueberlegenheit über alle andere Arten von Waffen bewiesen wäre. Das wirklich Durchschlagende, das geistig Mächtige ist bisher noch nie das feingeschliffene Argument gewesen, sondern Macht der Selbstdarstellung, Kraft und Ueberzeugung in der Aussprache der persönlichen Sym- und Antipathien. Wir human geschniegelten Gebildeten empfinden da gar zu leicht „billige" Schimpfreden. Unsere sogenannten Argumente sind freilich meist noch viel billiger. Von der Wildheit der geistigen Kampfesweise Luthers haben wir nur sehr blasse Ahnungen. Dem grausamen Tonfall der Wehereden Jesu haben wir uns noch nie hingegeben. Wir genießen solche Dinge mit dem „Verdauungsschleim" christlich-liebevoller Kommentare. Aber nicht nur Nietzsche, sondern auch Carlyle, Kierkegaard und Lagarde, um nur Religiosi unseres Jahrhunderts zu erwähnen, waren grausam in der Behandlung derer, die sie als innerlich klein empfanden. Und sie so gut wie Nietzsche haben sich dabei oft genug vergriffen.

Unter dem Gesichtswinkel der Religion aber ist Nietzsche überall zu betrachten, auch in seinen weltlichen Ausführungen, ja selbst in seinen heftigsten Angriffen auf jede Religion, gerade so gut als Lagarde. Sie waren Beide, um einen von Lagarde gemünzten Ausdruck zu gebrauchen, „religionsmüde" geworden auf ihrer „Irrfahrt" durch die Religionen. — Aber sie waren es „aus Religion". Sie beide sind die wichtigsten Beiträge der neueren deutschen Entwicklung zur religiösen Frage.

* * *

Ich habe im Vorhergehenden einige Linien zu ziehen versucht, die mir für eine Charakterisirung der Persönlichkeit Nietzsches wichtig schienen. Mehr nämlich als eine Stilisirung dürfte bei der sinnverwirrenden Fülle der von Nietzsche neben- und durcheinander angewandten Maßstäbe, Gesichtspunkte und Standorte vorläufig weder nöthig noch nützlich sein. Und so hat es denn auch Gallwitz mit Recht gehalten.

Ich habe meine Ausführungen überall an seine Darstellung angelehnt, um zu sagen, nach welchen Richtungen hin meine Auffassung sich von seiner unterscheidet. Es haben daher auch meine Ausführungen etwas von der Beleuchtung abbekommen, unter welche Gallwitz die seinigen zu rücken nicht ganz vermieden hat, nämlich der einseitig religiösen. Indessen wir Gottesanbeter werden ja nie zugeben — recht besehen: auch wohl nicht gut zugeben können — daß die religiösen Gesichtspunkte nicht die letzten seien. Vielleicht sollte man eben deshalb sparsamer sein in ihrer Anwendung. Man schießt nicht mit Kanonen nach Regenwürmern, aber ein Lebenswerk wie dasjenige Nietzsches verträgt diese letzten nämlich religiösen Gesichtspunkte in hohem Maße.

[illegible]üre des höchst werthvollen Buches ist von mir in keiner [illegible]iffen worden. Ich wünschte manche der feinen verständniß-

Digitized by Google

vollen Referate und Reflexionen um der stärkeren Wirkung willen noch etwas durchsichtiger. Seinem Werthe nach verlangt das Buch bald eine zweite Auflage. Dann würde Gelegenheit dazu sein. Hoffentlich giebt es dann auch einen etwas vornehmeren oder wenigstens doch erträglicheren Einband. Der jetzige, der das branstige Braun seines Leinewandbezuges mit einem häßlich schwarzen Aufdruck und zwei gerade zu gemein wirkenden gelben Reklameblättern zusammenstellt, gehört zum Unerquicklichsten, was mir seit langer Zeit vorgekommen ist. Man muß das Buch brochirt kaufen.

Für diejenigen, welche den sonderbaren Geschmack, das Quellenwerk des „Nietzsche-Archivs" für eine Biographie zu halten, nicht theilen, hat das Gallwitzsche Buch auch noch den Vorzug, hier einmal das Nöthigste zu bieten, ohne daß man durch das ganze liebe-Onkel- und Tantenmilieu hindurchwanken, oder alle möglichen und unmöglichen Vorlautheiten und Reimereien eines dreizehnjährigen Kindes schlucken oder gar die Erzählungsversuche und Zungenreden des „Archivs" selber erdulden muß.

Bonus.

Kunst.

Georg Hirth, Aufgaben der Kunstphysiologie. Zweite Auflage. München und Leipzig, G. Hirths Kunstverlag 1897. 622 S. 8°.

Dieses, jetzt in zweiter Auflage vorliegende Werk von halb kunstpädagogischem, halb naturwissenschaftlichem Charakter ist schwer zu rubrizieren, was zweifellos für seine Originalität spricht. Jedenfalls wußte der Verfasser, in dem sich theoretisch-wissenschaftliche Neigungen mit einem lebhaften Trieb zu praktischer Thätigkeit merkwürdig vereinigen, durch die Gesundheit seines Urtheils und die Frische, mit der er sich aussprach, sein Publikum zu fesseln. Das Buch entstand in einer Zeit, da die Kunst von der romantischen Ueberschätzung des Geniethums und der Verachtung handwerklichen Könnens zurückgekommen war und sich Rath suchend theils an die Technik der alten Meister wandte, teils unmittelbar mit der Natur anband. Der metaphysischen Konstruktion des Geniethums und der Lehre vom Unbewußten setzte der Verfasser die physiologischen und psychologischen Beobachtungen über das Entstehen der sinnlichen Wahrnehmung und der künstlerischen Vorstellung entgegen, woraus sich die pädagogischen Rathschläge von selbst ergaben. Es hängt natürlich von dem Grad der Vorbildung in den naturwissenschaftlich-medizinischen Disziplinen ab, wie weit der Leser bis ins Einzelne zu folgen vermag. Aber die Grundanschauungen und Hauptgesichtspunkte sind dermaßen klar, daß eine Fülle von Anregung aus der Lektüre entspringt. Angesichts der heutigen

Digitized by Google

Fackelei und Phantasterei in unserer Kunst ist die Predigt vom gewissenhaften Naturstudium nicht nur nicht veraltet, sondern von einer wahrhaft beängstigenden Aktualität. Am Schluß des Bandes steht eine Kritik von Lombrosos Auffassung des Geniethums als Entartungserscheinung und ein neuaufgenommenes Kapitel, das als selbständige Broschüre, wenn ich mich recht erinnere, den Besuchern der ersten Münchener Sezessionsausstellung mit dem Katalog eingehändigt wurde und eine Ermahnung des Publikums zur Bescheidenheit im Urtheil enthält. Hier ist manches kräftige und herzerfreuende Wort zu hören, wie mir denn besonders die Erörterung des Problems der künstlerischen Erfahrung und des Gedächtnisses, so weit sie an Helmholtz anknüpft, auch um deßwillen sympathisch ist, weil ich in meinem Buch über die neue Kunst verschiedentlich den Spuren des gleichen Meisters gefolgt bin. Carl Neumann.

Lithographieen. Herausgegeben vom Verein für Originalradirung, Karlsruhe. Kommissionsverlag der Buch- und Kunsthandlung E. Kundt in Karlsruhe. 1897.

Die Lithographie hat vor Kurzem ihr hundertjähriges Jubiläum gefeiert, und es ist in allen Blättern von der historischen Ausstellung von Kunstschöpfungen dieser Technik, die bei jenem Anlaß in Paris stattfand, die Rede gewesen. Die Erfindung Senefelders, von Haus aus für praktische Zwecke der Vervielfältigung gedacht, wurde in der Zeit der Napoleonischen Kriege von dilettirenden französischen Offizieren nach Frankreich gebracht und erfuhr dort eine künstlerische Ausbildung, die zumal in den dreißiger Jahren eine große Blüthe dieses Kunstzweiges im Gefolge hatte. Dann wieder halb vergessen, ist der Steindruck auch bei uns seit Längerem wieder für künstlerische Zwecke in Aufnahme gekommen, als Schwarzweißdruck sowohl als auch in der komplizirteren Art des Farbendrucks mit mehreren Platten. Ganz neuerdings ist versucht worden, den Stein durch die leichter zu bewegende Aluminiumplatte zu ersetzen, und so haben wir an Stelle von Lithographieen sogenannte „Algraphieen" erhalten. Wie in den letzten Jahren in verschiedenen Kunststädten sich Vereine für Originalradirung gebildet haben, so haben thätige Karlsruher Künstler eine Anstalt für lithographischen Kunstdruck gegründet, und es ist wirklich sehr erfreulich, von der Frucht dieser Bestrebungen, die in einer Mappe mit zwölf Blättern vorliegt, Nachricht geben zu dürfen.

Die Ausdrucksmöglichkeiten der Technik des Steindrucks sind reichlich weit gedehnt. Man kann ihn zu weichen, duftigen Wirkungen gebrauchen, wie das alte Meisterblatt von Raffet's revue nocturne gezeigt hat, aber auch zu strengen und scharfgezeichneten. Von der ersten Art giebt uns die Mappe eine Berglandschaft von Hermann Daur mit ausgeführtperspektive und eine zartgetönte Schiffskajüte mit einem mann von Carlos Grethe. Der anderen Art aber, für die

Digitized by Google

ich persönlich mehr Neigung empfinde, wohnt eine eigenthümliche Kraft der Disziplinirung inne: sie zwingt den Künstler, seine Vorstellungen auf das Allerwesentlichste zu reduziren und eine höchst konzentrirte Anschauung zu geben. Hans Thoma hat mit einer großen Reihe von Meisterblättern dieser Richtung die Wege gewiesen. Sie ist in der Mappe besonders vertreten durch zwei Blätter des jüngeren Grafen Kalckreuth, ein lebensgroßes Mädchenporträt im Profil und einen Cellospieler. Durch die einfacheren Mittel wird keine Leere erzeugt, sondern in den Kontur und die paar Farbflächen ist eine Kraft der Charakteristik zusammengedrängt, die bei wiederholtem Betrachten den Genuß erhöht. Vielleicht, daß beim Cellospieler (dessen Feinheiten in der Wirkung der beiden Roth am Sessel und am Instrument ich nicht übersehe) der Plakatstil etwas zu stark eingewirkt hat. Sehr hübsch ist der nächtliche, von Pappeln umstandene Weiher von Matthies-Masuren. Einer der Beitragenden aber, ein mir unbekannter junger Künstler, hat mich völlig überrascht. Von seinen beiden Blättern stellt das eine eine kahle Berghöhe vor; zwei kleine Rinnsale rieseln den Abhang herab und schaffen an ihrem Lauf helle grüne Grasflecke, die den braungrauen Grund unterbrechen. Eine kleine dunkle Hütte an der Thalwand; hoher Horizont und ein Stückchen hellen Himmels. Das andere giebt die Chorseite einer Friedhofskapelle mit dem Kruzifixus; im Hintergrund schwarze Baumwipfelsilhouetten gegen Goldgrund. Die intensive Kraft des Ausdrucks und das Vermeiden alles Ablenkenden ist erstaunlich. Der Künstler heißt Gustav Gamper. Wenn ich ein deutscher Kunstverleger wäre, würde ich mir den Mann sofort zu verpflichten suchen.

Sammlungen dieser Art haben vermöge ihres niedrig gestellten Kaufpreises den Vortheil, daß sie in Kreise dringen können, wo man der Kunst wohlgesinnt ist, aber nicht die Mittel hat, Werke der Oelmalerei zu erwerben. Möge dieser Mappe ein guter Erfolg beschieden sein.

Carl Neumann.

Literarisches.

Zur Würdigung der Romantik.

Die Todten reiten schnelle. Wer hätte es gedacht, daß es mit der ganzen berühmten „Moderne", dem Realismus, Naturalismus, auch Verismus oder Wirklichkeitskunst geheißen, so bald und so mit einem Male sollte zu Ende gegangen sein! Wer noch davon spricht, wie kürzlich einige Herren im Preußischen Abgeordnetenhause, der wird wie ein rückständiger Hinterwäldler angefahren, der noch immer die „uralten Redensarten" herbeischleppe. Also wirklich todt, gänzlich todt? Jawohl, natürlich, und zwar

Digitized by Google

längst, seit 1885 mindestens schon. „Die heutige Kunst — das steht im zweiten Aprilheft 1898 des „Kunstwarts“ S. 66 zu lesen — ist aber seit etlichen Jahren entschieden idealistisch, phantastisch, symbolisch-antikisirend, der Frührenaissance nachstrebend u. s. w.“ Das köstlich-aussichtsvolle „u. s. w.“ gehört wesentlich dazu. Ach, also wirklich? Es muß schon etwas daran sein, denn sogar in die weltentrückte „Provinz“, bis zur „Stadt der Todten“, dem klassischen Weimar, dringt die Kunde von dem neuen Frühling. In Büchern zwar vorerst, in mehr oder weniger gelehrten literargeschichtlichen Studien. Hier ihre Titel:

1. Alfred Kerr. Godwi. Ein Kapitel deutscher Romantik. Berlin. Georg Bondi 1898. 5 S. Vorw. und 136 S. 8⁰.
2. Novalis' Lyrik von Dr. Carl Busse. Oppeln, Maske 1898. 5 S. Vorbemerkung und Bibliographie, 134 S. Abhandlung, 24 S. Anmerkungen. groß 8⁰. Preis 3 Mark.

Wirklich sagt der junge lyrische Dichter Carl Busse in seiner fleißigen und eindringenden Studie, die wohl eine geborene Doktordissertation ist, mit voller Zuversicht (S. 132):

„Als dann das junge Deutschland — Wolfgang Menzel nennt es „das junge Palästina“ — auf den Plan tritt und die Romantik mit allen Waffen des Hohnes und Spottes bekämpft, scheint auch Novalis abgethan zu sein. Aber sein Geist besiegt diese Anfechtung. Wo sind heut die Gutzkow, Laube, Wienbarg, Ruge, Mundt?! Die folgende Generation wird Novalis wieder gerechter. Sie kehrt nicht zu ihm und der Romantik zurück. Aber sie bekämpft ihn nicht und hat eher eine kleine Schwäche für ihn.“

Und weiterhin, Novalis habe immer im Vaterlande seine zwar kleine und stille, aber treue Gemeinde gehabt. Endlich:

„Dem heutigen jungen Geschlechte steht die Romantik näher als der älteren Generation. Der große Sehnsuchtszug, der durch die Zeit geht, ... der uns glücklich erlöst hat von dem Bann der allein seligmachenden Naturwissenschaften*), er trägt auch die deutsche Romantik, die so lange verachtete, wieder empor. Immer tiefer versenkt man sich in sie u. s. w.“

Zwar hätten wir nun doch andere Wege zu gehen und brauchten Novalis nicht zum Führer, ein stiller und friedlicher Begleiter aber werde er uns bleiben.

Dieser Prophetie — denn für ganze Wirklichkeit vermögen wir die trostvolle Aussicht in die Zukunft doch noch nicht zu nehmen — entspricht der Schüler Erich Schmidts, Alfred Kerr, der dem neuen Werden freilich weniger zukunftsfroh entgegenschaut. Er vergleicht den Beginn

*) Magari! sagt der Italiener, wollte Gott! Das ist doch wohl griechisch: μακάριοι α. εἴημεν, wie glücklich wären wir da!

Digitized by Google

unseres Jahrhunderts mit seinem Ausgang, findet da merkwürdige Aehnlichkeiten, aber mit der Schlange, die sich in den Schwanz beißt, ist es doch nichts, wenigstens bisse sie entschieden daneben. Gewiß hat die cynische Lehre des jungen Fichteschülers Clemens Brentano, des ohne Zweifel begabtesten, phantasievollsten Herolds der ersten Romantik, die Lehre von der gottgewollten Sinnlichkeit, was später Heine verzerrend Emanzipation des Fleisches genannt und als sein Verdienst in Anspruch genommen hatte, gewiß hat diese Lehre des unbedingten Individualismus heute mehr Anhänger denn je, unsere Irrenhäuser wissen davon zu erzählen; man mag auch zugeben, daß das Lallen allermodernster Symbolisten einige Aehnlichkeit mit der gesuchten Kindlichkeit Brentanos oder Tiecks habe; sogar in dem armen Fr. Nietzsche, dem geistreichen Aphoristen, dem absichtlich paradoxen Kritiker unserer in der That scharfer kritischer Lauge bedürftigen Auswüchse des Geisteslebens, eine Philosophie, die letzte des Jahrhunderts, erkennen — es hat doch dies Alles mit der wirklichen Romantik nichts zu thun. Oder wäre gar Richard Dehmel der allerneueste Godwi?

Freilich muß man sich endlich fragen, was ist denn so recht Romantik? Das Treffendste hat wohl noch der ältere Schlegel gesagt, und in dieser Meinung hat der alte Goethe gern in die Bestrebungen der Jungen eingegriffen, mit Beispiel, Rath und That, aber auch mit Warnung und Schelte. Romantik sei Verquickung des Altdeutsch-Christlichen mit Antik-Heidnischem. Legte der Meister — der doch Zeitlebens Lehrling und Wanderer geblieben war — auch den Hauptton auf das Antike, so hatte er doch in „Hermann und Dorothea", einem Paradigma-Gedichte für Novalis und die Schule, auch dem Vaterländischen, der Landesgesinnung, — so verdeutschte er das Patriotische — einen vollen Zoll eben erst dargebracht. Und vergessen wir nicht, daß die Grimm und Görres, Savigny und v. d. Hagen, Schleiermacher und Schelling zur Schule hielten, sie Alle mehr nach der christlich-deutschen Seite gravitirend. Es kommt jedoch bei solchen Erörterungen des Wortes, auch nach der Lektüre der oben genannten Bücher, will uns scheinen, nicht viel heraus. Man hat viel über die berühmte romantische Ironie erhärtet und, irre ich nicht, so war es Solger, der sie theoretisch als das Schiboleth der neuen Schule ausgab. Nun wird man jedoch dem Nachweise Kerrs zustimmen müssen (S. 64 seines Buches), daß als Vater dieser romantischen Ironie (einschließlich der Selbstironie und des schon Aristophanischen aus der Szene Fallens), Jean Paul zu gelten hat. Lassen wir nun das leere Wortgezänk bei Seite, so steht nichts dawider, anzunehmen, daß alle sich der Romantik in jugendlicher Schaffenslust Zuwendenden im Grunde gar nichts Anderes mit dem Worte auszudrücken gemeint waren, als was bisher einfach Poesie geheißen hatte, etwa nur mit entschiedenerer Zeitflüchtigkeit und Ablehnung des banausischen Philisterthums. Daß wenigstens die Widersacher der

Digitized by Google

Romantik den Begriff so gefaßt haben, bis in die jüngste Zeit hin, ist hundertfach zu belegen.

Eine kleine Auslese ist schon nöthig, und wenn es wahr werden sollte, daß wir einer Wiederbelebung der Poesie entgegensehen, so wird der giftige Haß des „jungen" Deutschlands, der der alten Romantik galt, und der Unverstand des „grünen", das jetzt selber seine Todesanzeige erläßt, von den Erben als höchster Ehrenpreis angesprochen werden. Das große Deutsche Wörterbuch (Bd. VIII, 1156) kann sagen, „romantisch" sei „mit Steigerung des Begriffes (romanhaft) so viel als abenteuerlich, seltsam, überspannt." Fast noch geläufiger war die Verbindung „altmodisch und romantisch". Wenn das wirklich, wie wir ja nicht leugnen, so ist, so müssen wir darin die Macht des Gegenstrebens erblicken. — Wie human und sachlich zutreffend ist, was Goethe 1818 in dem kleinen Aufsatze „Klassiker und Romantiker in Italien, sich heftig bekämpfend" (Cotta 1867 Bd. 29, 161—168) ausführt. Der Widerstreit beider Richtungen ließe sich sehr leicht heben, meint Goethe, und er muß an sich selber gedacht haben, wenn er es für ein der lebendigen Gegenwart unaufhaltsam gewidmetes Talent natürlich findet, daß es „ohne es zu wissen, modern (also romantisch) endigt, wenn es antik angefangen hat." Es sei freilich gegenwärtig noch keine Aussicht zum Ausgleich da, „denn weil, wie nicht zu leugnen ist, in dem romantischen Wesen manches Abstruse vorkommt, was nicht gleich einem Jeden klar wird, vielleicht auch mancher Mißgriff obwaltet, den man eben nicht vertheidigen kann, so ist die Menge gleich fertig, wenn sie Alles, was dunkel, albern, verworren, unverständlich ist, romantisch nennt." — Hören wir einige deutsche Urtheile dieser „gleich fertigen Menge". 1893 noch wußte Spielhagen nicht viel mehr von der Romantik zu sagen, als daß sie „blau" sei. An das prächtige Eichendorffsche Beiwort „der blaue Frühling" hat er dabei natürlich nicht gedacht, „blau" ist ihm nebelhaft, unfaßbar uud die contes bleus mögen ihm vorgeschwebt haben, wenn er sagt: „so extravagant phantastisch, daß die verflogenste, blaueste Romantik etwas dem Gleiches nicht aufzuweisen hat" (Magazin 1893 S. 749). Der Dichter Ernst Ziel sang 1871 die Naturforscherversammlung zu Rostock an (s. Gegen Rom (1874) S. 111.)

Aus dem Thal, wo der Romantik Trauben
Schattend hängen in den Dämmerlauben,
Klimmt sie (die Zeit) zu des Lichtes Hochgefild.

Wahrscheinlich soll das heißen, die Romantik sei dunkel; das Mittelalter ist es ja bekanntlich auch. — 1892 rühmte die „Gesellschaft" (S. 1566) an dem Dichter Konrad Ferdinand Meyer, er genüge unserm „Wirklichkeitsbedürfniß, das nur den Kindern der Romantik ganz gefehlt zu haben scheint." Man denke, das Wirklichkeitsbedürfniß in einer Zeit, die in lauter Wirklichkeit ersoffen ist. Poesie ist Sehnsucht nach dem verklärten Bilde des Wirklichen. Dem Dichter hat hoffentlich jenes Lob nicht ge-

Digitized by Google

schadet. Eins der liebenswürdigsten Epitheta für die Romantik — immer in Bausch und Bogen, versteht sich, ist „verworren." — Die Pariser Anarchisten, und das bitte ich recht zu beherzigen, tituliren im Dezember 1892 die heutige Gesellschaft als die „alte verbrecherische Gesellschaft, die niederträchtige und romantische . . . . ., die heißhungrige Menschenfresserin." (s. Tägl. Rundschau 16. 12. 1892 S. F.) — „In Ludwig Tiecks Dramen offenbart sich die ganze Unproduktivität (— des Dichters Tieck? Gott bewahre!) der Romantik." Unproduktivität der Romantik ist gut, ist neu. (s. T. Rdsch. 16. 12. 92.) Gewöhnlich ist die Romantik „schwächlich". Ein Dichter hat sich 1893 noch nicht von dem Einfluß schwächlicher Romantik frei gemacht. Da hat der Einfluß doch recht lange vorgehalten. (T. Rdsch. 7. 10. 93).

Das Witzeln über die von den Träumern gesuchte „blaue Blume" reißt nie ab, und doch hätte man wissen können, daß sie, nach der Heinrich von Ofterdingen in Novalis' Roman sucht, die er im See schwimmend sieht und die ihn zu dem Zauberschlosse leitet, dem Dichter als Symbol der Vermählung von Poesie und Liebe galt.

Jean Paul geht wissenschaftlich gewissenhaft zu Werke, wenn er schematisirt, die Weltflucht der Romantik sei örtlich oder zeitlich: a) „indisch", d. h. poetisch; b) Mittelalter, c) (= a+b) phantastisches Land von Anno Dazumal. (s. Bd. 7, 252.) — Romantiker haben, sagt ein Skribent der Voss. Ztg. 1893. 30. 11., „zügellose Launen", ermangeln „deutscher Einfachheit und Klarheit in Dichtung und Leben". — Joh. Heinr. Voß schalt sie „Kräftlinge" womit er eingebildete Genies meinte (s. im D. W. B. unter dem Worte.) Die Intoleranz war in diesem Falle gegenseitig. — Die ausgesucht boshafte Definition Arnold Ruges soll hier nicht wiederholt werden. — „Romantische Ueberschwänglichkeit" gehört zu den freundlichsten Prädikaten. Wenn man gar nichts weiter zu sagen weiß, so heißt es etwa: er läßt die „mondbeglänzte Zaubernacht" der Romantik mit ihrem Duft und Weben, also eben ihrem „Zauber", „aufsteigen." — Ein häufig begegnendes Urtheil, das man als wenigstens ehrlich literarisch achten muß, obwohl es so im Allgemeinen doch nicht zutrifft, ist der Vorwurf des Ich-Kultus. So sagt Schütze in seinem feinfühlenden Buche über Th. Storm: „Die Romantik brachte die Künstlerromane in Aufnahme. Die Kunst selbst Gegenstand der Kunst — das entsprach so recht dem romantischen Ich-Kultus und der damals beliebten Flucht aus der spießbürgerlichen Wirklichkeit in die Exklusivität selbstherrlichen Poetenthums." Nun, wir wollen nicht fragen, in welche Exklusivitäten sich unsere Wirklichkeitsdichtung — sie ist ja zudem todt und de mortuis reverentius heißt ein schöner Rath*) — zu flüchten gewohnt war. Hatte die Romantik in Goethe und dem ihr innerlich, wegen seines viel stärker ausgeprägten

*) Des Vives, De vivis cautius, d. m. r.

Digitized by Google

Subjektivismus noch näher stehenden Schiller einen festen Punkt, so fehlte der auch der radikalen Bewegung nicht, die sich an Hegel anzulehnen vorgab und die geistige Triebfeder des modernen, eigentlich französisch und jüdisch empfindenden Liberalismus blieb, lange über 1848 hinaus. Dieses πού στῶ hieß aber H. Heine. Daraus begreift sich die so allgemein gewordene Verlästerung der Romantik durch das sogenannte „junge Deutschland", das nicht einmal durch kritische Leistungen, wie die der Brüder Schlegel u. A. geschweige durch Produktion es mit ihr aufnehmen konnte, und in der politischen Agitation sein Heil suchte. Fast die gesammte Literaturgeschichte, deren Erzeugnisse als Kliché-Urtheil nun die Stelle selbständiger Lektüre vertrat, gab sich in den Dienst dieser liberalen Propaganda, die nicht ahnte, um wie viel wahrhaft liberaler der „Aristokrat" und „Fürstenknecht" gescholtene Goethe schon gewesen war.

Selten begegnete ein gerecht abwägendes Urtheil, behalf sich doch selber ein so kenntnißreicher Literator wie Karl Gödeke, mit dem beliebten „Nebeln und Schwebeln" der Romantik.

Wir machen den verzückten Kultus Richard Wagners nicht mit, aber das ist in keiner Weise zu verkennen, daß doch der Bayreuther Meister erst den Umschwung anbahnte, der die Hoffnung der Erben des jüngsten tumultuarischen Naturalismus geworden ist. Wenigstens hat Wagner unser eigenstes und echtestes poetisches Besitzthum an unzerstörbaren Stoffen wieder zu Ehren gebracht und das elende Borgen bei Franzosen, Norwegern, Russen beschämt. Es gehörte freilich bewundernswerther Muth dazu, uns die als romantisch verschrieenen Gestalten auf die Bretter zu stellen, den fliegenden Holländer, Lohengrin, Tannhäuser, Tristan und Isolde, die Nibelungen, Parsifal. „Jauchzt euer Herz nicht auf bei dem Zauber, der aus diesen Namen spricht?" ruft ein junger österreichischer Volksdichter, Pöhnl aus.

Die dem zweibändigen Jugendroman Clemens Brentanos „Godwi" gewidmete Arbeit Alfr. Kerrs ist dankenswerth als Ergänzung der Kenntniß des merkwürdigen Mannes. Seit dem Frühjahr 1798 befand sich Clemens, erst kürzlich dem verhaßten Zwange des Handlungshauses entronnen, in das ihn der banausische Vater, der Gatte jener Maxe Laroche, die der junge Goethe verehrte, gebannt hatte, in Jena und wohnte im Hause Friedrich Schlegels, zu dem sich die geistreiche Berliner Jüdin Dorothea Veit, die Tochter Moses Mendelssohns, in freier Liebe gesellt hatte. So war er, der im einundzwanzigsten Lebensjahr Stehende, also gleich in gewisse Tendenzen der jungen Romantik eingeweiht, die sogar einen Schleiermacher hatten verkünden lassen, die eheliche Gemeinschaft sei Sünde, wenn ihr die Neigung verloren ging. Wilhelm Meisters Lehrjahre galten in diesem Kreise als das Paradigma der erzählenden Poesie und sind es im Wesentlichen noch für Auerbachs Romane geblieben. Ende 1800 war das buntbewegte Werk, dessen Fabel

Digitized by Google

zu entwirren viel Mühe macht, abgeschlossen oder doch übers Knie abgebrochen. und 1801 und 1802 erschienen in Bremen die beiden Bände: „Godwi oder das versteinerte Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria". Da in die gesammelten Werke nur ein kleiner Theil. das letzte Drittel, als besondere Novelle, Geschichte der Familie Wellner, Eingang gefunden hat („die Familie des Dichters — also wohl besonders seine Schwester Bettina — hat ihn verbannt", sagt der Vf.), auch ein Neudruck, soviel ich weiß, noch nicht veranstaltet ward, so folgen wir gern der Analyse Kerrs. „Brentano hat spät und früh, sagt er, keine Saite angeschlagen, die hier nicht erklingt". Als eigentliche Gedankenwelt wird ein verwegen heidnischer Individualismus erkannt, der die Krone des Lebens im Sinnengenuß fand. Man hätte vielleicht die Einschränkung machen sollen, daß hier, wie später bei Heine, viel juvenile Renommisterei mitspielt, die tolle Lust. die Prüden zu hänseln und in Verzweiflung zu bringen. Es ist richtig, diese Tendenzen z. Th. schon in der Geniezeit zu erblicken. Heinses Ardinghello war schon die Verklärung der freien Liebe. die heute als theoretische Forderung bei den Sozialdemokraten gilt, als Praxis bei gar manchen ihrer erbittertsten Gegner. Tiecks Briefroman „Lovell" und besonders aber Fr. Schlegels berüchtigte „Lucinde" schossen den Vogel ab. Das letztgenannte Buch, sicherlich nicht ohne Geist, ja ohne viel Geist geschrieben — wie hätte es sonst Schleiermachern so vollständig benebeln können? — ist doch in den erotischen Schilderungen von so widerwärtigem Cynismus, daß es wahrlich nichts Verführerisches für die Jugend hat, so wenig nach spartanischer Ansicht der Anblick betrunkener Heloten zur Trunksucht verführt. Kerr hat wohl auch Recht zu sagen, daß Brentano sich mehr empfänglich, als schöpferisch zeige, hatte man doch längst der ganzen Richtung nur die Kunst des Nach- oder Unempfindens zugestehen wollen. Das würde schon auf den späteren Brentano nicht mehr zutreffen, auch schon nicht auf das spezifisch Lyrische, wofür er ein hohes Muster ist. Carl Busse sagt mit Fug (S. 18 seines Buchs) „Clemens Brentano hat fast in jedem seiner Gedichte so unsagbar schöne Partien, daß er unter Deutschlands größte Lyriker zählen würde, wenn er die Kraft zu einer ebenmäßigen Durchbildung gehabt hätte." Kerr erkennt denn auch in dem Jugendwerke die „sinnliche Kraft der ungestümen, vollblütigen Sprache" an. Es stecke eben Ueberzeugung dahinter.

Zutreffend sind die Parallelen der Gestalten des Romans im W. Meister aufgewiesen, z. B. des Werdo mit dem Harfner: die Gestalt Mignons ist in den Knaben Eusebio übersetzt. Im Verhältniß zu Tieck zeige Brentano Kraft, zu Goethe Unreife. Wie hätte das anders sein können?

Recht interessant ist der Aufweis des persönlichen Erlebnisses, und gewiß lag hierin der Grund, warum die Familie den Roman todtschwieg. Es ist jedoch ungerecht, hierin die ganze — doch also wohl unerlaubte?

Digitized by Google

— Subjektivität der Romantik zu sehen, deßhalb ungerecht, weil ja das persönlich Erlebte und Familiengeschichtliche für den Leser verhüllt blieb. Wie darf man da sagen, die Leute schrieben zuerst für sich? Das wird zudem im Ganzen immer so sein und Goethe hat bekanntlich das innerlich Erlebte durchaus als das Grundprinzip seines poetischen Schaffens bekannt. Wenn nachträglich zufällige Kenntniß die persönlichen Bezüge eines Dichtungswerkes aufdeckt, so giebt uns das kein Recht, deren Verwerthung zu tadeln. Und woher, muß man schließlich fragen, woher in aller Welt soll der Dichter seine Stoffe, Situationen und Charaktere, ja woher soll er den geistig-sittlichen Gehalt, Maximen und Urtheile, Alles das nehmen, was wir am Ende seine Weltanschauung nennen? Aus den Fingern saugen, aus Sonnenstrahlen spinnen kann es Keiner, und zu echter Poesie gehört eben, daß man die Feder ins eigene Herzblut tauche. Man mag da über den Grad der Keuschheit verschieden denken. Die tiefste Wirkung wird da sein, wo wir dem Dichter das innigst Erlebte wohl anfühlen, aber eben deßhalb nicht den Muth haben würden, ihn nach der Wirklichkeit zu fragen. Und was wäre wohl der Gegensatz der gescholtenen romantischen Subjektivität? Etwa die ägyptische Königstochter, etwa die berühmten Freytagschen „Ahnen" mit ihren hunderten fleißig zusammengelesenen Beiträgen zur Kultur- und Sittengeschichte unseres Volkes? Sehr kunstvoll und schön, aber auch sehr — sagen wir unromantisch (also im eigentlichen Sinne dem Wesen des „Romans" fremd.) Wenigstens hätte Goethe den Chronik-Roman als Kunstform schwerlich gelten lassen. Der Verfasser, der eben den Schaden beklagte, den jener Subjektivismus für die Komposition anrichte, empfindet das, scheints, selber, wenn er fortfährt: „Aber ungezählte Herrlichkeiten auch erblühen, und aus so wundervoll intimen Abschnitten steigen nicht zu ersetzende Bilder empor, die dem Leben näher stehen als alles frei Ersonnene, die kein Historiker so sinnlich bieten kann, und die in ihrer Wahrheit doch vom leisen Zauber holder Kunst umspielt werden." — Da wären wir ja einig.

Es ist bereits gesagt, die Ironie der Romantik weise auf Jean Paul zurück; auch das ist richtig, daß für Beide, Brentano und J. Paul ein weiterer Vorgänger in Betracht kommt, Cervantes, und weiter der näherliegende Lorenz Sterne. Der Satz: „die Willkür des Dichters leidet kein Gesetz über sich" ist aber direkt Jean Pauls Eigenthum.

Daß H. Heine hier die Hauptquelle seines Humors habe (s. S. 82), hätte viel entschiedener hervorgehoben werden sollen. Kerr sagt nur: „Und von hier gehen starke Einflüsse auf die spätere Romantik bis zu H. Heine." Auch das Vorherrschen des Wortwitzes zeige sich bereits hier.

Ueber die Komposition möge man sich S. 86 fgd. Raths erholen, ich will hier nur noch bemerken, daß der Verfasser die Gewalt der Lyrik des jungen Dichters nicht verkennt; er sieht aber nicht ohne Bosheit hier die Erfüllung der Novalisschen Idee, wonach ein Gedicht freilich auch bloß

Digitized by Google

wohlklingend und musikalische Stimmung erregend zu sein brauchte, auch allenfalls ohne allen Sinn und Zusammenhang. Es hätte aber bemerkt werden können, daß Brentano bereits hier an einen heute wenig gekannten — gleichwohl auch kürzlich von E. O. Hartleben ausgegrabenen — überaus merkwürdigen älteren Dichter anknüpft, an den verschmitzt tiefsinnigen Angelus Silesius (Johann Scheffler)*), z. B. die überaus schöne Strophe:

So kann ich nimmer sterben,
Kann nimmer mir entgehn;
Denn um mich zu verderben
Müßt' Gott selbst untergehn.

steht dem Gedanken nach genau im „Cherubinischen Wandersmann" (I, 8)

Gott lebt nicht ohne mich.
Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben:
Werd' ich zu nicht, Er muß von Noth den Geist aufgeben.

Und in Betreff der auf den echten deutschen Volkston gestimmten Romanzen giebt Kerr zu, daß Karoline Schlegel, die sonst Clemens Brentano nicht freundlich gesinnt war, mit Recht urtheilte: „es sind Romanzen darin, die ordentlich so aussehen, als wenn sie nicht eben gemacht worden wären, sondern sich vor langer Zeit selbst gemacht hätten".

Ueber Heinische Züge vor Heine hätte endlich Alfr. Kerr nicht so erstaunen können, hätte er die Virtuosität dieses Geistes besser erkannt, die romantischen Edelsteine und den glänzenden Flitter zu sortiren und zu drapiren.

Wir wenden uns zu Novalis (Friedrich von Hardenberg). Das Buch C. Busses, wie schon erwähnt, sieht aus wie eine Doktor-Dissertation und hat als Beitrag zur exakten Literaturgeschichte oder zur Novalis-Philologie Anspruch auf Beachtung. Es will auch, wie das Vorwort sagt, als Beitrag zur Biographie des jugendlichen Dichters — er starb im 29. Lebensjahre an der Schwindsucht — und als Wegbahnung zu der künftigen kritischen Ausgabe betrachtet sein, legt daher ganz besonderes Gewicht auf die Datirung der „Hymnen an die Nacht". Das ist es nun nicht, was ein größeres Publikum und unsere Leser interessiren mag, und es genüge, ihnen zu bezeugen, daß im Allgemeinen die Ergebnisse des Verfassers überzeugend sind, wenn wir auch einen weniger selbstbewußten Ton gewünscht hätten. In Anlehnung an W. Diltheys (s. Pr. Jahrb. Bd. 15, 596—650) Entdeckung, daß die vorliegende Form der Hymnen nicht ur-

*) Auch Carl Busse hat bei Besprechung der Geistlichen Lieder Novalis die evidente Verwandtschaft des Tones der „Heiligen Seelenlust", Breslau 1668, nicht bemerkt. Wenn er den „Unverfälschten Liedersegen" besitzt, so findet er dort 9 oder 10 schöne Gesänge, die unsere protestantische Kirche dem Jesuiten Scheffler zu verdanken kein Bedenken getragen hatte.

Digitized by Google

sprünglich so gemeint könne gewesen sein, führt er auf Grund der eingesprengten Verstrümmer aus, daß wohl ein großes strophisches Gedicht beabsichtigt gewesen war, zu dem es dem Dichter aber an Athem gebrochen habe. Es komme hinzu, daß eine der Hymnen, die fünfte, in der That ein lyrisches Pendant habe, ein Gegenstück zu Schillers „Göttern Griechenlands". Das ist plausibel, nur hätte ich gemeint, daß neben der unmittelbaren Anregung der Nachtgedanken Ed. Youngs, eben der Form wegen, an das große Goethische Fragment „Die Geheimnisse" hätte angeknüpft werden sollen (es gehört in die Jahre 1784 und 1785 und ward zuerst 1789 im 8. Bande der Schriften mitgetheilt). In diesen wunderbaren, aber auch „wunderlichen" Strophen, um ein Lieblingswort des alten Goethe zu brauchen, scheint mir die Geburtsstätte der ganzen Romantik viel deutlicher zu liegen, als im Wilhelm Meister.*)

Wenn zwar die dichterische Sprache Novalis' (S. 137) arm genannt wird, sein Stil als schon manirirt und seine Beiwörter als gesucht bezeichnet werden, so will uns das nicht zusammen gehen. „Gesucht" ist ein bedenkliches Prädikat; oft nennen wir Etwas so, das wir selber nicht würden gefunden haben, und für den Italiener wäre „ricercatezza" eher ein Lob als ein Tadel, und ist das „Elegante" nicht auch das „Gewählte", von eligere, und das „Exquisite" das mit feinem Geschmack Ausgesuchte? Sprechen wir doch auch von gesuchter Einfachheit.

Lassen wir das Ergebniß der kritischen Bewerthung der Hymnen gelten: „kein reifes Kunstwerk, nur die interessante Dichtung eines Jünglings, die der Mann Novalis wahrscheinlich selber verdammt hätte"; aber recht ungeschickt ist das Wort (S. 37): „Schiller wird für die meisten Deutschen immer aus Hunger und Idealismus zusammengesetzt sein." Darf man in so salopper Art ein ernstgemeintes Dichterwort, wonach als die beiden mächtigsten Naturtriebe der der Selbsterhaltung (Hunger) und der Fortpflanzung (Liebe) genannt werden, auf den edlen Menschen selber parodirend anwenden? Wenigstens geschmackvoll ist es nicht.

Zweifelhaft ist mir, ob wir die z. Th. wunderbar schönen geistlichen Lieder Novalis' — z. B. Was wär' ich ohne dich gewesen? Wenn ich ihn nur habe. Wenn Alle untreu werden. Unter tausend frohen Stunden

---

*) Und hier würde sogar die Geschichte eines gar seltsamen Druckfehlers entscheidend für die mystisch-christliche Tendenz des damaligen Goethe. Das kann hier nur angedeutet werden. Die zehnte Strophe beginnt in allen Drucken (außer demjenigen, auf den ich G. v. Löper aufmerksam machen konnte):

Und leichte Silber-Himmelswolken schweben,
Mit Kreuz und Rosen sich empor zu schwingen,
Und aus der Mitte quillt ein heilig Leben
Dreifacher Strahlen, die aus einem Punkte dringen.

Goethe hatte V. 3 geschrieben: Und aus der Mirte .... Nun begreift sich das heilige Leben und die dreifache Ausstrahlung der Blätter als Symbol der Trinität. Was man sich bisher bei der „Mitte" gedacht hat, wäre interessant zu erfahren.

Digitized by Google

— gerade der Anregung der Schleiermacherschen „Reden" verdanken. Ich weise nochmals auf des Angelus Silesius „Geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche". An Graf Zinzendorff erinnert Busse selbst.

Der Streit, ob in den Marienliedern katholisirende Tendenzen vorwalten, ist müßig, wo man es mit einem Dichter zu thun hat, der schon als solcher über dem Zank der Konfessionen steht. „Um den Marienkult der Romantiker zu verstehen, sagt der Verfasser, muß man alle konfessionelle Empfindsamkeit (Empfindlichkeit?) bei Seite lassen." Ganz gewiß, man kann sogar als guter Protestant zugeben, daß unser kirchlicher Kultus sich ganz unnützerweise des schönen Schmuckes beraubt habe, der so wesentlich zur künstlerischen Erziehung des Volkes beiträgt, freilich nicht mehr, wenn man, wie das lange in Tirol und Bayern geschah, die alten edlen Kunstwerke fortgab und modernen Fabrikschund dafür eintauschte, bis die Bischöfe endlich ein Einsehen hatten. Welcher vernünftige Protestant, der Italien einigermaßen kennt, kann verkennen, welche Gewalt auf das Volksgemüth wir damit preisgaben, daß wir das ganz einzigartige Idealbild höchster Weiblichkeit, der Verbindung jungfräulicher Reinheit und mütterlicher Schöne, aus der Kirche verwiesen? In die Museen geht das Volk nicht, selbst das Berlinische nicht. Der spintisirende, immer neue Dogmen auf die Gottesmutter, ja Großmutter, die h. Anna, häufende Jesuitismus ist freilich auf dem besten Wege, auch der römischen Kirche das schlichte Volksideal zu verekeln, und die widerwärtigen anatomischen Bilder, die dem Herz-Jesu-Kultus dienen sollen, müßten in katholischen Ländern polizeilich verboten sein. Wir wissen aber auch, daß es nicht erst Luther war, sondern die Möncherei und das cölibatische Pfaffenthum, die unser Volk um die Schätzung des Weibes überhaupt betrogen hatten. Luthers ganzes Jahrhundert und das entsetzliche des dreißigjährigen Krieges fand die altgermanische Verehrung des Ewig-Weiblichen noch nicht wieder, und das seit 1495 anerkannte römische Recht trug die Keime der gräulichen Hexenverbrennungen in die kanonisch geschulten Richterkollegien. Jetzt war bezaubernder Reiz weiblicher Schönheit und Anmuth Teufelswerk und führte sogar Schulkinder auf den Holzstoß.

Busse bemerkt richtig, daß es sich bei den Marienliedern unseres Novalis um Ich-Lieder handelt, die für den „Osterdingen" geplant waren, um ganz individuelle Dichtungen also, zu denen die Betrachtung der Sixtinischen Madonna in Dresden wesentlich angeregt habe, während die geistlichen Lieder als protestantische Gemeindegesänge gedacht sind, und auch bis heute diesem Zwecke vollauf genügen, also, wie es jedes echte Kirchenlied soll, Wir-Lieder sind.

Die lyrischen Formen findet Busse einfach und frei von Künstelei. Gegen die freien Rythmen, deren Vorbilder ja auch bei Goethe zu finden waren, hat der Verfasser ein Vorurtheil. Die Bemerkung über die außer-

Digitized by Google

ordentliche Unreinheit der Reime kann ich nur auf ein thörichtes Schuldogma zurückführen, dem sich freilich selbst die Romantiker unterwarfen. Daß, und wie lange, i und ü, äu (eu) und ei, ö und e identisch klangen, hätte Busse aus Rud. Hildebrands Aufsätze (Pr. Jahrb. 72, bes. S. 442, 443) lernen können. Noch in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts erregte in Norddeutschland der schlesische Schüler homerisches Gelächter, so daß er beim Deklamiren nicht über den Vers hinauskam:

„Wiestenkeenig ist der Leewe".

Die Tabulatur oberdeutscher Meistersingschulen durfte strenger sein. Es wirkt spaßhaft, wenn man erfährt, daß der Nürnberger Wagenseil derartige Reime ohne ganz genaue Vokalgleichheit, was freilich gar nicht der Sinn des Reimes sein kann, als Schillerreime verpönte, was schillernde Reime besagt, wenn wir nun sehen, wie häufig unser Schiller, der doch auch streng zu reimen meinte, sie sich gestattete. Busse weiß nichts davon, daß mittelhochdeutsch regelmäßig und noch heute landschaftlich vielfältig das t hinter einer Liquida als d klang und im Reime galt, darnach ist nichts wider Novalis' Reim „Erde : Schwerte" zu sagen. Noch allgemein nord- und mitteldeutsch ist die Verschiebung des auslautenden g zu ch (statt mittelhochdeutsch und noch oberdeutsch zu k (c). Wir sprechen der „Zweich", „genuch", „Tach" u. A. Wer aber fränkisch-oberschlesisch „Zweik", „genuk", „Tak" spricht, nun, der reime nicht auf „reich", „Buch", „nach". Es giebt keine andere Entscheidung als das Ohr und die landschaftliche Aussprache. Und selbst da sei der Dichter kein Pedant. Für Goethen war ohne Zweifel ein ganz korrekter Reim (im Faust):

Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
Jedes in seiner Sprache.

Wie der Tach, wird Goethe gesprochen haben: es liegt am Tache.*)

Die von Busse aufgemutzte Strophe (S. 71) finde ich, und eben wegen der Reimstellung des angeblich „unglückseligen" „wehsten", sogar außerordentlich schön:

Dich muß wie mich ein Wesen trösten,
Das innig liebte, litt und starb,
Das selbst für die, die ihm am wehsten
Gethan, mit tausend Freuden starb.

*) Vgl. noch bei Goethe, Bd. 30, 266 „Die Ziegen, sie riechen". „Griechen: besiegen", Buch Suleika, Löper S. 157. Hier also sächselte Goethe: Die Griejen. „zeichnen: sich Fremdes anzueignen". (Faust II) „steigen: reichen" (Faust I) „schaden: rathen". Gehören hierher auch die bekannten Reichen in der „Harzreise", und hatte G. etwa Reicher für Reiher oder Reiger (ardeae) geschrieben und später selber nicht mehr verstanden? Die Verbindung der Reichen (divites) mit den Sperlingen, nämlich Rohrsperlingen, die „in ihre Sümpfe sich gesenkt" haben sollen, bleibt eine crux interpretum. Ich weiß, daß ich in dieser Ansicht Goethes eigne Autorität gegen mich habe, aber es ist eben der alte Goethe, der sich nicht mehr mit den Reihern auskannte. Reiger, was G. Reicher sprach, ist niederrheinisch.

Digitized by Google

Das Gerede des Verfassers, der mit mehr Fug den rührenden Reim hätte anstreichen können, ist öde Schulmeisterei, mit der man endlich unsere Dichter ungeschoren lassen soll.

In der Erörterung der „Osterdingen-Lieder" begegnet wieder ein Pröbchen der Schererschen Systematik (S. 77), die wir neulich in dem Heinzelschen Buche kennen lernten. „Die ewig wiederkehrenden Attribute im Osterdingen heißen: innig, heiter, mannigfaltig, anmuthig resp. angenehm. Das letzte Wort giebt bekanntlich auch die Grundfarbe ab für den Wilhelm Meister." Bekanntlich! „Novalis," heißt es weiter, „hatte, wie die meisten Lyriker, nur für die Szene Talent, nicht für die Handlung." Die meisten Lyriker, Herr Busse mag sich wohl ausgenommen fühlen. Ist es aber nicht doch etwas verwegen, seiner Freude darüber Ausdruck zu leihen, daß der Roman nicht vollendet ward? Es wäre bloß eine schwierige Dichtung mehr geworden, meint der Kritikus. Mit Verlaub, das kann kein Mensch wissen.

Da wir einmal vom Osterdingen sprechen, so sei hier eine Parenthese gestattet. Ein Minnesinger Heinrich von Osterdingen, so wenig, wie der mit ihm im Kriege auf der Wartburg erscheinende Klingsor von Ungerland, ist von der deutschen Literaturforschung nicht nachgewiesen. Aus einer Zufälligkeit aber, nämlich daß Novalis auch Afterdingen schreibt, kann man wissen, wie die Romantik auf den Mann gerathen, und wie man dazu gekommen ist, in diesem unbekannten Herrn den Dichter unseres Nibelungenliedes zu suchen. Novalis war wie Luther, ein Mansfelder Kind, und als solches wird er des braven Cyriacus Spangenberg (1528—1604) Mansfeldische Chronik gelesen haben. Hier nämlich ist Bl. 16b die Rede von einem H. von Affterdingen (oder Osterdingen, heißt es, was doch wohl Druckfehler für Osterdingen sein wird.) Er habe das Heldenbuch „aus den ersten und elteſten Liedern der Deutschen gezogen". Woher Spangenberg die Notiz hat, weiß ich nicht, erfunden hat er den Namen sicherlich nicht und will man ihn lokalisiren, so bietet sich ein in Württemberg belegenes Echterdingen bequem genug an. Die Endung . . ingen weist nach Schwaben und Efter ist identisch mit Echter, wie after mit achter (vgl. Afterrede, Afterkunst niederd. Achterrede.) Doch das sei wie es sei. Man durfte also wenigstens an einen Sänger solcher Herkunft denken zu einer Zeit, wo die deutsche Philologie noch nicht so hochmüthig war — sie fing ja eben erst an, die Schwingen leise zu rühren — diejenigen zu verlachen, die es für eine Ehrenpflicht hielten und halten, nach dem Dichter unseres höchsten Schatzes alter Kunst zu forschen, der heute doch nicht mehr als das Werk fahrender Leute, das zufällig so zusammengewachsen sei, kann betrachtet werden, sondern bewußter höfischer Kunst in durchaus höfischen Formen des beginnenden dreizehnten Jahrhunderts, nur einem in der Sage des Volkes noch lebendigen Stoffe zugewandt.

Digitized by Google

Dagegen läßt sich dem Klingsor oder Klinschor, der schon Wolfram als Zauberer bekannt war, näher kommen. Vielleicht ist der eine oder andere Leser dankbar, wenn ich hier verrathe, daß wir es mit einem Teufelsnamen, einem der vielen, zu thun haben. Aber es ist französisch:

Clignejour

wobei jour im Sinne von Auge zu fassen ist, wie der Waidmann von den Lichtern des Wildes spricht. Klinschor ist also Blinzelauge und könnte niederdeutsch Plinkoog heißen. Das französische clignoter ist blinzeln, zwinkern. Doch hiermit sei die Parentheſe geschlossen. Sie leitet uns insofern wieder zu Novalis zurück, als in dessen Roman der junge Heinrich (eben Novalis selbst in dichterischer Verklärung) sich zu „Klingsohr" in die Schule giebt. Man meint nun, daß Novalis unter diesem mächtigen Zauberer, seinem Meister, Goethen verstanden habe. Wohl möglich. Und dann hätte im Verlauf der Erzählung doch wohl auch eine entschiedene Absage des Schülers von dem Meister stattfinden sollen, als symbolischer Ausdruck der deutsch-christlichen Romantik im Verhältniß zu dem angeblichen Heiden Goethe. Doch wer will das jetzt sagen?

Wir brauchen dem Kritiker nicht weiter zu folgen, der auch noch die Jugendlieder eingehend bespricht. Es ist dabei wenig zu lernen, was der Leser dieser Nachlese sich nicht selber zu sagen wüßte. Busse theilt die Gedichte in zeitliche Gruppen, wenn er aber in Betreff der zweiten sagt „es fehlt auch hier noch die Eigenart", so möchten wir doch bitten, endlich mit diesem beleidigend nichtssagenden Worte etwas sparsamer umzugehen. Freilich wissen wir ja, daß eine vielgelesene Berliner Zeitung, deren gelegentlicher Mitarbeiter Busse ist, seit ziemlich achtzehn Jahren einen erheblichen Theil ihrer kritischen Unkosten mit dieser einzigen Vokabel zu bestreiten pflegt.

Weimar, Ende April 1898. Franz Sandvoß.
(Xanthippus).

Dr. Carl Erdmann, Prof. emer., Gesammelte Vorträge. Reval 1897. Franz Kluge. 248 S. 8.

Man muß in das alte deutsche Ordensland gehen, in das durch so viele grausame Prüfungen gegangene Gebiet der russischen Ostseeprovinzen, um recht inne zu werden, welcher Segen, welcher unverwüstliche sittliche Fonds in dem deutschen Geistesleben liegt, in unserer Reformation, in unserer Wissenschaft und großen Literatur, in der Tradition hansischer Tüchtigkeit und deutschen Bauernfleißes. Sind es doch oft die trefflichsten Männer, die, in freier Bethätigung ihrer Kräfte gehemmt, den Boden der Väter verließen und im alten Stammlande sich als hervorragende Lehrer

Digitized by Google

und Leiter in politischen Verwaltungen bewährten. Es ist überaus traurig, daß die begabtesten Balten gedrungen sind, uns so den Lohn alter deutscher Kolonisation zurückzuerstatten, und daß die Zurückbleibenden ihre Klagetöne alla sordina vorbringen und vor unsern allzu lauten Liebeserklärungen nicht ohne Grund sich zu fürchten haben.

Auch die Vorträge des alten Rechtslehrers Carl Erdmann, wohl eines Bruders des vor Kurzem gestorbenen Hallischen eleganten Philosophen, eines vielgebildeten geistvollen Kauseurs, dem die Abstammung aus einer altgesessenen Pastorenfamilie deutlich abzumerken ist, zeigen die kluge Mäßigung, die resignirte Weltflüchtigkeit, die wir etwa bei unserm Nikolaus Heermann oder Paulus Gerhardt begreifen. Das zeigen vorzugsweise die Vorträge der zweiten Hälfte: „Was uns bleibt." Es ist kein freudiger Ausblick in die Zukunft, es ist „die Familie", wozu dem Balten freilich die ganze deutsche Landsmannschaft sich erweitert, „das Wesen der Heimat", „Ewige Personen", worunter die sogenannten moralischen mitbegriffen sind, Wohlfahrtsstiftungen, Familienstipendien und selbst Majorate, ferner „Die Ehre" und, recht bezeichnend, das „Glück im Winkel", nicht im Sinne Sudermanns gezeichnet. Erdmann, der nicht verschweigt, daß „die baltische Idylle" zur Zeit vielleicht „den letzten Kampf ums Dasein" kämpfe, verkennt auch nicht die Gefahr der Inzucht, die in der so stark ausgeprägten „Familienhaftigkeit" des baltischen Zusammenlebens liegt. Die Heimathsliebe, wie der Redner sie versteht, bewahrt ihn freilich leider nicht vor einem vagen Kosmopolitismus und der jüdischen Schwärmerei für absolute Verkehrsfreiheit, die ja leichter zu gebrauchen, als Krethi und Plethi zu gewähren ist. Er glaubt uns vor übertriebenem „Kultus der Nationalität" warnen zu müssen, findet die Bezeichnung „deutsche Wissenschaft", deutsche Kunst" bornirt und lächerlich. Daß es wenigstens in der Wissenschaft mit dem Nationalen doch etwas auf sich hat, muß man im Ausland, in Frankreich und Italien, und hätte der Balte in Rußland begreifen können, wenn nicht alte gute Dörptsche Ueberlieferungen ihr das Wort geredet haben sollten. Es mag ja wohl auch dem leidenschaftlichen Juristen trotz aller Schwärmerei für die genialen Rechtsschöpfungen der Römer, und treuer Anhänglichkeit an das dort Landes noch geltende Lübische Recht, nicht schwer sein, unserer heutigen Sehnsucht nach wirklich deutschen Rechtszuständen, wie sie sich in dem Werke des bürgerlichen Rechtsbuches des Reichs vernehmlich macht, gerecht zu werden. In Allem, glauben wir, dient das deutsche Volk, mit Einschluß der tüchtigen deutschen Balten, auch den andern Nationen am besten, wenn es eben schlecht und recht deutsch bleibt. Da wird man denn freilich auch nicht Heinrich Heine in einem Athem mit unserem Goethe nennen (s. S. 98) und das Christenthum als „wahren und einzigen Vorkämpfer gegen den Rassenfanatismus und die Nationalitätssucht" hinstellen. Gewiß ist wahre Religion und des-

Digitized by Google

halb besonders das Christenthum durchaus universal, aber unser Christenthum ist zugleich eine in deutschen Boden gesenkte Rebe, die Rheinwein giebt und den Erdgeschmack als schönste Blume bewahrt. Man muß doch endlich einsehen, daß kein Individuum bloß Mensch, Weltbürger an sich schon ist, daß er zunächst Angehöriger (physisch und besonders, durch die Muttersprache, sittlich) eines bestimmten Volksthums ist, und erst als solcher im allergünstigsten Falle, wie Dante, Shakespeare, Goethe, auch für die Welt etwas werden kann, ein Weltbürger im sokratischen Verstande.

Um aber nicht ungerecht zu sein, so heben wir gern und mit hoher Genugthuung aus den populär-juristischen Vorträgen der ersten Hälfte des Buches hervor die schöne Erörterung der wahren ethischen Bedeutung des Eigenthums (s. bes. S. 83 fgd.). Das ist germanische und christliche Anschauung, die uns freilich mehr und mehr abhanden gegangen ist. Der Verfasser kennt sehr wohl die furchtbare Gefahr des Pfandgläubigerthums, des alle Werthe mobilisirenden Judenthums (das letztere zwar spricht er nicht aus), aber wie ohne gründliche Reform des Kreditrechts, die doch die deutschen Ostseeländer uns nicht schenken werden, geholfen werden soll, erfahren wir nicht. Am meisten enttäuscht hat uns der Vortrag „über die Poesie im Recht." Der Redner hat nicht zu Jacob Grimms deutschen Rechtsalterthümern gegriffen. Da hätte er Poesie gehabt, die sich jetzt als das schöne Bewußtsein des gewissenhaften Juristen ergiebt. Xs.

Unter dem Gesammttitel „Lebensphilosophien in gemeinverständlicher Darstellung" will der Verlag von Ernst Hofmann u. Co. in Berlin eine Reihe handlicher Volkslesebücher herausgeben, deren erstes uns vorliegt als:

Matthias Claudius von Max Schneiderreit. (128 S. groß 8. Preis 1,80 Mk.; geb. 2,80 Mk.)

Wer das Leben des merkwürdigen Mannes, der seinen Ruhm darein setzte, als praktischer Christ recht unpraktisch nach dem Weltverstande zu handeln, genauer kennen zu lernen trachtet, wird zwar die schöne Biographie Wilh. Herbsts (3. Aufl. Gotha 1863) nicht ungelesen lassen, aber mit Nutzen und Genuß auch den Auszug seiner Lebensweisheit, die getreue Wiedergabe seiner Ansichten, also einen Extrakt aus den etwa 1000 Seiten seiner Werke, wie ihn Schneiderreit mit Verständniß und Geschmack bietet. Claudius, der Wandsbecker Bote, war auch als Dichter keineswegs so unbedeutend und einflußlos, als er sich absichtlich giebt, und seine volksthümliche Wirkung scheint, nachdem mancher „Berühmtere" vorübergeglänzt, wieder im Zunehmen.

Digitized by Google

Das ist erfreulich in einer Zeit des selbquälerischen Pessimismus. Denn freilich ist Claudius so recht „der Dichter der Zufriedenheit", ohne doch jemals in die Plattheit der Aufklärungslyrik zu verfallen, die bei ländlichen Geschäften zu singen empfahl:

Schurken soll's ja ohnehin
In der Welt viel geben:
Drum will ich bei frohem Sinn
Treu und ehrlich leben.*)

oder dem Schornsteinfeger (Nr. 682):

So froh, wie Unser eins im Schlot,
So schwebt die Lerch am Himmel.

Das Büchlein ist allen Volks- und Schülerbibliotheken aufs Beste zu empfehlen, denn es liegt daran, daß man sich nicht mit den wenigen Gedichten begnüge, die unsere Schullesebücher geben. Der Verfasser weist auf, wie durchaus lebensfroh und bejahend die Lebensweisheit des Dichters war. Sein praktisches Ideal ist freudiges Rechtthun. Trat anfänglich das spezifisch Christliche in der Gefühlsreligion zurück, so neigt er mehr und mehr zu dem biblischen Christus und seiner Lehre, ohne sich in dogmatische Fragen allzutief einzulassen. Die Kirchenlehre ist eben nicht seine Sache, er hat genug an der evangelischen Ueberlieferung. Nirgend auch konfessionelle Beschränktheit. Wenn jedoch der Verfasser beklagt, daß Claudius, der tolerante Mann, gegen die „Aufklärung" selber intolerant gewesen sei, so vergißt er, daß Lessing es doch nicht etwa weniger gewesen ist. Er nimmt auch in der Kunst einen moralischen Nützlichkeitsstandpunkt ein. Nur das ist groß und schön, was uns gut macht, eine Ansicht, gegen die Goethe und der spätere Schiller sich mit Recht zu verwahren hatten, die doch die Verwandtschaft des Guten und Wahren mit dem Schönen damit nicht leugnen wollten. Einen politischen Standpunkt hat Claudius wenigstens nicht vertreten, was in den Zeitumständen (man denke an die Erfahrungen Chr. Fr. Dan. Schubarts und des jungen Schiller unter Karl Eugen) mehr als darin begründet lag, daß er keinen gehabt hätte. Daß im Grunde seines Herzens Claudius z. B. immer ein Anhänger der Preßfreiheit geblieben sei, obwohl ihm eine wohlgemeinte Warnung vor deren Mißbrauch den Vorwurf zuzog, ein Finsterling zu sein, hat Schneiderreit zutreffend dargethan. Sehr gelungen ist der Abschnitt über Claudius als Familienvater. Dabei sei bemerkt, daß er allein durch das Gedicht auf den Tod der Tochter Christiane:

Es stand ein Sternlein am Himmel

den Anspruch erworben hat, zu unsern Lyrikern allerersten Ranges gerechnet zu werden.

Weimar. Xs.

*) S. R. Zach. Becker, Mildheimisches Liederbuch. Gotha 1815, Nr. 574.

Digitized by Google

Jean Paul in Italien. Einen Vorschmack wenigstens, und so gut ausgewählt, daß er die Lust nach mehr wohl erregen mag, bietet seinen Landsleuten*) G. B. Guarini in der Florentiner Halbmonatsschrift Rassegna Nazionale vom 1. April d. Js. auf 20 groß 8.-Seiten. Es handelt sich um drei Visionen (Tre visioni di Gian Paolo Richter). Da Guarini selber gesteht, ein Humorist von der Art dieses wunderlichen Stilisten sei im Grunde unübersetzbar, so bezeugen wir ihm gern, daß er das Möglichste erreicht hat. Auch der Deutsche, der sich rühmt, sich die fremdartigsten Geister zu Eigen gemacht zu haben, müßte bescheidener einräumen, daß es doch oft nur recht annähernd geschah. Die romanischen Sprachen mit ihrer durchsichtigen Klarheit werden immer viel mehr erklärender Hilfe bedürfen, haben aber eine schöne Schranke darin, daß sie gar nie so unromanisch werden können, wie leider wir undeutsch, so daß Einer seine Distichen entschuldigen mochte:

Wohl, doch undeutsch sein, ist es im Grunde nicht deutsch?

Für solche, die sich gern eine gründlichere Kenntniß des Italienischen aneignen möchten, wäre es nützlich, die Originaltexte der drei Prachtstücke mit Guarinis Uebertragung zu vergleichen, und zu diesem Behufe geben wir hier die Oerter nach der großen Reimerschen Ausgabe der sämmtlichen Werke (Berlin 1826—28. 60 Bde.) an. Die erste Vision ist das erste Blumenstück im „Siebenkäs", die „Rede des todten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei" und steht Bd. 12, 156 fgd.

Nummer zwei „die Mondfinsterniß" ist ein Stück des Prologs des „Quintus Fixlein" im 4. Bde. S. 32 fgd. Endlich Nr. drei „die Vernichtung" steht in „Katzenbergers Badereise", der köstlichsten Veralberung dämlicher Prüderie, die je geschrieben ward, Bd. 52, 107—116 „und war die Sonne". Wie gesagt, die gewiß übergroße Schwierigkeit, solche Stücke den Italienern mundgerecht zu machen, ist aufs Glücklichste überwunden. Nur einmal ist die Meinung nicht ganz getroffen. Vom geisterhaften Reflexlicht des Mondes aus den Kirchenfenstern redend sagt J. P. „und (man) fürchtet sich ihrem Schillern nachzuforschen, ob es wohl vom Monde niederfalle." Das meint nicht „benchè sia il raggio lunare . . ." „obwohl es das Mondlicht ist" sondern: „se forse sarebbe", ob es etwa . . sein möchte. Uebrigens ist das Mißverständniß, „ob es wohl" zu „obwohl es" sehr verzeihlich. In der Einleitung erzählt uns der Uebersetzer, welche vergeblichen Versuche mit J. P. auch die Franzosen bereits angestellt hätten. Nun war allerdings der gute Philarète Chasles, der im „Titan" hängen blieb, nur ein mittelmäßiger Kenner des Deutschen und die Staël war viel zu bequem dazu und begnügte sich deshalb mit sogenannt schönen Stellen, deren man ja ganze Sammlungen für Stammbücher und Mädchen-

*) Der eigensinnige S-Hasser J. P. hätte in diesem Falle nicht „Landleuten" gesagt.

Digitized by Google

albums besaß. Uns selbst erscheint heute die ehemalige Popularität J. P.s fast unbegreiflich, aber zu wünschen bliebe doch, daß er bekannter wäre. Die poesie- und religionsfeindliche Richtung des „jungen Deutschlands" hat die Ausrottung dieses überreichen edlen Dichters, glaube ich, auf dem Gewissen. Xs.

Verwahrung.

Im Juniheft der Preuß. Jahrbücher findet sich auf S. 531 in dem Aufsatze „Zur neuesten Geschichte der südafrikanischen Republik" folgende Stelle:

> „Das Lazareth, dem der Missionar Merensky vorstand, und für das reichliche Geldmittel angewiesen worden waren, ließ nach Jorissen schlechthin Alles zu wünschen übrig. Indessen habe die hinterwäldlerische Konstitution der Verwundeten manch einem geholfen und ihn trotz Merensky, der auch als Arzt fungirte, vor dem Tode bewahrt."

In diesen Sätzen sind Behauptungen enthalten, die meine Ehre antasten. Ich sehe mich deshalb zu nachstehender Erklärung, bezw. Richtigstellung veranlaßt.

Zunächst ist in der angeführten Stelle verschwiegen, daß ich damals nicht als Missionar im Bauernlager weilte, sondern als Arzt. Ohne meine Stellung als Missionar und Superintendent der Berliner Mission in Transvaal deshalb aufzugeben, hatte ich am 20. Dezember 1870 das damals geforderte ärztliche Staatsexamen in Pretoria abgelegt und war darauf als praktischer Arzt und Wundarzt in der Republik anerkannt worden. (Siehe Staatskourant vom 27. Dezember 1870.) Ich genoß als solcher im Lande bedeutendes Vertrauen, da mir von den sieben Privatkranken, die ich in den nächsten Jahren amputirte, nicht ein einziger starb. Deshalb schickte General Joubert im Jahre 1881 gleich nach dem ersten ernstlichen Gefecht im Drakengebirge zu mir mit der Bitte, ich möge kommen und den armen Verwundeten helfen. Es ist begreiflich, daß es mir und den Meinen schwer wurde, das verlangte Opfer zu bringen, denn ich sollte mich den Gefahren und Wechselfällen des Krieges und den nicht geringen Entbehrungen burischen Lagerlebens aussetzen für unbestimmte Zeit. Trotzdem folgte ich dem Rufe und konnte auch sofort bei meiner Ankunft sehen, wie nothwendig mein Kommen war. Die Verwundeten jammerten mir aus ihren Zelten entgegen und konnten sich bald der Linderung ihrer Schmerzen freuen. Paul Krüger, welcher bald eintraf, stellte mich an als „Chef vom Ambulantie- und ärztlichen Dienst". Sein darauf bezügliches Schreiben, datirt Hauptquartier, 11. Februar 1881, endet mit folgenden Worten: „Indem ich hoffe, daß Ew. Hochw. dieses Amt übernehmen werden, und in der Ueberzeugung, daß das verantwortliche Amt keinen geschickteren Händen anvertraut werden kann, habe ich die Ehre zu sein u. s. w. P. Krüger." Trotz dieser freundlichen Worte konnte mich die Regierung nicht unterstützen bei meiner Arbeit. Die Regierung hatte nur ein Heer zu ihrer Verfügung, die Hauptstädte waren in den Händen der Engländer. Für Munition und Waffen hatte man Sorge getragen; daß man auch Verwundete haben würde, hatte man vergessen. Man hatte

Digitized by Google

weder Medizinen noch Instrumente, kein Verbandmaterial, keine Lagerstätten, keine Aerzte und keine Wärter. Ich behandelte die Leute nach Vermögen in ihren Wagen und Zelten. Von meiner 20 deutsche Meilen entfernten Station ließ ich einen Missionshandwerker und einige schwarze Christen als Helfer kommen und gab her, was ich irgend an Medizinen und Verbandstoffen besaß. Endlich richtete ich die geplünderten Gebäude eines englischen Kaufmanns zum Lazareth ein; freilich waren Fenster und Thüren zerschlagen, aber die Häuser hatten sichere Dächer von Wellblech und boten somit Schutz vor dem beständigen Regen. Hier hat Herr Jorissen, als er einmal in Begleitung Paul Krügers vorüberkam, einen Blick in dies primitive Lazareth geworfen. Die Leichtverwundeten lagen auf reinlichen Wolldecken auf reinlichen Dielen, aber ein Lazareth-Apparat fehlte. Woher hätte er auch plötzlich kommen sollen? Daß reiche Geldmittel für das Lazareth angewiesen worden waren, bezweifle ich. Ich fordere den genannten Herrn auf, anzugeben, wer diese Gelder empfangen hat. Ich selbst habe nicht ein Pfund Sterling zu dem Zweck erhalten, die Lage der Verwundeten zu erleichtern. Die Leute hatten als Nahrung nur das, was sie von ihren Freunden erhielten, oder was irgend einem verlassenen Kaufladen entnommen werden konnte.

Was nun die Erfolge meiner Behandlung angeht, so giebt darüber der Staatskourant der Republik vom 11. Mai 1881 Auskunft. Nach dem dort zu findenden amtlichen Berichte sind 31 Kranke und Verwundete von mir verpflegt worden, von denen sind drei im Hospital gestorben. Zwei von mir amputirte Leute wurden gesund. Dies sind die Resultate, welche so abfällig von Herrn Jorissen behandelt werden. Ich füge noch hinzu, daß ich vom 1. Februar bis zum 28. März im Felde war, und daß ich ebenso wenig als meine Gehilfen auch nur einen Pfennig Lohn für diese schweren Dienste beansprucht und erhalten habe; ich habe nicht einmal Vergütigung beansprucht und erhalten für verbrauchte Medizinen und Verbandstoffe und für verlorene oder schadhaft gewordene Instrumente. Ob ich verdiene, für solche Handlungen reiner Menschenliebe mit Schmutz beworfen zu werden, überlasse ich dem Urtheil aller ehrlich denkenden Menschen. Die von mir erwähnten Dokumente, sowie Dankschreiben der Regierung und privater Personen, können jeder Zeit bei mir eingesehen werden.

Merensky.

Die Droguenhandlungen in Beziehung zu den Apotheken.

Antwort eines Droguenhändlers an Herrn Geheimen Medizin.-Rath Dr. Hüpeden

von

E. Harnisch, Berlin.

In Heft II dieses Jahrganges der Preußischen Jahrbücher findet sich ein Aufsatz des Herrn Geh. R. Dr. Hüpeden „Zur Medizinalreform III. Das Apothekerwesen", worin unter Anderem das Verhältniß der Droguenhandlungen zu den Apotheken besprochen wird. So gründlich auch die Kenntnisse des Herrn Verfassers bezüglich der Lage der heutigen Apotheken sind, scheint er doch über die der Droguenhandlungen nicht richtig informirt zu sein. Die von ihm gezogenen Folgerungen können daher von fach-

Digitized by Google

männischer Seite als zutreffend nicht anerkannt werden und bedürfen dringend einer Richtigstellung, die in Nachstehendem versucht werden soll.

Daß die Apotheken sich in einer „übeln Lage" befinden, soll nicht bestritten werden, jedoch kommt man als Droguenhändler bei Prüfung der Gründe nur zum Theil zum Ergebnis des Herrn Dr. H.

Mit der Meinung, daß „durch die Stellungnahme der Reichsregierung den Droguenhandlungen gegenüber die Existenz der Apotheker unterhöhlt werde", steht die von ihm erwähnte Thatsache in grellem Widerspruche, daß „der Konzessionswerth der Apotheken zum Theil ins Unglaubliche gestiegen sei". Diese beiden Aussprüche lassen sich nicht vereinigen. Ein Geschäft, dessen Einnahmen durch neue Konkurrenten geschmälert werden, muß naturgemäß im Werthe zurückgehen, da es ja einen Theil seiner Kunden an die neuen Unternehmen verliert. Da in vorliegendem Falle die Werthe aber gestiegen sind, sogar eine „ins Unglaubliche getriebene Steigerung" erfahren haben, muß ein anderer Faktor vorhanden sein, der die üble Lage verschuldet hat, jener kann kaum ins Gewicht fallen.

Die Wunde, an der das ganze Apothekerwesen krankt, besteht in der Hauptsache darin, daß der Apotheker über den wahren Werth, über den Nutzen, den seine Apotheke bringt, völlig im Unklaren ist. Beide werden nur abgeschätzt, nicht buchmäßig nachgewiesen. Es ist daher bei der sehr großen Nachfrage eine gewaltige Ueberschätzung eingetreten. Befördert, man kann wohl sagen, hervorgerufen wird diese Ueberschätzung des Werthes durch die befremdliche Gepflogenheit, den Kaufpreis einer Apotheke nach dem Umsatz, nicht nach dem Reingewinn zu bestimmen. Das Eigenthümliche dieser Methode wird noch dadurch verschärft, daß sich der Umsatz einer Apotheke aus zwei Faktoren zusammensetzt: der Rezeptur und dem Handverkauf, deren Nutzen ein grundverschiedener ist. Der Reingewinn differirt daher bei gleichem Umsatz ganz bedeutend, je nachdem dieser oder jener Faktor vorherrscht. Dieser Brauch stammt offenbar noch aus jener Zeit, da der Unterschied des Nutzens aus Handverkauf und Rezeptur ein geringfügiger war. Es widerspricht dieses Verfahren durchaus der kaufmännischen Praxis. Man kann wohl aus der Höhe des Umsatzes einen Rückschluß auf die Geschäftsunkosten (die Anzahl des Personals ꝛc.) machen, niemals aber kann er den Maßstab für den Reingewinn geben. Der Apotheker treibt Handelsgeschäfte — folglich ist er Kaufmann und wäre als solcher verpflichtet, Bücher zu führen, aus denen der Stand seines Vermögens klar ersichtlich wäre (§ 38 des Handels-G.-B.), er müßte ferner Inventur machen und Bilanz ziehen. Thut er dies? In erschöpfender Weise nicht. Er will ja auch kein Kaufmann sein, rechnet sich vielmehr mit Vorliebe zu den Akademikern und betrachtet den kaufmännischen Theil seiner Thätigkeit nur als ein unangenehmes, herabwürdigendes Anhängsel. Herr G. R. H. scheint derselben Ansicht zu sein.

Er sagt Seite 310: „So sind verschiedene Umstände zusammengekommen, um den Apothekerstand mehr und mehr vom wissenschaftlichen Beruf ab in den Stand des Detaillisten, des Arzneikrämers hinzudrängen" sodann Seite 313 „so trägt denn mehr als ein Umstand dazu bei, die achtungswerthe Apothekerkunst zu verflüchtigen und statt dessen das kaufmännische Wesen an ihre Stelle zu setzen." Er hält also offenbar die Thätigkeit des Kaufmanns für minderwerthiger. Ja, so muß man fragen, wird denn das Ansehen, die Würde des Apothekers heruntergesetzt, wenn er nebenbei auch noch ein tüchtiger Kaufmann ist und nicht nur versteht, die Ausgaben mit den Einnahmen in Einklang zu bringen, sondern auch auf Heller und Pfennig nachzuweisen, welchen Nutzen seine Apotheke im vorigen Jahre

Digitized by Google

gebracht hat? Schämt sich denn ein Rittergutsbesitzer, wenn er auch studirt hat, Bücher zu führen, um sich über den Stand seines Vermögens auf dem Laufenden zu halten? Setzt sich eine wohlhabende Hausfrau herab, wenn sie Einnahmen und Ausgaben genau bucht, obwohl sie es eigentlich gar nicht nöthig hätte, da bei einem etwaigen Defizit Zuschuß genug vorhanden wäre? Uebrigens verlangt doch das Gesetz ausdrücklich diese erschöpfende Buchführung, und man muß sich wundern, daß die Regierung, die über die Ausbildung des Apothekers bis ins Kleinste ausgeführte Vorschriften gegeben hat, die Erfüllung dieser Pflicht nicht kontrollirt. Die Folge hiervon ist nun dieses höchst ungesunde Verhältniß, daß bei einem Kaufpreise der das Achtfache vom Umsatze beträgt, (es ist schon oft das Neunfache gezahlt worden, die Pharmazeutische Wochenschrift schrieb sogar neulich vom Zehnfachen) volle 36% der Einnahme zur Deckung der Zinsen verwendet werden müssen, und es ist daher wohl als nahezu ausgeschlossen zu bezeichnen, daß ein derartig belastetes Geschäft, selbst bei der heutigen sehr hohen Arzneitaxe, prosperiren kann. Daß an dieser schwerwiegenden, das Gedeihen völlig in Frage stellenden Kalamität die Droguenhändler unschuldig sind, wird auch ihr ärgster Feind zugeben müssen.

Daß beim Vertriebe der sogenannten Handverkaufsartikel den Apothekern Konkurrenz gemacht wird, kann und soll nicht geleugnet werden. Die Regierung hat ja die Droguenhandlungen vor dreißig Jahren ins Leben gerufen, um unbemittelten Apothekern Gelegenheit zu geben, sich selbständig zu machen. Sie hat also selbst den Apotheken Konkurrenz für einen Theil des Handverkaufes geschaffen. Warum sollte auch der Apotheker bei diesen Artikeln von der Konkurrenz verschont bleiben? Hier, wo er nur Kaufmann ist, liegt doch kein Grund vor, ihn gleichfalls ein Privilegium genießen zu lassen, was doch andere Gewerbetreibende nicht besitzen. Herr H. meint freilich Seite 315, daß mit den höheren Preisen den Apothekern „eine Prämie für die Zuverlässigkeit der Waare bezahlt werde." Dem muß auf das Entschiedenste widersprochen werden und dieser Widerspruch wird von Herrn H. selbst an anderer Stelle Seite 314 unterstützt; denn er sagt: „Finanzielle Schwierigkeiten haben unter allen Umständen oft Unreellität der Geschäftsführung zur Folge. Bei Apothekern ist das aber um so mehr zu befürchten, weil dem Publikum das Urtheil über die Güte der Waaren im Großen und Ganzen abgeht, auch die Preisbestimmung für den Laien nicht leicht zu beurtheilen ist." Und einige Zeilen darunter: „Ein bedauerliches Zurücktreten der früheren Solidität ist in der neuerdings in erhöhtem Maße hervortretenden Neigung mancher Apotheker zur Selbstfabrikation von Reklamemitteln zu finden. Von ihrem geringen Werthe sind die Fabrikanten häufig wohl selbst am besten unterrichtet." Mit diesen Worten bricht er selbst mitleidslos den Stab über eine große Reihe von Apotheken, und diese Aeußerung läßt bei dem unleugbaren Wohlwollen, das er für sie hat, tief blicken, namentlich wenn man seine Eigenschaft als Apothekenrevisor in Betracht zieht.

An anderer Stelle hebt freilich Herr H. mehrmals die Zuverlässigkeit der Apotheker hervor und sagt im Gegensatz hierzu Seite 315: „Für die Zuverlässigkeit des Droguistenstandes giebt es keine Garantie." Giebt es eine solche für den Apotheker? Hat dieser mit der Prüfung auf seine Kenntnisse, seine wissenschaftliche Ausbildung auch eine Prüfung auf Zuverlässigkeit bestanden? Zuverlässigkeit, Vorsicht und Loyalität sind Eigenschaften des Charakters. Das bestandene Examen beweist nur die erworbenen Kenntnisse. Der einfachste Bahnwärter kann zuverlässiger sein als ein Apotheker, der das Examen summa cum laude bestanden hat.

Digitized by Google

In der That ist die Zuverlässigkeit des Apothekers nicht über allen Zweifel erhaben. Wenn in Nachstehendem Beispiele mangelnder Zuverlässigkeit angeführt werden, soll damit nicht der Stand verdächtigt, sondern nur bewiesen werden, daß eben überall mit Wasser gekocht wird, und daß es hüben und drüben Leute giebt, die zuverlässig und solche, die es nicht sind. Im Jahre 1887 machte ein homöopathischer Verein folgende Probe: Er ließ in sämmtlichen Apotheken Berlins Rezepte abgeben, deren Ordinirung hellen Blödsinn enthielt: Urticaria rubra, Madaroma fraudulens etc., kurz Namen, die nun und nimmer ein Medikament bezeichnen. Es war beschämend, daß von 112 Berliner Apotheken 106 die Rezepte anfertigten, und daß nur sechs erklärten, das Verlangen sei unsinnig, da es diese Medikamente nicht gebe.

Vor nicht langer Zeit wurde einer Apotheke im Norden Berlins ein Rezept überreicht: 100,0 Infus. baccar. clabust: Prompt nach einer Stunde wurde das Infusum, mit einer Mark taxirt, abgegeben. — In Elsaß-Lothringen mußte eine Apotheke polizeilich geschlossen werden, weil von Seiten des Personals die Präparate mit stark wirkenden Sachen vermischt worden waren. In Süd-Deutschland mußte eine Apotheke geschlossen werden, weil der Gehilfe sich in Abwesenheit des Prinzipals derartig betrunken hatte, daß er unfähig war, irgend eine der ihm obliegenden Funktionen zu verrichten. — Wenn hier das Kapitel der Verwechselung von Arzneimitteln mit ihren traurigen Folgen nicht angeschnitten wird, so geschieht dies nicht etwa wegen Mangels an Material, — leider ist davon sehr viel vorhanden, — sondern weil diese Fälle nicht nur in Fachblättern, sondern auch in allen Tageszeitungen genügend erörtert worden sind und eine Wiederholung derselben leicht den Verdacht der Gehässigkeit erregen könnte.

Sind dergleichen Versehen in Droguenhandlungen nicht auch vorgekommen? Leider ja. Getreulich und mit unverkennbarem Behagen wird jeder derartige Fall in pharmazeutischen Blättern registrirt und mit frommem Augenaufschlag urbi et orbi verkündet, was für entsetzliche Menschen die Droguenhändler sind. Glücklicherweise wird die Gelegenheit hierzu nicht allzu oft geboten. Wenn man billiger Weise zugeben muß, daß es natürlich ist, daß in der Apotheke dergleichen Unglücksfälle sich mehr häufen als in den Droguenhandlungen, weil dort der Verkehr mit stark wirkenden Mitteln ein lebhafterer ist, so steht dem gegenüber, daß dann das Personal dort auch eine größere Gewandtheit darin besitzen muß. Niemand kann den Droguisten beweisen, daß sie eo ipso unzuverlässig und dem Gemeinwohl schädlich seien. Damit wird auch die Forderung des Herrn Geh. R., die Befugnisse der Droguisten wieder zu beschneiden, belanglos. Geschähe dieses, könnten Artikel wie: Borsäure, Aether, chlorsaures Kali, Salicylsäure, Magnesia ꝛc. wieder ausschließlich aus der Apotheke bezogen werden, so trüge dieser Umstand in hohem Maße dazu bei, „die achtungswerde Apothekerzunft zu verflüchtigen und statt dessen kaufmännisches Wesen an ihre Stelle zu setzen“ (S. 313); denn es läßt sich kaum annehmen, daß die Industrie auf Anwendung der genannten und vieler ähnlichen Artikel verzichten würde, nur um nicht die Veranlassung zu sein, daß die Apotheker von ihrer wissenschaftlichen Höhe herabsteigen müßten, um Handelsgeschäfte zu treiben. Herr H. bringt sich also auch hier mit seinen Forderungen in Widerspruch.

Was nun den Vorwurf anbetrifft: „Für die Vorbildung und Schulung der Droguenhändler giebt es keine Garantie“, so muß dieser mit Entschiedenheit zurückgewiesen werden. Abgesehen davon, daß ungefähr 30 %

Digitized by Google

der Droguenhändler Apotheker sind, also die gleiche Ausbildung genossen haben wie die Apothekenbesitzer, ist es ein Unding, anzunehmen, ein kaufmännisches Geschäft könne gedeihen, wenn es dem Inhaber an Waarenkenntniß gebricht. Der Droguist muß die bezogenen Waaren prüfen können; er lernt als Lehrling und Gehülfe die Eigenthümlichkeiten und unterscheidenden Merkmale der in seinem Detailhandel vorkommenden Droguen genau kennen. Er lernt so viel von der Chemie, wie er für seinen Beruf braucht. Es scheint dem Herrn Geh. R. unbekannt zu sein, daß in allen größeren Städten Schulen für Droguistenlehrlinge eingerichtet sind (in Braunschweig sogar eine lebhaft besuchte Akademie), deren regelmäßiger Besuch mit größter Strenge erzwungen wird. Diese Schulen veranstalten regelmäßige öffentliche Prüfungen, bei denen Jedermann sich überzeugen kann, welch solides, tüchtiges Wissen den jungen Leuten beigebracht wird.

Sollte nicht auch ein Beweis für die Schulung der Droguenhändler in dem Umstand zu finden sein, daß viele von ihnen eine blühende Fabrikation von Parfümerie- und Toilettemitteln eingerichtet haben? Eine ganze Reihe chemischer und technischer Kenntnisse sind zur Herstellung derselben nöthig, und es bedarf oft jahrelanger Studien, kostspieliger Versuche und umfassender Korrekturen, ehe man einen guten Hautcrême, ein gutes Taschentuchparfum oder sonst ein komplizirtes Toilettenmittel auf den Markt bringen kann. Die Herstellung einer derartigen Komposition erfordert gewiß ebenso viel Intelligenz und Vorbildung als die einer pharmazeutischen Tinktur, irgend welcher Pillen oder das Mischen von Holz- und Brustthee, zumal die Vorschriften für diese Artikel aufs Peinlichste verfaßt sind. — Wer einen tieferen Blick in die Verhältnisse des Droguistenstandes thut, muß wahrnehmen, daß derselbe außerordentlich rührig ist, sich zu konsolidiren und seine Mitglieder zu befähigen, allen ihnen gestellten Anforderungen in Bezug auf theoretische und praktische Kenntnisse zu genügen. Man vergesse nur nicht, daß der Stand erst 30 Jahre alt ist. — Leider droht dem Rufe der Droguenhändler dadurch eine Gefahr, daß in neuerer Zeit allerlei Elemente, wie Materialwaarenhändler, Barbiere und sonstige Inhaber kleiner Läden anfangen, sich den Namen „Droguisten" beizulegen, weil sie einige Droguen in ihr Waarenlager aufgenommen haben. Als allerneuste Erscheinung dieser Richtung sind die sogenannten Schrankdroguisten zu nennen. Es sind dies kleine Dorfkrämer, Schneider, Schmiede u. dergl., denen in großen und kleinen Dörfern von Engrosfirmen (merkwürdigerweise befinden sich auch Apothekenbesitzer unter den Lieferanten!!) Schränke aufgestellt werden, in denen, entsprechend verpackt, allerlei Heilmittel enthalten sind. Es werden für 200, 300 bis 500 Mk., je nach Wunsch, derartige Einrichtungen geliefert und die Inhaber sind „Droguisten" und verkaufen flottweg Alles, was verlangt wird, ohne die geringsten Kenntnisse von der Natur und Wirkung ihrer Waaren zu besitzen. Sich von solchen Auswüchsen zu befreien, ist der sehnliche Wunsch aller anständigen Droguenhändler. Seit Jahren arbeiten der deutsche Droguistenverein und die Berliner Droguisteninnung an der Heilung dieses Schadens, und ihr Bestreben geht dahin, daß zur Errichtung einer Droguenhandlung der Befähigungsnachweis obligatorisch werde. Meint freilich Herr H., daß der Weg, den ganzen Droguenhandel wieder in die Apotheke zurückzuverlegen, der kürzere sei, so steht diesem Vorschlage der Umstand entgegen, daß die Droguengeschäfte aus einem tief empfundenen Bedürfniß heraus sich entwickelt haben. Wenn das Droguistenwesen einen ungeahnten Aufschwung genommen hat; wenn die Inhaber der Handlungen trotz abgelegter Apothekerprüfung sich nicht mehr als Apotheker, sondern als echte, in der Wolle gefärbte Droguisten

Digitized by Google

fühlen, so muß ihre Existenz den modernen Anforderungen doch entsprechen. Eine Institution, die künstlich geschaffen ist, keinem natürlichen Verlangen entspringt, wird sich auf die Dauer nicht behaupten können. Wo ein großes, blühendes Droguengeschäft besteht, hat es seine Wurzeln in der Gunst und der Theilnahme des Publikums. Die Befugnisse dieser Handlungen sind nicht, wie der Herr Geh.-Rath annimmt, durch den Druck, den sie selbst auf die Regierung ausübten, erweitert worden, (in den Jahren 1872, 75 und 90 waren die Droguenhändler überhaupt noch nicht derartig organisirt, daß sie im Stande gewesen wären, einen Druck auf die Regierung auszuüben) sondern durch den Druck, den das Publikum ausübte. Dasselbe kann durchaus nicht einsehen, weshalb es für die einfachen Hausmittel, wie sie fast täglich in der Familie gebraucht werden, die außerordentlich hohen Apothekerpreise bezahlen soll. Die Forderung der Verbilligung dergl. Artikel ist durchaus nicht so unverständig, auffallend würde vielmehr das Gegentheil sein. In der heutigen Zeit, da auf allen Gebieten des Handels und der Industrie rücksichtslose Konkurrenz herrscht, darf die Apotheke nicht starr an veralteten Einrichtungen festhalten. Das Publikum besitzt durchaus genügende Intelligenz, ein Hausmittel guter Qualität von einem solchen geringerer Art unterscheiden zu können. Es hat gewiß schon öfter Vergleiche angestellt zwischen dem Bezug aus der Apotheke und dem aus den Droguenhandlungen, und diese Vergleiche müssen doch zu Gunsten der letzteren ausgefallen sein, da sich diese sonst nicht in diesem Maße weiter entwickelt hätten. Vergessen sei nicht das wesentliche Moment, daß sehr viele Aerzte, die doch ein großes Interesse an der Wirksamkeit der von ihnen verordneten Hausmittel haben, eifrige Förderer der Droguenhandlungen sind. Das würden sie gewiß nicht sein, wenn sie nicht wüßten, daß die dort verabfolgten Waaren tadellos sind. Eine Zurückverlegung des Droguenhandels in die Apotheken, würde überdies den Grundsatz aussprechen, daß das Publikum der Apotheken wegen vorhanden sei, denn es liegt auf der Hand, daß sobald die Apotheker wieder unter sich sind und fremde Konkurrenz nicht mehr zu fürchten haben, die Preise wieder stark in die Höhe gehen werden. Es ist kaum anzunehmen, daß die Regierung hierzu die Hand bieten wird.

Glaubt übrigens der Herr Geh.-Rath, daß durch Beschneiden der Befugnisse der Droguenhändler die Apothekerverhältnisse gründlich gebessert werden würden? Man kann schwer begreifen, daß ein so genauer Kenner der pharmazeutischen Verhältnisse diese Ansicht haben kann. Es liegt doch so nahe, daß durch Zuführung neuer Erwerbsquellen zwar den heutigen Eigenthümern in etwas geholfen, das Mißliche der allgemeinen Lage aber nach den ersten Besitzwechseln zunehmen würde. Eine Probe hierauf ist ja schon vor einigen Jahren durch Einführung der Zwangskrankenkassen gemacht worden. Die bedeutenden Umsätze, die den Apotheken dadurch zugeführt worden sind, (in Berlin ist jede fünfte Person in einer Krankenkasse) haben nur bewirkt, daß die Spekulation neue Nahrung erhielt und der „Apothekenschacher" lustiger als je blühte. Natürlich; die neu zugekommene Umsatzsumme mit acht oder neun multiplizirt ergiebt eine ganz respektable Steigerung des Scheinwerthes der Apotheken. Eine abermalige Zuführung würde sicher der Spekulation einen neuen Aufschwung geben und den Kaufpreis der Apotheken im Mißverhältnis zu ihrem wahren Werthe ins Unermeßliche steigern.

Auf diesem Wege ist entschieden die Heilung der Verhältnisse nicht zu erreichen. — Es sei dem Verfasser gestattet, seine Meinung darüber, wie Wandel geschaffen werden kann, hier zu äußern. Soll das heutige

Digitized by Google

Gemisch von Dispensiranstalt und Droguenhandlung beibehalten werden, so ist eine vollkommene Besserung von vornherein ausgeschlossen, denn diese unglückliche Verquickung führt zu recht bedenklichen Konsequenzen. Wer z. B. in der Apotheke im Handverkauf 30 gr Species pectoral. ersteht, bezahlt dafür 10 Pf., fordert er dasselbe Quantum auf ein ärztliches Rezept hin, so werden 45 Pf. (inkl. Schachtel) berechnet. Ist ein so wesentlicher Preisunterschied bei ganz gleichem Einkaufswerth des Objektes zu rechtfertigen? Man glaube nicht etwa, daß in dem einen Falle eine größere Zuverlässigkeit, eine höhere Arbeitsleistung als im andern Falle vorliegt. Das Rezept schreibt sonst die Zusammensetzung verschiedener Stoffe vor, hier lautete es nur auf „spec. pector." Fertig nahm der Apotheker das Mittel aus demselben Kasten heraus, gleichgültig ob es ihm mit Worten oder durch Ueberreichung des Rezepts abverlangt wurde. Vor einigen Jahren wurde ein bekannter Berliner Bonbonfabrikant wegen Betruges verurtheilt, weil er ein und dieselbe Sorte Chokoladenpulver, je nach Begehr des Publikums, das Pfund einmal für 1 M. und das andere mal für 1,20 M. abgegeben hatte. Es betrug der Preisunterschied auf 500 Gramm nur 20 Pf.; bei dem oben erwähnten Brustthee auf 30 Gramm schon 25 Pf. Wie soll das Publikum eine solche Gesetzgebung verstehen?

Läßt die Regierung, trotz solch schreiender Mißstände, die Apotheken in der bisherigen Weise bestehen, giebt sie zu, daß auch fernerhin durch solche Fakta das Rechtsbewußtsein des Volkes verletzt, und das Ansehen und der Ruf des Apothekers immer mehr untergraben wird, so halte sie wenigstens mit unerbittlicher Strenge auf buchstäbliche Erfüllung der §§ 38 u. f. f. des Handelsgesetzbuches (Buchführung), nehme bei den Revisionen Einsicht von Inventurabschluß und Bilanz und bestätige keinen Verkauf, vor dessen Abschluß nicht der Käufer Inventur und Bilanz eingesehen hat. — Die wissenschaftliche Ausbildung der Apotheker ist tadellos; ihnen fehlt nur die kaufmännische. Eine Handlung, auch nur mittlerer Größe, ohne erschöpfende Buchführung leiten zu wollen, ist ein Unding.

Hält jedoch die Regierung, analog der Meinung des Herrn Geh. R., die Apotheker für zu gut dazu, auch Kaufleute zu sein, so verwandle sie die Apotheken in reine Dispensiranstalten und entschädige die jetzigen Besitzer für den Ausfall in den Einnahmen des Handverkaufs, durch die Beschäftigung als offizielle Nahrungsmittel- und Gerichtschemiker, amtliche Fleischbeschauer ꝛc. Dann wird der Traum in Erfüllung gehen, der „höher organisirten" Apothekern schon lange vorschwebt. Man wird sie als gleichberechtigt ansehen mit andern akademisch gebildeten Leuten und das ersehnte Maturum mit nachfolgendem Triennium wird seines Glanzes nicht wieder verlustig gehen durch eine spätere Thätigkeit hinter dem Ladentische und die Abgabe einer Stange Süßholz à 5 Pfg. Es bliebe ja jedem Apothekenbesitzer unbenommen, auch noch eine Droguenhandlung zu eröffnen; doch müßte diese von der Dispensiranstalt streng geschieden sein.

Den Droguenhändlern kann es ziemlich gleichgültig sein, ob die Apothekenfrage so oder anders gelöst wird. Nur eins ist für sie von einschneidendem Interesse: daß endlich feste, unverrückbare Grenzen gezogen werden zwischen Apotheke und Droguerie. Heutzutage ist die Entscheidung [illegible] zu sehr dem subjektiven Ermessen der Revisoren überlassen; eine [illegible]r derselben durch richterliches Erkenntniß ist zwar meistens zu [illegible], muß aber mit zu hohen Opfern an Geld und Zeit erkauft werden [illegible] eben nur für den vorliegenden Fall. Bei der nächsten Revision

Digitized by Google

giebt es wieder ein Strafmandat für dieselben Artikel, welche der Ausspruch des Richters nach der vorhergegangenen Revision freigegeben hatte.

Es ist nicht anzunehmen, daß die Regierung die von ihr selbst ins Leben gerufenen Droguenhandlungen wieder vernichten werde. Das Vertrauen, das sie im Publikum genießen, ist wohl der beste Schutz dagegen. Sich dieses Vertrauens auch fernerhin würdig zu zeigen und sich darin immer noch mehr zu befestigen, ist daher die Aufgabe, die sie sich stellen müssen.

Die Praxis der genossenschaftlichen Gutsbewirthschaftung von Lothar Meyer.

Landesökonomierath Nobbe hat sich im Maiheft der preußischen Jahrbücher in eingehender Weise mit einem unsere ganze Agrarfrage von großen Gesichtspunkten aus behandelnden Werke Dr. Oppenheimers „Die Siedlungsgenossenschaft, Versuch einer positiven Ueberwindung des Kommunismus durch Lösung des Genossenschaftsproblems und der Agrarfrage" beschäftigt. Dabei ist er sowohl auf die theoretischen Unterlagen, wie auch auf die praktischen Vorschläge Oppenheimers eingegangen. Nur mit dem auf die letzteren hinzielenden Theil seiner Kritik möchte ich, als mitten in der Praxis stehender Landwirth mich hier beschäftigen. Ich setze an der Stelle ein, wo Nobbe behauptet, daß für die erste Generation eine nach dem Oppenheimerschen Vorschlag veränderte Gutswirthschaft kein wesentlich anderes Bild als eine althergebrachte bieten würde, und ich werde zu beweisen versuchen, daß sie nach zwei Richtungen differiren müßte.

Vorweg möchte ich, als eine m. E. das Wesen der genossenschaftlichen Gutsbewirthschaftung nicht berührende Frage, die behandeln, ob die Gutsarbeiter theilweise an der Peripherie des Gutes angesiedelt werden und dann eigene kleine Wirthschaften führen könnten, oder sämmtlich in der Nähe des Gutshofes wohnen, aber doch eigene Viehhaltung treiben könnten, oder ob sie drittens gar unter Verzicht auf jede eigene kleine Wirthschaft nur als Genossen des großen Betriebes wirthschaftlich thätig sein sollten. Eine regelmäßig um den Gutshof angeordnete Nutzfläche von 7 bis 800 Hektar hat einen Radius von nur 1500 Meter. Die dort Wohnenden würden also in den arbeitsreichen Zeiten, die hauptsächlich der Feldwirthschaft zufallen, einen Weg von durchschnittlich vielleicht 1250 Meter viermal täglich zurückzulegen haben; das sind 5000 Meter; pro Kilometer 12 Minuten gerechnet gleich 60 Minuten. Dies ist durchaus nicht mehr als zulässig. Daß die das Vieh besorgenden Leute möglichst in der Nähe des Gutshofs wohnen müßten, ist praktisch ohne Weiteres klar, aber ich sehe auch gar keine Schwierigkeit darin, zwei verschiedene, in ihrem Einkommen aber möglichst gleichgestellte Arbeiterkategorien zu schaffen: Eine, ohne eigenes Land zu bewirthschaften, früh und spät mit dem Vieh beschäftigte und eine mit höchstens zehnstündiger (Nothfälle abgerechnet) Arbeitszeit, nebenbei eigene Wirthschaft treibende. Die nächstdenkbare Form des Arbeiterhaushaltes wäre die, daß die Arbeiter alle nach wie vor möglichst nahe dem Gutshof wohnen und wie in den meisten Gegenden der östlichen Provinzen ihre Kuh, ihre Schweine, ihr Geflügel haben, ein System, für welches die dadurch mögliche Verwerthung der Wirthschaftsabfälle einerseits, der Frauen-

Digitized by Google

und Kinder-Arbeit andererseits spricht. Die reinste und von mir durchaus nicht perhorreszirte Form wäre die, daß absolut keine Einzelwirthschaften bestehen, sondern jeder Gutsbewohner: Mann, Frau und Kind, seine volle Kraft dem Großbetriebe zu widmen in der Lage ist, ganz nach dem klassischen Beispiel von Nalahine. Aber wie man auch immer diese Frage entscheiden mag, eine prinzipielle Bedeutung hat sie nicht; das Wesen der genossenschaftlichen Gutsbewirthschaftung bleibt davon unberührt.

Ich hätte nun nachzuweisen, in welcher Weise die Genossenschaftswirthschaft von der bisherigen abweichen würde. Die gesteigerte Arbeitslust und Arbeitsfähigkeit des Genossenschafters zunächst ganz aus dem Spiel lassend, möchte ich konstatiren, daß unsere großen Güter, je intensiver sie wirthschaften, desto mehr unter einer ganz außerordentlich hohen Abnutzung des lebenden und todten Inventars laboriren. Ich habe die Zahlen von Stellmacher-, Schmiede-, Sattler- und sonstiger Handwerker-Arbeit, eigentliche Maschinenreparaturen ausgeschlossen, von meiner eigenen Wirthschaft und einigen Gütern, deren Rechnungen mir zugänglich waren, zusammengestellt und dabei gefunden, daß pro Hektar Ackerfläche 15 bis 20 Mark jährlich aufgewendet werden, während kleinere Bauernwirthschaften in diesem Punkte der Genossenschaftswirthschaft näher stehend, weil die Familie des Besitzers ein gut Theil des Inventars fortwährend selbst in Händen hat und zweitens auch die paar fremden Leute sowohl besser kontrolirt sind, als auch sich mehr zur Familie rechnend, sorgsamer damit umgehen, nur 5 bis 10 Mark verbrauchen. Nach meinen ins Detail gehenden Aufzeichnungen deren Herzählung allenfalls in eine landwirthschaftliche Zeitung, nicht aber an diesen Platz gehörte, ist die Hälfte dieser Summen unvermeidlicher Verschleiß, die andere Hälfte ausschließlich das Resultat von Nachlässigkeit und Trägheit des Arbeitspersonals. Ich will aber nur fünf Mark pro Hektar als unnöthigen Verbrauch annehmen und erhalte schon auf diese Weise von einer mittleren Großwirthschaft (600 Hektar) 3000 Mark leicht zu ersparenden Aufwandes für das todte Inventar. Diese Zahl repräsentirt aber nur erst die Summe des unnöthigen Verbrauches an dem alltäglichen Geräth und bleibt insofern erheblich hinter dem totalen unnöthigen Jahresverlust an todtem Inventar zurück, als die Nothwendigkeit großer Maschinen-Reparaturen häufig auch auf Nachlässigkeit zurückzuführen ist. Viel größer, leider nur nicht in Zahlen ausdrückbar ist die auf Indolenz zurückzuführende Abnutzung der Arbeitsthiere und Minderertrag der Nutzthiere zu beziffern. Setze ich somit, — und ich behaupte, daß dies eine durchaus hinter der Wirklichkeit zurückbleibende Zahl ist —, den unnöthigen Inventarverschleiß eines mittleren Gutes, 600 Hektar groß, welches 400 000 Mark werth sein soll, mit 6000 Mark an, so lassen sich lediglich durch eine auf sorgsamere Behandlung des Inventars zielende Wirthschaftsform $1^1/_2$ Prozent des Gutswerthes jährlich mehr verdienen. Ich bin darauf gefaßt, daß mir ein Landwirth in jenen wenigen glücklichen Distrikten, wo noch ein, wenn auch immer mehr zusammenschmelzender Stamm von sorgsamen Leuten vorhanden ist, diese Zahlen anficht; eben so gewiß bin ich aber dessen, daß mir eine sehr viel größere Zahl von rechnenden Landwirthen zustimmen wird.

Viel schwerer zu beweisen, d. h. rechnerisch darzulegen ist der positive Fortschritt der Genossenschaftswirthschaft, der sich auch weniger in den ersten als in späteren Jahren nach Einführung dieser Wirthschaftsform wird. Daß unsere ganze Feldarbeit, beispielsweise die mit Akkord e Handarbeit bei der Hackfruchtkultur großen Theils höchst lieder- führt wird, ist eine landwirthschaftliche Binsenwahrheit und es

Digitized by Google

ist außer allem Zweifel, daß sich durch sorgfältige interessirte Ausführung dieser Arbeiten eine Ertragssteigerung ohne Vermehrung der Unkosten, d. h. also eine Reinertrags-Steigerung erzielen läßt.

Meine bisherigen Nachweise halten sich durchaus im Rahmen der früheren Wirthschaftsform, weil es noch schwieriger ist, eine genaue Darstellung der Ertrag-steigerung in Folge von verändertem, intensivirtem Wirthschaftssystem zu geben. Daß aber die unter unsern Voraussetzungen verfügbare zahlreichere und sorgsamere menschliche Arbeit eine vollständige Revolution des gesammten Wirthschaftssystems in allen den Fällen wo es die Marktlage irgend gestattet hervorrufen würde, ist außer allem Zweifel. Dies hält selbst der in dieser Beziehung sehr skeptische Autor des angegriffenen Artikels für möglich. Nur knüpft er daran eine unrichtige Schlußfolgerung, die ich verbotenus zu zitiren nicht umhin kann: „Sollte aber doch die gesteigerte Schaffensfreudigkeit der Genossenschaftler das Wunder vollbringen und einen Gewinn ermöglichen, nun so würde der Ueberschuß zur Abstoßung des hypothekarisch festgelegten Kapitals benutzt werden, so daß auf lange, lange Zeit hinaus voraussichtlich die Genossenschaftler gar kein Bewußtsein, mindestens aber keinen Vortheil von ihrer Zugehörigkeit zu der Produktivgenossenschaft bekommen und der großen Idee genossenschaftlichen Zusammenwirkens voraussichtlich wenig Geschmack abgewinnen würden." Das heißt mit anderen Worten: Es ist schon möglich, daß die Genossenschafter über den früheren Normalarbeitsverdienst hinaus Ersparnisse machen; diese werden sie ja aber nicht verbrauchen, auch da man doch von einem Genossenschafter eine allmählich steigende wirthschaftliche Einsicht erwarten darf, nicht in einen Strumpf stecken, sondern auf eine Sparkasse tragen, oder sonst wie thesauriren und wahrscheinlich damit Hypotheken abstoßen. Damit werden sie nach der gewöhnlichen Lebensanschauung reicher, d. h. vermindern ihre Zinslast und vergrößern dadurch ihr Einkommen. Nobbe aber sagt mit dürren Worten, davon hätten sie nichts und würden auch in Folge dessen am genossenschaftlichen Zusammenarbeiten wenig Geschmack finden. Es liegt doch aber auf der Hand, daß mit sich vermindernder Zinslast der Komfort der einzelnen Arbeiterfamilien sich steigern würde, genau so wie der Besitzer eines mit wenig Zinsen belasteten Gutes besser lebt, als der zu drei Viertheilen oder gar zur vollen Höhe seines Gutes verschuldete. Wenn Nobbe nichts weiter meint, als daß man nicht die ersten bei diesem genossenschaftlichen Zusammenarbeiten mehr verdienten 50 Mk. pro Familie dazu verwenden solle, Hypotheken abzuzahlen, so stehe ich ganz auf seinem Standpunkt, muß aber dieses wieder lediglich als eine Opportunitätsfrage bezeichnen, die das Wesen der Sache nicht berührt.

In welch außerordentlich hohem Maße gerade eine Gutswirthschaft unter dem Mangel an sorgsamer Arbeit laborirt und welchen radikalen Umschwung es für sie bedeutet, von interessirten gutwilligen Arbeitern im Gange gehalten zu werden, das hier mit lebhaften Farben zu schildern, muß ich mir versagen.

Ich möchte nur zum Schluß noch auf den einen, wie ich zugebe, schwierigsten Punkt der genossenschaftlichen Gutswirthschaft eingehen: Aufrechterhaltung einer straffen Betriebsleitung. Ich stehe darin ganz auf dem Standpunkt Nobbes, daß es eine conditio sino qua non für alle derartigen Unternehmungen bleiben wird, diese zu sichern. Zunächst wird es sich bei der Ueberleitung des heutigen Betriebes in einen genossenschaftlichen unschwer dekretiren lassen. Wie sich die Sache später, eine große Anzahl von genossenschaftlichen Gutsbetrieben in einem Lande vereint gedacht, gestalten

Digitized by Google

wird, ob dann Milderungen möglich sein werden und Aehnliches mehr, darüber heute Erwägungen anzustellen, scheint mir verfrüht. Ich vereinige mich mit Nobbe in dem Wunsche, daß die momentan außerordentlich schwierigen Arbeiterverhältnisse besonders in Nord-Ost-Deutschland dazu führen mögen, Versuche mit landwirthschaftlichen Arbeiter-Produktiv-Genossenschaft zu machen. Den Beginn einer solchen, der Initiative des Hüttendirektors Dr. Föhr entsprungen, war mir neulich in Silberhütte im Harz zu sehen vergönnt. Gleichzeitig (Mai 1898) berichtet das landwirthschaftliche Genossenschaftsblatt über eine in Königsberg gegründete Betriebsgenossenschaft, welche nach dieser Quelle auf den Gütern Quednau und Arenstein, dicht bei Königsberg gelegen, genossenschaftliche Gutswirthschaft treiben wird. Vivant sequentes.

Replik.

Herr L. Meyer ist der Praktiker, auf den sich Dr. Oppenheimer in seinem Buche beruft und vertheidigt insofern sich selbst, muß aber dabei sofort von dem Oppenheimerschen Ideal abweichen. Um einen von mir gemachten Einwand zu pariren, giebt er zu, er sehe seinerseits gar keine Schwierigkeit darin, zwei verschiedene Arbeiterkategorien zu schaffen, eine nur mit dem Vieh beschäftigte ohne eigenen Landbesitz, und eine zweite mit nebenbei betriebener Eigenwirthschaft. — Ganz vortrefflich! Mir geht es genau ebenso, aber Herr Lothar Meyer vergißt dabei nur, daß das ganze Oppenheimersche System, zu dessen Anwalt er sich doch macht, unbedingt auf der Grundlage der eigenen Siedlung mit persönlich betriebener Landwirthschaft beruht und damit steht und fällt. Was also Herr Meyer will und empfiehlt, ist etwas ganz Anderes, als was in Dr. Oppenheimers Buche steht und wogegen ich meine Bedenken äußerte. Er ist eben viel zu praktisch, um nicht zu wissen, daß die mit ständiger Pflege, Nutzung und Führung des Viehs beschäftigten Arbeiter nicht wohl mit starkem Eigenbetrieb in entfernten Außenschlägen angesiedelt sein können, wenn nicht Vieh und Wirthschaft dadurch Schaden leiden sollen. Deshalb fügt er, wie Dr. Oppenheimer sagen würde, wieder das Geldarbeiterthum als Rudiment aus der Epoche der Lohnarbeit in die bevorstehende Wirthschaftsperiode der Siedlungsgenossenschaften ein und verwirrt dadurch das ganze, filigranartig ausgeklügelte System.

Was mir Herr Meyer im Einzelnen vorwirft, ist der Hauptsache nach ein Zweifaches.

Zunächst nämlich habe ich allerdings gesagt, daß eine Arbeiter-Produktivgenossenschaft, die auf der Voraussetzung beruhe, daß ein Großbesitzer sich mit seinen Arbeitern zu einer Produktivgenossenschaft zusammenschließe, an diese sein Gut ohne jede Anzahlung zu landesüblichem Preise verkaufe und sich bis zur Tilgung der Kaufschuld aus dem Reingewinn die volle, unbeschränkte Betriebsleitung vorbehalte, ziemlich genau ebenso aussehen werde, wie der jetzige Wirthschaftsbetrieb. Ich begründete diese Ansicht damit, daß ich hervorhob, es sei bei den jetzigen Konjunkturen nicht zu erwarten, daß mehr als die Zinsen des Kaufpreises und des vorgeschossenen Betriebskapitals aus dem Gute herausgewirthschaftet würden. Sei das aber der Fall, so bleibe ja die Schuld selbst und mit ihr die autoritäre Herrenmacht des früheren Besitzers, nun-

Digitized by Google

mehrigen Kapitalgläubigers, mit allen Konsequenzen bis auf Weiteres bestehen, der simple Genosse werde sich also nach wie vor als Arbeiter fühlen — kurz, es werde vorläufig so ziemlich Alles beim Alten bleiben.

Herr Meyer dagegen ist anderer Ansicht. Er glaubt, daß schon das Bewußtsein, Genossenschafter zu sein, die Kräfte der Arbeiter stählen und die Menschennatur veredeln werde. Was jetzt durch Nachlässigkeit und Trägheit des Personals am Wirthschaftsinventar zerstört oder verdorben wird, bleibt dann erhalten; Schabernack gegen die Genossen und Vorgesetzten hört auf, Aerger über störrische Pferde und Mißhandlungen an Thieren giebt es nicht mehr; jedes abgesprungene Kettenstück wird fortan vom Boden aufgehoben, das Vieh nach den Regeln der Hygiene gepflegt und benutzt — kurz, bei einem mittleren Gute werden jährlich durch Veredelung der Sitten und größere Sorgfalt 6000 Mk. an unnöthigem Inventar-Verschleiß erspart. Demgegenüber bestreite ich nun entschieden, daß durch die Umwandlung eines Gutes in eine total verschuldete, nur durch straffes Regiment über Wasser zu haltende Genossenschaft die Neigungen und Leidenschaften der Menschen irgendwie merklich verändert werden würden. Was dagegen mit großer Wahrscheinlichkeit eintreten würde, ist Folgendes! Jeder mit 6 Morgen Angesiedelte würde nach Möglichkeit den Gewinn der Eigenwirthschaft zu steigern suchen — ob immer auf gesetzliche Weise, mag dahingestellt bleiben — das Interesse am Zentralbetrieb aber würde darüber zurücktreten, ja als völlig nebensächlich angesehen werden. Den Siedlern ist eben das Hemd näher als der Rock, wie andren Leuten auch, und ob dieser Umstand nicht die erhofften Ersparnisse des Herrn Lothar Meyer einigermaßen beeinträchtigen oder kompensiren würde, das könnte nur die Zukunft lehren. Einstweilen habe ich darüber meine eigenen Gedanken!

Zweitens bestreitet mein verehrter Gegner meine Behauptung, daß die Arbeiter in einer Genossenschaft nach obigem Schema auf lange Zeit hinaus überhaupt keinen rechten Vortheil aus ihrer Zugehörigkeit zur Genossenschaft erlangen würden. — Selbstverständlich wollte ich damit sagen, daß, wenn auch wirklich in solchen verschuldeten Wirthschaften Reingewinne erzielt werden sollten, diese doch auf lange, lange Zeit hinaus nicht in die Tasche der Genossenschafter wandern würden, sondern lediglich zur Abstoßung der allerbrennendsten Schuldkapitalien verwandt werden müßten. Denn daß der frühere Besitzer des Guts unter so riskanten Umständen seine Forderungen für immer und ewig hypothekarisch darauf würde stehen lassen wollen, das glauben wir sicherlich beide nicht. Inwiefern sich aber durch eine jedenfalls doch sehr allmähliche Abstoßung derartiger Schulden der Komfort der einzelnen Arbeiterfamilien schon in absehbarer Zeit steigern soll, das sehe ich wirklich nicht ein. Vielmehr wird der Arbeiter nach wie vor nichts weiter erhalten, als feste, nach der Stundenzahl und Qualität der Arbeit berechnete Vorschüsse — alias Löhne — die sich vom Durchschnittslohn der Gegend nicht sichtlich werden entfernen dürfen, wenn überhaupt noch von einem Betriebsüberschuß die Rede sein soll. Worin also besteht der Vortheil des Arbeiters als Genossenschafter gegenüber dem jetzigen Zustand? Ich weiß es nicht. Es bleibt ja doch die unbedingte Autorität des früheren Besitzers und seiner Beamten, und es bleibt ferner die Arbeit für fremden Zins und fremdes Kapital, ganz wie bisher! Nur durch Eins würde sich allerdings in praxi die Oppenheimersche Genossenschaftsform vom jetzigen Zustand unterscheiden, nämlich durch die Siedlung der Arbeiter an der Peripherie des Guts mit je 6 Morgen Eigenbetrieb — darüber noch ein Wort!

Digitized by Google

Bereits an den verschiedensten Stellen, im Reichstag wie im Landesökonomiekollegium und im evangelisch-sozialen Kongreß habe auch ich mich dahin ausgesprochen, daß das Streben der ländlichen Arbeiter nach eignem Landbesitz bessere Gelegenheit zur Befriedigung finden müsse als bisher, wenn die sozialen Nothstände des platten Landes, vor Allem der wachsende Arbeitermangel, nicht bedrohliche Erscheinungen hervorrufen sollen; die Verwirklichung dieses Gedankens aber hat weder mit Arbeiterproduktionsgenossenschaften noch mit Oppenheimerschen Siedlungsgenossenschaften irgend etwas zu thun. Wie, wo und in welchem Umfange derartige Eigenwirthschaften der Arbeiter zu errichten sind, das ist im Grunde eine Frage der örtlichen Erwägung; ich habe den Oppenheimerschen Vorschlägen nur soweit widersprochen, als sie mir, ganz abgesehen von der Theorie, aus der sie herausgegangen sind, unpraktisch zu sein schienen. Dabei habe ich von Dreikilometer-Entfernungen nur deshalb gesprochen, weil diese Zahl im Buche selbst angeführt ist und weil thatsächlich die Außenschläge mittlerer Güter häufig genug so weit von der Zentralstelle entfernt sind. Die Beschäftigung derartig entfernt angesiedelter Arbeiter im Zentralbetrieb aber würde — ich wiederhole es — so zeitraubend, schwierig und kostspielig sein, daß die üblen Folgen für die Rentabilität des Betriebs nicht ausbleiben würden. Wenn Herr Meyer nur 1500 Meter berechnen will, so bedenkt er weder, daß selten genug die Gutshöfe genau im Mittelpunkt einer kreisrunden Fläche zu liegen pflegen, noch daß die Hälfte der Feldarbeit jenseits des Wirthschaftshofs verrichtet werden muß, daß also häufig nicht nur der Radius, sondern fast der volle Durchmesser der Wirthschaft vom Arbeiter durchschritten werden muß.

Wie dem aber auch sei; ich wiederhole zum Schluß, was ich bereits in meinem Aufsatze gesagt habe, daß nämlich durch alle derartigen Einwendungen und Bedenken das Problem der landwirthschaftlichen Arbeiter-Produktivgenossenschaft an sich noch keineswegs widerlegt ist, und daß ich es mit großer Freude begrüßen würde, wenn sich humanitär gesinnte reiche Privatleute entschließen könnten, ernstliche Versuche damit auf möglichst praktischer Grundlage an geeigneter Stelle zu machen. — Wenn ich freilich in dieser Hinsicht nicht ganz so hoffnungsvoll bin wie mein verehrter Gegner, so ist das schließlich vielleicht Sache des Alters und des Temperaments.

Nobbe.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

23. Juni 1898.

Das österreichische Abgeordnetenhaus ist am 13. d. Mts. auf unbestimmte Zeit vertagt worden, ehe es irgend eine der zahlreichen Aufgaben, die der Erledigung harrten, zu Ende geführt hat, und damit hat nun auch das Ministerium Thun seine parlamentarische Insolvenz angemeldet. Diese Thatsache ist nicht nur von größter Bedeutung für die Entwickelung der inneren Verhältnisse im alten Kaiserstaate, sie wird auch in der Geschichte des Konstitutionalismus nicht übersehen werden können. Eine große Partei oder richtiger ein Komplex von Fraktionen, die zwar nicht die Majorität ausmachen, aber doch so stark sind, daß ihre Gegner nicht die zu Verfassungsänderungen nothwendige Qualifikation der Majorität erreichen können, hindert einen parlamentarischen Körper an der Ausübung seiner verfassungsmäßigen Rechte. Dies geschieht ohne Gewalt, ohne Lärm und Brutalität einzig durch rücksichtslose Anwendung der ihr durch die Geschäftsordnung eingeräumten Befugnisse. Dadurch ist zunächst in die österreichische Verfassung ein Vetorecht eingeführt, an das die Schöpfer derselben niemals gedacht haben; es wird aber kaum ausbleiben, daß in ähnlichen Fällen auch andere parlamentarische Minoritäten sich desselben bedienen werden, und damit ist ein wesentliches Prinzip des liberalen Vertretungssystems, auf dem das moderne Verfassungsrecht beruht, in seinen Grundfesten erschüttert. Dabei kommt noch in Betracht, daß die Geschäftsordnung des österreichischen Reichsrathes der einfachen Majorität ohnehin eines der kräftigsten Mittel zur Bewältigung der Minorität in die Hand giebt, die sogenannte Klotüre, das Recht, in jedem Abschnitte der Verhandlung den Schluß der Debatte zu beschließen. Wenn ein Gesetz oder ein Antrag einmal zur zweiten Lesung gelangt, ist die Opposition in ihrem taktischen Vorgehen schon wesentlich eingeengt, sie kann dann zwar noch

Digitized by Google

immer durch zahlreiche Abänderungsanträge die Entscheidung hinausschieben, aber es ist kaum anzunehmen, daß diesem Verfahren durch eine konsequente Anwendung der Klotüre nicht ein Ziel gesteckt werden sollte, daß namentlich bei einfach stylisierten Anträgen, die nicht in Paragraphen zerlegt sind, nicht endlich mit Geduld und Ausdauer die Abstimmung erzwungen werden könnte. Ausgedehntere Gesetzentwürfe sind gegen eine obstruirende Opposition überhaupt nicht durchzubringen, sobald nur die Spezialdebatte geschäftsordnungsmäßig gesichert ist. Die Oppositionsparteien des österreichischen Abgeordnetenhauses haben die Klotüre unschädlich gemacht, indem sie durch Einbringung von Dringlichkeits-Anträgen, die sofort in Behandlung genommen werden müssen, die zweiten Lesungen aller Vorlagen, welche das eigentliche Arbeitsprogramm des Reichsrathes ausmachen, hintertrieben und dadurch der Majorität die Gelegenheit nahmen, ihre Abstimmungsgewalt in Anwendung zu bringen. Es mag zwar zugegeben werden, daß Geschäftsordnungen ersonnen werden können, durch welche die Gewalt der Majorität noch verstärkt und der Wirkungskreis einer Obstruktion noch weiter eingeengt werden könnte, als dies in Oesterreich der Fall ist, aber es wird niemals möglich werden, die Obstruktion gänzlich unanwendbar zu machen. Es giebt keine Alleinherrschaft der Majorität, die Tyrannei des liberalen Parlamentarismus ist gebrochen. Dies ist eine wichtige und im Ganzen nicht unerfreuliche Erkenntniß. In der inneren Entwickelung der Staatsorganismen sollen gewaltthätige Eingriffe ausgeschlossen und die sich wegen des Gegensatzes ihrer Interessen bekämpfenden Parteien zum friedlichen Ausgleiche, zum Kompromiß gezwungen sein. Das ist die Voraussetzung des Konstitutionalismus, der Theilnahme der Völker an der Gesetzgebung und Verwaltung. Sowie die Freiheit des einzelnen Individuums in der Rücksicht auf die Lebensbedingungen aller übrigen zu einem Gemeinwesen vereinigten Individuen ihre natürliche Beschränkung findet, so muß auch die Herrschaft einzelner Parteien durch die Opposition ihrer Gegner gemäßigt und endlich aufgehoben werden. Politische Freiheit kann ohne Herstellung des Gleichgewichtes unter den in einem Staate wirkenden Kräften nicht erreicht werden.

In der österreichisch-ungarischen Monarchie ist dieses Endziel aller konstitutionellen Einrichtungen bis jetzt unerreichbar geblieben, weil sich hier nicht politische oder religiöse Parteien, sondern Nationen gegenüberstehen, deren egoistische Ansprüche unmöglich gleichzeitig erfüllt werden können, da die Anerkennung der vermeintlichen Lebensbedingungen der einen Nation die der anderen geradezu verletzt. Die Magyaren haben die verfassungsmäßige Durchführung eines Staatsrechtes ertrotzt, das sie zu unbeschränkten Gebietern über die im Königreich Ungarn wohnenden, nicht magyarischen Stämme macht, sie haben das Uebergewicht der Zahl mit tyrannischer Härte ausgebeutet, das Großfürstenthum Siebenbürgen mit Mißachtung aller historischen Rechte zerschlagen, das Staatsrecht der

Digitized by Google

Sachsen aufgehoben und in den neu geschaffenen Komitaten sogar die Gemeinde-Autonomie beseitigt und die verbrieften Vermögensrechte altehrwürdiger Korporationen angegriffen. Der österreichischen Ländergruppe gegenüber verlangen sie völlige Gleichheit des Einflusses auf die gemeinsamen Angelegenheiten, auf die äußere Politik und das Heerwesen, behaupten jedoch für die Aufbringung der Mittel zu den gemeinsamen Einrichtungen einseitig nach eigenem Ermessen vorgehen zu dürfen. Die magyarische Majorität des ungarischen Reichstages nimmt für sich das Recht in Anspruch, im angeblichen Staatsinteresse die nationalen Minoritäten der Gleichberechtigung in Schule und Amt zu berauben, ihren Wohnsitzen die althergebrachten Namen zu nehmen, ihnen ein fremdes Gerichts- und Erziehungswesen aufzudringen, bei der Ordnung ihrer Beziehungen zu der anderen Reichshälfte, der sie als Minorität gegenübersteht, erkennt sie das Recht der Majorität nicht mehr an, sondern verlangt unbedingte Unterwerfung unter die von ihr gestellten Bedingungen.

Die Tschechen, die als solche niemals ein Staatsrecht besessen haben, wollen aus dem Staatsrechte der Krone Böhmens, das im Wesentlichen nur das Recht des Herren- und Ritterstandes ohne Unterschied der Nationalität war, den Anspruch ableiten, nicht nur in dem von ihnen bewohnten Gebiete die Selbstverwaltung einzurichten, sondern auch in deutschen Städten und Bezirken mit den Deutschen völlig gleichberechtigt zu sein. Wo sie die Majorität besitzen, herrschen sie unbeschränkt und vergewaltigen die deutschen Minoritäten; wo sie selbst in verschwindender Minorität sich befinden, erklären sie sich mit den deutschen Majoritäten gleichberechtigt und verlangen, daß den Deutschen tschechische Beamte vorgesetzt werden, damit sie mit den wenigen vorhandenen Tschechen in ihrer Sprache mündlich und schriftlich verhandeln können. Die Polen endlich, denen man die Ruthenen längst preisgegeben hat, haben die Verwaltung des Königreichs Galizien gänzlich an sich gebracht, sie sind die Herren im Lande und für die Wirthschaft, die sie in demselben eingerichtet haben, Niemandem verantwortlich. Aber sie bestehen darauf, daß der Gesammtstaat die Abgänge in ihrem öffentlichen Haushalte deckt, ihnen Straßen, Eisenbahnen und Kanäle baut, deren Kosten sie selbst niemals erschwingen könnten, und endlich die Grenzen ihres Landes mit einer Militärmacht schützt, deren Aufwand größer ist als ihre ganze Steuerleistung. In den Wiener Zentralämtern aber sind sie gleichberechtigt und zur Uebernahme von gut dotirten Stellen ebenso bereitwillig, wie dazu, im Parlamente ihre Abstimmungen gegen werthvolle Konzessionen einzutauschen.

Ganz anderer Art sind die Wünsche der Italiener und die immer leidenschaftlicher vorgebrachten Forderungen der Slovenen und zisleithanischen Kroaten; diese haben niemals selbständige nationale Staaten gebildet, sie besitzen daher kein Staatsrecht, dessen Wiederherstellung zum Gegenstande eines politischen Programms gemacht werden könnte. Die

Digitized by Google

Beziehungen der Kroaten auf ihre von der Republik Venedig und den Osmanen vernichteten Grafschaften und Zuponien sind geschichtliche Erinnerungen, wie die der Südfranzosen an ihre toloſanische Selbstherrlichkeit oder der Lithauer an das Großfürstenthum. Damit läßt sich in der modernen Politik doch kaum mehr etwas anfangen, hier soll daher das Recht der Nationalitäten bestehende staatsrechtliche Formen, die sich durch eine seit vielen Jahrhunderten geübte Verwaltung national gemischter Provinzen befestigt haben, beseitigen und neue „Königreiche und Länder" schaffen. Die italienischen Südtiroler verlangen eine selbständige Provinz mit einem italienischen Landtag, die Slovenen ein Königreich Slovenien, das aus Krain, Görz und den südlichen Landschaften von Steiermark und Kärnten zusammengesetzt werden soll, die Kroaten ein großkroatisches „Reich", das aus ungarischen und österreichischen Gebieten hergestellt und zur Mitherrschaft in der Adria befähigt werden soll.

Die Deutschen allein stellen weder ein staatsrechtliches Programm auf, obwohl sie in demselben nur bis 1866 und 1815 zurückzugreifen hätten, noch haben sie bis jetzt an die Errichtung eines rein deutschen Königreiches Oesterreich gedacht, das etwa von Reichenberg und Aussig bis an die Drau und Etsch reichen müßte und wahrscheinlich mehr innere Lebenskraft entwickeln dürfte, als das durch die Slovakei vergrößerte Tschechenreich oder das Czarthum Laibach; sie stehen auf dem staatsrechtlichen Standpunkt der Habsburger, die ihre durch die pragmatische Sanktion zusammengeschlossenen Länder im Jahre 1804 als ein Kaiserthum erklärt und durch eine möglichst gleichartige Verwaltung zu einem Staate auszubilden bestrebt waren, und verlangen von dieser Verwaltung soviel nationale Selbständigkeit, daß sie bei der Bethätigung ihrer politischen, wirthschaftlichen und geistigen Kräfte, in ihrem Gerichtswesen, in ihren Schulen, ja auch bei ihrem Gottesdienste nur von Deutschen in ihrer Sprache und nach ihren Gewohnheiten und sittlichen Anschauungen geleitet und beeinflußt werden. Sie wollen, wie oft genug gesagt wurde, ihren Besitzstand wahren. Aber dieser Besitz ist nach der Ansicht der österreichischen Slaven und ihrer russischen Protektoren — Raub. Die während der Palackyfeier in Prag gehaltenen Reden der einheimischen und fremden Bewunderer eines gerade nicht durch besonders wissenschaftliche Kritik ausgezeichneten Historikers haben keinen Anstand genommen, sich zu dieser sonst nur von extravaganten Sozialdemokraten aufgestellten Lehre zu bekennen. Raub ist es, daß die Häuser in den belebtesten und für das Geschäftsleben wichtigsten Straßen von Prag deutschen Besitzern gehören, Raub ist es, daß die krainische Sparkasse von Deutschen gegründet und so geschickt und gewissenhaft verwaltet wird, daß ihr Geldumsatz den aller slovenischen Geldinstitute zusammengenommen noch weit überragt, Raub ist die Anlage deutschen Kapitals in den Eisenbahnen, die durch slavisches Land führen und seine Bewohner mit der zivilisirten Welt in Verbindung

Digitized by Google

bringen. Gewaltthat war die Gründung städtischer Gemeinwesen durch die Deutschen, wo es bis dahin nur slavische Hörige rücksichtsloser konnationaler Grundherren gegeben hatte, Unterdrückung die Vertheidigung der Gewissensfreiheit durch die deutschen Protestanten, die Wahrung des bürgerlichen Rechtes gegenüber feudaler Anmaßung durch deutsche Beamte.

Dankbarkeit gehört nicht zu den politischen Triebfedern, Gerechtigkeit nicht zu den nationalen Eigenthümlichkeiten der Slaven. Mit ihnen haben die Deutschen auch nicht zu rechten, von ihnen brauchen sie weder Lob noch Tadel anzunehmen, auf ihre Gnade können sie verzichten. Das Staatswesen, das sie zwingt, mit denselben in gemeinschaftlichem Haushalte zu leben, ist die Hausmacht der Habsburger. Wenn irgend eines der in der Habsburgischen Monarchie vereinten Völker das Recht hat, von den Bedingungen zu sprechen, unter denen es sich dieser Hausmacht angeschlossen hat, so muß dies vor allen anderen das deutsche sein. Die ersten Verträge, welche die Habsburger als Fürsten geschlossen haben, enthielten die Zustimmung deutscher Landherren zur Besitzergreifung jener deutschen Mark, die ihrem Reiche den Namen gegeben hat. Und wenn ein zweiter Palacky noch kühner mit der historischen Wahrheit umgehen und wenn zu seiner Verherrlichung noch ungebildetere Schwätzer, wie der Journalist-General Komarow in Prag Festreden halten sollten, sie werden nicht behaupten können, daß König Rudolph mit Hilfe der Tschechen das Herzogthum Oesterreich gewonnen oder daß Maria Theresia ihre Kriege zur Rettung Polens geführt habe.

Die Deutschen sind für die Regierungsmaximen der Habsburger nicht verantwortlich, nicht ihr nationales Interesse, sondern die Staatsraison der Casa d'Austria hat den Zentralismus geschaffen, ohne welchen das „Kaiserthum Oesterreich" niemals möglich geworden wäre, die Beamten- und Militärherrschaft der fünfziger Jahre ist gegen den Willen der Deutschen ins Leben gerufen worden und der Ausgleich des Jahres 1867 sammt der ganzen zentralistischen Gesetzgebung ist nur dadurch erreichbar gewesen, daß die Deutschen auf die Anerkennung ihres Staatsrechtes als Angehörige des alten deutschen Reiches verzichtet und ihre Interessen denen des Habsburgischen Gesammtstaates untergeordnet haben. Allerdings ist es auch nicht der Dynastie zur Last zu legen, daß die Deutschen so lange ihre nationale Stellung verkannt und ihre nationale Pflicht versäumt haben; sie haben freiwillig das österreichische Interesse über jedes andere gesetzt und müssen es nun tragen, wenn man ihrer Dienste ferner nicht begehrt. Wollte die Dynastie sich neuerdings auf das Uebergewicht der Slaven stützen, so müßten sie die Entscheidung darüber Europa überlassen und um so eifriger für die Bewahrung ihrer Eigenart durch geistige und wirthschaftliche Arbeit sorgen. Es ist nicht Sache der Deutschen, sich über die Staatssprache zu ereifern, möge der Staat sehen, wie er den Bedürfnissen einer geordneten Verwaltung gerecht wird, es entspricht auch nicht der

Digitized by Google

Würde der Deutschen, nach Art der Herren Wolf und Genossen ihre Verdienste um Staat und Kultur zu preisen und den anderen Nationen ihre Minderwerthigkeit vorzuhalten. Eigenes Lob findet keinen Anklang und nützt nichts. Ueber den Werth der Nationen entscheiden nicht ihre Abgeordneten, er spiegelt sich nur in der Achtung leidenschaftsloser Beurtheiler und ebenbürtiger Mitstreber. Was die Deutschen in Oesterreich zu fordern haben, das haben sie von der Dynastie zu fordern und das ist allerdings ihr historisches so gut wie ihr natürliches Recht: daß sie in ihrer geistigen Entwicklung und ihren wirthschaftlichen Einrichtungen ungehemmt bleiben, daß sie auf keinen Richter, Lehrer und Priester angewiesen seien, der ihre Sprache und Sitte nicht kennt und achtet, daß sie endlich keine fremden Büttel mit oder ohne Schießgewehr über sich zu dulden brauchen.

So stehen heute die Dinge in Oesterreich: nicht mehr und nicht weniger haben die Deutschen zu beanspruchen, alles Weiteren haben sie sich durch eine bald dreihundertjährige freiwillige Unterwerfung unter die Großmachtsinteressen ihres Fürstenhauses entschlagen. Die Deutschen allein können in Oesterreich keine Großmacht begründen. Die Großmacht beruht ausschließlich auf der Vereinigung aller Stämme und Gebiete, die dem Hause Habsburg zugehören. Die Radikal-Nationalen fallen gänzlich aus der Rolle, wenn sie die zentralistische Verfassung als ein Recht der Deutschen darstellen; das Recht der Deutschen ist von der Art, daß es durch jede Verfassung geschützt werden muß. Auch der Föderalismus schließt das nicht aus. Die Deutschen in Böhmen werden sich in einem selbständigen Königreich Böhmen mit derselben Berechtigung und mit denselben Erfolgen gegen die Sprachenverordnungen zur Wehre setzen, als alle Deutschen im Gesammtparlamente gegen die Allianz aller Slaven. Die Sprachenverordnungen verletzen natürliche Rechte einer einheimischen, grund- und bodenbesitzenden Bevölkerung, auf die ein lebenskräftiges Volk nie und niemals verzichten kann. Keine Staatsform, keine Verfassung, kein konstitutionelles Prinzip vermag die Opposition gegen diesen administrativen Eingriff in die nationale Autonomie zu beseitigen, in dieser Angelegenheit giebt es keine Mehrheitsbeschlüsse, sondern nur eine vollständige Trennung der Interessensphären.

Diese Trennung durchzuführen ist Aufgabe der Regierung, der Kaiserlichen Regierung. Oesterreich verträgt die konstitutionelle Schablone nicht; die Krone kann ihre Entschlüsse nicht von der Mehrheit eines Parlamentes bestimmen lassen, wenn es sich um die Aufrechthaltung ihrer Verpflichtungen und wenn es sich um die Lebensbedingungen des Gesammtstaates handelt, der in erster Linie um ihretwillen besteht. Sie muß durch ihre Organe die Vermittelung herbeiführen, sie muß den Ausgleich machen. Das Koalitionsministerium Windisch-Graetz ist doch entlassen worden, weil es die Schaffung der Wahlreform dem Parlamente überlassen wollte, was soll der Kaiser von Oesterreich mit einem Ministerium anfangen, das den

Digitized by Google

Ausgleich zwischen Deutschen und Tschechen deren gutem Willen überlassen will, obwohl er weiß, daß die Tschechen diesen guten Willen nicht besitzen? Die Sprachenverordnungen müssen aufgehoben werden, weil sie das Uebereinkommen hindern, weil sie der Regierung verbieten, neue Entwürfe für dasselbe vorzulegen. Der Verordnungsweg schließt das Kompromiß aus.

Die Deutschen müssen daher auf der Aufhebung der Sprachenverordnungen bestehen; aber sie müssen nicht die Berathung des Kompromisses so lange verschieben, bis die Verordnungen aufgehoben sind. Das heißt die Aufgabe der Regierung, die gelöst, auch im Interesse der Deutschen gelöst werden muß, zwecklos erschweren. Man kann das Inslebentreten eines Uebereinkommens an eine Vorbedingung knüpfen: aber es ist nicht klug, die Gesammtheit der Vertragspunkte erst dann aufzustellen, wenn ein einzelner Punkt schon erfüllt ist. Deshalb müssen wir es als einen politischen Fehler, als ein Zeichen von Schwäche erkennen, daß die verbündeten Gruppen der deutschen Volks- und der deutschen Fortschrittspartei die Beschickung des Sprachenausschusses verweigern. Die Berathung im Sprachenausschusse präjudizirt die Haltung der Deutschen nicht. Sie können die Obstruktion in jedem Augenblick wieder aufnehmen, sie besitzen in derselben ein stets anwendbares Pressionsmittel. Gewiß ist aber, daß die Deutschen im Sprachenausschusse mächtiger sein werden, als in einem — nicht funktionirenden Abgeordnetenhause. Das Eingehen in die Ausgleichsverhandlungen schafft ihnen Bundesgenossen, es begünstigt jene Verschiebung der Parteien, durch welche sie allein wieder zu Einfluß gelangen können. Die Vertagung des Hauses ist für sich allein kein Erfolg, so wenig als die Abweisung der deutschfühlenden Klerikalen, die Herr Wolf durch seine beleidigenden Aeußerungen gegen den Bischof von Trient wieder ins gegnerische Lager getrieben hat. Herrn Wolfs Reden sind zwar nicht, wie er stets behauptet, die Willenserklärungen des deutschen Volkes, leider aber gereichen seine — Ungenirtheiten den Deutschen zum Schaden und verhindern das einige Auftreten aller ihrer Abgeordneten. Mit dem Bischofe von Trient werden die Tiroler wohl allein fertig werden, seine aufreizenden Interdikte werden an Ort und Stelle beantwortet werden, sie konnten auf dem Kampfplatze, wo sich bereits katholische Priester um die Rechte der Deutschen mit Wärme angenommen hatten, unbeachtet bleiben! Aber unsere Radikalen gefallen sich in der Rolle der Intransigenten, sie sind wohl auch durch die falsche Anschauung beeinflußt, sie müßten, weil die Vereinigte Linke abgewirthschaftet hat, in Allem das Gegentheil von dem thun, was die Vereinigte Linke einst gethan hat, sie müßten an die Stelle des Servilismus ruppige Wirthshausmanieren, an die Stelle der Hintertreppenpolitik abstoßenden Trotz setzen. Eine nationale Partei, die alle Schichten des Volkes umfassen muß, darf und kann nicht radikal sein, weil sie sonst unfehlbar der Zersetzung anheimfällt, sie hat keine Ursache, Verhandlungen aus dem Wege zu gehen, in denen die Grenzen ihrer Zu-

Digitized by Google

geständnisse an die anderen Nationen festzustellen sind, sie braucht weder die Minister noch die Ministerien ängstlich zu meiden, denn sie wird doch nicht befürchten, ihre nationale Gesinnung in dem Umgange mit einigen Exzellenzen einzubüßen? Wäre dies der Fall, dann wäre der nationale Kampf ohnedies aussichtslos. Jeder Schritt, der geeignet ist, in einer für beide Theile ehrenvollen Weise die durch Badeni und Gleispach angerichtete Sprachenverwirrung zu lösen, soll versucht werden, weil es auch zu den nationalen Interessen der Deutschen gehört, in geordneten Verhältnissen zu leben und die wichtigsten Volksrechte, vor Allem die Prüfung und Bewilligung des Staatshaushaltes und das Beschwerderecht thatsächlich auszuüben.

Es ist hohe Zeit, die Deutschen in Oesterreich vor einer Ueberschätzung ihrer Kraft zu warnen. Sie werden in ihrer Vereinzelung dem internationalen Militarismus, der in Oesterreich trotz der allgemeinen Wehrpflicht noch immer besteht, nicht gewachsen sein. Nur Ungarn war so vorsichtig, sich ein Volksheer zu schaffen, das seiner nationalen Regierung untersteht, alle anderen Völker Oesterreichs stellen nur — Kaiserliche Soldaten, so gut für die Landwehren wie für die Linie. Das österreichische Offizierkorps ist heute noch so wenig national geschieden, als zu Zeiten des Prinzen Eugen, und gerade die Offiziere deutscher Abstammung sind zuerst geneigt, auf Berücksichtigung derselben zu verzichten. Schon weht ein Hauch durch unsere Armee, der an die Töne erinnert, die unter Haynau und Jellacic angeschlagen wurden. Dem Kaiser von Oesterreich stehen, wenn er sie gebrauchen will, große Machtmittel zur Verfügung. Es wird keinem Volke, gewiß auch den Deutschen nicht frommen, wenn die Vertagung der parlamentarischen Berathungen zu lange anhalten sollte und während dieser Zeit Tendenzen genährt würden, als deren Ideal eine militärisch-bureaukratische Diktatur erscheint. Die vielbesprochene Degradirung deutscher Reserveoffiziere, die sich an den Demonstrationen gegen Badeni betheiligt hatten, und die Verwendung bosnischer Truppen zur Aufrechterhaltung der Ruhe in dem von einer ausschließlich deutschen Bevölkerung bewohnten Graz geben genügende Andeutungen über den Geist der gegenwärtigen Armeeleitung. Sollte es wirklich einem Volksinteresse dienen können, diesem Geist durch Außerdienstsetzung der parlamentarischen Regulirungsmaschine völlig freie und ungehinderte Entwickelung zu gestatten? Und sollte nicht aus der bewundernden und huldigenden Ansprache, die von Seite eines deutschen Vizepräsidenten dem auf seinen Posten als Obergerichtspräsident nach Graz zurückgekehrten Gesinnungsgenossen Badenis, dem Grafen Gleispach, in demselben deutschen Graz gewidmet wurde, auch darauf geschlossen werden können, daß der deutsche Richterstand in Oesterreich gänzlich unfähig ist, bei nationalen Konflikten von seiner Unabhängigkeit Gebrauch zu machen? Wo solche Kräfte versagen, macht man keine Opposition auf Leben und Tod, wie es die Radikal-Nationalen ankündigen.

Digitized by Google

Darum ist es hohe Zeit, daß die deutschen Abgeordneten jenes Entgegenkommen gegen eine zu ernster Vermittelung entschlossene Regierung zeigen, das der Krone die Handhabe bietet, den Deutschen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Die Dynastie wird mit ihnen nicht brechen. Die Errichtung eines österreichischen Staates mit slavischer Führung würde die Aufrollung einer neuen europäischen Frage bedeuten, deren Lösung nicht mehr in der Hand des Hauses Habsburg allein liegen könnte. *

Die Reichstagswahl. Polen und Panslavismus. Auswärtige Politik. Morning-Post. Stanley.

Der Zug unserer Zeit ist aufs Wirthschaftliche gerichtet. Die Politik scheint sich in wirthschaftliche Interessenkämpfe aufzulösen und die allermodernsten Gelehrten verkünden, es sei immer schon so gewesen, man habe es bloß nicht erkannt. Alle die großen öffentlichen Institutionen und Ideen der Menschheit, Staat, Kirche, Kunst, Religion seien Funktionen des Eigenthumsbegriffs; die Weltgeschichte sei nichts als der Kampf um den Futterplatz. Die jüngsten Wahlen zum deutschen Reichstag können als eine empirische Probe auf diese Doktrin angesehen werden. Kein Zweifel, daß kaum je in der Weltgeschichte die wirthschaftlichen Interessen in so hohem Maße das Parteileben beherrscht, auch theoretisch mit solcher Bestimmtheit als die Leitsterne verkündet worden sind, wie heute in Deutschland und was ist das Ergebniß? Ein grabezu erstaunlich geringer Erfolg. Es ist die eigentlich charakteristische Erscheinung dieser Wahlen, daß die spezifisch wirthschaftlichen Gruppen am allerwenigsten erreicht haben. Das Wirthschaftsstreben ist eben unter den vielen, den unzähligen Kräften und Anlagen des Menschen nur eines und es ist ein platter, einseitiger Doktrinarismus, daß dieses eine Moment alle anderen beherrsche.

Das Bauerbündlerthum in Süddeutschland und am Rhein hat von dem Thurm des Zentrums kaum einige Steinchen abzubröckeln vermocht. Der Bund der Landwirthe hat fast nur da Erfolge erreicht, wo er unter der alten Flagge der konservativen Partei segelte, und wo er selbständig vorzugehen unternahm, oder gar gegen die Konservativen, da ist er gescheitert. Umgekehrt hat die größten Erfolge erzielt diejenige Partei, die die wirthschaftlichen Gegensätze zu vermitteln sucht, das Zentrum.

Selbst die Nationalliberalen, die kaum noch ein anderes positives Prinzip haben, was sie zusammenhält, als ihre große historische Vergangenheit, und die weniger zu vermitteln als zwischen den wirthschaftlichen Gegensätzen hindurch zu laviren gesucht haben, haben sich fast intakt erhalten. Wie viel

Digitized by Google

ist über sie gespottet worden, von der einen Seite, daß sie die agrarischen Forderungen nicht genügend anerkennen, von der anderen, daß sie die agrarischen Begehrlichkeiten nicht haben abweisen wollen! Jetzt zeigt sich, daß gerade diese Taktik des Ausweichens und Nachgebens nach beiden Seiten, obgleich im Einzelnen keineswegs geschickt gehandhabt, ganz richtig war. Die Nationalliberalen bilden noch immer eine ansehnliche Partei im Parlament; die „Freisinnige Vereinigung" dagegen, die ihr an persönlichen Talenten weit, ja unvergleichlich überlegen ist, aber nur ein einzelnes wirthschaftliches Interesse, das des Handels, vertritt, ist und bleibt eine kleine Gruppe.

Am allerdeutlichsten aber zeigt sich die Unfruchtbarkeit des Grundsatzes, die Parteien ausschließlich auf die Vertretung eines wirthschaftlichen Interesses aufzubauen, bei den Sozialdemokraten. Die Sozialdemokraten sind und wollen nichts sein als die Vertreter eines bestimmten Standes, des Standes der Handarbeiter. Das ist ihre Stärke und sobald man näher zusieht, noch viel mehr ihre Schwäche. Die Lohnarbeiter bilden naturgemäß einen sehr großen Theil der Bevölkerung, bei Weitem nicht die Majorität, wie häufig angenommen wird, aber doch vielleicht ein Drittel oder mehr. Trotzdem haben sie in nicht mehr als 32 Reichstagswahlkreisen, also in 8 Prozent, die Majorität erlangt. Nur durch die Stichwahlen sind sie auf etwa 58 Sitze, das sind etwa 15 Prozent, gelangt. Wie recht hatte doch Lorenz Stein, als er schon 1847 schrieb, das Proletariat sei durchaus nicht, wie man meine, ein sehr starker, sondern ein sehr schwacher Stand! Niemals sind die Sozialdemokraten unter günstigeren Verhältnissen in den Wahlkampf gegangen als diesmal: schwerlich je wird ihnen das Schicksal wieder ein so vortheilhaftes Schlachtfeld gewähren. Der Wahlkampf ist ausgefochten worden ohne eine allgemeine und namentlich ohne eine nationale Parole, die für die Sozialdemokratie so ganz besonders gefährlich ist. Die bürgerlichen Parteien sind aufs Heftigste untereinander verfeindet, in sich aufgelöst, von schwankenden Grenzen; lau und gleichgültig standen sie dem Wahlkampf gegenüber.

Die unselige Umsturzkampagne der letzten Jahre hat, statt der Sozialdemokratie zu schaden, sogar vielfach Sympathien auch in bürgerlichen Kreisen für sie erweckt. Man ist argwöhnisch gegen geheime reaktionäre Absichten, wittert Intriguen gegen das allgemeine, gleiche Wahlrecht und sieht in den Sozialdemokraten Bundesgenossen zur Vertheidigung der persönlichen Freiheit und der gesammten Volksrechte. Ein großer Theil der bürgerlichen Linken hat lieber einem Sozialdemokraten, als einem Agrarier die Stimme gegeben. Aber auch auf der Rechten hat es nicht an Elementen gefehlt, die ihren Wahlkreis lieber durch einen Sozialdemokraten, als durch einen Freisinnigen vertreten sehen wollten. Irgend eine Beschränkung der Presse oder Wahlagitation, irgend ein fühlbarer Druck der Regierungsmaschinerie zur Verhinderung sozialdemokratischer Wahlen hat nicht statt-

Digitized by Google

gefunden. Ein harmloser, in den allertrivialsten Vorstellungen und Ausdrücken sich bewegender Privatbrief eines Ministers war die einzige Kundgebung, durch die die Regierung den Wahlen eine gewisse Direktive zu geben suchte.

Trotz alledem acht Prozent der Mandate durch eigene Kraft und Alles in Allem mit Hilfe der bürgerlichen Ueberläufer und Franktireurs in den Stichwahlen fünfzehn Prozent!

Was ist da lächerlicher, das ungeheure Triumphgeschrei, das die Sozialdemokraten anstimmen über ihren Sieg, oder das Wehegeheul der Bourgeoisblätter über das entsetzliche Anwachsen der Revolutionspartei? Wahrhaft amüsant war es, in den Wahltagen die „Berliner Neuesten Nachrichten" zu lesen, deren Lieblingsbeschäftigung es ist, die Angströhre des Philisters aufzusetzen und die Umsturztrompete zu blasen. Da die thatsächlichen Erfolge der Sozialdemokraten schlechterdings keine Noten zu dieser Musik lieferten, so behalf die Zeitung sich mit dem Gespenst der hypothetischen Erfolge. „Es ist schon erschreckend genug, hieß es am Tage nach der Hauptwahl, „wenn gleich im ersten Wahlgang drei Dutzend Sozialdemokraten glatt gewählt werden — vielleicht sind es noch bedeutend mehr! —, denn das bedeutet gegen den ersten Wahlgang von 1893, wo nur 24 Sozialdemokraten durchkamen, eine Steigerung von 50 Prozent." In Wirklichkeit sind es aber nicht beträchtlich mehr als drei Dutzend, auch nicht drei Dutzend, sondern nur 32 Mandate gewesen, die die Sozialdemokraten im ersten Wahlgang erobert haben. Wiederum hieß es (20. Juni), wenn die Sozialdemokraten in der Hälfte ihrer Stichwahlen siegen würden, so brächten sie die Zahl ihrer Abgeordneten auf 82—83, also nächst dem Zentrum die stärkste Partei im Reichstage, man sollte denken, daß diese Gefahr selbst dem verbohrtesten Freisinnigen einleuchten müßte!" Nur schade, daß außer einigen Redaktionen Niemand im Lande an die Möglichkeit der 82—83 sozialdemokratischen Mandate geglaubt hat.

Besonders bedeutsam ist die große Zahl der Wahlsitze, die die Sozialdemokraten inne gehabt und wieder verloren haben. Zwei Sitze in Berlin, Brandenburg, Stettin, Kiel, Höchst, Solingen, Dortmund, Straßburg, Plauen, Mittweida, Reichenbach, wohl auch München I. Es hat sich durchaus bewährt, was hier in den beiden „sozialdemokratischen Denkschriften" im Jahre 1895 ausgeführt wurde, daß die Sozialdemokraten wohl insofern noch sehr wachsen würden, als sie in vielen noch nicht berührten Wahlkreisen eine gewisse Minorität erlangten; daß sie auch eine kleine Anzahl Mandate noch weiter erwerben könnten; daß aber ihre sämmtlichen Mandate mit Ausnahme von nicht mehr als etwa einem Dutzend nur auf ganz kleinen Majoritäten beruhten, und deshalb noch viel leichter wieder verloren gehen könnten, als sie gewonnen worden sind. Man bedenke, daß die sozialdemokratische Partei keineswegs mehr eine junge, sondern ebenso alt, ja älter als die meisten anderen Parteien in

Digitized by Google

Deutschland ist. Die nationalliberale Partei ist gegründet worden im Herbst 1866, das Zentrum im Jahre 1871, die heutige konservative Partei durch Zusammentreten der Neu- und Altkonservativen im Jahre 1876, die freikonservative Partei im Jahre 1867, die freisinnige Volkspartei im Jahre 1893, die süddeutsche Volkspartei im Jahre 1868, die sozialdemokratische im Jahre 1875 durch Vereinigung von zwei Gruppen, von denen die eine im Jahre 1863, die andere im Jahre 1868 geschaffen war. Daß die Partei nun endlich auch bis nach Ostpreußen und Mecklenburg vorgedrungen ist und namentlich im letzteren Großherzogthum auf dem platten Lande sehr viel Stimmen erlangt hat, ist wahrlich kein Wunder. Im Königreich Sachsen aber stehen neben vier neugewonnenen Sitzen zwei verlorene und Sachsen, wo die Regierung soeben durch die himmelschreiende Reform des Landtag-Wahlrechts die unteren und mittleren Schichten der Bevölkerung, besonders auch die dort sehr mächtigen Antisemiten aufs Tiefste verletzt und beleidigt hat, hätte diesmal für die Sozialdemokraten ein ganz besonders günstiger Boden sein müssen.

Unter den neugewählten sozialdemokratischen Abgeordneten sind einige, Rechtsanwalt Heine-Berlin, Sohn des Direktors der Brandenburger Ritter-Akademie, und Kloß-Stuttgart, die eine starke und ausgesprochene Neigung haben, die Partei aus dem doktrinären Revolutions-Prinzip in eine parlamentarisch-praktische Thätigkeit überzuführen. Die große Stärke der Fraktion drängt mit einer Art von Gewalt auf diese Entwickelung hin. Wesentlich von der Klugheit der Regierung wird es abhängen, ob aus diesen Neigungen für Deutschland eine Frucht gezogen werden kann.

Höchst bedauerlich ist, daß die jüngste Partei, die nationalsoziale, kein einziges Mandat erlangt hat; namentlich der Führer selbst, Herr Naumann, wäre eine glänzende Erwerbung für den Reichstag gewesen. Während man im deutschen Volkshaus schon lange nichts mehr als die zu stereotypen Phrasen gewordenen Schlagworte der alternden Parteien oder rohes demagogisches Gepolter vernimmt, wäre mit Herrn Naumann eine neue höchst eigenthümliche Kraft auf der Bühne erschienen, mit der alle bestehenden Gewalten sich hätten auseinandersetzen müssen. Herr Naumann hatte gute Aussichten, in Jena gewählt zu werden, aber leider hat die alte berühmte Universitätsstadt nicht soviel politischen Instinkt gezeigt, zu sehen, welches Verdienst sie sich um Deutschland erwerben könne, wenn sie ein neues idealistisches Moment in das versumpfende politische Leben Deutschlands einführte. Man stellte Herrn Naumann Herrn Bassermann gegenüber, den einzigen Nationalliberalen, der auf dem verhängnißvollen Frankfurter Parteitage den Muth hatte, der Flucht in die Umsturzparole zu widersprechen, also gerade den Mann, der von der ganzen nationalliberalen Partei Herrn Naumann am nächsten stand und ihm deshalb am gefährlichsten war. So ist er ihm denn auch unterlegen, und wenn auch erfreulich ist, daß Herr Bassermann dem Reichstag erhalten wird, so wäre der

Digitized by Google

Gewinn, den der Reichstag an Herrn Naumann gemacht hätte, doch unvergleichlich größer gewesen.

Bringt man in Anschlag, daß die Süddeutsche Volkspartei ungefähr soviel Sitze verloren hat wie die norddeutsche (deutschfreisinnige) Volkspartei gewonnen, so hat sich die gesammte Linke um acht bis zehn Mandate verstärkt und um fast ebenso viel auf der anderen Seite das Zentrum; der Verlust vertheilt sich auf die Polen, Antisemiten und die Mittelparteien. Rechnet man auch die Polen und Antisemiten zur Opposition, so sind die Abstimmungsverhältnisse des Reichstages fast ganz unverändert geblieben. Nur die Stellung des Zentrums hat sich wesentlich verstärkt; es hat sowohl an Stimmen gewonnen, als auch bei den Stichwahlen durch seine Wahltaktik sich sämmtliche Parteien verpflichtet. Sowohl konservative wie nationalliberale, wie sozialdemokratische und namentlich freisinnige Abgeordnete verdanken ihre Sitze Zentrumswählern. Die nächste Legislaturperiode wird also voraussichtlich bestimmt sein dadurch, daß das Zentrum nunmehr Ernst macht mit seiner Forderung, die „regierende Partei" zu sein.

Ob und wie weit das Zentrum hiermit durchdringt, wird wesentlich abhängen von den bevorstehenden Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause. Caveant electores!

Eine besondere Betrachtung muß noch den polnischen Wahlen gewidmet werden. Nicht weniger als sieben Mandate, ein Drittel ihres Besitzstandes, (20) haben die Polen verloren und nur eins gewonnen. Wie ist das zu vereinigen mit der von allen Seiten wiedertönenden Klage über den Fortschritt des Polonismus? Ist dieser Fortschritt eine bloße Täuschung, ist er ein bloß vorübergehendes Stadium gewesen und hat der Rücklauf bereits eingesetzt? Hat etwa die kräftige Anregung, die der „Verein zur Förderung des Deutschthums in den Ostmarken" dem deutschen Nationalgefühl gegeben, oder hat die wiederaufgenommene Repressionspolitik der Regierung schon solchen Erfolg gezeitigt?

Man muß, um das Wahlergebniß zu verstehen, die Wahlen einzeln betrachten. Zwei Mandate sind von den Polen an das Zentrum übergegangen. Eins in Ermelland in Ostpreußen, wo überhaupt nur wenig Polen wohnen, und sie durch einen reinen Zufall einmal ein Mandat ergattert hatten, eins in Fraustadt an der schlesischen Grenze, wo sehr viele deutsche Katholiken wohnen. Dieser Wechsel ist kaum als ein Gewinn anzusehen. Wenn das Zentrum bei der Flottenvorlage sich von Anfang an so überaus entgegenkommend gestellt hat, so hat dabei wohl im Hintergrunde auch die Erwägung mitgespielt, daß im äußersten Falle die Regierung die Majorität rekonstituiren könne, mit der im Jahre 1893 Graf Caprivi die Armeereform durchbrachte. Die Polen wären wahrscheinlich um ein sehr billiges zu haben gewesen, und dann hätte man die Hülfe des Zentrums nicht mehr gebraucht. Diese Kombination, den einen Kaplan

Digitized by Google

gegen den andern auszuspielen, ist jetzt durch die Verstärkung des Zentrums und die Schwächung der polnischen Fraktion unmöglich gemacht worden.

Sehen wir von dem Fraustädter Fall ab, so hat in der Provinz Posen überhaupt keine Verschiebung stattgefunden, denn dem Gewinn von Bromberg steht auch der Verlust eines Mandats, Wirsitz, gegenüber. Und daß Bromberg, das 60 Prozent evangelische Bewohner hat, wiedergewonnen worden ist, ist weniger auffällig, als daß es überhaupt einmal hat verloren gehen können. Die eigentliche Verschiebung liegt in Westpreußen, wo vier Kreise, Rosenberg mit 50,5 Prozent evangelischer Bevölkerung, Graudenz mit 45,4 Prozent, Schwetz mit 40,3 Prozent und Thorn mit 43,1 Prozent von den Polen zurückgewonnen worden sind. Die Provinz Westpreußen hat neben der polnisch-katholischen auch eine sehr starke deutsch-katholische Bevölkerung, (fast eine Viertelmillion nach Böckh, „Preußische Jahrbücher", Bd. 77 S. 428.) Bei ihr wird wohl die Erklärung des Umschwunges zu suchen sein. Die deutschen Katholiken haben früher sehr vielfach für die Polen gestimmt, so lange sie sich vorwiegend als Oppositionspartei fühlten. Jetzt, wo das Zentrum die regierende Partei in Deutschland geworden ist, wird man annehmen dürfen, daß auch die Stimmung der Zentrumsanhänger in den Ostmarken sich verändert und der nationale Instinkt die Oberhand behalten hat. Die eifrige Arbeit des „Vereins zur Förderung des Deutschthums" mag dabei auch nicht ganz unfruchtbar geblieben sein.

Das Wahlergebniß, so auffällig es ist, enthält also leider keine Widerlegung der Ansicht, daß die Polen im Fortschreiten begriffen sind. Es ist aber höchst gefährlich, daß der Schein erweckt wird, als ob es mit dem Deutschthum in den Ostmarken Alles auf dem besten Wege sei. Die Mittel, mit denen man das Polenthum zu bekämpfen, das Deutschthum zu fördern sucht, laufen, wie hier oft genug dargethan, fast alle auf den bloßen Schein hinaus — nun auch noch ein Scheinerfolg: wer weiß, ob die Polen diese ihre heutige Niederlage nicht noch einmal segnen, weil sie die Deutschen in ihrer unbewußten Polonisirungsarbeit noch immer mehr befestigt!

In Schleswig, wo die Verhältnisse nicht durch die Religion komplicirt sind, ist der Erfolg unserer weisen Politik denn auch deutlich zu Tage getreten: die eifrige Germanisirungs-Arbeit hat zu Wege gebracht, daß die dänischen Stimmen in den betreffenden Wahlkreisen (1. 2. 4.) mehr zugenommen haben als die deutschen!

Jetzt soll für eine große Bibliothek in den Ostmarken gesammelt werden. Vortrefflich! Nur sollten die Veranstalter den falschen Schein meiden, als ob damit etwas gegen den Polonismus geschähe. Unter den Bewohnern der Ostmarken sind die Polen den Deutschen im Bildungsstreben wenigstens gleich, vielleicht sogar überlegen; darüber sind alle Berichterstatter einig. Die Polen also werden mit Eifer die neue Bibliothek benutzen und daraus neue Kräfte für die Erhaltung und Stärkung ihrer

Digitized by Google

Nation gewinnen. Soll man ihnen den Zutritt zu der Bibliothek verwehren? Dann müßte man doch damit anfangen, ihnen in den Volksschulen und Gymnasien nicht die deutsche Bildung zuzuführen, die ihnen den neuen maßgebenden Mittelstand geschaffen hat!

Während wir gleichzeitig durch väterliche Fürsorge unsere Polen so hoch wie möglich zu bringen und durch unausgesetzte kleine Chikanen und Nadelstiche zu möglichstem Haß gegen den preußischen Staat zu erziehen suchen, sind die Russen aufs Eifrigste an der Arbeit, die panslavistische Idee wieder zu beleben und auch das einzige slavische Volk, das noch widerstrebt, die Polen in ihre Netze zu ziehen. Das Verbrüderungsfest in Prag, offiziell geweiht durch ein Telegramm des Großfürsten Konstantin, ist ein bedeutsames Symptom. Unsere nationale Presse freilich sucht das Menetekel, das hier so plötzlich sichtbar geworden, möglichst wegzureden und zu vertuschen. Der Panslavismus sei todt, der General Komarow eine lächerliche Figur, die Polen in Galizien hätten schon gegen die Prager Verbrüderung protestirt. Nein, der Panslavismus ist nicht todt, sondern ein nur augenblicklich zurückgedrängter, höchst kraftvoller Volksinstinkt; hinter den unbesonnenen polternden Reden des Generals Komarow steht das Telegramm des Großfürsten Konstantin; die Polen in Galizien haben allerdings für diesmal noch protestirt, aber es haben sich auch in Prag Polen gefunden, die auf den Gedanken der panslavistischen Verbrüderung mit Feuer eingegangen sind.

Es ist ein unverantwortlicher Leichtsinn, über alle diese Erscheinungen gleichgiltig hinwegzusehen und die so außerordentlich vielseitige polnische Frage mit dem einen Satz lösen zu wollen, die Polen und Deutschen seien doch von je und in jeder Beziehung Feinde gewesen und werden es immer bleiben.

* * *

Unsere Betrachtung der auswärtigen Politik im letzten Heft gipfelte in einer Darlegung, daß der sogenannte österreichisch-russische Geheimvertrag dem Wesen nach, wenn auch nicht der Form nach und in allen Einzelheiten als echt anzusehen und wie er aufzufassen und zu erklären sei. Ein offiziöser Artikel des „Pester Lloyd" hat in der allerschärfsten Form darauf noch einmal die Authentizität des Vertrages bestritten, aber dem Dementi war eine Spitze gegeben, die mit unseren Darlegungen gar keine Berührung hatte, so daß man daraus erst recht wieder auf eine Hinterthür hätte schließen dürfen. Der Artikel verwahrt nämlich die österreichisch-ungarische Regierung mit höchster Kraft gegen den Vorwurf, den Vertrag hinter dem Rücken seiner Dreibund-Genossen geschlossen zu haben. Davon ist bei uns nicht im Entferntesten die Rede gewesen. Auch die „Frankfurter Zeitung" hat von vornherein ihre Veröffentlichung mit der Bemerkung begleitet, daß der Vertrag den andern Dreibundsmächten mitgetheilt sei — freilich mit Ausnahme eines Punktes, nämlich Albaniens Italien gegenüber.

Digitized by Google

Wie dem nun auch sei, nichts hat uns ferner gelegen, als die Loyalität des Grafen Goluchowski verdächtigen zu wollen. Wir haben es ja von vornherein so aufgefaßt, daß auch eine andere Form der Verständigung als ein Vertrag gewählt worden sein könne, und wenn auch das nicht sein soll, so wollen wir uns begnügen, in dem angeblichen Vertrage das bloß thatsächliche Programm der Balkanpolitik zu sehen, und zwar ein Programm, wie es besser und vernünftiger gar nicht gedacht werden kann, und das auch in vollem Einklang mit der Dreibundspolitik steht. In Italien existiren allerdings Aspirationen, die, wenn dieses Programm verwirklicht wird, abgeschnitten werden. Aber einen vernünftigen Sinn kann ein Unbefangener in solchen Expansionsbestrebungen über das Adriatische Meer hinüber doch nimmermehr erkennen und von deutscher Seite könnte man sich gar nichts Besseres wünschen, als daß Oesterreich die westliche Balkanhalbinsel unter seine Verwaltung bringt und aus Saloniki einen europäischen Hafen macht.

Die jüngst gemeldeten Ereignisse aus jenen Gegenden sprechen durchaus dafür, daß die beiden Mächte Rußland und Oesterreich im Sinne jenes Programmes handeln. Die russische Presse, die bisher König Milan von Serbien als den Ausbund aller Schändlichkeit behandelt und seine Gegner, die Radikalen als die Vertreter des wahren und edlen Serbenthums hingestellt hat, hat ihren Ton plötzlich verändert und spricht jetzt von diesen bisherigen Freunden mit der größten Verachtung. Das läßt sich sehr gut so auslegen, daß man auf das russische Patronat in Serbien verzichtet und die Serben an die österreichische Führung verweisen will. Umgekehrt schließt sich Bulgarien immer enger an Rußland an.

Den Montenegrinern hat der Zar vor einigen Monaten 30000 Gewehre geschenkt. Unmöglich kann damit gemeint sein, daß die Montenegriner einen allgemeinen Brand auf der Balkanhalbinsel entfachen möchten. Wenn die Russen einen solchen wünschten, hätten sie nicht die griechische Erhebung mit solcher Härte reprimirt. Ihre ganze ostasiatische Politik wird ja in Frage gestellt, wenn sie ihre Kräfte am Balkan engagiren. Die kriegerische Ermunterung an die Montenegriner dürfte also so aufzufassen sein, daß sie die Garantie bilden für die Zugeständnisse, die in dem Pseudovertrage für Montenegro ausdrücklich vorbehalten sein sollen. Oesterreich soll ja nach dieser Abmachung die Verpflichtung übernommen haben, gewisse albanesische Kreise an Montenegro zu überlassen. Eine solche Bestimmung eintretenden Falles auszuführen und zu behaupten, muß Montenegro gerüstet sein. Die Waffenlieferung würde also dem Programm keineswegs widersprechen. Nun haben wohl in Folge dessen sofort wieder Kämpfe zwischen den christlichen und muhammedanischen Nachbarn Montenegros stattgefunden, und man weiß nie, wie weit ein solcher Brand um sich greift. Man kann auch nicht wissen, ob irgend eine Großmacht ihre Hand dabei im Spiele hat. Die Dinge sind ja so verwickelt, daß man argumentiren könnte:

Digitized by Google

England hat gehetzt, denn es wünscht Rußland von Ostasien abzuziehen; Rußland hat gehetzt, denn es wünscht Oesterreich Beschäftigung zu geben; Oesterreich hat gehetzt, denn es wünscht jetzt, wo Rußland so stark in Asien engagirt ist, die Balkanverhältnisse in seinem Sinne zu regeln. Einer dieser Sätze hebt immer den andern auf. Was das Richtige ist, ist schlechterdings weder aus der allgemeinen Lage noch aus den einzelnen Mittheilungen, die die Diplomatie der Oeffentlichkeit zukommen läßt, zu erschließen. Der Fürst von Montenegro ist allerdings kürzlich in London gewesen, hat dort eine gewisse Rolle gespielt, ist sehr vergnügt zurückgekommen und läßt in seinem Amtsblatt eine freche Sprache gegen Oesterreich führen. Aber solche Symptome sind noch lange keine Beweise für große politische Zusammenhänge. So spaßig ist die Politik nicht, daß Fürst Nikita englische Rathschläge mit den von Rußland geschenkten Waffen ausführen dürfte. Zuletzt mag Alles miteinander falsch sein, und es handelt sich um lokale Ausbrüche der Volksleidenschaft, die sich wieder beruhigen. Nach einiger Zeit fängt es dann von Neuem an, bis eine der Großmächte den Moment gekommen glaubt, einzuschreiten und dadurch den Anstoß zu einer allgemeinen Bewegung zu geben.

Wenn unsere letzte politische Korrespondenz von Oesterreich aus eine so unverdient feindselige Abweisung gefunden hat, so hat sie um so freundlichere Aufnahme in England gefunden. Die „Morning Post", zwar nicht ein so direktes Organ der heutigen Regierung wie der „Standard", aber ihr doch auch nahestehend, erklärt, daß das Programm der Gleichberechtigung und des Gleichgewichts der großen Nationen im Weltverkehr und in der Kolonialpolitik, wie wir es entwickelt haben, durchaus berechtigt sei und auch von ihr vertreten und empfohlen werde.

„Groß-Britannien, schreibt sie, „hat seine Besitzungen und seine Unabhängigkeit zu vertheidigen; das bedeutet, was Deutschlands Unabhängigkeit im weiteren Sinne ebenfalls bedeutet, das Recht, seine Aufgabe in der Welt zu erfüllen. Groß-Britannien macht sein Recht auf seine Kolonien, die es bevölkert hat, geltend, und auf die dauernde Herrschaft über jene orientalischen Rassen, denen es zuerst europäisches Gesetz und gerechte Verwaltung gebracht hat. Deutschland ist zu einem gleichen Werke der Kolonisation und der Herrschaft berechtigt. Es kann nicht wünschen, Großbritannien hierbei ins Gehege zu kommen, aber es kann billigerweise fordern, daß Großbritannien es als einen befreundeten Nebenbuhler begrüßt und nicht die ganze Welt ansieht, als ob sie allein für zukünftige britische Kolonien oder britische Verwaltungssphären aufbewahrt wäre. Was das deutsche Volk wünscht, aber bis jetzt noch nicht empfunden hat, das ist die bereitwillige Anerkennung seitens des britischen Volkes für die Natürlichkeit und Richtigkeit eines deutschen Kolonialreiches nach dem Muster der britischen Kolonien und Indiens, und neben diesen existirend. In dem Augenblick, wo unser Volk dieses Ideal als berechtigt anerkennt und sieht, daß nicht allein für

Digitized by Google

ein britisches Reich, sondern auch für ein deutsches Platz genug vorhanden ist — wie auch als Schöpfung der jüngsten Vergangenheit ein französisches schon existirt — in dem Augenblicke wird auch der Grundstein zu einem anglo-germanischen Bündniß gelegt sein, und das Bündniß, oder doch jedenfalls die Kooperation, die sein Wesen ausmacht, wird von selbst kommen."

Fast noch dringlicher aus der vollen Sachkenntniß des kolonialen Wesens heraus, hat Stanley, der Afrikareisende, der auch Mitglied des englischen Parlamentes ist, in einem längeren Aufsatz der „Nineteenth Century" (Nr. 256) seinen Landsleuten ebendieselben Wahrheiten gepredigt. Stanley war früher ein ausgesprochener, ja ein ganz besonders gehässiger Feind Deutschlands. Man höre, wie er jetzt spricht.

Der Dreibund ist ihm der Hort des Friedens. Der Zweibund, ursprünglich betrachtet als berechtigtes Gegengewicht, ist jetzt ruhestörend und gefährlich geworden. Seit Frankreich 1882 Hanoi genommen, ist es in unausgesetzter Offensive geblieben und Rußland ebenso.

Rußland begehrt China, Indien, Persien, Türkisch-Asien.

Frankreich hat seine Verpflichtungen in Tunis und Siam gebrochen. Es hat Abessynien aufgestachelt gegen die englisch-afrikanischen Besitzungen; von Obok will es eine Eisenbahn zum Nil bauen; es hat Marchand und Bonchamps nach Faschoda an den weißen Nil gesandt, um dort die Endstation zu okkupiren. Es hat eine Linie quer durch Afrika gezogen, der die Briten sich nicht nähern sollen. Es hat das Hinterland der englischen Besitzungen an der afrikanischen Küste annektirt, englische Offiziere und Soldaten bei Weima niedergeschossen und ist dann vorgestürmt auf der Verbindungslinie nach Sokoto auf der einen, Boussa auf der anderen Seite. Es schließt die englischen Besitzungen ein; wer weiß, wohin es nächstens seine Hand ausstrecken wird, Marokko, Tripolis, den kanarischen Inseln. Es fehlt nicht viel, so ertönt in Paris der Schrei des wahnwitzen Taumels „à Londres."

Rußland wird die vorherrschende Macht in Ostasien werden in dem Augenblick, wo die sibirische Bahn fertig ist. Was nützt den Engländern Wei-hai-wei, wenn Peking erst die Endstation der Eisenbahn von St. Petersburg ist? Mit Schiffen und Landungstruppen kann man dann die Chinesen nicht mehr vor den russischen Zumuthungen schützen, und von Peking ist die Eisenbahn leichter und schneller bis Hongkong fortgeführt, als sie von Moskau bis Port [illegible]hur zu bauen war.

Hat Rußland vermöge seiner Eisenbahn-Anschlüsse erst China unterworfen, so folgt das übrige Asien bald nach.

Zieht England sich aus China zurück, so vermögen auch die Deutschen ihre Besitzungen in China nicht gegen die Russen zu behaupten, und

Digitized by Google

Stanley malt schon weiter aus, wie mit der gesammten russisch disziplinirten Kraft Asiens der Zar sich auch den Kontinent von Europa unterwerfe.

Die Natur der Dinge verlange daher das deutsch-englische Bündniß. Deutschland sei bisher sehr nachsichtig gegen England gewesen, obgleich man hier öfter unnöthig, seine Absichten mißverstehend, gereizt gewesen sei. („Towards ourselves Germany has been greatly forbearing, thoug we have now and then been unnecessarily flurried by mistaking her intentions"). Deutschland sei allenthalben auf gutem Fuß mit den Engländern, wo sie in Afrika benachbart seien; mit den Franzosen sei allenthalben Streit.

England muß daher suchen, den Deutschen entgegenzukommen und auch die nöthigen Opfer nicht scheuen, vor Allem die Handels-Eifersucht fahren lassen. Die wahre englische Handelspolitik sei ohnehin die der offenen Thür. Stanley verwirft also den Gedanken eines kommerziell abgeschlossenen größeren Britannien und will eine ehrliche freie Konkurrenz zwischen dem deutschen und englischen Kaufmann auf dem Weltmarkt. Als nüchterner Rechner empfiehlt er seinen Landsleuten, sich die Bilanz aufzumachen, was ihnen billiger zu stehen kommen werde: ein Bündniß mit Deutschland gegen Erfüllung der deutschen Ansprüche oder eine Vermehrung der eigenen Wehrkraft, wie sie ein isolirtes England nöthig habe: Verdoppelung der englischen Armee und Flotte würde heißen 140 Mill. Lstr. (2800 Mill. Mark) einmalige und 100 Mill. Lstr. (2000 Mill. Mark) jährliche Mehrausgaben und selbst das würde nicht genügen, England gegen eine kontinentale Allianz wahrhaft zu sichern.

„Die Tripel-Allianz, gestützt auf die Militär- und Seemacht Großbritanniens, im Rücken die moralische Stütze der Vereinigten Staaten, und durch die Militär- und Seemacht Japans scheint mir der einzige Weg, wodurch der Weltfrieden gesichert, der dauernde Alpdruck eines Krieges gelöst und die ewige Aufregung endlich unterdrückt werden kann. Selbstverständlich müssen Konzessionen gemacht werden für das Recht, sich dem Bündniß anzuschließen, aber wir haben Vieles zu geben, das Deutschland zum Vortheil gereichen würde. Was diese Konzessionen sein können, liegt im Bereich der Diplomatie zu bestimmen. Meine Absicht war nur zu beweisen, daß unsere „splendid isolation", da sie ganz unzulänglich und machtlos ist, die guten Beziehungen mit den europäischen Mächten zu erhalten, als ein falscher Wahn und eine böse Falle verlassen werden muß.

„Wenn das Schicksal uns eine Vereinigung mit der Tripel-Allianz nicht bringt, ist die Alternative für uns entweder ein aktiver und hartnäckiger Widerstand gegen den Zweibund oder eine schmachvolle Unthätigkeit, die eine Verstümmelung des Reiches und ein Sinken der Macht zur Folge haben wird."

So weit Mr. Stanley. Man muß abwarten, ob diese Ansichten

Digitized by Google

wirklich im englischen Volke die Oberhand gewinnen. Nur das eine wollen wir sofort hinzufügen: Deutschland wird einmal seine ostasiatischen Besitzungen gegen die russischen Soldaten, die auf der Eisenbahn nach Peking kommen, nicht bloß durch seine dortigen Schiffe und Seesoldaten, sondern durch die Möglichkeit in 11 Tagen auf den eigenen Eisenbahnen eine Million Mann an die russische Grenze zu schaffen, schützen. Das ist ein wesentlicher Unterschied zwischen den englischen und deutschen Besitzungen in China.

26. 6. 98. D.

Digitized by Google

Aufruf
zur Errichtung eines Willibald Alexis-Denkmals in Arnstadt.

Am 29. Juni 1898 sind hundert Jahre verflossen, seitdem Willibald Alexis in Breslau geboren wurde. Die Unterzeichneten wollen diesen Festtag dazu benutzen, um die Erinnerung an den hervorragenden Dichter wieder lebendig zu machen, und fordern daher alle Freunde seiner Muse auf, zur Errichtung eines Willibald Alexis-Denkmals in Arnstadt beizusteuern. Willibald Alexis gebührt ein Denkmal!

Durch eine große Anzahl lebensvoller, feinsinniger und geistreicher Erzählungen hat er sich Tausenden von Deutschen zum Freunde gemacht. In werthvollen Reise-Beschreibungen hat er eine Fülle von anziehenden Betrachtungen über die Gegenden und die Menschen, die er kennen gelernt, niedergelegt. Als Herausgeber literarischer Zeitschriften und als angesehener Kritiker hat er mit heiligem Ernste für eine gesunde Entwickelung der deutschen Dichtkunst gefochten. Auch eine Reihe trefflicher lyrischer Gedichte hat er uns hinterlassen, von denen eines, „Fridericus Rex“ geradezu zum Volksliede geworden ist.

Vor Allem aber läßt er in acht gewaltigen vaterländischen Romanen unsere geschichtliche Vergangenheit so lebendig vor unseren Augen erstehen, wie das vor ihm noch Keinem gelungen war. Hier führt er uns die Heldenthaten der brandenburgischen Markgrafen und Kurfürsten, der preußischen Könige vor Augen und zeigt, was Brandenburg, was Preußen, was Deutschland ihnen zu verdanken hat. Hier liefert er uns glänzende Charakterschilderungen vieler Personen, die in der deutschen Geschichte eine Rolle gespielt haben; hier führt er uns in wahrheitsgetreuen, oft durch köstlichen Humor gewürzten Genrebildern die Leiden und Freuden des Volkes vor Augen; hier versteht er es, wie noch Niemand zuvor, der märkischen Haide ihre eigenthümlichen poetischen Reize abzulauschen. Einem solchen Dichter gebührt ein Denkmal!

In Arnstadt, dem lieblichen, von bewaldeten Höhenzügen umrahmten thüringischen Städtchen, in dem Willibald Alexis das letzte Viertel seines Lebens zubrachte, und auf dessen Friedhofe seine Gebeine ruhten — in Arnstadt, dicht an seinem Sterbehause, in einer stillen, von den leise murmelnden Wellen der Gera bespülten Gartenanlage, wollen wir diesem Dichter ein Denkmal errichten, das uns seine Gestalt immer lebendig erhalte, das uns immer daran erinnere, welchen Schatz edler, echt vaterländischer Poesie wir ihm zu verdanken haben.

Daher bitten wir Alle, die Sinn für die Verherrlichung unserer deutschen Vergangenheit haben, Alle, denen der Dichter durch seine Schöpfungen

Digitized by Google

manche Stunde ihres Daseins verschönt, besonders aber Alle, deren Vorfahren er selbst in seinen Dichtungen ein Denkmal gesetzt hat, ihr Scherflein zu spenden, um die Ausführung unseres Planes zu ermöglichen. Jede, auch die kleinste Gabe, wird uns willkommen sein.

Ueber die eingegangenen Beiträge werden wir s. Z. ebenso, wie über ihre Verwendung, Bericht erstatten.

Geldsendungen nehmen entgegen die Herren Banquier Alexander Meyer-Cohn in Berlin, Unter den Linden 11, Kommerzienrath Elwin Paetel in Berlin W., Lützowstraße 7, Banquier Wilhelm v. Külmer, Arnstadt.

Anfragen bitten wir an Dr. Max Ewert, Arnstadt, zu richten.

Arnstadt, im Juni 1898.

Professor Dr. Bellermann, Direktor des Gymnasiums zum grauen Kloster, Berlin. — G. Bender, Oberbürgermeister, Breslau. — Dr. Anton Bettelheim, Wien. — Karl Bleibtreu, Berlin-Wilmersdorf. — Victor Blüthgen, Freienwalde a. Oder. — Budde, Staatsrath, Sondershausen. — Professor Dr. Heinr. Bulthaupt, Bremen. — Dr. Carl Busse, Berlin. — Dr. P. Clauswitz, Archivar der Stadt Berlin. — Professor Dr. Felix Dahn, Geh. Justizrath, Breslau. — Professor Dr. H. Delbrück, Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher", Berlin. — Drechsler, Geh. Staatsrath, Sondershausen. — Professor Dr. Georg Ebers, München. — Dr. Ernst Eckstein, Dresden. — Graf Philipp zu Eulenburg, Kaiserl. Deutscher Botschafter am Hofe zu Wien. — Professor Dr. Kuno Fischer, Wirkl. Geh. Rath, Exzellenz, Heidelberg. — Dr. Theodor Fontane, Berlin. — Karl Emil Franzos, Herausgeber der „Deutschen Dichtung", Berlin. — Professor Dr. Karl Frenzel, Redakteur der „Nationalzeitung", Berlin. — Ernst Friedel, Geh. Regierungs- und Stadtrath, 1. Vors. der „Ges. für Heimathkunde der Provinz Brandenburg", Berlin. — Dr. Ludwig Fulda, Charlottenburg. — Professor Dr. Ludwig Geiger, Berlin. — Martin Greif, München. — Professor Dr. Julius Grosse, General-Sekretär der Schiller-Stiftung, Weimar. — Dr. Heinrich Hart, Charlottenburg. — Gerhart Hauptmann, Schreiberhau im Riesengeb. — Hans Heilmann, Redakteur der „Breslauer Zeitung", Breslau. — Dr. Karl Heinemann, Herausgeber der „Blätter für literarische Unterhaltung", Leipzig. — Dr. Paul Heyse, München. — Professor Dr. Holtze, Gen.-Sekr. des „Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg", Berlin. — Dr. Hans Ritter v. Hopfen, Berlin-Groß-Lichterfelde. — Professor Dr. Herm. Hüffer, Bonn. — Dr. Fritz Jonas, Stadt-Schulinspektor, Berlin. — Professor Dr. Friedr. Junge, Direktor des Friedr.-Werd.-Gymnasiums, Berlin. — Professor Dr. Max Koch, Herausgeber der „Zeitschrift für vgl. Literatur-Geschichte", Breslau. — Dr. Robert Koenig, Potsdam. — Dr. Adolph Kohut, Berlin. — Professor Dr. Reinh. Koser, Berlin, Geh. Ober-Regierungsrath, Direktor der Staatsarchive und des Geh. Staatsarchivs. — Professor Dr. Joseph Kürschner, Geh. Hofrath, Eisenach. — Otto v. Leixner, Herausgeber der „Deutschen Romanzeitung", Berlin. — Detlev Freiherr v. Liliencron, Altona. — Dr. Paul Lindau, Hoftheaterintendant, Herausgeber von „Nord und Süd", Meiningen. — Professor Dr. B. Litzmann, Bonn. — Hugo Lubliner, Berlin. — Dr. Otto Lyon, Herausgeber der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht", Dresden. — Alexander Meyer-Cohn, Banquier, Berlin. — Brunn v. Neergaard, Hofmarschall, Sondershausen. — Professor Dr. Wilh. Oncken, Geh. Hofrath, Gießen. — Elwin Paetel, Kommerzienrath und Verlagsbuchhändler, Berlin. — Anton Freiherr von Perfall, Schliersee. —

Digitized by Google

Dr. Emil Peschel, Hofrath, Direktor des Körnermuseums, Dresden. — Petersen, Staatsminister, Exzellenz, Sondershausen. — Wilh. Raabe, Braunschweig. — Reuter, Geh. Archivrath, 1. Vorsitzender des „Vereins für die Geschichte Berlins", Berlin. — Peter Rosegger, Graz. — Professor Dr. Erich Schmidt, Berlin. — Professor Dr. Gustav Schmoller, z. Z. Rektor der Kgl. Friedrich Wilhelms-Universität, Berlin. — Dr. Max Ring, Berlin. — Dr. Jul. Rodenberg, Herausgeber der „Deutschen Rundschau", Berlin. — Dr. Schwartz, Geh. Regierungsrath und Kgl. Gymnasialdirektor a. D., Berlin. — Heinr. Seidel, Berlin-Groß-Lichterfelde. — Friedrich Spielhagen, Berlin. — Friedr. Stephany, Chefredakteur der „Voss. Zeitung", Berlin. — Professor Dr. Adolph Stern, Dresden. — Ferd. Tempeltey, Geh. Kabinetsrath, Exzellenz, Koburg. — Aug. Trinius, Hofrath, Waltershausen i. Thür. — Rich. Voß, Bibliothekar der Wartburg, Berchtesgaden. — Professor Dr. Stephan Waetzoldt, Kgl. Provinzial-Schulrath, Breslau. — Professor Dr. Max Freiherr von Waldberg, Heidelberg. — Dr. Otto Weddigen, Gymnasial-Oberlehrer a. D., Dozent a. d. Humboldt-Akademie, Charlottenburg. — Ernst Wichert, Geh. Justizrath, Herausgeber der „Altpreußischen Monatsschrift", Berlin. — Dr. Ernst von Wildenbruch, Geh. Legationsrath, Berlin. — Julius Wolff, Charlottenburg. — Professor Dr. Jak. Wychgram, Direktor der städt. höh. Mädchenschule, Leipzig. — Zelle, Oberbürgermeister, Berlin. — Dr. Ernst Ziel, Cannstatt bei Stuttgart.

Der Orts-Ausschuß zu Arnstadt.

R. O. Bärwinkel, Justizrath, Landtags-Präsident. Dr. Bielfeld, Oberbürgermeister. Franz Boese, Kaufmann, 1. Vorsitzender der Lit. Vrg. Dr. Max Ewert, Ord. Lehrer a. d. Fürstl. Realschule, 1. Bücherwart der Lit. Vrg. Emil Frotscher, Hofrath, Hofbuchdruckereibesitzer. Köhler, Archidiakonus, 1. Vorsitzender des Wissenschaftl. Vereins. Krieger, Major. Dr. Kroschel, Geh. Schulrath, Direktor des Fürstl. Gymnasiums. Wilhelm von Külmer, Banquier. Ad. Leupold, Kommerzienrath. Dr. Oßwald, Geh. Sanitätsrath. Rud. Rieck, Kaufmann, Landtags-Abgeordneter. Schwing, Fürstlicher Landrath. H. Woltersdorf, Geh. Kommerzienrath.

Digitized by Google

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Bachmann, Adolf. — Beiträge zur Kunde böhmischer Geschichtsquellen des XIV. und XV. Jahrhunderts. 75 S. Prag, A. Haase.

Boos, Heinrich. — Geschichte der rheinischen Städtekultur. Lieferung 1. 1,— M. Berlin, J. A. Stargardt.

Fischer, N., Professor a. d. Kriegsakademie Berlin. — Russische Sprachlehre in übersichtlicher Darstellung. In Verbindung mit einem Uebungsbuch herausgeg. 184 S. 2,50 M. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Freiligrath, Gisberte. — Englische Dichter. Oktav. XVIII. 145 S. 1,— M. Halle a. S., Otto Hendel.

Grell, Hugo. — Der Alldeutsche Verband, seine Geschichte, seine Bestrebungen und Erfolge. München, J. F. Lehmann.

Hammer, A. — Rom, die Volksschule und das allgemeine Wahlrecht. Oktav. 110 S. 1,— M. Leipzig, Friedr. Jansa.

v. Hoensbroech, Graf Paul. — Der Ultramontanismus. Sein Wesen und seine Bekämpfung. Ein kirchenpolitisches Handbuch. Zweite vermehrte und verbesserte Aufl. 471 S. Berlin, Hermann Walther (Friedrich Bechly).

Kaiser, Emil. — Johann der Bildner. Drama. 198 S. Dresden und Leipzig, Carl Reissner.

Knabe, G. J., Lehrer. — Wie pflegt das deutsche Volk seine theure Muttersprache, und wie kann die Schule diese Arbeit fördern helfen? 107 S. 1,50 M. Weinheim (Baden), Fr. Ackermann.

Köstlin, H. A. — Geschichte der Musik im Umriss. Fünfte verb. Aufl. Lieferung 1. 1,— M. Berlin, Reuther & Reichard.

Mellien, Marie. — Wilhelm Stolze. Lebensbild zu seinem hundertjähr. Geburtstage. 49 S. 1,— M. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Michaelis, Curt. — Um eine Königskrone. Tragödie. Kl. Oktav. 149 S. 2,— M. Erlangen, Fr. Junge.

Münsterberg, E. — Die Armenpflege. Oktav. X. 211 S. geb 3,— M. Berlin, Otto Liebmann.

Oertmann, Professor Dr. Paul. — Volksrecht und Gesetzesrecht. Vortrag geh. i. d. Gehe-Stiftung zu Dresden 40 S. Dresden, v. Zahn & Jaensch.

Prinz-Münsterberg, — Freiheit und soziale Pflichten. Gr. Oktav. VI 164 S. 2,75 M. Berlin, Otto Liebmann.

Rosse, Adolph. — Der sterbende Ahasver. Ein Stück Gegenwart. 164 S. 2,— M. Berlin, E. Ebering.

Sabatier, Paul. — Speculum perfectionis sen S. Francisci Assisiensis legenda antiquissima-auctore fratre Leone. 376 S. Paris, Fischbacher.

Saltschick, Robert. — Goethes Charakter. Eine Seelenschilderung. Oktav. 146 S. 1,80 M. Stuttgart, Fr. Frommann.

Schroeder, Edward und ***Roethe, Gustav.*** — Zeitschrift für Deutsches Alterthum und Deutsche Literatur. 42. Bd. II. Heft. Berlin 1898, Weidmann.

Sohm, Rudolf, Professor. — Die sozialen Aufgaben des modernen Staates. Sonderabdr. aus der „Cosmopolis". 32 S. 0,50 M. Leipzig, V. de Liagre.

Stier-Somlo, Dr. Fritz. — Die Pflicht des Eigenthümers zur Erhaltung seines Eigenthums in polizeigemässem Zustande. Oktav. 88 S. Berlin, Carl Heymann.

Wolf, Gustav. — Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformatien. I. Bd. I. Abth. Oktav. 272 S. 8,— M. Berlin, Oswald Seehagen.

Bürgerliches Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Liliput-Ausgabe 1,— M. Berlin, Otto Liebmann.

Das Narrenschiff, Blätter für fröhliche Kunst. pro Qu. 2,25 M. Einzelnummer 20 Pf. Berlin, Carl Predeck.

Das Staatsarchiv. Sammlung der offiziellen Aktenstücke zur Geschichte der Gegenwart. Begr. v. Aegidi und Klauhold. In fortlaufenden Heften herausgeg. v. Gustav Roloff. Bd. LX 5. und 6. Heft. Leipzig, Duncker & Humblot.

Gedanken über Forstwissenschaft und Forstwirthschaft. Eine die Verstaatlichung des Waldes fordernde Kritik. Bopparad. J. C. W. Krug's Nachf.

Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften, in selbständigen Bänden von Kuno Frankenstein. I. Abth. Volkswirthschaftslehre 6. Band. Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik von Arthur Freiherr von Fircks. Gr. Oktav. X 492 S. 13,50 M. Leipzig, L. Hirschfeld.

Ost-Asien. Die erste Monatsschrift eines Japaners in Europa für Handel, Industrie, Politik, Wissenschaft, Kunst etc. Chefredakteur Kisak Tamai aus Dai-Nippon (Japan). Preis 1 Nummer 1,— M., eines Jahrgangs 10,— M. Berlin, Calvary & Co.

Quellen und Forschungen aus Italienischen Archiven und Bibliotheken. Herausgeg. vom Königl. Preussischen Historischen Institut in Rom. 1. Band, 2. Heft. Rom, E. Loescher & Co.

Stimmen aus Maria-Laach. Katholische Blätter. Zehn Hefte 10,80 M. (oder zwei Bände á 5,40 M.) Freiburg i. Br., Herder.

Wohin die Frauenrechtlerei führt, oder Gesetzliche Frauenprivilegien in England. Von zwei englischen Juristen. Mit einem Vorwort von E. Belford Bax. Oktav. 102 S. 1,— M. Zürich, J. Schabelitz.

Digitized by Google

Berling, Prof. Dr. K. — Kunstgewerbliche Stilproben. Mit 240 Abbildungen auf 80 Tafeln, Herausgegeben von der Königlichen Kunstgewerbeschule zu Dresden. Mk. 2. Leipzig, Karl W. Hiersemann.

Bleibtreu, Karl. Gravelotte. 110 S. Mk. 1. Stuttgart, Karl Krabbe.

Brandenburg, Erich — Moritz von Sachsen. I. Bd. Oktav. VIII, 557 S. Mk. 12. Leipzig, B. G. Teubner.

v. Brandt, M. — Die politische und commerzielle Entwickelung Ostasiens während der jüngsten Zeit. 24 S. 50 Pf. Leipzig, Georg Wigand.

Condivi, A. — Das Leben Michelangelos. Oktav. IX, 219 S. Mk, 5. München, C. H. Beck.

Dähnhardt. Dr. Oskar. — Volksthümliches aus dem Königreich Sachsen. Oktav. VII, 102 S. Mk. 1. Leipzig, B. G. Teubner.

Denecke, Hans. — Friedgart. Handlung in drei Aufzügen. Oktav. 134 S. Mk. 2. Braunschweig, Benno Goeritz.

Duboc, Julius. — Die Emanzipation der Kunst. Drei Briefe an einen Freund. Nebst einer Nachschrift über das Moderne. 98 S. Mk. 1,50. Leipzig, Otto Wigand.

Duncker & Humblot. — Verlagsverzeichniss zur Litteratur der Staats- und Sozialwissenschaften der letzten 25 Jahre.

Eckhorst, B. — Hermannswacht. — Gedanken über die religiöse, nationale und persönliche Einheit deutschen Geistes. Oktav. 68 S. Mk. 1. Leipzig, Wilhelm Fridrich.

Falckenberg, Dr. R. Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. B. 112, H. 1. Mk. 6. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

v. Firchs, Arthur, Frhr. Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik. Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften von Max v. Heckel. I. Abth. Volkswirthschaftslehre. 6. B. 492 S. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

Fischel, Oskar. Raphaels Zeichnungen. Versuch einer Kritik der bisher veröffentlichten Blätter. Oktav. (XLIV 272 S.) Mk. 9. Strassburg i. E., Karl J. Trübner.

Gerok, Gustav. Unsere Gebildeten und die Kirche. Oktav. (30 S.) 50 Pf. Stuttgart, Fr. Fromman's Verlag.

Gräf, H. G. Lyrische Studien. Weimar, Hans Lüstenöder.

Hatschek, Dr. Julius. Staats- und völkerrechtliche Abhandlungen. Bd. II. H. 1. Die Selbstverwaltung. Oktav. (VIII 236 S.) Mk. 5,60 Mk. Leipzig, Duncker & Humblot.

Heyck, Ed. Monographie zur Weltgeschichte V. Kaiser Maximilian I. Geb. Mk 8. Leipzig, Velhagen & Klasing.

Kaisenberg, Moritz von. Die Memoiren der Baronesse de Courtot. Ein Zeit- und Lebensbild. Oktav. (XVI 867 S.) Leipzig, Schmidt & Günther.

Kaufmann, Dr. J. Die Lehrfreiheit an den Deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert. 48 S. Leipzig, L. Hirzel.

Knepper, Dr. Joseph. Nationaler Gedanke und Kaiseridee bei den elsässischen Humanisten. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes, herausgegeben von Ludwig Pastor. I. Bd. 2. u. 3. H. 207 S. Freiburg i. B., Herder.

Koch, Prof. Dr. K. Der Stand der Nationalfestfrage. Oktav. (78 S.) M. 1. Braunschweig, Benno Goeritz.

Krueger Dr. F. Der Begriff des absoluten werthvollen als Grundbegriff der Moralphilosophie. Gr. Oktav. (93 S.) Mk. 2,80. Leipzig, B. G. Teubner.

Lexis, Dr. W. — Die Besoldungsverhältnisse der Lehrer an den höheren Unterrichtsanstalten Preussens. 100 S. Mk. 1,80. Jena, Gustav Fischer.

Liliencron, Detlev von. — Up ewig ungedeelt. Die Erhebung Schleswig-Holsteins im Jahre 1848. Lief. 1–2 à 50 Pf. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. vorm. J. F. Richter.

Lilienfeld, Paul von. — Zur Vertheidigung der Organischen Methode in der Sociologie. Oktav. 76 S. Mk. 1,20. Berlin, Georg Reimer.

Lorentzen, Theodor. — Arbeiter-Partei oder Revolutions-Partei. 100 S. 50 Pf. Kiel und Leipzig. Lipsius & Fischer.

Müller, Dr. Ernst F. — Zu Unrecht entmündigt. Oktav. V, 125 S. Mk. 2. Dresden, Oscar Damm.

Philippson, M. — Max von Forckenbeck. Ein Lebensbild. (Männer der Zeit von Dr. Gustav Diercks VI.) 393 S. Dresden und Leipzig, Carl Reissner.

Robinski, Dr. Severin. — Operiren oder Nichtoperiren bei Krebs-Erkrankungen. 191 S. Berlin, Robinski & Co.

Schaefer, Erdmann A. Die deutschen Schulen in Rumänien. Beitrag zur Geschichte des Deutschtums im Auslande. 11 S. Leipzig, R. Voigtländer.

Schmoller-Krauske-Loewe. Die Behördenorganisation und die allgemeine Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert. II. Bd. Akten vom Juli 1714 bis Ende 1717. (Denkmäler der preussischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert. Herausgegeben von der Akademie der Wissenschaften.) 634 S. Mk. 15. Berlin, Paul Parey.

Schwartz, Dr. E. Stammtafel des Preussischen Königshauses. Mk. 2. Breslau, M. K. Marcus.

Sittenberger, Hans. Studien zur Dramaturgie der Gegenwart. Oktav. (XII. 433 S.) Mk. 7. München, C. H. Beck.

Digitized by Google

Thudichum, Friedr. Kirchliche Fälschungen. I. Glaubensbekenntnisse der Apostel und des Athanasius. Oktav. (86 S.) Mk. 1. Stuttgart Fr. Frommann.

Tischert, Dr. Georg. Fünf Jahre deutscher Handelspolitik. Oktav. (371 S.) M. 3,60. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Trapp, Richard. Kriegführung und Diplomatie der Verbündeten vom 1. Februar bis zum 25. März. 1814. 177 S.

Völderndorff, Dr. Freiherr Otto von. Harmlose Plaudereien eines alten Münchener. Oktav. (VIII 424 S.) Mk. 5,50. München, C. H. Beck.

Webb, S. Englands Arbeiterschaft 1887 u. 1897. Oktav. (30 S.) 60 Pf. Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht.

Weber, Lic. theol. *L.* Die Wissenschaften und Künste der Gegenwart in ihrer Stellung zum biblischen Christenthum. Zusammenhängende Einzelbilder von verschiedenen Verfassern herausgegeben von Lic. theol. Weber, Pfr. in M.-Gladbach. Mk. 4,50, geb. Mk. 5,20. Gütersloh, C. Bertelsmann.

Wiedenfeld, Dr. Kurt. — Die Börse in ihren wirthschaftlichen Funktionen und ihrer rechtlichen Gestaltung vor und unter dem Börsengesetz. Oktav. VI, 67 S. Mk. 1,80. Berlin, K. Hoffmann, München, Dr. E. Wolf.

Wilpert, Ruthard von. — Moderner Sängerkrieg. Mk. 1. Nachtschatten. Novellen. Mk. 2. Zeitmärchen. Satiren. Mk. 1. Wir beide. Gedichte. Mk. 1. Räthsel. Novellen. Mk. 1. Sprachheiterkeiten. Plaudereien. Mk. 2. Leipzig, Oswald Mutze.

Bericht der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag für 1897, Prag.

Denkschrift der aus dem Verbande der Universität Freiburg in Schweiz ausscheidenden reichsdeutschen Professoren. München, Akademischer Verlag.

Ergänzung der Verfassung Oesterreichs. Ein Antrags-Entwurf zur Nationalitätenfrage verfasst und begründet von einem Patrioten 32 S. Wien und Leipzig, M. Breitenstein.

Jahres-Bericht der Handels- und Gewerbekammer für Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg 1897. Würzburg, H. Stürtz.

Jahrbuch des Allgemeinen Verbandes der deutschen landwirthschaftlichen Genossenschaften für 1897. Mk. 3. Offenbach a. M., Verlag der Anwaltschaft des Allgemeinen Verbandes.

Kaiserworte 1888—1889. Grund- und Eckstein aus den Allerhöchsten Kundgebungen Sr. Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II. 184 S. Hannover, Dunkmann.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin W., Magdeburgerstr. 27.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 31, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin W.
Magdeburger Strasse 27.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 31.
Druck von J. S. Preuss, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

General von Göben.

Von

Emil Daniels.

Das Leben des Generals der Infanterie August von Göben. Von Gebhard Zernin, Großherzoglich Hessischem Hauptmann à la suite der Infanterie. Zwei Bände. Berlin 1895 und 1897. Bei Mittler und Sohn.

Am Neujahrstage 1881 versammelten sich in gewohnter Weise die kommandirenden Generale des Reichsheeres in Berlin, um Kaiser Wilhelm I. die Glückwünsche der Armee auszusprechen. In seiner Erwiderungsrede erinnerte der Kaiser an das im verflossenen Jahre erfolgte Hinscheiden des Generals von Göben, indem er den Verstorbenen als eine Zierde der Armee, einen der genialsten Offiziere, welche Preußen jemals gehabt, bezeichnete. Es würde ihn sehr freuen, so fuhr Wilhelm fort, wenn sich recht bald Jemand fände, der Göbens thatenreiche Laufbahn beschriebe, „ihm zum Ruhme, den Zeitgenossen zur Ehre und der Jugend zur Nacheiferung". Der Göben bei dessen Lebzeiten persönlich nahestehende Hauptmann Zernin hat die von dem verewigten Monarchen gewünschte Biographie verfaßt, gestützt auf einen reichhaltigen Briefwechsel Göbens mit seiner Frau, der hauptsächlich den Jahren 1864, 1866 und 1870/71 angehört. Das Buch Zernins weist manche erhebliche Mängel auf. Göben sagt einmal, ein tüchtiger Brigadekommandeur müsse im Kriege die großen und die kleinen Angelegenheiten seiner Brigade fast als gleich wichtig behandeln. Es will nun fast scheinen, als ob Zernin jene Aeußerung sich auch für seine historiographische Thätigkeit zum Wahlspruch ausersehen habe; so gründlich schildert er alle Begebenheiten und Zustände bis zu

Digitized by Google

den geringfügigsten Einzelheiten herunter. Aber eine Geschichtserzählung ist kein Brigadekommando, und so kommt es denn, daß die Lektüre unseres Buches vielfach recht ermüdend wirkt, da die Person des dargestellten Helden oft inmitten einer Ueberfülle von unerquicklichem Detail verschwindet. Weniger wäre mehr gewesen; hätte Zernin die Selbstbeschränkung besessen, die Kriegsthaten Göbens nur in großen Zügen zu vergegenwärtigen, so würde das Werk an wissenschaftlicher Bedeutsamkeit wie auch an ästhetischem Reiz sehr gewonnen und eine viel stärkere literarische Wirkung erzielt haben. Indessen kann sich der Verfasser für den von ihm geschriebenen zerfließenden Stil auf den unter unseren gelehrten Militärs nun einmal herrschenden Geschmack berufen. Und wenn man Hauptmann Zernin etwa vorwerfen wollte, er ließe Sünden, Fehlern und Mängeln der Armee gegenüber nicht volle wissenschaftliche Aufrichtigkeit walten, so würde er sich gleichfalls auf die in seinen Kreisen maßgebenden Anschauungen berufen können. Denn Moltke hat gesagt, ein Kriegsgeschichte treibender Militär dürfe durch seine Veröffentlichungen niemals werthvolle Ruhmestitel der Armee zerstören. Uebrigens ist besser wissen auch leichter als besser machen, und ich möchte deßhalb den Schwerpunkt dieser kritischen Vorbemerkung in den Ausdruck der Dankbarkeit verlegen, zu der aller berechtigten Ausstellungen ungeachtet das Publikum dem Autor gegenüber verpflichtet bleibt. Niemand kann Zernin das Verdienst absprechen, daß er mit Verstand und patriotischem Eifer das Material zusammengebracht hat, mit dessen Hilfe wir die Persönlichkeit des dahingeschiedenen Helden von St. Quentin so lebenswahr reproduziren können, wie das bei wenigen Generalen Wilhelms I. möglich ist. Sicher, daß der greise Herrscher, wenn er die hier besprochene Biographie seines Unterführers noch erlebt hätte, sich mit der lebhaftesten Antheilnahme daraus würde haben vorlesen lassen.

August von Göben war von Geburt Hannoveraner. Sein Vater, ein Mann von altem Adel, hatte als Offizier der hannöverschen Legion die spanischen und belgischen Feldzüge Wellingtons mitgemacht und zweimal schwere Verwundungen erlitten. Er ist erst im Jahre 1872, im Alter von 81 Jahren, gestorben, nachdem er noch den ganzen Feldherrnruhm des Sohnes erlebt hatte. Seine Gemahlin war bürgerlich, eine geborene Kuckuck, aber die Tochter eines hannöverschen Generals. August wurde im Jahre 1816 zu Stade geboren. Göben Vater lebte hier, 25 Jahre alt,

Digitized by Google

als Totalinvalide mit Hauptmannscharakter. Später zogen die Eltern nach Celle, wo August das Gymnasium besuchte, bis er mit siebzehn Jahren die Unterprima absolvirt hatte. Daß das Soldatenkind wieder Soldat werden mußte, verstand sich von selbst, indessen beschloß Göben, nicht wie alle seine Verwandten hannöversche sondern preußische Dienste zu nehmen. Ueber seine jugendliche Schwärmerei für Preußen hat er sich nach dem Feldzuge von 1866 einem Berichterstatter des „Daheim" gegenüber folgendermaßen ausgesprochen: „Was habe ich nicht einst auf der Schule leiden müssen! Davon haben Sie keinen Begriff! Und wissen Sie warum? Weil ich schon als Knabe mit Kopf und Herz ein enthusiastischer Preuße war. Wie das kam, weiß ich selbst nicht, aber jedesmal, wenn ich ein Gedicht meiner Wahl rezitiren sollte, besang es eine preußische Heldenthat; alle meine historischen Aufsätze waren der preußischen Geschichte entnommen, und wenn ich mit meinen Altersgenossen gewichtig über Politik diskutirte, so vertrat ich stets energisch die Meinung, daß Preußen das non plus ultra aller Länder wäre. Es war eine reine Gefühlssache, eine Art von nervösem Enthusiasmus, der mich zu Preußen hinzog, von dem ich mir selbst so recht nie Rechenschaft geben konnte; ja wirklich eine Gefühlssache war es, denn wahrlich! meinen Kameraden — alles Hannoveraner — gefiel es nicht im Geringsten, stets Preußens Lob in allen Tonarten zu hören. Bald wurde ich unbeliebt bei ihnen, dann sogar verhaßt, und schließlich endeten unsere Diskussionen selten ohne handgreifliche Argumentationen, und dann wurden mir die Vorzüge Hannovers vor Preußen dermaßen drastisch beigebracht, daß ich mich wirklich oft, und im vollsten Sinne des Wortes, als Märtyrer meiner Sympathie betrachten konnte". Welche Gründe die Preußenfreundschaft des hannöverschen Primaners in Wirklichkeit gehabt hat, ob sie als ein Beispiel für den stillen Siegeszug der nationalen Idee anzusehen ist, läßt sich nicht feststellen, genug, daß es Göben ohne besondere Schwierigkeit gelang, die väterliche Einwilligung für seine Zukunftspläne zu erwirken. Er trat in das 24. Infanterieregiment, heute Infanterieregiment Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin (4. Brandenburgisches) Nr. 24. Das 3. Bataillon, dem Göben zugewiesen wurde, stand damals in Prenzlau und Neu-Ruppin, gegenwärtig in Neu-Ruppin und Havelberg. Göben senior gewährte dem Sohne eine monatliche Zulage von zwei Louisd'or, in unserem Gelde 34 Mark, womit man damals bei der Linieninfanterie schon als ein reicher Junge galt. Im Uebrigen

Digitized by Google

jedoch hatte der junge Offiziersaspirant, aus dem bald ein Fähnrich und dann ein Lieutenant wurde, von den ersten Jahren seiner Karrière wenig Freude. Das vergötterte preußische Wesen zeigte ihm seine Schattenseite. Gerade damals, gegen das Ende der Regierung Friedrich Wilhelms III., standen die Paradekünste des Exerzierplatzes in besonders hoher Blüthe; für Göben aber blieb dieser Theil seines Berufes lebenslänglich ein Buch mit sieben Siegeln; er hat niemals gelernt, „einen Zug über einen Rinnstein zu führen". Von der Langenweile verführt, ergab sich der heißblütige junge Offizier einer gefährlichen Leidenschaft, der Spielsucht. Er hat diese Schwäche sein ganzes Leben nicht wieder loszuwerden vermocht. Als in Wiesbaden und Homburg das öffentliche Spiel noch nicht unterdrückt war, hat Generalmajor von Göben dort oft am grünen Tisch gesessen und trotz seiner und seiner Gemahlin Armuth schwere Geldopfer gebracht. Aeußerlich blieb er dabei immer kühl und ruhig, aber innerlich war er auf das Heftigste erregt. Im Frühjahr 1857 erkrankte er in Magdeburg am kalten Fieber; diese Krankheit pflegte stets zu derselben Stunde von ihm zu weichen, nämlich um 3 Uhr, wo er zum L'hombrespiel in den Klub zu gehen gewöhnt war. Dann spielte er fast bis zur völligen Erschöpfung und führte das Monate lang so durch, bis ihn ein Nervenfieber an den Rand des Grabes brachte. Später, namentlich im Jahre 1879, hat der General auch in Monaco gespielt und Tausende verloren. Als ein ihm nahe Stehender ihn daraufhin fragte, ob er denn nicht endlich vernünftig werden wolle, antwortete er: „Ach was! Ihr habt keinen Grund, mich deßhalb zu schelten. Hätte ich in meinem Leben nicht so oft dem Glücke die Hand geboten, so wäre ich nicht geworden, was ich bin."

Den zwanzigjährigen Lieutenant jedoch kostete das Spiel die Epauletten und schleuderte ihn in ein Meer von Leiden. Sein Vater hegte gerade gegen diese Passion einen heftigen Abscheu; er hielt den Sohn für beinahe verloren und glaubte, daß nur die Anwendung eines heroischen Mittels ihn vielleicht noch retten könnte. Er befahl August, den preußischen Dienst zu quittiren, und schickte ihn nach Spanien, um an dem dort wüthenden Bürgerkriege theilzunehmen. Göben senior hoffte, daß sein Sohn, wenn man ihm eine ernste und seinen Neigungen entsprechende Thätigkeit zuwiese, den Geschmack an der Sünde verlieren würde. In dem Gedanken, daß er sie nie wieder anlegen würde, zog August schmerzbewegt die preußische Uniform aus, aber auch Schauder der Freude durch-

Digitized by Google

rieſelten den jungen Helden, als er nach dem Kriegsſchauplatze abreiſte. Er war feſt entſchloſſen, es ſeinem Vater gleichzuthun, der beim Sturm auf Badajoz ſchwer verwundet worden war, indem er eine Sturmleiter an die Mauer der Zitadelle ſetzte. Als geweſener preußiſcher Offizier konnte Göben kaum anders, als in das Heer des Prätendenten Don Karlos eintreten, der ſich der Sympathie des Kabinets von Berlin erfreute, während Königin Marie Chriſtine mit Portugal und den Weſtmächten die der Heiligen Allianz entgegengeſetzte Quadrupelallianz eingegangen war. Durch die Quadrupede ſei das europäiſche Staatenſyſtem für einige Zeit monſtrös geworden, ſagte der damalige Prinz, ſpätere Kaiſer Wilhelm. Dieſe politiſchen Verhältniſſe neben den berührten jugendlichen „Dummheiten“ ſind die Urſachen von Göbens ſpaniſcher Fahrt, die man früher nur im Lichte legitimiſtiſcher Romantik angeſehen hat: „Auch den feurigen jungen Auguſt von Göben litt es nicht länger in der friedlichen Garniſon von Neu-Ruppin,“ ſagt Treitſchke in der „Deutſchen Geſchichte“, „Thatendurſt, royaliſtiſche Begeiſterung und ein leidenſchaftlicher Haß gegen England trieben ihn hinaus in das Heer der Karliſten.“ Speziell von Haß gegen England war bei dem jungen Göben ſo wenig die Rede, daß er von den Kameraden in Neu-Ruppin wegen ſeiner angelegentlichen Beſchäftigung mit engliſcher Sprache und Literatur der Lieutenant How do you do genannt wurde. Auch auf die Reiſe nach der iberiſchen Halbinſel vergaß Göben nicht, gute Lektüre, z. B. Horaz, mitzunehmen, aber dieſe geiſtigen Intereſſen hielten ihn nicht ab, ſowie er den Fuß auf Pariſer Pflaſter geſetzt hatte, in einer einzigen Nacht ſein ganzes, ſehr anſtändig bemeſſenes Reiſegeld zu verſpielen. Nachdem der verzweifelnde Vater ihm neues geſendet hatte, vollendete der Thunichtgut ſeine Reiſe und wurde in Anbetracht des Mangels an gebildeten Offizieren, der in dem Inſurgentenheer herrſchte, zum Generalſtabsoffizier ernannt, zum Sekondlieutenant im Generalſtab von Guipuzcoa. Bald fand er Gelegenheit, an einem Gefechte Theil zu nehmen. „Wer vermöchte,“ ſo heißt es in Göbens Buch über ſeine Erlebniſſe als Karliſt, „die Gefühle zu ſchildern, die in der Bruſt des Jünglings ſtürmiſch wogen, da er die Stunde des erſten Kampfes nahen ſieht. Stolz und Beklommenheit, Vertrauen und Ungeduld wechſeln gleich mächtig; der Augenblick iſt ja da, den er ſo lange herbeigewünſcht, der bewähren ſoll, daß er würdig iſt, um den Preis der Tapferkeit mit Kriegern zu ringen.“ In dem Gefecht von Paſſages bewies Auguſt

Digitized by Google

durch seine ehrenwerthe Haltung, daß doch mehr in ihm steckte, als ein fader und frivoler Spieler. Am Abend nach der übrigens unglücklich verlaufenen Aktion saß er an dem Schmerzenslager seines tödtlich verwundeten Kompagnieführers, der in dem jungen Manne ein theilnehmendes, weiches Herz entdeckt hatte und ihm, sanft seine Hand fassend, von den Theuren seiner fernen Heimath, von seiner nun bald kinderlosen Mutter sprach, während Thränen seine im Fieber glänzenden Augen füllten. „Auch ich," erzählt Göben, „gedachte des Vaterlandes, gedachte der Lieben, die ich vielleicht nie wiedersehen sollte; ich rief so manche glückliche Stunde, nun auf immer entflohen, mir zurück, malte mir aus, was der Norden Liebliches beut. Da gab ich der stillen, sehnsuchtsvollen Wehmuth mich hin, die in dem Glücke der Vergangenheit ein neues Glück, noch zarter, sich schafft." So wenig erstickte bei Göben die Blutarbeit das Gefühl, wie denn bei ihm immer der Heroismus mit einer seltenen Weichheit und Tiefe des Gemüths verbunden geblieben ist.

Kurz nach seinem Eintritt in karlistische Dienste begann für unseren Helden eine mehrjährige Periode namenloser Leiden. In einem zweiten bei Passages stattfindenden Gefecht wurde er am Bein verwundet und gefangen. Aber schon am Nachmittag desselben Tages entsprang der kräftige und gewandte Jüngling seinen Wächtern. Nachdem er Passages erreicht hatte, durchschritt er langsam und mit gleichgiltiger Miene die von Christinos besetzte Stadt, doch mußte er am Ende die Entdeckung machen, daß sich ein Fluß seinem ferneren Entweichen in den Weg stellte. Dreist sprang er in ein Boot, in welchem ein Offizier von jener britischen Legion saß, die Palmerston den Christinos zu Hilfe geschickt hatte. Der Engländer hielt in der That seinen Genossen für einen Christino, und August gelangte unentdeckt an das jenseitige Ufer. Hier aber hatte er noch, bevor er in den karlistischen Machtbereich kam, die feindliche Vorpostenlinie zu durchschreiten, eine verzweifelte Aufgabe bei der ungewöhnlichen Helligkeit, die in dieser Nacht gerade herrschte. Bemerkt und mehrfach angerufen, von Hunden angebellt, machte er noch den fast toll zu nennenden Versuch, die Postenkette gewaltsam zu durchbrechen; natürlich wurde er ergriffen, überwältigt und abermals als Gefangener weggeführt. „Wohl darf ich sagen," heißt es in seinem Buch, „daß ich nie später, nie früher solches Gemisch, so raschen, erstarrenden Wechsel der Hoffnung und des Schreckens, der Anspannung aller geistigen und körper-

Digitized by Google

lichen Fähigkeiten und plötzliche Erschlaffung empfand, die doch wieder dem Drange des Wollens weichen mußte. Dazu der Schmerz, stets wachsend, und die Lähmung der Wunde, die, wiewohl leicht, durch die entsetzliche Anstrengung jeden Augenblick empfindlicher wurde."

Der wiederverhaftete Ausreißer wurde nach der großen Schanze über Passages geschleppt und dem hier kommandirenden englischen Marineoffizier vorgeführt. Kurz und kalt befahl der Brite seinem gleichfalls britischen Sergeanten, den Gefangenen erschießen zu lassen. „Mit gleich kalter Verbeugung" wendete sich Göben ab, um dem Sergeanten zu folgen, als dieser dem Offizier bemerkte, daß der Gefangene englisch spreche. Jetzt nahm die Sache eine ganz andere Wendung: Arm in Arm mit dem englischen Offizier wanderte August nach Passages, wo sich noch andere Engländer zu ihnen gesellten, und eine stattliche Zahl von Weinflaschen geleert wurde. Bei der sehr fidelen Kneipe versicherten sämmtliche Herren Göben mit der größten Freundlichkeit, daß er am folgenden Morgen sicher würde erschossen werden; die britische Legion gäbe weder, noch nähme sie Pardon. Glücklicher Weise war das nur ein englischer Witz; am nächsten Morgen wurde August, weil er als Hannoveraner ein halber Engländer wäre, von der Erschießung freigesprochen und den Spaniern ausgeliefert. Diese setzten ihn auf die Zitadelle von San Sebastian, wo er nichts zu essen und zu trinken bekam als etwas Chokolade und täglich zweimal einen kleinen Teller voll in Oel gekochter Bohnen und ein Stückchen ekelerregendes Brod. Ein glücklicher Zufall hatte es mit sich gebracht, daß Göben, als er in Gefangenschaft gerieth, ein Handbuch der spanischen Sprache und ein anderes ihm werthes Buch in der Tasche hatte. Beides konnte die Habsucht seiner Wärter nicht reizen, und so war ihm, wie er selber sagt, in der Einsamkeit des Kerkers ein herrlicher Trost geblieben, indem er jene beiden Bücher immer von Neuem las und durchdachte. Dazu kam von seinem Zimmer aus eine prachtvolle Aussicht auf das Meer.

Nachdem Göben in San Sebastian viele Wochen lang gehungert hatte, wurde er in das zur Kaserne umgeschaffene Jesuitenkloster von Lougrono übergeführt. Auf einem Esel reitend sah sich Göben den gröbsten Beschimpfungen von Seiten der Bevölkerung ausgesetzt. In Calahorra schickte ein alter napoleonischer Kapitän, der in Rußland gefangen gewesen war, dem unglücklichen

Digitized by Google

Eselreiter eine Tasse Chokolade. Das reizte einige Soldaten der Garnison von Calahorra zur Wuth. Die Liberalen, schrieen sie, könnten auf der Straße verhungern, ohne daß sich Jemand ihrer annähme. „Tod dem Karlisten!“ Schon berührten die Bajonnete der Rasenden Göbens Brust, Messer funkelten: „ich strebte, als braver Karlist zu sterben.“ Da warf sich Göbens Eskorte, die den jungen Mann auf dem Marsche liebgewonnen hatte, dazwischen und schlug die Mörder zurück. Dann verließ man eilig die aufgeregte Stadt. Ebenso schrecklich wie der Transport selber waren die nächtlichen Ruhepausen. Entweder stopfte man Göben in ein unterirdisches Loch ohne Fenster und Luftzug, geschwärzt von Qualm und Rauch, stinkend und wimmelnd von der Landplage Spaniens, dem Ungeziefer, oder er wurde in einem Stadtgefängniß untergebracht, zusammen mit gemeinen Verbrechern, deren widerliche Vertraulichkeit er nur mühsam abzuwehren vermochte. Um so angenehmer fühlte er sich berührt, als er, in Lougrono angekommen, ein reinliches Zimmer und einen sympathischen, gebildeten Stubenkameraden erhielt. Don Francisco de Madinaveytia war ein junger Christino-Offizier, der, wohl ziemlich unschuldig, in Untersuchungshaft gehalten wurde. Mit ihm gemeinsam betrieb Göben wissenschaftliche Studien und musikalische Uebungen, diese auf der Flöte und Guitarre, Anfangs mit stark ohrenzerreißender Wirkung. Im Uebrigen legte Göben in Lougrono den Grund zu seinen außergewöhnlichen Sprachkenntnissen. Er beherrschte nämlich später das Französische, Englische und Spanische in Wort und Schrift wie seine Muttersprache, war fast in gleichem Grade des Italienischen mächtig und verstand außerdem Russisch, Schwedisch und Holländisch. Auch mit spanischer Geschichte beschäftigten sich die beiden eingekerkerten Offiziere fleißig. Eine sehr wohlthätige Unterbrechung der geschilderten geistigen Beschäftigungen bildeten die Besuche Donna Eulalias, der Mutter Don Franciscos, einer edlen Frau, und seiner erst 15jährigen Braut Paquita. Häufig brachten die beiden Damen noch eine Anzahl Kousinen mit, deren die Spanierinnen eine unendliche Zahl haben, da sie die Basenschaft bis ins fünfzigste oder sechszigste Glied nachzurechnen pflegen. Leider erfreute sich Göben jener angenehmen Beziehungen nur wenige Monate, dann wurde Don Francisco mit spanischer Grausamkeit um einer aufgebauschten Lappalie willen erschossen, seine Braut verfiel in ein Nervenfieber und erlag der Krankheit, und Donna

Digitized by Google

Eulalia, deren einziges Kind der Gemordete gewesen war, zog sich in ein Kloster zurück, wo sie bald an gebrochenem Herzen starb.

Wieder der Einsamkeit überliefert, fühlte Göben den Druck seiner Ketten doppelt und brütete oft stundenlang in dumpfer Schwermuth vor sich hin. Drei Monate war er in San Sebastian eingekerkert gewesen; acht Monate saß er in Lougrono; dann eröffnete man ihm, daß er über die französische Grenze abgeschoben werden solle und dirigirte ihn mit einer Eskorte nach Norden. Jeder Andere wäre froh gewesen, nach elf in der Gefangenschaft verbrachten Monaten das Land des Blutdursts und des Ungeziefers verlassen zu können. Nicht so unser Held mit seiner unbeugsamen Energie. Die Spanier sind faul und indolent, und so wurde der Abzuschiebende auf dem Transport schlecht bewacht. Er beschloß, zu entspringen, obwohl er hiermit schon so traurige Erfahrungen gemacht hatte. Und wirklich gelang es ihm dieses Mal besser. Er sprang vom ersten Stock des Hauses, in dem Mittagsruhe gehalten wurde, herunter und fiel dabei so heftig auf seinen linken Arm, daß der Schmerz ihn betäubte. Aber er kam rasch wieder zu sich und rannte um die Ecke des Hauses, bei der dort postirten Schildwache vorbei, dem benachbarten Ebro zu. Es wird Lärm geschlagen und Kugeln umpfeifen den Flüchtling, er aber erreicht unversehrt den damals ziemlich seichten Strom und schwimmt trotz des schwer zu bewegenden linken Arms eine kurze Strecke. Dann fühlte er sich sicher und kletterte ans Land. Hier wendete er sich unter Beobachtung des Standes der Sonne nach Nordwesten, weil er in der genannten Richtung auf karlistische Truppen zu stoßen erwartete. Er wußte im Uebrigen nicht, wo er sich befand, und schwebte in tausend Aengsten, daß er einer Streifpartie der Christinos in die Hände fiel. Dann wäre er sicher ohne Erbarmen in das Jenseits spedirt worden, zum zweiten Male hätte er bei Spaniern keinen Pardon gefunden. Aber jetzt leuchtete dem jungen Mann ein Strahl des Göbenschen Glücks, das später sprichwörtlich werden sollte. August traf auf einen karlistisch gesinnten Bauern. Dieser Mann führte ihn auf eine Entfernung von wenigen Hundert Schritten um die von Christinos besetzte Stadt Lerin herum, von deren Mauern herab Göben ganz deutlich den Ruf der Schildwachen „Sentinela alerta“ zu hören vermochte. Bald darauf trafen der Bauer und sein Begleiter auf die Vorposten der Karlisten. Nur wenige Tage und der von Rachedurst glühende Göben stand wieder im Feuer und erkämpfte sich den Ferdinandsorden

Digitized by Google

erſter Klaſſe. Bei jeder Aktion zeichnete er ſich aus. Einmal wurde er zur Rekognoszirung der befeſtigten Stadt Lerma ausgeſendet und ließ ſich bei dieſer Gelegenheit durch ſeine Ungeduld hinreißen, dem ihn begleitenden Kavallerie-Detachement weit vorauszutraben. Beinahe wäre er in Gefangenſchaft gerathen, aber ſein edler Goldfuchs rettete ihn, und er führte dann ſeinen Auftrag erfolgreich durch. Aber als der General Zariategui die Handlungsweiſe Göbens erfuhr, ertheilte er ſeinem Generalſtabsoffizier einen ſcharfen Verweis, weil er die ihm anvertrauten Truppen verlaſſen und durch unnöthige Selbſtgefährdung das Gelingen der ihm aufgetragenen Operation in Frage geſtellt hätte. Dann diktirte er ihm eine Arreſtſtrafe „wegen jugendlichen Uebermuths“. Jedoch ſchon nach einer Haft von einer Viertelſtunde wurde der beſtrafte Wildfang wieder in Freiheit geſetzt und zwar unter Ueberſendung eines prachtvollen engliſchen Fernrohrs, deſſen gütiger Spender, General Zariategui, dabei bemerken ließ, der Lieutenant werde den Feind nun wohl aus der Ferne betrachten können. Wie gut Göben übrigens vor Lerma rekognoszirt hatte, bewies er bald darauf durch die geſchickte Leitung des Angriffs, welcher ſeinem Vorſchlage gemäß auf die genannte Stadt gemacht wurde. Das Unternehmen gelang glänzend; der junge Generalſtabsoffizier, dem nur zwei Kompagnien Grenadiere zur Verfügung ſtanden, machte 700 Gefangene. Die betreffenden Operationen hatten eine drei Tage und drei Nächte anhaltende, faſt ununterbrochene Thätigkeit beanſprucht; zum Tode erſchöpft hielt Göben nach dem Siege einen napoleoniſchen Schlaf von achtzehn Stunden. Die karliſtiſche Bewegung erreichte in dieſer Epoche ihren Höhepunkt; die Truppen des Prätendenten vermochten den Ebro zu überſchreiten und bis in die Nähe von Madrid vorzudringen. Bei Valladolid wurde Göben durch einen Granatſplitter am rechten Ellenbogen verwundet, ſeine dritte Verletzung in wenig mehr als Jahresfriſt. Indeſſen heilte die ſtarke, arg ſchmerzende Knochenbeſchädigung in wenigen Wochen, und Auguſt, jetzt Premierlieutenant, rückte frohgemuth wieder ins Feld. Gerade um dieſelbe Zeit wendete ſich das Kriegsglück und begann der definitive Niedergang der karliſtiſchen Sache. Die Abtheilung, bei welcher Göben ſtand, erlitt bei Las Cuevas eine [illegible]liche Niederlage, und Auguſt gerieth mit zerſchmettertem [illegible]erarm zum dritten Mal in die Hände der Chriſtinos. [illegible]r eine lange Strecke zu Fuß fortgeſchleppt worden war, [illegible]ch oben auf ein hochbeladenes Maulthier heben laſſen.

Digitized by Google

Starr und lautlos verbiß er die empfindlichen Schmerzen, welche jeder Schritt des Thieres ihm verursachte, dazu traten der Hunger und eine Schwäche, die durch Mangel an Nahrung und Blutverlust herbeigeführt worden war. Um das Maß von Göbens Leiden voll zu machen, stürzte das Maulthier von einem schmalen Fußsteig herunter ein Stück in die Tiefe; der bejammernswerthe Reiter fiel dabei gerade auf den zerschossenen Arm. Eine wohlthätige Ohnmacht umfing ihn; er wurde aufgehoben und auf ein anderes Maulthier gesetzt.

Der qualvolle Transport dauerte vom Vormittag bis gegen Mitternacht; endlich öffneten sich dem Geräderten und Fieberglühenden die Thore des Lazareths von Cuenca. Hier fand er sorgfältige Untersuchung und gute Pflege, hatte aber im Uebrigen ein hartes Kreuz zu tragen. Vier Monate lang durfte er das Bett nicht verlassen. Inzwischen erschienen zwei Mal Chirurgen vor seinem Lager, ihre Messer in der Hand, und erklärten, daß ihm nur eine Amputation das Leben retten könnte. Er aber wollte sich den Arm nicht abnehmen lassen und blieb 105 Tage mit unbewegtem Oberkörper auf dem Rücken liegen, ein ungeheures Aufgebot von Willenskraft, das, zusammen mit der angeborenen Stärke seiner Konstitution, seinen Körper vor der Verstümmelung rettete. Nachdem die Wunde endlich geheilt war, wurde Göben nach Madrid, in ein Militärgefängniß, gebracht, wo er mit zehn bis zwölf anderen Karlisten ein feuchtes, mit Ungeziefer bedecktes Zimmer theilte. Er fand in Madrid Empfehlungsbriefe aus der Heimath vor, und da in Spanien Geld und Konnexionen Alles vermögen, hätte er es wohl durchsetzen können, gegen Kaution das Gefängniß zu verlassen und in der Stadt Wohnung zu nehmen. Aber soeben war eine Verschwörung der Gefängnißwache — des zweiten Bataillons der Nationalgarde — entdeckt worden, welche die Ermordung der Gefangenen bezweckt hatte, und Göben hielt es nicht für ritterlich, sich selber dem Schicksal, mit dem die fanatisirte Bevölkerung seine Kameraden bedrohte, zu entziehen. 22 Jahre nach diesen Erlebnissen, im Jahre 1860, passirte der damalige Oberst von Göben Madrid, um als preußischer Militärbevollmächtigter dem Feldzuge der Spanier gegen Marokko beizuwohnen: „Indem ich von der Nationalbank zurückkehrte," heißt es in dem Buch, das Göben über den spanisch-marokkanischen Krieg verfaßt hat, „begegnete ich einem Infanteriebataillon, das mich bis zu seiner Kaserne nach sich zog. Ich trat in das Thor des ansehnlichen

Digitized by Google

Gebäudes, um mich noch etwas umzusehen. Da war mir Alles darinnen wie allbekannt. Mir wurde plötzlich ganz heiß ums Herz; ich befand mich in denselben Räumen, in den ich vor 22 Jahren als Kriegsgefangener einige Wochen zubrachte, bevor ich nach dem in Kadiz etablirten großen Depot in Marsch gesetzt wurde. Ziemlich derselbe Weg, den ich jetzt wieder, freilich in so ganz anderer Weise, zurückzulegen im Begriff bin. Während der Reise hatte ich die Idee gehabt, dieses mein einstiges Gefängniß aufzusuchen, in welchem ich damals mit zehn oder zwölf anderen Offizieren in einem mehr als halbdunklen, nur mit hölzerner Pritsche möblirten Raum eingepfercht war, und in dem wir dennoch so heitere Stunden verlebten, von Wunden eben genesen, jung und lebensfroh wie wir waren. In dem steten Drange der Geschäfte hatte ich nicht weiter daran gedacht, bis ich mich nun so unverhofft dorthin versetzt sah."

Um aus dem Jahre 1860 zum Karlistenkrieg zurückzukehren, dauerte Göbens oben erwähnter, an die Madrider Haft sich anschließender Aufenthalt in den „schauerlich feuchtkalten" Kasematten von Kadiz drei Vierteljahre. Nach im ganzen anderthalbjähriger Gefangenschaft wurde August, der inzwischen zum Hauptmann befördert worden war, ausgewechselt. Er kämpfte nun unter dem berühmten General Cabrera, der ihm Anfangs die martialische Qualifikation nicht zutrauen wollte, weil Göben, äußerlich sowenig wie innerlich ein Paradesoldat, eine große blaue Brille trug und, wie Scharnhorst, gebeugt ging. Gleich beim nächsten Treffen that Göben vollauf das Seine, um die vorgefaßte Meinung Cabreras zu berichtigen. Es handelte sich um einen letzten Angriff auf ein stark mit Christinos besetztes Gebäude, von dem schon vier Stürme blutig abgeprallt waren. „Wer wagt es?" rief der General seinen Offizieren zu. „Niemand? carajo!" Da konnte sich Göben nicht länger halten; mit klopfendem Herzen sprang er den Grenadieren voran: „Vorwärts! noch einmal, Jungen!" rief Cabrera seinen Leuten nach, „und stecht mir die Teufel alle nieder!" Nach fünf Minuten eines äußerst heftigen Kampfes war das Haus genommen. Den Befehl ihres Generals gewissenhaft befolgend, hatten die Stürmenden alle Vertheidiger getödtet; nur drei Verwundete [illegible] noch, aber schon war auch von diesen einer erstochen, bevor [illegible]st die Unglücklichen mit seinem Leibe decken und rufen konnte: [illegible]! Pardon!" Da herrschte ihn der inzwischen hinzugetretene [illegible]ra an: „Ich habe befohlen, keinen Pardon, Herr Kapitain!"

Digitized by Google

Zugleich maß er Göben mit einem drohenden Blicke. Darauf vollendeten die Grenadiere kaltblütig und befriedigt das Werk der Rache. So war der wilde Cabrera, dem die Christinos die Mutter erschossen hatten; eine ähnliche Grausamkeit legten jedoch auch die meisten anderen Führer an den Tag, Christinos so gut wie Karlisten. Trotz jenes Probestücks, das August von seiner kriegerischen Sinnesart abgelegt hatte, vermochte er sich die Anerkennung Cabreras nur langsam zu erringen; die deutsche Bildung mit ihrer Humanität und Toleranz, die Göben weder verleugnen konnte noch wollte, stieß den wüthenden Fanatiker ab; er witterte in Göben einen verkappten Freimaurer. Schließlich erzwang sich der junge Deutsche doch den Respekt des Generals; der Vierundzwanzigjährige wurde zum Oberstlieutnant ernannt und erhielt, obgleich Infanterieoffizier, Fortifikationsarbeiten von großer Bedeutung überwiesen. Vollständige Gerechtigkeit ließ Cabrera Göben allerdings auch jetzt noch nicht widerfahren; das Schicksal nahm dafür seine Revanche, indem es den Spanier Langensalza und St. Quentin noch erleben ließ.

Etwa noch ein Jahr lang behaupteten sich die Karlisten, dann wurde die Bewegung niedergeschlagen. Die junge Königin Isabella erließ einen Generalpardon, und Göben erhielt auf sein Ansuchen einen Paß nach der Grenze. Unterwegs wurde er von dem aufgeregten Volk als gewesener Karlist erkannt. Ein Individium, das in einen rothen zerrissenen Mantel gekleidet war, rief aus: „Carajo! Ich hatte schon lange Lust, einen solchen Menschen zu tödten!“ und schoß eine Pistolenkugel auf August ab. Sie traf den schon einmal verwundeten rechten Arm und schnitt mehrere Sehnen halb durch. Zwar gelang es dem Angefallenen, den Unholden zu entspringen, aber er mußte wiederum sechs Wochen im Lazareth zubringen. Dann erreichte er die Grenze. Als August bei Perthus die Brücke überschritt, die Spanien und Frankreich mit einander verbindet, empfand er, wie er später berichtet hat, ein Zittern wie noch nie im Leben; er jubelte und dankte Gott, der ihn aus Spanien befreit hatte. Fünfmal war er hier verwundet worden und hatte von vier Jahren zwei und ein halbes im Kerker und Lazareth zugebracht. Jetzt war die Frage, wie er nach Hannover zurückgelangen sollte, denn väterliche Kreditbriefe hatten ihn schon längst nicht mehr erreicht. Göben senior war in eine zweite Ehe getreten, und die Stiefmutter vermochte den Kindern nicht ganz gerecht zu werden. So sah sich August von allen Geld-

Digitized by Google

mitteln entblößt. Um Jemanden um Unterstützung anzugehen, war Göben, wie er sagt, zu „hochmüthig gesinnt;“ er beschloß vielmehr sein gesetzliches Recht in Anspruch zu nehmen, d. h. die drei Sous Zehrgeld, welche in Frankreich den Strolchen für jede nach der Landesgrenze hin zurückgelegte Lieue gezahlt wurden. Als ein tüchtiger Fußgänger, der er in Spanien geworden war, „erwarb sich“ August durch große Fußmärsche täglich ein bis anderthalb Franken. Hiervon befriedigte er nicht nur die dringendsten Bedürfnisse, sondern vermochte er sich sogar soviel zu ersparen, daß er in die Verhältnisse kam, um seine schadhaft gewordenen Sandalen durch ein Paar Stiefel ersetzen zu können. Glücklich vagabundirte er so bis Lyon, wo fast der ganze Rest des Erübrigten draufging, indem August nicht allen Verführungen der üppigen Stadt zu widerstehen vermochte. Seine Standhaftigkeit erlag nämlich den Reizen eines Fleischerladens, in dessen Schaufenster delikate Würstchen prangten. Der leichtsinnige Vierundzwanzigjährige trat ein und verpraßte nahezu sein ganzes Vermögen. Als Göben nach Straßburg gelangte, hoffte er bei einer verwandten Familie Pflege und Unterstützung zu finden, allein er sah sich enttäuscht: die Familie befand sich im Bade. An der deutschen Grenze nahm die Zahlung von Zehrgeld ein Ende; August mußte jetzt im Freien nächtigen und sich durch den Genuß unreifen Obstes ernähren, das von den Chausseebäumen fiel. Von Heidelberg wanderte Göben die schöne Bergstraße entlang nach Darmstadt, wo er das Monate lang entbehrte Glück genoß, in einem Bette zu schlafen. Es war für ihn damals ein Erlebniß und zwar eins, von dem er noch nach dem deutsch-französischen Kriege, als kommandirender General des rheinischen Armeekorps, mit Vergnügen erzählte. Wie er ohne einen Pfennig in der Tasche und ohne zu betteln zu einem ordentlichen Nachtlager gelangte, das ging folgendermaßen zu: Er meldete sich in Darmstadt beim Bürgermeister als Vagabund und verlangte, man solle ihn arretiren. Er erwartete von diesem Schritte nicht etwa ein Bett, soweit verstieg sich seine Phantasie nicht, sondern nur ein Nachtlager unter Dach und Fach und ein Stück Brot. Aber er sah sich aufs Grausamste in seinen Erwartungen betrogen. Er beging nämlich, ein ungeschickter Landstreicher wie er war, den Fehler, die ihm abverlangten Papiere ehrlich vorzulegen, und nun erklärten ihm die Büreaukraten auf der Bürgermeisterei, ein Mensch mit in befindlichen Papieren habe auf die Privilegien eines

Digitized by Google

Vagabunden in Bezug auf Nahrung und Unterkunft keinen gesetzlichen Anspruch. Aufs Schnödeste abgewiesen wankte August ganz trostlos, müde und ausgehungert weiter; da traf er einen Bäckergesellen, mit dem er in der Eberstädter Tanne gewandert war, und der schenkte ihm, ohne daß er hätte bitten müssen, zwölf veritable Kreuzer. Nun fühlte sich Göben aus dem bittersten Mangel in den Ueberfluß versetzt, denn er vermochte nunmehr nicht allein Brot und ein Nachtlager unter Dach und Fach sondern in der Handwerkerherberge sogar ein Bett, ein wirkliches Bett zu erschwingen: „Dies war mein erster Besuch in Darmstadt," so erzählte General von Göben dem Prinzen Heinrich von Hessen, der als Kommandeur der Kavalleriebrigade zu Trier von 1875—77 unter Göbens Oberbefehl stand. „Das zweite Mal, im Jahre 1849, wurde ich mit Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen vermittelst Equipage vom Bahnhof abgeholt; und das dritte Mal, im Jahre 1866, rückte ich als General an der Spitze meiner Truppen in die Stadt ein. So wechselreich kann sich unser Schicksal gestalten!" Diese kleine Geschichte wurde in den „Erinnerungen an den General von Göben" (Allgemeine Militär-Zeitung Jahrgang 1883) publizirt, ging in viele Blätter über und lag auch als Zeitungsausschnitt auf dem Schreibtisch Wilhelms I.

In Frankfurt am Main brach Göbens Gesundheit zusammen, und damit beugte sich endlich, nach unvergleichlich zähem Widerstande, auch unseres Helden Stolz: er ging den hannöverschen Bundestagsgesandten um einen kleinen Vorschuß an, den er auch erhielt. Nun war er in der Lage, die Post zu benutzen; matt und müde, krank und elend, entkräftet und geistig schwer bedrückt kam er in Hannover bei den Seinigen an. Greifbare Errungenschaften hinsichtlich seiner Karrière brachte er nicht mit, nur einen großen Schatz von Erinnerungen, meist trauriger Art. Nicht einmal seine Zeugnisse und seine Orden — „König" Karlos hatte Augusts tapfere Brust mehrfach dekorirt — waren ihm geblieben; beides hatte ihm noch zu guterletzt der Rothmantel abgenommen. Ueberdies war Augusts Körper, dem sein Herr gar zu heroische Zumuthungen gestellt hatte, für Lebenszeit dem Siechthum verfallen. Gleichwohl war die furchtbare Prüfung nicht vergebens bestanden worden: Wenn die Spielsucht, wie bereits vorweggenommen, auch bestehen blieb, so hatten sich doch die militärischen Tugenden, die dem jungen Helden angeboren waren, glänzend entwickelt. Auch an sittlicher und geistiger Bildung, Dinge, die im

Digitized by Google

Landsknechtsleben leicht verloren gehen, durfte sich August fast mit jedem jungen deutschen Edelmann seiner Zeit vergleichen. Zu einer Erholung auf das Gut mecklenburgischer Verwandter gereist, saß er vom Morgen bis zum Abend mit kurzen Unterbrechungen am Schreibtisch und verfaßte im Laufe einiger Monate das 670 Seiten starke Buch: „Vier Jahre in Spanien.“ In diesem Werk wird ein romantischer Stoff von einem gebildeten Geist mit schönem jugendlichen Feuer behandelt. Was Göbens damaliges persönliches Wesen anbetrifft, so war er im Verkehr mit Fremden still und zurückhaltend; erst nähere Bekanntschaft machte ihn gesprächig, und dann zeigte er sich überaus zart und feinfühlend. Leichten und seichten Beschäftigungen abgeneigt, vertiefte er sich mit Vorliebe in ernste Gegenstände, ohne daß dadurch die herzliche Freundlichkeit seines Wesens beeinträchtigt worden wäre. Seine Unterhaltung war stets bedeutend und von einem idealen Zuge durchweht. Schon damals traten bei ihm jene sanften, ja zum Theil fast frauenhaften Charaktereigenschaften hervor, welche den Sieger von St. Quentin zu einer so sympathischen Erscheinung machen, indem sie den Eindruck der dem Heros nothwendig anhaftenden Härte und Schärfe mildern. Stundenlang konnte der aus Spanien Zurückgekehrte einer jungen Freundin in häuslichen Geschäften an die Hand gehen, z. B. mit ihr Wäsche ziehen und legen, oder ihr mit größtem Ernst ein Stickmuster diktiren: „Zwei Stiche nach oben rechts! vier geradeaus! drei nach unten links!“ Solche kleinen Details stimmen mit gewissen Eigenthümlichkeiten überein; die Göben noch als kommandirender General besaß. So hat er gelegentlich die Festtafel eigenhändig gedeckt und nachgesehen, ob auch jedes Glas genau gestellt, die Löffel, Gabeln und Messer richtig hingelegt waren. Derartiges konnte ihm selten Jemand völlig nach Wunsch machen.

Die jugendliche Stickerin und Verwalterin des Wäscheschranks schilderte in späteren Jahren den Göben von 1841 als einen lang aufgeschossenen jungen Mann mit kränklicher Gesichtsfarbe, der im Zimmer selten saß, meistens stand und sich, bald den einen, bald den anderen Fuß hebend, in den Hüften wiegte, eine Angewohnheit, welcher er bis in sein Alter treugeblieben ist: „Wir Kinder nannten ihn immer den Storch,“ setzt die genannte Dame hinzu.

Alles in Allem mußte der gestrenge Göben Vater sich sagen, die von ihm verordnete Gewaltkur zwar das eigentlich ge- Uebel nicht geheilt, immerhin jedoch die moralische Konsti-

Digitized by Google

tution des Sohnes in nutzbringender Weise gekräftigt hatte. Demgemäß ertheilte er seine Erlaubniß zum Wiedereintritt Göben juniors in den preußischen Dienst. Daß August hier ohne Weiteres wieder angenommen wurde, verdankte er der Fürsprache des Prinzen von Preußen, des späteren Kaisers Wilhelm, der nach der Lektüre von „Vier Jahre in Spanien" in seiner bekannten Menschenkenntniß beantragte, über etwaige Jugendsünden des Lieutenants von Göben hinwegzusehen. Der im Lande Don Quixotes erworbene Oberstlieutenantsrang wurde freilich in Preußen nicht gerechnet, August hatte einfach wieder als Sekondlieutenant einzutreten, aber, Dank der Protektion des fürstlichen Gönners, zur Dienstleistung beim Großen Generalstab. Von dieser Stelle aus stieg er, gestützt auf Talent und Kriegserfahrung, rasch empor. Mit 29 Jahren war er schon Hauptmann. „In der Mitte der vierziger Jahre," erzählte er später einem Verwandten, „hatte ich nebst Herwarth v. Bittenfeld und Manteuffel im Verhältniß zu meinem Alter das beste Avancement gemacht. Ein alter General X. in Berlin äußerte damals in Bezug auf uns Drei: „Wenn diese jungen Leute einen guten Magen und ein schlechtes Herz bewähren, werden sie dereinst kommandirende Generale werden." Er meinte damit: Wenn Gott uns Gesundheit läßt, und wir im Besitze der kühlen Objektivität sind, um vorkommendenfalls vom eigenen Bruder oder dem besten Freunde sagen zu können: „Ein guter Kerl, aber er taugt nichts.""

Im März 1848 wurde Hauptmann von Göben nach Magdeburg, zum Generalstab des IV. Armeekorps, versetzt, und kurz darnach wurde bei dem genannten Korps Moltke Chef des Generalstabs. Major von Moltke war damals 47, Hauptmann von Göben 31 Jahre alt; beide Männer fanden und verstanden sich rasch und haben dann immer in einem freundschaftlichen und vertrauensvollen Verhältniß zu einander gestanden. Im Jahre 1848 hörte Göben nach achtjähriger Pause wieder Kugeln pfeifen. Er wurde dem Generalstab der „Operationsdivision in Westfalen" zugetheilt, der es oblag, die revolutionirten Industriebezirke Westfalens zu unterwerfen. Es erfolgte ein Straßenkampf in Iserlohn, „dem Hauptquartier des Demokratismus". Trotz einer „partiell fanatischen" Vertheidigung wurde die Stadt binnen einer Stunde und unter sehr geringen Verlusten vom Militär genommen. Nach dem Fall des beliebten Oberstlieutenants Schrötter, des Kommandeurs des Füsilier-Bataillons vom 24. Regiment, gaben die Füsiliere keinen

Digitized by Google

Pardon mehr, sondern schossen und stachen Alles nieder: „Ich mag die Zahl der Proletarierleichen gar nicht angeben," heißt es in dem Bericht eines Offiziers, der an diesem „schändlichen, aber nothwendigen Kampf" Theil genommen hat. Die Musketiere blieben hinter den Füsilieren nicht zurück; die Offiziere, welche Gefangene zu schützen suchten, erhielten zur Antwort, die Musketiere wollten so gut wie in Dresden die Füsiliere dem König und der Armee beweisen, daß sie in Berlin keine Demokraten geworden wären. Wer nach Pulver roch oder schwarz gefärbte Lippen und Hände hatte, war rettungslos ihrem Bajonnet verfallen. Hauptmann von Göben nahm an dem Kampfe Theil und drang mit den stürmenden Truppen bis in die Mitte der Stadt vor. Aber obgleich er auch bei dieser Gelegenheit seine gewohnte Tapferkeit an den Tag legte, so ist doch bezeichnender Weise von seiner Thätigkeit in dem brudermörderischen Gefecht weiter nichts überliefert als ein Zug der Milde: Neben dem Kasino entriß er einen gefangenen Freischaarenführer den Kolben der Soldaten, ebenso wie er damals in Spanien die verwundeten Christinos vor Cabreras Wuth zu bergen versucht hatte.

Als im Jahre 1849 der Prinz von Preußen mit der „Königlich preußischen Operationsarmee am Rhein" nach der bayrischen Pfalz und dem Großherzogthum Baden marschirte, um in den genannten Ländern die Revolution zu dämpfen, wurde Göben dem Generalstab des I. Armeekorps attachirt. Er fand in dieser Stellung vielfach Gelegenheit, sich vor den Augen des Prinzen von Preußen auszuzeichnen; aus dem bloßen Interesse, das der junge tapfere Offizier dem hohen Herrn bis dahin eingeflößt hatte, wurde wirkliche fachmännische Hochschätzung. Das nächste Ergebniß dieser persönlichen Beziehungen war, daß Göben nach der Beendigung des Feldzuges nach Koblenz kommandirt wurde, zum Generalstab des Militär-Gouvernements in Rheinland und Westfalen. Dann war Göben, um auch einmal Frontdienst zu thun, einige Monate hindurch Kompagnieführer in Minden, aber aus schon früher angegebenen Gründen kein guter. Noch heute erzählt die Tradition des westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 16 von den Fährlichkeiten, welche hartnäckig den Marsch der betreffenden Kompagnie von der Kaserne nach dem nahebei gelegenen Marktplatz zu begleiten pflegten. Der drohende Krieg mit Oesterreich erlöste Göben von dem subalternen, ihm nicht kongenialen Posten. Im November 1850 wurden mobilisirt und unter den Oberbefehl des Prinzen von Preußen gestellt: die Garde, das II., III. und IV. Armee-

Digitized by Google

korps. Die bezeichneten Maßregeln brachten zahlreiche Personalveränderungen mit sich, und der 34jährige Göben avancirte zum Major im Großen Generalstabe. Leider folgte nicht der Krieg sondern Olmütz und die Abrüstung der Armee. Major von Göben wurde in den Stab des Militär-Gouvernements von Rheinland und Westfalen zurückversetzt, von der Wendung, welche die Dinge genommen hatten, so wenig befriedigt wie sein prinzlicher Vorgesetzter. Diesen begleitete er im Jahre 1851 nach Warschau, in dessen Umgegend von Nicolaus I. persönlich große Manöver abgehalten wurden. Zwei Jahre später ging Göben mit dem Prinzen nach Oesterreich, wo der zuletzt Genannte im Auftrage des Deutschen Bundes das K. K. Bundeskontingent zu besichtigen hatte. So lernte der jugendliche Major die Heere zweier Großmächte durch eigenen Augenschein kennen. Im Jahre 1855 wurde Göben mit 39 Jahren zum Oberstlieutenant befördert und erhielt die bis dahin von Moltke bekleidete Stelle eines Generalstabschefs beim IV. sächsischen Armeekorps. Als er Koblenz verließ, um nach Madeburg überzusiedeln, schenkte ihm der Prinz den von ihm selbst im badischen Feldzuge getragenen Degen, mit einer auf das Gefäß eingravirten Widmung. Im Jahre 1858 wurde Göben Oberst und zum dritten Male nach Koblenz kommandirt, um hier die Stellung eines Generalstabschefs des VIII. Armeekorps zu bekleiden. In Folge dessen befand er sich bei der Mobilmachung von 1859 auf einem der wichtigsten Posten, jedoch schob der Friede von Villafranca den Zusammenstoß zwischen Preußen und Napoleon III. noch hinaus, und es wurde zum zweiten Male ohne Kanonenschuß abgerüstet. Gleichwohl sollte Göben jetzt den Krieg von Neuem sehen und zwar merkwürdiger Weise das Schauspiel eines afrikanischen Krieges. Der Prinz-Regent schickte ihn nämlich mit einigen anderen Offizieren nach Spanien, um den Feldzug mitzumachen, der unter General O'Donnel gegen Marokko gerichtet wurde. Den preußischen Militärbevollmächtigten schloß sich ein Arzt Dr. Lucius an, der spätere Minister der landwirthschaftlichen Angelegenheiten. Es kam in dem spanisch-marokkanischen Kriege zu wenigen aber scharfen Gefechten. Die Marokkaner kämpften wie alle Moslemin mit der größten Todesverachtung, aber die spanischen Soldaten nennt Göben in seinem ebenso kritischen wie pittoresken Buch über O'Donnels Kampagne gleichfalls „prächtige Kerle". „Auch uns Preußen war Fortuna hold," erzählt der preußische Militärbevollmächtigte von einem der Gefechte, „wir

Digitized by Google

waren tüchtig im Feuer, sodaß wir mit unserem Tage zufrieden waren. Unser braver Landsmann Dr. Lucius war immer dicht bei uns; sein Platz sei bei den Preußen. Der Krieg wurde von den Spaniern gewonnen. Sie mußten ja siegen bei ihrer Ueberlegenheit der Organisation und Bewaffnung, trotz aller Anstrengungen der Marokkaner." Auf dem Rückwege in die Heimath sah Göben in Madrid ein Stiergefecht. Sein Urtheil über das genannte abscheuliche Nationalvergnügen ist sehr bezeichnend für ihn und lautet wie folgt: „So freue ich mich denn, ein ordentliches Stiergefecht gesehen zu haben, noch mehr aber freue ich mich, daß es vorbei ist, oder für mich wenigstens vorbei ist, denn ich habe den Zirkus lange vor dem Schluß verlassen, nachdem einige Stiere getödtet waren."

Am 18. Oktober 1861, dem Krönungstage Wilhelms I., empfing der erst 45jährige Oberst von Göben den Charakter eines Generalmajors und ein Jahr darauf das Kommando der 26. Infanteriebrigade mit dem Wohnort in Münster. Wir stehen nun an der Schwelle von Göbens unsterblichen Großthaten, ehe wir ihm jedoch nach Düppel und Alsen folgen, wollen wir unsere Phantasie 20 Jahre zurückgleiten lassen und Lieutenant von Göben, der seit ein paar Jahren im preußischen Heere wieder angestellt war, auf eine Urlaubsreise zu seinem Onkel nach Osterholz begleiten. In dem Herrenhause seines Onkels trat dem jungen Offizier, als er, unerwartet früh ankommend, die Hausthüre öffnete, ein Fräulein entgegen, das sich als eine zufällig in Osterholz verweilende, August bisher unbekannt gebliebene Kousine herausstellte. Marianne von Frese war hübsch und geistig bedeutend, und, in der Liebe so rasch entschlossen wie im Kriege, gelobte sich August noch zwischen Thür und Angel: „Diese und keine Andere wird meine Frau!" Schon ein paar Tage später verlobte er sich mit Fräulein von Frese. Zwei Jahre lang dauerte der Brautstand, dann führte der inzwischen Hauptmann Gewordene die jugendliche Braut heim. Frau von Göben besaß eine ansehnliche Bildung, besonders die schönen Künste zogen sie an; sie war eine seelenvolle und technisch vollkommene Klavierspielerin. Häufig konnte man das junge Paar in den Museen, den Königlichen Theatern sowie bei den Konzerten der Hofkapelle sehen; auch waren sie regelmäßige Besucher der damals so beliebten Konzerte in Sommers Salon (Potsdamerstr. 9), welche der von Friedrich Wilhelm IV. zum Königlichen Musikdirektor ernannte österreichische Kapellmeister Josef Gungl mit seiner

Digitized by Google

eigenen Kapelle fast täglich veranstaltete. Die Göbensche Ehe war, obwohl kinderlos, eine überaus glückliche; noch mit ergrauendem Haar nannte der General in seinen Briefen Frau von Göben „mein Leben, meine Sonne, mein Alles". An Schatten fehlte es in dieser Ehe freilich auch nicht: „Oft und hart sind wir zusammengestoßen; dazu waren wir Beide die richtigen Leute", schreibt Göben im Feldzuge von 1870 an die sorgenvolle und körperlich schwer leidende Gemahlin. „. . . Ich bin aber gewiß, daß ich nie mehr heftig und schlecht sein kann. . . . Was wäre ich wohl ohne Dich? Das denke Dir 'mal Du mein lieb Weib, Du mein All. Ich bin ganz sicher, daß ich ein ganz jämmerlicher Wicht wäre. Vielleicht ein General wie jetzt und ein Oberbefehlshaber; möglich, obgleich immerhin höchst zweifelhaft, denn die eine Entwickelung hängt eng zusammen mit der anderen. Aber das ist ganz gewiß, daß ich durch Dich ein Mensch geworden bin, wie ich es bin, daß ich mich an Dir, an Deiner Geistesgröße und Klarheit aufgerichtet habe, an ihr emporgewachsen bin, soweit mir das gegeben ist. O, mein Lieb, was wäre ich ohne Dich?"

Göben war immer ein sehr solider und häuslicher Gatte. Wir werden also wohl nicht fehl gehen, wenn wir den Grund zu den ehelichen Zerwürfnissen, von denen er zu Beginn jenes Schreibens spricht, in seiner Leidenschaft für das Spiel suchen. Trotzdem es in seinem Hause knapp herging, und anscheinend sogar eine Schuldenlast aufgehäuft wurde, opferte er, wie wir wissen, der bezeichneten Passion bedeutende Summen. Und so mag es wohl wahr sein, daß, wie er oben ausführt, die Liebe zu seiner Frau ihn moralisch aufrecht erhielt, und die Ehe mit ihr eine nothwendige Voraussetzung seiner militärischen Leistungen bildete. Es ist merkwürdig, daß dieser Heros niemals gelernt hat, moralisch auf eigenen Füßen zu stehen. In der Jugend mußte sein Vater ihn in die Fremde dirigiren, in reifen Jahren seine Frau die Zügel stramm halten, damit er nicht unterging.

Wir kommen jetzt zu den Thaten Göbens im Jahre 1864. Seine Brigade bestand aus dem 6. Westphälischen Infanterieregiment Nr. 55 und dem 2. Westphälischen Infanterieregiment Nr. 15 (Prinz Friedrich der Niederlande). Die Brigade rückte zunächst von ihrer Garnison Münster nach Minden. Generalmajor von Göben war ein Vorgesetzter, der sich um das Wohlbefinden der ihm untergebenen Mannschaften auf das Angelegentlichste bekümmerte. Von Minden aus besichtigte er vier seiner Bataillone,

Digitized by Google

die in der Umgegend der Stadt im Quartier lagen: „Ich habe," schrieb er an Frau von Göben, „auf alle Fragen nach Quartier u. s. w. immer nur ein zufriedenes Grinsen mit „Sehr gut" zur Antwort bekommen." Von der Weser wendeten sich die preußischen Truppen nach Hamburg, das Königreich Hannover durchquerend. „In Celle" — dieses und alle folgenden Zitate sind aus Briefen des Generals an seine Frau — „wurde uns, als wir wieder abfuhren, (wahrscheinlich dachten sie, so lange der Zug hielt, wir könnten herausspringen) unter Pfeifen „Bismarck" zugerufen, meistens von halberwachsenen nebenher trabenden Jungen. In Hannover, wo die chegestern durchfahrenden Züge mit lautem Geschrei und Pfeifen begrüßt waren, (gehalten war dort nicht) fuhren wir außerhalb der Halle, sodaß wir Niemand sahen. Unser Quartier machender Unteroffizier erzählte uns, daß ihm hier (in Hamburg) einige Male „Landesverräther" zugerufen sei." Es folgte der Einmarsch in Holstein und dann in Schleswig: „Es ist ein eigen Ding um ein höheres Kommando im Felde," schrieb Göben, „jedes Kleinste kann unendlich wichtig werden, jedes Wort muß abgewägt sein, und nun gar jeder Umstand erwogen, mit in Rechnung gezogen werden. Da ist man müßig eigentlich nie, denn ist einmal augenblicklich nichts Thatsächliches zu thun, so arbeitet wieder der Kopf; man hält seine Umschau über seine Truppen, über das Terrain, über die bekannten Verhältnisse; man greift immer wieder zur Karte, kombinirt immer wieder von Neuem. Und dazu weiß man ja, daß Leben und Wohl so Vieler, ja daß der ganze Erfolg einer Unternehmung durch eine einzige falsche Maßnahme gefährdet sein kann. Am freiesten ist man natürlich in der Bewegung, da dann im Allgemeinen die Leitung von höher her ausgeht. So ist es denn, daß ich auf dem Marsch wohl 'mal ganz unbefangen hinschlendere, nur im Allgemeinen auf die Terrainverhältnisse einerseits, auf Ordnung und Marsch meiner Truppen andererseits achtend. Im Quartier aber habe ich stets den Kopf voll, und unendlich Vieles ist es in der That, was Alles immer im Auge behalten werden muß."

Man hat das Gefühl, daß ein Brigadekommandeur, der seine Aufgabe so auffaßt, größere Dinge im Kopfe hat, als die Führung von zwei Regimentern. In der That hatte in Bezug auf den zu befolgenden Feldzugsplan kein General richtigere und großartigere Ideen als er. Ohne die innerhalb der Heerführung herrschenden Meinungsverschiedenheiten näher zu kennen, verwarf Göben

Digitized by Google

von vornherein den von Wrangel befohlenen direkten Anmarsch der Armee gegen die Dannewerke und urtheilte mit Moltke, Blumenthal und Friedrich Karl, daß man die uneinnehmbare Stellung der Dänen zu überflügeln suchen müsse und zwar reißend schnell, mit dem letzten Hauch von Roß und Mann: „Ich würde ganz unterhalb übergehen über die Schlei und auf Flensburg marschiren, um die Dänen zu vernichten. Für schwierig oder gar zweifelhaft erachte ich die Operation durchaus nicht — bei unserer starken Artillerie, 100 Geschütze mit 24 gezogenen — . . da sie das jenseitige Ufer am bestimmten Punkt säubern und den Brückenschlag decken würde."

Es ist bekannt, daß Wrangel schließlich seinen unreifen Plan, zu stürmen, fallen lassen und die Umgehung der Schanzen über die untere Schlei acceptiren mußte. Aber inzwischen waren kostbare Tage unbenutzt verstrichen, sodaß es den Dänen noch rechtzeitig gelang, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen und, von den Preußen nicht mehr eingeholt, Flensburg zu erreichen. In der Hoffnung, die feindliche Armee zur Kapitulation zu zwingen, hatte Göben, wie wir sahen, ein möglichst schleuniges Vorgehen gewünscht, jetzt aber war er sehr ungehalten über die verzweifelten Gewaltmärsche, welche Prinz Friedrich Karl den Truppen zumuthete. Er war sich nämlich vollkommen im Klaren darüber, daß es weder möglich sei, die Dänen einzuholen noch, was der Prinz leidenschaftlich wünschte, vor den österreichischen Bundesgenossen in Flensburg einzuziehen. Auch Göben dürstete nach Sieg und Ehre, aber als kühler und verständiger Hannoveraner — er behielt lebenslänglich den hannöverschen Dialekt bei — versuchte er selten das Unmögliche. Ueberdies war er nicht nur zu bedächtig sondern auch viel zu human, um sich durch ein Irrlicht von Ruhm verlocken zu lassen, seine braven Leute aufzureiben: „Als ich der Straße folgte, welche die 55er gezogen, da fand ich hier und da Zurückgebliebene hinkend, ermattet, zum Theil verzweifelnd. Schon als die Bataillone vorbeizogen, hatte ich hundertfach diese Klagen der Leute gehört: „Dat kann keen Minsch uthalen. Es is to veel!" „Ich kann nich mehr!" u. s. w. Und es hat etwas ungeheuer Schmerzliches für einen Kommandeur, seine armen Leute, die immer Geduldigen, immer Willigen und Anspruchslosen, wie gerade die Westfalen es sind, so klagen zu hören. Jetzt aber waren es die Schwächeren, welche ich dort traf. Die Viertelstunde nach Boel, mit der ich sie zu trösten suchte, war ihnen etwas Ungeheures;

Digitized by Google

Ein Paar, als ich ihnen sagte: „Noch eine Viertelstunde, und Ihr seid im Quartier!“ fielen geradezu vor Schrecken um in den Schnee, konnten mit Mühe wieder in die Höhe gebracht werden. . . Als ich abbog, traf ich noch einen letzten unglücklichen 55er, langsam hinsinkend. Ich befahl ihm, seinen Tornister der Stabsordonnanz zu geben; anfangs meinte der arme bescheidene Bursche, das gehe doch wohl nicht; als er es dann aber auf meinen Befehl that, da holte er laut Athem und meinte freudig, nun wolle er wohl hinkommen.“ Nach dem Anblick so großer und noch obendrein nutzlos herbeigeführter Leiden vermochte Göben, in dem eigenen Quartier angelangt, zum Abendessen kaum etwas zu genießen: „Die Sorge um meine Truppen, um die armen Leute lastete zu schwer auf mir.“ Erst spät in der Nacht, als die Meldung einging, daß Alles in leidlicher Verfassung die Quartiere erreicht habe, fand der sorgsame Generalmajor auch seinerseits eine kurze Nachtruhe.

Die Preußen passirten Flensburg und lagerten sich vor den Düppeler Schanzen. Die Brigade Göben bildete zusammen mit der gleichfalls westfälischen Brigade des Generalmajors v. Schmid den linken Flügel des preußischen Korps; sie kantonnirte in der vordersten Linie, die Brigade v. Schmid hinter ihr. So ehrenvoll dieser Posten auch war, genügte er doch Göbens Ehrgeiz nicht. Denn die Schanzen des rechten dänischen Flügels, denen die Westfalen gegenüberlagen, waren sturmfrei; wo sich eventuell angreifen ließ, auf dem linken Flügel der Werke, da hatte Prinz Friedrich Karl die beiden brandenburgischen Brigaden hingelegt, „welche er schon seit Jahren unter seinen Befehlen hat, und welche er kennt. Seine Vorliebe für die Brandenburger ist ganz natürlich und umso mehr, da die Brandenburger zweifellos wirklich gute soldatische Eigenschaften haben, intelligenter, leichter, frischer sind als die durchgehends schwerfälligeren Westfalen. Wir müssen nun mal sehen, ob wir dagegen nicht auch die guten Eigenschaften unserer Soldaten, ihre Ruhe, ihre Zähigkeit zur Geltung bringen können, falls es zu Feindseligkeiten kommt. Dazu sind sie gute Marschirer.“

Friedrich Karl zeigte sich von Anfang an Göben gegenüber sehr gnädig und vertrauensvoll; noch herzlicher kam ihm der Chef des prinzlichen Generalstabs, Oberst von Blumenthal, entgegen, der ihm Kenntniß von den Moltkeschen Geheimschreiben gab, sodaß Göben über die fernere Geschichte der Kampagne vortrefflich unterrichtet ist: „Ein alter Generalstäbler hat immer einige Vertrauens-

Digitized by Google

vorrechte, und ich vielleicht umso mehr, je seltener ich mich zeige. Ich denke, gerade meiner früheren Verhältnisse wegen besser mich ganz als troupier zu geriren, der sich eben nur um seine Brigade bekümmert." Ebenso wie während der Kriege von 1866 und 1870/71 schrieb er seiner Frau, zu deren Klugheit und Taktgefühl er das größte Vertrauen gehabt haben muß, fast Alles, was er erfuhr: „Da habe ich Dir eine Masse rein Militärisches geschrieben, mein lieb' Herz. Aber erstens denke ich, Du weißt doch auch gern, was ich unter mir habe; zweitens ist es vielleicht für Andere interessant, dieses und jenes zu hören davon, und Du kannst, wenn Dich Jemand sieht, denn doch auch etwas mittheilen; und drittens ist es später auch noch für mich selbst von Interesse, es 'mal wieder zu lesen." Wie Blumenthal Göben mittheilte, bestanden hinsichtlich der Fortsetzung der Operationen bedeutende Meinungsverschiedenheiten zwischen Prinz Friedrich Karl, der Blumenthals Rathschlägen folgte, einerseits und Wrangel und Berlin andererseits. Wrangel, der die Dannewerke von vorn hatte angreifen wollen, ertheilte jetzt den ebenso unmöglichen Befehl, unverzüglich die Düppeler Schanzen zu erstürmen. Man kann die damaligen Zustände innerhalb der preußischen Armeeleitung gar nicht anschaulicher schildern, als indem man wörtlich wiederholt, was Göben in Bezug darauf seiner Frau auseinandersetzt: „Wie das bei alliirten Armeen immer der Fall ist, herrscht bei uns — und mehr im Vaterlande als hier — eine gewisse Eifersucht auf die Oesterreicher; unsere Bewegung nach der unteren Schlei hat zwar die Entscheidung gebracht, die Oesterreicher aber haben in Folge ihrer Stellung vor den Dannewerken zwei tüchtige Gefechte gehabt, eins vor Schleswig, das andere bei der Verfolgung. (In der Nähe von Oeversee.) Das wird ihnen beneidet, und es wird gewünscht, daß auch das preußische Korps einen ordentlichen Waffenerfolg, mit Blut erkämpft, aufzuweisen habe. So ist denn von Berlin aus auf den Angriff der Schanzen gedrängt, und auch hier im Hauptquartier erheben sich Stimmen dafür, während der Prinz selbst und auch Blumenthal dagegen sind; den Brückenkopf vielmehr erst nach Ankunft von Belagerungsgeschütz systematisch angreifen wollen, überzeugt, daß mit Feldgeschütz nichts Wesentliches ausgerichtet werden kann und ein Sturm jedenfalls sehr blutig und dabei von zweifelhaftem Erfolg sein werde. Ich bin ganz entschieden der letzteren Ansicht; ich würde es für Thorheit und Sünde halten, Sünde gegen Preußen und

Digitized by Google

selbst gegen den preußischen Waffenruhm, aus Gründen der Eifersucht u. s. w. Blut leichtsinnig zu vergießen, wo nicht nur der Erfolg auf anderem Wege sehr viel leichter zu erringen ist, sondern auch das Blutvergießen gar leicht ganz fruchtlos sein kann. Ich bin aber überhaupt der Ansicht, daß wir uns in diesem Kriege und bei der politischen Sachlage überhaupt keinem Echec aussetzen ja selbst nicht einen Angriff unternehmen müssen, dessen Mißlingen immerhin leicht möglich ist und dann von den Dänen und ihren Freunden als ein Sieg ihrerseits ausgebeutet werden würde. Ich denke daher, daß Alles mit höchster Vorsicht vorbereitet und dann mit überwältigender Kraft ausgeführt werden muß. Haben doch die Dänen unser Rekognoszirungsvorgehen gegen Missunde zur Proklamirung eines glänzenden Sieges ihrerseits benutzt*) und natürlich in England namentlich Glauben gefunden. Wäre nicht der große Erfolg der ganzen Dannewerkstellung so rasch gefolgt, jener Sieg würde noch jetzt geglaubt werden. Darum Vorsicht, Entwickelung aller materiellen Mittel, deren Herbeiführung die Eisenbahn so sehr erleichtert, und dann nach voller Vorbereitung kräftigste Schlußaktion. Zu meiner großen Freude höre ich nun aus sicherster Quelle, daß Moltke, welcher hergeschickt und ein paar Tage im Hauptquartier war, sich auch überzeugt hat, daß der Angriff jener Werke ohne Anwendung des Belagerungstrains Thorheit wäre. So wird er hoffentlich in Berlin die beschleunigte Absendung des Materials und das geduldige Erwarten des Resultats erreichen.

Leider ist Prinz Friedrich Karl unwohl, hat schon davon gesprochen, wenn es noch einige Tage anhalte, den Oberbefehl einstweilen abzugeben. Würde mir sehr leid thun."

Der zitirte Brief beweist, daß die Devise des preußischen Heeres im neunzehnten Jahrhundert: „Erst wägen, dann wagen," was ihren ersten Theil betraf, Göben vollkommen in Fleisch und Blut übergegangen war. Die bloße Gloire reizte ihn nicht; sie war ihm kein Menschenblut werth; der Krieg galt ihm als ein Hilfsmittel der Politik, und auch der brillanteste Koup vermochte ihn nicht zu blenden, wenn er den erstrebten politischen Zwecken entgegenzuarbeiten schien. Aber zugleich zeigte er durch die That, daß sich seine militärische Natur in einem vollkommenen Gleichgewicht be-

*) Missunde war wirklich ein preußischer Echec, kein bloßes „Rekognoszirungsvorgehen." Vgl. „Preußische Jahrbücher" Band 59 Hans Delbrück: „Das Generalstabswerk über den deutsch-dänischen Krieg." S. 71.

Digitized by Google

fand, daß er sich auch den zweiten Theil der Devise innerlich durchaus angeeignet hatte. Weit entfernt, ein Fabius Cunctator zu sein, bewährte er sich neben Blumenthal als der unternehmungslustigste der vor Düppel versammelten Generale. Tag für Tag unternahm er Vorstöße gegen die feindlichen Abtheilungen, welche das Vorterrain der Schanzen besetzt hielten: „Du kannst wohl denken, daß ich hier sehr thätig bin; das liegt in meiner Natur.... Ich nenne Alles Rekognoszirung, damit mir die kleinen Expeditionen nicht verboten werden. . . . Ich will unsere Leute gewöhnen an das Bewegen in diesem schwierigen Terrain, will ihnen Leben und Selbstvertrauen geben, und die Offiziere sollen das Terrain kennen lernen." Bei diesen kleinen Engagements stellte sich heraus, daß die Zündnadel dem dänischen Gewehr bedeutend überlegen war, und daß zwischen der preußischen Taktik und der gegnerischen dasselbe Verhältniß bestand. Die dänischen Gefangenen sagten: „Die Kugeln der Preußen schlagen schon ein, ehe man noch Jemand sieht." Bei allen „Rekognoszirungen" der 26. Brigade wurden die Dänen geschlagen und erlitten unverhältnißmäßige Verluste. Wenn unsere Truppen sich ihres qualitativen Uebergewichts deutlich bewußt zu werden begannen, während man feindlicherseits an sich selber zu zweifeln anfing, so waren diese Erfolge Göben zu verdanken: „Und der Gegensatz zu Anderen macht wohl, daß es sehr anerkannt wird. Ich bin aber wirklich verlegen geworden, als ich gestern Abend die Losung und das Feldgeschrei für die nächsten drei Tage aus dem Hauptquartier und für morgen las: Losung: „Kühn voran!" Feldgeschrei: „Göben."

Es ist merkwürdig und für die heitere Heldenseele Göbens bezeichnend, wie er sich inmitten der großen Geschäfte des Krieges für die kleinen Angelegenheiten seines Hauses zu interessiren fortfuhr: „Was den Unterricht des Kleinen betrifft" — Herr und Frau von Göben hatten, der Hoffnung auf eigene Kinder definitiv entsagend, einen Knaben Namens Rauchfuß adoptirt — „so möchte ich noch rathen, für jetzt noch nicht strenge Regelmäßigkeit in Bezug auf Zeit und Dauer durchzuführen und vorzüglich nicht längere Zeit hintereinander, z. B. nicht eine halbe Stunde lang dasselbe zu treiben. Er erschlafft immer noch sehr bald, während man ihn, nachdem man ihn eine halbe oder ganze Stunde hat springen lassen, wieder unter Lachen einfangen und von Neuem frisch eine Viertelstunde vornehmen kann. Es ist das wohl unbequem und störend aber sehr lohnend. Und vergeßt nicht, täglich einmal das

Digitized by Google

Multipliziren mit zwei bis zehn aufwärts zu repetiren. So weit war ich gekommen. Auch die Hauptstädte und dann 'mal sehr zu seinem Vergnügen umgekehrt, so daß man selbst die Hauptstädte sagt aber falsch, und er sie korrigirt. Z. B. „die Hauptstadt von Rußland heißt ja wohl — Wien?" „Nein!" ruft er, „Rußland? Petersburg!" „Ach ja! Wovon ist doch gleich Wien die Hauptstadt?" Diese letzte Frage aber beantwortete er noch immer nicht richtig, wo ich ihm denn mit O ..... auf die Sprünge helfe. Und Bonbons für gutes Lernen, einen für mittelmäßig, zwei für gut, drei für ausgezeichnet (sehr selten), gar keine für schlecht. Verzeihe mein lieb' Töchterlein (so nennt er öfter in den Briefen seine Frau), daß ich diese kleinen Details, welche schließlich Jeder nach seiner Weise macht, hier erzähle; sie haben sich aber in meiner Praxis sehr nützlich erwiesen, weil das Interesse fördernd. So auch die Anfänge des Rechnens mit Geldstücken, indem ich mit ihm Kaufen spielte, ihn aber nach jedem Handel selbst Geld ab- und zuzählen ließ, wenigstens scheinbar es ihn thun ließ, indem ich, wenn er nicht konnte, mit aushalf."

Nach mehreren glücklich verlaufenen Scharmützeln war es unserem Helden am 22. Februar vergönnt, an einer etwas größeren Aktion, „einem sehr hübschen Gefecht", Theil zu nehmen. Prinz Friedrich Karl veranstaltete mit der brandenburgischen Division eine Rekognoszirung; die westfälische Division hatte des Prinzen linken Flügel zu decken. Bei dieser Gelegenheit drang die 26. Brigade mit stürmischen Elan soweit vor, daß sie sich nur noch 800 Schritte vor den Schanzen befand. „Zum Scherz" ließ Göben aus seinen zwei Feldgeschützen ein paar Schüsse auf die Schanzen VIII bis X abgeben. Darauf wurde die Brigade von den schweren Stücken der Dänon „famos beschossen. Das sauste, pfiff und zischte über und um und durch uns hin; Granaten, Shrapnels und schwere Kartätschen, wie ich es so noch nicht gehört habe. Das Gekrach und Gesause machte Alles unruhig; zum ersten Mal standen alle diese Truppen im nahen Geschützfeuer. Da gab es Unruhe genug überall, und ich war hier und da, zuredend und scheltend." Zu gleicher Zeit brachen zwei dänische Bataillone aus den Schanzen hervor. Göben sendete ihnen einige Kugeln aus seinen beiden Kanonen entgegen, die, gut gezielt, in den Kolonnen des Gegners Schaden und Verwirrung anrichteten, und befahl sodann den beiden Geschützen, sich zurückzuziehen. Das eine davon „fuhr sich fest an einem Eckstein, ein Pferd stürzte, ein Schwengel

Digitized by Google

brach. Teufelsgeschichten! Endlich war es los und fort. So ritt ich vor zu den Schützen, befahl ihnen, nun aufzustehen und zurückzugehen. Das ging auch nicht recht. Statt in aufgelöster Ordnung zu bleiben, drängte Alles nach dem Wege hin zusammen, so nur eine bessere Zielscheibe gebend. Da hatte ich wieder zu thun, ermahnend, scheltend, scherzend beim Gedonner und dem Gesause der einschlagenden und platzenden Geschosse." Inmitten seiner Bemühungen, die Retirade geordnet und unter geringen Verlusten vor sich gehen zu lassen, traf den wackeren Generalmajor ein Granatsplitter am Helm, ein zweiter verwundete sein Pferd. In der That gelang die Bewegung nach rückwärts ebenso glücklich, wie der Vorstoß von Statten gegangen war. Die gesammte Aktion der 26. Brigade kam nicht nur den Rekognoszirungsabsichten der Brandenburger sehr zu Gute, sondern führte auch an und für sich zu schönen Resultaten: Die Dänen verloren zahlreiche Todte und Verwundete und 77 Gefangene, die 26. Brigade büßte im Ganzen 23 Mann ein, darunter keinen einzigen Gefangenen. Einige Tage später, bei einer erneuten Okularinspektion der feindlichen Stellung, vermochte Göben sich selber nicht mehr Rechenschaft zu geben, wie er sich hatte vermessen können, so nahe an die Düppeler Werke vorzugehen: „Es war zu frech, aber hübsch war es doch!"

Die Gefahr, welcher sich Göben bei dem geschilderten Kampf ausgesetzt hatte, veranlaßte nicht nur die Generalin sondern auch den Prinzen Friedrich Karl und andere Militärs, den Kommandeur der 26. Brigade vor unnützer Exponirung seiner Person zu warnen. Göben schrieb hierüber an seine Frau: „Ich setze mich nicht mehr aus, als nöthig ist. An das „Nöthig" legt freilich Jeder den Maßstab nach seinem eigenen Denken und Fühlen, nach seinem eigensten Sinn. In Momenten wie der neuliche, wenn etwas ganz Neues sich vor uns aufthut, wenn meine Truppen zum ersten Mal in das Feuer schwersten Geschützes eintreten, da kann ich nicht hinten halten, da muß ich meinem Gefühl nach vorn sein bei den Vordersten, muß in jedem Augenblick selbst eingreifen, selbst leiten können, muß meine jungen Soldaten wie meine kriegsunerfahrenen Offiziere lehren, was da zu thun, und muß ihnen zeigen durch eigenes Beispiel, wie sie sich in dem den Neuling betäubenden Gelärm zu halten und zu verhalten haben. Wie könnten sie auch volles Vertrauen zu ihrem Führer gewinnen, den sie ja sonst so wenig kennen lernen, wenn sie ihn in solchem Augenblicke nicht an ihrer Spitze sähen? Aber ich kann andererseits auch sagen, daß ich

Digitized by Google

schon öfter absichtlich halten geblieben bin, wo ich gern weiter mit gegangen wäre; in dem Gedanken: „Dort ist nicht mein Platz; nicht unnöthig exponiren!“ Da ist mir wohl gesagt: „Weshalb aber bleiben Sie zu Pferde? Steigen doch die Stabsoffiziere der Infanterie im Feuergefecht ab.“ Das thun sie, und sollen sie thun. Als General aber bin ich nach meiner Auffassung (Andere steigen ab) gerade recht auf dem Pferde. Da kann ich Alles übersehen, kann rasch auf jedem Punkt sein, kann auch von Jedem gesehen werden. . . Ich denke, auch mein lieb' Weib ist damit einverstanden und will nicht, daß ich eine für die eigene werthe Person vorsichtige Schlafmütze bin.“ Indessen täuschte sich der General darin, daß er für alle diese Ausführungen bei der Generalin Zustimmung zu finden erwartete, und man kann ihr, von ihrem Standpunkte aus gesehen, den Widerspruch auch nicht übelnehmen. Ebenso sehr freilich versteht es sich von selbst, daß er in der streitigen Sache, in der er nicht nachgeben konnte, fest blieb: „Das Bedenken ist hier auf Vorposten sehr schwierig, weil ich Tag und Nacht immer meine großen und kleinen, stets wesentlichen Dinge im Kopfe habe, die wohl ein Denken an gestatten aber ein anderweitiges Bedenken hindern.“

Göben war Soldat von Profession, aber wenn er auch den Beruf liebte, für den er geschaffen war, und die Aufregung, welche die gefährliche Arbeit mit sich brachte, als „eine Freude“, „einen Spaß“ empfand, so blieb er doch andererseits den Gefühlen der Menschlichkeit zugänglich genug, um von Anfang an einen möglichst raschen ehrenvollen Frieden zu ersehnen. Nachdem er bisher nur in häßlichen Bürgerkriegen gekämpft hatte, gereichte es ihm zu hoher Befriedigung, jetzt mit Gegnern zu fechten, die er als Krieger und als Menschen gleich hoch zu achten erklärte. Und noch stolzer machte es ihn, daß seine Truppen zu dem gesittetsten und humansten Heere gehörten, welches die Geschichte kennt: „In Bezug auf meine Westfalen wollte ich Dir noch einen prächtigen Zug sagen: Die Behandlung der Gefangenen. Wenn sie sich eben mit ihnen herumgeschossen haben und sie nun einfangen, so sind sie von demselben Augenblick an wie die besten Freunde mit ihnen, bewachen sie natürlich aber scherzen auch mit ihnen, geben ihnen zu essen ab, und es ist noch nie einem Soldaten eingefallen, ihnen irgend etwas Anderes abzunehmen als die Waffen. Mehrere Male wurden selbst Gefangene eingebracht, welche außer ihrem Schuhzeug noch schöne lange Stiefel am Arm hängen hatten, und

Digitized by Google

damit zogen sie ruhig durch die Reihen, wo eben nur hier und da ein Scherz gemacht wurde: „Wenn Du die langen Stiefel angezogen hättest, hättest Du besser laufen können" — oder dergleichen."

Dem hohen Stande der sittlichen Kultur unter dem preußischen Militär entsprach der Werth, welchen der Kommandeur der 26. Brigade auf jedes ihm anvertraute Menschenleben legte. Hatte er eine Operation soweit durchgeführt, daß ihr Zweck erreicht war, und wurden nun die weithin entsendeten Streitkräfte behufs des Rückzuges wieder zusammengezogen, so vergewisserte sich Göben persönlich, daß von beiden Regimentern auch nicht ein Mann zurückblieb. Ohne Blutvergießen konnte es ja nicht abgehen, aber Göben hielt streng darauf, daß zwischen den erstrebten operativen Ergebnissen und den um ihretwillen zu bringenden Opfern ein vernünftiges Verhältniß obwaltete. Täglich legte er es darauf an, mit den Dänen zu scharmützeln, als aber einmal einer seiner Offiziere eine Rekognoszirung ausführte, die ganz resultatlos verlief, und bei der doch ein Mann fiel, da schrieb er an seine Frau, der Todte „ennuyire" ihn. Blut zu vergießen ohne ersichtlichen Nutzen für König und Vaterland bedrückte ihn schwer; bei siegreichen Engagements erfreute ihn eine geringfügige Einbuße an Mannschaften fast ebensosehr wie der Erfolg: „Die dänischen Vortruppen in kräftigem Anrennen zurückgeworfen;" heißt es in einem Schreiben an Frau von Göben. „Und mit dem wunderbaren Glück, welches uns dabei stets geleitete, (unberufen, unberufen, unberufen!) haben wir drei Gestreifte, so leicht, daß Keiner ins Lazareth geht." So unendlich verschieden wie die Arbeit eines Generals von der eines Gelehrten ist — die sichere, saubere, gleichmäßig aufmerksame Art, wie Göben vor Düppel seine Aufgaben löste, hat etwas von der Eleganz einer guten mathematischen Beweisführung.

Auch außerhalb des Gefechts legte Göben, wie vorher schon erwähnt, die größte Fürsorge für das Wohl der Mannschaften an den Tag; einmal untersuchte er drei Stunden hintereinander Schuhzeug — 4000 Paar Stiefel — bis ihm der Kopf brummte. Es ist natürlich, daß sich in einer so geführten Brigade ein kräftiger und tüchtiger Korpsgeist ausbildete; Offiziere und Soldaten waren stolz, in diesem Truppentheil zu dienen. Bei Zusammenstößen mit dem Feinde avancirte die 26. Brigade unter dem Geschrei: „Göben! Göben! An ihren Bivouakfeuern erklangen bereits rasch entstandene

Digitized by Google

Soldatenlieder zum Ruhme des tapferen und guten Generalmajors: „Gestern Abend kam das Sängerkorps des Füsilier-Bataillons 15; bat um die Erlaubniß, „die Brigade Göben" singen zu dürfen. (Gestern mitgeschickt.) Sangen recht gut. Ich dankte ihnen, dächte, daß wir den Dichtern Gelegenheit geben werden, noch mehr Gedichte über uns zu machen, und schenkte drei Thaler zu einem Trunk."

Nach dem, was ich von Göben als Taktiker erzählt habe, könnte es scheinen, als ob seine ganze taktische Kunst in kühnem Draufgehen bestanden hätte. Jedoch wußte er mit Muth auch Vorsicht und List zu paaren. So ließ er seine Truppen „Promenaden" bis nahe an die Schanzen machen, ohne anzugreifen, indem er vielmehr mit scheinbarer Aengstlichkeit retirirte, sobald der Feind in Sicht kam oder feuerte. Auf die bezeichnete Weise gewöhnte er die Dänen daran, die Preußen in der Bewegung und im Anmarsch zu erblicken, und vermehrte er in Folge dessen seine Chancen, in einem günstigen Augenblick und „mit einem kombinirten stürmischen Vorwärts" den Gegner unvermuthet packen zu können: „So muß man hier vorn allerhand ausdenken, um diese dicht vor ihren Schanzen so günstig situirten Suitiers 'mal zu fassen; ob's dann gelingt, ist doch noch immer die Frage. Aber es ist doch nicht möglich, hier immer unthätig zu liegen." Mehrfach wählte Göben für seine Ueberfälle die schwierige Methode des Nachtgefechtes: „Etwas Unheimliches", schrieb Göben über eine der zuletzt genannten Unternehmungen nach Hause, „hat solche Nachtexpedition immer mit ihrer Unsicherheit, ihrem Tasten. Dazu kam, daß während des Vormarsches ein furchtbarer Schneesturm losbrach, Alles verfinsternd: . . . doch begünstigte er uns, da er uns in den Rücken, den Dänen aber ins Gesicht peitschte." Bei einem anderen in der Dunkelheit gemachten Vorstoß überrumpelte die 26. Brigade eine feindliche Feldwache, fing drei Mann und verjagte die Uebrigen. Die Sieger fanden neben dem Bivouakfeuer einen Lehnstuhl, den die dänischen Soldaten für den Herrn Offizier aus einem benachbarten Hause dorthin getragen hatten: „Da brukt nich so bequem to sitten," meinten unsere Westphalen und wollten den Lehnstuhl ins Feuer werfen. Ein Lieutenant hielt sie aber davon zurück und legte auf den Großvaterstuhl seine Visitenkarte mit der Unterschrift „Auf Wiedersehen". Darauf wendeten sich die ungebetenen Gäste nach einer anderen Richtung.

Indem sie jeden Tag zu neuem kriegerischen Handeln, sei es nun zu einer Operation oder einer Demonstration, in Bewegung

Digitized by Google

gesetzt wurden, entwickelte sich bei allen Offizieren der Brigade Göben, von den Obersten bis zu den Sekondlieutenants herunter, ein kräftiger Geist der Initiative: „Allgemeiner Wetteifer herrscht; ein Jeder will und muß sich auszeichnen. Als ich neulich bei Tagesanbruch zu den Vorposten ritt, die das 15. Regiment hatte, dort den Offizieren mittheilte, daß der König die von mir bei dem Bericht über den Ueberfall genannten Offiziere dekorirt habe, da hörte ich einen jungen Offizier vor sich hinmurmeln: „Das nächste Mal muß ich ihn haben!" Ich sah ihn an und nickte ihm zu, und ich bin gewiß, daß er im nächsten Gefecht Allen voran sein wird. Ein paar Offiziere, welche ganz im Anfange etwas unsicher erschienen, haben sich jetzt schon ausgezeichnet — so wirkt jener Geist! Und er ist zum großen Theil mein Werk. Sei mir nicht böse, lieb' Töchterchen, daß ich das schreibe, aber Du bist ja ich selbst, mein Herz, mein Geist, meine Seele und mein All. Und jetzt recht gute Nacht! Gott mit uns! . . . . Als ich heute früh die Vorposten beritt, fand ich als Kommandeur einer Feldwache einen Fähnrich mit seinem Mädchengesicht, aber sehr gut orientirt und entschieden. Als ich wegritt, fragte ich nach dem Namen, erinnerte mich, als ich ihn hörte, daß ich gestern spät seine Ernennung zum Offizier wegen Auszeichnung am 22. bekommen hatte. So hatte ich die Freude, es ihm beim Zurückreiten zu verkündigen; glühend roth wurde er. Und zum dritten Male: Gute Nacht!"

Was die 26. Brigade dem Korps des Prinzen Friedrich Karl werth war, erkannte man erst so recht deutlich, als um der Ablösung willen für eine Zeit lang die andere westphälische Brigade, die 25. — Kommandeur Generalmajor von Schmid — in die erste Linie gerückt wurde: „Mir selbst interessant war die Wahrnehmung der charakteristischen Differenz in Schmids und meinen Maßnahmen. Bei ihm ist Alles sorgsam und umsichtigst bis ins kleinste Detail vorbereitet gegen einen Angriff der Dänen, während er ihnen gegenüber sich nur beobachtend verhält; er ist seinem ganzen Wesen nach vorsichtig und abwartend. Ich dagegen kann nicht anders, muß meine Gedanken vor Allem auf den Feind richten, auf den Schaden, den ich ihm doch möglicher Weise anthun kann. In mir ist, was sich auch schon bei dem großen Manöver Bonin gegenüber immer geltend machte, das offensive Element vorherrschend. So kommt es eben darauf an, Jeden richtig zu verwerthen."

Daß man es in den obersten Kreisen der Armeeleitung nicht verstand, General Bonin richtig zu verwerthen, daß man seinen

Digitized by Google

moralischen Muth überschätzte, führte im Jahre 1866 zu der Niederlage von Trautenau. Dagegen gab es seit dem dänischen Winterfeldzuge fast Niemanden, der nicht richtig erkannt hätte, daß Göben für sehr hohe strategische Aufgaben befähigt war. Die jüngeren Offiziere des Hauptquartiers, bis dahin in naturgemäßen Vorurtheilen zu Gunsten des III. brandenburgischen Armeekorps befangen, begannen in der 26. Brigade des VII. westfälischen Armeekorps eine Elitetruppe zu sehen, und ritten um ihrer Ausbildung willen häufig zu Göbens Truppen hinüber. Prinz Friedrich Karl selber erwies sich dem Generalmajor gegenüber äußerst dankbar und freundschaftlich und lud ihn oft zum Diner ein. Göben nahm nicht immer an; er hielt es für klug, dem Hauptquartier gegenüber eine gewisse Reserve zu beobachten, wie das in einem oben zitirten Briefe an seine Gattin ausgesprochen ist. Wenn er aber hinging, wurde er vom Prinzen jedesmal mit Herzlichkeit aufgenommen und mit Lob überschüttet. Ein abgesagter Feind alles höfischen und militärischen Gepränges empfand es der Generalmajor besonders angenehm, daß es an Friedrich Karls Tafel verhältnißmäßig zwanglos zuging, und man in Feldmütze und ohne Epaulettes erschien. Ueberhaupt hatte Göben nach wie vor nichts vom Paradesoldaten; er trug noch immer die große blaue Brille, deren Gläser Cabrera wie Symbole der Federfuchserei und Freimaurerei vorgekommen waren. Der 48jährige hielt sich noch gebeugter als der gedankenvolle junge Mann in Spanien. Seit seinen Abenteuern in diesem Lande hafteten ihm nervöses Herzklopfen und Rheuma an; er konnte nur wenig Essen und Trinken vertragen und war, glorreicher Sieger in zwei Winterfeldzügen, frostig wie ein bleichsüchtiges Mädchen. Ueber den Militärhandschuhen trug er Pelzhandschuhe, zwischen Mantel und Ueberrock eine mächtige wollene Leibbinde, ferner zwei Paar unterfütterte Beinkleider, über einander angezogen, dann zwei Paar Unterbeinkleider, darauf wollene und schließlich baumwollene Strümpfe. In der Satteltasche hatte er für das Bivouak eine Kapotte seiner Frau.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Internationale Rechtshilfe in Strafsachen.

Von

Hugo Meyer,
Professor der Rechte in Tübingen.

Das bedeutende Werk von v. Martitz über die internationale Rechtshilfe in Strafsachen, dessen erster Theil (Leipzig 1888) von uns in dieser Zeitschrift (Bd. 16) besprochen wurde, ist nunmehr auch in seinem zweiten Theil (Leipzig 1898) erschienen, der, nachdem der erste Theil die völkerrechtlichen Grundlagen des Gegenstandes behandelt hatte, sich nunmehr dem Gegenstande selbst und den Einzelheiten der Lehre von der Auslieferung zuwendet. Auch dieser zweite Theil aber behandelt seinen Stoff keineswegs in systematischer Form und mit systematischer Vollständigkeit und unterscheidet sich dadurch von dem Werke von Lammasch über Auslieferungspflicht und Asylrecht (Leipzig 1887), das uns mit einer in hohem Grade verdienstlichen dogmatischen Durcharbeitung der gesammten Lehre erfreut hat. Vielmehr ist es der geschichtliche Weg, den das vorliegende Werk einschlägt. Und zwar ist es die belgische Gesetzgebung, welche hiernach in den Vordergrund treten mußte und welche der Verfasser geradezu zum Mittelpunkt seiner Darstellung gemacht hat. Dies in der Art, daß derselbe fast überall von der belgischen Gesetzgebung und Vertragsschließung ausgeht und die Bestimmungen der übrigen Länder nur zur Vergleichung und Ergänzung hinzufügt, was freilich nicht ausschließt, daß nicht in einzelnen Stücken auch das Recht der übrigen Länder, insbesondere dasjenige Frankreichs, zum Gegenstand besonderer und eingehender Darstellung gemacht wird. Gerechtfertigt aber ist dies Verfahren

Digitized by Google

dadurch, daß der Gesetzgebung des Königreichs Belgien in dieser Frage geradezu eine epochemachende Bedeutung zukommt. Nachdem nämlich auch schon in früheren Zeiten nicht nur thatsächlich internationale Rechtshilfe geübt, sondern auch mancherlei Verträge darüber unter den Staaten abgeschlossen waren, ist es das im Jahre 1830 nach seiner Lostrennung von den Niederlanden geschaffene Königreich Belgien gewesen, welches diesen Gegenstand der Gesetzgebung und Vertragsschließung mit besonderem Eifer erfaßt und gefördert hat. Beigetragen hierzu hat theils die geographische Lage des Landes, die es zum Zufluchts- und Durchgangsort flüchtiger Personen besonders geeignet machte, theils aber auch die völkerrechtlich verbürgte Neutralität des neuen Staates, die ihm eine allseitige Rücksichtnahme auf die internationalen Interessen und Beziehungen besonders werthvoll erscheinen lassen mußten. Die belgische Gesetzgebung war es hiernach, welche zuerst feste Grundsätze für die Vertragsschließung ihrer Regierung mit anderen Mächten aufstellte, und die belgische Regierung war es, welche darnach die eingehendsten und zahlreichsten Verträge mit dem Auslande abschloß. Und ihre Verträge sind es gewesen, welche auch bei der Vertragsschließung zwischen anderen Staaten zu Grunde gelegt wurden und deren Nachwirkung noch jetzt in den Verträgen der entlegensten Staaten zu erkennen ist, die erst neuerdings anfangen, in einzelnen Stücken auch selbständig zu verfahren, was dann wieder hier und da eine Rückwirkung auf das neuere belgische Verfahren geübt hat. Im Einzelnen besteht der vorliegende starke Band aus einer Reihe von Kapiteln, in welchen zuerst das belgische Auslieferungsgesetz von 1833 zur Darstellung gebracht und sodann des Näheren auf die Behandlung der politischen Delikte in der späteren belgischen Gesetzgebung eingegangen wird. Es folgt das französische Recht in der Zeit von 1830 bis zum Jahre 1869, worauf der berühmte Streitfall zwischen Frankreich und Belgien, nämlich der Fall Jacquin von 1854, sowie das aus ihm hervorgegangene belgische Gesetz über die politischen Attentate vom 22. März 1856 (Einführung der sog. belgischen Klausel) dargestellt werden. Die folgenden Kapitel sind der „Rezeption der belgischen Klausel innerhalb des völkerrechtlichen Verbandes", sowie den Gegnern der belgischen Klausel gewidmet, worauf in besonderen Kapiteln die Gesetzgebung Frankreichs und Belgiens über die im Auslande begangenen Delikte, die Fremdenausweisung im belgischen Recht, die neuen belgischen Auslieferungsgesetze und Auslieferungsverträge, die

Digitized by Google

sonstige strafrechtliche Rechtshilfe des belgischen Vertragsrechts und endlich die modernen Auslieferungsgesetze als solche zur Darstellung und Erörterung gelangen. Alles dies wird mit derselben eindringenden Gründlichkeit und Schärfe erörtert, die einen so großen Vorzug des ersten Theiles bildeten, sowie mit derjenigen Verbindung juristischer, politischer, historischer und sprachlicher Kenntnisse, welche die Natur des Gegenstandes erfordert. Insbesondere aber tritt uns die durch den Gegenstand verlangte Vereinigung staatsrechtlicher und völkerrechtlicher Kenntnisse auf der einen Seite und strafrechtlicher und strafprozessualer Kenntnisse auf der anderen Seite in, man kann sagen, glänzender Weise entgegen. Dazu kommt die Aufopferung und Unermüdlichkeit, mit welcher der Verfasser das entlegenste auf den Gegenstand bezügliche Material herbeischaffte, die Sicherheit, mit welcher er den mannigfach verzweigten Gegenstand und dessen Quellen beherrscht, der überall treffende juristische Ausdruck und eine nicht immer leichte, aber durch den Reichthum anschaulicher Wendungen belebte Redeweise. Eine Eigenart der letzteren bildet auch im vorliegenden Band der häufige Gebrauch von Fremdwörtern, wonach viele juristische und nichtjuristische Begriffe mit fremden Bezeichnungen wiedergegeben werden, ein Eindruck, der übrigens dadurch gemildert wird, daß das Buch es durchweg mit internationalen Verhältnissen zu thun hat, bei deren Darstellung dies Verhalten natürlicher erscheint, als sonst, und sogar nicht ohne besonderen Reiz ist. In einem Anhang des sehr umfassenden Werkes wird zunächst eine Sammlung von Auslieferungs- und Fremdengesetzen und sodann ein in staunenswerther Vollständigkeit hergestelltes „Repertorium der modernen Auslieferungsverträge“ gegeben, in welchem von 55 Staaten der europäischen und außereuropäischen Welt (darunter so gut Guatemala und Honduras, wie Haiti und Paraguay, der Kongostaat und Liberia, wie endlich Annam, Birma, Korea und Japan) aufgezählt wird, welche Verträge dieser Art sie mit anderen Staaten abgeschlossen haben, wobei Belgien mit 85, Frankreich mit 70, Großbritannien mit 50 Nummern erscheint, und in Beziehung auf Deutschland theils die Verträge des deutschen Bundes und des deutschen Zollvereins, theils die Verträge des Deutschen Reichs (leider erst 17) und der deutschen Einzelstaaten aufgeführt werden. In einem längeren „Exkurse“ werden die Präzedenzfälle politischer Auslieferungen aus der Zeit vom westfälischen Frieden bis zur französischen Revolution gegeben, während die neueren Vorgänge,

Digitized by Google

wie die Fälle Jacquin, Bernard, Leo Hartmann u. s. w., im Laufe der Darstellung selbst ihre zum Theil sehr eingehende und fesselnde Darstellung finden.

Gehen wir hiernach aber auf den reichen Inhalt des vorliegenden Werkes im Einzelnen ein, und zwar zunächst auf das belgische Auslieferungsgesetz von 1833, so setzt der Verfasser auseinander, weshalb es gerade in Belgien, und zwar verhältnißmäßig früh, zu dem Erlaß eines Auslieferungsgesetzes gekommen ist, während man sich in den meisten übrigen Staaten, abgesehen von wenigen, bis zum heutigen Tag mit dem Abschluß von Auslieferungsverträgen behilft. Und zwar liegt der Grund ebenso sehr darin, daß ein gesetzlicher Rahmen aufgestellt wurde, innerhalb dessen die Regierung von sich aus zum Abschluß von Verträgen dieser Art befugt sein sollte, wie darin, daß die Regelung der Auslieferungsmöglichkeit als ein Theil des gesetzlich zu regelnden Fremdenrechts angesehen wurde. Dabei waren es zunächst nur wenige Deliktsarten, hinsichtlich deren in jenem Gesetz die Auslieferung für zulässig erklärt wurde, nämlich Tödtung, Nothzucht, Brandstiftung, Urkunden- und Münzfälschung, falsches Zeugniß, Diebstahl, Betrug, Erpressung, Amtsunterschlagung und betrügerischer Bankerott, darunter also nicht Delikte gegen den Staat, und ausdrücklich wurde festgesetzt, daß auch der auf Grund eines solchen Deliktes Ausgelieferte nicht wegen eines früher begangenen politischen oder mit einem solchen „konnexen" Deliktes verurtheilt werden dürfe. Das Verfahren selbst wurde als ein Verfahren der auswärtigen Angelegenheiten geregelt, jedoch so, daß der inländische Staatsanwalt und der Beschuldigte vor dem inländischen Gericht (der Rathskammer) gehört werden sollten, wozu noch ein von Seiten des Anklagesenats des Appellhofes abzugebendes Gutachten hinzukam. Voraussetzung der Auslieferung sollte sein, daß bei Vergehen ein verurtheilendes Erkenntniß und bei Verbrechen wenigstens der Verweisungsbeschluß vorgelegt werden konnte. Auf Grund dieses Gesetzes hat dann Belgien zunächst den Auslieferungsvertrag mit Frankreich am 22. November 1834 und nach dem Muster desselben zweiundvierzig andere Verträge mit europäischen Staaten abgeschlossen, wobei aber von Frankreich die Auslieferung auf Verbrechensfälle (crimes) eingeschränkt und auch für diese ein Vorbehalt für außergewöhnliche Fälle (in denen die Auslieferung nach dem Ermessen des Zufluchtsstaates sollte verweigert werden dürfen) gemacht wurde. Auch wurde das Verfahren von Frankreich als

Digitized by Google

reine Verwaltungssache behandelt. Außerdem wurde in allen Verträgen eine provisorische Verhaftung des Flüchtigen und meistens auch eine Auslieferung im sog. summarischen Verfahren für zulässig erklärt, die aber die Zustimmung des Beschuldigten voraussetzt.

Was aber die Stellung betrifft, welche hiernach das belgische Recht zu der Frage des sog. politischen Asylrechts einnahm, so kommt es darauf an, in welchem Sinne denn überhaupt von einem politischen Asylrecht die Rede sein kann. Möglich ist dies aber offenbar nicht in dem Sinne, daß dem wegen eines politischen Deliktes Verfolgten ein unbedingtes Recht, in dem Zufluchtsstaate zu verbleiben, ertheilt werden könnte. In diesem Sinne besteht ein politisches Asylrecht nirgends und hat nie und nirgends ein solches bestanden, da dasselbe unvereinbar mit der Selbständigkeit des Staates selbst sein würde. Wohl aber ist in manchen Staaten den Fremden gesetzlich ein Recht ertheilt, von den Verwaltungsbehörden nicht beliebig, sondern nur aus besonderen Gründen, darunter nicht wegen der Begehung eines politischen Deliktes in einem anderen Staate, ausgewiesen zu werden, und in einem solchen Sinne besteht in der That ein politisches Asylrecht in England, in Belgien und der Schweiz, wo das Recht der Regierung, Ausländer auszuweisen, auf bestimmte gesetzlich festgestellte Fälle beschränkt ist. Ueberdies aber spricht man von einem politischen Asylrecht auch dann, wenn mehrere Staaten sich zwar gegenseitig zur Auslieferung wegen strafbarer Handlungen verpflichtet haben, hiervon aber die Auslieferung wegen politischer Delikte ausgenommen sein soll. Gerechtfertigt aber ist die Nichtauslieferung wegen politischer Delikte insbesondere in der Gegenwart dadurch, daß sich die politischen Verhältnisse in vielen Staaten noch immer in einer starken Gährung und Umbildung befinden, wonach ein Unternehmen, das formell und seinem Begriffe nach sich als Hochverrath oder Landesverrath darstellt, der Sache nach möglicherweise als eine entschuldbare, ja als eine lobenswürdige That politischen Opfermuthes erscheint. Es kommt hinzu, daß einer Regierung die Auslieferung nicht zugemuthet werden kann, wenn keine Sicherheit darüber vorhanden ist, daß der Ausgelieferte in dem anderen Staate auch mit der erforderlichen Rücksicht und Unparteilichkeit werde behandelt werden. Und so wird denn die Nichtauslieferung wegen politischer Delikte, die sich in den meisten neueren Auslieferungsverträgen findet, nicht als ein tadelnswerther Mangel unseres heutigen Auslieferungsrechtes, sondern als eine

Digitized by Google

sehr begreifliche und naturgemäße Einschränkung desselben anzusehen sein. Noch keine derartige Einschränkung verlangten die naturrechtlichen Schriftsteller der letzten Jahrhunderte, von denen höchstens die Nichtauslieferung der aus religiösen Gründen Verfolgten und der Theilnehmer an einem Unabhängigkeitskriege befürwortet wurde. Und ebensowenig ist von einer solchen Ausnahme noch in den älteren Auslieferungsverträgen die Rede, so in denjenigen, die in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts von den italienischen Staaten sowie von den Staaten des deutschen Bundes unter einander abgeschlossen wurden, welche letzteren sodann zu dem Beschluß des deutschen Bundes vom 18. August 1836 zusammengefaßt wurden. Unbedenklich lieferte noch zu Anfang des Jahrhunderts der englische Kommandant von Gibraltar politische Flüchtlinge an Spanien aus; unbedenklich thaten die Niederlande dasselbe, und unbedenklich verpflichteten sich Preußen, Oesterreich und Rußland im Jahre 1833 zur Auslieferung auch politischer Flüchtlinge, eine Verpflichtung, welche dann überdies noch Preußen und Rußland gegen einander in der sogenannten Kartellkonvention eingingen, die, mehrfach erneuert, erst 1869 hinwegfiel. Wohl aber wurde die Nichtauslieferung politischer Flüchtlinge zuerst in der Zeit der französischen Revolution als Grundsatz hingestellt und gegen die obengenannten Auslieferungen richtete sich lebhaft der Widerwille der englischen und französischen Presse; von den englischen und französischen Ministern wurde das politische Asylrecht grundsätzlich betont, und die Unabhängigkeitskämpfe in den verschiedensten Staaten des südlichen und westlichen Europas nebst dem Widerhall, den sie in anderen Ländern fanden, haben diese Anschauung befestigt. Noch der Vertrag zwischen Frankreich und der Schweiz von 1828 nannte unter den Auslieferungsdelikten auch die Verbrechen gegen die Sicherheit des Staates; seit dem belgischen Auslieferungsgesetz von 1833 aber ist die Nichtauslieferung wegen politischer Verbrechen ein feststehender Satz der zahlreichen seitdem abgeschlossenen Verträge. Eine Ausnahme machen nur einige wenige in der neuesten Zeit von Rußland abgeschlossene Verträge, in denen unter den Auslieferungsdelikten wieder auch einige oder mehrere politische Delikte genannt sind. — Keineswegs aber ist damit nun eine völlige Uebereinstimmung unter den Verträgen vorhanden; vielmehr sind es sehr verschiedene Wege, welche zu demselben Ziele eingeschlagen werden. Entweder nämlich begnügt man sich, in der Reihe der Auslieferungsdelikte einfach die Delikte

Digitized by Google

gegen den Staat zu übergehen. Oder man zählt bestimmte Delikte als Auslieferungsdelikte auf, fügt aber die Ausnahme hinzu, wenn sie als politische Delikte erscheinen, oder wenn sie mit einem politischen Delikte vermischt oder mit einem solchen „konnex" sind u. dgl. Dazu kommt noch das in vielen Verträgen ausgesprochene Verbot, den Ausgelieferten wegen eines andern Deliktes, als wegen dessen ausgeliefert wurde, insbesondere wegen eines politischen Deliktes oder wegen eines mit einem politischen Delikte vermischten oder konnexen Deliktes zu verurtheilen. Und zwar sind in dem Gebiete der belgischen Vertragsschließung nach dem Verfasser drei Schemata zu unterscheiden, welche von den verschiedenen Verträgen befolgt werden. Was aber nun unter der Bezeichnung „politisches Delikt" in dem einzelnen Vertrage zu verstehen sei, ist offenbar Sache der Auslegung, wobei nicht nur die auf den einzelnen Vertrag bezüglichen Auslegungsmittel, sondern, auch der innere Zusammenhang der verschiedenen Auslieferungsverträge, ihr Abstammungsverhältniß, oder, wie der Verfasser sich ausdrückt, ihr „familienhafter Zusammenhang" in Betracht kommt. Und hier ist nun der Punkt, in welchem das vorliegende Werk sich ein besonderes Verdienst erwirbt, indem dasselbe diesen inneren Zusammenhang sehr wesentlich zur Erklärung des einzelnen Vertrages verwerthet. Handelt es sich aber zunächst um das belgische Auslieferungsgesetz von 1833 selbst, so bietet dasselbe zunächst schon darin eine Unklarheit, daß dasselbe sich begnügt, gewisse Delikte als Auslieferungsdelikte zu nennen und dann hinzuzufügen, daß der Ausgelieferte auch nicht wegen eines anderen politischen oder eines mit einem solchen konnexen Deliktes abgeurtheilt werden dürfe, wonach es buchstäblich genommen zweifelhaft bleibt, wie es mit einem mit dem Auslieferungsdelikt selbst konnexen politischen Delikte gehalten werden solle. Doch versteht sich wohl von selbst, daß jene zweite Bestimmung auch auf die erste zu übertragen ist, so daß also Nichtauslieferung wegen eines mit einem Auslieferungsdelikte konnexen politischen Deliktes gemeint ist. Viel zweifelhafter aber ist, was unter der Bezeichnung „politisches Delikt" selber gemeint ist, ob dieselbe nämlich auf die Delikte gegen den Staat oder auf Delikte von politischem Charakter zu beziehen ist, ein Streit, in welchem sich u. A. Lammasch (in seinem Werke über Auslieferung) in letzterem Sinne entscheidet, von welchem in dieser Beziehung der von ihm aufgestellte Begriff des „relativ politischen Deliktes" zur Anwendung gebracht wird. Als relativ politisches Delikt bezeichnet

Digitized by Google

derselbe nämlich ein solches Delikt, welches zu einem politischen Endzweck begangen wird, und den Sinn des belgischen Gesetzes faßt er hiernach dahin, daß die Pflicht zur Auslieferung entfallen soll, wenn das betreffende Auslieferungsdelikt zu politischen Zwecken verübt ist, sowie daß der Ausgelieferte auch nicht nachträglich wegen eines solchen Deliktes verurtheilt werden dürfe. Demgegenüber entscheidet sich der Verfasser dahin, daß unter dem Ausdruck „politische Delikte" im belgischen Gesetz nur die Delikte gegen den Staat verstanden werden könnten, so daß als Sinn des belgischen Gesetzes erscheint, daß nicht ausgeliefert zu werden braucht, wenn das Auslieferungsdelikt mit einem Delikt gegen den Staat konnex ist, und daß der Ausgelieferte nicht wegen eines anderen, insbesondere nicht wegen eines Deliktes gegen den Staat, sowie wegen eines mit einem solchen konnexen Deliktes verurtheilt werden könne. Seine Gründe hierfür sind einmal, daß der Ausdruck „politisches Delikt" im Sinne eines Deliktes gegen den Staat sowohl in der vorangegangenen französischen wie belgischen Gesetzgebung, insbesondere in den französischen und belgischen Verfassungsbestimmungen vorkommt, so bei den Bestimmungen über die Zulässigkeit gewisser Strafen und bei den Bestimmungen über die sachliche Zuständigkeit der Gerichte, insbesondere der Schwurgerichte. Sodann aber auch, daß der Begriff eines zu politischen Zwecken (oder gar aus politischen Beweggründen) begangenen Deliktes ein viel zu unbestimmter sein würde; daß es dem Geiste der Strafgesetzgebung nicht entsprechen würde, ganze Klassen von Delikten nach solchen ausschließlich inneren Momenten zu unterscheiden, und endlich, daß dadurch ein schwankendes subjektives Ermessen an die Stelle objektiver Merkmale gesetzt würde. Danach sei es eine „seltsame Kühnheit", in jenen Ausdrücken des belgischen Gesetzes jenes relativ politische Delikt zu erkennen und zu behaupten, daß aus der belgischen Gesetzgebung und Vertragsschließung sich jener Begriff über eine große Zahl von Verträgen anderer Staaten verbreitet habe. Vielmehr glaubt der Verfasser umgekehrt, seine Auffassung des belgischen Gesetzes auch für die Erklärung verschiedener anderer Auslieferungsverträge verwerthen zu können. Dies sogar auch hinsichtlich des deutsch-schweizerischen Auslieferungsvertrages von 1874, in welchem zunächst bestimmte Auslieferungsdelikte aufgezählt werden und dann hinzugefügt wird, daß eine Auslieferung nicht stattzufinden habe, wenn die Handlung, wegen deren die Auslieferung verlangt wird, einen „politischen Charakter" an sich trägt, sowie daß der Ausgelieferte

Digitized by Google

nicht nachträglich wegen eines vor der Ausübung verübten politischen Deliktes oder einer Handlung, die mit einem solchen im Zusammenhang stehe, bestraft werden könne, — Bestimmungen, die auf den ersten Blick doch auf das relativ politische Delikt im Sinne von Lammasch scheinen bezogen werden zu müssen, hinsichtlich deren aber auch sehr namhafte schweizer Juristen (so König, Pfenninger, Hilty) zugeben, daß darauf hin von der Schweiz die Auslieferung Jemandes, der ein gemeines Delikt zu politischen Zwecken begangen habe, nicht verweigert werden dürfe. Damit ist freilich nicht gesagt, daß es nicht in der That Verträge giebt, in welchen die Bezeichnung „Delikt von politischem Charakter" im Sinne von Delikten aus politischen Beweggründen, bezw. zu politischen Zwecken verstanden werden müsse, wie dies in der That z. B. bei verschiedenen Seitens der Vereinigten Staaten von Nordamerika abgeschlossenen Verträgen der Fall ist. — Des Näheren aber stellt der Verfasser fest, daß unter den im belgischen Gesetz genannten politischen Delikten nicht alle Delikte gegen den Staat, sondern nur diejenigen zu verstehen sind, denen eine Beziehung zur „Gesammtorganisation des Volkes" zukommt, also vor Allem Hochverrath und Landesverrath, außerdem aber auch Angriffe auf die Landesvertretung und die Mitglieder der landesherrlichen Familie, sowie (nach französisch-belgischer Auffassung) gewisse Amtsdelikte, nämlich solche, die eine Verletzung der persönlichen Freiheit oder der staatsbürgerlichen Rechte enthalten, — eine Abgrenzung, die ungefähr, wenn auch nicht vollständig, mit der von Loewenfeld in einer hierauf bezüglichen Abhandlung (in der Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft 1885) übereinstimmt. — Was aber sodann die weitere Frage betrifft, was als Konnexität oder Zusammenhang zweier Delikte im Sinne jener Bestimmungen des belgischen Gesetzes anzusehen sei, so entscheidet sich der Verfasser dafür, daß es sich hierbei weder um den Fall der sogenannten Gesetzeskonkurrenz (besser der nur scheinbaren oder unechten Konkurrenz), noch um den Fall des sogenannten ideellen Zusammentreffens handle, sondern daß ein solches Zusammentreffen immer dann, aber auch nur dann vorliege, wenn das eine Delikt als Mittel zur Verübung eines anderen Delikts oder etwa auch als Mittel zur Verdeckung eines anderen Delikts begangen sei, sodaß also zum Beispiel die Auslieferung verweigert werden dürfe, wenn dieselbe wegen einer Fälschung verlangt wird, die ihrerseits nur zur Verübung eines (wirklich begangenen) Landesverraths verübt wurde, und daß der Ausgelieferte

Digitized by Google

nachträglich nicht wegen einer Fälschung abgeurtheilt werden kann, bei welcher das Gleiche der Fall ist.

Keineswegs aber sollte es bei dieser Ausnahme für politische Delikte verbleiben. Vielmehr trat ein Ereigniß ein, in dessen Folge die belgische Gesetzgebung und Vertragsschließung bestimmt wurde, eine Ausnahme von jener Ausnahme zu machen, und zwar durch die Hinzufügung einer Bestimmung, wonach eines der schwersten politischen Delikte, nämlich das Unternehmen gegen das Leben des Staatsoberhauptes allerdings ein Auslieferungsdelikt sein sollte. Es ist dies die sog. belgische Klausel, deren Geschichte uns der Verfasser mit der gewohnten Gründlichkeit und Anschaulichkeit vorführt.

Es war am 1. September 1854, am Tage vor einer vom Kaiser Louis Napoleon beabsichtigten Reise von Paris nach Boulogne, als auf dieser Strecke in der Nähe der Station Lambersart unter einer Eisenbahnschwelle ein Mordgeschoß (ein Zylinder mit Knallqueckfilber) gefunden wurde, eine Entdeckung, die dazu führte, daß zwei Franzosen wegen Unternehmens gegen das Leben des Staatsoberhauptes vor das Schwurgericht verwiesen wnrden. Zugleich aber wurden zwei Belgier, nämlich der in Brüssel wohnende Ingenieur Jules Jacquin und der sich ebendaselbst aufhaltende Célestin Jacquin angeklagt, an dem Attentate Theil genommen zu haben, und ihre Auslieferung von der belgischen Regierung verlangt. Demgemäß verhängte auch der Brüsseler Untersuchungsrichter über sie die Haft, die zwar auf ihre Beschwerde vom Appellhofe, der ein politisches Delikt als vorliegend annahm, aufgehoben, vom Kassationshof aber, der von der entgegengesetzten Ansicht ausging, aufrecht erhalten wurde. Als aber gemäß den oben erwähnten Vorschriften über das Verfahren der Brüsseler Appellhof das von ihm verlangte Gutachten über die Auslieferung abzugeben hatte, wurde von diesem Gerichtshof gemäß dem von ihm schon eingenommenen Standpunkt die Zulässigkeit der Auslieferung verneint. Und zwar nach der damaligen Rechtslage vollkommen mit Recht, da das Unternehmen gegen das Leben des Staatsoberhauptes einen der Fälle des Hochverraths darstellt und es nicht etwa angeht, dasselbe in Hochverrath und Tödtungsdelikt zu zerlegen, ein Verfahren, welches der Bedeutung des Deliktes völlig widersprechen würde und wonach nur wenige Delikte übrig bleiben würden, aus denen nicht ein gemeines Delikt herausgeschält werden könnte. Hoch aber gingen nunmehr die Wogen der Empörung nicht nur

Digitized by Google

in der französischen Presse, sondern auch an andern Orten, an denen man sich vergegenwärtigte, daß man es hier mit einer allzu weit gehenden Folgerung aus dem politischen Asylrechte zu thun habe. Die Folge war ein diplomatisches Vorgehen Frankreichs durch welches die belgische Regierung, nicht ohne dabei starken Widerstand in der Kammer zu finden und einer zu großen Nachgiebigkeit gegen den stärkeren Nachbar beschuldigt zu werden, zur Aufnahme einer neuen Bestimmung in das Auslieferungsgesetz, sowie zu einem Nachtrag zum belgisch-französischen Auslieferungsvertrag bestimmt wurde. Der Inhalt dieser Bestimmung, der demnächst sogenannten und in die meisten neueren Verträge aufgenommenen „belgischen Klausel", war der, daß das Unternehmen gegen das Leben des Staatsoberhauptes nicht als politisches Delikt angesehen und also in der That als Grund der Auslieferung angesehen werden solle. Aufgenommen wurde diese Klausel nicht nur in die Verträge der meisten europäischen Staaten unter einander, sondern auch in die der europäischen mit außereuropäischen Staaten, sowie in solche der außereuropäischen Staaten unter einander. Aufgenommen wurde dieselbe ferner nicht nur von den monarchischen Staaten unter einander, sondern auch Republiken weigerten sich nicht, eine solche Bestimmung zu treffen, und zwar nicht nur zu Gunsten ihrer eigenen (republikanischen) Staatsoberhäupter (die ja schon nach den allgemeinen Vorschriften geschützt waren), sondern auch zu Gunsten der mit ihnen vertragschließenden monarchischen Staaten. In formeller Beziehung war übrigens diese Aufnahme insofern verschieden, daß in den meisten Verträgen von der Nichtauslieferung wegen politischer Delikte eine Ausnahme zu Gunsten der Angriffe auf das Staatsoberhaupt gemacht wurde, daß aber einzelne Gesetze, bezw. Verträge diesen Fall positiv unter den Delikten, wegen deren ausgeliefert werden solle, erwähnten, wie dies insbesondere in dem niederländischen Auslieferungsgesetz von 1875 der Fall war. Bis ins Einzelne ist der Verfasser den Wegen nachgegangen, welche in jedem einzelnen Falle zur Aufnahme jener Bestimmung führten, den Schwierigkeiten, welche derselben vielfach entgegengesetzt wurden, und den Umständen, welche ihr meistens zum endlichen Siege verhalfen. Bis ins Einzelne untersucht er, wie u. A. die deutschen Einzelstaaten und wie demnächst das deutsche Reich sich zu dieser Frage verhielten, dessen Vertrag mit Belgien vom Jahre 1874 eine der belgischen Klausel entsprechende Vorschrift aufnahm. Und genauer erzählt wird

Digitized by Google

u. A. das Vorgehen, welches in dieser Beziehung das deutsche Reich nach dem Attentate vom 13. März 1881, durch welches der russische Kaiser Alexander II. in so entsetzlicher Weise hingerafft wurde, einschlug. Erzählt wird, wie auf persönliche Anregung Kaiser Wilhelms I. von Seiten Deutschlands und Rußlands eine internationale Konferenz nach Brüssel zusammenberufen wurde, auf welcher man aber keineswegs zur Einigung gelangte. Das Ergebniß war nicht einmal ein Vertrag des deutschen Reiches mit Rußland, von denen zwar am 20. März 1885 ein Vertrag unterzeichnet wurde, der aber nicht zur Vorlage an den deutschen Reichstag gelangte. Statt dessen kam es nur zu einem Vertrage zwischen Rußland einerseits und Preußen, bezw. Bayern andrerseits, Verträge, welche aber ihrerseits noch über die belgische Klausel hinausgingen und deswegen nicht gerade geeignet waren, der Klausel selber den Weg zu bahnen. Während nämlich in der belgischen Klausel selbst nur das Unternehmen gegen die Person des Staatsoberhauptes genannt war, zogen jene Verträge auch Handlungen gegen die Mitglieder des landesherrlichen Hauses herein und dehnten die Auslieferungspflicht auch auf Handlungen gegen die Freiheit und gar gegen die Ehre der genannten Personen aus. — Bis ins Einzelne aber wird sodann untersucht, aus welchem Grunde bis zur neuesten Zeit einige der führenden Mächte, insbesondere Großbritannien, Italien und die Schweiz widerstrebten. Was zunächst Großbritannien betrifft, so ist dasselbe allerdings niemals in der Lage gewesen, über die Aufnahme der belgischen Klausel mit einer fremden Macht zu verhandeln; wohl aber ist gelegentlich des englischen Auslieferungsgesetzes von 1870 im Parlamente ein Antrag in der genannten Richtung gestellt und dieser Antrag von der Regierung abgelehnt worden. Wie wenig dies aber dem Rechtsbewußtsein der Engländer selbst entspricht, zeigt das von einer Enquête im Jahre 1877 ertheilte Gutachten, worin vorgeschlagen wird, Delikte von politischem Charakter von der Auslieferungspflicht auszunehmen, ausdrücklich aber anzuordnen, daß die Tödtung des Staatsoberhauptes zugleich ein gemeines Delikt sei, wegen dessen die Auslieferung nicht verweigert werden dürfe. Genau ferner wird über das Verhalten Italiens in dieser Frage berichtet, wo zwar kein besonderes Auslieferungsgesetz erlassen ist, wohl aber Bestimmungen über die Auslieferung in das Strafgesetzbuch von 1889 aufgenommen wurden. Und zwar gehen diese Bestimmungen dahin, daß eine Auslieferung wegen politischer Delikte ausgeschlossen sein

Digitized by Google

soll, wobei der Begriff des politischen Deliktes im objektiven Sinne, also von den schweren Staatsdelikten verstanden wird, und daß hiervon eine Ausnahme auch nicht für das Unternehmen gegen das Staatsoberhaupt gemacht wird. Dies aber ausweislich der Motive aus keinem anderen Grunde, als daß doch auch ein solches Unternehmen als ein politisches Delikt anzusehen sei, mithin nicht anders als die übrigen politischen Delikte behandelt werden dürfe, ein Standpunkt, den der Verfasser mit Recht als den eines starken Doktrinarismus bezeichnet. Und ebenso ablehnend hat sich bis jetzt die Schweiz verhalten, welche weder in dem Vertrage mit Deutschland vom Jahre 1874, noch in einem anderen der von ihr abgeschlossenen Auslieferungsverträge die genannte Klausel zugestanden hat. Dies, wie von schweizerischen Juristen mehrfach ausgeführt wurde, auf Grund der Erwägung, daß doch auch der Mord eines gekrönten Hauptes ein politisches Delikt sei, das zwar nicht gebilligt werden könne (der Verfasser macht hier mit Recht ein Ausrufungszeichen), das aber unter Umständen ebenso wie eine allgemeine Volkserhebung „hingenommen" werden müsse, woneben es auch nicht an dem Hinweis fehlt, daß nach der Verschiedenheit der Staatsverfassungen Deutschlands und der Schweiz thatsächlich keine Gegenseitigkeit vorhanden sein würde. Wohl aber hat die Schweiz in ihrem Auslieferungsgesetz von 1892 einen mittleren Weg eingeschlagen, der von einer Anerkennung der belgischen Klausel nicht mehr fern ist. Nach längeren Verhandlungen ist nämlich im Gesetze selbst (in Uebereinstimmung mit einem älteren Vorschlage Ortolans) anerkannt, daß die Auslieferung wegen eines politischen Deliktes dann nicht soll verweigert werden dürfen, wenn dasselbe „überwiegend" als ein gemeines Delikt erscheint, sodaß es also auch bei dem Unternehmen gegen das Staatsoberhaupt darauf ankommt, ob die That ihren näheren Umständen nach mehr als ein politisches Attentat oder mehr als ein gemeiner Racheakt u. dgl. erscheint, — ein Standpunkt, dem vom Verfasser mit Recht der Vorwurf der Unbestimmtheit und Unsicherheit gemacht wird, der aber andrerseits von der Anerkennung der belgischen Klausel nicht mehr fern ist. Auch rühmt der Verfasser, daß hiermit die Schweiz sich entschieden auf den Boden einer objektiven Begrenzung der politischen Delikte gestellt und damit die Theorie vom relativ politischen Delikte ihrerseits ausdrücklich abgelehnt habe. Sehr merkwürdig ist, daß in dem neuesten Auslieferungsvertrage des deutschen Reiches, dem mit den Niederlanden, der belgischen Klausel keine

Digitized by Google

Stelle eingeräumt wurde, und zwar, wie der Verfasser vermuthet, deswegen, weil es der niederländischen Uebung entsprochen haben würde (siehe oben S. 245) das Unternehmen gegen das Staatsoberhaupt positiv unter den Auslieferungsdelikten zu erwähnen, eine solche ausdrückliche Erwähnung gerade dieses Deliktes der deutschen Regierung aber als anstößig erschien. Möglich auch, daß man sich mit der Aufnahme der Meistbegünstigungsklausel (in Artikel 17) begnügte. Sicher aber ist, daß beide Gesichtspunkte nicht ausreichen, daß wir es hier vielmehr mit einer sehr fehlerhaften Auslassung und Unterlassung, die den deutschen Unterhändlern nicht zum Ruhme gereicht, zu thun haben. — Mit Recht aber hebt der Verfasser hervor, daß der Anerkennung der belgischen Klausel dennoch die Zukunft gebührt, daß es aber unrichtig sein würde, dies Ergebniß durch zu weitgehende Forderungen zu gefährden. Zu weitgehend aber würde es sein, wenn man die oben erwähnten Bestimmungen der russischen Verträge befürworten wollte. Und ebenso, wenn man nach dem Vorschlage Riviers und Anderer von der Bestimmung über die besondere Behandlung der politischen Delikte alle schweren Straffälle (Verbrechen) oder nach dem Vorschlage von Lammasch die vorsätzliche und mit Ueberlegung ausgeführte Tödtung, also das Verbrechen des Mordes, allgemein ausnehmen wollte. Und theils zu weitgehend, theils schief ist der Vorschlag des belgischen Juristen Haus, solche Handlungen auszunehmen, welche durch den Kriegsgebrauch gerechtfertigt sind, oder, wie schon John Stuart Mill im englischen Parlament befürwortet hatte und wofür das Institut für Völkerrecht sich vorübergehend, nämlich auf der Versammlung zu Oxford 1880 erklärte, solche, die insbesondere im Bürgerkrieg als entschuldigt erscheinen. Schief ist dieser Vorschlag um deswillen, weil einer Handlung, die in einem richtigen Bürgerkrieg als Theil desselben verübt wird, nach den Grundsätzen des Völkerrechts schon ohnedies der Charakter der Rechtswidrigkeit fehlt, und ferner um deswillen, weil es sich nicht nach einer allgemeinen Regel beurtheilen läßt, welche Handlungen als durch einen Bürgerkrieg gerechtfertigt angesehen werden können, zumal der Bürgerkrieg in dieser Beziehung einer wesentlich anderen Beurtheilung als der ordentliche Krieg unterliegt. Sehr richtig und anschaulich wird dies vom Verfasser an dem Beispiel der französischen Kommunarden erläutert, deren Thaten, trotz ihrer Abscheulichkeit, dennoch als durch die Grausamkeit des gegnerischen Vorgehens zum großen Theil entschuldigt angesehen werden müssen.

Digitized by Google

Und aus demselben Grunde wäre es unrichtig, solche Thaten auszunehmen (so das Institut für Völkerrecht auf seiner Versammlung zu Genf 1892) welche als „barbarisch und inhuman" erscheinen, da auch diese Grenzbestimmung der Allgemeingiltigkeit entbehrt, vielmehr von der Natur des einzelnen Falles abhängt. Daß es aber nicht richtig sein würde, völlig die Natur des einzelnen Falles entscheiden zu lassen, liegt schon in dem, was oben über den Standpunkt des Schweizer Auslieferungsgesetzes gesagt wurde. — Irren wir übrigens nicht, so sind die Ausführungen des Verfassers noch durch eine methodische Beobachtung zu ergänzen, durch die Beobachtung nämlich, daß das Gesetz — und es ist dies in allen Rechtstheilen zu beobachten — es in vielen Fällen vorzieht, statt einer an sich richtigen, aber in ihrer Handhabung zu unsicheren und unbestimmten Vorschrift, eine einseitige, aber bestimmtere und besser zu handhabende Vorschrift zu geben, die dann möglicher Weise einer Ergänzung oder Einschränkung bedarf durch eine andere Bestimmung (vgl. unsere Ausführungen im Gerichtssaal 1881, S. 104 ff.). So ist es auch hier, wo eigentlich die Bestimmung angemessen sein würde, daß die aus politischen Gründen entschuldbaren Handlungen von der Auslieferung ausgenommen seien, wo man aber wegen der Unbestimmtheit einer solchen Regelung es vorzieht, eine Ausnahme für die Delikte gegen den Staat zu machen, von dieser Ausnahme aber wieder eine Ausnahme für dasjenige Delikt gegen den Staat aufzustellen sich veranlaßt sieht, welches aus der Reihe der übrigen Staatsdelikte als ein besonders schweres und für alle übersehbaren Fälle besonders verwerfliches Delikt hervorragt. —

Was aber den weiteren Inhalt unseres Werkes betrifft, so erörtert ein besonderes Kapitel desselben „die Behandlung der im Auslande begangenen Delikte in der neuen französischen und belgischen Gesetzgebung", ein Thema, welches eigentlich schon in den Kreis der in der ersten Abtheilung behandelten Fragen, nämlich das internationale Strafrecht, gehört hätte, wegen des besonderen Zusammenhanges der Auslieferung mit der Bestrafung der im Auslande begangenen Delikte aber auch hier, und in genauerer Ausführung, zur Darstellung gebracht wird. Demselben Staat, der sich bereit erklärt, den Ausländer zur Bestrafung auszuliefern, ziemt es, den Inländer wegen im Auslande begangener Handlungen seinerseits zu bestrafen, zumal wenn eine Auslieferung des Inländers mit vollem Rechte für unzulässig erklärt ist. Dabei

Digitized by Google

geht der Verfasser aus von der höchst eingeschränkten Art, in welcher der Code d'instruction criminelle von 1808 die im Auslande begangenen Delikte von Inländern für strafbar erklärte, indem dieselben nur, wenn gegen Inländer verübt, im Inlande bestraft werden sollten, eine Einseitigkeit, die zu dem merkwürdigen Dekrete von 1811 führte, wonach die Auslieferung auch von Inländern für zulässig erklärt wurde, was zu den haarsträubendsten Ergebnissen, zumal in den französischen Grenzprovinzen, geführt hat. Erst unter Louis Philipp wurde die Ausfüllung dieser Lücke unternommen und in den Jahren 1842 und 1843 Entwürfe ausgearbeitet, welche diesen Zweck zu erfüllen bestimmt waren, wozu noch erneuerte Begutachtungen und Kommissionsberathungen der folgenden Jahre hinzukamen. Doch kam selbst eine Vorlage von 1852 nicht zu Stande, da man in England, das ja seinerseits am Territorialprinzip festhielt, an der beabsichtigten Ausdehnung der inländischen Strafgewalt auch auf Ausländer Anstoß nahm und Frankreich gerade damals, der Verhandlungen über einen Auslieferungsvertrag wegen, auf diese englischen Anschauungen glaubte besondere Rücksicht nehmen zu müssen; doch scheiterte jener Vertrag, und die beabsichtigte Ergänzung des Strafrechts kam ebenfalls nicht zu Stande Erst 1865 kam es zu einer neuen Vorlage, die dann, nach lebhafter Bekämpfung im gesetzgebenden Körper, in der That zu einer gesetzlichen Regelung, und zwar in dem Gesetz vom 27. Juli 1866 geführt hat. Hiernach soll der im Ausland delinquirende Ausländer im Inland nur dann bestraft werden, wenn er sich gewisser Delikte gegen den inländischen Staat schuldig gemacht hat, der im Ausland delinquirende Inländer dagegen wegen Verbrechen stets, wegen Vergehen unter bestimmten Voraussetzungen, nämlich, wenn die Handlung auch am Orte der That strafbar ist und der Antrag des Verletzten oder eine Anzeige der ausländischen Behörde vorliegt. — Viel früher aber als Frankreich ist Belgien zu der so nothwendigen Ergänzuug des inländischen Strafrechts gekommen und zwar im Anschluß an das Auslieferungsgesetz von 1833, durch das jener Gedanke besonders nahe gelegt werden mußte. Es kam zu dem Gesetze vom 30. Dezember 1836, sur la répression des crimes et délits commis par des Belges à l'étranger, dessen (gegenüber dem Entwurf einigermaßen eingeschränkte) Bestimmungen dahin gehen, daß der im Auslande handelnde Inländer, wenn er einen Inländer verletzte, unbedingt, wenn er einen Ausländer verletzte, nur sofern die Handlung ein Auslieferungs-

Digitized by Google

delikt darstellt und zugleich der Antrag des Verletzten oder eines Angehörigen oder eine Anzeige der ausländischen Behörde vorliegt, bestraft werden solle. Eine zu enge Begrenzung, einmal um deßwillen, weil die gesetzlichen Vorbedingungen, unter denen der Staat den Fremden der ausländischen Regierung zur Aburtheilung überläßt, nicht maßgebend sind für die Frage, unter welchen Voraussetzungen es für uns angemessen ist, den im Auslande handelnden Inländer unsererseits zur Verantwortung zu ziehen; und ferner um deßwillen, weil sich das Erforderniß des Antrags jedenfalls in schwereren Fällen als eine ungerechtfertigte Einschränkung darstellt. Und hierbei ist es auch nach den neuen belgischen Auslieferungsgesetzen (von 1868 und 1874) verblieben, nur daß natürlich die in ihnen enthaltene Vermehrung der Auslieferungsdelikte den entsprechenden thatsächlichen Einfluß geübt hat. Ebenso nach dem belgischen Gesetze vom 17. April 1878, durch welches die einleitenden Vorschriften einer neuen Strafprozeßordnung vorweg genommen und die der alten ersetzt wurden. — Sehr verschieden behandeln die französische und die belgische Gesetzgebung den Fall, wenn der im Auslande handelnde Thäter erst nachträglich (nach Begehung der That) die inländische Staatsangehörigkeit erlangt hat, in welchem Falle das belgische Gesetz (mit der deutschen Gesetzgebung) die inländische Aburtheilung kennt, während Frankreich in diesem Falle die Auslieferung des Thäters für angemessen erachtet, was sich vielleicht als eine Nachwirkung des hinsichtlich der Auslieferung von Inländern früher überhaupt eingenommenen Standpunktes darstellt. — Bedeutsam ist ferner, daß das belgische Recht unter Umständen dem fremden Staate gegenüber die Verpflichtung übernimmt, den im Auslande delinquirenden Inländer zu bestrafen, so in den mit Italien, Spanien und Rußland abgeschlossenen Verträgen, — was der Verfasser übrigens (im Anschluß an das schweizerische Auslieferungsgesetz von 1892) an die Voraussetzung zu binden vorschlägt, daß der andere Staat erklärt, den im Inlande (von uns) bestraften Thäter nicht noch einmal seinerseits bestrafen zu wollen.

Es folgt in einem besonderen Kapitel „die Fremdenausweisung im belgischen Recht", da es ja das Fremdenrecht ist, welches auf das Nächste durch die Auslieferung berührt wird und da das belgische Recht auch in dieser Beziehung eine hervorragende Stellung einnimmt. Nachdem nämlich in England schon im Jahre 1791 eine „Fremdenakte" ergangen war, welche dem Fremden

Digitized by Google

innerhalb gewisser Grenzen Schutz und Duldung gewährte, aber immer nur auf bestimmte Zeit erlassen wurde und im Jahre 1826 erlosch, und nachdem ebenso Frankreich im Jahre 1832 ein Gesetz über die étrangers réfugiés erlassen hatte, das auch seinerseits von Zeit zu Zeit verlängert wurde und erst im Jahre 1852 hinwegfiel, kam in Belgien als Ergebniß heißen Kampfes das Gesetz vom 22. September 1835 zu Stande, unter dem Titel „loi concernant les étrangers résidents en Belge", dessen Geltungsdauer zunächst auf drei Jahre bestimmt wurde, das seitdem aber stets erneuert wurde und erst im Jahre 1894 durch ein neues Gesetz gleichen Inhalts (vom 5. Februar 1894) ersetzt und ergänzt wurde. Danach steht es nicht im Belieben der inländischen Regierung, ob ein Fremder im Inlande soll bleiben dürfen oder ausgewiesen werden solle, sondern es hat der Fremde einen Rechtsanspruch, nicht anders als auf Grund bestimmter Voraussetzungen im Wege der Verwaltung ausgewiesen zu werden. Hierhin gehört einmal eine im Gesetze näher bestimmte schlechte Führung, sodann eine im Auslande erfolgte ausländische Verurtheilung und endlich eine gegen ihn vom Auslande her eingeleitete strafrechtliche Verfolgung. Uebrigens bezieht sich dies nur auf solche Fremde, die einen Wohnsitz im Inlande begründet haben, aber nicht auf solche, die sich nur vorübergehend im Inlande aufhalten, und auch die „résidents" können beliebig ausgewiesen werden, wenn sie unterstützungsbedürftig werden. Damit hat die belgische Gesetzgebung die Angelegenheit des Fremdenrechts so vollständig wie kein anderer Staat geregelt, eigentliche Nachfolger hierin aber bis jetzt nur in Luxemburg, den Niederlanden und der Schweiz (Bundesbeschluß am 11. August 1896) gefunden.

Es folgt eine Darstellung der „neuen belgischen Auslieferungsgesetze und Verträge", so vor Allem der beiden Auslieferungsgesetze von 1868 und 1874, nebst einer Novelle von 1889, die einerseits eine bedeutende Vermehrung der Auslieferungsdelikte und andererseits eine Erleichterung des auf die Auslieferung bezüglichen Verfahrens enthalten. Und zwar sind beide Gesetze ebenso wie ihr Vorgänger von 1833 sogenannte Vollmachtsgesetze, also Gesetze, auf Grund deren die Regierung von sich aus Verträge mit anderen Staaten abzuschließen befugt ist. Daher beabsichtigte der Entwurf von 1867, die Attentatsklausel nunmehr in das Gesetz selbst hereinzuziehen, ein Verfahren, dem aber die Kammer widerstrebte, sodaß in dieser Beziehung auch heute noch die alte

Digitized by Google

Sonderbestimmung fortbesteht. Was ferner die Vermehrung der Auslieferungsdelikte betrifft, so sind aus den ursprünglichen sieben nunmehr dreiunddreißig Rubriken geworden. Und hierhin gehört unter Anderem auch das Sicherbieten und die Aufforderung zu einem Verbrechen, Thatbestände, die durch die Lex Duchesne von 1875, nach dem bekannten Vorgange (der belgische Fabrikarbeiter Duchesne hatte sich zur Ermordung des Fürsten Bismarck erboten) auf Andrängen der deutschen Regierung wie in das deutsche, so auch in das belgische Strafgesetzbuch aufgenommen wurden, sowie der Sklavenhandel, der durch das belgische Gesetz vom 3. Juli 1893 für strafbar erklärt wurde. Ersteres abweichend von dem Verhalten des Deutschen Reichs, von welchem dieser Fall bis jetzt nicht bei dem Abschluß von Auslieferungsverträgen zu der Zahl der Auslieferungsdelikte gestellt wurde. Uebrigens sind auch in die von Belgien selbst abgeschlossenen Verträge keineswegs etwa sämmtliche im Auslieferungsgesetz genannten Delikte aufgenommen worden, vielmehr findet sich in dieser Beziehung eine große Verschiedenheit, veranlaßt vor Allem durch das Maß des Entgegenkommens, das von Seiten des anderen vertragschließenden Theiles bewährt wurde. Auch findet sich (so in den Verträgen mit Frankreich von 1869 und 1874), daß eine Minimalgrenze der im Urtheil ausgesprochenen bezw. der dem Beschuldigten in Aussicht stehenden Strafe als Voraussetzung genannt ist. Wesentlich einheitlich geregelt ist dagegen das Verfahren. Und zwar zunächst dahin, daß als Grundlage des Verfahrens auch ein ausländisches Versäumnißurtheil genügt, daß ferner ein ausländischer Eröffnungsbeschluß (oder was dem gleichsteht) als hinreichend angesehen werden soll, und endlich, daß in dieser Beziehung selbst ein bloßer Haftbefehl für hinreichend erklärt ist (gegen diese Erweiterung Lammasch, v. Bar und Andere), der aber einer Vollstreckbarkeitserklärung durch die inländische Strafkammer bedarf. Auch jetzt aber wird noch das früher erwähnte Prüfungsverfahren vor dem Gerichte zweiter Instanz erfordert, andererseits aber auch eine vorläufige Verhaftung des Beschuldigten auf das auswärtige Ersuchen für zulässig erklärt, die aber auf die Dauer von zehn Tagen, bezw. drei Wochen, nach der Novelle von 1889 allgemein auf fünfzehn Tage beschränkt ist. Dabei ist in den Verträgen noch immer der diplomatische Weg als Regel behandelt, wonach sich der fremde Gesandte an den Minister des Auswärtigen zu wenden hat, dieser den Justizminister angeht und dieser erst den Staatsanwalt anweist,

Digitized by Google

ein Weg, der aber dadurch wesentlich abgekürzt ist (durch Ministerialverfügung vom 23. Dezember 1874), daß dem Staatsanwalt die Befugniß ertheilt ist, auf das auswärtige Ersuchen den betreffenden Antrag unmittelbar an den Untersuchungsrichter zu stellen. Eine vorläufige Festnahme steht überdies nach den neuesten Verträgen auch der Polizei zu, wogegen in dem deutsch-belgischen Vertrag von 1874 auch in dieser Beziehung ausschließlich der Untersuchungsrichter genannt ist.

Es folgt „die strafrechtliche Rechtshilfe des belgischen Vertragsrechts", und zwar diejenige Rechtshilfe, welche noch außer der hauptsächlichsten Angelegenheit der strafrechtlichen Rechtshilfe, nämlich der Auslieferung in Betracht kommt, also das Ersuchen um Zeugenvernehmung, die Ladung von Zeugen und Sachverständigen, die Beschlagnahme von Gegenständen und die zu diesem Zweck erforderliche Durchsuchung, die amtliche Zustellung und die Mittheilung von Urtheilen, Gegenstände, die in den älteren Verträgen nur ausnahmsweise berührt sind, die aber in den späteren belgischen und sonstigen Verträgen eine so große Rolle spielen, daß die Auslieferungsverträge zu wahren Rechtshilfsverträgen anwachsen. Dabei wird in den meisten Verträgen nicht vorausgesetzt, daß das Delikt, um dessen Ermittelung es sich handelt, auch in dem ersuchten Staate als strafbar erscheint (anders der deutsch-belgische Vertrag von 1874), wohl aber wird mehrfach erfordert, daß die Hilfe nicht zur Ermittelung eines „politischen Deliktes" verlangt wird, was natürlich hier wieder denselben Auslegungsschwierigkeiten unterliegt wie oben. Was ferner die Kosten der Rechtshilfe (einschließlich der Auslieferung) betrifft, so haben sich die belgischen Verträge (nach dem Vorgange der Niederlande und Frankreichs) allmählich entschlossen, im Allgemeinen Kompensation eintreten zu lassen, was aber einen bei der Gestellung von Zeugen zu verlangenden Kostenvorschuß sowie einen Ersatz für die Kosten von Gutachten u. dergl. nicht ausschließt.

Den Schluß des Ganzen macht eine Erörterung der „modernen Auslieferungsgesetze", wie solche außer in Belgien auch in England, den Niederlanden, Luxemburg, der Schweiz und in mehreren außereuropäischen Staaten erlassen sind, und auch in Frankreich und Deutschland auf die Dauer nicht entbehrt werden können, da, wie der Verfasser mit Recht hervorhebt, ein solches Gesetz den festen Rahmen abgiebt, innerhalb dessen der Regierung sehr wohl der Abschluß von Verträgen mit dem Auslande über-

Digitized by Google

lassen werden könne. Des Näheren geht der Verfasser ein auf die englische Extradition act von 1870 mit ihren Novellen (von 1873 und 1895), ferner auf das besonders ausgiebige schweizerische Auslieferungsgesetz von 1892 (dessen schon oben gedacht wurde), sowie auf die Anläufe zu einem Auslieferungsgesetz, welche in Frankreich (Entwurf Dufaure von 1878, erneuert 1892) gemacht wurden, die aber um deswillen nicht zum Ziele geführt haben, weil man dort dem Auslieferungsgedanken überhaupt nicht besonders hold ist und sich zudem über die in Frage kommenden staatsrechtlichen Vorfragen (Befugniß der Regierung und Recht der gesetzgebenden Versammlung) im Unklaren befindet. Und schließlich wird die keineswegs befriedigende Rechtslage geschildert, in der sich das Auslieferungswesen zur Zeit im Deutschen Reiche befindet. Eine Reihe von Auslieferungsverträgen ist vom Deutschen Reiche selber geschlossen, nämlich mit Italien, England, der Schweiz, Belgien, Luxemburg, Schweden und Norwegen, Spanien, Serbien, den Niederlanden, ferner mit Brasilien, Uruguay und Kolumbien, ferner mit der Südafrikanischen Republik und dem Kongostaat und endlich mit Korea und Japan, während für den Rechtsverkehr mit den übrigen Staaten noch immer Verträge der deutschen Einzelstaaten in Betracht kommen, von denen die meisten nur in sehr vereinzelter und zufälliger Weise mit dem Ausland angeknüpft hatten und zehn Staaten überhaupt noch keine Verträge dieser Art abgeschlossen haben. Durchaus zeitgemäß daher war es, wenn im Jahre 1892 im deutschen Reichstage von dem in den Fragen des internationalen Rechts hochverdienten Abgeordneten v. Bar der Antrag auf den Erlaß eines Auslieferungsgesetzes gestellt wurde, ein Antrag, der nur um deswillen vorläufig gefallen ist, weil man sich über das Verhältniß der Reichs- und Landesgesetzgebung in dieser Frage nicht klar war, hauptsächlich aber wohl, weil andere Fragen im Vordergrunde der parlamentarischen Theilnahme standen. Und zuletzt bespricht der Verfasser auch noch die Idee eines Weltauslieferungsvertrages, die von der einen Seite mit großer Begeisterung befürwortet wird, während es ihr von der anderen Seite an Zweifeln und Bedenken, ja auch an Verspottung und Verhöhnung nicht gefehlt hat. Auch in dieser Frage geht der Verfasser in besonnener Weise einen durch die Verhältnisse gewiß gerechtfertigten Mittelweg, indem er unter Ablehnung der Idee eines allgemeinen internationalen Vertrages das Zusammengehen solcher Staaten, deren Rechtszustände im

Digitized by Google

Wesentlichen gleichwerthige sind, befürwortet. Hierfür bilde nunmehr die Brüsseler Generalakte vom 2. Juli 1890 mit ihren Vereinbarungen gegen den Sklavenhandel ein bedeutsames Vorbild und ebenso die Einigung der südamerikanischen Staaten zu Montevideo im Jahre 1888 über Grundsätze des internationalen Privatrechts, ein Beispiel, dem die europäischen Staaten auf den sog. Haager Konferenzen in den Jahren 1893 und 1894 gefolgt sind.

Möchten diese Ausführungen geeignet sein, eine Vorstellung von dem überaus reichen und gediegenen Inhalte des vorliegenden Werkes zu geben! Das Werk selbst wird sicher dazu beitragen, Klarheit und Einsicht in die in Rede stehenden schwierigen Verhältnisse zu bringen und thätige Theilnahme an ihrer Fortbildung zu erwecken, dadurch aber an seiner Stelle kräftig mitwirken an der großen Aufgabe der Gegenwart, den rechtlichen Verkehr der Staaten immer mehr im Sinne einer die ganze Erde umspannenden Rechtsordnung zu gestalten.

Digitized by Google

Napoleons Pläne einer Landung in England 1803 bis 1805.

Von

Gustav Roloff.

Von allen Staaten, mit denen Napoleon I. in Kampf gerieth, war sein unversöhnlichster Gegner England, die einzige Macht, die er nicht besiegen konnte. Geschützt durch seine insulare Lage, entging es dem Stoße der französischen Bataillone, dem so lange kein Heer des Festlandes Stand halten konnte. Da gegen diesen Feind mit direkter Gewalt nichts auszurichten war, so versuchte Napoleon bekanntlich ein anderes Mittel: er suchte durch die Kontinentalsperre die englischen Waaren vom Festlande auszuschließen und dadurch den englischen Handel zu ruiniren; diese materielle Schädigung des nationalen Wohlstandes, hoffte er, würde die britische Regierung seinen Wünschen gefügig machen. Diese Politik hat nicht zum Ziele geführt. Ihre konsequente Durchführung erforderte schließlich, daß Napoleon jeden Staat bekriegte, der den englischen Kaufleuten seine Küsten nicht unbedingt verschloß, und so ist denn auch der russische Krieg, der erste Anstoß zu seinem endlichen Falle, wesentlich mit aus dieser Ursache entstanden.

Unwillkürlich fragt man sich bei Betrachtung dieser Politik, die zu solchen Verwickelungen geführt hat und besten Falls erst nach Jahren die erhoffte Wirkung haben konnte, ob es denn anstatt dessen nicht möglich war, den nur wenige Meilen breiten Kanal zu überschreiten und durch Eroberung Londons das stolze Inselreich zu demüthigen. Gegen eine starke Invasions-Armee war England so gut wie wehrlos, denn die Freiwilligen und die wenigen

Digitized by Google

Linientruppen hätten für ein Heer unter Napoleon nichts bedeutet. Nun hat ja Napoleon nach dem Bruch des Friedens von Amiens Jahre lang gerüstet, um einen solchen Versuch zu wagen; aber die Landung wurde nicht ausgeführt, trotzdem sie wiederholt angekündigt worden war: die Armee, die seit zwei Jahren an der Küste des Kanals versammelt war, des Befehls zur Einschiffung nach England gewärtig, wurde in Eilmärschen gegen Oesterreich geführt und nicht in London, sondern in Wien hielt sie ihren Siegeseinzug. Diese plötzliche Wendung vom Ozean nach den Donauländern erweckte bei vielen Zeitgenossen die Meinung, daß es dem Kaiser von Anfang mit der Landung nie Ernst gewesen sei, und auch in der Geschichtsforschung fehlt es nicht an ähnlichen Urtheilen. Neben der Landung, sagt z. B. Lanfrey, hat Napoleon zugleich den Krieg gegen Oesterreich vorbereitet und zuletzt geradezu provozirt; es dünkte ihm leichter, auf dem Festlande die kriegerischen Lorbeeren zu pflücken, deren sein junges Kaiserthum und seine unersättliche Eroberungslust bedurfte. Er hat daher, als ihm Oesterreich endlich einen hinreichenden Vorwand bot, mit Freuden die von vielen Zufälligkeiten abhängige und in ihrem Ausgange unberechenbare Landung aufgegeben und den Krieg auf dem Festlande begonnen, wo er sich jedem Gegner überlegen wußte. Thiers und Bignon, die Vertreter der sogenannten „Napoleonischen Legende", sind dagegen der Meinung, daß Napoleon bis zum letzten Moment ernstlich die Landung erstrebt und sich erst zu dem von ihm nicht gewünschten Kontinentalkriege entschlossen habe, nachdem sie durch von ihm unabhängige Umstände vereitelt worden sei. In Deutschland ist wohl am verbreitetsten die erste Anschauung, und ihr vornehmster Vertreter, Max Duncker, hat sie in diesen Jahrbüchern (Jhrgg. 1881, Band 47) ausführlich begründet. Da sie in jüngster Zeit in einem auch in Deutschland viel gelesenen amerikanischen Werke wieder bestritten worden ist,*) so lohnt es, noch einmal eingehend zu prüfen, wie Napoleon seine Landungspläne vorbereitet hat und weshalb ihre Ausführung unterblieben ist. Einige Aktenstücke, die mir gelegentlich einer anderen Arbeit in Pariser Archiven in die Hände fielen, werden dabei über einige Punkte, die in allen bisherigen Darstellungen noch unrichtig geschildert sind, Klarheit schaffen.

*) A. T. Mahan, The influence of Sea Power upon the French revolution and empire. London, 1893. Die Darstellung zeigt aber viel Lücken und Irrthümer.

Digitized by Google

Sehen wir zunächst, über welche maritimen Streitkräfte Napoleon bei Ausbruch des Krieges (Frühling 1803) verfügte. Während des Friedens hatte er seine Linienschiffe zum großen Theil in die Kolonien entsendet, die sich nun nach der Kriegserklärung vor den überlegenen englischen Flotten so gut es ging, in die Heimath oder in die befreundeten spanischen Häfen retteten. Die Hauptmasse — an zwanzig Linienschiffe — versammelte sich in Brest, in Toulon lagen ungefähr halb so viel, in Rochefort und Ferrol je fünf und in Cadix eins (der „Adler"). Diese Fahrzeuge waren jedoch keineswegs gefechtsfertig; ein Theil, der als Transportschiffe verwendet worden war, mußte erst wieder armirt werden, und vor Allem fehlte es an tüchtigen Matrosen. Neben diesen Geschwadern wurden in allen Häfen noch weitere Linienschiffe ausgerüstet, und bei Texel war ein kleines holländisches Geschwader in der Bildung begriffen. Dieser Macht waren die Engländer bedeutend überlegen. Sie blockirten alle jene Häfen mit starken Kräften und ließen außerdem mehrere Geschwader im Kanal und dem Biskayischen Meerbusen kreuzen. Zu ihrer numerischen Ueberlegenheit kam noch die solidere Bauart ihrer Schiffe, die größere Erfahrung ihrer Admirale und die zahlreichere und besser ausgebildete Mannschaft.

Es leuchtet ein, daß unter diesen Umständen die französische Flotte auf lange Jahre hinaus nicht daran denken konnte, eine Landungsarmee über den Kanal zu tragen. Napoleon kam daher auf einen Gedanken zurück, der schon in früherer Zeit, zuletzt unter der Direktorialregierung erörtert worden war: eine Flottille von Flachbooten zu schaffen und auf ihr eine starke Armee hinüberzuführen. Weit schneller herzustellen als eine Transportflotte von Linienschiffen und Fregatten waren die Flachboote außerdem für das Landen nicht an wenige Häfen gebunden, sondern konnten an jedem beliebigen Punkte die Küste anlaufen. Mit gewohnter Energie ging Napoleon sogleich an die Ausführung. In Frankreich und Holland wurden alle brauchbaren Boote aufgekauft, überall im ganzen Lande neue angefertigt und an die Küste geschafft. In Boulogne und Umgebung, von wo die Landung unternommen werden sollte, wurden große Häfen gegraben; allmählich kamen über 2000 Fahrzeuge, die an 120000 Mann mit den nöthigen Pferden und Geschützen tragen konnten, hier zusammen; viele, die in Holland und anderen Häfen konstruirt worden waren, hatten eine mehrtägige Seereise gemacht, um an ihrem Bestimmungs-

Digitized by Google

orte anzukommen, und dabei ihre Seetüchtigkeit bewährt. Die Armee wurde ebenfalls an der Küste konzentrirt; die zur Besetzung der Flottille bestimmte Mannschaft stand in mehreren Lagern bei Boulogne; zwei kleinere Flügelkorps standen bei Brest und Texel, um auf den dortigen Geschwadern verladen zu werden. Unermüdlich war Napoleon in der Sorge für diese Rüstungen, bis ins kleinste Detail ordnete er Alles an, und enorm waren die Kosten, die er aufzubringen hatte.

Nach der Darstellung von Thiers soll Napoleon zuerst den Uebergang mit der Flottille allein geplant haben; die zum Rudern wie zum Segeln eingerichteten Fahrzeuge sollten eine Windstille benutzen, und während das feindliche Beobachtungsgeschwader zur Unthätigkeit verurtheilt sei, den Kanal überschreiten. Auf die Vorstellungen seines Marineministers soll er diesen Plan als zu gefährlich aufgegeben und sich der Idee zugewendet haben, die Aufmerksamkeit der Engländer von dem entscheidenden Punkte abzulenken, ihre Geschwader aus dem Kanal wegzulocken und für einige Zeit eine überlegene französische Schlachtflotte dort zu versammeln. Mit ihrer Hülfe sollte dann die Flottille übersetzen. Für die Absicht eines Ueberganges mit der Flottille allein finde ich keine urkundliche Bestätigung, wir können sie daher in unserer Betrachtung ruhig bei Seite lassen. Den zweiten Gedanken legte er dagegen allen seinen Entwürfen zu Grunde und suchte ihn auf die verschiedenste Weise zu verwirklichen.

Er taucht bereits wenige Monate nach dem Ausbruch des Krieges auf: um die Wende des Jahres, schrieb Napoleon seinem Admiral Ganteaume in Toulon, solle das Geschwader mit zehn Linienschiffen und sechs Fregatten segelfertig sein. Noch sagte Napoleon nicht, welche Aufgabe er dem Geschwader zugedacht hatte; um jede Möglichkeit, daß den Engländern seine Absicht verrathen werden könnte, auszuschließen, zog er allein den Marineminister Decrès ins Vertrauen; die Admirale selbst sollten ihre Bestimmung erst im Moment der Ausführung erfahren. Trotzdem errieth Ganteaume in seiner Antwort die Absicht Napoleons, und nun sprach sich dieser rückhaltslos gegen ihn aus (7. Dezember). Er verlangte ein Gutachten darüber, ob es möglich sei, daß die Geschwader von Rochefort und Toulon unbemerkt vom Feinde ihre Häfen verließen, sich entweder im Mittelmeer oder im Ozean vereinigten und vor Boulogne erschienen. Dies kombinirte Geschwader, an 15 Linienschiffe und mehrere Fregatten stark, würde

Digitized by Google

dann mit den wenigen dort stationirten englischen Schiffen leichtes Spiel haben und den Uebergang der Flottille decken.*) Sollte hier aber wider Erwarten eine Seeschlacht stattfinden müssen, so werde er die Linienschiffe mit der Flottille kräftig unterstützen. Im Januar sollten die beiden Geschwader aufbrechen und im Februar oder März vor Boulogne erscheinen. Von den Blockadegeschwadern von Toulon und Brest befürchtete er keine Störung; Nelson, der Toulon beobachtete, werde sogleich nach Aegypten segeln, sobald er die Ausfahrt der französischen Flotte erfahren habe, da er seit der ersten ägyptischen Expedition fest an Napoleons Absicht, eine neue zu unternehmen, glaube, und den Admiral Cornwallis werde das Brester Geschwader so beschäftigen, daß er sich dicht an der Küste halten müsse. Auf diese Weise werde es der französischen Flotte gelingen, unbemerkt nach Boulogne zu kommen.

Dieser Entwurf ist indessen nie zu einem wirklichen Operationsplan verdichtet worden. Wir kennen Ganteaumes Antwort nicht, aber nach späteren Ereignissen zu schließen, wird er seine Schiffe in den nächsten Monaten für nicht segelfertig erklärt und einen Aufschub des Unternehmens gefordert haben. Denn das Touloner Geschwader war noch weit in der Ausrüstung zurück; mehrere Monate später waren von den zehn Linienschiffen vier noch nicht armirt, ja der Kommandeur war noch nicht sicher, ob er im Sommer alle zehn Schiffe seeklar haben werde.**) Während des nothwendig gewordenen Aufschubs zog Napoleon noch einen dritten Admiral ins Vertrauen. Er berief den eben aus St. Domingo heimgekehrten Latouche-Tréville, der unter den französischen Seeleuten im hohen Ansehen stand, nach Paris, ernannte ihn zum Befehlshaber der Flotte von Toulon und besprach mit ihm persönlich den Operationsplan***) (Dezember). Hier wurde nun verabredet, daß Latouche im Juni mit zehn Linienschiffen aufbrechen, Cadix und Rochefort deblockiren und so auf 16 Linienschiffe und 10 Fregatten verstärkt in den Kanal segeln sollte. Das Brester Geschwader, das

*) Die Uebergangsdauer berechnete Napoleon in allen seinen Entwürfen auf einige Tage; wenn also die französische Flotte nur so lange den Kanal beherrschte, war die Landung ausführbar. Wenn er gelegentlich seinen Admiralen schreibt, nur 6 oder 12 Stunden Herrschaft über den Kanal genüge, um England niederzuwerfen, so wollte er damit das Unternehmen nur als möglichst leicht ausführbar schildern und ihr Vertrauen heben.

**) Latouche an Napoleon 4. Juni 1804. Arch. nat. A. F. IV. 1195.

***) Decrès an Napoleon 22. August 1805. Arch. nat. A. F. IV. 1196.

Digitized by Google

um diese Zeit 22 Linienschiffe stark sein sollte, hatte, wie in dem ersten Projekt Napoleons, in erster Linie den Feind vor sich festzuhalten. Jedoch auch dieses Projekt konnte nicht ausgeführt werden; zur festgesetzten Zeit waren die Schiffe in Toulon noch nicht alle segelfertig, und Napoleon mußte den Aufbruch für frühstens Ende Juli ansetzen (25. Mai).*) Dem entsprechend erhielt auch die Flotte von Rochefort Befehl, sich um Mitte August bereit zu halten. Mangel an Matrosen verbot einen früheren Aufbruch. Um diesem Uebelstande, über den sämmtliche Admirale klagten, abzuhelfen, befahl Napoleon, ein Drittel des Matrosenbedarfs durch Landrekruten zu decken (26. Mai). Das Mittel hatte guten Erfolg, aber diese improvisirten Seeleute mußten erst eine zweimonatige Ausbildungszeit durchmachen, ehe sie auf hoher See verwendet werden konnten, so lange mußten also die Operationen noch verschoben werden.

Den hier in Aussicht genommenen Aufbruchstermin hielt Napoleon auch noch einige Wochen später fest (2. Juli); er entwickelte Latouche noch einmal ausführlich seinen Plan und glaubte ihn im September vor Boulogne erwarten zu können; er stellte

---

*) Alle hier gegebenen Einzelheiten sind nicht urkundlich zu belegen, wohl aber aus dem Zusammenhang zu erschließen. So besitzen wir keinen Bericht über die Unterredung zwischen Napoleon und Latouche, aber wenn Napoleon ihm am 25. Mai schreibt, das ihm anvertraute Projekt sei aufgehoben und dabei ganz kurz den Plan entwickelt, über Cadix und Rochefort nach dem Kanal zu segeln, so ist anzunehmen, daß der ursprüngliche Plan in der Hauptsache unverändert geblieben ist, zumal er ja auch mit Napoleons erster Idee im Großen und Ganzen übereinstimmt. Im anderen Falle hätte Napoleon gewiß ausführlichere Instruktionen gegeben. Der Aufbruch muß ferner in jener Unterredung für den Juni festgesetzt worden sein, denn am 25. Mai erst theilt der Kaiser dem Admiral seinen Entschluß, das Unternehmen zu verschieben, mit. Der Grund zum Aufschub kann nur in der Unfertigkeit seiner maritimen Rüstungen und nicht, wie Thiers meint, in Aufgaben der inneren Politik gelegen haben, denn die Verschwörung des Georges war längst unschädlich gemacht und die Kaiserproklamation ebenfalls schon vorüber (am 18. Mai). Daß aber die Geschwader noch nicht segelfertig waren, ergiebt sich aus dem oben Gesagten, speziell für das Touloner aus Napoleons Worten und aus einem Briefe von Latouche: jener nimmt Ende Mai nicht zehn sondern nur acht Schiffe als fertig an, dieser hofft am 4. Juni, bis Ende Juli zum Auslaufen bereit zu sein, klagt aber zugleich über den Mangel an Matrosen und allerlei Material. — Ueber die Aufgabe des Brester Geschwaders sagt Napoleon in seinen späteren Briefen an Latouche nichts, man darf also annehmen, daß sie dieselbe wie im ersten Entwurf geblieben ist. Einige Autoren nehmen an, daß Napoleon in dieser Zeit eine Landung in Irland von Brest aus geplant habe; mit Unrecht, denn davon ist nur einmal in jenem Briefe an Ganteaume als einer entfernten Möglichkeit die Rede. Daß er sie aber in der ersten Hälfte des Jahres 1804 nicht beabsichtigte, ergiebt sich schon daraus, daß er erst im September ein Gutachten darüber einfordert. S. u.

Digitized by Google

ihm dabei frei, von Rochefort direkt nach Boulogne zu segeln oder je nach den Umständen Schottland umsegelnd zuerst Texel zu deblockiren und hierauf vor Boulogne zu erscheinen. Einen Monat später gab es indessen eine neue Verzögerung um mehrere Wochen (2. Aug.). Dies Mal war nicht die Flotte, sondern die Flottille die Ursache; verschiedene ihrer Theile hatten sich nicht an dem allgemeinen Sammelplatze bei Boulogne vereinigen können und Napoleon wollte ohne sie den Uebergang nicht wagen. Binnen einem Monat hoffte er jedoch das Versäumte nachholen zu können, und der Aufschub war ihm nicht unwillkommen, da er den Uebergang weiter in den Herbst verschob und man in den langen Nächten weniger von den feindlichen Linienschiffen zu besorgen hatte.

Das so für den September 1804 geplante Unternehmen wurde aber völlig unmöglich, als Latouche plötzlich starb (20. August). Da Ganteaume das Brester Geschwader führen sollte, blieb als sein Nachfolger nur der in Rochefort kommandirende Vizeadmiral Villeneuve übrig. Dieser mußte aber erst in Napoleons Pläne eingeweiht werden und sein Geschwader gründlich kennen lernen: ein neuer Aufschub war unvermeidlich. Napoleon benutzte die Verzögerung, um sein Projekt von Neuem völlig umzuarbeiten. Bisher hatte er der Brester Flotte eine mehr passive Rolle zugedacht, sie hatte in erster Linie die Aufgabe gehabt, den vor ihr liegenden Feind zu beschäftigen und festzuhalten. Jetzt theilte ihr Napoleon die Hauptaufgabe zu, der die beiden anderen sekundiren sollten, und zwar erhielt sie den Auftrag, eine starke Abtheilung nach Irland überzusetzen. Diese Idee scheint er sogleich nach Latouches Tode gefaßt zu haben, denn kaum zwei Wochen später äußerte er sie zum ersten Male ausführlich und forderte vom Marineminister und Ganteaume Gutachten darüber ein (6. September). Sie erklärten beide die Expedition für ausführbar und hofften bis Mitte Oktober bereit zu sein. Decrès meinte zwar, man werde in Irland 15 000 Mann reguläre englische Truppen und 10 000 Mann Reserven zu bekämpfen haben und ohne den Beistand einer irischen Insurrektion nichts ausrichten*); da man aber schon lange Verbindungen mit irischen Unzufriedenen angeknüpft hatte, so wog dies Bedenken nicht schwer. Als Napoleon, der damals die belgischen und rheinischen Provinzen bereiste, diese Schreiben erhielt, war sein Entschluß schnell gefaßt und sogleich entwarf er die

*) Decrès an den Kaiser. 19. Septbr. 1804. A. F. IV. 1195.

Digitized by Google

Befehle für die Flotten (29. September). Wie in den älteren Projekten sollte auch jetzt Toulon zuerst (gegen Ende Oktober) aufbrechen, seine Aufgabe war aber von Grund aus verändert. Mit 11 oder 12 Linienschiffen und einer Anzahl leichterer Fahrzeuge sollte Villeneuve die Meerenge von Gibraltar durchfahren, hierauf zwei Linienschiffe gegen St. Helena detachiren, um es wegzunehmen und dem englisch-indischen Handel nach Kräften Schaden zuzufügen, und mit den übrigen nach den Antillen weitersegeln. Einige 1000 Mann Landungstruppen sollte er an Bord nehmen, um einige englische Besitzungen erobern und die französischen verstärken zu können. In Martinique sollte das Rocheforter Geschwader unter Admiral Missiessy, der den Hafen verlassen werde, sobald man von Villeneuves Aufbruch sichere Nachricht habe, zu ihm stoßen und so seine Flotte auf 14—15 Linienschiffe und einige kleinere Fahrzeuge bringen. Diese Macht sollte nach kurzem Aufenthalte in den Antillen über Ferrol heimkehren, hier die fünf französischen Linienschiffe deblockiren und so an 20 Schiffe stark in Rochefort vor Anker gehen. Vor dem Ende März glaubte Napoleon sie hier erwarten zu dürfen. Der Kaiser hoffte nun fest, daß die Engländer sogleich ihren bedrohten Kolonien Verstärkungen zuführen und die Geschwader mit starken Kräften verfolgen würden: mindestens 30 Linienschiffe, meinte er, würden sie dazu verwenden. Diese Schwächung ihrer heimischen Streitkräfte sollte Ganteaume benutzen. Einige Wochen nach Missiessys Aufbruch sollte er auslaufen und 18 000 Mann im nördlichen Irland ausschiffen. 36 Stunden nach der Landung sollte er wiederum die Anker lichten, nach Cherbourg segeln, dort Nachrichten über die Flottille erhalten und vor Boulogne erscheinend, dieser beim Uebergang behülflich sein. Wenn ihn widrige Winde zwängen, den Kanal zu verlassen, solle er nach Texel gehen, dort sieben holländische Linienschiffe deblockiren und sie mit ihrem 25000 Mann starken Landungskorps nach Irland eskortiren. Diese beiden Korps würden dann, unterstützt von einer irischen Insurrektion, allen englischen Truppen überlegen sein, zumal die stets eingeschiffte und jeder Zeit zum Uebergang bereite Armee von Boulogne die britische Regierung hindern werde, ihre Kräfte ungetheilt auf Irland zu verwenden. Eins von Beiden müsse gelingen, sagte er, entweder 40 000 Mann nach Irland oder 120 000 nach England zu werfen, und in beiden Fällen sei die Niederlage Englands gewiß. Von dem Brester Blockadegeschwader befürchtete er nichts;

Digitized by Google

Cornwallis werde, wenn er Ganteaumes Aufbruch erfahren habe, ihn vergeblich bei Irland erwarten, aber die unvermuthete Landung im Norden nicht hindern können. Wenn er hiervon unterrichtet sei, werde er Ganteaume bei Brest zu treffen hoffen, dieser dürfe deßhalb nicht dahin zurückkehren, sondern müsse direkt in den Kanal einlaufen, eventuell je nach der Windrichtung um Schottland herum Texel zuerst aufsuchen.

Zu gleicher Zeit ergingen Befehle an den Kriegsminister, das Landungskorps Ganteaumes mit allem Nothwendigen schleunigst auszurüsten und seinen kommandirenden General, Marschall Augereau, mit Anweisungen für seine nächsten Operationen in Irland zu versehen. Ebenso wurde angeordnet, schleunigst Landungsmannschaften für die beiden übrigen Geschwader zu stellen und alle etwa noch fehlenden Bestände an Matrosen zu ergänzen.

Dieser Entwurf, den der Kaiser von Mainz aus an den Minister nach Paris sandte, blieb ungewöhnlich lange unterwegs. Decrès erfuhr durch den Kriegsminister, daß der Kaiser eine neue Expedition plane, Genaueres konnte ihm dieser jedoch auch nicht mittheilen und so erbat er sich vom Kaiser nähere Auskunft (3. Oktober).*) Napoleon glaubte die Befehle schon verloren und beauftragte den Polizeiminister, zu erkunden**), ob sie etwa den Engländern in die Hände gefallen seien, da, nach fast zwei Wochen, erhielt sie endlich Decrès (11. Oktober)***). Schon diese Verzögerung machte die prompte Ausführung der Kaiserlichen Befehle unmöglich; dazu kam, daß die beiden neu ernannten Geschwaderchefs Villeneuve und Missiessy ihre Instruktionen in Paris abwarteten und — sehr zur Unzufriedenheit Napoleons — ihre neuen Posten noch nicht aufgesucht hatten.†) Vor Allem aber hatte Napoleon wiederum die Mängel seiner maritimen Rüstungen unterschätzt. In Toulon fehlten viele Matrosen, klagte Decrès, das Linienschiff „Berwick" habe nicht vier, in Rochefort fehle die Bemannung für mehrere Bricks, deren man dringend bedürfe, und sogar in Brest, dessen Geschwader der Kaiser um die Bemannung einer unbrauchbaren Abtheilung der Flottille verstärkt hatte, zeigten sich große Lücken. Man habe die Matrosen durch Landsoldaten verstärkt, schrieb Augereau, wenn man nun nach Ausführung der Landung in Irland diese Matrosendienste

*) Decrès an Nap. Arch. nat. A. F. IV. 1195.
**) Nap. an Fouché 8. Oktober. Lecestre, Lettres inédites Bd. I.
***) Decrès an Napoleon 11. Okt. Arch. nat. A. F. IV. 1195.
†) Decrès an Napoleon 3. Okt. ebenda. Napoleon an Decrès 2. Okt.

Digitized by Google

thuenden Rekruten mit ausschiffe, würden dem Geschwader an 3000 Seeleute fehlen.*) Die schlimmsten Mängel zeigte wohl die Flotte, die am frühesten aufbrechen sollte, Toulon; Villeneuves Berichte**) sind voller Klagen über Mängel aller Orten, und auch der Kommandeur der Landungstruppen in Toulon, General Lauriston***), der die Dinge stets viel optimistischer beurtheilte als Villeneuve, schrieb noch nach mehr als einem Monat (22. November), daß noch nicht alle Schiffe segelfertig seien: zu der Zeit, als Napoleon jene Befehle gab, wird es also noch schlimmer ausgesehen haben. Was überall fehlte, war Baargeld; in Brest und Toulon schuldete man Truppen und Arbeitern für mehrere Monate den Sold; die Arbeiten gingen daher nur langsam vorwärts, und Desertionen, namentlich der Matrosen, waren nicht selten.

Es scheint, daß Napoleon trotz dieser Verzögerung seine Pläne im Allgemeinen festhielt. Wenigstens ergingen bald darauf, als er auf die Bereitschaft der Geschwader rechnete, Befehle an Villeneuve und Missiessy, möglichst bald auszulaufen und die oben entwickelten Aufgaben auszuführen (12. und 23. Dezember). Nur insofern war eine Aenderung getroffen, daß Villeneuve erst in Cadix den „Adler" an sich ziehen und dann nicht mehr zwei Schiffe nach St. Helena detachiren, sondern mit seiner gesammten Macht in die Antillen segeln sollte. Ein Bericht des Vizeadmirals Rosily hatte St. Helena für unangreifbar erklärt,†) vielleicht hat dies den Kaiser zum Verzicht auf diese Nebenexpedition bewogen. Ferner sollte Missiessy nicht erst nach Villeneuve, sondern Beide sollten ohne Rücksicht auf den Anderen, so schnell als möglich die Anker lichten. Für den Fall, daß sich die Geschwader bei Martinique verfehlten, erhielt das kleinere den Befehl, nach Rochefort heimzukehren, sobald nach Verlauf von sechs Wochen die Vereinigung unwahrscheinlich geworden sei. Welche Aufgabe dem Brester Geschwader in diesem Projekte zufiel, ist nirgends angegeben; man darf wohl annehmen, daß er um diese Zeit noch an der Ganteaume im September übertragenen Expedition festhielt. Das Rocheforter Geschwader ging in der That bald nach Empfang jener Berichte in See (11. Januar 1805), Villeneuve gelang es erst eine Woche später (18. Januar), nachdem er es seit Ende Dezember vergebens versucht hatte.

* * *

*) Augereau an Napoleon brumaire (22. Okt. — 21. Nov.) A. F. IV. 1195.
**) Bei Jurien de la Gravière Guerres maritimes II.
***) Arch. nat. A. F. IV. 1195.
†) Decrès an Napoleon 11. Oktober 1804. Ebenda.

Digitized by Google

Während dieser Zeit hatten sich die Verhältnisse bedeutend zu Napoleons Gunsten verändert durch die Kriegserklärung Spaniens an England (12. Dezember 1804) und einen französisch-spanischen Vertrag, der eine große Anzahl spanischer Kriegsschiffe zu seiner Verfügung stellte (4. Januar 1805). Veranlaßt durch diese Vermehrung seiner Streitkräfte beschäftigte sich Napolen einige Wochen lang mit der Idee, Indien zu erobern, gab sie aber schließlich auf die Vorstellungen des Marineministers, der ihr unüberwindliche technische Bedenken entgegenstellte, wieder auf*) und kehrte zu seinen früheren Plänen zurück. Diese erlitten noch einmal eine gründliche Veränderung. Die Ursache war Villeneuves Geschwader. Dieses wurde unmittelbar nach dem Auslaufen aus dem Hafen von Toulon durch einen Sturm so übel zugerichtet, daß der Admiral mit seiner ungeübten Mannschaft die hohe See nicht halten zu können glaubte und bereits am zweiten Tage nach dem Hafen zurückkehrte, um die Schäden auszubessern. Einige Schiffe waren vom Geschwader getrennt und fanden sich erst nach längerer Zeit, nachdem sie in einigen italienischen Häfen Zuflucht gefunden hatten, in Toulon wieder ein. Der Kaiser war höchst unzufrieden mit der schnellen Rückkehr; er schalt über die Unbrauchbarkeit seiner Admirale, die nicht verständen, dergleichen Schäden auf hohem Meere auszubessern und sogleich bei geringen Unfällen den Muth verlören. Ob sein Unwille gerechtfertigt war, steht dahin, erklärlich genug ist er, denn durch den Aufenthalt, den die Rückkehr und das Harren auf die versprengten Schiffe verursachte, wurde das ganze Projekt unmöglich, da es nun nicht mehr anzunehmen war, daß Villeneuve noch vor der Umkehr Missiessys bei Martinique anlangte. So befahl er denn, die Truppen einstweilen auszuschiffen und binnen wenigen Wochen neue Anweisungen zu erwarten (1. Februar).

Diese Befehle wurden einen Monat später ertheilt, nachdem sich Napoleon von der Unausführbarkeit seines indischen Planes überzeugt hatte. Decrès schlug ihm auf sein Geheiß anstatt dessen eine Vereinigung der beiden Hauptflotten von Brest und Toulon in den amerikanischen Kolonien und für den Herbst ihre gemeinsame Rückkehr in den Kanal vor (25. Februar).**)

*) Da dies Projekt nicht über das Stadium theoretischer Erörterungen hinausgekommen ist, gebe ich die nähere Schilderung, um hier die Erzählung nicht zu unterbrechen, im Anhang.

**) Decrès an Napoleon. 25. Febr. 1805. Arch. nat. A. F. IV. 1211.

Digitized by Google

Der Kaiser änderte mancherlei an dem Entwurf; er wollte nicht nur Brest und Toulon sondern auch die seefähigen Schiffe der übrigen Häfen in den amerikanischen Gewässern zu einer imposanten Streitmacht vereinigen, und ferner den Uebergang nicht erst im Herbst, sondern bereits im Hochsommer ausführen. Ganteaume erhielt daher den Befehl (2. März), schleunigst mit der ganzen Brester Flotte auszulaufen, das englische Blockadegeschwader vor Ferrol zu schlagen, die dort segelfertigen Fahrzeuge an sich zu ziehen und nach den Windinseln weiterzusegeln. Villeneuve sollte gleichfalls baldigst aufbrechen, sich vor Cadix mit dem französischen Linienschiffe „Adler" und den brauchbaren spanischen Schiffen vereinigen und nach Martinique eilen. Dort sollten die Geschwader sich vereinigen und unter Ganteaumes Oberbefehl sogleich die Rückfahrt nach Europa antreten. Napoleon hoffte, daß auch die Flotte Missiessys, die (am 11. Januar) fünf Linienschiffe stark Rochefort verlassen hatte, sich mit Ganteaume vereinigen werde, so daß eine Flotte von 41 französischen und einigen spanischen Linienschiffen vor Boulogne erscheinen könne, der die Engländer bei Weitem nicht gewachsen sein würden. — Auch für den Fall, daß die Flotten einander nicht finden würden, erhielten die Admirale ihre Instruktionen. Wenn Ganteaume das Touloner Geschwader 30 Tage lang bei Martinique vergeblich erwartet habe, solle er einen Theil seiner Landungstruppen ausschiffen und nach Europa zurückkehren. So sicher rechnete Napolen darauf, daß die Engländer ihre Geschwader in den europäischen Meeren durch die Verfolgung schwächen würde, daß er ihm befahl, auch ohne Villeneuve, sofern er nur über 25 Linienschiffe unter seinem Kommando zähle, vor Boulogne zur erscheinen. Selbst mit weniger als 25 Linienschiffen dürfe er, falls er nach seinen Nachrichten Aussicht auf Erfolg zu haben glaube, auf Boulogne segeln, solle jedoch vorher Cherbourg anlaufen, um dort Erkundigungen über die feindlichen Kreuzer vor Boulogne einzuziehen. Wolle er dies Wagniß mit 25 Linienschiffen nicht unternehmen, solle er sich zunächst vor Ferrol, wo Napoleon bis dahin alle noch verfügbaren französischen und spanischen Schiffe bringen lassen werde, verstärken und dann erst seine Fahrt auf Boulogne fortsetzen. Zwischen dem 10. Juni und 10. Juli erwartete der Kaiser seine Ankunft vor Boulogne für alle Fälle.

Für Villeneuve ergingen entsprechende Befehle. Wenn er früher bei Martinique als Ganteaume anlange, solle er ihn vierzig

Digitized by Google

Tage dort erwarten und in der Zwischenzeit dem Feinde möglichsten Schaden zufügen. Treffe während dieser Zeit Ganteaume nicht ein, solle er nach der Bai von S. Yago (in den Capverdischen Inseln) segeln und ihn hier zwanzig Tage erwarten. Finde er ihn auch hier nicht, solle er die Rückreise nach Cadix antreten, wo er weitere Befehle vorfinden würde. Wie Ganteaume hatte Villeneuve starke Landungsabtheilungen an Bord, die er im Falle der Vereinigung mit Ganteaume zum Theil, im anderen Falle sämmtlich ausschiffen sollte.

Alle Eventualitäten schienen in diesem Plane wohlüberlegt und die Vereinigung einer starken Macht im Kanal für den Hochsommer unter allen Umständen ausführbar. Damit Mangel an Lebensmitteln nicht etwa die Operationen behindere, sollten die Geschwader so viel als nur irgend möglich an Vorräthen einschiffen und während ihres Aufenthaltes in den Antillen aus den Magazinen der Kolonien leben. So konnten sie ihren eigenen Proviant schonen, um genügende Bewegungsfreiheit für ihre Rückkehr nach Europa zu behalten. Der Generalgouverneur von Martinique, Vizeadmiral Villaret, erhielt sogleich den Befehl, Vorbereitungen für die Versorgung der Flottenmannschaften zu treffen (8. März).*)

Der Kaiser war voller Ungeduld, wiederholt drängte er die Admirale zur Abfahrt, aber erst nach fast einem Monat (30. März) gelang es Villeneuve, den Hafen mit elf Linienschiffen zu verlassen; Ganteaume, der schon länger segelfertig war, wurde durch widrige Winde und das feindliche Blockadegeschwader auch dann noch zurückgehalten. Er sah zwar eine Möglichkeit, sich den Weg mit Gewalt zu bahnen, aber der Kaiser verbot ihm jeden Angriff auf die Blockadeflotte und befahl ihm, ohne Kampf auszulaufen (24. März). Offenbar fürchtete Napoleon, daß sein Geschwader auch nach einer siegreichen Seeschlacht nicht mehr im Stande sein werde, seinen Marsch fortzusetzen, eine Vereinigung mit Toulon also unmöglich und sein ganzer Plan zusammenfallen werde. Er hoffte bestimmt, daß stürmisches Wetter einmal die Engländer von der Nähe der Küste vertreiben und Ganteaume einen heimlichen Aufbruch gestatten würde.

Kurz nachdem Villeneuve den Hafen verlassen hatte, begab sich Napoleon nach Italien, um sich dort zum König von Italien zu krönen und sich seinen neuen Unterthanen zum ersten Male als

*) Decrès an Villaret. 8. März. Arch. nat. A. F. IV, 1196.

Digitized by Google

Herrscher zu zeigen. Durch diese Reise hoffte er zugleich die Aufmerksamkeit der Engländer von den maritimen Unternehmungen abzulenken und sie desto sicherer mit der Landung zu überraschen; sobald die Rückkehr seiner Flotten aus Amerika zu erwarten war, wollte er sich mit rapider Eile in wenigen Tagen von Oberitalien nach Boulogne begeben, dort etwa gleichzeitig mit seinen Geschwadern eintreffen und sogleich den Uebergang vollziehen, während ihn die britische Regierung noch fern jenseits der Alpen wähnte. Keinen Moment verlor er diese Angelegenheit aus dem Auge und fast täglich korrespondirte er mit dem Marineminister über die Chancen seines Planes; mitten in den Festen, mit denen ihn seine Unterthanen feierten und mitten in den Arbeiten zur Organisation der italienischen Dinge gab er seinem Minister unaufhörlich die Anweisungen, die die neuen Nachrichten aus den Häfen und von der See nothwendig machten.

Wiederholt ist behauptet worden, daß Napoleon sich bereits während dieser Reise mit dem Gedanken eines festländischen Krieges getragen und geflissentlich Oesterreich verletzt habe, um einen solchen zu provoziren und dadurch Gelegenheit zu erhalten, von der immer unsicherer werdenden Landung ablassen zu können. Diese Annahme wird schon unwahrscheinlich, wenn man seine Korrespondenz mit Decrès durchsieht und sie wird unmöglich, wenn man den weiteren Verlauf der Dinge betrachtet. Wenn Napoleon wirklich den Krieg mit Oesterreich wollte, warum brach er ihn dann nicht sogleich vom Zaune und warum ließ er seinen Gegnern noch Monate lang Zeit zu Rüstungen? Jetzt war Oesterreich so gut wie wehrlos und keine russische Armee stand zu seiner Hilfe bereit, wie später im Herbst; er war dagegen völlig kriegsfertig. Der Kaiser wußte gewiß, daß Verhandlungen zwischen Oesterreich, Rußland und England über ein Bündniß gegen Frankreich schwebten, und er erhielt auch wiederholt Berichte über kriegerische Vorbereitungen in Oesterreich, aber er legte wenig Werth darauf. Kaiser Franz könne in seinem Lande so gut Truppen zusammenziehen und Lager bilden, wie er in Frankreich und Italien, sagte er, und als sein Wiener Gesandter einmal von der österreichischen Regierung Erklärungen über diese Rüstungen gefordert hatte, ließ er ihm durch Talleyrand einen Verweis wegen dieses Vorgehens ertheilen, da es nichts fruchte und ähnliche Forderungen bei wichtigeren Gelegenheiten abschwächen werde. Wenn Napoleon einen Krieg mit Oesterreich ersehnt hätte, hätte sich in diesen Rüstungen und in der späteren Weigerung

Digitized by Google

Oesterreichs, einige Exemplare der Ehrenlegion gegen österreichische Orden auszutauschen, bei gutem Willen gewiß ein Vorwand finden lassen, einen Bruch herbeizuführen. Er glaubte eben offenbar nicht, daß das militärisch und finanziell noch erschöpfte Oesterreich einen Krieg wagen werde, und ließ sich deshalb durch einige Truppenansammlungen nicht beunruhigen. Gefürchtet hat freilich Napoleon einen solchen Krieg eben so wenig, und im Vertrauen auf seine Stärke hat er jene Maßregeln unternommen, die so oft als bewußte Provokationen der Festlandsmächte aufgefaßt worden sind: die Vereinigung Genuas mit Frankreich, die Errichtung des Herzogthums Lukka, die schroffe Haltung gegen Neapel. Ohne Zweifel sagte er sich, daß er von einer russisch-österreichischen Koalition nichts zu fürchten habe, sobald er England zu Boden geworfen habe; das werde einen solchen moralischen Eindruck machen, daß Niemand mehr die Waffen gegen ihn zu erheben wage und überdies würden dadurch die beiden Kaisermächte die ihnen zu einem Kriege fast unentbehrlichen englischen Subsidien verlieren. Mit England hoffte er aber im Laufe des Sommers fertig zu werden, und bis dahin war anscheinend von Oesterreich keine Störung zu befürchten.

Wie oben bemerkt, war Napoleon mit der Hoffnung nach Italien aufgebrochen, daß auch Ganteaume bald die hohe See gewinnen werde. Als aber in den folgenden Wochen das Wetter ruhig blieb und die Engländer Brest nach wie vor dicht umschlossen hielten, ward er bedenklich und erwog bereits die Möglichkeit, daß seinem Admiral der Aufbruch überhaupt verwehrt werden könnte. Sogleich entwarf er neue Instruktionen für diesen Fall an Villeneuve und befahl, in Rochefort zwei Linienschiffe auszurüsten, um sie dem Admiral nach Martinique zu überbringen. Die Instruktion nahm an, daß Villeneuve in Cadix ein französisches und sechs spanische Linienschiffe an sich gezogen habe, also nach Ankunft der beiden Rocheforter zwanzig unter seinem Befehle haben werde. Sie theilte dem Admiral mit, daß Ganteaume Brest noch nicht verlassen habe, daß sein Aufbruch aber jeden Augenblick erfolgen könne; für den Fall ihrer Vereinigung sollten dann die alten Instruktionen in Kraft treten. Länger als 35 Tage nach Ankunft der beiden Rocheforter Schiffe sollte Villeneuve jedoch Ganteaume nicht erwarten; sei dieser bis dahin nicht erschienen, sollte Villeneuve auf dem kürzesten Wege nach Ferrol segeln, das Blockadegeschwader überfallen und sich mit den dort liegenden fünfzehn französischen und spanischen Linienschiffen vereinigen. Mit dieser Macht solle er vor

Digitized by Google

Brest erscheinen, Ganteaume befreien und so mit einer Armada von mehr als 50 Linienschiffen in den Kanal einfahren: in Cherbourg werde ihm eine Fregatte Nachrichten über die Flottille bringen und in Boulogne werde er den Kaiser selbst an der Spitze seiner Landungsarmee finden.*) Kurz, nachdem Napoleon diese Instruktionen entworfen hatte, lichteten die beiden Linienschiffe unter dem Kommando des Kontreadmirals Magon die Anker (1. Mai), und einige Tage später ging eine Fregatte nach Martinique ab, die Villeneuve noch einmal den Befehl überbrachte, ja alle Vorbereitungen zur schleunigen Vereinigung mit Ganteaume zu treffen, sobald er die Nachricht von dessen Herannahen erhielte. Ein vorgeschickter Schnellsegler werde es ihm rechtzeitig melden.**) Während dieser Erwägungen kamen Nachrichten, daß Villeneuve unbelästigt von Nelson Cadix angelaufen und den „Adler" mit sechs spanischen Linienschiffen unter seinen Befehl gestellt habe. Beruhigt über das Schicksal seines Toulouer Geschwaders, war Napoleon um so ungeduldiger, daß auch Ganteaume aufbräche, und drängte ihn wiederholt zur Abfahrt. Unaufhörlich überdachte er alle Möglichkeiten, um allen Zufällen zu begegnen; heute trug er sich mit der Hoffnung, daß Ganteaume noch rechtzeitig in Amerika eintreffen könne, morgen quälte ihn die Besorgniß, daß auch Magon von den Engländern festgehalten werde und die neuen Instruktionen Villeneuve nicht erreichen könnten. Als er seine Abfahrt erfuhr (8. Mai), fiel ihm ein Stein vom Herzen. Mittlerweile schwand aber die Hoffnung, daß Ganteaume noch auslaufen werde, immer mehr. Um nun nicht durch einen zu späten Aufbruch die Vereinigung zu gefährden und damit den ganzen Plan in Frage zu stellen, bestimmte Napoleon, daß Ganteaume, falls er nicht bis zum 20. Mai das hohe Meer gewinnen könne, überhaupt nicht mehr aufbrechen, sondern seine Deblockirung durch Villeneuve erwarten solle (8. Mai). An Villeneuve ging sogleich eine Fregatte (die „Topaze") ab mit dem Befehle, keinesfalls länger als 30 Tage nach der Ankunft Magons, die spätestens für den 1. Juni angenommen wurde, in den Antillen zu bleiben; bis dahin müsse Ganteaume, falls er überhaupt aufbreche, angelangt sein, ein längeres Verweilen sei also nutzlos. Um die Sicherheit zu erhöhen, wurde indessen eine

*) Napoleon an Decrès, Lauriston, Villeneuve 11., 13. April. Decrès an Villeneuve 17. April. Arch. nat. A. F. IV. 1196.

**) Decrès an Villeneuve. 29. April. Arch. nat. A. F. IV. 1196. Abgegangen 3. Mai auf der „Didon".

Digitized by Google

andere Fregatte bereitgestellt, die, sobald der Termin des 20. Mai unbenutzt verstrichen war, eiligst nach Martinique segeln und Villeneuve den Befehl zur schleunigen Rückkehr nach Ferrol überbringen sollte. Ende Juni, meinten Napoleon und sein Minister, werde in diesem Falle Villeneuve Amerika verlassen können und einen Monat später dürfe man ihn vor Ferrol erwarten. Wie immer, ordnete der Kaiser auch für die letzte Möglichkeit Alles aufs Genaueste an. Wenn sich Villeneuve mit den 14 Ferroler Schiffen vereinigt habe, solle er nach seinem Ermessen entweder direkt auf Brest oder vorher nach Lorient und Rochefort segeln, um die dort liegenden Schiffe unter seine Befehle zu stellen. Wenn aber die Ferroler Schiffe nach ihrer Deblockirung nicht sogleich segelfertig seien, hielt es Napoleon für gerathen, zunächst nach Rochefort zu segeln, das nachfolgende Ferroler Geschwader dort zu erwarten und hierauf die Fahrt nach Brest fortzusetzen. Die Vereinigung mit Ganteaume sollte am liebsten ohne Kampf geschehen, würde aber eine Seeschlacht unvermeidlich, so sollte sie Villeneuve nur in der Nähe von Brest annehmen, so daß Ganteaume daran Theil nehmen konnte. Wenn dem Kaiser die Vereinigung mit Brest auch das Sicherste schien, so gestattete er dem Admiral doch auch, allein mit seinen 34 Linienschiffen in den Kanal einzulaufen, wenn er sicher sei, unbemerkt an dem Brester Blockadegeschwader vorbeizukommen und einige Tage vor diesem bei Boulogne zu erscheinen. Endlich ließ er als letzte Möglichkeit zu, falls die Windrichtung es erfordere, Brest und den Kanal ganz zu vermeiden, die englischen Inseln umsegelnd Texel zu deblockiren, und mit dem dortigen Geschwader vereinigt, Boulogne zu erreichen. Napoleon ließ dem Admiral also ziemliche Freiheit; Alles war ihm recht, wenn er nur zeitig genug in Boulogne erschiene und ihm die Herrschaft im Kanal für einige Tage sicherte. — Wie Napoleon befürchtet hatte, hielten die Engländer Ganteaume in Brest zurück, und sogleich ging eine Fregatte, der „Président", mit dieser Nachricht nach Amerika ab.

Um dieselbe Zeit kehrte der Admiral Missiessy, der in den Antillen das Touloner Geschwader vergebens erwartet hatte, nach Rochefort zurück (20. Mai). Napoleon wollte ihn sogleich wieder unter Segel gehen lassen, damit er sich mit Villeneuve vereinige, aber er überschätzte auch hier wie schon mehrfach die Leistungsfähigkeit seiner Marine. Missiessys Schiffe hatten unterwegs so gelitten, daß eine längere Rast nothwendig wurde, und als die Schäden reparirt waren, verwehrten widrige Winde und feindliche Schiffe

Digitized by Google

das Auslaufen. Erst nach einem Aufenthalt von fast zwei Monaten wurde der Hafen frei, und das Geschwader segelte unter dem Kommando des Kontreadmirals Allemand wieder ab (16. Juli); es hatte den Befehl, nach einer Bedrohung der irischen Küste westlich von Ferrol zu kreuzen, um hier Villeneuve zu erwarten.

Als Napoleon diese Instruktionen gab (am 8. Juni), wußte er über Villeneuves weitere Schicksale sowie über die Bewegungen der Engländer noch nichts; er glaubte, daß Nelson noch im Mittelmeere kreuze, oder nach England gesegelt sei, erst später (Ende Juni) erfuhr er von Nelsons Fahrt nach Amerika (s. u.), besorgte davon aber bei dem großen Vorsprung seines Geschwaders keine Störung seiner Pläne: er rechnete aus, daß Villeneuve zeitig genug von Ganteaumes Blockirung benachrichtigt sei und, zwischen dem 20. und 30. Juni Martinique verlassend, einen Monat später in Ferrol, zehn Tage später bei Brest und nach abermals zehn Tagen vor Boulogne (Mitte August) erscheinen werde. (28. Juni an Decrès). Um Alles zu vermeiden, was einer Vereinigung seiner beiden großen Flotten im Wege stehen könnte, lehnte er eine Bitte des Admirals Ganteaume, noch jetzt bei günstiger Gelegenheit auslaufen zu dürfen, rundweg ab.*) Als dann die Zeit, in der er Villeneuve bei Ferrol erwartete, herannahte, sandte er die ihm früher zugesandten Instruktionen nach Ferrol, damit sie Villeneuve, wenn ihn etwa die letzten Fregatten verfehlt hätten, dort sicher vorfinde. Er fügte hinzu, daß er keinesfalls mit seinem Geschwader in den Hafen von Ferrol einlaufen, sondern nach der Vereinigung außerhalb des Hafens sogleich weitersegeln solle. Selbst wenn wider Erwarten sein Geschwader durch Unwetter oder Kämpfe erheblich gelitten habe, solle er nicht einlaufen, sondern nach der Deblockirung von Ferrol und Rochefort, wo damals Napoleon Missiessys Geschwader noch vermuthete, nach Cadix segeln (16. Juli). Napoleon gedachte mit diesem Befehle nicht die Fahrt in den Kanal und den Uebergang mit der Flottille aufzugeben: er wählte offenbar Cadix als Ruhepunkt für das Geschwader, weil dieser Hafen mehr Hülfsmittel und leichtere Ausfahrt bot als Ferrol oder Rochefort. Wie heiß Napoleon den Uebergang auszuführen wünschte, zeigt grade in diesen Tagen ein Versuch, noch vor der Ankunft Villeneuves zum Ziele zu gelangen. Im Laufe des letzten Monats war das Geschwader vor Brest schwach und Ganteaume nicht ge-

*) Decrès an Napoleon. 30. Juni. Arch. nat. A. F. IV. 1196.

Digitized by Google

wachsen gewesen, es war anzunehmen, daß es mit dem Herannahen Villeneuves noch mehr geschwächt würde. Napoleon befahl daher auf Decrès Vorschlag*) dem Admiral Ganteaume, wenn er weniger als sechszehn feindliche Linienschiffe vor Brest fände, solle er sie angreifen und schlagen. Wenn aber der Feind Brest verlassen habe und Villeneuve entgegengesegelt sei, so solle Ganteaume sogleich in den Kanal eintreten und den Uebergang decken. Wenn aber das feindliche Geschwader fliehe und Ganteaume die Ueberzeugung erlange, daß ein Theil davon nach Ferrol gegangen sei, um Villeneuve entgegenzutreten, solle er durch eine falsche Route vor ihm verschwinden und nach Ferrol segeln, um sich mit dem dort liegenden französisch-spanischen und dem dort kreuzenden Rochefforter Geschwader zu vereinigen und, sei es direkt, sei es mit dem Umweg über Texel, den Rückweg nach dem Kanal anzutreten. (20. Juli). Wenn Napoleons Hoffnung eintraf, daß das Heranrücken Villeneuves die Engländer zur Schwächung des Blockadegeschwaders veranlaßte, dann war mit der Ausführung dieses Projektes der Uebergang beschleunigt; ja mochte Villeneuve von überlegenen feindlichen Streitkräften vernichtet oder nach Cadix getrieben werden: er hatte seinen Zweck erfüllt, wenn nur während dessen Ganteaume die Oberhand im Kanal erhielt. Die Hoffnung ging aber nicht in Erfüllung: Ganteaume konnte den Hafen nicht verlassen.

Wenige Tage später muß Napoleon Nachrichten erhalten haben, die ihn befürchten ließen, daß Magon Villeneuve verfehlt habe und dieser daher seiner ersten Instruktion (S. 269) entsprechend nach Cadix gesegelt sei. Sogleich sandte er, um keinen Aufenthalt entstehen zu lassen, den Befehl dorthin, unverzüglich über Ferrol nach Brest zu steuern und womöglich unterwegs die Vereinigung mit Allemand zu suchen (26. Juli). Zugleich erhielt Gourdon, der Kommandeur des Ferroler Geschwaders, Befehl, wenn er bis zum 8. August keine Nachricht von Villeneuve erhalte, mit seinem Geschwader nach Cadix zu gehen, um ihn dort zu erwarten (27. Juli). So hoffte Napoleon die beiden Flotten mit möglichster Schnelligkeit, auch unter den angenommenen ungünstigen Umständen zu vereinigen. Kurz darauf gingen ihm jedoch günstigere Mittheilungen zu und er begab sich voll der stolzesten Hoffnungen nach Boulogne, um mit der gesammten Armee bereit zu sein, sobald der Telegraph die Ankunft Villeneuves vor Brest melde.

* * *

*) Decrès an Napoleon. 6. Juli. Arch. nat. A. F. IV. 1196.

Digitized by Google

Sehen wir uns nun nach der Flotte Villeneuves, auf der Napoleons Hoffnung ruhte, um. Wir sahen, daß er das Mittelmeer glücklich verlassen hatte und bei Cadix eingetroffen war (9. April), und eben so unbelästigt vom Feinde langte er in Martinique an (13. Mai). Ziemlich niedergedrückt wegen der schlechten Beschaffenheit seiner Flotte hatte er Toulon verlassen; die glückliche Fahrt hatte seine trübe Stimmung wohl etwas gehoben, aber große Dinge traute er seinem Geschwader nicht zu, und seine Klagen über einige schlechte Segler, die seinen Marsch behinderten, hörten nie auf.*) Da er sich zur Vereinigung mit Ganteaume bereit halten mußte, wagte er seine Linienschiffe nicht auf einzelne Expeditionen zu zerstreuen, sondern hielt sie bei Martinique vereinigt und ließ nur die Felseninsel Diamant erobern. Erst als er durch Magon und die „Didon" erfahren hatte (um den 1. Juni),**) daß Ganteaumes Ankunft sich verzögern werde, entschloß er sich — seit Magons Ankunft 20 Linienschiffe stark — zu einer größeren Expedition, zum Angriff auf die englische Insel Barbados. Er verstärkte seine Landungstruppen durch Abtheilungen der Kolonial-Armee von Martinique und Guadeloupe (6. Juni) und suchte dann die nördlich von Guadeloupe gelegenen Inseln Montserrat und Antigoa umsegelnd die Route nach Barbados (südöstl. von Martinique) zu gewinnen. Nach zweitägiger Fahrt fing er einen reichen Transport von 14 englischen Kauffahrern in der Höhe der Insel Antigoa ab (8. Juni) und erfuhr von ihnen, daß eine englische Flotte unter Nelson mit 12 bis 14 Linienschiffen und mehreren Fregatten ihn verfolge und in den Antillen kreuze. Die Nachricht war richtig, nur die Stärke des Feindes war übertrieben. Nelson hatte Villeneuve im Mittelmer vergebens gesucht und erst nach mehreren Wochen seine Fahrt nach Amerika erfahren (7. Mai). Noch einige Tage wurde er in Europa zurückgehalten, dann machte er sich mit zehn Linienschiffen an die Verfolgung nach den Antillen (11. Mai), fest entschlossen, im Vertrauen auf die Ueberlegenheit seiner Schiffe und Mannschaften auch ein weit stärkeres Geschwader anzugreifen. Er ging an demselben Tage in Barbados vor Anker, als Villeneuve von Martinique nach Guadeloupe aufgebrochen war (4. Juni). Hier fand er zwei englische Linienschiffe, die in den Antillen stationiert waren, aber keine Nachricht vom Feinde. Er vermuthete nun, daß Villeneuve einen

*) Seine Berichte bei Jurien de la Gravière, Guerres maritimes II.
**) Die „Didon" langte am 1., Magon am 4. Juni in Martinique an.

Digitized by Google

Angriff auf Trinidad machen werde und ging sogleich mit seinem nun auf 12 Schiffe verstärkten Geschwader dorthin unter Segel, wo er nach drei Tagen eintraf (7. Juni), aber wiederum ohne den Gesuchten zu finden.

Als Villeneuve jene Nachricht erhielt, berieth er sogleich mit dem Kommandeur der spanischen Schiffe, Admiral Gravina, was zu thun sei. Vor Allem mußte man das Unternehmen gegen Barbados aufgeben, denn der ganze Operationsplan wurde vereitelt, wenn er sich dabei von Nelson überraschen und womöglich schlagen ließ. Der ihm von Napoleon vorgeschriebene Operationsplan hätte nun seine Rückkehr nach Martinique erheischt, um dort in Sicherheit Ganteaume oder den Termin bis zu seiner Rückkehr nach Europa zu erwarten. Aber dagegen sprach Folgendes: Einmal war man weit entfernt von Martinique und hätte bei dem herrschenden Süd-Ost-Winde an zehn Tage zur Fahrt dorthin gebraucht; unterwegs traf man wahrscheinlich auf Nelson und mußte es auf einen Kampf ankommen lassen. Die Chancen waren bei der Ueberlegenheit der feindlichen Seeleute und Schiffe ungünstig; hätte man auch einen Sieg erfochten, so hatte man auf hoher See keine Hülfsmittel zur Ausbesserung der Schäden, und das Geschwader war auch im besten Falle längere Zeit operationsunfähig und hätte den ohnehin an Lebensmitteln stets Mangel leidenden Kolonien zur Last fallen müssen. Dazu wurden die eigenen Lebensmittel bedenklich knapp; die Kolonien hatten wenig liefern können und die Flottenmannschaften hatten von ihren eigenen Vorräthen leben müssen. Bei einem längeren Aufenthalte hätte sich dies Uebel aber verschlimmert und Villeneuve besorgte dann für die Rückkehr nach Europa nicht mehr genügend Lebensmittel zu haben. Endlich hatte die Unthätigkeit des Geschwaders in Martinique vor Magons Ankunft bereits schlimme Folgen gehabt; Krankheiten und Desertionen hatten die ohnehin schon schwache Besatzung vermindert, und besonders Gravinas Schiffe waren davon betroffen worden. Die Admirale beschlossen daher, nicht nach Martinique zurückzukehren, sondern direkt nach Ferrol zu segeln und die ihnen vorgeschriebene Frist von 35 Tagen nicht abzuwarten. Wenn auch Ganteaume wirklich noch auslaufe und sie ihn verfehlten, sagten sie sich, so würde das die Pläne des Kaisers nicht vereiteln; mit dem Ferroler Geschwader vereinigt, würden sie dann in den Kanal eindringen und hier unbestritten die Herrschaft besitzen, da ja nach Ganteaumes Aufbruch auch das Brester Blockadegeschwader diese

Digitized by Google

Gewässer verlassen haben werde. — Sogleich sandte daher Villeneuve die eingeschifften Kolonialtruppen zurück und befahl den hierzu benutzten Fregatten, bei den Azoren wieder zu ihm zu stoßen. Nachdem dies geschehen war, (1. Juli), setzte er seine Fahrt auf Ferrol fort.

Kehren wir nun zu Nelson zurück. Dieser erhielt in Trinidad erst nach einigen Tagen die Nachricht (12. Juni), daß die französische Flotte die Antillen verlassen habe. Sogleich war er entschlossen ihr zu folgen; da er aber nichts von Napoleons Plan ahnte, so sah er in Villeneuves Fahrt nach den Antillen nur einen Versuch, die französischen Kolonien zu verstärken und die englischen zu brandschatzen und nahm an, daß er jetzt wieder ins Mittelmeer zurückkehre. Um ihm da den Weg zu verlegen, nahm er die Richtung nach Cadix: Villeneuve konnte seine Fahrt also wiederum ungestört fortsetzen. Nur eine schnellsegelnde Brigg sandte der englische Admiral direkt nach Portsmouth, um über seine Fahrt zu berichten. Dieser Entschluß wurde Villeneuves Verhängniß. Der Führer dieser Brigg überholte nämlich das Geschwader Villeneuves auf der Fahrt nach den Azoren (18. Juni) und erkannte an der Marschrichtung sofort, daß es nicht nach dem Mittelmeer sondern nach den nördlichen Meeren segle. Ohne Nelson erst zu benachrichtigen, setzte er seine Fahrt eiligst fort und meldete seine Beobachtung in Portsmouth (9. Juli). Die englische Admiralität ahnte nun richtig, daß Villeneuve nach Ferrol steuere und beschloß, ihm ein Geschwader entgegenzustellen; die Blockade von Rochefort und Ferrol wurde aufgehoben, aus diesen Geschwadern und einigen Fahrzeugen der Brester Blockade eine Flotte von 15 Linienschiffen gebildet und unter Admiral Calder auf der Höhe von Ferrol postirt. Noch während Villeneuve sich auf dem hohen Meere befand, waren diese Befehle ausgeführt (15. Juli). Erst eine Woche später traf dieser, behindert durch widrige Winde und seine schlechten Segler bei Ferrol ein und wurde sogleich von Calder angegriffen. Wegen Nebels vermochte Villeneuve seine Uebermacht nicht zur Geltung zu bringen; der Kampf endete damit, daß die Engländer zwei spanische Schiffe nahmen, aber selbst erhebliche Beschädigungen erlitten und den Weg nach Ferrol freigaben. Mehrere Tage lang kämpfte Villeneuve mit widrigen Winden, um die Einfahrt von Ferrol zu gewinnen, wo er seine Verluste an Material und Menschen zu ersetzen hoffte, gab es aber endlich auf und landete in Vigo. Hier schiffte er an 1200 Kranke aus, ließ

Digitized by Google

drei beschädigte und langsam segelnde Schiffe zurück und brach wieder — noch 15 Linienschiffe stark — nach Ferrol auf, wo er nach zweitägiger Fahrt glücklich anlangte (2. August), aber auch jenen Befehl des Kaisers erhielt, nicht in Ferrol zu landen. Er entschloß sich daher, in der Bai von Coruna (südlich von Ferrol) zu ankern. Nach längerem Rasten lichtete er wieder die Anker (11. August) und vereinigte sich nach zwei Tagen mit den 15 französischen und spanischen Linienschiffen von Ferrol und ging so mit 30 Linienschiffen in See.*)

Die Ausfahrt des französischen Admirals wurde durch kein feindliches Blockadegeschwader behindert. Admiral Calder hatte nach der Seeschlacht die erbeuteten Schiffe in Sicherheit gebracht und war hierauf nach der spanischen Küste zurückgekehrt, um seine Vereinigung mit Nelson zu suchen. Dieser hatte die französische Flotte vergeblich bei Cadix und Gibraltar gesucht; als er endlich ihre Marschrichtung erfuhr, nahm er zwar mit unermüdlicher Energie sogleich die Verfolgung auf, konnte dann aber widriger Winde wegen das Kap Vincent nicht umsegeln (Ende Juli). Um dieselbe Zeit kreuzte Calder vor Ferrol und war höchst verwundert, Villeneuve hier nicht zu finden, ein starker Südwest trieb ihn dann von der Küste auf die hohe See (31. Juli). Wenn Villeneuve, der an diesem Tage Vigo verließ, ohne längeren Aufenthalt bei Ferrol seine Vereinigung mit den fünfzehn Schiffen vollziehen und seine Fahrt nach Norden fortsetzen konnte, dann standen die Chancen für ihn günstig: Nelson war noch weit entfernt im Süden und Calder allein mit seinen neun Linienschiffen — zwei waren beschädigt und vier zur Verfolgung des mittlerweile ausgelaufenen Rocheforter Geschwaders aufgebrochen — war der französisch-spanischen Flotte bei Weitem nicht gewachsen. Gelang es also Calder einzeln zu schlagen, so stand der Weiterfahrt nach Brest und Boulogne nichts mehr im Wege. Auch von einer Seeschlacht bei Brest war nichts zu befürchten, denn das achtzehn Linienschiffe starke Blockadegeschwader hätte sich einer erdrückenden Uebermacht Villeneuves und Ganteaumes gegenüber gesehen. Selbst wenn sich Calder einer Schlacht entzogen und mit Cornwallis vereinigt hätte, wäre die Uebermacht noch groß genug gewesen, um mit Erfolg eine Schlacht zu wagen. Endlich aber war der günstigste Fall nicht ausgeschlossen, daß Villeneuve unbemerkt von dem in die See getriebenen Calder vor Brest anlangte

*) Das Geschwader Allemands hatte nicht nach Ferrol kommen können, wir lassen es deßhalb in unsern Berechnungen bei Seite.

Digitized by Google

und dann je nach den Umständen mit oder ohne Schlacht in den Kanal eindringen konnte. Wir wissen, daß Villeneuve diese Gelegenheit nicht benutzte, sondern mit der Ausbesserung seines Geschwaders beschäftigt in Coruna liegen blieb. Ob die lange Rast thatsächlich nothwendig war oder ob Villeneuves Kleinmuth und übergroßes Mißtrauen in die Leistungsfähigkeit seiner Schiffe sie unnöthig verlängerte, ist nicht mehr zu entscheiden; als er endlich aufbrach, war Calder wieder vor Ferrol zurückgekehrt und hatte erfahren, daß das französisch-spanische Geschwader noch in Ferrol und Coruna liege (9. August). Um dieser Uebermacht sich nicht einzeln auszusetzen, segelte er sogleich nach Norden und vereinigte sich mit Cornwallis vor Brest (14. August) und am folgenden Tage trafen hier noch acht Linienschiffe Nelsons ein, so daß Cornwallis nun eine Flotte von 35 Linienschiffen kommandirte. Nelson selbst ging mit zwei Schiffen nach Portsmouth. Cornwallis theilte seine Macht und sandte Calder mit achtzehn Linienschiffen wieder auf Ferrol Villeneuve entgegen, er selbst behielt siebzehn, um mit ihnen Ganteaume zu überwachen (15. August).

So standen die Dinge, als Villeneuve das hohe Meer gewonnen hatte. Auch jetzt noch war die französische Sache nicht aussichtslos. Man kann sich vorstellen, daß der französische Admiral den ihm entgegenrückenden Calder mit seiner Uebermacht geschlagen und dann weiter auf Brest gesegelt sei, um hier gemeinsam mit Ganteaume auch die andere englische Abtheilung zu vernichten und die Herrschaft im Kanal zu gewinnen. Bei diesem Entschlusse stand viel auf dem Spiele, denn es konnte geschehen, daß die verbündete Flotte durch die zu erwartende, — wenn auch siegreiche — Schlacht so geschwächt wurde, daß sie dem Geschwader von Cornwallis nicht mehr die Spitze bieten konnte; wenn nun gar Ganteaume wegen ungünstiger Winde oder anderer Zufälle an der Seeschlacht bei Brest nicht Theil nehmen konnte, so konnte diese mit der Auflösung des französisch-spanischen Geschwaders endigen, und eine beträchtliche Anzahl Menschen und Schiffe waren nutzlos geopfert. Es konnte andererseits auch der viel günstigere, allerdings weniger wahrscheinliche Fall eintreten, daß Villeneuve ohne vorher auf Calder zu stoßen mit ungeschwächten Kräften vor Brest ankam und dann gemeinsam mit Ganteaume den siebzehn Schiffen von Cornwallis eine Schlacht unter äußerst günstigen Umständen lieferte, wenn es nicht gar gelang, unbemerkt an Brest vorüber in den Kanal zu kommen.

Digitized by Google

Ueberblickt man alle diese Chancen, so darf man wohl annehmen, daß ein Mann von der Kühnheit und dem Ehrgeiz Nelsons das Wagniß unternommen hätte, um seinen Namen für immer mit der Niederwerfung Englands zu verknüpfen. Villeneuve aber war der Mann einer solchen rücksichtslosen Thatkraft nicht. Wir sahen, daß er von Anfang an wenig Vertrauen zu der Unternehmung gehegt hatte; die Erfahrung auf seiner Expedition, die langsame Fahrt nach und von Amerika, endlich der Verlust der beiden spanischen Schiffe hatten ihn noch mißmuthiger gemacht. Von Coruna aus schickte er einen Klagebrief nach dem andern an den Minister und schilderte darin die Mängel seiner Schiffe, insbesondere der spanischen, und seiner Mannschaften in den schwärzesten Farben; er war weit entfernt einen kühnen Entschluß zu fassen und erwartete von einem Zusammentreffen mit dem Feinde den sicheren Untergang seiner Flotte. Als er den Befehl des Kaisers erhielt, der ihm unter ungünstigen Umständen gestattete, nach Cadix zu gehen, nahm er das wie eine Erlösung auf, und war sogleich entschlossen, diesen Ausweg zu ergreifen, wenn die Winde für eine Fahrt nach Norden ungünstig seien. (An Decrès 26. Juli). Auch die Instruktionen an Gourdon, in denen der Wunsch des Kaisers sein Geschwader möglichst bald vor Boulogne erscheinen zu sehen, deutlich genug ausgesprochen war, machten ihn in dieser Absicht nicht schwankend. (An Decrès 6. August). Als er dann endlich aufbrach, war seine Stimmung nicht gehoben; er versprach zwar dem General Lauriston, der ihm Muth zusprach und nichts von einer Umkehr nach Cadix wissen wollte, nach Brest zu segeln und richtete auch seinen Kurs nordwärts, im Stillen scheint er aber doch den Vorsatz, den Hafen von Cadix aufzusuchen, gehabt zu haben. Sogleich nach seinem Aufbruche wurde er von feindlichen Fregatten beobachtet, deren er nicht habhaft werden konnte; er sah daraus, daß er seine Fahrt nicht unbemerkt fortsetzen konnte und verzweifelte nun vollends am Erfolge. Als sich dann noch ein starker Nordwind erhob, einige seiner Schiffe — freilich unbedeutende — Havarien erlitten und endlich ein neutrales Schiff die — falsche — Nachricht brachte, daß ein Geschwader von 25 Linienschiffen heranrücke, gab er sogleich, ohne die Richtigkeit dieser Nachricht zu prüfen, seine Fahrt auf und segelte nach Cadix (15. August), wo er nach kurzer Fahrt glücklich ankam.

* * *

Digitized by Google

Hiermit war der Landungsplan Napoleons endgültig gescheitert. Sehnsüchtig harrte dieser unterdessen in Boulogne auf Nachrichten von Villeneuve und hielt Alles zur Einschiffung bereit, um sogleich beim ersten Erscheinen der Flotte den Uebergang beginnen zu können. An den guten Aussichten des Unternehmens selbst zweifelte er nicht, aber das Verhältniß zu Oesterreich erfüllte ihn mit Sorge. Wir sahen, daß er während seines Aufenthaltes in Italien nichts Ernstliches von Oesterreich besorgt hatte, seit seiner Rückkehr nach Frankreich (er langte am 12. Juli in Fontainebleau an) hatten sich die Dinge aber erheblich verändert. Im Laufe des letzten Monats waren die Verhandlungen zwischen Oesterreich und Rußland zum Abschluß gekommen, die österreichischen Rüstungen nahmen einen neuen Aufschwung, und täglich liefen Berichte über Vorschiebung von Regimentern nach der Grenze, Anhäufung von Kriegsvorräthen und dergleichen in Paris ein. Die Nachrichten lauteten weit ernster als im Mai und Juni, zumal auch russische Truppen nach Westen marschirten, um mit Oesterreich gemeinsame Sache zu machen. Es liegt auf der Hand, daß unter diesen Umständen der Uebergang die größten Gefahren in sich schloß, die noch vor wenigen Wochen, als die österreichischen Rüstungen noch in ihren Anfängen lagen und keine russischen Truppenbewegungen gemeldet waren, nicht existirt hatten. Damals glaubte Napoleon es nur allein mit England zu thun zu haben, jetzt standen nach allem Anschein Oesterreich und Rußland auf dem Sprunge, Frankreich zu überfallen, sobald sein Heer nach England übersetze. Napoleon war entschlossen, sich dieser Gefahr nicht auszusetzen, sondern sich vorher Gewißheit zu verschaffen, was Oesterreich im Schilde führe. Blieb diese Macht friedlich, so war von Rußland nichts zu fürchten. Einen Tag nach seiner Abreise von Paris befahl er deshalb Aufklärung und Garantien in Wien zu fordern. Er sei ganz und gar mit dem Kriege gegen England beschäftigt, sollte sein Botschafter versichern, aber er könne seine maritimen Pläne nicht ausführen, wenn ihn Oesterreich bedrohe. Um auf dieser Seite gesichert zu sein, müsse er daher die Zurückziehung der vorgeschobenen Truppen in ihre böhmischen und ungarischen Garnisonen fordern; lehne Oesterreich das ab, so werde er seinen Seekrieg nothgedrungen einstweilen aufgeben und sich auf Oesterreich werfen, um es mit Gewalt zu pazifiziren, so daß er künftighin nichts mehr von ihm zu fürchten habe. (3. August).

Wenige Tage darauf erhielt er die Nachricht von der See-

Digitized by Google

schlacht vor Ferrol (7. August). Er war zwar nicht ganz zufrieden und glaubte, Villeneuve habe mehr leisten können, aber trotzdem sah er den Ausgang als einen Sieg an, als er erfuhr, daß der englische Admiral den Kampf nicht erneuert, Villeneuve seine Fahrt fortgesetzt und vor Ferrol erschienen sei (11. August). Siegesfrohe Berichte Lauristons bestärkten ihn in der Hoffnung, das Geschwader nun bald vor Boulogne erwarten zu dürfen, und auch Decrès hielt die Lage nicht für ungünstig.*) Immerhin mußte noch eine Weile bis zu seiner Ankunft vergehen, und Napoleon benutzte die Zwischenzeit noch einmal, um Oesterreich zur Enthüllung seiner Absichten zu drängen. Talleyrand erhielt deshalb den Auftrag, dem österreichischen Gesandten noch einmal die friedliche Gesinnung Napoleons gegen die Habsburgische Monarchie und die Nothwendigkeit vorzustellen, daß er für seinen Krieg mit England der Ruhe auf dem Kontinent unbedingt bedürfe, sodann aber folgendes Ultimatum vorzulegen: binnen 14 Tagen müsse Napoleon versichert sein, daß die Truppen in den Grenzländern vermindert seien oder er werde das Lager in Boulogne aufheben, gegen Oesterreich marschiren, und Kaiser Franz werde das Weihnachtsfest nicht in Wien feiern (13. August). Trotzdem sich die Beziehungen zwischen beiden Staaten so verschärften, ließ Napoleon die Hoffnung auf eine Verständigung und auf die Heerfahrt nach London noch nicht fallen; zugleich mit jener Depesche an Talleyrand entwarf er gemessene Befehle an Villeneuve, die Fahrt nach dem Kanal anzutreten, falls er etwa die Anker noch nicht gelichtet habe und kein zu starkes Geschwader ihm den Weg verlege. Wie während der Expedition seiner Flotten nach den Antillen erwog er jetzt unablässig, welche Streitkräfte die Engländer seinem Admiral entgegenstellen könnten, welche Chancen er habe; fast täglich debattirte er mit Decrès hierüber. Als aber Tag auf Tag verging und man wohl erfuhr, daß Villeneuve in See gestochen sei, aber sonst keine Nachricht über ihn eintraf, scheint sich dem Kaiser allmählich der Gedanke aufgedrängt zu haben, daß der Admiral nicht auf Brest, sondern nach Cadix gesteuert sei. Der Marineminister, von jeher pessimistischer als sein Herr, hatte dieser Meinung schon länger zugeneigt und sprach sie jetzt, als Napoleon ein bindendes Gutachten von ihm verlangte, rückhaltlos als seine Ueberzeugung aus. Auf die weitere Frage, was dann zu thun sei, entwickelte

*) Decrès an Napoleon 11. August. Arch. nat. A. F. IV. 1196.

Digitized by Google

er einen Feldzugsplan, der den Uebergang über den Kanal um fast ein ganzes Jahr verschob (23. August).*)

Napoleon war noch nicht so ganz hoffnungslos wie sein Minister und schloß die Möglichkeit, daß Villeneuve doch noch auf Brest gesegelt sei, noch nicht aus seinen Berechnungen aus. Aber während dieses Harrens und Zweifelns vollzog sich ein wichtiger Umschwung in seinen politisch-militärischen Absichten. Bisher hatte er immer nur, sahen wir, von Oesterreich Reduktion seiner Rüstungen gefordert und sich damit zufrieden geben wollen. Jetzt genügte ihm das nicht mehr. Wenn Decrès Recht behielt, Villeneuve ausblieb und es unmöglich wurde, durch schleunige Demüthigung Englands zugleich alle kriegerischen Gelüste der Festlandsstaaten zu ersticken, so war er entschlossen, ohne Verzug Oesterreich anzugreifen und es für lange Zeit unschädlich zu machen. Denn, meinte er, Oesterreich werde nur scheinbar auf seine Forderungen eingehen und Zeit zu gewinnen suchen, um sich mit Rußland und England völlig zu verständigen. Wenn er sich dann im nächsten Frühjahr zu einer neuen Unternehmung gegen England anschicke, werde er sich einer wohlgerüsteten Koalition gegenübersehen und in eine bedenkliche Lage kommen. Um das zu verhindern, wolle er das Prävenire spielen und Oesterreich gründlich niederwerfen, ehe ihm seine Bundesgenossen wirksam zu Hülfe kommen könnten. Wenn dagegen Villeneuve noch rechtzeitig eintreffe, so war er nach wie vor entschlossen, sogleich nach London zu gehen. (An Talleyrand 23. August.) Welchen Erfolg also das Ultimatum vom 13. August hatte, war ihm jetzt gleichgültig; nicht mehr von Erklärungen und Maßregeln Oesterreichs, sondern vom Eintreffen oder Ausbleiben Villeneuves machte er Krieg oder Frieden auf dem Festlande abhängig. Dieser Entschluß scheint auf den ersten Blick im Widerspruch zu stehen mit seinem oben erwähnten Vorsatz, nur nach England überzusetzen, wenn er Sicherheit gegen Oesterreich hätte, und das war bisher noch nicht der Fall. Aber der Widerspruch ist nur scheinbar. Denn als er diesen Entschluß faßte (23. August), konnte es sich nur noch um wenige Tage oder Stunden handeln, bis er genau wußte, ob Villeneuve noch in den Kanal kommen werde oder nicht; er wußte, daß der Admiral vor ungefähr 10 Tagen die Anker gelichtet hatte: wenn er also überhaupt noch kam, mußte er in der allernächsten Zeit vor Brest

*) Zwei Berichte von Decrès an Napoleon. 23. August. A. F. IV. 1196.

Digitized by Google

erscheinen. Dann hielt er es eben noch für möglich, nach England überzusetzen und dort durch einen vernichtenden Schlag die antifranzösische Koalition zu zersprengen, ehe die Oesterreicher und Russen die französische Grenze ernstlich bedrohten. Am Anfang des Monats dagegen, als er die erste Abrüstungsforderung nach Wien richtete, war die Sachlage noch nicht so geklärt; damals kannte Napoleon die Vereinigung seiner Geschwader bei Ferrol noch nicht, und als er das Ultimatum formulirte, war es ihm noch ungewiß, wann Villeneuve wieder in See stechen werde: die Ausführung der Landung konnte sich also noch Wochen, ja Monate lang hinzögern, während deren, wenn die Gegner ihre kriegerischen Vorbereitungen ungestört fortsetzen durften, ein Angriff von Osten her ihn zum Verzicht auf seine maritimen Pläne zwingen konnte. Diese Gefahr war aber jetzt geschwunden da der Zeitraum, innerhalb dessen sich das Schicksal der Landung entscheiden mußte, so zusammengeschmolzen war.

An demselben Tage, da der Kaiser den Entschluß, entweder Uebergang oder Krieg gegen Oesterreich, faßte, ergingen auch die ersten einleitenden Befehle für den Feldzug in Deutschland: die Besatzungsarmee von Hannover sollte sich konzentriren und zum Vormarsche nach Süden bereit sein, und Marmont, der Kommandeur der bei Texel stehenden batavischen Landungsarmee, erhielt die Anweisung, alle Anordnungen zu treffen, um binnen 24 Stunden nach Eintreffen eines neuen Befehls seine Truppen ausschiffen und auf Mainz dirigiren zu können. Ein Befehl, die Truppen auszuschiffen, wurde indessen noch nicht gegeben. Am folgenden Tage wurde gar ein Theil der schweren Kavallerie von Boulogne nach dem Rheine zu vorgeschoben. Auch das bedeutete noch nicht den Verzicht auf den Uebergang, da die Landungsarmee auch ohne die hier abkommandirten Regimenter stark genug an Reitern war, aber bereits einen Tag später war der Entschluß gefaßt, die Armee von der Küste nach Wien zu führen. Noch waren zwar keine positiven Nachrichten von Villeneuve da, aber auf eine erneute Frage des Kaisers erwiderte der Marineminister, von 100 Chancen seien 80 dagegen, daß der Admiral von Ferrol auf Brest gesegelt sei, und dagegen, daß er etwa Irland umschiffend über Texel vor Boulogne erscheine, sprächen gar 96 (25. August).*) Ob es noch dieser Aeußerung bedurft hat, oder ob Napoleons Entschluß, den

*) Decrès an Napoleon. 25. August. Arch. nat. A. F. IV. 1196.

Digitized by Google

Landungsplan für jetzt fallen zu lassen, bereits vorher gefaßt war, wer will das sagen? Soviel ist sicher, daß erst an diesem Tage die Entscheidung gefallen ist und die ersten Befehle zur Aufhebung des Lagers von Boulogne und zum Abmarsch der Armee nach Deutschland gegeben worden sind.

Leicht ist es dem Kaiser nicht geworden, auf die lang ersehnte und oft angekündigte Landung zu verzichten. Er war aufs Höchste unzufrieden mit Villeneuve, daß er sie durch seine Umkehr nach Cadix vereitelt habe, ja in einigen Momenten der Erregung war er geneigt, seine Haltung aus Feigheit oder Verrath zu erklären. Der Marineminister gab sich wiederholt die größte Mühe, das harte Urtheil Napoleons zu mildern und motivirte Villeneuves Umkehr mit der Schwierigkeit der ihm übertragenen Aufgabe und dem schlechten Material seiner Schiffe.*) Duncker und Andere sind so weit gegangen, diesen Groll Napoleons für fingirt zu halten; im Grunde sei es ihm ganz recht gewesen, daß Villeneuve ausblieb, denn dadurch habe er einen Vorwand erhalten, die Landung aufgeben und sich dem Kontinentalkriege zuwenden zu können. Einen Beweis für diese Behauptung hat Duncker nicht erbracht und dagegen spricht, daß der Marineminister, der einzige Vertraute Napoleons in den maritimen Angelegenheiten, den Zorn für durchaus echt gehalten hat. Dunckers Meinung wurzelt nur in seiner zu Beginn charakterisirten Grundanschauung, daß Napoleon dem Kontinentalkriege vor der Landung den Vorzug gegeben habe. Diese Auffassung wird man schon verwerfen müssen, wenn man die Entwickelung der Napoleonischen Gedanken von Tag zu Tag allein während der letzten Wochen betrachtet, vollends aber, wenn man bedenkt, mit welchem Eifer der Kaiser die Unternehmungen vorbereitet und mit welcher rastlosen Sorgfalt er jede einzelne Phase des Unternehmens überwacht hat. Wozu, kann man jene Skeptiker fragen, die ungeheuren Kosten für die Flottille und das Lager in Boulogne, wenn er nicht wirklich davon Gebrauch machen wollte? Um einen Vorwand für die Versammlung seiner Armee zu haben, bedurfte er derartiger kostspieliger Bauten nicht, dazu hätte sich gewiß ein anderer Vorwand finden lassen. Wozu ferner die diffizilen Berechnungen über die Bewegungen der Engländer und seiner Geschwader auf ihrer Fahrt nach den Antillen, nach Europa und noch während der letzten Tage in Boulogne über Villeneuves

*) Decrès an den Kaiser. 6. September, 9. September 1805. Arch. nat. A. F. IV. 1196.

Digitized by Google

Chancen, in den Kanal zu kommen? Ein Vorwand, eine Täuschung der öffentlichen Meinung kann das nicht gut gewesen sein, denn davon erfuhr außer dem Marineminister Niemand etwas. Wozu dann endlich die letzten Befehle an Villeneuve, in den Kanal zu segeln, wenn er durch dessen Fernbleiben aus einer gewissen Verlegenheit befreit wurde? Warum sandte er ihm dann nicht lieber den geheimen Befehl, nach Cadix zu segeln? Die Fahrt in den Kanal wurde ja überflüssig, wenn er die Landung unterlassen wollte, und setzte die Flotte nutzlos großen Gefahren aus. Kurz, Alles drängt mit Nothwendigkeit dazu, Napoleons oft verkündete Absicht, den Kanal zu überschreiten, als ernsthaft gemeint und das Ausbleiben Villeneuves als den Umstand anzusehen, der sie vereitelt hat.

Betrachten wir noch einmal kurz die Gründe dieses Mißerfolgs. Wir stoßen in letzter Linie immer wieder auf die Schwäche der französischen Seerüstungen. Wir haben gesehen, wie sie die mit Latouche verabredeten Pläne und die erste Expedition Villeneuves vereitelt, wie sie die letzte aufs Empfindlichste gestört haben. Mit besserem Material hätte Villeneuve schneller aus den Antillen heimkehren und demgemäß Calder entweder ganz vermeiden oder gründlicher schlagen können; zog er dann unbeschädigt oder als glorreicher Sieger in Ferrol ein, so darf man annehmen, daß er durch den guten Erfolg auch zur schleunigen Weiterfahrt ermuthigt worden wäre und ein neues Zusammentreffen mit den Engländern weniger gefürchtet haben würde. Die trüben Erfahrungen aber lähmten seine Entschlußkraft und raubten ihm völlig das Vertrauen zu seinem unvollkommenen Kriegsinstrument. Daß er mit einem solchen ausgerüstet war, war weder seine Schuld, noch die seines Herren: es war ein Erbstück aus der Revolution, während deren die Marine so verwahrlost war, daß die kurze Friedenszeit unter Napoleons Herrschaft sie noch nicht hatte wiederherstellen können. Man sieht, wie schwer sich Unterlassungssünden gerade auf diesem Gebiete wieder gut machen lassen und wie bitter sie sich in diesem Falle gerächt haben.

Anhang.

Napoleons Projekt Indien zu erobern.

Die erste Aeußerung Napoleons aus dieser Zeit über eine Heerfahrt nach Indien stammt aus den Tagen, da sich Villeneuve zum Aufbruch rüstete (16. Januar 1805), aber der Ton seines Schreibens an den Marineminister zeigt, daß sie schon früher darüber verhandelt haben müssen. Die Idee ist auch nicht neu und unver-

Digitized by Google

mittelt aufgetreten. Schon seit Jahresfrist hatte der Gouverneur von Ile de France, General Decaen, Napoleon mit Bitten bestürmt, eine Armeeabtheilung nach Indien zu senden; bei den ewigen Fehden der Engländer mit kriegerischen Eingeborenenstämmen genügten wenige Tausend Mann Europäer, um ihre verhaßte Herrschaft zu stürzen und die Axt an die Wurzel ihres Reichthums zu legen. Der Kaiser, dem ein Adjutant Decaens diese Anträge auch mündlich vortrug (1. September 1804), hatte damals nicht auf den Vorschlag eingehen wollen,*) jetzt kam er darauf zurück. Von drei Häfen aus gedachte er eine starke Armee auf dreiunddreißig französischen und spanischen Linienschiffen und einer Anzahl kleinerer Fahrzeuge nach Indien zu werfen: in Brest sollten 15000, in Ferrol 6000 und auf einem neu zu bildenden Rochefforter Geschwader 2000 Mann eingeschifft werden. Gegen 3000 Mann sollten sich in Ile de France (Mauritius), das damals französisch war, anschließen und mit diesen 30000 Mann hoffte er die englische Herrschaft zu stürzen und die reiche Kolonie für Frankreich zu erobern.

Wie diese Operation mit den früheren Plänen harmoniren sollte, erfahren wir aus diesem Briefe nicht. So viel ist klar, daß die Aufgaben Villeneuves und Missiessys nicht berührt wurden, denn die Idee wird ausgesprochen, als Missiessy bereits unterwegs war und Villeneuve sich anschickte ihm zu folgen. Aufgegeben ist dagegen die irische Expedition: nicht mehr Irland, sondern Indien wurde das Ziel der Brester Armada. Die Expedition nach Indien verfolgte offenbar dasselbe Ziel wie die nach den Antillen: Die Aufmerksamkeit der Engländer von ihren Küsten abzulenken und ihre Streitkräfte aus den heimischen Meeren zu entfernen. Ging diese Hoffnung in Erfüllung und eilten die Engländer mit starken Kräften den französischen Expeditionen nach um ihre Kolonien zu schützen, so fand der heimkehrende Villeneuve vermuthlich nicht einmal das Brester Blockadegeschwader vor und mußte mit den vor Boulogne und Texel zurückgebliebenen Linienschiffen leichtes Spiel haben. Der Uebergang der Flottille fand dann keine ernsthaften Hindernisse mehr, und glückte zudem noch die Eroberung Indiens, so war nicht nur England sogleich zum Frieden gezwungen, sondern auch seine schönste Kolonie der Siegespreis.

Der Marineminister kritisirte die Ausführungen seines Herren scharf. Der Kaiser wollte alle 21 Brester Schiffe nach Indien schicken: der Minister reduzirte die Zahl auf 17, denn vier

*) Nouvelle Revue, Bd. 11, 12. Tessier, les papiers du général Decaen.

Digitized by Google

davon seien zu dieser langen Fahrt untauglich. Zur Bemannung dieser 17 gehörten vorschriftsmäßig 9577 Matrosen und 5623 Soldaten; nun handle es sich noch darum die Zahl der Landungstruppen zu bestimmen, und das hänge von der Länge des Weges ab und davon, wie viel man Wasser und Lebensmittel mitnehmen müsse. Bis zum Kap der guten Hoffnung habe man keine Gelegenheit, Lebensmittel einzunehmen, für die bis dahin drei Monate dauernde Fahrt müsse man sich also mit Lebensmitteln versorgen. Das Geschwader fasse Wasser für seine regelmäßige Besatzung für vier Monate; drei Monate lang könne es also eine um ein Drittel stärkere Mannschaft versorgen. An Soldaten führe das Geschwader demnach 10 689 Mann und dazu könne man noch vier Transportschiffe mit 400 Mann hinzufügen, also in Summa über 11 000 Mann. Auf dem Geschwader von Rochefort glaubte er 1990 Matrosen und 2150 Soldaten, auf dem von Ferrol 2665 Matrosen und 2943 Soldaten unterbringen zu können, also Alles in Allem 16 193 Soldaten nnd 14 232 Seeleute. Für diese 30 425 Mann bedürfe man nun für neun Monate Lebensmittel oder 8 200 000 Tagesrationen. Für diese ungeheure Masse fehlten aber, meint er, die Transportmittel und überdies sei auf die von den Spaniern erwarteten Leistungen wenig zu rechnen. Die Chancen seien gering und er könne nur dringend von diesem Wagniß, das 16 000 Franzosen aufs Spiel setze, abrathen.*)

Während dieser Berathungen erfuhr man in Paris Villeneuves Rückkehr nach Toulon. Unerschöpflich an Hülfsmitteln suchte Napoleon sogleich den möglichsten Vortheil aus diesem Mißgeschick zu ziehen: nicht mehr nach den Antillen, da der frühere Feldzugsplan einmal unmöglich geworden war, sondern nach Indien sollte nun Villeneuve gemeinsam mit Ganteaume und den übrigen disponiblen Geschwadern segeln. Wir kennen die hierüber dem Marineminister ertheilten Befehle nicht, können sie aber erschließen aus einigen Berichten des Ministers an den Kaiser. Hiernach

*) Dieser Bericht (Arch. nat. A. F. IV 1211.) ist zwar nicht datirt, aber es ist kein Zweifel, daß er sich auf Napoleons Brief vom 16. Januar bezieht, denn er behandelt die darin angegebenen Zahlen und geht von denselben Voraussetzungen aus. — Brosch, Geschichte von England IX, 287, sieht in Napoleons Entwürfen etwas Krankhaftes und Phantastisches: für ihre Ausführung ja bloße Inangriffnahme wäre es die unumgängliche Voraussetzung gewesen, daß Frankreich die See frei gehabt hätte. — Diese Kritik ist übertrieben. Daß es auch ohne die Herrschaft über die See gelingen konnte, eine starke Flotte in überseeische Gebiete zu werfen, hat Villeneuves Fahrt nach den Antillen gezeigt. — Die Darstellung übrigens, die Brosch von diesen Dingen giebt (S. 302), ist ganz verworren.

Digitized by Google

wollte Napoleon von Brest, Rochefort, Ferrol, Cadix und Toulon 39 Linienschiffe und 19 Fregatten mit einer Besatzung von 48000 Mann nach Indien schicken; 19 Linienschiffe und 15 Fregatten sollten dann mit 19000 Mann nach Europa zurückkehren. Ueber ihre Verwendung hier ist nichts gesagt, aber es ist wohl kein Zweifel, daß sie, wie Thiers sagt, den Uebergang der Flottille decken sollten; der Gegner war der Expedition ohne Zweifel gefolgt und das rückkehrende Geschwader fand keinen ihm gewachsenen Widersacher. Decrès machte hiergegen wiederum die Schwierigkeiten der Verpflegung geltend. Die 48000 Mann bedürften für fünf Monate Lebensmittel und die heimkehrenden 19000 noch für drei Monate mehr. Er rechnete aus, daß dazu fast neun Millionen Tagesrationen an Biskuit nothwendig seien, — vorräthig habe er jedoch noch nicht sechs Millionen. Binnen fünf Wochen könne er zwar die fehlenden drei Millionen herstellen, aber das Biskuit müsse 20 Tage geschwitzt haben, bevor es verladen werden könne: zur Fertigstellung seien mithin rund zwei Monate erforderlich; vor Ende April würde die Expedition also kaum aufbrechen können, und das sei reichlich spät für den Beginn eines so weit aussehenden Unternehmens. Dazu sei es noch ungewiß, ob die Transportmittel ausreichen würden, und ob das Touloner Geschwader die Fahrt unternehmen könne: kurz, er hatte wenig Vertrauen zu dem Plane.*)

Napoleon änderte hierauf seine Pläne insofern, als er auf die Mitwirkung der kleineren Geschwader verzichtete und nur die beiden Hauptflotten, Brest und Toulon, nach Indien schicken wollte. Brest sollte 23000 Mann, Toulon 16000 Mann transportiren; davon sollten insgesammt 12700 sogleich nach Europa zurückkehren. Toulon sollte am 20. März, Brest am Ende desselben Monats aufbrechen, am Kap und auf Ile de France sollten sogleich Lebensmittel für sie aufgehäuft werden. Decrès erklärte sich auch gegen diesen Vorschlag.**) Er sah die Ausrüstungsschwierigkeiten für noch größere als in dem ersten Berichte an: 66 Tage würde Toulon zur Beschaffung aller seiner Bedürfnisse brauchen und daher nicht vor dem 26. April segelfertig sein, Brest nicht vor dem 16. Das sei aber die ungünstigste Jahreszeit für den Beginn der indischen

*) Dritter Bericht des Marineministers an den Kaiser. Auch dieser Bericht ist undatirt, er ist aber frühestens aus dem Anfang Februar, da darin ein Bericht aus Toulon vom 28. Januar erwähnt wird. — Vierter Bericht vom 14. Febr. 1805. Beide in den Arch. nat. A. F. IV. 1211.

**) Napoleon an Decrès. S. Beilage. Decrès Bericht darauf. Arch. nat. A. F. IV. 1211.

Digitized by Google

Unternehmung, denn in den Sommermonaten würden sie in Indien auf überlegene Kräfte stoßen und nirgends Schutz finden. Ein glückliches Resultat könne aber nur erreicht werden, wenn die Landung ohne Störung vor sich ginge, und wenn das auch gelänge, dann sei vielleicht die Armee im Augenblick ihrer Landung ohne Lebensmittel in einem unwirthlichen Lande und dadurch den größten Gefahren ausgesetzt.*) Eine Antwort Napoleons hierauf ist nicht bekannt; er ließ offenbar vor diesen Bedenken seine Idee fallen und kehrte zu den amerikanischen Plänen zurück.

Au Ministre de la Marine.

Je vous envoie le livret relatif à l'expédition des Indes telle que je la conçois. Vous verrez que nous avons le biscuit suffisant.

Si dans l'élément de la ration complette il vous manquait quelqu' objet, cela ne peut être un obstacle.

L'expédition des Indes aurait donc pour 5 mois $^1/_2$ de vivres complets, pour la valeur aussi de 25 jours de vivres complets pour trois mois de retour; cela fait donc 6 mois et 10 jours; indépendemment de cela, elle a six semaines de vivres pain dont elle pourrait se servir à la relâche à l'île de France et au Cap, si elle ne trouvait pas les vivres qu'elle y espère, soit aussi pour débarquer quelques vivres à l'armée.

L'escadre de Toulon qui est je crois celle qui sera le plutôt prête devrait partir le 20 Mars. Elle se gouvernerait selon les événements. Si elle arrivait à la hauteur du Cap après 80 jours de navigation, elle irait droit à l'île de France: si au contraire, elle ne croyait pas avoir suffisamment de vivres, elle s'arrêterait au Cap assez de jours pour faire un supplément d'eau et delà se rendrait à l'île de France, pour y achever son eau.

L'escadre de Brest partirait à la fin de Mars, se rendrait droit au Cap et delà viendrait également toucher à l'île de France. Vous ferez partir sur le champ un Commissaire de

*) Weder der Brief Napoleons noch Decrès Antwort ist datirt. Das Datum des Berichtes von Decrès ergiebt sich aber aus dem Inhalt, als der 18. Februar spätestens. Daß er die Antwort auf Napoleons Brief ist, ergiebt sich aus dem Inhalte, da er wie dieser nur von einer Expedition von Brest und Toulon aus spricht. Napoleons Brief muß also zwischen den 14. und 18. Februar fallen, denn am 14. beabsichtigte er noch die große Expedition mit 48 000 Mann. — Nach dieser Darstellung ist die Erzählung bei Thiers zu korrigiren, der z. B. die erste Kombination der indischen Expedition mit der Fahrt Villeneuves in die Antillen nicht kennt.

Digitized by Google

la marine pour le Cap, avec un crédit de 2 millions que vous chargeriez d'y acheter et d'envoyer à l'île de France 20 à 30,000 quintaux de farine, et de tenir prêts au Cap pour l'approvisionnement de l'escadre 10 ou 12000 quintaux de farine et la viande de boeufs nécessaire, enfin de faire confectionner sur le champ le plus de biscuit possible pour pouvoir l'embarquer sur l'escadre au moment de son passage. On ferait également prévenir à l'île de France de faire confectionner le plus de biscuit possible.*)

Brest.**)

Vivres.

1. Cinq mois de vivres à bord de l'escadre pour 23,000 hommes.
2. Quinze jours de vivres complets en réserve: mais les vivres pain seront portés dans cette réserve pour deux mois.
3. Trois mois de vivres pour les 6,300 hommes qui retournent en Europe. L'armée aurait 7 mois de vivres-pain, cinq mois et demi de vivres complets et trois mois de vivres complets pour le retour.

	Biscuit	Farine
Les 5 mois de vivres pain à bord de l'Escadre seront composés de 11 jours de biscuit, et de 3 jours de farine, parce que pendant les trois premiers mois, on ne donnera aux équipages qu'un sixième de farine, et passé le Cap deux sixièmes . .	2,645,000	805,000
Les deux mois de vivres pain seront composés de 20 jours de biscuit et de 40 jours de farine	460,000	920,000
Les trois mois de vivres pour le retour de 6,300 hommes seront composés de 60 jours de biscuit et de 30 jours de farine	378,000	189,000
Total	3,483,000	1,914,000
Il existe à bord de l'escadre de Brest	2,788,000	Na. La farine
Il existe en magazin à Brest . . .	632,000	ne peut pas
	3,420,000	embarasser

*) h. nat. A. F. IV 1211. Ohne Datum und Unterschrift. Nicht eigenhändig. von der Hand Napoleons und in einer Abschrift vor. Ebenda.

Digitized by Google

Toulon.*)

Vivres.

1. Cinq mois de vivres pour toute l'armée composent les vivres nécessaires pour Toulon.
2. Quinze jours de vivres en reserve; et deux mois de farine.
3. Trois mois de vivres pour le retour de 6,400 hommes.

	Biscuit	Farine
Les cinq mois de vivres pain pour les 16000 hommes embarqués à bord de l'escadre seront composés de 115 jours de biscuit et de 35 jours de farine	1,840,000	560,000
Les deux mois de farine	„	960,000
Les trois mois de vivres pour le retour de 6,400 hommes seront composés de 90 jours de vivres dont 60 au biscuit et 30 en farine	384,000	192,000
Total	2,224,000	1,712,000
Il existe à bord de l'Escadre à Toulon	2,177,000	Na. La farine sera confectionnée en peu de jours.

*) Liegt ebenfalls von der Hand Napoleons und in Abschrift vor. Ebenda.

Digitized by Google

Der Pan-Keltismus in Großbritannien und Irland.

Von

H. Zimmer.

III.

Das Wiederaufleben des Keltenthums in seinen Folgen für England.

Welches werden die nächsten Folgen des Wiederauflebens der keltischen Sprachen im vereinigten Königreich für das eigentliche England und die Engländer sein? Bis vor nicht allzu viel Jahren war der richtige Engländer es ganz ungewohnt, sich Sprachen anderer Völker anzueignen. Mit bewunderungswürdiger Rücksichtslosigkeit erwartete er, daß man allenthalben in der Welt, wo er hinkam, als Vergnügungsreisender oder als Geschäftsmann, seine Sprache verstand. Von dieser Anmaßung werden ja gewisse Kreise Englands mehr und mehr durch die veränderte Handelsbilanz Englands im Verhältniß zu kontinentalen Staaten geheilt; denn zu den mancherlei Ursachen des relativen Rückgangs des englischen Handels mit fremden Völkern, im Vergleich z. B. zu dem deutschen Handel, rechnet man in England auch die Ueberlegenheit des deutschen Kaufmanns in Kenntniß fremder Sprachen, wodurch er besser befähigt sei, die Bedürfnisse fremder Völker zu beurtheilen, und es vergeht schon fast kein Monat, daß nicht irgend ein englischer Staatsmann es für eine Verrücktheit erklärt, daß Engländer immer noch ohne Kenntniß fremder Sprachen als Handeltreibende und Geschäftesuchende in die Welt ziehen. In ähnlicher Weise wie die kaufmännischen und Geschäftskreise Englands zu ihrem Miß-

Digitized by Google

behagen aus der bisherigen Einsprachigkeit aufgeschreckt sind, werden in nicht allzuferner Zeit eines Tages andere weite Kreise der englischen oberen Klassen, von denen heute noch manche des Glaubens leben, daß „Welsh“ oder „Irish“ nichts weiter seien als Jargons des Englischen, wie etwa das Niederschottische oder der heutige Cornische Dialekt, vor die ihnen unangenehme Thatsache gestellt sein, daß sie mit ihrer englischen Sprache im eigenen Hause, dem vereinigten Königreich, nicht mehr überall auskommen, jedenfalls viele einträgliche Stellen im united Kingdom sich ihnen allmählich verschließen, wenn sie bloß einsprachige Briten sind.

In Wales hat die Bewegung für Wiedererhebung des einheimischen keltischen Idioms, des Kymrischen, zur Sprache des nationalen Lebens am frühesten begonnen, hier ist sie am weitesten vorgeschritten, wie ich im ersten Vortrag gezeigt habe. Ein Blick auf Wales und die sich dort entwickelnden Verhältnisse, wie sie zum Theil schon erwähnt wurden, wenn auch unter etwas andern Gesichtspunkten, ist lehrreich für das, was in Irland und Hochschottland beim Erstarken der sprachlich-nationalen Bewegung zunächst bevorsteht.

In der angesehenen nationalen kymrischen Vierteljahrsschrift „Y Geninen“ findet sich im Juliheft 1897 (Vol. XV, 145—154) ein Aufsatz über Wales während der Regierungszeit der Königin Viktoria; nachdem der Verfasser die materiellen Fortschritte des ganzen vereinigten Königreiches in dem genannten Zeitraum berührt hat, wirft er die Frage auf: Was hat Wales in diesem goldenen Zeitalter gewonnen? An erster Stelle nennt er den Fortschritt, daß es im Verlauf der Regierungszeit der Königin Viktoria unmöglich geworden sei, auf die vier in Wales gelegenen Bischofssitze der Staatskirche von Bangor, Llanelwy (St. Asaph), Llandaf und Ty Ddewi (St. Davids) Männer zu berufen, die die Sprache des Volkes, Kymrisch, nicht verstehen. Ganz Wales, sagt er, würde es als eine nationale Beleidigung empfinden, wenn ein „Ausländer nach Blut und Sprache“ (estron o waed ac o dafod) — womit nach Sprachgebrauch Engländer oder Niederschotten gemeint sind — auf diese vier Sitze der englischen Staatskirche berufen würde, und zwar so stark, daß selbst der Premierminister eines so starken unionistischen Kabinets, wie das jetzige ist, so etwas nicht wagen würde. Die letztjährigen Besetzungen von Ty Ddewi beweisen dies. — Nach dem Aussterben des Hauses Tudor in England (1603), dessen Angehörige nie ganz vergaßen,

Digitized by Google

daß sie kymrischen Blutes waren, kam immer mehr und mehr der Brauch auf, des Kymrischen unkundige Engländer auf die vier in Wales gelegenen Bischofssitze der Staatskirche zu setzen; Anna (1702—1714) ernannte nur Engländer (7) und diese Praxis behielt das Haus Hannover, als Ausfluß einer festen Politik, wie wir früher sahen, bei; in den Jahren 1703—1870 wurden nach der Statistik von Clarke (A History of the Church in Wales) 66 Bischöfe für Wales ernannt, unter ihnen 64 Engländer, ein Schotte und ein Kymre! Es waren aber damit nicht nur die reich dotirten Bischofssitze von Wales in den Händen von Engländern, die kein Wort Kymrisch konnten; dieselben machten auch alle guten Stellen in den Kapiteln und die guten Pfarreien im Lande zu Sinekuren für ihre englischen Vettern, Neffen und Schützlinge, die alle auch kein Wort Kymrisch konnten, während gut staatskirchlich gesinnte Kymren sich auf den armen Pfarreien herumdrücken mußten, ja manche, wie der unglückliche Goronwy Owen, einer der besten kymrischen Dichter der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, nicht den kleinsten Fleck in der heißgeliebten Heimath zur Seelsorge anvertraut erhielten. Es war Welfenpolitik, mittels der Kirche die kymrische Sprache zu erdrücken, mit dem Effekt, daß die englische Staatskirche jetzt in Noth ist, daß sie nicht von der kymrischen Sprache in Wales erdrückt wird. Im Verlauf der Regierungszeit der Königin Viktoria hat diese Politik eine Aenderung erfahren (seit 1870). Diese Aenderung ist aber nicht etwa von der Staatskirche selbst ausgegangen in Folge der Einsicht, daß sie sich als Kirche mit der geübten Praxis den größten Schaden that und durch ihre englischen Geistlichen die Kymren immer weiter dem Nonkonformismus in die Arme trieb; nein, diese Aenderung ist wesentlich den kymrischen Nonkonformisten selbst zu verdanken, die es als eine nationale Schmach empfanden, daß „Ausländer nach Blut und Zunge" die welschen Zehnten verzehrten, und die diese dem Nonkonformismus im Grunde schädliche Aenderung in der Praxis der Staatskirche durch Aufregung aller welschen Kreise schon zu Stande brachten, als die sprachlich-literarische Bewegung noch nicht in eine nationalpolitische umgeschlagen war. Daß heutigen Tages die kymrischen Angehörigen der Staatskirche in Wales in wachsender Zahl ebenso wie ihre nonkonformistischen Landsleute denken, lehrt ein Vorfall aus neuester Zeit. Auf dem Stuhle von Llanelwy (St. Asaph) in Nordwales sitzt seit einigen Jahren Dr. Edwards, ein

Digitized by Google

Kymre nach Blut und Sprache, aber er ist Anhänger der hochkirchlichen Richtung innerhalb der englischen Staatskirche, daher ihm der besonders in Nordwales starke Nonkonformismus ein Dorn im Auge ist, und er ist ferner politisch ein Tory, der in dem engen Bündniß von Hochkirchenthum und Torythum die einzige Rettung für die Staatskirche in Wales sieht. Er hat sich daher in den letzten Jahren allen Bewegungen in Wales, die einen kymrisch-nationalen Anstrich haben, feindlich gegenüber gestellt, namentlich der Gründung von Mittelschulen Hindernisse in den Weg gelegt, die sich z. Th. nur nach dem Grundsatz, „der Zweck heiligt die Mittel" rechtfertigen lassen, so daß er auf diese Weise einen großen Theil seines Klerus gegen sich aufgebracht hat, wie auf der Diözesenversammlung im letzten August in Dinbych aus den Reden klar zu Tage trat. Diese versteckte Opposition scheint ihn noch mehr gereizt zu haben, denn bei der bald darauf von ihm vorgenommenen Neubesetzung von Stellen und Beförderungen in seiner Diözese — er hat das unbeschränkte Patronat über die meisten Stellen — hat er die kymrische Partei durch Uebergehung getroffen. Dies hat theilweise offenen Aufstand zur Folge: der Rev. D. G. Davies in Trallwm hat seine beiden Ehrenämter — die ländliche Superintendentur und die Stelle als Examinator des Kymrischen im Kandidatenexamen — als Protest niedergelegt, da es keinen Werth habe, Kandidaten im Kymrischen zu prüfen, wenn ihr Kymrisch ihnen nur hinderlich sei, in die höheren kirchlichen Aemter in einer kymrischen Diözese zu kommen. Die Presse bemächtigte sich des Streites (Baner ac Amserau Cymru vom 17. und 24. November, Leitartikel, Y Genedl Gymreig 30. November, Celt Llundain 13., 27. November, Cymro 18. November). Man warf in den aus kymrischen staatskirchlichen Kreisen stammenden Artikeln dem Bischof vor, er handle so, als sei Llanelwy ein englisches Bisthum und setze einsprachige Engländer auf Pfarreien, wo Kymrisch die Sprache des Hauses der Pfarreingesessenen sei, Dinge, die nur zum Verderben der Staatskirche in Wales ausschlagen könnten. Die Klagen verdichteten sich bis zu einer offenen, von fünfundsiebzig angesehenen Klerikern der Diözese unterzeichneten Beschwerde an den Bischof; derselbe sandte die Beschwerde zurück und lud zu einer öffentlichen Versammlung aller Kleriker der Diözese nach Gwrecsam ein. Die Beschwerdeführer lehnten dieselbe aus vernünftigen Gründen ab. Bezeichnend für die Stimmung, die unter dem kymrischen Klerus gegen den der Bevorzugung der Engländer beschuldigten Bischof

Digitized by Google

herrscht, ist das Schreiben eines der Geistlichen, in dem er seinem Bischof anzeigt, er könne die Einladung zur „Zusammenkunft" nicht annehmen, mit dem Zusatz: „Die einzige Art der Zusammenkunft, die Ihr verdient von meiner Seite — kymrisch sagt man „von meiner Hand" — ist die national kymrische mit einem Prügel von wilder Esche" (s. Baner, 22. Dezember, S. 7, Y Genedl, 21. Dezember, S. 4, 5, Y Cymro, 23. Dezember, S. 4, 6, 8). Wie der Streit auch in dieser Angelegenheit enden wird, so viel ist sonnenklar, daß einsprachige Engländer auf welschen Pfarreien der Staatskirche, in denen auch nur eine starke Minorität noch kymrisch redet, bald weiße Raben sein werden.

Nun die Schulen. Von der nationalen Bewegung in Wales gedrängt, hat 1893 die liberale Regierung eine Abänderung des für England und Wales geltenden Forsterschen Elementarunterrichtsgesetzes dahin getroffen, daß es seit 1893 in Wales gesetzlich gestattet ist, daß das Kymrische in den Elementarschulen nicht nur als Hilfsmittel des Unterrichts, als Unterrichtssprache in sprachlich kymrischen Bezirken benutzt werden kann, sondern es kann auch als Unterrichtsgegenstand in allen kymrischen Elementarschulen eingeführt werden, sofern die nächsten lokalen Aufsichtsbehörden dies gestatten oder wünschen. Diese Behörden sind in Wales meistens die Ausschüsse der Gemeindeschulverbände, die zugleich auch die Lehrer anstellen und entlassen. Da nun von einer Benutzung des Kymrischen als Unterrichtsmittel gegenüber Kindern, die vor dem Eintritt in die Schule ja nicht die kymrische Literatursprache, sondern nur kymrischen Dialekt reden, kaum die Rede sein kann, außer wenn der Lehrer selbst Kymrisch als Muttersprache spricht, so liegt es auf der Hand, daß es in der Macht der Gemeinden liegt, überall wo Kymrisch herrscht, praktische Kenntniß des Kymrischen als unerläßliche Bedingung für den Lehrer zu machen, d. h. die englischen Lehrer, die lange Zeit das Hauptkontingent in Wales stellten, thatsächlich auszuschließen. In Folge der Neuheit des Gesetzes und mancherlei begreiflicher Rücksichten und Verhältnisse ist es soweit noch lange nicht gekommen, aber daß es noch ganz anders kommen wird, dafür sei nur ein Vorgang aus jüngster Zeit angeführt. Es ist aus geschichtlichen Ereignissen erklärlich, daß in Monmouthshire und angrenzenden Distrikten von Glamorganshire die kymrisch redende Bevölkerung auch unter den eigentlichen Welschen in Minorität ist, welche Minorität noch viel stärker erscheint durch die kolossale Einwanderung englischer Elemente im

Digitized by Google

Laufe dieses Jahrhunderts in den mächtig sich entwickelnden welschen Ausfuhrhäfen am Bristol-Kanal. So stellte der Zensus von 1891 für den Zählbezirk Cardiff — d. h. Stadt Cardiff und weitere Umgebung — auf 173 796 Personen fest 86 Prozent englisch redende und 14 Prozent kymrisch redende Individuen im Alter über zwei Jahren. Das nationale Gefühl unter der welschen Masse (gwerin) in Cardiff selbst ist nun so stark, daß, als im letzten Juni die Gemeindeschulenkommission auf Antreiben einer sprachlich-literarischen kymrischen Gesellschaft Fragebogen bei den Eltern der Schulkinder zirkuliren ließ, ob Kymrisch sollte als Unterrichtsgegenstand in den Gemeindeelementarschulen Cardiffs eingeführt werden, die Frage von mehr als 80 Prozent der Antwortenden bejaht wurde. (Young Wales III, 213ff.). Dem entsprechend hat die Gemeindeschulenkommission am 4. November beschlossen, daß in den ihr unterstehenden Elementarschulen von Cardiff von unten an Kymrisch Unterrichtsgegenstand sei: zweisprachige Bücher sollen benutzt werden, kymrische Gesänge gelernt, das Vaterunser soll täglich in Englisch und Kymrisch aufgesagt werden, die Aufsichtsbehörde willigt ein, daß die gelesenen Seiten Kymrisch auf das vorgeschriebene durchzuarbeitende Pensum in Anrechnung gebracht werden (s. Baner ac Amserau Cymru 1897, 10. November, Y Cymro, 18. November). Das ist doch ein bedeutender Schritt zur Verdrängung englischer Lehrkräfte und zur „De-Anglization" solcher Theile von Wales, wo „non-naturalized Foreigners" — wie Southall sich euphemistisch für „Engländer" ausdrückt — in größerer Masse sitzen. Ein Ort im Norden von Wales, wo die kymrisch redende Bevölkerung eine Minorität, wenn auch größere als in Cardiff, bildet, ist das von kymrischem Standpunkt aus betrachtet schon jenseits Offas Graben liegende Wrexham; da der Ort zugleich auch Hochburg des Torythums und Staatskirchenthums ist, so kommt die nationale Gesinnung der Masse noch nicht so zum Ausdruck, wie in Cardiff: es haben daher vor der Hand Privatgesellschaften den kymrischen Unterricht der Kinder in die Hand genommen. Ich glaube, man braucht kein Prophet zu sein, um nach dem, was in wenigen Jahren in Wales schon geschehen ist, die Zeit vorauszusehen, in der einsprachige Engländer, die man bis in die achtziger Jahre noch vielfach mit Vorliebe in Wales bezog, als Elementarlehrer in Wales nur mehr in kymrischen Novellen figuriren werden wie heutigen Tages die alten Waterloo-kämpfer als Schulmeister der dreißiger bis fünfziger Jahre.

Digitized by Google

Das Jahr 1889 brachte Wales — und zwar nur Wales — ein Mittelschulgesetz, nach dem seit dieser Zeit überall in den einzelnen Grafschaften Mittelschulen gegründet sind oder in Gründung begriffen sind. In ihnen ist Kymrisch Unterrichtsgegenstand wie Latein oder Französisch. Diese Mittelschulen werden von den Grafschaften gegründet und wesentlich durch Steuerzuschläge der Grafschaften erhalten, die natürlich auch den entscheidenden Einfluß auf die Anstellung der Lehrer haben. Durch die nationale Presse ertönt laut der Ruf und die Mahnung an die Schulkommission, daß bei den Anstellungen an diesen Mittelschulen, in denen Englisch Unterrichtssprache ist, bei „gleichen Leistungen" der zweisprachige Kymre dem englischen Mitbewerber — der natürlich kein Kymrisch versteht — vorgezogen werde. Die Beurtheilung, ob „gleiche Leistungen" vorhanden sind, liegt aber in den Händen der nicht technisch gebildeten Schulkommissionen. In Schwaben pflegte man bei manchen Ernennungen zu sagen, „es menschelt selbst im Oberkirchenrath"; es wäre wunderbar, wenn es in Schulkommissionen in Wales bei der Beurtheilung, ob „gleiche Leistungen", nicht auch „menschelte". Die Aussichten für das Ankommen der englischen Elemente als Lehrer an welschen Mittelschulen für die Dauer lassen sich demnach leicht beurtheilen, zumal wenn man Eines noch hinzu nimmt: Die seit 1889 gegründeten Mittelschulen — sowohl die für Knaben als Mädchen —, in welche in der Regel mit dem vierzehnten Jahre eingetreten wird, sind alle nach demselben Schema gegründet; es sind ja nicht humanistische Anstalten im vollen Sinne unserer Gymnasien, aber es tritt doch der Gesichtspunkt einer mannigfaltigeren technischen Vorbildung für das vielgestaltige praktische Leben im Lehrplan ziemlich stark in den Hintergrund, so daß naturgemäß die Mehrzahl der begabten Schüler, welche die Anstalten ganz absolviren, einen Zug zum Universitätsstudium mitbringt. Nun waren nach Angaben, welche die kymrischen Abgeordneten T. E. Ellis und J. Herbert Roberts im September und Oktober bei verschiedenen Gelegenheiten machten, von 1889 bis 1895 im Ganzen dreißig Mittelschulen mit 1800 Schülern gegründet worden und diese Zahl stieg in dem Jahre 1896 auf siebenundvierzig Mittelschulen mit 3367 Schülern und im Winter 1897 — wo die Neugründungen wesentlich abgeschlossen sind — waren vorhanden zwischen siebzig und achtzig Mittelschulen mit 7000 Schülern — Knaben und Mädchen —! (s. Y Genedl Gymreig 23. November und Baner ac Amserau Cymru 24. November). Damit ist natur-

Digitized by Google

gemäß, selbst wenn keine Neugründungen mehr erfolgen, noch nicht die Höhe der Frequenz erreicht; in Y Genedl Gymreig vom 14. Dezember 1897 wird dieselbe auf 10000 Schüler und Schülerinnen zum Wenigsten nach Verlauf von fünf Jahren berechnet. In wenigen Jahren ist dem entsprechend die Frequenz der drei nationalen Universitätskollegien (Fakultäten) in Bangor, Aberystwyth und Cardiff von ca. 500 auf 1167 Studenten gestiegen. (Y Genedl Gymreig 1898, 25. Januar, S. 7), und ihr Wachsthum für eine baldige Zukunft wird bis auf 2000 veranschlagt (Young Wales III, 17). Dabei hatte Wales mit Einschluß von Monmouthshire im Jahre 1891 nur eine ortsansässige Bevölkerung von 1776405 Einwohnern, von denen nach Southalls Berechnungen 1270000 Kymren sind nach Rasse, Sprache oder Gesinnung und 500000 „non-naturalized Foreigners“ (Southall, The Welsh Language census of 1891, S. 27 ff). .Was bei dieser Bevölkerungsziffer 2000 Studirende — wozu die Theologen in ihrer überwältigenden Mehrzahl noch nicht einmal gehören, da diese (sowohl Staatskirchler als Nonkonformisten) in den vor Gründung der kymrischen Universität vorhandenen und nicht aufgegebenen konfessionellen Fakultäten in verschiedenen Theilen des Landes meist studiren — sagen will, lehrt ein Vergleich mit Deutschland, das entsprechend einer mehr als dreißig Mal größeren Bevölkerung 60000 Studenten aufweisen müßte, an welche Zahl wir glücklicher Weise nicht entfernt heranreichen. In zehn bis fünfzehn Jahren wird in Wales ein Ueberschuß an Lehrkräften, männlichen und weiblichen, für Mittelschulen herrschen,*) gegen den der Kandidatenüberfluß in Preußen gar nichts ist; es wird kein kymrisches Mitglied in den Kommissionen für die Mittelschulen zu finden sein, das nicht mehrere Verwandte hätte, die schon lange auf Anstellung warten; Wales wird nicht nur keine Engländer mehr für seine Mittelschulen brauchen können, es wird England mit Lehrkräften überschwemmen, die den englischen Kandidaten in großen Städten, wie London, Birmingham, Liverpool, Manchester, mit großen kymrischen Kolonien gefährliche Konkurrenz machen werden.

Das Jahr 1894 brachte Wales, wie schon in meinem früheren

*) Daß mit der Gründung von 80 Mittelschulen, wodurch sich die Grafschaften jährlich wachsende Lasten auferlegt haben, des gelehrten Unterrichts in Wales bei einer Bevölkerung von 1700000 Seelen bald zuviel sein wird, fangen praktische, nicht von Schlagworten beherrschte Kymren schon voraus zu sehen an (s. Cymru XIV, 10; Baner ac amserau 1898, 23. Febr. S. 5).

Digitized by Google

Vortrag erwähnt, die Krönung des kymrischen Unterrichtssystems, eine kymrische Universität, d. h. die drei vorhandenen Fakultäten in Bangor, Aberystwyth und Cardiff wurden aus Staatsmitteln dotirt und erhielten das königliche Patent als kymrische Universität mit den Rechten einer solchen. Das Ziel der treibenden Kräfte in der Bewegung um eine kymrische Universität war sicher nicht blos die Erlangung von University colleges auf kymrischem Boden, die dem Kymren näher liegen als die Fakultäten der Victoria-University in Liverpool und Manchester; nein, sie sollte eine nationale Einrichtung werden und das von nationalem Geiste durchwehte Gesammtgebäude des Unterrichts krönen. Daher denn auch alsbald in der nationalen — und nicht einmal in der besonders extrem-nationalen — Presse die Hinweisungen, daß die Zahl der Kymren unter den Professoren, vor Allem die Zahl Derjenigen, welche die nationale Sprache von Wales verstehen, zu gering sei, die ausgesprochenen Befürchtungen, daß ein nicht nationaler Geist im Lehrkörper der kymrischen Universität sich breit mache und auf die nationale Gesinnung der akademischen Jugend schädlich einwirke. Dabei taucht das Gerücht in der Presse auf und wird von Zeit zu Zeit erneuert, daß der und jener Nichtkymre unter den Universitätslehrern eifrig Kymrisch treibe: ob der Druck so weit geht, oder ob die hier und dort auftauchenden Notizen nur Winke mit dem Zaunpfahl sind, läßt sich aus der Ferne nicht entscheiden. Zieht man den durch die neugegründeten Mittelschulen schon jetzt hervorgerufenen ungeheuren Zudrang der Kymren zum Universitätsstudium, der sich noch steigern wird, in Betracht, so ist klar, daß in nicht ferner Zeit von „nationalem" Geiste beseelte, wissenschaftlich thatsächlich gut vorgebildete Kymren in Fülle vorhanden sein werden, um die frei werdenden Lehrstühle in den „nationalen" Fakultäten (colegau cenedlaethol, Baner 1897, 22. September, S. 6) zu besetzen, und daß die „Ausländer nach Blut und Sprache" nur selten Gelegenheit finden werden, an der kymrischen Universität als Lehrer unterzukommen.

Als bezeichnend für die kymrischen Forderungen in Unterrichtsangelegenheiten und die Art, wie sie vertreten werden, sei noch ein thatsächlicher Vorgang aus jüngerer Zeit angeführt. Im Dezember 1896 ernannte das englische Unterrichtsministerium auf die durch Tod des Inhabers vakant gewordene Stelle eines Schulrathes in Wales einen angesehenen Schulinspektor aus Nord-England, Mr. Legard, einen Engländer. Diese Ernennung wurde

Digitized by Google

alsbald in der kymrischen Presse aufs Heftigste angegriffen; Baner ac Amserau Cymru (30. Dezember 1896) gaben zu, daß gegen Herrn Legard als Menschen nichts einzuwenden sei und daß er in seiner bisherigen Stellung ein „hervorragender Schulinspektor" gewesen sei, jedoch sei das „nationale kymrische Gefühl" durch die Ernennung „verwundet" worden: „er hat als Engländer, der kein Kymrisch versteht, Mängel, die seine Ernennung hätten unmöglich machen sollen" (a. a. O.). Durchs Land auf und ab wurden in Versammlungen und von Korporationen Protestresolutionen gefaßt, wie z. B. die Cymmrodorion von Cardiff, daß ein Schulrath für Wales ein „Kymre von Blut und Sprache sein müsse", und schließlich führte die Angelegenheit noch am 17. Juni 1897 bei der Budgetberathung zu einer längeren Debatte im Unterhaus, in der fünf kymrische Parlamentsmitglieder die Regierung heftig angriffen: die Regierung, vertreten durch Sir John Gorst, machte zur Vertheidigung darauf aufmerksam, daß Herr Legard ja nicht Schulinspektor sei, der die Schulen prüfe, sondern Aufseher der Schulinspektoren, der ihre Berichte prüfe; sie versprach, daß Herr Legard, soweit er direkt Schulen revidire, nur in englisch sprechenden Bezirken von Wales Verwendung finde, betheuerte, es habe ihr vollständig fern gelegen, der „kymrischen Nation" irgend welche Mißachtung zu bezeugen, und raffte sich endlich, als die Angriffe nicht aufhörten, zu dem Hinweis auf, daß Wales ja vor der Hand noch ein Theil von England sei. In dem genannten leitenden kymrischen Blatt trägt der Bericht über diese Debatte die Ueberschrift „Einsprachige Engländer in kymrischen Aemtern; verächtliche Antworten". Dabei hat das vereinigte Königreich eine unionistische Regierung mit einer Majorität von 152 Stimmen. Eine radikale Regierung wie die 1895 abgegangene, die auf die kymrischen Stimmen angewiesen war, hätte natürlich eine solche Ernennung gar nicht gewagt und lieber 40 englische Vordermänner übersprungen, um einen Schulinspektor welscher Nationalität zu bekommen für den Schulrathsposten in Wales. Es ist mir sogar sehr zweifelhaft, ob die Regierung Salisburys ein ähnliches Experiment so bald wieder versucht.

Nächst Kirche und Schule kommt Justiz und Verwaltung in Betracht. Hier sind vor der Hand den Engländern Stellen in Wales noch meist sicher auch ohne Kenntniß des Kymrischen, so lange Wales noch nicht das von Jung-Wales angestrebte Homerule hat. Bemerkenswerthe Vorgänge sind auch schon auf diesem Gebiet

Digitized by Google

zu verzeichnen. So hielt in einer Gerichtsverhandlung in Bala am verflossenen 6. Oktober der Vertheidiger Ellis E. Griffith, kymrisches Parlamentsmitglied, die Vertheidungsrede vor den kymrischen Geschworenen in Kymrisch, was von der kymrischen Presse genügend hervorgehoben wurde. Bei einer Geschworenensitzung auf Anglesey im letzten Frühjahr verlangten eine Reihe Zeugen ihr Zeugniß in Kymrisch abzulegen unter der Begründung, sie zögen dies vor oder sie könnten Kymrisch noch besser als Englisch. Da der vorsitzende Richter, ein Bruder eines Unterstaatssekretärs im gegenwärtigen Toryministerium, kein Kymrisch versteht, zog sich durch die Verdolmetschung die Sache hin, und als ein weiterer Zeuge es wieder vorzog, Kymrisch zu reden, forderte der unwillig werdende Vorsitzende, Sir E. Ridley, Zeugniß in Englisch, was unter Protest des kymrischen Vertheidigers geleistet wurde; darauf Lärm in der kymrischen Presse, Interpellation im Unterhaus, und versteckte Entschuldigung von Sir E. Ridley bei passender Gelegenheit. Derartige Vorgänge scheinen selbst die jetzige unionistische Regierung bedenklich zu machen; wenigstens deutete die kymrische Presse den Umstand, daß eine vakante Richterstelle in Mittel-Wales zu Oktober nicht gleich definitiv besetzt wurde, dahin, daß die Regierung einen des Kymrischen unkundigen Engländer direkt nicht zu ernennen wage, aber sich auch nicht sofort zur definitiven Ernennung eines Kymren entschließen könne. Letzteres ist unterdessen geschehen und der neu ernannte Richter William Evans, „Kymre nach Blut, Sprache und Fühlen", begann seine Thätigkeit mit der Versicherung, jeder Kymre dürfe vor ihm sein Zeugniß in Kymrisch ablegen, wenn er dies wünsche (s. Baner, 17. November, S. 9, 2; Cymro, 18. November, S. 2).

Dieser Blick auf Wales und die sich hier entwickelnden Verhältnisse lehrt deutlich, was Engländern und Niederschotten, sofern sie in ihrer Einsprachigkeit verharren, in Bezug auf manche Stellen in Irland und den schottischen Hochlanden bevorsteht, sobald dort die Bewegung für Erhebung des Irischen und Schottisch-Gälischen zur Nationalsprache für Irland und die Hochlande so weit erstarkt ist wie in Wales. Die kirchlichen Aemter allerdings, die für einsprachige Engländer und Niederschotten Jahrhunderte lang in Wales fette Pfründen waren und es in beschränktem Maße ja noch sind, kamen ja schon bisher in den beiden anderen Theilen der „Celtic Fringe" für sie weniger in Betracht. Die katholische Kirche in Irland bietet für sie keinen Platz, und die am 1. Januar 1871

Digitized by Google

eingetretene Entstaatlichung der englischen Kirche in Irland hatte schon einen beträchtlichen Theil der Pfründen auf den Aussterbeetat gesetzt. In Schottland herrscht in kirchlicher Hinsicht zwischen den keltischen Hochschotten und der schottischen (Presbyterianer-) Staatskirche fast dasselbe Verhältniß wie in Wales zwischen den keltischen Kymren und der anglikanischen (bischöflichen) Staatskirche. Die große Mehrzahl der keltischen Hochschotten gehört seit 1843 der schottischen Freikirche an, wie die Mehrzahl der keltischen Kymren in Wales Nonkonformisten sind: beide Keltenstämme erhalten ihr Kirchenthum aus freiwilligen Beiträgen, daher auch bei beiden die Sprache des Gottesdienstes das keltische Idiom — dort Schottisch-Gälisch, hier Kymrisch — ist; beide Keltenstämme zahlen Zehnten an ein ihnen in ihrer Mehrheit fremdes Kirchenwesen: der Hochschotte an die presbyterianische, niederschottische — d. h. sprachlich englische — Staatskirche, der Kymre an die bischöfliche, englische Staatskirche. Der Unterschied aber besteht: in Wales wird in Folge des Erstarkens der sprachlich literarischen Bewegung in unserem Jahrhundert und ihres Umschlagens in eine stark nationale Bewegung die bischöfliche englische Staatskirche seit Mitte unseres Jahrhunderts mehr und mehr gezwungen, wie wir sahen, die vom Zehnten der Kymren bezahlten Stellen der Staatskirche in Wales mit Kymren nach Sprache und Blut zu besetzen, um die drohende Entstaatlichung in Wales vielleicht aufzuhalten; in den schottischen Hochlanden dagegen ist die sprachlich-literarische Bewegung noch nicht so weit, hier ziehen noch einsprachige Niederschotten meist die von den keltischen, der Freikirche angehörenden Hochschotten gezahlten Zehnten. Hierin scheint durch Umstände, die im Verlauf noch berührt werden, vor der Hand keine Aenderung bevorzustehen.

Zunächst wird in Irland und den schottischen Hochlanden der Kampf um die Schule im weitesten Sinne und damit um die Stellen im Schuldienst vom Elementarlehrer bis Landesschulrath hinauf in Frage kommen. Die Wales für den Unterricht in den Elementarschulen 1893 gemachte Konzession, das Kymrische als Unterrichtssprache verwenden und als Unterrichtsgegenstand einführen zu dürfen, findet mächtigen Widerhall in Irland und den schottischen Hochlanden. Am 6. März letzten Jahres kam eine große Deputation von fünfunddreißig Hochland-Gesellschaften nach London, um Lord Balfour ans Herz zu legen, für die gälischen Hochlande denselben bilinguen Unterricht in den Elementarschulen herbeizuführen, wie er jetzt in Wales möglich ist; es wurde durch den Sprecher der

Digitized by Google

Deputation, den angesehenen Dr. H. Cameron Gillies eine kräftige Sprache geführt und gefordert für das Gälische „the freest possible part in the education". Dieser Deputation hatten sich sämmtliche Parlamentsmitglieder der schottischen Hochlande angeschlossen und der Marquis von Lorne führte die Deputation mit einer wohlwollenden Empfehlung ihrer Wünsche ein. Daß in Irland schon Lehrervereine mit gleichem Verlangen hervortreten, ist schon in meinem früheren Vortrag erwähnt (s. oben S. 85), und auch hier fehlt das parlamentarische Echo nicht: Dillon schnitt am 2. Juli 1897 die Frage an und als er vom Regierungstisch keine Antwort erhielt, am 5. Juli beim Budget, worauf Balfour den blutigen Witz machte, er habe gegen die irische Sprache weiter nichts einzuwenden, als daß er sie einst zu schwer gefunden habe zu erlernen; und als man ihm noch keine Ruhe ließ, gab er die Versicherung, er wolle die „attention" der Schulverwaltung auf die „suggestion of the honorable and learned member" lenken. Ein unionistisches Ministerium mit der erdrückenden Majorität wie das gegenwärtige kann sich natürlich derartige Hinhaltungen gegen Iren und Hochschotten gestatten; aber wenn sich der Wind in einigen Jahren in manchen englischen Volkskreisen gedreht hat — wozu ja schon Anzeigen vorliegen — und in England selbst bei Neuwahl auf der einen Seite liberale Unionisten-Tories und auf der andern liberale Homeruler-Radikalen sich ziemlich die Waage halten, also die liberalradikale Partei auf kymrischen und irischen Krücken wieder ins Amt kommt, dann hören diese Hinhaltungen auf, oder die Freunde der Regierung werden unangenehm: die liberalen Regierungen von 1885 an könnten ein Lied davon singen. — Auch hinsichtlich Justiz und Verwaltung erheben sich, wie ebenfalls früher bemerkt, schon jetzt in Irland dieselben Schwierigkeiten für den einsprachigen Engländer wie in Wales, nur daß die Toryregierung gegen Irland nicht ganz so rücksichtsvoll ist wie gegen Wales und nicht sein kann, wegen der starken Tory-vertretung Irlands im Oberhause.

Es ist klar, daß bei dem weiteren Erstarken der auf „De-Anglization", d. h. Entwurzelung der englischen Sprache oder wenigstens ihrer Vorherrschaft gerichteten sprachlich-literarischen pankeltischen Bewegung in Wales, Irland und den schottischen Hochlanden, der einsprachige Engländer — wozu auch der Niederschotte gehört — schließlich in Bezug auf Aemter in Kirche und Schule, Justiz und Verwaltung hinsichtlich Wales, Irlands und Hochschottlands in eine ähnliche Lage gebracht wird, in der sich

Digitized by Google

der einsprachige Deutsche Oesterreichs schon vor Badenis Sprachverordnungen hinsichtlich seiner Verwendbarkeit in tschechischen, polnischen, slovenischen Distrikten befand. Von Rechtswegen wird jedem Angehörigen des vereinigten Königreichs der Zutritt zu jeder Stelle in demselben offen stehen, soweit nicht religiöse und andere Verhältnisse gesetzliche Schranken ziehen wie bisher schon; thatsächlich wird der einsprachige Engländer, wie die Entwickelung in Wales zeigt, von fast allen Stellen in Kirche und Schule, Justiz und Verwaltung in den ganzen kymrischen, irischen, gälischen Gebieten von Wales, Irland und Hochschottland ausgeschlossen sein. Doch wird dies nicht die einzige Folge sein. Die Wiederhebung des Kymrischen, Irischen, Gälischen zu Sprachen des nationalen Lebens in der „Celtic Fringe" wird auch in manche Privatverhältnisse des täglichen Lebens eingreifen, wie Wales schon zeigt. In den fünfziger und sechziger Jahren dieses Jahrhunderts und noch später waren die Verwalter, Aufseher und Wildhüter auf den Gütern der Landlords in Wales einsprachige Engländer oder Niederschotten; die englischen und schottischen Kapitalisten, welche die reichen Bodenschätze von Wales durch kymrische Arbeiter heben ließen, setzten einsprachige Engländer oder Niederschotten als Aufseher ein, die mit größter Arroganz die einheimische Arbeiterbevölkerung behandelten; die durch Wales führenden privaten Eisenbahngesellschaften hielten die Kymren aus allen Stellen fern, wo es irgendwie anging. Die wahrheitsgetreuen Schilderungen welscher Verhältnisse in Daniel Owens verschiedenen Novellen liefern reichliche Belege, die ergänzt werden durch humorvolle Dichtungen wie Ceiriogs „Lawrence Lowe" (in Oriau'r Bore S. 16—24). In diesen Verhältnissen hat sich in den letzten beiden Dezennien manches geändert, wie Jeder beobachten kann, der eine Zeit lang aufmerksam die nationale Presse von Wales verfolgt, wo gewissenhaft und mit großer Befriedigung alle Fälle registrirt werden, wenn doppelsprachige Kymren in solche früher von einsprachigen Engländern oder Niederschotten innegehabten leitenden Privatstellungen einrücken. Allerdings liegt in diesen Verhältnissen naturgemäß erst der Anfang eines Wandels in Wales vor, aber es ist bei der Intensität nationalen Fühlens in Wales sicher, daß gerade hier in nicht all zu ferner Zeit sich viele Thore dem Engländer und Niederschotten verschließen werden, sofern er dabei beharrt, einsprachig zu bleiben und nicht Kymrisch lernt. — Gewiß wird der Engländer, wenn er mit Geld in der Tasche zum Aus-

Digitized by Google

geben nach Connemara angeln oder in ein welsches Seebad sich erholen geht, nach wie vor mit Englisch ganz vortrefflich auskommen, er wird vielleicht gar nicht besonders auffallend merken, daß in den erwähnten Gegenden eigentlich Irisch oder Kymrisch die Verkehrssprache der Bewohner ist, so wenig er an gewissen Orten der Schweiz oder Italiens von Deutsch oder Italienisch besonders viel merkt. Dasselbe wird in allen Verhältnissen der Fall sein, in der er Auftraggeber ist. Wird er aber in privaten Verhältnissen in der Celtic Fringe, in denen er Suchender gegenüber dem national fühlenden zweisprachigen Kelten ist, in Zukunft bei weiterer Kräftigung der pankeltischen Bewegung mit bloßer Kenntniß seiner Muttersprache überall so gut auskommen wie bisher? Das ist gar nicht zu erwarten. Es ist ja bisher mehr ein übermüthiger Nationalsport, wenn gelegentlich in Wales — auch in Irland ist neuerdings schon die Forderung erhoben worden — dem einsprachigen Engländer von Leuten, die ganz gut Englisch verstehen, aber nichts von ihm erwarten, ein „No English Sir" entgegen tönt. Kinderunarten werden, wenn sie nicht früh ausgetrieben werden, oft zu Gewohnheiten der Erwachsenen.

Damit daß früher oder später immer weitere englische Kreise, zu denen auch die Niederschotten gehören, vor die ihnen unangenehme Thatsache gestellt werden, daß sie mit der Kenntniß der englischen Sprache allein nicht mehr überall im vereinigten Königreich auskommen werden, sind die nächsten Folgen des sprachlichen Wiederauflebens des Keltenthums für den Engländer nicht erschöpft. Kein ernst zu nehmender Mensch in Wales, Irland und den schottischen Hochlanden denkt daran, das Erlernen des Englischen zu erschweren. Es mischt sich in der Bewegung für Gleichberechtigung des Kymrischen, Irischen, Gälischen mit dem Englischen in Wales, Irland und Hochschottland in wunderbarer Weise das sentimentale, nationale Empfinden der Kelten mit dem auf englischer Erziehung beruhenden praktischen Sinn. Durch Benutzung der nationalen keltischen Idiome sofort beim Beginn des Unterrichtes für Alle, die bisher keine andere Sprache kannten, hofft man in weiten Kreisen von Wales, Irland und Hochschottland nicht ohne Grund in viel wirksamerer Weise als durch die bisherige Unterrichtsmethode die Aneignung des Englischen zu erleichtern und so weitere Kreise in viel besserer Weise als bisher für den Kampf ums Dasein auszurüsten. Der „Brot- und Butter-Gesichtspunkt" kommt in der Bewegung vollauf zu seinem Recht neben dem

Digitized by Google

idealen Streben. Man braucht nun gar nicht etwa anzunehmen, es trete in Irland und Hochschottland, wenn weiteren Kreisen durch eine veränderte Unterrichtsmethode in den Elementarschulen der Zutritt zu höherer, sei es wissenschaftlicher oder gewerblicher Ausbildung, thatsächlich erleichtert wird, auch nur von Ferne eine Steigerung des Zudranges zu mittleren und höheren Schulen ein, wie sie thatsächlich in Wales vorhanden ist; eine Steigerung tritt aber ein und damit ein Ueberschuß an geistiger Kraft in Wales, Irland und Hochschottland, der Abfluß und Beschäftigung in England und den Kolonien sucht. Der geistig befähigtere Theil derjenigen Massen, die schon lange, bisher geistig mangelhaft oder gar nicht für den Kampf ums Dasein ausgerüstet, aus Wales und Irland nach England und den Kolonien abströmten und nur den untersten Klassen Englands Konkurrenz machten, wird in Konkurrenz mit dem englischen Mittelstand treten. Es mag diesen Kelten manches im Charakter des Engländers und Niederschotten abgehen, was die Erfolge des britischen Reiches in der Welt ausmachen half, an geistiger Befähigung in mancher Richtung und Regsamkeit stehen sie denselben nicht nach

* * *

Darf man annehmen oder ist es wahrscheinlich, daß es bei den hervorgehobenen nächsten Folgen der auf Wiederbelebung der keltischen Sprachen gerichteten pankeltischen Bewegung für das eigentliche England, den Engländer bleiben wird? Die Frage fällt zusammen mit der, ob es wahrscheinlich ist, daß die Bewegungen in Wales, Irland, Hochschottland auf Wiedereinsetzen des Kymrischen, Irischen, Gälischen in ihre frühere Stellung als Sprachen eigenartig nationalen Lebens vor einem Umschlag nach der politisch nationalen Seite sicher sind. Ich denke, die Frage von der Seite fassen, heißt sie verneinen. Man braucht gar nicht über die Grenzen des vereinigten Königreiches, etwa nach dem cisleithanischen Oesterreich zu schauen. Wales ist lehrreich für das, was in Irland und Hochschottland den gegenwärtig anscheinend noch wesentlich rein sprachlich-literarischen Bewegungen folgen wird. Unpolitischer als die auf einer religiösen Bewegung (deffroad crefyddol) sich aufbauende sprachlich-literarische Bewegung (deffroad llenyddol) in Wales bis 1868 und noch darüber hinaus war, kann man sich eine solche sprachlich-literarische Bewegung gar nicht denken, wie ich in meinem ersten Vortrag gezeigt habe. Und doch erfolgte der Umschlag ins Politische, seit zehn Jahren sogar mit einer stark eng-

Digitized by Google

landfeindlichen Spitze, wie ich gleichfalls ausführlich belegt habe. In Irland sind alle in meinem zweiten Vortrage genannten Gesellschaften für Bewahrung des Irischen als Sprache Irlands als nicht politische gegründet; die Gaelic League (Connradh na Gaedhilge) betont scharf, daß sie "strictly non-Political and non-Sectirian" sei, und so finden sich in ihr neben Katholiken auch irische Protestanten, neben Dr. O'Donnell, dem katholischen Bischof von Raphoe in Donegal der protestantische Bischof von Ossory, Dr. Crozier, neben Homerulern auch Unionisten zur Pflege des Neuirischen zusammen. Es ist mir auch nicht bekannt geworden, daß diese Gesellschaft als *solche* irgendwie formal den Grundsatz „nicht-politisch, nicht-konfessionell" überschritten habe, für irgend eine der streitenden politischen Parteien eingetreten sei oder *als Gesellschaft* sich an irgend einer politischen Demonstration der letzten Jahre betheiligt habe. Aber über dem Allem darf man doch nicht vergessen, daß in der Idee, das Irische *wieder* zur nationalen Sprache Irlands zu machen, ihm wenigstens volle *Gleichberechtigung* mit Englisch in Irland zu verschaffen, eine politische Spitze gegen die jetzigen Zustände liegt; man darf über den sprachlich-literarischen Gesellschaften Irlands doch nicht die politische Gesinnung der erdrückenden Mehrzahl ihrer Mitglieder aus den Augen lassen, sondern muß sich erinnern, daß für die Mehrheit der leitende Gedanke ist, in der Bewahrung resp. Wiedereinsetzung des Irischen als nationale Sprache, sowie in der Schaffung einer modernen irischen Literatur in neuirischer Sprache die nach ihrer Meinung unerläßliche Grundlage für eine politisch-nationale Wiedergeburt zu legen. Mir scheint daher der Schluß, daß die sprachlich-literarische Bewegung in Irland deshalb keine politische sei, weil die verschiedenen ihr gewidmeten Organisationen keine Politik treiben, absolut verfehlt. Nur der Umstand, daß die gebildete, *national* fühlende Jugend Irlands die Bedeutung der sprachlich-literarischen Bewegung für das nationale Streben erkannte, hat überhaupt die Bewegung seit nicht viel mehr als einem Dezennium beachtenswerth und erfolgreich gemacht. Gerade weil in Irland eine starke politisch-nationale Bewegung längst vorhanden ist, kann die sprachlich-literarische ihr „strictly non-Political and non-Sectirian" so gut aufrecht erhalten; es treten ja die Führer der politisch-nationalen Bewegnng im Parlament und außerhalb für die Forderungen der sprachlich-literarischen Bewegung freiwillig ein: Es wird daher auch die gegenwärtig formell ganz unpolitische,

Digitized by Google

sprachlich-literarische auf sprachliche „De-Anglization" Irlands gerichtete Bewegung sicher einst ihre wahre Natur zeigen und mit der längst in Irland vorhandenen politischen Homerulebewegung zusammenfließen. Damit ist das politische Endziel der sprachlich-literarischen Bewegung zur Wiederbelebung des Keltenthums in der „Celtic Fringe" erkenntlich. Am klarsten und deutlichsten wird es von Jung-Wales ausgesprochen, wie ich in meinem ersten Vortrag ausgeführt habe: Homerule für die vier Völker (ymreolaeth i'r pedair cenedl) Engländer, Kymren, Iren, Schotten; politische Gleichberechtigung der vier Völker in dem an Stelle des vereinigten Königreiches tretenden Staatenbund. Auf dieses Programm hin werden ja schon jetzt bei den Nachwahlen kymrische Abgeordnete gewählt (s. Band 92, 484).

Welches sind die Aussichten für das politische Endziel der pankeltischen Bewegnng? Ich halte dasselbe für gar nicht so phantastisch fernliegend, wie es vielleicht Manchem auf den ersten Blick erscheinen mag. — Das scheint ausgeschlossen, daß die durch den Austritt der liberalen Unionisten geschwächte radikal-liberale Partei im eigentlichen englischen Sprachgebiet — England und Niederschottland — in absehbarer Zeit so mächtig wird, daß sie von dort eine absolute, das Unterhaus beherrschende rein liberal-radikale Majorität bezieht, wie die gegenwärtige unionistische Regierung eine starke unionistische Majorität besitzt; das aber scheint sehr wahrscheinlich, daß, wenn die gegenwärtige Regierung noch einige Jahre in gleicher Rücksichtslosigkeit die Interessen der Latifundienbesitzer und der Hochkirchler wie bisher einseitig wahrnimmt, dann die nächsten Wahlen — also in vier bis fünf Jahren — der jetzt aufs Aeußerste geschwächten liberal-radikalen Partei im eigentlichen England mit Einschluß des sprachlich englischen Niederschottland solchen Zuwachs bringen werden, daß dieselbe mit den nationalen Vertretern von Irland und Wales im Unterhaus eine Majorität hat. Dies Eintreten scheint nach dem Ausfall der Nachwahlen in den letzten zwei Jahren, in denen die Liberal-Radikalen alle ihre frei werdenden Sitze mit anschwellenden Majoritäten behaupteten und von den dreizehn Regierungssitzen fünf neu eroberten und in einigen anderen die unionistische Torymajorität von 1895 bis auf wenige Stimmen zerrieben, doch auch schon das rührigste Mitglied des jetzigen unionistischen Ministeriums, Jos. Chamberlain, in den Bereich der Möglichkeit zu ziehen, wenn das Referat in Baner ac Amserau Cymru über seine am 5. November im

Digitized by Google

Imperial-Union-Club in Glasgow gehaltene Rede zuverlässig ist. Wie stehen dann die Aussichten für das Endziel der pankeltischen Bewegung?

Die liberal-radikale Parteileitung ist durch die Gladstoneschen Homerule-Vorlagen von 1886 und 1893 an Homerule für Irland gebunden und gedenkt nach den klaren Aussprüchen hervorragender Parteimitglieder auch nicht, sich dieser Verpflichtung zu entziehen, wenn die Partei wieder an die Regierung kommt. Sie könnte es nach einer Neuwahl aber auch gar nicht mit Rücksicht auf viele Parteimitglieder; denn nach der nächsten Neuwahl werden viele Mitglieder der liberal-radikalen Partei der Homerulefrage ganz anders gegenüber stehen als 1886 und 1893. Diese Frage entschlüpfte bekanntlich 1886 Gladstones Pandorabüchse zum Entsetzen mancher seiner treuesten und nächsten Anhänger, die ihn verließen; aber auch nicht wenige der ihm treu Gebliebenen, die 1893 die mühsame Arbeit im Unterhaus mit ihm vollbrachten, folgten wesentlich aus Parteidisziplin. Nach einer Neuwahl wird nun für viele liberal-radikale Mitglieder zu der Rücksicht auf die Parteidisziplin das vor und bei der Wahl öffentlich abgegebene Versprechen hinzutreten. Die sich vollziehenden Nachwahlen liefern lehrreiche Beispiele für das, was die nächsten allgemeinen Wahlen bringen werden. Als die Sitze von Barnsley (Yorkshire) und Middleton (Lancashire) im Oktober 1897 und einer in Liverpool und London (Deptford) im November 1897 zur Nachwahl standen, da verlangten die in diesen Bezirken zahlreich vertretenen irischen Wähler eine bindende, unumwundene Erklärung über die Stellung der Kandidaten zur Frage von Homerule für Irland, und erst als die radikalen Kandidaten befriedigende Versprechungen gegeben hatten, wurden ihnen die irischen Stimmen zugesichert, wobei sich bei der Wahl in Middleton ein bezeichnender Vorgang noch mit abspielte. Der unionistische Kandidat suchte die Iren bei ihrem Katholizismus zu fassen und wies darauf hin, daß der radikale Kandidat, der Homerule Freundlichkeit zugesagt hatte, in Folge der radikalen Parteipolitik und nach seinem persönlichen Standpunkt für Aufhebung des Volksschulgesetzgebungsaktes von 1897 eintreten würde, also für Abschaffung der eben eingeführten, thatsächlich ungerechten Begünstigung der unter kirchlicher Leitung stehenden Schulen (voluntary schools) gegenüber den Gemeindeschulen (board schools) in England und Wales; die Iren [illegible]ben also, wenn sie für den homerulefreundlichen Kandidaten

Digitized by Google

stimmten und ihm zum Siege verhülfen, die katholischen Schulen in England und Wales, wohin sie ja auch, solange sie in England lebten, ihre Kinder schickten, materiell empfindlich schädigen. In demselben Sinne veröffentlichte der katholische Bischof von Salford, in dessen Diözese der Wahlkreis liegt, zwei Tage vor der Wahl einen Brief, in welchem er die „Katholiken" vor der Wahl des radikalen Kandidaten warnte. Da sprang letzterem im letzten Moment ein Führer der irischen Homerulepartei, der bekannte John Dillon, mit einem Brief bei, in dem er den im Wahlkreis Middleton wohnenden katholischen Iren sagte, daß ihnen als Iren die Homerulefrage näher liegen müsse, als eine eventuelle materielle Schädigung katholischer Schulen in England. Die Iren gehorchten Dillon und der bis jetzt unionistische Sitz fiel dem auf Homerule für Irland verpflichteten Radikalen zu.*) In zahlreichen Wahlkreisen des eigentlichen England halten sich die beiden englischen Parteien, die liberal-radikale und die unionistische (Tory), ziemlich die Waage; in vielen dieser Kreise in den großen Städten und Industriebezirken bilden Iren und Kymren eine für die Wahl nicht zu verachtende Minorität: in all diesen Wahlkreisen werden sich die radikal-liberalen Kandidaten vor den nächsten Wahlen für Homerule für Irland gegenüber den irischen Wählern ernstlich verpflichten müssen. Die ins Amt eintretende radikal-liberale Partei bedarf, um die Maschine überhaupt in Gang zu setzen, der Stimmen der zweiundachtzig irischen Nationalisten, sie ist durch Parteiprogramm prinzipiell an Homerule für Irland gebunden, und eine größere Zahl ihrer einzelnen in England gewählten Mitglieder wird sich einzeln persönlich für die baldige oder sofortige Ausführung des Programms verpflichten.

Und Wales? Dasselbe wählt 34 Abgeordnete. Von ihnen waren 1892 insgesammt 31 gladstonianisch und drei unionistisch, welches Verhältniß sich in den allgemeinen Wahlen 1895 verschoben hat in 25 : 9. Von den 25 formell noch zur liberal-radikalen Partei gehörigen kymrischen Vertretern sind 21 ausgesprochen „national" gesinnt, drei soweit „kymrisch national" als es sich mit korrektem englischem Radikalismus verträgt und der vierte ist Harcourt, dem

*) Das Organ der irischen Nationalpartei, Freeman's Journal, meldet diese Thatsachen und tröstet die Katholiken von Lancashire mit dem Hinweis, daß die englischen Liberal-Radikalen ja nie ohne die Iren eine Majorität bekämen, es also mit Ausführung ihrer Schulpläne gute Wege hätte, weil die Iren ihnen in diesem Punkte nicht folgen würden (Weekly Freeman 1897. 13. Nov. S. 5)!

Digitized by Google

man 1895 nach seinem Durchfall in England einen sicheren Sitz in Monmouth nachträglich verschaffte, um seine Kraft für die liberale radikale Partei zu erhalten. Hervorzuheben ist noch in Bezug auf die Verschiebung von 31 : 3 zu 25 : 9 in der allgemeinen Wahl von 1895, daß gerade dort die Sitze an Unionisten übergingen, wo ihre Gegner nur korrekte Liberal-Radikale waren und der kymrischen nationalen Bewegung indifferent, wenn nicht unsympathisch gegenüber standen; in Einklang hiermit steht es, daß auch die drei kymrischen Abgeordneten, die nicht mit der nationalen Bewegung gehen, aber gewählt wurden, z. Th. bedeutend geringere Majoritäten erhielten wie früher, während 1895 gerade diejenigen Kandidaten, die die nationale Seite anschlugen, ihre Majoritäten ansehnlich erhöhten. Es ist klar, daß schon 1895 die „nationale" Bewegung die Massen in Wales gefaßt hatte. Nach dem, was ich in meinem ersten Vortrag (s. B. 92, 472 – 485) beigebracht habe, kann man kaum gut zweifeln, daß bei den nächsten allgemeinen Wahlen in Wales die Partei von Jung-Wales (Cymru fydd) in der erdrückenden Mehrzahl der Wahlkreise siegen, vielleicht ganz Wales bis auf zwei oder drei Sitze an sich reißen wird. Die drei liberalen Abgeordneten, die bis jetzt mehr korrekt liberal als „kymrisch" liberal sind, werden ihren Liberalismus mit „nationalem Geist" durchdringen lassen (rhyddfrydiaeth yn ysbrydiaeth genedlaethol sagt Y Genedl, 2. Nov. 1897) müssen, oder auf die Ehre, „nationale" Vertreter von Wales zu sein, verzichten müssen. Ob diese nationalen Vertreter von Wales sich dann als eigene liberale kymrische Partei konstituiren werden analog der irischen Nationalpartei, wie schon 1895 hier und da gefordert wurde, oder ob sie als Untereinheit innerhalb der großen liberal-radikalen Partei noch bleiben werden, ist nicht von ausschlaggebender Bedeutung. Entscheidend ist, daß die erdrückende Majorität der von Wales ins Unterhaus entsandten Vertreter als Zentralpunkt ihres Programmes Ymreolaeth gyffredinol (Home Rule all around), Ymreolaeth i'r pedair cenedl (Home Rule für die vier Nationen) betrachten wird. Auf diese nationalen Vertreter von Wales, deren Zahl zwischen 25 und 34 betragen kann, wird aber ein zukünftiges liberal-radikales Kabinet in England ebenso angewiesen sein wie auf die 82 nationalen Vertreter von Irland. Eine Verpflichtung der radikal-liberalen Parteileitung gegenüber den kymrischen Nationalisten in Bezug auf Home Rule für Wales wie gegenüber Irland liegt nicht vor; aber nach dem was Herr Asquith, der kommende Mann der radikal-

Digitized by Google

liberalen Partei Englands, durch sein stillschweigendes Zuhören bei der großen Demonstration in Caernarfon am 30. Oktober 1897 gebilligt hat, einschließlich seines positiven Zugeständnisses „es solle das gereifte Urtheil von Wales über irgend eine Frage in gesetzgeberisches Leben für Wales umgesetzt werden", hat man in Wales allen Grund zu der Annahme, daß er wie in anderen Punkten so auch hierin sich dem gerechten nationalen „Schnaufen" (dyhëadau) von Wales nicht entgegen stellen wird, wenn er mit der liberal-radikalen Partei wieder ins Amt kommt. Dieses „nationale Pusten" (dyhëadau cenedlaethol) von Wales wird sich zudem bei den nächsten Wahlen auch in manchen englischen Wahlkreisen bemerkbar machen, wo die Kymren in Anbetracht der relativen Gleichheit der beiden streitenden englischen Parteien oft nicht minder wichtig sind als die Iren. Die 1894 gegründete nationale Föderation von Jung-Wales (Cynghrair Cenedlaethol Cymru fydd) nannte unter ihren Zielen unter i 'to organise the Welsh vote in centres outside Wales" und in Punkt acht des im Sommer 1895 zwischen den nordwelschen und südwelschen Organisationen vereinbarten Programms kehrte dasselbe wieder, wie ich im ersten Vortrag zeigte (s. B. 92, 474f); bei den allgemeinen Wahlen im Sommer 1895 haben die Anhänger vom Cymru fydd in London diejenigen liberalen Kandidaten besonders unterstützt, die für Home Rule all around einzutreten versprachen (s. Baner 1895, 9. Okt. S. 4, 1); nach der Nachwahl in Liverpool heißt es in Cyrmo 1897, 18. Nov. S. 4 „die Zeit ist gekommen, daß auch wir (die Kymren) ebenso wie die Iren den beiden (englischen) Parteien in Liverpool zeigen, daß wir Einfluß besitzen". Bei der Wahl in Barnslay spielte daher auch schon „Home Rule für die vier Nationen" eine hervorragende Rolle im Programm des liberal-radikalen Kandidaten Walton, der auch gewählt wurde. So wird bei den nächsten allgemeinen Wahlen mancher liberal-radikale Abgeordnete aus englischen Wahlkreisen nicht nur an Home Rule für Irland, sondern an „Home Rule all around" gegenüber einem Theil seiner Wähler gebunden sein.

Wie steht es mit dem dritten Stück der „Celtic Fringe", Hochschottland? Ob hier in nächster Zeit ein starker Umschlag der sprachlich-literarischen auf Bewahrung eines gesonderten Volksthums gerichteten keltischen Bewegung nach der politisch-nationalen Seite stattfindet oder nicht, ist für die Bewegung nach „Home Rule für die vier Völker" ganz gleichgiltig. Um dies allgemein verständlich

Digitized by Google

zu machen, muß ich hier, gleichsam in Parenthese, mit wenigen Strichen die Verhältnisse Schottlands charakterisiren, soweit die Probleme in Betracht kommen, die in meinen beiden ersten Vorträgen für Wales und Irland ausführlich behandelt wurden.

Wer mit der Geschichte, den Völker- und Sprachverhältnissen „Schottlands", d. h. des Theiles von Großbritannien, der nördlich einer Linie von Solway-Firth nach Tweed-Mündung liegt, einigermaßen vertraut ist, der weiß, daß hier dieselben Gegensätze, welche zwischen dem eigentlichen England und Wales bestehen, ebenfalls vorhanden sind, wenn auch in etwas anderer Form. Dem eigentlichen England, dessen Bewohner angelsächsischer Rasse sind mit einer im alten Anglengebiet etwas stärkeren Beimischung von unterworfenen aber theilweise seit einem Jahrtausend und länger sprachlich und in Denken und Fühlen assimilirten Briten, — diesem eigentlichen England ist im Westen Wales vorgelagert, dessen Bewohner ihre keltisch-britische Sprache und gesondertes Volksthum bewahrt haben. Ganz ebenso finden wir in der nördlichen Hälfte von Großbritannien, in „Schottland", einen sprachlich englischen Theil, der ganz Niederschottland zwischen den Linien Solwaybusen-Tweedmündung und Clydemündung-Firth of Forth und von Mittelschottland den östlichen Rand umfaßt, und dessen Bewohner Angeln sind, gemischt mit der sprachlich sowie in Denken und Fühlen assimilirten unterworfenen, voranglischen Urbevölkerung; diesem englischen Theil von Schottland ist im Westen ein keltischer Theil vorgelagert, dessen Bewohner einen dem heutigen Irisch noch so sehr nahe stehenden keltischen Dialekt reden und gesondertes keltisches Volksthum bewahrt haben; die Grenzlinie dieses keltischen Schottland beginnt beim Firth of Clyde, zieht sich nordöstlich, Loch Lommond überschreitend, an Dunkeld und Balmoral vorbei und endet, sich etwas westlich wendend, bei Nairn am Moray Firth: es umfaßt also das keltische Schottland außer den eigentlichen Hebriden und den sonstigen im Westen vorgelagerten Inseln noch Caithneß (abzüglich eines Theiles im Norden) Sutherland, Roß, Cromarty, Inverneß, Argyle, Bute und Theile von Dumbarton, Perthshire, Aberdeen, Banff, Elgin, Nairn. Auch die Geschichte bietet eine wichtige Parallele zwischen Großbritannien südlich und nördlich der Linie Solwaybusen-Tweedmündung. Der Umstand, daß auf dem Throne von England einschließlich Wales von 1485 1603 in den Tudors ein kymrisches Fürstengeschlecht saß, das bei vollständiger Anglisirung doch seine kymrische Herkunft nie

Digitized by Google

ganz vergaß, hat auf die Assimilirung des noch zu den Zeiten von Owen Glyndwr (1399—1416) in ungebrochenem Haß England gegenüberstehenden Wales einen nicht tief genug anzuschlagenden Einfluß ausgeübt, der trotz aller Mißhandlung der Kymren durch die Welfen bis in die Tage der Königin Viktoria vorhielt und fast einzig und allein das späte Eintreten der politisch-nationalen Bewegung in Wales erklärt. So hat in dem Großbritannien nördlich der Linie Solwaybusen-Tweedmündung seit den Tagen (844) von Kenneth (Cinaed mac Alpin) zuerst wesentlich blos über das mittlere und nördliche Schottland, dann (von 945 ab) in immer weiterem Umfang über das Gesammtgebiet nördlich der genannten Linie ein gälisches (keltisches) Fürstengeschlecht geherrscht, das zwar allmählich besonders seit Malcolm III. (Macbeths Nachfolger) in Sprache und Bildung immer mehr verengländerte, aber auch in seinen letzten Seitenästen nach dem Aussterben der männlichen Linie (1286) seinen Hochlandursprung nicht vergaß; dieser Umstand, verbunden mit den weiteren geschichtlichen Ereignissen hatte in Nordbritannien bei den beiden so verschiedenen Elementen wie anglische Niederschotten und gälische (keltische) Hochschotten ein gemeinsames „schottisches" Nationalbewußtsein, besonders im Gegensatz zu England geschaffen, und dieses „schottische" Nationalbewußtsein hat lange vorgehalten und hält zum Theil noch vor, sodaß die wesentlich Gälisch redenden keltischen Hochländer sich noch nicht recht bewußt sind, daß sie eigentlich dem richtigen Niederschotten so fern stehen, wie der Kymre dem Engländer, und daß sie als Volksthum von den Niederschotten seit Jahrhunderten dasselbe erlitten haben, was die Kymren von den Engländern. Aber so sicher in Wales aus der sprachlich-literarischen Bewegung im letzten Viertel unseres Jahrhunderts die nationale Cymru fydd-Bewegung erwachsen ist, eben so sicher wird in den keltischen Hochlanden die vorhandene sprachlich-literarische Bewegung, deren literarisch-musikalische Nationalfeste (Mod) in meinem zweiten Vortrag (s. oben S. 91) und deren Eintreten für Einführung des Gälischen in den Volksschulen Hochschottlands vorhin schon Erwähnung fanden, in eine spezifisch keltisch-nationale umschlagen. Von den drei Theilen der britischen Inseln, welche das im fünften Jahrhundert als Eroberer eindringende anglisch-jütisch-sächsische Element in der Fülle seiner Volkskraft bis zum neunten Jahrhundert nicht unterworfen und assimilirt hatte, und die es erst in der Anglonormannen-

Digitized by Google

zeit und später mehr äußerlich angliederte, ist Hochschottland durch die erwähnten Umstände im Anfang unseres Jahrhunderts, als die Nationalitätenfrage auftauchte, am meisten englischem Volksthum assimilirt gewesen; nach ihm kam Wales; am wenigsten assimilirt, zum Theil in Folge des religiösen Gegensatzes, war Irland: daß die politisch-nationalen Bewegungen in den drei Theilen der „Celtic Fringe" in umgekehrter Reihenfolge auftreten, ist natürlich, und Hochschottland wird zuletzt auf die sprachlich-literarische Bewegung auch seine politisch-nationale haben. Vielleicht kommt die letztere gar erst zum vollen Durchbruch, wenn Schottland in den politischen Grenzen des alten Königthums Home Rule hat. Dann wird man erst in den keltischen Hochlanden den jetzt zum Theil noch verdeckten wirklichen Gegensatz erkennen, man wird erkennen, daß mit dem Brechen des vorherrschenden Einflusses des staatsrechtlich gefaßten England auf die übrigen Theile des vereinigten Königreichs noch lange nicht der die keltische Sprache und keltisches Volksthum in den Hochlanden seit Jahrhunderten drückende Einfluß englischer Sprache und englischen Volksthums gebrochen ist. Dann wird in dem mit Home Rule beglückten Schottland der Nationalitätenstreit beginnen, indem die sprachlich-literarische Bewegung der Hochschotten in eine keltisch-nationale gegenüber den englischen Niederschotten umschlägt und mit den besten Aussichten auf Erfolg, da in „Schottland" das keltisch-hochländische Volkselement an Zahl, innerer Kraft und Selbstbewußtsein einen ganz anderen Faktor ausmacht, als das gesammte keltische Element im vereinigten Königreich.

Wer derartige Erwägungen als ganz fern liegende Möglichkeiten ansieht, dem möchte ich einige Thatsachen aus den letzten vierzig Jahren ins Gedächtniß rufen, die ihm zeigen, wie die Funken von Bränden in verschiedenen Theilen der „Celtic Fringe" auf andere Theile übersprangen. 1869 gab Gladstone den Iren, äußerlich betrachtet als Belohnung für den voraufgegangenen Fenieraufstand, die Entstaatlichung der englischen Staatskirche; bald wurde man sich im keltischen Wales *bewußt*, daß das Verhältniß der nonkonformistischen kymrischen Massen zur Staatskirche in Wales ein ähnliches ist, wie der katholischen Massen in Irland zur protestantischen Staatskirche, und dieses *Bewußtwerden* des Leidens verbunden mit dem Anblick des Erfolges in Irland setzte sich denn in Wales in Agitation für „Entstaatlichung und Entpfründung" (dadgysylltiad a dadwaddoliad) der „Ausländerin"

Digitized by Google

(Estrones) so energisch um, daß die Gladstonesche Regierung 1895 einen dahinzielenden Gesetzentwurf einbrachte, dessen Annahme durch die Liberal-Radikalen und ihre Verbündeten nur durch die plötzliche Parlamentsauflösung verhindert wurde. In diesem Punkte stehen die keltischen Hochlande, wie nach den vorangegangenen Bemerkungen erklärlich und schon bemerkt worden ist, noch zurück. In einem anderen Punkte steht es aber anders: 1881 gab Gladstone, nachdem durch die voraufgegangene Thätigkeit der „Moonlighter" das englische Gewissen aufgerüttelt war, den Iren als Beruhigung die irische Land-Bill; nun fing man sich plötzlich an zu erinnern, daß bei den keltischen Kleinpächtern der schottischen Hochlande und der Inseln analoge Zustände bestanden und man setzte 1883 eine Enquêtekommission ein, deren Bericht 1884 erschien und 1886 zu dem „Crofters Holdings (Scotland) Act" führte; seit 1888 wurde man sich dann auch in Wales auf einmal bewußt, daß in Wales das Verhältniß des kymrischen Pächters zum anglisirten Großgrundbesitzer ein fundamental verschiedenes sei von dem Verhältniß im eigentlichen England, und predigte dies der liberalen Partei fortwährend in die Ohren, bis Gladstone 1893, um die drängenden Freunde zu beruhigen, eine Enquêtekommission für Wales und Monmouthshire einsetzte, die die Frage prüfen sollte; 1896 kam diese mit dem Bericht heraus, und 1897 brachten die liberalen kymrischen Mitglieder einstimmig — sowohl die Korrekt-Liberalen als die von „nationalem Geiste" durchtränkten Liberalen — einen Landgesetzentwurf für Wales und Monmouthshire ein, um nicht hinter Irland und den schottischen Hochlanden zurück zu stehen. Derselbe wurde im Mai 1897 von der unionistischen Mehrheit des Unterhauses abgelehnt und zwar in erster Linie, wie der den Ablehnungsantrag stellende Abgeordnete Milbank sagte, weil sie eine „separatistische Gesetzgebung" für Wales verwirft; aber Wales wird sicher sein Landgesetz bekommen wie 1881 Irland und 1886 die schottischen Hochlande. Dafür sorgt der korrekte Parlamentarismus. — Ferner: 1893 erhielt Wales durch die Gladstonesche Regierung das Recht, das Kymrische als Unterrichtssprache in den Elementarschulen von Wales und Monmouth zu gebrauchen; am 6. März 1897 erscheint eine hochschottische Deputation, begleitet von sämmtlichen Hochlandsabgeordneten, um an Balfour ein Gesuch um das gleiche Recht für Gälisch in den Schulen der schottischen Hochlande zu stellen, und im Juli präsentirt John Dillon zweimal dieselbe Forderung

Digitized by Google

für Irisch in den Elementarschulen in den irisch redenden Distrikten, wie vorhin bemerkt. — Ferner: 1886 stellte Gladstone Home Rule für Irland den Iren als erreichbares Ziel hin; 1893 bekam das Projekt greifbarere Gestalt und seine Ausführung rückte in den Bereich der Möglichkeit. Alsbald hat die Cymru fydd-Bewegung in Wales auch ein greifbares Ziel: „Home Rule all around", Ymreolaeth i'r pedair cenedl, „Selbstregierung für die vier Nationen." Nach all dem heißt es Unwahrscheinliches erwarten, wenn man annimmt, daß die schottischen Hochlande nicht auch ihre politisch-nationale Bewegung bekommen werden, wie sie Wales in Folge Gladstones Homeruleprogramm für Irland hat. So oft Gladstone in den letzten dreißig Jahren irgendwo in der „Celtic Fringe" ein Feuerchen anzündete, wurde dasselbe zum Alarmfeuer, und über kurz oder lang flammten zwei andere an anderen Punkten der „Celtic Fringe" auf; nicht wunderbar, befindet sich doch an allen Punkten dieses Gebietes ähnliches Brennmaterial angehäuft.

Also auch in den schottischen Hochlanden wird die sprachlich-literarische Bewegung einmal in eine keltisch politisch-nationale umschlagen. Daß dies noch nicht eingetreten ist, beruht neben den vorhin entwickelten inneren Gründen weiterhin darauf, daß der Umschlag vor der Hand nicht nöthig ist. Wie die heutige irische sprachlich-literarische volksthümliche Bewegung ruhig ihren Charakter als „strictly non-Political and non-Sectirian" bewahren kann, weil in Irland schon eine ältere politische Bewegung neben ihr her geht und ihre politischen Forderungen übernimmt, so werden die politischen Endforderungen des Pankeltismus vor der Hand für die keltischen Hochschotten von dem gemeinschottischen Liberalismus in genügender Weise besorgt. Leute, die mit Vorliebe den Ast absägen, auf dem sie sitzen, giebt es ja überall in der Welt, und so sind denn auch die schottischen Radikalen für „Home Rule den vier Völkern", indem sie, mit der dem Radikalismus überall eigenen Blindheit gegenüber geschichtlichen Thatsachen glauben, die Bewohner des politischen Schottlands noch als eine einheitliche „Nation" fassen zu dürfen — was ja einmal berechtigt war —, und nicht einsehen, daß innerhalb eines mit Home Rule beglückten Schottland im zwanzigsten Jahrhundert das lische Element mit den keltischen Hochlanden denselben Strauß bestehen haben wird, den England mit Irland und Wales jetzt und vielleicht unter ungünstigeren Machtverhältnissen. Daß

Digitized by Google

Roseberry, der zwar nicht mehr Führer der radikalen Partei aber ein Machtfaktor in ihr und vor Allem in Schottland ist, persönlich für „Home Rule den vier Völkern" ist, kann man aus den Worten seiner Rede 1895 in Cardiff und seiner Zuschrift in der Novembernummer 1895 von „Young Wales" deutlich ersehen, zumal wenn man sich erinnert, daß er damals noch Parteiführer war und demgemäß sich der Vorsicht befleißigen mußte. Wie die gegenwärtigen radikalen Abgeordneten von Schottland (39) über die Frage denken, darüber haben sie keinen Zweifel gelassen. Am 30. Oktober 1895 hielten sie in Edinburgh unter Vorsitz des Dr. Clark eine Versammlung, in der drei schon vorher bekannt gegebene Resolutionen gefaßt wurden, die in der Abends abgehaltenen öffentlichen Versammlung in Umschreibung wiederkehrten. Es wurde resolviert, daß die vier Völker (Engländer, Schotten, Iren, Kymren) ein unleugbares Recht auf Home Rule haben, d. h. gesonderte Gesetzgebung und Verwaltung für die besonderen nationalen Bedürfnisse der vier Völker, und daß ein Reichsparlament für die gemeinsamen Angelegenheiten über den Sonderparlamenten bestehen soll. (s. Baner ac Amserau Cymru 1895, 9. Oktober S. 9; 6. Nov. S. 7); es wurde protestirt dagegen, daß schottische, irische, kymrische Angelegenheiten durch englische Majoritäten entschieden werden; es wurde hervorgehoben, daß Gladstones Maßregel für Irland unbefriedigend sei und der von ihm beabsichtigte Dualismus müsse durch eine Föderation der vier Völker ersetzt werden.

Wie stellt sich nun der englische Radikalismus prinzipiell zu der Frage von „Home Rule all around"? Parteioffiziell hat er, soviel ich weiß, seit 1895 zu der Frage noch nicht Stellung genommen; hat doch auch die liberal-radikale Partei seit Roseberrys Rücktritt im vorigen Jahr kein offiziell anerkanntes Parteihaupt. Aber das vorhin erwähnte Verhalten von radikalen Parlamentsmitgliedern, wie Walton in Barnsley und Asquith auf der Versammlung in Caernarfon, ist bezeichnend. Hinzu kommt noch eins. Nach übereinstimmenden Mittheilungen (Y Genedl Gymreig 1897, 30. November, S. 5, Baner ac Amserau Cymru 1897, 1. Dezember, S. 6) hat das Arbeitskomitee des liberal-radikalen Klubs an alle liberal-radikalen Lokalgesellschaften Englands im Herbst ein Rundschreiben ergehen lassen mit der Anfrage, welche Punkte das zukünftige radikal-liberale Programm bilden sollten; die Antworten liefen in erster Linie auf mannigfache Vorschläge

Digitized by Google

zur weiteren Demokratisirung der englischen Gesetzgebungsmaschine hinaus, um dann die radikalen Ideale verwirklichen zu können: zu diesen gehört aber auch eine Art Home Rule all around, wonach die vier Völker ihre speziellen Angelegenheiten selbst regeln können und wodurch die Irland gegebenen Versprechungen erfüllt werden. *)

Ich nehme nach diesem Rundblick nunmehr meine früher gestellte Frage wieder auf: Welches sind die Aussichten für das Endziel der pankeltischen Bewegung im vereinigten Königreich, wenn die radikal-liberale Partei Englands in vier bis fünf Jahren auf kymrischen, irischen, schottischen Krücken wieder die Regierung antritt, was doch selbst einem Jos. Chamberlain nicht außer Bereich der Möglichkeit zu liegen dünkt und in radikal-liberalen Kreisen nicht ohne einige Berechtigung, wie wir vorhin sahen, als ziemlich sicher angenommen wird. Sie steht dann vor dem Problem, die Geister, die ihr Herr und Meister Gladstone entfesselt hat, zufrieden zu stellen. Die Iren werden natürlich zuerst auf ihrem Schein bestehen, woraus sie kein Hehl machen: sie werden Homerule für Irland, wie es schon einmal das Unterhaus passirt hat, verlangen und erklären, daß sie keine Lust haben zu warten, bis England für „Home Rule all around" „reif" oder „mürbe" ist. Dem werden die nationalen Vertreter von Wales und die schottischen Radikalen energisch Widerstand entgegensetzen, wie sie ja schon jetzt verkünden: sie wollen eine solche „separatistische" Gesetzgebung für Irland nicht und weisen nicht ohne Grund schon jetzt darauf hin, daß ein großer Theil der Bedenken, welche Gladstones verschiedenen Entwürfen für Homerule für Irland selbst in den Augen seiner getreuesten Anhänger entgegen standen, schwinden würden, wenn „Home Rule all around" eingeführt würde mit einem darüber stehenden „Imperial Parliament". Dann wäre z. B. die Frage, die Gladstone soviel Kopfzerbrechens machte, gelöst, wie man es einrichten sollte, daß die einseitig mit Homerule beglückten Iren im Londoner Parlament sitzen, ohne sich in spezifisch englische oder schottische Dinge mischen zu können; weil eben in Folge des „Home Rule all around" spezifisch schottische oder englische oder kymrische Dinge im „Imperial Parliament" nicht verhandelt werden. Wenn

*) Warum „Home Rule all around" in dem neuen liberal-radikalen Programm die erste Stelle einnehmen muß, wird von einem Führer der nationalen Bewegung in Wales in Young Wales III, 11 ff. (Januar 1897) geschickt verfochten.

Digitized by Google

man noch hinzunimmt, daß auch nicht wenige radikale englische Abgeordnete des zukünftigen Parlaments auf „Home Rule all around" verpflichtet sein werden, dann ist nicht abzusehen, was die Iren dieser von Wales und Schottland ausgehenden und vom radikalen England gebilligten Erweiterung des Gladstoneschen Homeruleprogramms auf die Dauer ernstlich entgegen setzen können, ohne ihre eigene Sache zu gefährden.

So gewiß nun auch die vielleicht in vier bis fünf Jahren wieder ins Amt kommende liberal-radikale Partei Englands vor das Problem „Home Rule all around" gestellt wird und es *in Angriff nehmen muß*, so wahrscheinlich ist, wie ich glaube, daß die nächste liberal-radikale Regierung das Problem noch nicht lösen wird. Dem stehen noch, wie mich dünkt, zu große und zu mannigfache Schwierigkeiten im Wege. Zuerst das englische Oberhaus; es wird ebensowenig 1904 einem „Home Rule all around" zustimmen, wie es 1893 einem Home Rule für Irland zustimmte, so lange nicht eine liberal-radikale Regierung, die ihm ein solches Gesetz vorlegt, eine *Mehrheit im eigentlichen England* hat. Vor einer englischen Mehrheit beugt sich das Oberhaus, wie die Parlamentsgeschichte lehrt, nicht aber vor einer radikal-liberalen englischen Minorität, die nur durch den Zutritt von keltischen Vertretern zu einer parlamentarischen Mehrheit wird. Aber das Oberhaus wird wahrscheinlich zunächst gar nicht behelligt werden. Sobald eine radikal-liberale Regierung ernstlich das Problem „Home Rule all around" ins Auge faßt, um es in Gesetzgebungsparagraphen zu bringen, wird schon die Frage im Großen, welche Punkte der Selbstbestimmung der „vier Nationen" zu überweisen seien und welche dem Reichsparlament vorbehalten bleiben, zu großen Meinungsverschiedenheiten in den liberal-radikalen Reihen selbst führen, in denen eine autoritative Gestalt wie Gladstone fehlt; noch größer werden die Meinungsverschiedenheiten über diesen Punkt zwischen den liberal-radikalen Engländern und ihren keltischen Freunden und Bundesgenossen sein. Man wird, um Zeit zum Studium des Problems zu gewinnen, den Kelten in Sonderwünschen vor der Hand entgegen kommen. So wird man Irland und den schottischen Hochlanden gewähren, was man Wales 1893 zugestanden hat: Verwendung des Irischen resp. Gälischen als Unterrichtssprache der Elementarschulen in den irischen resp. gälisch redenden Distrikten; Aufnahme des Irischen resp. Gälischen als regulären Unterrichtsgegenstand in den Mittelschulen in Irland und den schottischen

Digitized by Google

Hochlanden; man wird durch separatistische Gesetzgebung, wie Entstaatlichung und Entpfründung der Hochkirche in Wales sowie ein besonderes Landgesetz für Wales die Forderung der kymrischen Abgeordneten, Wales als einen besonderen Theil des vereinigten Königreichs zu behandeln, aufs Neue prinzipiell anerkennen, wie dies durch verschiedene Akte der Gesetzgebung durch Gladstonesche Regierungen geschehen ist. Kurz, man wird, um im Amte zu bleiben und Zeit zum Studium des Problems „Home Rule all around" zu gewinnen, solche Konzessionen an die keltischen Freunde machen, die geeignet sind, die „De-Anglization" von Wales, Irland und den schottischen Hochlanden kräftig zu fördern, die aber Iren und Kymren nicht zufriedenstellen sondern bestimmen werden, nur um so fester an ihrem Ziele festzuhalten.

Es ist nicht bloß möglich, sondern mir sogar wahrscheinlich, daß bei dem Versuch, das Problem „Home Rule all around" in Gesetzgebungsparagraphen zu bringen, schließlich ein Vorgang ähnlich dem von 1895 sich noch einmal wiederholen wird, d. h., daß die liberal-radikale Partei die Regierungszügel aus der Hand fallen lassen wird, weil ein Theil ihrer Mitglieder sich außer Stande sehen wird, die sich immer steigernden Forderungen der keltischen Bundesgenossen vor der Majorität ihrer liberal-radikalen englischen Wähler zu rechtfertigen. Bei den Kelten kommt nämlich der Appetit beim Essen gewöhnlich etwas rascher und stärker noch als anderswo; sie berauschen sich rasch an in Aussicht stehenden Erfolgen und steigern im Angesicht derselben ihre Ansprüche so, daß jedes Verhältniß zwischen den Forderungen und den realen Machtmitteln fehlt. Es ist bei den bestehenden Machtverhältnissen des englischen Elements zu den keltischen Elementen im vereinigten Königreich doch offenbar von den Kelten unverständig, auch von einem verbohrten radikalen Engländer ein Home Rule für die vier Nationen in einem Umfang zu verlangen, der z. B. Irland oder Wales zu einer Art von „passiven" Kronländern machen würde, wie Galizien in dem cisleithanischen Oesterreich ist, ihnen die Möglichkeit einer „gesetzlichen" Expropriirung und Ausräucherung der meist das besitzende Element in Wales und Irland darstellenden Engländer gewährleistete und die Engländer in Wales und Irland so auslieferte wie Beust die Deutschen in Transleithanien den Magyaren und die Ruthenen den Polen in Galizien auslieferte. Auf solche Ansprüche aber laufen bei Lichte besehen manche Vorstellungen inaus, die man sich bei den Kelten über „Home Rule all around"

Digitized by Google

macht. Ich halte es deshalb für das Wahrscheinlichste, daß durch unvernünftige Forderungen und Drängeleien der disziplinlosen Kelten es bei dem Versuch „Home Rule all around" gesetzgeberisch zu formuliren, es zunächst zu einer Katastrophe in der zukünftigen liberal-radikalen Regierung kommen wird. Aber selbst wenn dann wieder England eine starke unionistische Majorität ins Unterhaus schicken wird, so wird dies nicht verhindern, daß das Ideal von Jung-Wales und des schottischen Radikalismus, welches ja auch das Ideal der irischen Nationalpartei umschließt, in irgend einer Form endlich zur Ausführung kommt: vielleicht sogar durch eine unionistische Majorität des englischen Parlaments. Für eine solche Wendung schließlich läßt sich aus der englischen Geschichte Manches anführen: 1867 führten Disraeli und Derby mit den Tories eine viel radikalere Reform des Wahlrechtes zum Parlament durch als die Whigs je gewagt hatten, England zu bieten; und die gegenwärtige unionistische Regierung mit einer Majorität von 150 Stimmen über vereinigte englische und schottische Radikale, kymrische und irische Nationalisten bereitet für die bevorstehende Session für 1898 als Hauptvorlage eine „Local Government Bill" für Irland vor, die in Irland dieselbe kommunale Selbstverwaltung einführen soll, wie sie England, Wales und Schottland besitzen — „um Home Rule durch Wohlwollen todt zu schlagen", wie sich Herbert Gladstone sofort nach dem Bekanntwerden des Planes am 23. November in Manchester höhnisch ausdrückte. Die Iren erklären schon jetzt, diese Gabe, wenn sie wirklich anständig ausfalle, sogar ohne besondere Opposition auch von der unionistischen Regierung annehmen zu wollen, unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß ihnen die nächste radikale Regierung die politische Selbstverwaltung, Home Rule, gewährt. Ist es nach Alldem so unwahrscheinlich, daß, wenn eine zukünftige radikale englische Regierung mit ihren keltischen Bundesgenossen sich vergeblich an dem unterdessen erweiterten Problem „Home Rule all around" abgemüht haben wird, eine neue unionistische Majorität aus freiem Antrieb und unbedingt „Home Rule für die vier Völker" unter Oberaufsicht eines Reichsparlaments schaffen wird? Freilich nicht in dem Umfang, wie die Kelten es erstreben und wie die englischen Radikalen, angewiesen auf keltische Bundesgenossenschaft, gezwungen sind zu gewähren; aber immerhin in einem Umfang, der es den Kelten gestattete, neben Entwickelung ihres Volksthums auch ihre politische Befähigung in gewissen

Digitized by Google

Grenzen zu bethätigen. Welches die Folgen in letzterer Hinsicht sein würden, kann Niemand mit Sicherheit voraussagen, da abzuwarten ist, wieviel die Kelten aus der Geschichte gelernt haben. Pessimisten, die mit der Geschichte der Kelten vertraut sind, werden nicht zweifelhaft sein. Die irischen Häuptlinge haben nicht nur bis zum Jahre 800, bis wohin kein Feind Irlands Boden betreten hatte — wenn man von gelegentlichen Raubzügen, wie sie Patricius in seinem Brief an Corotic erwähnt, und von Ecgfrids von Nordhumberlands Zug a. 685 absieht —, sondern auch von a. 800 bis in die Tage Wilhelms von Oranien, während Norweger, Dänen, Anglonormannen, Engländer überall im Lande saßen, fortwährend sich an den Hälsen gefaßt und gegenseitig abgeschlachtet. Und welches Bild bieten die heutigen irischen Häuptlinge, die vom Volk gewählten 82 nationalen Vertreter, nachdem die kräftige Faust des Angelsachsen Parnell sie nicht mehr zügelt? Sie ziehen in Parteien gespalten landauf, landab, um sich gegenseitig herab zu setzen, und würden sich wohl auch auf Rednertribünen prügeln, wenn englische Polizisten dies nicht verhinderten. Zu dem Schluß könnte also mancher Pessimist kommen, daß ein irisches Nationalparlament in College Green in Dublin, dem die Knochen nicht fehlen dürften, um die man sich zanken kann, sehr bald kaum anders aussehen würde. Und Wales? Seine Clane und ihre Häuptlinge bieten bis zur endgültigen Unterwerfung des Landes durch Edward I., ja noch bis in Owen Glyndwrs Zeiten dasselbe Bild, das wir in Irland haben. Und heutigen Tages? Man kann sich thatsächlich seit Jahren nicht einigen, wohin die Gebäude für die Verwaltungsbehörde der nationalen Universität kommen sollen: Bangor, Aberystwyth, Cardiff, die je eine Fakultät der nationalen Universität besitzen, gönnen sich gegenseitig dies nicht, über einen vierten Ort kann man sich ebensowenig definitiv einigen und so hat man sich im letzten Sommer entschlossen, auf fünf Jahre ein Provisorium an einem ganz unbedeutenden Ort zu schaffen. Ein kymrisches Nationalmuseum und Nationalbibliothek erstrebt man von England und mit Recht; man erhielte es auch, wenn man sich einigen könnte, wohin es kommen sollte, sodaß ein Engländer im Parlament den Kymren höhnisch rieth, sie sollten das außerhalb Wales gelegene Shrewsbury wählen, das wäre am bequemsten und hier beriethen sie ja doch hauptsächlich die „nationalen" Fragen. Und was sind die fortwährenden Streitigkeiten und Eifersüchteleien der vier Hauptsekten des Nonkonformismus

Digitized by Google

alvinische Methodisten, Wesleyaner, Independenten und Baptisten) ders als die alten Clan- und Häuptlingsfehden in modernen rmen? Ist es nicht zum Lachen für den Ausländer, für einen triotischen Kymren tief traurig stimmend, daß bei größeren Fragen, gemeinschaftliche Interessen des Nonkonformismus betreffen, meinsame Abwehr von Angriffen erheischen, immer sorgfältig rauf geachtet wird, daß unter den Rednern hübsch gleichmäßig vier Sekten vertreten sind? Sind nicht in den Schul- nmissionen und fast allen auf Wahl beruhenden Körperschaften Wales Tories und Staatskirchler vielfach deßhalb unverhältniß- ißig stark vertreten, weil eben öfters die nonkonformistischen ekten sich nicht einigen können? Ein Nationalparlament Wales würde provisorisch sicher ein Wanderparlament, d welche Kämpfe würden erst entstehen um die Frage, in welcher eise in Präsidium 2c. die vier Sekten sollten vertreten sein. onderparlamente für die vier Nationen, welche die gerechten agen der keltischen Massen befriedigen könnten — wie die tstaatlichung der Hochkirche in Irland, die Landbill und andere esetzgebungsakte thatsächliche Ungerechtigkeiten in Irland schon ab- afften —, welche dem keltischen Volksthum Raum gewährten, h zu entfalten und welche den keltischen Politikern — den odernen Clanhäuptlingen — vor Allem genügend Raum ge- ährten, sich ordentlich in die Haare zu gerathen, derartige Sonder- rlamente unter Oberaufsicht eines Reichsparlaments in London nnen doch schließlich auch einer neuen zukünftigen unionistischen Majorität nach den Erfahrungen, die ein vergebliches Abmühen ner zukünftigen radikalen Regierung ihnen unterdessen an die and giebt, als ein gangbarer Weg aus thatsächlich vorhandenen chwierigkeiten erscheinen.

* * *

Wem eine solche Entwickelung am Ende des nächsten Dezen- ums oder im Verlauf des zweiten Dezenniums des zwanzigsten ahrhunderts wegen der vorhandenen inneren und äußeren chwierigkeiten unwahrscheinlich vorkommen sollte, der vergesse cht, welche dem Fernerstehenden unwahrscheinlich dünkenden Wand- ngen das Nationalgefühl kleiner Nationchen in unserem Jahr- undert zu Wege gebracht hat, der mache sich zum Beispiel klar, ie wenig es vor einigen Dezennien wahrscheinlich dünkte, daß die eutschen im cisleithanischen Oesterreich so bald froh sein würden, ne gesetzliche Abgrenzung ihres Gebietes gegen das Slaventhum

Digitized by Google

in Oesterreichisch-Schlesien, Böhmen, Mähren und den Alpenländern zu erlangen, um nicht gezwungen zu sein, Tschechisch oder Slovenisch zu lernen, um in deutschem Sprachgebiet Anstellung finden zu können. Erinnert nicht Manches in den augenblicklich bestehenden Verhältnissen in der cisleithanischen Hälfte des Kaiserstaates an die in Entwickelung begriffenen Verhältnisse des vereinigten Königreiches? Hier slavische Polen-Tschechen-Slovenen, dort keltische Kymren-Iren-Hochschotten. Hier die katholische deutsche Volkspartei, bereit, mit hussitisch radikal angehauchten Tschechen gemeinsame Sache gegen das Deutschthum in Böhmen, Schlesien und Mähren zu machen, um die klerikale Schule zu erhalten; dort die englischen Radikalen mit stockultramontanen Iren verbündet gegen das eigene Volksthum in Irland, um radikale Ideale in England verwirklichen zu können. Schließlich wird hier die katholische deutsche Volkspartei von den radikalen Tschechen ebenso im Stich gelassen werden, wie dort der englische Radikalismus von den ultramontanen Iren (s. S. 313 Anm.). Ein Unterschied, und zwar ein sehr wichtiger, besteht allerdings zwischen dem cisleithanischen Oesterreich und dem United Kingdom: in ersterem stehen nur etwas über 8 000 000 Deutsche den 14 000 000 Polen, Ruthenen, Tschechen, Slovaken, Slovenen, Kroaten, Italienern gegenüber, während in Großbritannien und Irland allein England 27 500 000 Bewohner hat gegenüber knapp 10 300 000 in Wales, Irland und Schottland, welches Verhältniß sich auf ziemlich 32 000 000 Angehörige englischen Volksthums gegenüber 8 000 000 Kelten verschiebt, von denen vorläufig gegenwärtig auch noch nicht die knappe Hälfte keltische Sprachen (Kymrisch, Irisch, Gälisch) redet und die, wenn sie ernstlich mit einander diskutiren wollen, sich des Englischen bedienen müssen, wie Polen, Tschechen, Slaven der deutschen Sprache bedürfen. Diesem gewiß sehr wichtigen Unterschied, der es natürlich unter allen Umständen unmöglich macht, daß das englische Element im vereinigten Königreich gegenüber den Kelten je in die gedrückte Lage wie das deutsche Element den vereinigten Slaven gegenüber im cisleithanischen Oesterreich kommen kann, stehen jedoch Momente gegenüber, die seine Bedeutung in dem Ringen der Kelten nach Gleichberechtigung mit dem englischen Element in der „Celtic Fringe“ wesentlich abschwächen. Das deutsche Element ist gegenüber dem slavischen im cisleithanischen Oesterreich Kulturbringer; hierauf, nicht auf dem numerischen Uebergewicht, beruhte die politische Hegemonie des

Digitized by Google

Deutschthums, und hierauf beruht auch, daß das deutsche Element als das am meisten von Kultur durchdrungene nicht die brutale Rücksichtslosigkeit im entbrannten Kampfe anwandte, ja nicht anwenden konnte, wie zum Theil nur von Kultur beleckte, innerlich barbarische slavische Stämme. Ganz anders liegen in dieser Hinsicht die Dinge im vereinigten Königreich. „My poor stick! we were a civilized nation when your ancestors were living on piracy and periwinkles" ist die Antwort, die einem kymrischen Studenten des heutigen University college in Bangor in den Mund gelegt wird, als ein englischer Kommilitone gesagt hatte: „You Welsh students should be thankful that we English come here just to civilize you" (The Magazine of the University College of North Wales, Dezember 1896, S. 21). Britannien war christlich und Theilhaber der antiken Kultur, als Angeln und Sachsen sich an seinen Küsten niederließen; in den Tagen des kymrischen Jeremias Gildas (c. 540) waren allenthalben die Trümmer der christlichen Kultur sichtbar, die angelsächsische Barbarenhände vernichtet hatten; als vor 1300 Jahren (a. 597) der Mönch Augustin in Kent landete und die spärlichen Samenkörner des Christenthums und abendländischer Kultur bei Jüten und Sachsen ausstreute, da befand sich in Nordwales, in Bangor is Coed bei Chester, ein Kloster, das aus sieben Abtheilungen bestand, von denen keine weniger als dreihundert Mann umfaßte (Beda, Historia eccles. 2, 2). Und nun gar erst das irisch-hochländische Element in der pankeltischen Bewegung: welch einen Dienst es der abendländischen Kultur vom siebenten bis zehnten Jahrhundert erwies, habe ich vor zehn Jahren einmal in einem Vortrag gezeigt (Preuß. Jahrbücher, LIX, 26—59). Kann man sich etwa darüber wundern, daß diese ruhmvollen Erinnerungen an alte Kultur, die auch in den Zeiten nationalen Gedrücktseins nie ganz schwanden und in unserm Jahrhundert mit keltischer Uebertreibung wieder neu belebt wurden,*) die Brust der Kymren, Iren, Hochschotten stolz schwellen lassen und in dem Ringen nach Erneuerung und Ausgestaltung des eigenen Volksthums auf Seiten der

*) Die Vorstellungen, die man heutigen Tages in Irland und Wales nicht nur in der weiteren Oeffentlichkeit, sondern auch in wissenschaftlich sein wollenden Kreisen über die Alterthümlichkeit und den Werth der keltischen Sprachen für die Sprachwissenschaft sowie über den Einfluß der mittelalterlichen keltischen Literatur auf das Geistesleben des Mittelalters hegt und in Vorträgen wie Schriften zum Ausdruck bringt, sind lächerlich übertrieben und haben vielleicht nur ein Seitenstück in der Vornirtheit, mit der der chinesische Mandarine auf die Europäer schaut.

Digitized by Google

Kymren, Iren, Hochschotten gewichtige Imponderabilien sind gegen die numerische Uebermacht der Engländer. Man vergesse auch nicht, daß die Masse des Volkes in Wales schon wieder heutigen Tages unstreitig gebildeter ist als die Masse in England und daß der gemeine Hochschotte in Bildung sich gewiß dem gemeinen Engländer gleichsetzen kann; und wenn es in Irland anders steht, so weist der Ire mit Entrüstung darauf hin, daß dies die Frucht englischer Herrschaft ist. Der Engländer ist also gegenüber den Kelten nicht Kulturbringer gewesen und er hat auch nicht in Folge höherer Kultur über Kymren und Iren die Herrschaft gewonnen, sondern durch physische Gewalt und höhere politische Befähigung. Gerade aber die fortschreitende Kultur und Humanität in den weiteren Kreisen des englischen Volkes hindert die Engländer mehr und mehr, mit derselben Rücksichtslosigkeit wie in der Vergangenheit gegenüber den unterworfenen keltischen Völkern von dem Recht des Stärkeren und der Majorität Gebrauch zu machen, besonders wenn alteingerostete Ungerechtigkeiten, die darum mancher Engländer gar nicht als solche empfindet, durch passende Hinweise vor der Oeffentlichkeit klar hingestellt werden. Ihr Engländer verlangt, nachdem ihr kaum in größeren Massen in den Burenstaat eingedrungen seid, Gleichberechtigung eurer Sprache und eures Volksthums mit Sprache und Volksthum des Burenelements, ihr verlangt es als eine selbstverständliche Forderung der Billigkeit, wie könnt ihr uns Kymren, Iren, Gälen analoge Forderungen nach Gleichberechtigung unserer Sprache und unseres Volksthums mit dem englischen so hartnäckig versagen in den von Kymren, Iren, Gälen seit mehr als zweitausend Jahren bewohnten Gebieten, in denen ihr zwar herrscht, aber Fremdlinge seid. Man unterschätze den schließlichen Eindruck nicht, den derartige von Kelten thatsächlich vorgebrachte Argumente auf weitere englische Kreise und damit indirekt auf die Gesetzgebung allmählich ausüben. „Was Du nicht willst, das man Dir thu, das füg auch keinem Andern zu", wird in der keltischen Bewegung in allen Tonarten dem Engländer vorgesungen, und kein großes europäisches Kulturvolk sitzt in der Hinsicht mehr im Glashause als das englische. Man erinnere sich auch, daß alle größeren Erfolge der Iren in diesem Jahrhundert — z. B. Katholikenemanzipation, Entstaatlichung der Hochkirche, Land-Bill von 1881 — zwar meist nach Aufständen oder Versuchen zu solchen errungen wurden, aber doch nicht in erster Linie, weil Irland die Macht hatte, die Reformen von

Digitized by Google

England zu erzwingen, sondern weil diese Ausbrüche das in diesem Jahrhundert verfeinerte englische Volksgewissen mächtig erregten; an Stelle der Reformen wäre vor zweihundert Jahren, als das Volksgewissen in dem Punkte ganz anders fühlte, von Seiten Englands nur um so energischere Bedrückung erfolgt. Dasselbe fortschreitende Gerechtigkeitsgefühl wird langsam aber sicher noch auf weite Strecken hin — allerdings nicht so weit, als manche keltische Politiker wünschen — die Kelten unterstützen in dem Kampfe um sprachliche Gleichberechtigung ihrer Idiome mit dem Englischen innerhalb bestimmter Grenzen und in dem Ringen um die Bedingungen, unter denen das eigenartige keltische Volksthum sich innerhalb der durch die Gesammtinteressen des Reiches bedingten Grenzen frei entfalten kann.

Man darf bei Beurtheilung der schließlichen Aussichten der pankeltischen Bewegung gerade in diesem Zusammenhang gewisse Momente nicht außer Acht lassen, die nur zu leicht unterschätzt werden, weil sie im Kampf und Angriff naturgemäß etwas zurücktreten; es sind Momente, die wohl geeignet sind, manchen Engländer vor folgende Erwägung zu stellen: Nachtheile und Einbußen werden allerdings engere und weitere englische Kreise, wenn die pankeltischen Aspirationen auch nur in mäßigem Umfang erfüllt werden, ebenso sicher treffen, wie durch Katholikenemanzipation, Entstaatlichung der Staatskirche in Irland, irische Landbill und andere Maßregeln unzweifelhafter Gerechtigkeit gegen Irland solche engere und weitere englische Kreise empfindlich getroffen wurden; wird aber diese von einzelnen, wenn auch weiteren Kreisen zu erleidende Einbuße von Vortheilen, die bei Lichte besehen zu großem Theil auf Jahrhunderte altem Unrecht an den Kelten beruhen, nicht mehr als aufgewogen durch den Gewinn, den die Gesammtheit aus einer auf Billigkeit basirenden Neuordnung der staatlichen Beziehungen der großen, fast erdrückenden angelsächsischen Majorität zu der keltischen Minorität erzielen kann? Zu solchen Erwägungen kann ein auf höherer Warte als der Sonderinteressen stehender Engländer wohl durch folgende in der gegenwärtigen Phase der pankeltischen Bewegung zu Tage tretende Momente veranlaßt werden.

In der nationalen Bewegung in Wales zeigt sich vielfach, wie im ersten Vortrag belegt wurde, eine in Erstaunen setzende gehässige Feindseligkeit gegen alles Englische, ein pharisäerhaftes Erheben

Digitized by Google

des eigenen Volksthums und seiner Fähigkeiten, verbunden mit einer Herunterziehung des englischen Volksthums*), die ebenso albern als unklug ist, da man doch schließlich im Wesentlichen auf das englische Gerechtigkeitsgefühl zur Erlangung der eigenen nationalen Aspirationen angewiesen ist. Um so bemerkenswerther ist es, daß in Wales in der ganzen Cymru-fydd-Bewegung, soweit ich dieselbe verfolgen konnte, auch nicht ein einziges Mal nur von Ferne der Gedanke nach Losreißung von England sich gezeigt hat. So wenig man in Wales so thöricht ist, der Erlernung der englischen Sprache entgegen zu treten, ebenso wenig denkt man an einen Austritt aus dem vereinigten Königreich: man erstrebt nur eine Neuordnung der politischen Beziehungen der vier Nationen zu einander; man will nicht länger dulden, daß das Verhältniß von England zu Wales bei formaler Rechtsgleichheit thatsächlich das des Siegers zum Besiegten ist; man will nicht, daß gesellschaftliche Reformen, über deren Zweckmäßigkeit für keltisches Volksthum in Wales ziemlich allgemeine Uebereinstimmung herrscht, deshalb verschoben werden, weil der englischen Majorität des Parlaments — sowohl Unionisten wie Radikalen — das Verständniß fehlt, da der Engländer überhaupt wenig geneigt ist, sich in fremdes Volksthum zu versetzen; man will nicht, daß England in allen Fragen „Trumpf" ist. Ebenso wenig wie in Wales hat man in Schottland Losreißungsgedanken von England, in Hochschottland schon gar nicht: Spielraum möchte man haben, sein spezielles Heim anders einzurichten als nach englischen Idealen. Am bemerkenswerthesten aber scheint mir, daß auch in Irland innerhalb der nationalen Bewegung in neuerer Zeit ähnliche Ideen immer stärker und allgemeiner zum Durchbruch kommen. Man verehrt und feiert die früheren Kämpfer und Kämpfe für Losreißung

*) Als Ergänzung sei noch ein Beleg gegeben. Der Engländer Th. Darlington, welcher dem Neukymrischen gebührende Aufmerksamkeit schenkt, hat in der Novembernummer 1896 von Young Wales eine Studie darüber veröffentlicht, was das heutige englische Volksthum dem ihm beigemischten keltischen Blut verdankt; hierüber wird in Baner ac Amserau Cymru 1896, 11. Nov. S. 10 referirt und dann der schnöde Zusatz gemacht: „Ist es wahrscheinlich, daß die Engländer überhaupt eine ihnen eigenthümliche Fähigkeit besaßen, ehe sie sich mit anderen Nationen vermischten?" Es wird ferner schwer fallen, den geschichtlichen Thatsachen brutaler ins Gesicht zu schlagen und das germanische Element im englischen Volksthum ungerechter herunter zu ziehen, als dies ein angesehener kymrischer Gelehrter in einer Rede am 2. Januar 1896 in Widdlesborough vor der neugegründeten kymrischen Gesellschaft that durch seine Bemerkungen über den Antheil des sächsischen Elementes an Englands Größe (s. Baner ac Amserau Cymru 1896, 8. Januar S. 4).

Digitized by Google

von England und für irische Republik — das ist natürlich und patriotisch —, aber Aufforderungen, wie sie zu handeln, kommen kaum vor; man hört es ziemlich deutlich heraus, so etwas solle, dürfe und könne nicht mehr vorkommen. Wer die Sprache irischer Patrioten aus verschiedenen Zeiträumen kennt, wer weiß, was man in England reden und schreiben darf, wer da weiß, wie der keltische Ire geneigt ist, in der Rede in die Extreme zu gehen, der wird die Symptome nicht gering veranschlagen. Man ist auch heute in Irland noch stolz auf die Thaten der irischen Legion bei der Belagerung von Namur (1692) und in den Schlachten von Höchstädt-Blenheim (1704), Fontenoy (1745); man vergißt auch nicht der sonstigen Beziehungen, die man zu Frankreich hatte: aber man sagt es auch schon offen heraus, daß Frankreich doch im Grunde nur französische Interessen vertreten habe, Irland nicht nach ihm schauen dürfe, sondern sich auf sich selbst stellen müsse und von sich aus ohne Dazwischentreten Fremder seine Beziehungen zu England ordnen müsse. Kurz auch in Irland tritt, wenn auch naturgemäß nicht so kräftig wie in Wales und Schottland, entschieden die Richtung auf Neuordnung der politischen Beziehungen der vier Völker und nicht Ausscheiden aus dem vereinigten Königreich hervor. Man ist sich in Wales, Irland, Schottland der materiellen Vortheile der Zugehörigkeit zu dem Weltreich wohl bewußt und wird sich derselben von Jahr zu Jahr bewußter; man rühmt sich in allen Theilen der „Celtic Fringe“ am meisten in schottischen Hochlanden, daß keltisches Blut an allen Punkten der Erde für die Ausdehnung britischer Herrschaft geflossen ist, wobei man allerdings vergißt, daß es Söldnerblut ist, verkauft um englisches Gold; man spricht es laut aus, daß keltischer Geist seinen Antheil an der riesenhaften Entwickelung des Weltreiches in diesem Jahrhundert hat und daß man den Antheil an der Beute nicht fahren lassen will. Der Gedanke tritt ja allerdings auch öfters hervor — naturgemäß häufiger und kräftiger in Irland als in Wales —, daß vielleicht schwere Schicksalsschläge erst über das vereinigte Königreich kommen müssen, ehe England seine auf dem Recht des Eroberers und des Stärkeren beruhende Stellung zu den in den Grenzen des vereinigten Königreiches noch übrig gebliebenen keltischen Völkern ändere; man macht kein Hehl daraus, daß, wenn England es dahin kommen lasse, man solche Schicksalsschläge ausnutzen werde, um eine auf Billigkeit basirte Neuordnung herbei zu führen, aber auch daraus macht man kein

Digitized by Google

Hehl, daß, wenn England auf eine Neuordnung seiner Beziehungen zur keltischen Minorität eingehe, die Kelten wie ein Mann für die Erhaltung des Weltreiches eintreten würden. Der Gedanke leuchtet in dem Raisonnement keltischer Politiker immer wieder durch, daß eine Neuordnung der Beziehungen der einzelnen Glieder des vereinigten Königreichs in der von den Kelten erstrebten Richtung sicher die Interessen vieler Engländer momentan schädigen würde, aber den Gesammtinteressen des Weltreiches auf die Dauer nur vortheilhaft sein könne.

Digitized by Google

Knut Hamsun.

Von

Max Lorenz,
Berlin—Steglitz.

Von den sechs Büchern*) des Norwegers Knut Hamsun, die bisher in deutscher Uebertragung vorliegen, werde ich nur drei ausführlicher erörtern; „Hunger", Mysterien" und „Pan". Die drei anderen — die Romane „Neue Erde" und „Redakteur Lynge" und das Schauspiel „An des Reiches Pforten" — scheinen mir nicht von solcher Bedeutung zu sein, daß sie ihrem Verfasser einen Platz in der europäischen Literatur verschaffen könnten. Damit ist nicht gesagt, daß es an sich unbedeutende, werthlose Werke sind. Es sind nur nicht Werke von einzigartigem, seltenem Werth, vor denen man stehen bleiben und sagen muß: Hier nimmt der Fluß der literarischen Entwickelung eine andere Richtung; hier markirt sich deutlich eine neue Phase der Literatur. Dergleichen läßt sich allerdings von den drei zuerst genannten Büchern sagen. „Hunger", „Pan" und „Mysterien" bedeuten eine bis zur äußersten Spitze getriebene Verinnerlichung der Kunst. Die Dinge der Außenwelt, Thatsachen, Handlungen sind hier so gut wie ohne Werth; worauf es ankommt, das ist einzig und allein die künstlerische Darstellung eines Seelenzustandes. Und diese Seelenzustände sind nichts weniger als gewöhnlich, sie sind mehr als außergewöhnlich, bizarr, mysteriös.

---

*) „Hunger", Roman; „Neue Erde", Roman; „Mysterien", Roman; „Pan, aus Lieutenant Thomas Glahns Papieren"; „Redakteur Lynge", Roman; „An des Reiches Pforten", Schauspiel. Das Schauspiel ist von Marie Herzfeld ins Deutsche übertragen, alles Andere von Maria von Borch. Die sechs Bücher sind im Verlag von Albert Langen, München, Leipzig, Paris, erschienen.

Digitized by Google

Lieutenant Thomas Glahn und Johann Nilsen Nagel, die beiden Gestalten, die im Mittelpunkt des „Pan“ und der „Mysterien“ stehen, sind nicht Männer, die, wie die Eichbäume, stark und hoch aus fruchttreibendem Erdreich emporwachsen. Sie sind wie Blätter, wie welke, bleiche Blätter, die im Herbst von den Bäumen gelöst sind und haltlos umherflattern, sanft sich wiegend, wenn ein leichter Wind im Sonnenschein sie trägt, bis bald doch der erste Sturm und Regen sie zerfetzt und vernichtet. Die Seelen, die Hamsun darstellt, können wir schwer mit dem Verstande völlig begreifen und analysiren, so daß der unterste Grund und das innerste Triebwerk klar vor dem Beschauer liegt. Hamsun steigt in seelische Tiefen, in denen wir uns nur tastend, durch Ahnen und Mitempfinden zurechtfinden können. Durch einen Vergleich möchte ich Hamsuns Seelendarstellung ein bischen verdeutlichen: vergleichen wir nämlich das auf- und absteigende, schwellende Leben der Seele dem wogenden Meer. Das Leben dieses Meeres stellt die Dichtung gewöhnlich in seinen elementaren Wirkungen nach außen dar. Was die vom Schicksalssturm gepeitschte und aufgewühlte Seele auswirft, wie sie sich nach außen hin offenbart, nach außen wirkt, wie sie sich von außen ansieht — das wird als das Leben und Wirken der Seele dargestellt. Hamsun kümmert sich nicht um die Wogen, die auf der Oberfläche toben, um die Trümmer oder die kostbaren Muscheln, die ans Land gespült werden. Wie ein geschickter Taucher steigt er bergetief in das Meer der Seele und stellt die Mysterien dar, die seine Künstleraugen tief unten in „purpurner Finsterniß“ schauten.

Doch die Kritik darf sich nicht damit zufrieden geben, durch Vergleiche, die doch nur von mehr oder weniger subjektivem Empfinden eingegeben sein können, das Wesen eines Künstlers oder Kunstwerkes zur Anschauung zu bringen. Ich wenigstens vermag mich zu der allerdings weitverbreiteten und zur Zeit modernen kritischen Manier, die auch ihrerseits nur mit „Impressionen“ und Stimmungen arbeitet, nicht zu bekennen. Es wird doch immer darauf ankommen, durch mehr verstandesgemäße Analyse ein Kunstwerk zu begreifen, zu beurtheilen und ihm beim Publikum zum Verständniß zu verhelfen. Dergleichen muß auch Knut Hamsun gegenüber wenigstens versucht werden.

„Hunger“, „Pan“ und „Mysterien“ haben das miteinander gemeinsam, daß sie völlig von der Darstellung je einer Person erfüllt sind. Die drei Bücher sind wohl nur um der Darstellung

Digitized by Google

dieser drei Charaktere willen geschrieben. Diese drei mehr als seltsamen Charaktere stimmen in ihrer seelischen Struktur ziemlich weit mit einander überein, oft selbst bis in Einzelheiten ihres Empfindens und Gebahrens. Diese wiederholte Darstellung derselben Charaktere läßt darauf schließen, daß Hamsun ein gutes Stück des eigenen Wesens sich hat von der Seele schreiben müssen, daß diese drei Bücher eine Art Reinigung — „κάθαρσις" — für den Autor bedeuten.

„Hunger" ist ein „Ich"-Roman. Der, der gehungert hat, erzählt selber seine Empfindungen. „Es war damals, als ich in Christiania herumging und hungerte, in jener seltsamen Stadt, die Keiner verläßt, ehe sie ihn gezeichnet hat" — so lautet der Anfang. Der Held des Romans ist ein junger, noch völlig unbekannter Literat. Es ist wirklich ein Held, ein Held im Hungern und im Hoffen. Er ist so arm, daß er nicht mehr Nahrung und Wohnung hat. Selbst an einem rohen Knochen sucht er einmal seinen nagenden Hunger zu stillen. Nachts kampirt er oft auf den Bänken der Anlagen oder im Walde vor der Stadt. Sein geistiger Zustand wird natürlich der denkbar traurigste. Er erzählt: „Die letzte Krisis hatte mich übel mitgenommen, mein Haar ging in großen Mengen aus, auch der Kopfschmerz war sehr qualvoll, besonders am Morgen, und die Nervosität wollte sich nicht legen." Ein ergreifender Gegensatz ergiebt sich nun daraus, daß dieser traurige Hungerleider sich fortgesetzt mit glänzenden literarischen Einfällen beschäftigt. Bald schwebt ihm ein Artikel vor, bald sogar ein Drama. Deutlich steht ihm Zeile für Zeile vor Augen, greifbar bieten die Gestalten seiner Phantasie sich dar. Morgen glaubt er die Arbeit fertigstellen zu können und sofort Geld und Ruhm in Menge einzuheimsen. Wenn er die Gestalten aber mit der Feder in der Hand bannen will, versagen ihm die Kräfte. Dabei ist er fleißig; er schreibt auf der Straße, bei Regen und Kälte unter dem Lichte einer Laterne, er schreibt mitten im betäubenden Lärm einer häßlichen Kneipe. Manchmal glaubt er einen Artikel fertig gebracht zu haben. Er bringt ihn einer Zeitung, um zurückgewiesen zu werden. Selten, sehr selten wird auch etwas aufgenommen. Dann hat er für kurze Zeit ein bischen Geld. Schnell aber beginnt das Elend von Neuem. Unendlich rührend ist es, wie er trotz allem Elend darum ringt, ein makelloser, ein anständiger Mensch zu bleiben. Er bleibt es auch. Zum Schluß giebt er es, vorläufig wenigstens, auf, ein berühmter und wohlhabender Schriftsteller zu werden; er läßt sich als Matrose an-

Digitized by Google

werden. — Was er denkt und spricht, wie er handelt, sind nicht Gedanken, Sprache, Handlungen eines normalen, mit Willen und Entscheidungsfähigkeit begabten Menschen. Er befindet sich, in Folge des Hungers, in einem eigenthümlichen seelischen Zustande, der nicht gerade als toll oder wahnsinnig, aber auch nicht als zurechnungsfähig bezeichnet werden kann. Mit außerordentlicher Feinheit und Schärfe hat Hamsun diesen seltsamen, anormalen, komplizirten Seelenzustand zu schildern verstanden, in einer Fülle von Nuancen, in unendlich reicher Mannigfaltigkeit. Der Roman hat zweihundertzweiundsiebenzig Seiten, und obwohl da immer nur von den Stimmungen und Regungen des Hungernden die Rede ist, findet nicht eine einzige Wiederholung statt. Sehr bemerkenswerth und für den Autor charakteristisch ist es, daß aus dem „Hunger" nie ein Schrei der Empörung gegen die Reichen, kein Ruf gegen die bestehende Gesellschaftsordnung ertönt. Das soziale Moment fehlt völlig. Es ist das psychologische Problem, es ist der individuelle Seelenzustand, was den Autor einzig und allein interessirt.

In dem eben besprochenen Roman erklärten sich die seltsamen Regungen, Stimmungen und Handlungen sehr einfach aus der Thatsache des Hungerleidens. Der Hunger schwächt natürlich die seelischen Kräfte, macht „von Sinnen". Dunkler ist das psychologische Problem schon in „Pan", noch dunkler in „Mysterien". Johann Nilsen Nagel hat keine leiblichen Nöthe zu leiden. Und doch ist auch er nicht ganz bei Sinnen. Ein Stück Wahnsinn steckt in ihm, das sich zum Schluß auswächst und ihn Selbstmord begehen läßt. Wie von jenem Hungerleider läßt sich auch von ihm sagen: Was er denkt und spricht, wie er handelt, sind nicht Gedanken, Sprache, Handlungen eines normalen, mit Willen und Entscheidungsfähigkeit begabten Menschen". Mir will es scheinen, daß Nagels Seelenzustand in der That völlig mit dem des Hungerhelden übereinstimmt. Bei Nagel aber haben wir nicht die physische Ursache des Hungerns, die den seltsamen Zustand erklärt. Wie ist er denn sonst zu erklären?

Zunächst aber wollen wir versuchen, ihn in seiner Art deutlicher zu charakterisiren. Wir alle kennen wohl jene eigenthümliche Müdigkeit, die nach allzu starker seelischer Erregung oder allzu heftiger geistiger Spannung nicht zu beruhigendem, tiefem Schlaf führt, sondern eine gewisse Lähmung unserer Energie, unseres Willens mit sich bringt. Der Wille ist nicht mehr im Stande,

Digitized by Google

unsere Gedanken und Vorstellungen zu zügeln und zu ordnen. Die führen einen bunten, bizarren Tanz auf, folgen keinem Gesetz der Logik, haben keinen inneren, natürlichen Zusammenhang; es herrscht eine rein äußerliche oder auch eine überhaupt nicht mehr begreifliche Ideenassoziation. Wir stürzen von Einfall zu Einfall, kommen vom Hundertsten ins Tausendste, weil der regierende, zügelnde, lenkende Wille zeitweilig gelähmt ist.

Was nun jedem normalen Alltagsmenschen unter gewissen Umständen einmal begegnen kann, ist bei den Hauptpersonen der drei Romane Hamsuns die Regel, der ständige seelische Zustand.

Das nämlich ist das charakteristische Merkmal Lieutenant Thomas Glahns wie Johann Nilsen Nagels, daß sie keinen Willen haben. Von hier aus läßt sich das von Hamsun dargestellte psychologische Problem begreifen.

Der Wille fehlt, d. h. die seelische Kraft, vermöge deren wir vorhergesetzte Zwecke und Ziele zu erreichen vermögen. Die Fähigkeit zum planvollen, bedeutsamen, erfolgreichen, befriedigenden Handeln ist nicht vorhanden. Für diese Leute hat ihr Leben keinen rechten Zweck, da sie ja doch Zwecke niemals erreichen und erfüllen können. Je geringer aber der Wille, die aktive Thatkraft ist, um so größer ist das passive Aufnahmevermögen, die Genußfähigkeit, die Empfindsamkeit. Ihre Seele ist allen Eindrücken hilflos ausgesetzt, vibrirt in tausend mannigfaltigen Schwingungen. Von außerordentlicher, krankhafter Feinheit ist das Naturgefühl. Woran der robuste Normalmensch achtlos vorübergeht, daher empfangen sie Eindrücke und Stimmungen. Das überaus zarte Naturgefühl ist sowohl für Nagel in den „Mysterien" als besonders auch für Glahn im „Pan" charakteristisch. Nagel sitzt im Walde. Er „kroch zusammen vor Behagen, zog die Kniee förmlich unter sich und schüttelte sich, weil Alles so gut war. Er wurde gerufen und antwortete Ja und lauschte; aber Niemand zeigte sich. Das war doch seltsam, er hatte so deutlich rufen gehört; aber er sann nicht mehr darüber nach, es war vielleicht nur Einbildung, auf jeden Fall aber wollte er sich nicht stören lassen. Er war in einem räthselhaften Zustande, von physischem Behagen erfüllt; jeder Nerv in ihm war wach, er empfand Musik im Blut, fühlte sich verwandt mit der ganzen Natur, mit der Sonne und den Bergen und allem Anderen, fühlte sich aus Bäumen und Erdhaufen und Halmen von seinem Ichgefühl umbraust. Seine Seele wurde groß und volltönend wie eine Orgel ihn ihm, und niemals vergaß er, wie die milde

Digitized by Google

Musik in seinem Blute geradezu auf- und niederschwebte. Er lag noch eine Zeit lang und genoß seine Einsamkeit." So lesen wir auf Seite 93 der „Mysterien". An einer andern Stelle — auf Seite 177 — heißt es: „Mir ist, als sei ich ein Theil dieses Waldes oder dieser Wiese, der Zweig einer Fichte, oder ein Stein, meinetwegen auch ein Stein, aber ein Stein, der durchdrungen ist von all diesem zarten Duft und Frieden, der uns umgiebt." Völlig vom Naturgefühl eingegeben und von Naturschilderungen beherrscht ist „Pan". Abgesehen von zwei oder drei Ausnahmefällen, setzt jedes der achtunddreißig kurzen Kapitel mit der Wiedergabe einer Naturstimmung ein, und diese Schilderungen sind von berückendem Reiz, durchströmen die Seele des Lesers mit einem geradezu beseligenden Gefühl.

Thomas Glahn hat sich in eine einsame Waldhütte zurückgezogen, um dem Walde und der Einsamkeit zu leben. Alles im Walde beachtet, empfindet und liebt er mit einer zärtlichen, inbrünstigen Liebe. Von der Bergwand tropft und rieselt leise das Wasser. Darüber schreibt er: „Diese kleinen Melodien weit drinnen in den Bergen verkürzten mir manchen Augenblick, wenn ich saß und umherblickte. Nun rieselt dieser kleine, endlose Ton hier in seiner Einsamkeit, dachte ich, und Niemand hört ihn, und Niemand denkt an ihn, und doch rieselt er hier ganz allein immerfort, immerfort!" Oder: „Ich bin von einer seltsamen Dankbarkeit erfüllt; Alles läßt sich mit mir ein, vermischt sich mit mir, ich liebe Alles. Ich nehme einen trockenen Zweig auf und behalte ihn in der Hand und betrachte ihn, während ich dasitze und an meine Angelegenheiten denke. Der Zweig ist beinahe verfault, seine dürftige Rinde macht Eindruck auf mich, Mitleid durchzieht mein Herz. Und als ich aufstehe und weitergehe, schleudere ich den Zweig nicht weit fort, sondern lege ihn nieder und stehe da und habe Gefallen an ihm; endlich sehe ich ihn noch ein letztes Mal mit feuchten Augen an, ehe ich ihn dort zurücklasse." (S. 23).

Es liegt zweifellos etwas allzu Zartes, Weiches, Krankhaftes in diesem raffinirten und komplizirten Naturgefühl, das zum Mitleid selbst mit dem Kleinsten, Unbedeutendsten, Lebloseſten führt. Es liegt eine Art pantheistisches Empfinden vor, aus dem heraus die Menschenseele in die Naturseele aufgeht, sich in ihr verliert, sich selbst aufgiebt. Es liegt etwas Indisch-Buddhistisches in solcher Seelenstimmung, und von allen Seiten, aus der ganzen Natur, aus allen Erscheinungen klingt leise und mitleiderregend das

Digitized by Google

indische Wort entgegen: „Das bist Du“. Beachtenswerth übrigens ist es, daß Glahn thatsächlich sich später nach Indien hingezogen fühlt und hier auch auf der Jagd seinen Tod findet. Man darf aber nur nicht etwa glauben, daß ihn Hamsun mit Bewußtsein und Absicht aus Erwägungen, wie wir sie hier angestellt haben, nach Indien gehen läßt. Bei Hamsun ist garnichts Berechnung und Konstruktion, bewußte Analyse eines Charakters, sondern Alles Intuition und Instinkt.

Mit der Natur aber identifiziren sich Glahn wie Nagel, in ihr gehen sie auf, an ihr verlieren sie alles Persönliche. Selbstverständlich aber geben sie nicht nur den Eindrücken der Natur völlig nach; auch die Menschen der Umgebung wirken und drücken auf ihre Seelen. Wir kommen jetzt in unserer Seelenanalyse zu der Frage, welche seelischen Komplikationen sich durch solche Wirkungen und Eindrücke ergeben. Es wird sich jetzt darum handeln, die allerseltsamsten Gefühle, Reden und Handlungen eines Sonderlings wie Nagel zu begreifen.

Wie Nagels willenlose, empfindsame Seele sich mit den Stimmungen der Natur zu identifiziren vermag, so auch mit anderen Menschenseelen. Die menschlichen Regungen kennt er genau. Er vermag sich gut in die Seele eines Anderen zu versetzen. Wo in einer Seele etwas schwingt, schwingt es in Nagel mit. Vermöge dieser Mitschwingung und Mitempfindung vermag er sich gut in die Seele eines Anderen hineinzuversetzen. Er versteht die seelischen Regungen Anderer. Er ist ein Menschenkenner. Denn Menschenkenntniß erfordert doch im Grunde stets die Fähigkeit, bis in gewissem Grade sich in das Wesen eines Anderen hineinversetzen zu können, so fühlen zu können, wie der Andere auch. Sowohl Glahn wie Nagel rühmen sich ihrer Menschenkenntniß. „Ich glaube, daß ich ein wenig in den Seelen der Menschen lesen kann, die mich umgeben“, erklärt Glahn. Nagel hält sogar einmal einen ganzen Vortrag über Umfang und Tiefe seiner Menschenkenntniß. So gut er sich aber auch in den menschlichen Seelen zurechtfindet, und zwar gerade in den Irrgängen, wo die seltsamsten und verborgensten Regungen zittern: eine Stelle giebt es, wo er die Menschen nicht zu verstehen vermag, wo sie ihm unheimlich werden, das ist die Stelle, wo der Wille bei Anderen zur Aktion einsetzt, der Wille, der ihm selber fehlt. Er fühlt den Willen bei Anderen wirken, er sieht und hört kräftige Handlungen, entschlossene Urtheile; er sieht sich selber den Willensaktionen

Digitized by Google

Anderer ausgesetzt, die er, der Willenlose, nicht pariren zu können fürchtet. Es überkommt ihn ein Gefühl der Angst; Mißtrauen steigt in seiner Seele auf. Aus Blicken, Bewegungen, Worten Anderer deutet er etwas Feindseliges für sich heraus. Ueberall scheinen ihn geheime Absichten, Unehrlichkeiten, Hinterhalte zu umlauern. Niemand ist vor seinem Mißtrauen sicher, selbst der kindlich ehrliche und offene Minutte nicht. Aus seiner eigenen Willenlosigkeit, aus seiner Unfähigkeit zu festen, entschiedenen Meinungen erklärt sich sein Haß gegen Andere, die dergleichen besitzen und äußern. Stark ausgeprägte Meinungen, entschiedene Worte stören die Zartheit seiner naturseligen, pantheistischen Stimmung, die nur das Halbdunkle, Dämmernde, Geheimnißvolle verträgt. Wo er entschiedene Urtheile hört, opponirt er mit Heftigkeit, produzirt er sehr starke und einseitige Urtheile. Diese Stärke und Einseitigkeit ist aber nur ein Zeichen seiner seelischen Schwäche und stammt aus der Gereiztheit. Nach einer Stunde würde er sicherlich das Gesagte nicht mehr aufrecht erhalten; da sagt er vielleicht, allein vom Widerspruchsbedürfniß getrieben, das Gegentheil. Am meisten zuwider sind ihm, dem traumseligen Grübler, Charaktere, wie der Doktor, der, als Demokrat und Freigeist, die Erscheinungen der Welt alle offen und enthüllt vor sich liegen sieht, ausgebreitet, um von seinem guten „Verstande" endgiltig rubrizirt zu werden. So wie Nagel willensstarke Menschen und feste Meinungen haßt, als einen Einbruch in die zarten Stimmungen seiner Seele verabscheut, sie mißtrauisch fürchtet, so liebt er blasse, stille, hilfsbedürftige Menschen, wie Minutte und das alte Fräulein Martha. Er liebt sie aus Mitleid. Das zarte, schüchterne, freudlose alte Fräulein Martha möchte sein Mitleid glücklich machen, ihm Wärme und Sonne geben. Er möchte sie, von Mitleid getrieben, sanft, ganz sanft in seine Arme nehmen und an seinem Herzen warm werden lassen. Solches Mitleidsgefühl ist ein Stück Liebesgefühl, oder wenigstens dem sehr ähnlich. Er, der Neunundzwanzigjährige, macht denn auch in der That der Vierzigjährigen einen Antrag, und das zur selben Zeit, da er in leidenschaftlicher Liebe zur schönen Pfarrerstochter Dagny entbrannt ist. Nach der Liebeswerbung an Martha geht er sofort, bei Wind und Regen, zum Pfarrhofwalde, um Dagny wenigstens näher zu sein, von Fern ihr Haus zu sehen. So sehr ist er ein Spielball seiner Stimmungen; so sehr ist er unfähig, seiner Handlungen Herr zu

Digitized by Google

sein. Auch Lieutenant Glahn übrigens huldigt aus ähnlicher Charakterschwäche der Doppelliebe.

So seltsame und komplizirte Charaktere dürfen natürlich nicht beanspruchen, von den Menschen ihrer Umgebung verstanden zu werden. Für einen gemüthlichen Verkehr und eine normale Unterhaltung sind sie nicht zu haben. Sie werden mindestens als überspannt, wenn nicht gar als größenwahnsinnig oder moralisch defekt angesehen. Sie fühlen, daß sie bei Anderen auf allzuviel Neigung nicht rechnen dürfen. Sie werden scheu. Sie kommen zu dem Schluß, zu dem Glahn gelangt: „Ich gehöre den Wäldern und der Einsamkeit an". Das allein genügt ihnen aber auf die Dauer doch nicht. Sie leiden darunter, stets mißverstanden zu werden. Sie sind sich mit Recht bewußt, gut zu sein. Sie haben nie eine böse Handlung begangen. Aus ihrer Einsamkeit und Trübseligkeit heraus verlangen sie nach einer mitfühlenden Seele, die sie ganz durchschaut, ihnen völlig vertraut, der sie sich rückhaltlos hingeben können. Sie verlangen nach einem Platz, wo ihre von tausend Regungen durchzitterte, verzerrte Seele Ruhe finden könnte. Sie verlangen nach etwas Sanftem, Reinem, in sich Gefestetem, Hohem, Unnahbarem, Friedvollem. Kurz: sie verlangen nach der Liebe einer edlen, stillen, gütigen, klaren Seele. Nagel verlangt nach Dagny und ihrer Liebe. Er verlangt sehnsüchtig, daß Dagny ihn bis zum Kern seines Wesens durchschaut, bis zu diesem Kern, der des Arztes bedarf, aber nicht des Richters, der angekränkelt aber nicht böse, nicht giftig ist. Nagel stellt Dagny auf die Probe. Er lügt über sich selbst, er erzählt von sich allerlei Schlechtigkeiten. Er begründet das damit, daß er Dagny verblüffen, ihre Aufmerksamkeit auf sich lenken, sich interessant machen wolle. Das ist nur zum Theil das Motiv des seltsamen Gebahrens. Im tiefsten Grunde wünschte er, daß Dagny etwa sagte: „Rede doch nicht so, Du Lieber; ich kenne Dich ja ganz genau, ich kenne die Güte aber auch die Leiden Deiner Seele. Ich kenne Deine Sehnsucht. Komm' an mein Herz; ich will Dich heilen. Meine klaren, blauen Augen sollen die Nacht Deiner Seele durchleuchten; meine weichen, weißen Hände sollen Dich liebkosen und alle Schatten von Deiner Stirn scheuchen. Ich will Dich heilen mit meiner Liebe, und Du wirst glücklich sein." So aber spricht und denkt Dagny nicht; Nagel erwirbt nicht ihrer Liebe Heilkraft. Er findet überhaupt keine Rettung vor dem Wahnsinn,

Digitized by Google

der ihn ständig umlauert, ihn endlich packt und zum Selbstmord treibt. Nicht übersehen darf werden, daß Nagel nicht etwa allein in idealer Liebe des Herzens zu Dagny erglüht. Er, der die Willenseinheit verloren hat, besitzt tausend Triebe, auch die sinnlichen. Schwüle Flämmchen züngeln, wenn auch vergebens, nach Dagny und zehren, doch nicht vergebens, an Nagels Mark und Leben. Auch Lieutenant Thomas Glahn im „Pan" stirbt übrigens gelegentlich einer ganz unbedeutenden Liebesständelei eines unnatürlichen Todes, nachdem er ein paar Jahre vorher einmal mit einer ein bischen ernster gemeinten Liebe unvergeßliches Unglück gehabt hat. — —

Als vor Jahren, als die Wogen des Naturalismus in Deutschland noch nicht geglättet waren, Hamsuns „Hunger" in der „Freien Bühne" erschien, konnte man wohl geneigt sein, dieses Werk wegen einiger physiologischer Genauigkeiten auch als naturalistisch anzusehen. In Wahrheit bedeutet Hamsuns Kunst die Loslösung vom Naturalismus. Wir sagten schon zu Beginn unserer Darlegung, daß wir es mit einer bis zur Grenze getriebenen Verinnerlichung der Kunst zu thun haben. Diese Kunst kehrt sich von den Aeußerlichkeiten der Welt ab und zieht sich völlig ins Innere des Lebens, in das Labyrinth der Seele zurück, hier zu spüren und zu verstehen. Der Naturalismus wollte ein brutaler Eroberer sein, der die Dinge unterwarf, um sie im hellen Sonnenlicht ihrem wahr und klar durchschauten und begriffenen Wesen nach künstlerisch zu gestalten. Die neue Kunst lebt von der Ahnung und vom Traume, sie schafft im Dämmerlicht der tiefsten seelischen Abgründe. Sie durchforscht die Irrgänge der Seele und sucht das Verwickelte und Verworrene zu gestalten. Sie liebt die Schattenseiten der Seele, das Zarte und Kranke. Sie befindet sich dem vorangehenden robusten Naturalismus gegenüber in der Stellung des Gegenpols. Pole aber sind nur äußerlich zweierlei, im Innern bilden sie doch eine untrennbare, zusammengehörende Einheit. Wenn der Naturalismus so robust und bis zur Rohheit kraftstrotzend schien, so war das nur etwas Aeußerliches. In Wahrheit ging den in der Manier des Naturalismus arbeitenden Dichtern die künstlerische Schöpferkraft ab, die aus der Fülle des eigenen Innern unsterbliche Gestalten zu schaffen vermag, weil dieses Innere eine lebensvollere, tiefere, wahrere Welt umschließt, als die äußere Welt des Scheins, die wir mit den leiblichen Augen täglich wahrnehmen. Weil diesen

Digitized by Google

Künstlern subjektive Tiefe, Fülle und Kraft fehlte, betasteten und umspürten sie die Dinge der Außenwelt, um auf „exaktem" Wege „objektiv" zu gestalten und so auch ihrerseits der „Wahrheit" zu dienen. Solches Verfahren aber widerspricht völlig dem Wesen jeder Kunst und den Grundbedingungen alles künstlerischen Schaffens. Das merkten auch die wirklichen Talente sehr bald und da beginnt dann die Flucht aus der äußeren Welt des Scheins in die Geheimnisse und Irrgänge des Innenlebens.

Diese Flucht bedeutet einen Fortschritt: die Kunst wird wieder seelenvoll. Diese Flucht ist aber auch ein Zeichen der Schwäche, der Unfähigkeit, Innenwelt und Außenleben mit einander versöhnen zu können. Das wird doch immer das erstrebenswerthe Ziel aller Kunst- und Lebensthätigkeit bleiben müssen. Wir wünschten einen Künstler, dessen Geist fein und doch stark genug wäre, die zartesten und die rohesten Aeußerungen des Lebens in sich aufzunehmen, um sie dann aber, vermöge einer gewissen gottähnlichen Kraft, die ein Chaos zur Ordnung brachte, den Harmonien und Rhythmen seiner Künstlerseele einzuordnen. Wir wünschten eine Kunst des „stilvollen Realismus", wie bekanntlich Scherer eine bestimmte Periode Goethes bezeichnet hat. Goethe — er ist es, der doch noch immer, ohne zu wanken, den Thron der Kunst einnimmt, Goethe, zu dessen Höhe unsere Wünsche heute vielleicht mehr denn je sehnsüchtig emporranken, und dessen Ruhe unsere taumelnden Gedanken wie flatternde, verirrte Vögel müde und ängstlich umkreisen. Doch es besteht kaum die Aussicht, daß unserer und der kommenden Generation Lebenskünstler von Goethes Art beschieden sein dürften. Vieles vielmehr deutet darauf hin, daß die Kunst die Versöhnung für die Zwistigkeiten der modernen Seele in den Gefilden der Träume und Phantasien suchen wird. Ich hege die Vermuthung, daß wir am Ausgang unseres „Jahrhunderts der Entdeckungen und Erfindungen" wieder einer Periode der Romantik entgegensteuern. — — —

Von dem äußeren Leben Hamsuns weiß ich nur wenig, das aber von Interesse ist.*) Er steht zur Zeit in der Mitte der dreißiger Jahre. Der Hunger trieb den Zweiundzwanzigjährigen aus seiner Heimath Norwegen. Als Fischer ließ er sich von einem Fahrzeug

*) Ich entnehme die biographischen Angaben einem kleinen, schön geschriebenen Aufsatze von Oktave Mirbeau, der in der Halbmonatsschrift „Gesellschaft" deutsch wiedergegeben ist.

Digitized by Google

anwerben, das nach den Bänken von Terre-Neuve (New-Foundland) zum Kabeljaufang ging. Drei Jahre blieb er hier, dann lebte er eine Zeit lang in Amerika als Arbeiter. In einer Stellung als Kondukteur eines Schlafwagens einer der großen amerikanischen Linien ersparte er sich durch größte Enthaltsamkeit eine kleine Summe, um nach seinem Vaterlande zurückzukehren. Nur kurze Zeit verweilte er hier. Er ging nach Paris und dort arbeitete er, trotz Armuth und Entbehrungen, mit solchem Erfolge, daß jetzt über Norwegen hinaus in der literarischen Welt Frankreichs wie Deutschlands sein Name mit Bewunderung rühmend genannt wird.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

The Origin and Growth of Platos Logic. With an Account ot Platos Style and of the Chronology of his Writings. By Wincenty Lutoslawski. Longmans, Green and Co., London, New York and Bombay. 1897. (XVIII u. 547 S.) — Eingehende Beurtheilungen des Werkes durch Felice Tocco in der Zeitschrift Atene e Roma, A° I, Nr. 1, S. 35—44. F. Susemihl, Wochenschr. f. klass. Philol. Th. Gomperz, Anz. d. phil.-hist. Cl. d. Wiener Akad. 20. April 1898.]

Die „platonische Frage" gehört nicht zu den großen „Fragen" heutiger Wissenschaft, deren wechselnde Schicksale unter den begehrten Neuigkeiten verzeichnet werden. Dennoch wäre es eine Nachricht von Belang, wenn man (wie neulich von hochgeachteter Seite geschehen) vermelden dürfte, daß diese Frage nun endlich „in der Hauptsache gelöst" sei. Wäre es an dem, so würde dem hier anzuzeigenden Buche wohl die Bedeutung zukommen, zwar nicht die gemeinte Lösung allein gefunden, wohl aber die Frage selbst in musterhafter Klarheit aufgerollt, ja beinahe gemeinverständlich gemacht, und zu ihrer für jetzt möglichen Beantwortung wesentliche Stücke beigetragen zu haben. Der Verfasser ist von Herkunft Pole, thatsächlich in mehr als einer Nation zu Hause und ihrer Sprache auch als Schriftsteller mächtig. Er rühmt sich, in deutscher Schule, zu Dorpat, Methode gelernt zu haben; material verdankt er mehr der britischen Forschung, und am meisten dem Schotten Lewis Campbell. So hat er denn, nach verschiedenen Vorarbeiten in polnischer, deutscher, französischer Sprache, sein Hauptbuch englisch abgefaßt und Campbell gewidmet.

Es behandelt laut Titel: Platos Logik, und zwar in ihrer Entwickelung; ein bescheidener Zusatz kündigt ferner eine Untersuchung über Platos Stil und die Chronologie seiner Schriften an. Der Inhalt des Buches und das Verhältniß seiner Themata ist damit nicht ganz zutreffend bezeichnet. Die Sachuntersuchung geht über die Logik weit hinaus; sie um-

Digitized by Google

faßt ungefähr die ganze theoretische Philosophie Platos, wenngleich aus dem Gesichtspunkte der Methode, insofern logisch. Und dann wird im Buche eigentlich zur Hauptsache, was der Titel nur als Beiwerk bezeichnet, die Feststellung der Chronologie der platonischen Schriften. Wir haben wesentlich einen Versuch vor uns, die „platonische Frage" im engeren Sinn, das heißt die Frage der Zeitfolge der platonischen Schriften, durch sprachliche und sachliche Untersuchung zugleich zum Austrag zu bringen. Und zwar fällt fast der stärkere Ton auf die Sprachuntersuchung, obgleich sie räumlich nur eins von zehn Kapiteln (Kap. III, immerhin ein Viertel des Buches) umfaßt. Denn die Sachuntersuchung (Kap. IV—X; I u. II sind einleitend und orientirend) ist nicht wirklich unabhängig geführt; sie sieht die Zeitfolge auf Grund der Stilkriterien in der Hauptsache schon als festgestellt an und sucht nur nachträglich weitere Stützen auch von Seiten des Sachinhalts zu gewinnen, so daß ein stimmfähiger Beurtheiler (Susemihl) von „gebundener Marschroute" wohl sprechen konnte.

Die an sich rein philologische, ja eines großen Philologen würdige Aufgabe einer Geschichte der platonischen Sprache und Schreibart faßt nun der Verfasser wiederum als Logiker ins Auge. Sein Kap. III erhebt den nicht geringen Anspruch, die Methode der „Stylometrie" (Statistik der Sprach- und Stilerscheinungen von Literaturwerken in chronologischer Absicht) allgemein, mit Anwendbarkeit auf Schriftsteller jeder Zeit und Nation, festzustellen und an einem ausgezeichneten Fall zu bewähren. Das Axiom der neuen Wissenschaft lautet: zwei Schriften eines Urhebers müssen in dem Maße mehr sprachlich-stilistische Eigenheiten gemein haben, als sie sich zeitlich nahe stehen. Zu sicheren chronologischen Folgerungen berechtigt aber nur eine große Zahl, dem Ideal nach nur die Gesammtheit der Erscheinungen, die überhaupt eine Verschiedenheit des Gebrauchs in verschiedenen Perioden erkennen lassen. Zum Glück lag nun eine Fülle kleiner und großer Arbeiten über Sprache und Stil Platos bereits vor. Der Verfasser hat sie mit emsigem Fleiß zusammengesucht und durchforscht; er hat daraus nicht weniger als fünfhundert „Styleme" (so tauft er, etwas unphilologisch, die zu chronologischen Schlüssen verwendbaren Stileigenheiten) zusammengestellt und aus diesen eine große Rechnung aufgemacht, die zum Ergebniß haben soll das genaue Maß der stilistischen Verwandtschaft jeder der übrigen platonischen Schriften mit dreien, die ihm als die letzten und allgemein als späte Schriften gelten, dem Timaeus, dem Kritias und den Gesetzen. Dies Unternehmen, das einen Gedanken Campbells in weit vergrößertem Maßstab ausführt, ist jedenfalls von nicht geringem methodologischen Interesse. In zwei Richtungen darf man davon einen bleibenden Fortschritt hoffen: man wird fortan nicht mit geringerem Material, und nicht mit geringerer logischer Ueberlegung chronologische Folgerungen auf sprachstatistischer Grundlage wagen dürfen. Indessen findet der Verfasser selbst das Material zur vollen Sicherheit seiner Schlüsse noch nicht

Digitized by Google

ausreichend; und es ist hinzuzusetzen, daß alle seine methodologische Umsicht nicht genügt hat, ihn vor ernsten, gerade methodologischen Fehlgriffen zu bewahren. Schon die Auswahl der „Styleme" ist nicht durchaus unparteiisch; sie nimmt eigentlich vorweg (was zwar von manchen Forschern, auch vom Berichterstatter, aber noch längst nicht allgemein angenommen wird), daß auch der Sophist, Staatsmann und Philebus zu den späten Werken gehören. Bedenklicher ist die gleichmäßige Zusammenrechnung der sehr verschiedenartigen und in verschiedener Art verzeichneten „Styleme". Wären aber auch diese Fehler verbessert, ohne daß das Ergebniß im Ganzen ein anderes würde (und man hat Grund zu der Annahme, daß es sich nur unbeträchtlich ändern würde), so bliebe dennoch die schließliche Folgerung insofern anfechtbar, als sie auf der Voraussetzung einer durchaus gradlinigen Fortentwicklung der Schreibart Platos fußt.*) Denn diese Voraussetzung hat sich bereits thatsächlich in mehr als einem Punkt als nicht zutreffend herausgestellt. Schon Campbell fand bei eben dem ersten Versuch einer Statistik des platonischen Wortschatzes**), der zur „Stylometrie" unsres Verfassers die entscheidende Anregung gegeben hat, zwar eine allgemeine Zunahme im Gebrauch seltnerer Wörter von den frühsten bis zu den spätesten Schriften; aber er fand mindestens zwei starke Abweichungen vom geraden Fortschritt, in Hinsicht des Phaedrus, der einen nach seiner möglichen Zeitstellung weit zu starken, und des Parmenides, der einen weit zu schwachen, thatsächlich von allen platonischen Schriften den schwächsten Antheil am seltneren Wortgebrauch aufweist. Es wäre Willkür, die Ausnahmen vorweg auf diese zwei Schriften und allein auf den Wortschatz zu beschränken; vielmehr, wenn einmal Abweichungen zugestanden werden müssen, so hat ein chronologischer Schluß auf bloß statistischer Grundlage überhaupt nicht mehr volle Beweiskraft. An dem Befunde selbst ist übrigens nichts zu verwundern. Ein schöpferischer Schriftsteller wird gewiß bestimmte Eigenheiten der Sprache und Schreibart mehr und mehr ausbilden; es wird also eine fortschreitend reichere Verwendung dieser Eigenheiten in der Folge seiner Schriften im Allgemeinen zu beobachten sein; und es ist methodisch richtig, solche Beobachtungen zu chronologischen Schlüssen mit Anderem zu verwerthen. Aber so wie ein Maler auch unter Werken einer und derselben Zeit nicht jedes mit derselben Feinheit im Einzelnen ausführt, sondern je nach der Liebe, mit der er daran arbeitet, oder auch dem Zweck, für den er es bestimmt, von den koloristischen und sonstigen technischen Mitteln, die er zur Zeit beherrscht, einen mehr oder weniger reichen Gebrauch macht, so wird auch ein Schriftsteller verfahren; ein solcher zumal, der über Zweck und Mittel des Schreibens so nachgedacht

*) Das erkennt selbst ein so warmer Fürsprecher der sprachstatistischen Methode der Chronologie wie Gomperz (a. O.) an.

**) In der Einleitung seiner Ausgabe des Sophisten, 1867.

Digitized by Google

hat wie Plato, der sogar (Phaedr. 277 b) ausdrücklich vorschreibt, Farben und Töne reicher oder sparsamer zu verwenden, je nach den Hörern oder Lesern, für die die Darstellung berechnet ist. Sobald ein derartiger Unterschied zwischen verschiedenen Werken obwaltet, bedürfte es zum Wenigsten eines besonderen statistischen Verfahrens, um den dadurch wahrscheinlich bewirkten Fehler auszugleichen.*)

In keinem Falle darf neben der Vergleichung der Sprache und des Stils der verschiedenen Schriften die des Sachgehalts vernachlässigt oder auch nur in zweite Linie gerückt werden. Es bleibt übrig zu berichten, was das Buch in dieser Hinsicht Förderliches und Anregendes beibringt. Die Hauptthese lautet: es giebt zwei grundverschiedene Philosophien Platos, nämlich zwei verschiedene Ansichten von der Erkenntniß. Nach der einen, „idealistischen" und noch halb poetischen Ansicht (hauptsächlich dargestellt im Gastmahl, Phaedo, Staat und Phaedrus) ist die zu erkennende Wahrheit, nämlich die der ewigen unwandelbaren Ideen, nicht nur an sich von je her da, sondern auch in der Seele des Erkennenden von je gegeben, Erkenntniß nur ein Innewerden, ein Vorfinden in uns selbst. Die andere „psychologische" Ansicht (kritisch vorbereitet durch den Theaetet und Parmenides, positiv dargelegt im Sophisten, weiter entwickelt im Staatsmann, Philebus, Timaeus und den Gesetzen) überwindet die poetische Metapher, und setzt auf Grund einer ernsten, streng wissenschaftlich gemeinten „Kritik", ähnlich der, durch welche Kant die Metaphysik reformirt hat, an die Stelle der vorgefundenen unveränderlichen Ideen ein spontanes Hervorbringen der wissenschaftlichen Grundbegriffe (Kategorien) aus der menschlichen (wie jeder höheren) Seele; die individuellen Seelen, nicht die Ideen, sind das letzte Seiende. Die Vergleichung mit Kant wird dabei vom Verfasser mitunter so überspannt, daß fraglich wird, welche eigene Bedeutung diesem nach Plato noch verbleiben soll. Aber die Vergleichung beruht auf einer einseitig psychologischen Deutung auch der Philosophie Kants. Unseres Erachtens liegt die wahre Leistung beider Philosophen jenseits ihrer psychologischen Schwäche. Diese, eigentlich und im besten Sinne logische Leistung ist bei Beiden allerdings in der Grundlage von gleicher Art, aber unterscheidet sich der Stufe nach ungefähr so, wie sich die moderne (besonders exakte) Wissenschaft von der der Griechen unterscheidet. Der Gegensatz der „idealistischen" und „psychologischen" Ansicht bei Plato aber dürfte in dieser Weise nicht vorhanden sein. S. 447 kommt dem Verfasser selbst der Gedanke, das Poetische möchte wohl auch in den früheren Darstellungen

*) Ich glaube ein solches Verfahren nachweisen zu können (s. die „Vorläufige Mittheilung" im Archiv f. Gesch. d. Philos., Juliheft). Die Ausführung selbst, die wegen Raummangels dort noch nicht erscheinen kann, soll vom nächstfolgenden Heft derselben Zeitschrift an vorgelegt werden. Ebenda wird man eine genaue Prüfung der ganzen „Stylometrie" Lutoslawskis, nach Methode und Einzelheiten, finden.

Digitized by Google

der Ideenlehre bewußte Metapher sein. Er versteht es so im Staat, und selbst im Phaedrus, wo doch die Transcendenz der Ideen vielleicht stärker ausgesprochen ist als irgendwo sonst. Sind aber die überhimmlischen „Phasmata" des Phaedrus und das Unbedingte des Staats nur Begriffe, d. h. Erzeugnisse, ja freie Schöpfungen der Seele, weßhalb sollte nicht dasselbe gelten können von den Ideen nach dem Phaedo und Gastmahl? Es besteht also zunächst zwischen dem „mittleren Platonismus" (Staat, Phaedrus) und dem frühen (Gastmahl, Phaedo) kein solcher Unterschied in der Grundauffassung der Idee, wie der Verfasser ihn behauptet. Aber auch im Theaetet, der die letzte und Hauptphase einleiten soll, wird von Musterbildern gesprochen, die im Seienden „stehen"; von denen Plato, wie der Timaeus zeigt, in der That niemals abgegangen ist. Auch nach dem Theaetet ferner soll die Seele in sich selbst, ohne Organ, die Grundbegriffe erschauen, ergreifen; sie sind also von Haus aus in ihr, ganz wie es der Phaedo lehrt. Zwar soll sie sie andererseits aus sich gebären; aber so lehrt ja auch Diotima im Gastmahl (206 ff.); das muß mit dem ewigen Bestande des Inhalts der Idee also wohl nicht streiten. Ein Fortschritt in der Richtung des „Psychologismus" soll es auch sein, daß die Idee Anfangs allenfalls nur den Begriff, erst vom Theaetet an das Urtheil bedeute. Aber das „ist" im Urtheil begründet von Anfang an die Idee als das ὃ ἔστιν (Phaedo 75 d, 78 d). Zumal die Idee als Hypothesis (Phaedo 100 ff.) besagt buchstäblich den „Grundsatz". Und es sind ziemlich genau die „Kategorien" des Theaetet, die im Phaedo ihre Bedeutung als Grundsätze entfalten: Grundsatz der Identität und Entgegensetzung, der Einheit, Zweiheit, des Geraden, Ungeraden, des Gleich, Größer, Kleiner. Ferner wird nicht erst im Sophisten die Idee zu einem Prinzip der Bewegung und des Lebens. Schon der Phaedo will doch die Formalursache zugleich als Bewegursache erwiesen haben.*) Gerade nach ihm (79 a) sind die beiden Grundklassen des Seienden das Unwandelbare und das Wandelbare; wogegen weit stärker im Protagoras und Phaedrus die eleatisch-megarische Leugnung jedes Seins des Veränderlichen nachwirkt.**) Schließlich ist die Seele als „Form" der Lebendigkeit (Phaedo 105—106), wie gerade die Vergleichung der Gesetze (893 ff. bes. 895) lehrt, im Grunde identisch***) mit der Seele als dem allein sich selbst und somit ursprünglich Bewegenden (Phaedr. 245

*) 95 e περὶ γενέσεως καὶ φθορᾶς τὴν αἰτίαν, 98 a ποιεῖν, πάσχειν, 99 c δαιμονίαν ἰσχύν u. s. f. — Die Formalursache, zuletzt eins mit der Finalursache, wird zur Bewegursache durch Einführung in die Materie (103 e ἔχει τὴν μορφήν, zuvor δεξαμένην, wie Tim. 50 b δέχεται μορφήν). Hier liegt die Wurzel der aristotelischen vier Prinzipien.

**) Prot. 356 d ἄχυρον ἐποίησε τὸ φάντασμα. Phdr. 249 c ὑπεριδοῦσα ἃ νῦν εἶναί φαμεν, cf. 247 d; ganz wie Aristoteles (de gen. et corr. 325 a 13) von den Eleaten sagt: ὑπερβάντες τὴν αἴσθησιν καὶ παριδόντες, l. 24 οὐκ ἀναιρήσουσιν . . . τὰ φαινόμενα).

***) So urtheilt auch Tocco a. a. O.

Digitized by Google

und Leg. l. c.; vgl. die Seele als das Regierende, Phaedo 80 u. 94, mit Phaedr. 246 u. A.). Der Unsterblichkeitsbeweis auf dieser Grundlage gewinnt eine andre Gestalt, weil er sich der vorher gegebenen Erklärung der Formalursache als der alleinigen Bewegursache genau anpassen, und jeden Schein einer bloß naturphilosophischen Begründung (vgl. Alkmäon) vermeiden soll.

Richtig ist zwar, daß die Individualität der Einzelseele in den späteren Schriften mehr zu ihrem Rechte kommt als in den frühen und mittleren. Das ist aber nicht eine Annäherung an einen Monadismus irgend welcher Art, sondern es hängt zusammen mit der genaueren Durcharbeitung der Lehre ins Besondere, wie sie in der Richtung der Naturphilosophie im Timaeus, hinsichtlich der speziellen Ethik, Gesetzgebung und Erziehungslehre in den Gesetzen zu erkennen ist. Diese Entwicklung ist normal. Ein großer Philosoph geht begreiflich erst aufs Ganze und beruhigt sich bei den großen Prinzipien, noch ohne sich der Durchführbarkeit im Konkreten ganz versichert zu haben. Mehr und mehr schärft sich das Gewissen für die Pflicht dieser Durchführung; in der dann die Prinzipien selbst, wo nicht erschüttert, doch nüchterner gefaßt und vorsichtiger umschrieben werden, ja zurücktreten können bis zum scheinbaren Verschwinden (Leg.). Eine solche Entwicklung wird sich bei Plato um so genauer nachweisen lassen, je näher man einer haltbaren Chronologie der Schriften kommt. Aber einen eigentlichen Bruch mit seiner Vergangenheit, eine Kantische „Umkippung" (nachdem einmal die Schranken der Sokratik durchbrochen waren) wird sich schwerlich herausstellen. Allenfalls das Gewicht, das auf die verschiedenen Seiten einer und derselben Grundansicht fällt, vertheilt sich anders.

Rühmlich bleibt der seit einem vollen Menschenalter (Susemihl 1855—60, Ribbing 1863—64) zum ersten Mal wieder gewagte ernstliche Versuch einer Entwicklungsgeschichte wenigstens der Grundlehren Platos. Möge er dazu beitragen, daß nicht länger die weitaus wichtigste „platonische Frage", die nach dem sachlichen Gehalt der wissenschaftlichen Leistung Platos in den Hintergrund geschoben wird, unter dem Vorwand, daß das Urtheil darüber zu „subjektiv" sei. Möge man sich überzeugen, daß hier Fragen gestellt sind, die einer reichlich so „objektiven" Entscheidung fähig sind wie etwa die der platonischen Stilentwicklung. Wir erhoffen von dem vielseitig anregenden, des ganzen energischen Anlaufs wegen schätzbaren Buche eine gute Wirkung gerade in dem Sinne, daß es nicht die „Lösung" der platonischen Frage, sondern einen frischen Ansporn zu ihrer ferneren fruchtbaren Bearbeitung bedeute.

Marburg. P. Natorp.

Digitized by Google

v. Hartmann: „Ethische Studien." Leipzig 1898. Hermann
aacke. V u. 241 S.

Seit dem Erscheinen von Hartmanns „Phänomenologie des sittlichen
ußtseins" im Jahre 1879 ist vielleicht auf keinem philosophischen Ge-
e soviel gearbeitet worden, wie auf dem der Ethik, und hat jedenfalls
es so sehr, wie dieses, das Interesse weiterer Kreise für sich in Anspruch
ommen. Zumal seitdem Nietzsche angefangen hat, das gebildete Publikum
beschäftigen, und das Umsichgreifen der individualistischen Weltan-
uung den Blick auch auf den Vorgänger Nietzsches, nämlich auf Max
rner, zurückgelenkt hat, sind die ethischen Probleme von den ver-
densten Standpunkten aus erörtert, ja, ist sogar hin und wieder die
ge aufgeworfen worden, ob nicht die ganze Ethik von Grund aus re-
irt und einer totalen „Umwerthung aller bisherigen Werthe" unter-
n werden müsse. Für einen Denker, der ein so feines Gefühl für
Regungen seiner Zeit besitzt, wie Eduard v. Hartmann, der keine
egenheit vorübergehen läßt, sich mit den Strömungen des Tages aus-
nderzusetzen und seine eigene Ansicht gegen widerstreitende Meinungen
Theorien zu behaupten, war es daher selbstverständlich, daß er in
en „Ethischen Studien" dem modernen Individualismus seine besondere
merksamkeit widmete und die Stichhaltigkeit, sowie den Werth seiner
chen Aufstellungen untersuchte. Konnte man vor wenigen Jahren noch
uf gefaßt sein, von den offiziellen Vertretern der Philosophie über die
eln angesehen zu werden, wenn man Nietzsche ernst nahm, so ist er
ischen „universitätsfähig" geworden und zum Gegenstande besonderer
lesungen gemacht, ja, ein Philosophieprofessor hat ihm sogar die Ehre
ethan, ihn unter die „Klassiker der Philosophie"(!) zu versetzen. Unter
en Umständen kann man es auch Hartmann nicht verübeln, wenn er
Gegenstande eine ausführlichere Erörterung gewidmet hat, als Manche
eicht sachlich gerechtfertigt finden werden; ist doch Nietzsche gegenwärtig
ahe der einzige philosophische Schriftsteller, der auch außerhalb der
ftreise in nennenswerthem Maße gelesen wird und übt er doch zumal
die studirende Jugend, sowie auf die journalistische und künstlerische
ème einen Einfluß aus, der eine nüchterne und ernüchternde Be-
heilung geradezu herausfordert. Eine solche zu liefern, sind aber jedenfalls
nige so geeignet, wie Hartmann, der ruhigste Objektivität mit unbestech-
em Wahrheitsmuth und Scharfsinn verbindet, und der mehr als einmal
iesen hat, daß er sich auch durch den größten Ueberschwang der Be-
terung nicht bewegen läßt, einen Gegenstand anders als seinem wahren
ersten Werthe nach abzuschätzen.

Bereits vor Jahren, als sein Aufsatz über „Nietzsches neue Moral"
abgekürzter Fassung) in den „Preußischen Jahrbüchern" erschien,
derselbe in den Kreisen der Anhänger Nietzsches nicht unbeachtet ge-
ben. Verliebt in die aphoristische Form der Philosophie, wie man es

Digitized by Google

nach dem Vorbilde des Meisters in jenen Kreisen nun einmal ist zucke man damals über ihn die Achseln und glaubte ihn einfach damit abthun zu können, daß man eine zusammenhängende Darstellung von Nietzsches Weltanschauung, wie sie Hartmann in großen Zügen zu geben versuchte, als dem Geiste und dem Wesen der Nietzscheschen Philosophie nicht entsprechend erklärte. Vielleicht lag der wahre Grund, weshalb man sich über ihn ärgert, doch darin, daß in der einheitlichen Entwickelung von Nietzsches Grundgedanken, bei welcher Zerstreutes zusammengerückt, Zusammengehöriges vereinigt und die aphoristischen Bausteine Nietzsches zu einem fertigen Gebäude aneinandergefügt waren, die Mängel und Widersinnigkeiten dieser Lehre um so auffälliger in die Augen stachen und manchem naiven Anhänger Nietzsches doch bange werden mußte, in jenem Gebäude seine Wohnung aufzuschlagen. Inzwischen beginnt nun auch in jenen Kreisen die bisherige kritiklose Schwärmerei für Nietzsche einer ruhigeren Beurtheilung Platz zu machen. Schon mehren sich auch hier die Stimmen, welche die Forderung einer Sichtung und Prüfung von Nietzsches Ideen erheben und das Bleibende und Wesentliche derselben ausgesondert und in ein geschlossenes System gebracht sehen möchten. Ist es doch für alle philosophisch denkenden Menschen, die man freilich nicht in den Kreisen der Anhänger Nietzsches suchen darf, selbstverständlich, daß eine neue Idee nur erst in systematischer Gestalt ihren philosophischen Werth erweisen kann, und daß sie erst dann ein Urtheil darüber zuläßt, was man an ihr hat, wenn sie aus der zerhackten Form des Aphorismus herausgebracht und in einheitlicher Darstellung entwickelt ist, worin sie sich gegen andersartige und fremde Gedankenelemente abschließt. Solange dies nicht geschehen ist, ist damit der Kritik die Möglichkeit verschlossen, an irgend einer Stelle ihre Hebel anzusetzen, denn der einen Behauptung lassen sich immer gleich zehn andere entgegenstellen, die das Gegentheil der ersteren besagen. Wenn daher die Anhänger Nietzsches verlangen, daß der Lehre ihres Meisters ein Platz in der Geschichte der Wissenschaft eingeräumt und sie nicht als ein bloßes geistreiches Gedankenspiel, als ein sprühendes Feuerwerk von Geistesblitzen angestaunt und bloß ästhetisch genossen werde, dann dürfen sie sich auch nicht einer wissenschaftlichen Kritik jener Lehre mit der Berufung auf deren ästhetischen Charakter entziehen und müssen sie aufhören, den Versuch einer zusammenhängenden Darstellung von Nietzsches „neuer Moral“ als eine Entstellung und Verballhornisirung derselben abzuweisen. Freilich ergiebt sich aus einer solchen Darstellung, daß der Gedankenkern jenes Philosophen nichts weniger als reich, vielseitig und umfassend ist, wie Mancher bei einer oberflächlichen Kenntnißnahme von Nietzsches Schriften glauben könnte. Vielmehr enthüllt sich derselbe als so arm und eng und läßt er sich auf ein paar so dürftige Gedanken zurückführen, die nur in den verschiedenartigsten Wendungen immer neu variirt werden, daß man es den Anhängern Nietzsches wahrlich nicht verdenken kann, wenn

Digitized by Google

sie einer zusammenfassenden Darstellung, wie derjenigen Hartmanns, die darauf verzichtet, Nietzsches Grundgedanken in ihrer eigenen ursprünglichen Fassung anzuführen und dadurch die Leser zu blenden und zu verwirren, mit sehr getheilten Gefühlen gegenüberstehen.

Und doch dürfte es keine Behandlung dieses Gegenstandes geben, die denselben auf verhältnißmäßig so engem Raum in philosophischer Hinsicht so völlig erschöpfte, wie diejenige, die Hartmann im zweiten Aufsatze seiner „Ethischen Studien" geliefert hat. Mit bekannter Virtuosität entwickelt er die Grundideen Nietzsches aus seinem Schopenhauerschen Ausgangspunkte, um insbesondere bei der letzten Phase seines Denkens zu verweilen, wo Nietzsche mit dem Anspruch auftritt, an Stelle der alten „Heerdenmoral" eine neue Moral von positiver Bedeutung aufzustellen. In unserer Zeit, wo die Ausdrücke „Heerden-" resp. „Sklavenmoral" und „Herrenmoral" zu Schlagwörtern geworden sind, und die Auffindung der Unterschiede, die hiermit bezeichnet werden sollen, von Manchem als eine Entdeckung von ungeheuerster Tragweite gepriesen wird, dürfte die Hartmannsche Erörterung dieses Gegenstandes viel zur Klärung beitragen. Sie zeigt, daß, was an jener Unterscheidung berechtigt ist, eine oft genug behandelte Wahrheit darstellt, daß hingegen das Neue an ihr auf eine ungeheuerliche Uebertreibung und Einseitigkeit hinausläuft. Noch vielmehr gilt dies von Nietzsches Ideal des „Uebermenschen", diesem aberwitzigen Einfall, dem Nietzsche in der Gestalt seines „Zarathustra" einen symbolischen Ausdruck verliehen hat, und der auf manche unserer Zeitgenossen, wie es scheint, geradezu hypnotisirend einwirkt und von ihnen als der Gipfel des Tiefsinns angestaunt wird. Wenn im Uebrigen das Bleibende und Werthvolle der Moral Nietzsches darin liegt, daß auch er die althergebrachte Heteronomie und den Eudämonismus in der Moral bekämpft, worin er mit fast allen hervorragenden Denkern seit Kant übereinstimmt, so nimmt seine Ethik mit dem Gedanken des Uebermenschen eine Wendung, die lediglich ein pathologisches Interesse hat. Was Nietzsche Alles in jene Idee hineingeheimnißt und geflissentlich in Dunkel gehüllt hat, das hat Hartmann aus ihr ans Tageslicht hervorgezogen, und da zeigt sich, daß in ihr auch nicht ein einziges Moment enthalten ist, das Anspruch auf philosophische Bedeutung erheben könnte. Interessant ist, wie Hartmann die Konzeption jener Idee in der weibisch gearteten Natur des Schriftstellers Nietzsche begründet findet mit seiner scharf ausgesprochenen Subjektivität, die alle Objektivität haßt, seinem Mangel an Gerechtigkeit und Billigkeit des Urtheils, in seiner Abneigung gegen Vernunft, logische Geradlinigkeit und Systematik, seiner gänzlichen Abhängigkeit von Affekten, Unempfindlichkeit gegen Selbstwiderspruch, in dem Ersatz der Ueberzeugung mit Gründen durch affektvolle Rhetorik und sophistische Ueberredung u. s. w., vor Allem aber in seiner Antipathie gegen das Weib und seiner echt weiblichen Sehnsucht nach einem Erlöser. „Der Uebermensch ist die zur Karikatur übertriebene Männlichkeit nach

Digitized by Google

ihren beiden hervorragendsten Merkmalen: Willensstärke und Intelligenz, also so recht ein Ideal für weibische Naturen, etwa in dem Sinne, wie der Zirkusathlet zuletzt zum Ideal für dekadente Aristokratinnen wird. Männliche Männer haben ihr Ideal niemals in dem Zerrbild der Mannheit, sondern vielmehr, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, in dem „ewig Weiblichen" gesucht." Vielleicht liegt hier auch der Grund, warum die Lehren Nietzsches gerade auch beim weiblichen Geschlechte vielfach eine so begeisterte Aufnahme und warme Verehrung gefunden haben; ist es doch schon dahin gekommen, daß man von dieser Seite aus die Erzeugung des „Uebermenschen" geradezu als das Ziel der weiblichen Entwickelung hingestellt hat.

Mit dem Endergebniß seiner Philosophie, dem Ideal des „Uebermenschen", nähert sich Nietzsche so sehr dem Standpunkt Max Stirners, wie ihn dieser schon im Jahre 1848 in seinem Werk „Der Einzige und sein Eigenthum" ausgeführt hat, daß sich trotz des Fehlens positiver Beweise und der gegentheiligen Versicherungen von Nietzsches Anhängern der Gedanke eines idealen Zusammenhanges zwischen Beiden nicht abweisen läßt. Hartmann selbst scheint durch seinen nachdrücklichen Hinweis auf Stirner, der sich bereits in der ersten Auflage der „Philosophie des Unbewußten" von 1869 findet, die Veranlassung dazu gegeben zu haben, daß Nietzsche den ihm kongenialen Stirner kennen lernte, und er ist auch heute noch der Ansicht, daß diesem das dauernde Verdienst gebührt, „allen späteren verwandten Bestrebungen die Masken vom Antlitz zu reißen und sie in ihrer Nacktheit als bloße Verirrungen des Größenwahns kenntlich zu machen." In seinen „Ethischen Studien" hat nun Hartmann seinem Aufsatz über Nietzsche auch einen solchen über Stirner angeschlossen und darin das Urbild des „Uebermenschen" aufgezeigt, wie es sich in dem „Einzigen" und seinem absoluten Egoismus darstellt.

Stirner faßt das Ich als den Mittelpunkt und Träger der Welt in erkenntnißtheoretischer und metaphysischer Beziehung, indem er den Fichteschen Standpunkt des absoluten Ich im Sinne des Solipsismus deutet, und gründet darauf seine Lehre von der Souveränität des Eigenwillens. Darin liegt aber auch zugleich die Widerlegung dieser Ansicht. Denn wenn sich herausstellt, daß das Ich garnichts Reales, sondern eine bloße subjektive Erscheinung, eine ideelle Spiegelung im Bewußtsein ist, deren objektives Wesen keineswegs gerade individueller Art zu sein braucht, dann fällt damit die Voraussetzung hinweg, woraus der Egoismus die Berechtigung schöpft, sich über die moralischen Vorschriften und Gesetze hinwegzusetzen und mit den Dingen nach subjektiver Willkür umzuspringen.

Der philosophische Werth von Stirners Anschauung ist rein negativ: sie zeigt, daß auf dem Boden des Solipsismus und, können wir hinzufügen, des subjektiven Idealismus eine Ethik nicht zu begründen ist. Ihre Bedeutung für die Geschichte der Philosophie aber beruht darin, daß jener

Digitized by Google

Standpunkt des Solipsismus ein vollberechtigtes Glied in der gedanklichen Entwickelung bildet, die ihren Ausgang aus dem kartesianischen Cogito ergo sum her genommen hat*), und daß diese Konsequenz innerhalb jener Entwickelung einmal gezogen werden mußte, wenn sich dieselbe vollkommen ausleben sollte. Das Gleiche kann man von Nietzsche kaum behaupten. Man könnte sich dessen Lehre ganz gut fortdenken, ohne daß dadurch in der geschichtlichen Entwickelung der philosophischen Gedanken eine wesentliche Lücke entstehen würde. Der Grund liegt offenbar in dem rein subjektiven, willkürlichen und launenhaften Charakter von Nietzsches Lehre, die den Beifall, welchen sie gefunden hat, nicht so sehr ihrem inneren Wahrheitsgehalt, als vielmehr der äußeren Form verdankt, worin sie auftritt. Ihre „neue Moral" ist nicht, wie der absolute Egoismus Stirners, aus objektiven Gründen erkenntnißtheoretischer oder metaphysischer Art abgeleitet, sie ist nicht auf dem Boden einer allgemeinen Weltanschauung erwachsen, als deren natürliche Blüthe sie sich darstellt, sondern sie ist nur ein rein zufälliger Einfall des Philosophen, der recht wohl auch ganz anders hätte ausfallen können. Wenn Stirner die Souveränität des Eigenwillens verherrlicht und damit alle Moral über den Haufen wirft, so thut er es, weil er ein anderes Reales als das eigene Ich nicht anerkennt. Wenn hingegen Nietzsche in berechtigtem Streben nach einer „höheren" Moral, die über die gewöhnliche heteronome und eudämonistische Form derselben hinausstrebt, den Egoismus des „Uebermenschen" lehrt, und die durch die heteronome Moral bereits überwundenen und unterdrückten Triebe der menschlichen Bestie wieder in ihre Rechte einsetzt, so hat er hierfür keinen anderen Grund als sein persönliches Belieben. Stirners Irrthum ist wie gesagt, daß das Ich etwas Reales, ja, sogar das einzig Reale sei. Nietzsche verwechselt das Unterstittliche mit dem Uebersittlichen und verkennt außerdem die Bedeutung der Sittlichkeit, indem er ihre bloße Höherbildung für eine Beseitigung und Ueberwindung derselben, den Standpunkt einer nicht heteronomen und nicht eudämonistischen Moral für ein „Jenseits von Gut und Böse" ansieht.

Diese Unterscheidung einer untersittlichen, sittlichen und übersittlichen Sphäre hat Hartmann in einem weiteren Aufsatze seiner „Ethischen Studien" zum Gegenstande gemacht, der sich demnach seinem Inhalte nach aufs Engste an die besprochenen Aufsätze über Nietzsche und Stirner anschließt. Er zeigt, daß die Sittlichkeit eine mittlere Stellung zwischen einer untersittlichen, bloß natürlichen und einer übersittlichen, metaphysischen Sphäre einnimmt und daß sie sich nach unten ebensosehr auf den gesetzlichen Mechanismus der Naturordnung stützt, wie sie nach oben in den Bereich eines absoluten Grundes alles Seins über sich selbst hinausweist. Sittliches

*) Vgl. mein Werk: Das Ich als Grundproblem der Metaphysik. Eine Einführung in die spekulative Philosophie. (1898).

Digitized by Google

Handeln ist nur auf der Basis des natürlichen Determinismus möglich, aber nur, wenn der Mechanismus der Natur die Teleologie nicht aussondern einschließt. Es hat aber nicht seinen Werth in sich selbst, sondern dient nur als Mittel zu einem übersittlichen Zweck, wodurch es zugleich seine eigentliche Begründung findet. Durch diese enge Verbindung und Durchdringung der drei möglichen Sphären, die jede für sich weder echte Sittlichkeit erzeugen, noch die Berechtigung des sittlichen Maßstabes überhaupt beweisen können, wird nun auch das Problem der Entstehung des Guten und Bösen, sowie das Problem der Verantwortlichkeit lösbar. Besonders die Art und Weise, wie Hartmann die Letztere von dem Standpunkte seines konkreten Monismus aus begründet, gehört zu dem Tiefsten und Schönsten, was die Philosophie über diesen schwierigen Gegenstand überhaupt hervorgebracht hat und dient zur Widerlegung des thörichten Vorurtheils, daß der Pantheismus die Sittlichkeit untergrabe, weil die Verantwortlichkeit in seiner Gedankenwelt keine Stelle finde. Aus diesem Grunde sollte insbesondere kein Theologe den Hartmannschen Aufsatz über „Unterhalb und oberhalb von Gut und Böse" ungelesen lassen, denn derselbe enthält nicht bloß die Zurückweisung aller Einwände, die von Nietzsche und seinen Anhängern gegen die Moral erhoben werden, sondern er stellt auch den Zusammenhang zwischen Religionsphilosophie und Ethik dar und zeigt, wie die ethischen Probleme sich unter dem Gesichtspunkte des konkreten Monismus gestalten.

Während die bisher erwähnten drei Abhandlungen die Ethik gegen moderne Umsturzgelüste sicher zu stellen suchen, wendet sich der Philosoph in einem vierten Aufsatz zurück zum Alterthum und versucht im Anschlusse an das gleichnamige Werk von Schneidewin der rücksichtslosen Brutalität des schrankenlosen Größenwahns und der Selbstvergötterung, wie sie die Anhänger Stirners und Nietzsches vertreten, das Bild der „antiken Humanität" zu zeichnen. Dabei kommt das Maß von Bedeutung zur Sprache, welches der antiken Humanität als einem ethischen Bildungsmittel für unsere Zeit noch zukommt, und wird vor Allem die viel verhandelte Frage erörtert, welche Stellung dem Alterthum überhaupt in der modernen Jugenderziehung gebührt, eine Frage, die übrigens Hartmann schon mehrfach sehr eingehend, so besonders in seiner Schrift „Zur Reform des höheren Schulwesens", sowie in Aufsätzen in den „Modernen Problemen" und „Tagesfragen" behandelt hat.

Von prinzipiellerer Bedeutung als der Aufsatz über die antike Humanität sind die drei Abhandlungen über das Verhältniß von sittlicher Heteronomie und Autonomie, über den Werthbegriff und den Lustwerth und über das Verhältniß von Ethik und Eudämonismus. In allen drei Abhandlungen werden Probleme erörtert, die grundlegend für die Ethik sind, und wird in vielen Beziehungen eine genauere Formulirung von Hartmanns eigenen Aufstellungen geliefert, um dieselben zugleich weiter auszubauen, zu begründen

Digitized by Google

gegen Einwände sicher zu stellen. Dies gilt insbesondere von der
en Abhandlung. Sie enthält Hartmanns Antwort auf die von der
tinger Theologischen Fakultät gekrönte Preisschrift Stanges und liefert
Beweis, daß der von dem Letzteren gegen ihn erhobene Vorwurf des
ämonismus auf seinen eigenen Standpunkt zurückfällt.

Angesichts der groben Entstellungen, welche seine Religionsphilosophie
Seiten der Vertreter des christlichen Theismus sich hat gefallen lassen
sen, und der vielfachen Mißverständnisse, denen sie gerade bei diesen
gesetzt ist, mußte es Hartmann reizen, die Hauptpunkte seines konkreten
nismus und seines Verhältnisses zum Christenthum einmal scharf zu
nuliren. Er hat dies in 68 Thesen gethan, die den Beschluß der
hischen Studien bilden und für Viele vielleicht der interessanteste Theil
es neuen Werkes sein dürften. Wären diese Thesen noch vor fünfzig
ren veröffentlicht worden, sie würden nebst dem „konkret-monistischen Be-
ntnißentwurf" in drei Artikeln, in dem sie gipfeln, kein geringeres
ffehen als David Straußens „Leben Jesu" und Feuerbachs „Wesen
Christenthums" erregt und eine Flut von Entgegnungen aus dem
logischen Lager gegen sich hervorgerufen haben. Daß es, nachdem
elben bereits vor mehreren Jahren in der „Zeitschrift für Philosophie"
hienen sind, auf jener Seite gänzlich still geblieben ist und meines
ssens sich bisher auch keine einzige Stimme gegen diesen wuchtigen
griff Hartmanns erhoben hat, giebt viel zu denken und beweist nur,
sicher sich die Vertreter der christlichen Weltanschauung wieder einmal
ihrer Behausung fühlen, wenn man es nicht etwa als ein Zeichen
ür ansehen will, daß die heutigen Theologen viel zu sehr mit sozialen
d anderen Problemen beschäftigt sind, um der Philosophie noch die
hige Aufmerksamkeit zuwenden zu können.*)

Es wird nach alledem keines weiteren Hinweises darauf bedürfen, daß
„Ethischen Studien" Hartmanns des Bedeutenden und Aktuellen genug
halten, um von Allen gelesen zu werden, die nur überhaupt ein Ver-
ndniß und Interesse für ethische Fragen haben. Wer in Zukunft über
hik oder religionsphilosophische Dinge schreibt, wird an diesem Werke
ht vorbeigehen können. Aber auch für solche Leser ist dasselbe verständlich,
lche Hartmanns große Ethik oder Religionsphilosophie selbst nicht kennen.

*) Ueberhaupt scheint, seitdem die Ritschl'sche Theologie bei ihnen zur Herrschaft gelangt ist und sie unter dem Einflusse des Neukantianismus in spekulativer Hinsicht sich auf den bequemen Standpunkt des Ignorabimus zurückgezogen haben, wenigstens unter den protestantischen Theologen das metaphysische Bedürfniß erloschen zu sein. Oder sollte es nur ein Zufall sein, daß mein eigner Angriff, wie ich ihn vom Standpunkte des Hartmannschen konkreten Monismus aus gegen die Idee der absoluten Persönlichkeit geführt habe, von Seiten der protestantischen Theologen noch immer keine Entgegnung gefunden hat und daß nur katholische Theologen (Schell, Gloßner, Otten) meiner Aufforderung an die Vertreter des Theismus nachgekommen sind, ihren Standpunkt zu vertheidigen?

Digitized by Google

Sollten diese sich dadurch bewogen fühlen, auch die letztgenannten Werke zu studiren, so würde es ihr Schade nicht sein, und jedenfalls würden sie daraus mehr wirkliche Belehrung und positive Erkenntniß schöpfen als aus allen Schriften Nietzsches zusammengenommen.

Dr. Arthur Drews.

Nationalökonomie.

Henry Schuhler, L'impôt sur le revenu en Prusse. Paris, V. Giard & E. Brière, 1898.

Man lernt bekanntlich von seinen Feinden mehr als von seinen Freunden. Diese alte Erfahrung mag es rechtfertigen, wenn wir auf das Schuhlersche Buch etwas ausführlicher eingehen, als es das eigentlich verdient. Es liegt in der Natur der Sache, daß solche Untersuchungen auswärtiger Gelehrter nur aus zweiter Hand schöpfen und für den Kenner wenig oder nichts eigentlich Neues bieten können. Das gilt ganz besonders von der Steuergesetzgebung, deren vollstes Verständniß eine gründlichere Kenntniß der gesammten verwaltungsrechtlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse eines Landes voraussetzt, als sie der Angehörige eines fremden Staates im Allgemeinen erlangen kann. Der eigentliche Werth solcher Untersuchungen liegt vielmehr in dem Urtheil, zu dem sie gelangen, einem Urtheile, das unsere Aufmerksamkeit um so mehr hervorrufen muß, wenn es von einem so völlig verschiedenen Standpunkte aus erfolgt, wie es der französische ist. Fügen wir noch hinzu, daß der Verfasser des vorliegenden Buches sich mit Ernst und Gründlichkeit in sein Thema hineingearbeitet hat und daß uns daher völlig schiefe Betrachtungen im Allgemeinen erspart bleiben.

Schuhler steht auf dem Standpunkte, den die überwiegende Mehrzahl seiner Landsleute bisher stets der Einkommensteuer gegenüber vertreten hat. Bekanntlich ist es in Frankreich noch nicht gelungen, eine Einkommensteuer einzuführen. Selbst der treffliche Entwurf des Finanzministers Doumer ist jüngst gefallen, nur eine kleine Minorität der Deputirtenkammer war für das Projekt zu gewinnen, das zudem aus Wahlrücksichten nur lau von der Regierung vertheidigt wurde. Der Franzose läßt sich nun einmal nicht gern in seinen Geldbeutel sehen. Auch bei den weniger bemittelten Klassen ist der Gedanke einer Einkommensteuer nicht so populär, wie man es annehmen sollte, vielleicht deßhalb, weil es in Frankreich der Traum auch des kleinen Mannes ist, sein Leben dereinst als kleiner Rentner beschließen zu können. Auf den beschränkt kapitalistischen Anschauungen, die diesen Neigungen der französischen Volksseele zu Grunde liegen, fußt auch

Digitized by Google

Schuhler. Man meint wieder einmal die Stimme eines J. B. Say oder Thiers zu hören, wenn er pathetisch ausruft: „Ohne Zweifel ist das Kapital eine Macht in der modernen Gesellschaft; aber ist es deßhalb eine schädliche Macht? Die preußische Regierung vergißt, daß das Kapital ein Zeichen der Prosperität ist. Und endlich: sie denkt nicht daran, daß das Kapital aus dem Trieb zum Sparen hervorgeht und daß man Gefahr läuft, diesen Trieb zu entmuthigen, wenn man es besteuert.“ Wir können überzeugt sein, daß ein solcher Gegner die Waffen gegen die preußische Einkommensteuer ergreifen wird, wo er sie findet. Was er dagegen zu sagen hat, wird so ziemlich das Schlimmste sein, was man überhaupt sagen kann. Da ist es nun bezeichnend und beruhigend zugleich, daß er gegen die wesentlichen Grundlagen des Gesetzes so gut wie nichts vorgebracht hat und daß er das Material zu seiner Kritik im Einzelnen fast ausschließlich den Reden einiger Vertreter des großen Kapitals im Landtage entnimmt.

Wir können an dieser Stelle kein Kolleg über steuerpolitische Grundsätze halten. Aber es ist vielleicht gerade im gegenwärtigen Augenblick, wo der Gedanke einer Reichseinkommensteuer von Neuem auftaucht, nicht unangebracht, an die Gründe zu erinnern, die der Einkommens- und in gewisser Hinsicht auch der Erbschaftsbesteuerung in neuerer Zeit eine so große Beliebtheit erworben haben. Es ist kein Zufall, daß außer Frankreich, Spanien und Rußland alle europäischen Kulturstaaten eine Einkommensteuer besitzen, und daß deren Ausbildung nimmer mehr in den Vordergrund gerückt ist. Vielmehr liegt diesem Zuge unseres Erachtens das sehr berechtigte Gefühl zu Grunde, daß das Vermögen in unserer heutigen Wirthschaftsorganisation seinem Besitzer einen Einfluß, eine Macht gewährt, der keine gleichwerthige Leistung an die Allgemeinheit gegenübersteht. Auch in früheren Wirthschaftsepochen schützte der Staat den Besitz, aber dieser Besitz war die Grundlage wichtiger, für die Regelung des öffentlichen Lebens nicht zu entbehrender Funktionen, für die er häufig nicht einmal als besonders glänzende Belohnung gelten durfte. Diese alte auf mehr oder weniger unmittelbaren Machtverhältnissen beruhende Organisation der nationalen Arbeit ist jetzt bis auf geringe Reste verschwunden. An seine Stelle ist die Mobilisirung der Produktivkräfte getreten, deren Beherrschung zu einem Spiele der Konstellationen des Marktes geworden ist. Und diesen modernen Herrschaftsverhältnissen haften keinerlei öffentlich-rechtliche Verpflichtungen im früheren Sinne an, obgleich sie einzig und allein durch die Rechtsordnung des Staates aufrecht erhalten werden. Das einzige Mittel, sie unmittelbar den öffentlichen Interessen dienstbar zu machen, ist die direkte Besteuerung. Das erklärt und rechtfertigt die Bedeutung, die ihr von allen Seiten zugemessen wird. Und es ist auch hier wieder kein Zufall, daß der Staat, der den modernen Staatsgedanken am tiefsten erfaßt hat, daß Preußen auf dem Gebiete der Einkommensteuer die ersten

Digitized by Google

und durch seine neue Finanzreform auch die wichtigsten Schritte gethan hat. Die Gedanken der preußischen Steuergesetzgebung wurzeln so tief im modernen Wirthschaftsleben, daß auch Frankreich sich ihnen auf die Dauer nicht wird entziehen können.

Was Schuhler gegen diese grundlegenden Ideen anführt, ist wie gesagt so gut wie nichts. Er sieht sich sogar zu dem Geständniß gezwungen, daß die ungeheure Mehrzahl der Bevölkerung in Preußen die Besteuerung des Einkommens für durchaus nothwendig und berechtigt hält, und daß selbst die am härtesten Betroffenen gegen das Prinzip nichts einzuwenden haben. Das veranlaßt ihn schließlich zu dem bequemen Schlusse, daß da eben eine Verschiedenheit im Nationalcharakter vorliege. Der Deutsche, meint er, ist daran gewöhnt zu gehorchen. Er erträgt die Nachforschungen der Verwaltung, weil der Beamte, der einen Theil der öffentlichen Gewalt darstellt, von Jedem geachtet wird und ihm Jeder gehorcht. Auch der Franzose achtet den Beamten, aber er gestattet ihm nicht, sich in die Privatverhältnisse zu mischen, um alle Geheimnisse kennen zu lernen. Er wird alle Steuern, die man von ihm verlangt, bezahlen, wenn er nur möglichst wenig mit der Verwaltung zu thun hat. In Deutschland herrscht der Korporalismus, in Frankreich überschreitet er nicht die Pforten der Kaserne. Das Prinzip des französischen Fiskalsystems ist die Proportionalität, jedes Abweichen von diesem System kann bedenkliche Folgen haben, weil man sich damit auf den Weg der Konfiskation begäbe. Mit diesen letzten Trümpfen schließt er.

Man wird von uns eine Widerlegung dieser Ansichten nicht verlangen. Sehen wir uns daher an, was Schuhler im Einzelnen auszusetzen hat. Er stößt sich da vor Allem an der Deklarationspflicht. Er zitirt als Kronzeugen Fuisting, um zu beweisen, daß es dem Steuerpflichtigen bei uns vielfach gar nicht möglich sei, eine dem Sinne des Gesetzes völlig entsprechende Erklärung abzugeben. Bei der Einschätzung der landwirthschaftlichen Einkommen habe man daher thatsächlich das Prinzip verlassen. Er tadelt ferner die Zusammensetzung der Einschätzungskommissionen und der Beschwerdeinstanzen, die dem Präsidenten eine viel zu große Machtbefugniß einräume. Vor Allem aber macht ihn das Eindringen der Kommissionen in die Privatverhältnisse nervös. Unter Berufung auf die Rede des Abg. v. Eynern behauptet er, daß von einer Geheimhaltung nicht die Rede sei, die Ergebnisse der Einschätzung seien stets in kürzester Zeit allgemein bekannt. Das könne in Zeiten wirthschaftlicher Krisen für den Kaufmannstand höchst bedenklich werden. Damit sind seine wesentlichen Einwürfe so ziemlich erschöpft.

Man braucht nicht zu bestreiten, daß an einzelnen derselben etwas Richtiges ist, sie sind ja auch bei uns schon öfter erhoben worden. Auch der Finanzminister selbst hat im Mai vorigen Jahres ausdrücklich im Herrenhause anerkannt, daß gewisse Reformen nöthig seien. Und auch wenn diese in Aussicht genommenen Reformen durchgeführt sind, wird

Digitized by Google

noch manche Unvollkommenheit zurückbleiben. Das Gesetz stellt eben an die wirthschaftliche Einsicht der Steuerzahler Anforderungen, denen diese erst nach längerer Erziehung auf steuertechnischem Gebiete gerecht werden können. Aber es stellt sie an ein Volk, das ihnen auch sicherlich mit der Zeit gerecht werden wird. Allerdings ist die Zahl der Berufungen anscheinend recht erheblich. Sie betrug für die Jahre 1892/93 etwa 320000, für die Jahre 1893/94 etwa 260000, war also in starkem Rückgange begriffen. Eine genaue Statistik ist unseres Wissens noch nicht erschienen, aber in Aussicht gestellt. Wir würden es für kein großes Unglück halten, wenn man damit noch einige Jahre wartete. Bis dahin werden die mit der Handhabung der Einschätzung betrauten Organe sich in ihre Arbeit mehr eingearbeitet, das Publikum wird sich an die Bestimmungen des Gesetzes gewöhnt haben. In der ersten Zeit des Uebergangs kann eine Statistik nur ein unrichtiges Bild geben. Auch Sachsen ist erst nach mehr als einem Jahrzehnt der Wirksamkeit des Gesetzes mit einer ausführlichen Statistik der Reklamationen hervorgetreten und es hat sich dabei ergeben, daß deren Zahl zu erheblichen Bedenken keinen Anlaß gab. Wir dürfen mit Bestimmtheit annehmen, daß in einigen Jahren in Preußen das Ergebniß ähnlich sein wird, wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß die preußischen Kommissionen vielfach etwas schärfer vorgehen, als die sächsischen.

Was endlich den Vorwurf anlangt, daß das Geheimniß der Einschätzungen nicht gewahrt bleibe, so berührt hier Schuhler zweifellos einen wunden Punkt. Es ist auch kaum anzunehmen, daß andere Einrichtungen, z. B. wie vielfach vorgeschlagen: strengere Bestrafung der Indiskretionen erheblich viel ändern würden. Die Gefahr dieses unleugbar in gewissem Maße vorhandenen Mißstandes wird aber vielfach überschätzt. Der Zug der Zeit geht heute auf größere Oeffentlichkeit des Geschäftsgebahrens. Das kaufmännische Risiko ist durch Vervollkommnung der Transportwege, des Nachrichtendienstes, Versicherung u. s. w. wesentlich verringert. Die größten Banken, Gesellschaften, die dem Kredit in ausgedehntem Maße dienen und von ihm Gebrauch machen, arbeiten heute ohne Schaden mit fast öffentlichem Status. Und es wird auch Privaten selten Kredit gegeben, ohne daß ihre Kreditfähigkeit auf dem Wege des vervollkommneten Nachrichten- und Auskunftswesens genau untersucht worden wäre. In Amerika giebt es jetzt schon gedruckte Bücher, in denen die bedeutenderen Firmen mit eingehenden Angaben über ihre Kreditfähigkeit verzeichnet sind. Dem lichtscheuen Gesindel, das auf erschwindelten Kredit angewiesen ist, dem Leichtsinnigen, der es seiner Stellung schuldig zu sein glaubt, über seine Verhältnisse zu leben, mag die Möglichkeit einer Indiskretion unangenehm sein, dem soliden Geschäft wird sie wenig schaden.

Dr. Wilhelm Böhmert.

Digitized by Google

Digitized by Google

dem Leipziger Studiosi sich betheiligt haben, eine Würdigung des Gemäldemuseums in Altenburg, eines Vermächtnisses des verstorbenen Ministers von Lindenau († 1854). Diese Sammlung enthält manche verborgene Perle italienischer Malerei, worüber Schmarsow schon vor Kurzem die Leser der Pariser gazette des beaux-arts unterrichtet hat. Soweit in all diesen verschiedenen Arbeiten Fragen der Stilvergleichung, Autorbestimmung u. dgl. erörtert werden, die nur mit umfassender Bilderkenntniß und Nachprüfung des ganzen Apparates behandelt werden können, entziehen sie sich der Einzelbesprechung an dieser Stelle. Die große Begabung des Verfassers, sich über das Handwerkliche der Kritik und die Handhabung einer äußerlichen Methode zu erheben, ist bekannt: überall springt einem das lebhafte Gefühl für die tieferen Charakterzüge der Künstler und der Kunstkreise entgegen, und so sind denn auch historische Zusammenhänge und Grenzen mit besonderem Feingefühl behandelt. Hier seien die Charakteristiken des Riccolo und Giovanni Pisano herausgehoben, vor Allem aber die des dritten Pisano, Andrea. In Zeiten heftiger Bewegung und Gegenbewegung im Kunstschaffen wie der unserigen ist man geneigt, extreme Vertreter ihrer Richtungen mit vorzüglichem Interesse zu begleiten, da sie als die Führenden erscheinen, andere aber gleichfalls treffliche Künstler, die die Gaben des Geschmacks besitzen, also von jedem Aeußersten sich entfernt halten, minder hoch zu bewerthen. Zu diesen Raphaelischen Naturen zählt im vierzehnten Jahrhundert Andrea Pisano. Mit Vergnügen wird man die einleitende Betrachtung des Verfassers vernehmen: „Es giebt Künstler, bemerkt er, deren Schöpfungen so sehr im Mittelpunkt ihrer Kulturepoche stehen, daß wir ferne Geschlechter sie unwillkürlich als typische Aeußerungen des Zeitgeschmacks betrachten. So verschwindet die Persönlichkeit des Meisters für uns hinter seinem Werke, wir vergessen die schöpferische That, die dazu gehörte, gerade diesen Inhalt in dieser Form vollendet und mustergiltig zum Ausdruck zu bringen, und statt des einen hochbegabten Mannes wird uns der Zeitgeist zum Urheber solcher Gebilde. Das Eigenthumsrecht verschiebt sich, ohne daß wir uns bewußt werden, dem Einzelnen Unrecht zu thun, und wir sind um so mehr aufgelegt, seinen eigensten Antheil zu unterschätzen, je glücklicher und harmonischer die Verkörperung gelungen, je weniger wir von der Mühe und Anstrengung merken, welche die Arbeit gekostet. Ja, wir vergehen uns wohl schlimmer noch, wenn die Formen, rein und fließend, den Inhalt klar und unverkümmert versinnlichen; wir denken geringer von der geistigen Bedeutung des Künstlers, der vollendet schafft, als von dem, der sichtlich zu kämpfen hat, der Räthsel aufgiebt und Dunkelheiten übrig läßt. Nur der Letztere scheint uns gedankenvoll, während der Andere nur ausspricht, was in der Luft lag, oder als Werkzeug einer höheren Inspiration hervorbringt, was diese ihm eingiebt."

Eine Würdigung in ähnlichem Sinn findet ein Meister des fünfzehnten Jahrhunderts, Luca della Robbia, der sich den Italienfahrern vor

Digitized by Google

Allem als Schöpfer jener musizirenden Kinder in den Marmorreliefs der Sängerbühne in Florenz einprägt. Sein Werk wird hier durch wichtige Zuweisungen bereichert, aus denen ich gern die Thonbüste eines jungen lockigen Mannes (im Museo nazionale in Florenz) heraushebe. Sie ist in Abbildung beigegeben. Einen Abguß dieses Kopfes, der immer als ein Anonymus ging und mit wechselnden Attributionen bedacht wurde, habe ich seit Jahren in meinem Arbeitszimmer; er ist von einer schönen Einfachheit der Behandlung, daß es berechtigt scheint, wenn W. Bode und Schmarsow dem Luca das Prädikat des Griechenähnlichen geben. Nur habe ich immer gefunden, daß das reiche Lockenhaar Bemalung verlangt; es wirkt etwas zu schwer und würde durch Farbe in seiner Masse erleichtert werden.

Bei allen Arbeiten des vorliegenden Bandes hat man das wohlthuende Gefühl, daß das Urtheil sich auf sichere ästhetische Maßstäbe stützt, daß hier die Breite der Erfahrung dargeboten wird, aus der sich bei unablässigem Durchdenken gewisse Grundanschauungen gebildet haben. Der Verfasser hat diese dann für sich in theoretischer Darstellung mitgetheilt, und die Leser der Preußischen Jahrbücher werden sich erinnern, daß an dieser Stelle wiederholt von seinen Ansichten Notiz genommen wurde.

Carl Neumann.

Literarisches.

Neue Schiller-Literatur.

Der deutsche Buchhandel und die Bühne wissen sehr wohl, was unsere großen Todten nach hundert Jahren noch werth sind, die sie bei ihren Lebzeiten knapp am Verhungern gelassen hatten. Zwar Schiller war etwas weltklüger, als sein angeblich realistischer und egoistischer Genosse, er wußte sich und seinen Mitarbeitern seit der Verbindung mit Cotta leidliche Honorare zu verschaffen, die doch in gar keinem Verhältniß zu dem enormen Gewinn stehen, den das durch Goethen erfochtene Privilegium des Allerdurchlauchtesten deutschen Bundes dem Welthause abwarf. Dafür begnügte sich dieses mit ewiger Wiederholung seiner unkritischen und tumultuarischen Gesammtdrucke, bis es nicht mehr anging. Und was that die Bühne? Dieselbe Bühne, die heute den Aktionären des Lessing-Theaters für die ersten hundert Aufführungen einer faden Posse 341 000 Mark abwirft? Goethe kannte seine Frankfurter. „Als Schiller todt war," so schreibt er an Freund Zelter, „setzt man in die Zeitung (Frankf. Journal 1805 Nr. 92 S. 451), er sey nicht reich gestorben, habe vier Kinder hinterlassen, und gewährt dem lieben Publikum einen freyen Eintritt zu einer Todtenfeier! — Pfaffen und Mönche wissen

Digitized by Google

die Todtenfeyer ihrer Heiligen besser zum Vortheil der Lebenden zu benutzen. Das tiefe Gefühl des Verlustes gehört den Freunden als ein Vorrecht. Die Herren Frankfurter, die sonst nichts als das Geld zu schätzen wissen, hätten besser gethan, ihren Antheil realiter auszudrücken, da sie, unter uns gesagt, dem lebenden Trefflichen, der es sich sauer genug werden ließ, niemals ein Manuskript honorirt haben, sondern immer warteten, bis sie das „gedruckte Stück für 12 Groschen haben konnten". Verhältnißmäßig anständig verhielt sich den letzten großen Dramen gegenüber Iffland und die Königliche Bühne Berlins. Was wäre aber aus Schillern und den Seinigen geworden ohne den Zuschuß aus der Privatschatulle Karl Augusts?"

Dagegen galt ja Goethe für den reichen Mann, der es nicht nöthig hatte. Wir wissen aber auch, wie schwere Sorgen ihm die Erhaltung einer bescheidenen Existenz seiner Enkelkinder gemacht hat. Im Jahre 1824, da schon längst die Cottaschen Gesammtausgaben von 1806—10 in 13 Bdn., von 1815—19 in 20 Bdn. und der Cottasche Selbstnachdruck Wien 1816 bis 1822 in 20 Bdn. durch ganz Deutschland vertrieben wurden, gab August v. Goethe Namens seines Vaters den jährlichen literarischen Verdienst für die Steuerschätzungskommission als „in Maximo 1400 Thaler" an. (S. H. Burkhardt in der Vierteljahrsschrift für Lit.-Gesch. 3, 482.) Was ihm aber überhaupt für alle die Wohlthaten seines unendlich thätigen Lebens, von denen Weimar recht eigentlich lebt und Gott gebe noch lange, zu Theil geworden, sollte zur Beschämung der literarischen Zustände Deutschlands allgemein gewußt werden. „Ich habe," sagte er am 31. März 1823 zu dem Kanzler v. Müller*), „meinen schriftstellerischen Erwerb und zwei Drittel meines väterlichen Vermögens hier zugesetzt, und erst mit 1200 Thaler, dann mit 1800 Thaler bis 1815 gedient." Welche Erfahrungen mit Verlegern Goethe gemacht hat, wird ja auch allmählich zu Tage kommen. Ahnen kann man sie aus dem Seufzer: „Die Buchhändler sind alle des Teufels, für sie muß es eine eigene Hölle geben." (Unterh. 17. 5. 1829.)

Nach dem Erlöschen der Cottaschen Privilegien erlebten wir einen wahren Wettlauf der Verleger mit billigen Klassikerausgaben. Das hatte doch auch den Vortheil, daß neben dem gemeinen, jetzt legalisirten Nachdruck nun auch die berufene literarische und ästhetische Kritik und, besonders zu Zwecken der Schule, auch die Hermeneutik, die wahrlich keine geringen Anforderungen zu erfüllen hat, mehr und mehr zu Worte kamen. Die Einzelforschung hatte schon längst überall tüchtig vorgearbeitet. Doch mußte

*) Es freut uns, bei diesem Anlaß mittheilen zu können, daß nach der vergriffenen ersten Ausgabe der „Unterhaltungen Goethes mit dem Kanzler v. Müller" in diesen Tagen durch den verdienten Herausgeber, Archivdirektor Dr. H. Burckhardt in sehr erweiterter Form eine neue dem Publikum dargeboten wird. Verlag Cotta's Nachfolger A. G.

Digitized by Google

noch eine Reihe von Jahren ins Land gehen, ehe von den Leitern des Goethe- und Schiller-Archivs die große Ausgabe der Großherzogin Sophie konnte in Angriff genommen werden, ehe K. Gödeke die Schillerschen Texte in urkundlicher Form zusammenstellte, ehe eine Schillerausgabe für Schule und Haus möglich ward, wie sie jetzt von Ludwig Bellermann und seinen gelehrten Gehilfen vorgelegt wird.

„Schillers Werke. Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut." 14 elegante Leinwandbände. Preis 28 Mk. (Die kleine Ausgabe, für einen weiteren Leserkreis und für Schüler durchaus genügend, sofern nicht für die Oberklassen der Gymnasien und Realschulen die philosophisch-ästhetischen Abhandlungen in Betracht kommen, umfaßt bloß die ersten 8 Bände zum Preise von 16 Mk.)

Ich könnte mich mit der Besprechung dieser Ausgabe sehr kurz abfinden, wenn ich sagte, daß ich dem Urtheil Bernhard Suphans von Herzen zustimme, der von Bellermann sagte, er sei in weiteren Kreisen bekannt als Leiter und Veranstalter der besten, vielmehr der ersten guten Ausgabe von Schillers Werken.

Die Leser der „Preußischen Jahrbücher" dürfen jedoch erwarten, etwas eingehender über das Geleistete unterrichtet zu werden.

Bellermann hat seinen Beruf, als verständnißvollster und kenntnißreichster Herausgeber Schillers aufzutreten, glänzend erwiesen durch sein Buch: „Schillers Dramen, Beiträge zu ihrem Verständniß", von dem soeben (Ende April 1898) die zweite Auflage erschienen ist (Band 1 6 Mk., Bd. 2 9 Mk.)

Der erste Band, geschmückt mit einem Kupferstiche der Danneckerschen Kolossalbüste in Stuttgart von A. Krauße und Faksimile des Jägerliedes aus dem Tell nach dem Original im Großherzoglichen Hausarchiv, bietet außer dem kurzen Vorwort des Herausgebers vor den Gedichten zunächst einen schönen Lebensabriß des Dichters: „Schillers Leben und Werke", S. 7—81. Ich wüßte diese gedrungene und doch von warmer Begeisterung erfüllte Skizze mit nichts besser zu vergleichen, als mit Mich. Bernays Goethe-Biographie in der Allgemeinen deutschen Biographie (und daraus mit der J. C. Gottscheds verbunden Leipzig 1880). In beiden die gleiche Knappheit des Vortrages und Satz um Satz Ergebniß selbständiger Studien.

Seite 82—96 folgt eine Einführung in die lyrischen Gedichte und Balladen. Es war nicht die Aufgabe, und auch O. Harnack streift sie nur leise, auf die ganz anders geartete Lyrik Goethes hinzuweisen. Die Jugend wird sich immer zu Schillern halten, und die Schule muß es sich versagen, ein tieferes Eindringen in Goethes Lyrik zu erzielen. Das ist Sache der reiferen Bildung; immer bleibt Schiller die beste Propädeutik zu ihm. In diesem Sinne stimmen wir gern den Schlußworten Bellermanns zu:

Digitized by Google

„Zusammenfassend müssen wir sagen, daß es wenige Bücher geben dürfte, die einen solchen Schatz von Ideen, eine solche Fülle gestaltenreicher Schöpfungen in sich bergen, wie dieser Band „Schillers Gedichte“. Gewiß sind auch Mängel und Unvollkommenheiten darin, nicht überall ist es dem Dichter gelungen, „jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit“ auszustoßen. Aber je tiefer man eindringt, desto mehr fühlt man, daß ein Geist ersten Ranges vor uns steht, von ursprünglicher, energischer, auf den Grund gehender Denkkraft, von weltumspannender Weite des Blickes, von tiefstem Gemüth und reinstem Wollen; und das Alles gepaart mit einer Kühnheit dichterischer Phantasie, mit einer schöpferischen Gestaltungskraft und hinreißender Sprachgewalt, die auch vor dem schwersten und sprödesten Stoff nicht zurückschrickt und ihn in den allermeisten Fällen bewältigt und zur künstlerischen Rundung zwingt.“

Die erläuternden Noten zu den Gedichten sind knapp und sachgemäß, und wenn sie hier und da mehr apologetisch als kritisch erscheinen, so wird der Pädagog das nicht tadeln, der nur zu wohl weiß, wie geneigt unsere heutige Jugend ohnehin ist, mit den großblumigen Mustern Schillers ihren Scherz zu treiben. Ob nicht doch mit Nutzen öfter auf die reinere, von aller Rhetorik freie Gegenständlichkeit Goethes hätte hingewiesen werden sollen, mögen einsichtige Deutschlehrer sich fragen.

Unter den Gedichten der sogenannten ersten Periode sind ungeachtet der unbarmherzigen Selbstkritik, die Schiller bei der Herausgabe geübt hat, doch noch eine Anzahl, die man ungern in der Hand der Jugend sieht, wahrlich nicht aus prüden Bedenken der sogenannten Sittlichkeit — die Unschuld verdaut unglaubliche Dinge — sondern einfach aus Rücksichten der Geschmacksbildung. Die „Kindesmörderin“ z. B. hat sicherlich noch kein unschuldiges Gemüth sittlich vergiftet, aber man schämt sich doch eines Tages, daß man derartige Verzerrungen in reinsten Jugendjahren sich als erhaben und großartig schön hat gefallen lassen, weil es nun einmal von dem großen Klassiker Schiller gemacht ist. Hier hätte ich unbedenklich das echt menschlich empfindende arme Weib zur Vergleichung gestellt, das Goethe sagen läßt:*)

Herr Pfarrer und Herr Amtmann Ihr,
Ich bitte, laßt mich in Ruh!
Es ist mein Kind, es bleibt mein Kind,
Ihr gebt mir ja nichts dazu.

Mit der durchgeführten chronologischen Anordnung der Gedichte wird Jedermann herzlich einverstanden sein. Leider ist die Goethe-Forschung noch nicht so weit, diesen Grundsatz mit Sicherheit anzuwenden. Die

*) Er gab das Gedicht „Vor Gericht“, das Düntzer auch unter Abschriften der Frau v. Stein von 1778 gefunden hat, im Jahre 1810 in Teplitz an Zelter, der es in Musik setzte.

Digitized by Google

Daten der jedesmal ersten Veröffentlichung geben durchaus nicht auch die Entstehungszeit an. Der annähernde Versuch muß aber gemacht werden, denn Bellermann hat Recht, daß erst so das „geschichtliche Bild" gewonnen werden kann. G. v. Löpers gediegene Vorarbeiten und jetzt das große Material der Briefe und Tagebücher bieten schon Anhalt genug.

Leider sind doch auch in unserm neuesten Schiller, in Folge der Zweitheilung in exoterische und esoterische Schriften, die Gedichte nicht vereinigt geblieben. Der neunte Band holt erst die Gedichte der „Anthologie" von 1782 und andere Jugendgedichte, sowie die tabulae votivae und die Xenien nach dem Musenalmanach auf 1797 nach. Es steckt ein gut Theil närrischen Alexandrinerthums darin, dem der innere Werth des Objektes völlig gleichgiltig bleibt, die „Anthologie", die schon längst in einem Neudruck vorlag, (nicht zur Erhöhung des Ruhmes unseres Dichters), wegen der Völligkeit des „geschichtlichen Bildes" zu wiederholen. Aber ich gebe zu, es mußte geschehen, und bin nur froh, daß sie im esoterischen Antheil steht*). Von den geistvollen Distichen-Dichtungen gilt diese Erwägung aber gar nicht. Man wird nichts dawider haben, daß sowohl die Goetheausgaben, wie die Schillers die ganze Fülle dieser Brandfüchse in die Ernte der Philister ausgehen lassen. Nur die 104 (von 414) sind hier nicht nochmals abgedruckt, die als von Schiller selber aufgenommene (84 Stück) bereits im ersten Bande stehen, wie weitere 14 von Körner zugefügte und 6, die Goethe in seine Werke eingereiht hatte.

Das brauche ich nicht zu sagen, daß Bellermann die fast überreiche Literatur über die Xenien gründlich beherrscht. Die Anschauung Herm. Grimms, wonach eigentlich Schiller der Verführer Goethes gewesen wäre, wie auch der Urheber der boshaftesten Stücke, wird sich, glaube ich, nicht ganz aufrecht erhalten lassen; man müßte dazu genauer wissen, was allemal wirklich das Eigenthum des Einen oder des Anderen ist, und darf keines Falls übersehen, daß erstens Goethe die Idee der Xenien überhaupt faßte, dann aber, daß Schiller viel zu klug war, Goethen ohne dessen ausdrückliche Gutheißung mit zu engagiren. Zudem weiß man durch Goethes „Zahme Xenien" und noch klarer durch die „Invektiven" (die große Weimarische Ausgabe giebt zu Löpers 30 Nummern im fünften Bande, erste Abtheilung Seite 193—202 noch 16 ganz neue), wie sackgrob und malitiös auch der gute Herrscher im Donnergewölk sein konnte**).

*) Die Einleitung zu Bd. 9 zeigt, daß der Herausgeber auch die kritische Mühsal nicht scheute, hinter das Geheimniß des A—Z zu kommen, womit die 83 Stücke signirt sind.

**) Auch Otto Harnack sagt in seinem „Schiller" S. 267: „Was im Einzelnen sich doch hat feststellen lassen, erlaubt das Urtheil, daß im Ganzen die schärferen, einschneidenderen Distichen von Schiller herrühren. Nicht als ob Goethe milder gesinnt gewesen wäre — er fand, daß die „Lumpenhunde", welche man angriff, die Nachbarschaft der ernsten und tiefsinnigen Sprüche gar nicht werth seien — aber ihm stand die Form der Satire nicht so zu

Digitized by Google

Und wie hätte auch Goethe dem Freunde nicht ewig dankbar sein sollen, der eben ihrer Beider unbestreitbare Hegemonie so „schneidig“ mitbegründet hatte? Freilich war es ja Goethe, der zuerst besonnen mahnte: „nach dem tollen Wagestück mit den ‚Xenien‘ müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur, zu Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln.“ Schon war Schiller der erste auch dabei und „Wallenstein“ galt Goethen in aller Folgezeit mehr, als er von Schillers „Beharrlichkeit“ mochte erwartet haben.

Den 414 Xenien folgen nun aber LX, 169—198 noch 164 Distichen, die aus dem Xenienbuche entnommen sind, das durch Erich Schmidt und Bernh. Suphan 1893 als achter Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft musterhaft publizirt ward.

Endlich noch Seite 199 drei kleine Gedichte und „Bruchstücke und Entwürfe“ (zehn Stücke) und Seite 211—216 acht „zweifelhafte Gedichte.“

Auch die „Semele“, „lyrische Operette in zwo Szenen“, erscheint erst hier (Seite 217—242) „Mögen mir's Apoll und seine neun Musen vergeben, daß ich mich so gröblich an ihnen versündigt habe“, hatte Schiller 30. April 1789 an Lotte von Lengefeld in Betreff dieser Jugendarbeit geschrieben. Und hierbei drängt sich doch die ernste Frage auf, ob die unermüdliche literarhistorische Industrie, die wir am Werke sehen, dem Andenken großer Männer wirklich durchaus nützt, wenn sie jeden Zettel der Nacht entreißt, mit der jene selber ihn gern für ewig bedeckt hätten. Hat man doch — ich rede selbstverständlich nicht von unserer Ausgabe — Schillers Inventur seiner Westen und Unterhosen, seines Vorraths an Wein und Arrak, seine Holzrechnungen und Haushaltsunkosten, und Gott weiß was für Notizen, dem lieben Publikum unter die Nase gehalten. Von der grausamen Indiskretion will ich gar nicht erst reden, die heute mit der Publikation alter Briefschaften getrieben wird. Die verruchte Seuche des Alexandrinerthums hat uns, Gott sei's geklagt, schon alle infizirt.

Der zweite Band bringt die Dramen in Prosa, die „Räuber“, „Fiesko“ und „Kabale und Liebe“. Die werthvollen Einleitungen Bellermanns werden jedem Leser erwünschten Anhalt für das Verständniß und das ästhetische Urtheil bieten, ihn auch wohl vor seichtem Parteigezänk und dünkelhaftem Absprechen bewahren.

Band 3. enthält die letzte Gestalt des „Don Carlos“ (wer die ersten Entwürfe vergleichen will, findet im neunten Bande Seite 279—446 die sämmtlichen Bruchstücke „Dom Karlos“ aus der Thalia (1785—1787)

Gebote, wie Schillern.“ Ich möchte anfügen, daß das zur Antithese, zum Witz drängende Distichon von Haus aus der Schillerschen Geistesanlage mehr entsprach. Man vergleiche Goethes Euphrosyne nur mit Schillers Spaziergang in diesem Punkte.

Digitized by Google

abgedruckt. Vom Herausgeber ist (nach dem Vorgange Elsters) fein ausgeführt, wie in diesem Uebergangsstücke Schillers, das ihn von 1783 bis 1787 beschäftigte und quälte, das ursprüngliche Familiengemälde sich zum politischen Drama auswächst. Das Urtheil, die Zeichnung der Königin, ganz Schillers Eigenthum, sei eine der herrlichsten Gestalten, die ihm je gelungen sind, kann man gelten lassen, wenn man den Accent auf ihm legt und sie nicht an die Zeichnung Goethischer Frauen hält.

Dagegen würde ich nicht unterschreiben, daß der Ausdruck bereits „frei von den Uebertriebenheiten und Auswüchsen der früheren Zeit" sei. Von Rhetorik und ihrem Gefolge ist Schiller nirgends ganz frei geworden. Es mag ein schwieriges Ding für einen Herausgeber Schillers sein, geradezu wenn nicht moralischen, so doch ästhetischen Abscheu vor einer Szene auszusprechen, wie die des zweiten Aktes (Eboli-Karlos), die ja bis heute die Hauptanziehung geblieben ist. Nach meiner Empfindung ist sie so ziemlich das Abstoßendste, was Schiller geschrieben hat, freilich auch so gräulich modern, daß man sie V. Sardou zutrauen kann. Es ist ewig der Typus des interessanten verdorbenen Weibes, heiße es Miß Sara Sampson, oder Lady Milford oder Prinzessin Eboli. Man bewundere das Raffinirte in der Zeichnung so viel man wolle, es täuscht uns doch nur über die innere Verlogenheit dieses Theater-Pathos. Schiller glaubte ja an die sittliche Erziehung der Bühne; thäten wir es, so müßten wir von solchen Szenen sittliche Schädigung der unerfahrenen Jugend besorgen. Freilich der jüngste Backfisch ist zu klug dazu, an den Ernst solcher Leidenschaft zu glauben.

Die Wurzel aller Entartung unseres Bühnenwesens liegt aber weit zurück; sie könnte nur in dem Abbrechen unserer eigenen Tradition und der Anlehnung an die französische Pseudoklassik und die Shakespearesche Spät-Renaissance aufgezeigt werden, und es ist ungerecht, den jungen Dichter, den der Theaterteufel früh für sich gewonnen hatte, persönlich haftbar zu machen für Dinge, die er sicherlich im späteren Alter als Verirrungen erkannte. Und schon die Briefe über den Don Carlos verrathen kein ganz sicheres Gewissen. Der spätere Schiller wird über diese Advokatenvertheidigung gelächelt haben. Uns liegt daran, ein sehr merkwürdiges Geständniß des alten Goethe zur Beherzigung zu empfehlen: „Das Theater bedient sich aller übrigen Künste und verdirbt sie." Damit begreift sich denn die Klage, er habe mehr Leben und Kräfte, als billig, dem Theater zugewendet."*) Und noch eine Erkenntniß dämmert uns heute auf: Dramatische Dichtung und Bühnenspiel sind keineswegs identisch. —

Doch kehren wir zu Bellermann zurück.

Dem dritten Bande gehört noch „Maria Stuart", der vierte bringt

*) S. Wanderjahre, 2. Buch, Ende des 9. Kapitels.

Digitized by Google

den „Wallenstein“*), der fünfte die letzten großen Dramen „Jungfrau von Orleans“ und Braut von Messina“. Die für die Entwickelung des Dichters so bedeutsamen Stücke seines dramatischen Nachlasses, vor Allem den „Demetrius“, hat man im zehnten Bande zu suchen, die Uebersetzungen — Goethe hätte sie wohl zu der von ihm beklagten „Danaidenarbeit während so vieler Jahre“ gerechnet — im elften und zwölften. Es versteht sich wieder von selber, daß Bellermann nichts von Allem übersehen hat, was unsäglicher Fleiß unserer Schillerforschung feststellen konnte. Ich erwähne nur als die hier in Betracht kommende erheblichste Arbeit Gustav Kettners: „Schillers Demetrius nach den Handschriften des G.- und Sch.-Archivs“ (Bd. 9 der Schriften der G.-Gesellschaft 1894) und „Schillers dramatischer Nachlaß“ Bd. 1, der die sämmtlichen übrigen Fragmente enthält (1895). Auch bei der Bearbeitung der interessanten Vorarbeiten zu der „Herzogin von Celle“ konnte sich B. an G. Kettner (Preuß. Jahrb. Bd. 72, 84) halten.

In der Einleitung zur „Braut von Messina“ (S. 163) führt Bellermann, gewiß richtig, aus, daß die Idee des Schicksals weit entfernt sei, überhaupt zum Wesen der griechischen Tragödie zu gehören, oder gar ihre Grundlage zu sein. Das gelte vielmehr lediglich für den „Oedipus“ des Sophokles. Wenn er aber nun in dieser Tragödie, die in ihrer Fabel der treue Ausdruck altgriechischer Weltanschauung ist, persönliche Schuld gar nicht erblickt und sagt: „Das Schicksal des Oedipus ist vorherbestimmt und unabwendbar. Es leuchtet ein, daß, sobald mit diesen beiden Merkmalen des Begriffs Ernst gemacht wird, eine sittliche Schuld, eine Verantwortung ausgeschlossen ist.“ Wenn er weiter sagt, das habe Sophokles eingesehen und den Oedipus „in der Unschuld seines Herzens sozusagen“ den Schicksalsschluß erfüllen lassen, so scheint das doch nicht ganz richtig. Die ungebändigte Wildheit des Jünglings, der unerzogene Wille, die ihn ohne Besinnen den älteren Mann, der wohl fordern durfte, daß ihm der Junge auswiche, am Dreiwege erschlagen ließ, ist sie keine sittliche Verschuldung? Ja, nach griechischer Anschauung, die Ehe mit der so viel älteren Frau, die seine Mutter hätte sein können, als Staffel zur Herrschaft, ist das Unschuld des Herzens? Die theologische Dogmatik hat sich

*) Im Vorbeigehen will ich bemerken, daß die Noten zur Kapuzinerpredigt S. 360 fg. die Herkunft aus des Abraham an Sankta Clara wunderlichem Buche „Reimb dich oder ich liß dich“ (1687) Wort für Wort aufweisen zwar, aber daß man wohl bisher übersehen hat, es mit einem alten kirchlich vorgezeichneten Texte, nämlich Lucas 3, 14, zu thun zu haben. Ulr. Megerle that also nur, was jeder Feldprediger vor ihm auch schon gethan haben wird. Von Geiler v. Kaisersberg haben wir Verwandtes in der 79. Predigt über das Narrenschiff (bei Pauli 1520 Bl. 162 Sp. 3.) dieselben Lehren des Johannes hier wie dort, genau nach der Vulgata:

neminem concutiatis
neque calumniam faciatis
Et contenti estote stipendiis vestris.

Digitized by Google

abgemüht, einen Gegensatz des direkten Willens Gottes und seiner Zulassung aufzustellen? Der mit dem Bewußtsein persönlicher Schuld (etwa wie Goethes Harfner: „Ihr laßt den Armen schuldig werden") ringende christliche Verbrecher könnte genau wie oben den Schluß machen: Ist Gott allwissend und also auch Alles, was geschieht, vorauswissend, so mußte ich mit unentrinnbarer Nothwendigkeit diese oder jene That vollbringen, denn sonst hätte er sie eben nicht vorher gewußt. Wir gerathen hiermit auf das schwierige ethische Problem des Verantwortlichkeitsgefühls. Woher denn also dieses auch für den strengsten Determinismus? Wo es zu mangeln scheint, spricht der Psychiater und ihm nach auch wohl der Jurist von moralischem Defekt. Also Vorherbestimmung und Freiheit, wie gehen sie doch Hand in Hand, oder worin liegt ihr gemeinsamer Grund? Ich meine, in der keiner Erklärung fähigen, aber auch keiner bedürftigen Thatsache des Selbstbewußtseins, des sich bejahenden Willens, in der Thatsache, daß wir ein für alle Mal diesem Ich zustimmen, daß wir gar kein anderes Ich können sein wollen. Die einzelne That ist Folge, das ἦθος Alles.

Dieses zwar empfinden wir als Individuelles, wir wissen gleichwohl, daß es ein Glied einer unendlichen Kette ist. Wenigstens wußten es Goethe und der in seine Weltanschauung leidenschaftlich eindringende Schiller; im Einen das Ganze, im Individuum die Gottheit zu erblicken, war, kann man sagen, ihre Religion. Darnach hatte Schiller schon vollkommen Recht, die beiden Merkmale des Schicksals, Vorherbestimmung und Unabwendbarkeit mit sittlicher Schuld zu verbinden, ohne die für ihn das Tragische keinen Sinn gehabt hätte, wenn nur sonst Alles in der wundersamen Erfindung zusammenginge. Doch darüber belehre man sich bei Bellermann, der rückhaltlos einräumt, daß das Stück zu mehr Bedenken Anlaß giebt, als vielleicht irgend ein anderes unseres Dichters. Goethe hat lange nach Schillers Heimgang seine wahre Meinung pietätvoll in die Warnung gelegt:

„Was er gethan, soll Keiner wiederholen." (Weim. Ausg. 5. 1. Abth. S. 48.)

Die hohe Schätzung der Bearbeitung Euripideischer Stücke durch einen so eingeweihten klassischen Philologen wird manches naseweise Absprechen der Kritik beschämen. Für die Behandlung der Texte tritt hier Hans Zimmer ein, dem schon in Band 12 Turandot, der Parasit und die Mannheimer Theaterbearbeitung der Räuber zugetheilt waren. Bedenklicher erscheint auch dem Herausgeber die Bearbeitung des „Macbeth" für das Weimarische Hoftheater (Band 11, 193 fgd.). Mag die heutige Shakespearemanie davon denken, wie sie will, es gilt vielleicht auch hier das Goethische Wort (an Zelter 9. November 1830) „Schillern war eben diese Christus-Tendenz eingeboren; er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln." Man stelle sich vor, wie viel roher, vielleicht des Engländers Rohheiten

Digitized by Google

überrohend, das Stück hätte gerathen mögen, wenn das Schicksal
llt hätte, daß der Dichter der Räuber es etwa für die Mannheimer
ne zu bearbeiten gekriegt hätte.

Im sechsten Bande „Erzählungen und Abfall der Niederlande" haben
es mit vorzüglich dazu ausgerüsteten Gehilfen Bellermanns, mit Paul
ckhoff und von Seite 165 ab bis zu Ende des sehr starken Bandes
Seiten) mit Th. Kükelhaus zu thun. Besonders zu empfehlen ist
letztgenannten Einleitung „Schiller als Historiker".

Dieser wie der folgende, den dreißigjährigen Krieg enthaltende, eben-
von Kükelhaus bearbeitete korrespondiren wieder mit dem vierzehnten
nere historische Aufsätze", wie der erste mit dem neunten, die Bände
mit dem zehnten, elften und zwölften. Auch der vierzehnte ist von
elhaus bearbeitet.

Band 7, Seite 455 lesen wir in den Anmerkungen des Heraus-
s:

„Wallensteins Charakter ist gänzlich verkannt. Nach Schiller erscheint
s ein großartiger Bösewicht im Stile Richards des Dritten, hat von
ginn an die Königs-, ja die Kaiserkrone im Auge und verfolgt sein
unverrückt und mit kühl berechnender Rachsucht, um endlich an der
eue seiner Truppen statt an seiner eigenen schwankenden Natur zu
ern. Der Wallenstein der Geschichte ist nichts weniger als solch ein
rer Theaterheld gewesen. Gewiß, seine letzten Ziele sind noch heute
kannt; (NB.) er mag ebensowohl mit den verwegensten Gedanken
nken gespielt haben, wie er sich mit großen und edlen Entwürfen
lich getragen haben kann; als ein doppelzüngiger Diplomat wollte er
vor Allem nicht in die Seele blicken lassen. Aber von einem vollendeten
athe, von einer langsam und stetig vorbereiteten Verschwörung gegen
Thron des Kaisers darf nicht die Rede sein.

Eigenthümlich ist, daß sich bei diesen und andern falschen Auffassungen
lers fast überall doch zugleich ein Ansatz zum Richtigen findet. Bei
enstein ist das besonders auffällig. Nachdem ihn Schiller bis zu seinem
als großartigen und unentwegten (so!) Verräther hingestellt hat,
er im Schlußurtheil plötzlich an seiner Auffassung irre und schreibt
in einer plötzlichen Erleuchtung jenen merkwürdigen Satz nieder, der
ganze vorangehende Darstellung umwirft, aber zugleich das Wesen des
nes trifft; „So fiel Wallenstein, nicht weil er Rebell war, sondern er
lirte, weil er fiel." Schiller war sich, als er diese Worte schrieb,
vollen Tragweite sicher nicht bewußt. Denn das Bild jenes gewaltigen
folgerichtigen Verschwörers, das ihm die erste Idee zur Dichtung
en hatte, schwebte ihm auch noch vor, als er sich an die Dramatisirung
Stoffes machte. Erst über der poetischen Arbeit erschloß sich seinem
erischen Genius das geheimnißvolle Wesen seines Helden, erst da schuf
ch, das bisherige Bild mit Bewußtsein idealisirend, jenen komplizirten,

Digitized by Google

starken und doch unentschlossenen Charakter, der die Frage nach der historischen Persönlichkeit wieder in Fluß brachte, um schließlich von dem Genius Rankes als der eigentliche Wallenstein der Geschichte erkannt zu werden."

Nun ja, im Allgemeinen wird das richtig sein, es ist gleichwohl unbillig, an die hastige, um das liebe Brot zusammengeschriebene Geschichte des 30jährigen Krieges Forderungen zu stellen, wie sie heute etwa dem Oberlehrer für die Fakultas der Geschichte angesonnen werden. Und wenn Schillers Intuition ganz von selber auf das Richtige kam, so zeigt das doch recht klar, wie sehr auch der Historiker ein Bischen poetischer Veranlagung bedarf.

Die philosophisch-ästhetischen Arbeiten Schillers, die noch immer die eigentlichen Fundamente unserer ästhetischen Anschauungen legen, liegen im achten Bande in der Bearbeitung Paul Kaisers vor. In der Einleitung wird, kurz und bündig, Schillers philosophische Weltanschauung dargestellt. Es wird bei Betrachtung der Harnackschen Biographie Gelegenheit sein, zu sehen, wie der Dichter durch die Aufnahme der Kantischen Philosophie ein ganz neuer Mensch und erst unser Schiller geworden ist, freilich zuletzt unter dem großartigen Einflusse der Persönlichkeit Goethes. Wer die ganze Entwickelung Schillers überschauen wollte, müßte freilich hier oft genug den dreizehnten Band zur Hand nehmen, der die früheren z. Th. unbedeutenden Arbeiten, u. a. sehr viele Vorreden, Ankündigungen, Rezensionen (S. 167—408) enthält. Von Manchem bleibt noch zweifelhaft, ob es wirklich von Schiller herrührt. Wer hier noch einmal oder vielleicht überhaupt zum ersten Male die harte, ja grausame Rezension der Bürgerschen Gedichte liest, der versäume doch ja nicht, in den Anmerkungen S. 512 fgd. des tiefverletzten armen Bürgers „vorläufige Antikritik und Anzeige" mitzunehmen. Daß Goethe gesagt habe, er wünschte Verfasser der Schillerschen Rezension zu sein (s. S. 356 Anm.), wie diesem erzählt ward, müßte sicherer bezeugt sein, ehe man's glauben kann.

Beiläufig will ich einer schlechten Scharteke gedenken, die mir einmal vor Augen kam, weil sie ziemlich unbekannt zu sein scheint und doch eine Art urkundlichen Werthes haben mag. Es sind darin Nachschriften des Schillerschen Kollegs über Aesthetik, das in den Winter 1792 auf 93 fiel. Erwähnt ist diese Publikation des Neustrelitzers Chr. Fr. Michaelis zwar von Gödeke (1. Aufl. S. 1009 Nr. 42), der aber nicht angiebt, daß diese Fragmente dort S. 241—284 zu finden sind. Es liegt gewiß wenig daran, doch dürfte auch ein Zeugniß über diese Schillern bekanntlich von dem Neide der Kollegen sehr verdachte philosophische Vorlesung noch einiges Interesse haben. Uebrigens ist jener Michaelis wohl derselbe, der sich für den Musenalmanach auf 1796 als „stümperhafter Verleger", wie O. Harnack sagt, erwies.

Digitized by Google

Daß eine Hauptquelle für Schillers gereifteste ästhetische Anschauungen in dem herrlichen Briefwechsel mit Goethen fließt, viel erheblicher noch, als in dem mit Körner, ist allgemein bekannt. Doch das gehörte nicht in die Ausgabe. Der das gesammte Lebensbild zeichnende Biograph weiß daraus zu schöpfen.

Wenden wir uns mit nochmaligem dankbarem Rückblick auf die „erste wirklich gute" Schiller-Ausgabe zu der neuen Darstellung des Lebensbildes.

Das Buch: „Schiller. Von Otto Harnack." Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 448 S. 8. Preis geheftet 4,80 M., geb. 6,20 oder 6,60, bildet den 28. und 29. Band einer Reihe von Biographien, die der genannte Verlag „Geisteshelden" getauft hat. Auch hier ist als Titelbild die Büste Danneckers beigegeben, aber S. 240 die 1804 nach dem Leben genommene Zeichnung F. Bolts. Den Lesern der „Preuß. Jahrbücher" ist O. Harnack seit einer Reihe von Jahren als ein treuer und im besten Sinne wackerer Mitarbeiter und Mitstreiter bekannt. Wir erwarteten daher nicht wenig von dem Buche, und es hat uns nicht getäuscht. Der Geist, der die klare, alles Wesentliche energisch zusammenhaltende Darstellung durchweht, ist in dem Goethischen Motto ausgesprochen:

Wir fragen nicht in eigensinnigem Streite,
Was dieser schilt, was jenem nur gefällt,
Wir ehren froh mit immer gleichem Muthe
Das Alterthum und jedes neue Gute.

Harnack nennt sein schönes Buch bescheiden einen biographischen Versuch (402). Er that wohl, sich durch die unübersehbare Schillerlitteratur nicht ins Bodenlose verleiten zu lassen und bekennt sich dankbar der alten meisterhaften Darstellung Hoffmeisters, den kritischen Arbeiten Gödekes Boxbergers und Maltzahns, Birlinger, Erich Schmidt — diesem ist das Werk gewidmet — und Bernh. Suphan, auch der großen siebenbändigen Ausgabe der Briefe von F. Jonas, ferner dem entschiedensten Vertheidiger der dramatischen Kunst Schillers, L. Bellermann und manchem andern unentbehrlichen Handwerkszeuge. „Eine zusammenfassende Darstellung der Aesthetik ist absichtlich unterlassen, oder auf kurze Andeutungen beschränkt; da hierfür bereits das Buch des Verfassers: „Die klassische Aesthetik der Deutschen, Würdigung der kunsttheoretischen Arbeiten Schillers, Goethes und ihrer Freunde" (Leipzig 1892) vorlag.

Wie interessant dem jugendlichen Leser die Erzählung der bösen Lehrjahre Schillers*) sein möge, wir erblicken seine dauernde Bedeutung in der

*) Harnack ist, glaube ich, der Erste, der ohne das gewöhnliche Blatt vor den Mund zu nehmen, die niedrige Gesinnung des fürstlichen „Wohlthäters" geißelt. „Schillers geistige Kraft zu morden, darauf zielten in der That in den beiden nächsten Jahren — nach dem Verlassen der Akademie — alle Maßnahmen des Herzogs hin." S. 54.

Digitized by Google

einzigen Verbindung mit Goethen. „G.s Geist", schreibt er selbst an den älteren Freund Körner, „hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt." Zwar blieb er selber auch ihm gegenüber sich seiner Art bewußt und entwickelte sie erst in unerschlaffter Thätigkeit, aber er hatte Richtung und Maßstab gefunden. Wir müssen wohl glauben, daß Goethe in des Freundes Theaterlust nicht ohne Egoismus eine Entlastung erblickte. Er bezahlte sie aber auch in edelster Weise durch Gewährung völliger Freiheit und durch förderlichsten persönlichen Antheil an Allem, was er schuf. Rührend ist für uns besonders, wie er ihm sogar die eigenen Bühnenwerke, „Iphigenia" und „Egmont", zur Theaterbearbeitung überließ; sie blieben ja doch, was sie waren, und wer fragt heute nach den vielleicht geschickten Vergröberungen, wie die Bühne sie liebt?*)

Der schönste Erfolg der Harnackschen Arbeit würde sein, wenn die erneute Darstellung dieser einzigen Zusammenwirkung zweier Geisteshelden in unserm Volke die Empfindung wieder beleben möchte, von der es zur Zeit weiter als je vorher entfernt ist, daß die wahre und eigentliche Habe der Nation in ihrer Literatur zu sehen ist. In der allerschlimmsten Zeit, die es für uns gegeben, nach dem dies Alliensis bei Jena, schrieb der Minister Voigt, Goethes treuer Freund (16. Januar 1807): „Nur durch unsere Literatur bleiben wir noch Deutsche." Gewiß, Blut und Eisen haben uns schließlich zur Nation zusammenschweißen müssen, aber wer sich der Feier von 1849 zu erinnern weiß, der weiß auch, welche wunderbaren „Imponderabilien" vor- und mitgewirkt haben. Wehe uns, wenn Deutschland aufhören könnte, Vernunft und Wissenschaft als seine allerhöchste Kraft zu fühlen und zu ehren! „Was bleibt aber, stiften die Dichter", hatte Hölderlin gesagt.

Goethes Dichtungsweise war wesentlich anders geartet, als die Schillers. Das hat wohl am schärfsten Hermann Grimm*) in seinem

*) G. an Zelter 11. 4. 1825: „Da ich ihm niemals widersprach, sondern ihn, wie in allen Dingen, also auch bey meinen eigenen Sachen gewähren ließ."

**) Das aus geistvollen Vorlesungen erwachsene Buch hat im Einzelnen of Widerspruch gefunden und auch wohl verdient. Es enthält aber trotz allem so viel scharf Beobachtetes und mit feinem Kunstverstand Entwickeltes, daß es auf lange hinaus, auch nach Victor Hehns „Gedanken über Goethe", gar nicht zu entbehren sein wird, zumal es die wunderliche Art hat, bei erneuter Lektüre da Zustimmung zu erwecken, wo man zuerst befangenes Urtheil wahrnahm, und auch umgekehrt Ablehnung, wo man vorher zugestimmt hatte. Es weniger ein Buch, als ein Feuerwerk, weniger Beleuchtung als Blendung zu schelten, wie Jul. Frese that, ist äußerst ungerecht. Eminent subjektiv darf man es heißen, aber was schadet das, da wo es sich um einen Geist handelt, wie Goethe, der eben eine Welt bedeutet und als solche denn auch „voller Widerspruch" scheinen muß? Da muß es gestattet sein, sein persönliches Verhältniß zu ihm offen auszusprechen, ohne den Anspruch, der Grimm fern liegt, daß es nun auch durchaus das der gebildeten Zeitgenossen sein solle. Wir verhalten uns alle, je nach Begabung, Einsicht und etwa durchgemachter Schule des Lebens, sehr verschieden zu ihm. Ueber Schiller einigen wir uns viel bälder.

Digitized by Google

Buche „Goethe“ durchgeführt und O. Harnack verschweigt es keineswegs. Das Wort des Antigenides: Mihi et Musis canto, hätte Keiner mit solcher Berechtigung auf sich anwenden können, als Goethe, der vielleicht „et amicis“ ergänzt hätte, aber ganz unschillerisch wäre es gewesen. Völlig schief ist die Meinung, der man immer wieder begegnet, Goethe habe an sich gedacht und gar als allgemeine Forderung an den Dichter das Wort gerichtet:

Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poesie!

Er und kommandiren! Das war Sache des Theater-Direktors. Solcher war ja freilich Goethe auch, als er, etwa 1797, und also schon nach längerer Gemeinschaft mit Schiller, das Vorspiel auf dem Theater dichtete. Goethe wußte sehr genau, wie ihm das Gedicht im tiefen Herzen geheimnißvoll keimte und wuchs*) Aber als Leiter des Theaters konnte er so rüstige Helfer wie Schiller, gebrauchen und stolz darauf sein, den trefflichsten in ihm entdeckt zu haben. Mußte man doch bedacht sein, der deutschen Bühne ein anständiges Reportoire zu schaffen, die ohne Schiller schon damals in der Abhängigkeit vom Auslande und der Misere der Kotzebue hätte ersaufen müssen.

Wir blättern also schnell die ersten Kapitel des Harnackschen Buches durch, um etwas bei diesem Bilde zu verweilen. Eben ist bemerkt worden, wie abstoßend auf Goethe die Jugenddramen Schillers gewirkt hatten, wie er nach dem ersten Begegniß im Beulwitzschen Hause in Rudolstadt fest entschlossen gewesen, „mit diesem Manne keine Gemeinschaft zu haben“ (S. 160), ja wie Goethe das Seinige gethan habe, ihn binnen einem halben Jahre auf gute Art (nämlich „ohne Aufwand“ als außerordentlichen Geschichtsprofessor, Mai 1789) aus Weimar fort zu bringen. Dann lesen wir: „Elf Jahre später hat derselbe Schiller erklärt, daß er Goethe als Menschen am höchsten von allen Menschen, die er je kennen gelernt, schätze! Und Goethe hat in seinem Alter Thränen darüber vergossen, daß er sechs Jahre lang in der Nähe eines Mannes wie Schiller, habe leben können, bevor er mit ihm in intime Beziehung getreten sei. Der spätere Beurtheiler kann bei der durchgreifenden Verschiedenheit der individuellen Anlage sich nicht über das lang andauernde Fernbleiben verwundern; vielmehr muß er staunen und kann nicht genug preisen, daß schließlich dennoch ein so

*) Schon der Leipziger Student hatte erkannt, daß Gellert „von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, keinen Begriff hatte.“ (S. Junger Goethe II, 414). Damit war denn alle Rhetorik abgewiesen. Bei aller vielfältigen Einwirkung auf die Zeitgenossen, dem steten Einsetzen der Persönlichkeit, blieb doch der Dichter Goethe eigentlich ein Eremit, der sich am behaglichsten in seiner „Dachshöhle“ befand. Wie viel zu denken giebt das Wort (S. H. Burckhardt, Unterhaltungen mit v. Müller unter dem 29. 1. 1820): „Wer für die Welt etwas thun will, muß sich nicht mit ihr einlassen!“ —

Digitized by Google

fester Bund, eine so vorurtheilslos einander ergänzende Geistesgemeinschaft zwischen zwei „Geistesantipoden" möglich und wirklich geworden." —

Dieses Antipodische oder Polare wird weiter zunächst an ihrem Verhalten zur Natur aufgewiesen: „Die antike, naturhafte Gesinnung, nach welcher Schiller sich sehnte, besaß Goethe. Er hatte nicht den Glauben an Najaden, Oreaden und Dryaden nöthig, um die Natur und die Stellung des Menschen in ihr nach antiker Weise zu empfinden; und wiederum, Schiller wurde durch alle Versenkung in die antike Mythologie nicht zu dieser Empfindung geführt; gerade diese Sphäre dichterischen Lebens, die Natur-Innigkeit und -Einheit hat ihm in jeder Periode seines Schaffens gemangelt." Wer die ganze Trostlosigkeit erfahren will, mit der eigentlich Schiller die Natur ansah, ehe ihm denn doch durch Goethes Gespräche ein Licht aufging, der schlage im Bellermann Bd. 6, 546 unten und die folgenden Seiten auf, wo das ursprünglich im 2. Buch des „Geisterssehers" (S. 127 a. a. O.) befindliche Gespräch über Zweck und Mittel im Welt- und Menschenleben nachgetragen ist. Poesie blieb für Schiller, auch noch nach der Verheirathung (22. 2. 1790), welche die resolute Karoline von Beulwitz zu Stande gebracht hatte, da der gute Schiller immer noch nicht wußte, ob er sie oder die jüngere Schwester Charlotte liebte, mehr Ausdruck der Idee als der Empfindung (S. 194).

Als nach der heftigen, den Todeskeim schon bringenden Erkrankung (Neujahr 1791), der Folge überanstrengender literarischer Frohnarbeit, die doch eben den 30jährigen Krieg gezeitigt hatte, die seltene edle Hilfe des Erbprinzen von Augustenburg eintrat, allerdings ein schönes Zeugniß für die Lebendigkeit des Humanitäts-Ideals jener versunkenen Tage, was that der Genesende mit der für einige Zeit gewährleisteten Freiheit? Er versenkte sich in Kant, ohne doch auf die Dauer in der Schroffheit des Systems stecken zu bleiben. Hatte er schon vorher als Dichter halb resignirt — Harnack erklärt aus dieser Resignation die Unbarmherzigkeit der Rezension Bürgers — er fand die Brücke von der unproduktiven, philosophischen Spekulation zur Poesie und „nach drei Jahren erhob sich seine Dichterkraft wie ein Phönix".

„Schillers Vertiefung in Kant, fährt Harnack Seite 213 fort, führte nicht so schnell zu abschließenden Resultaten. Eine zähe geistige Arbeit, bald bloß aufnehmend, nachgebend, bald auch ablehnend oder umbildend, war erforderlich. Bis zum Jahr 1795 reicht dieses fortschreitende Studium; dann finden wir Schiller im Besitz einer daraus erwachsenen eigenen Anschauung, die in Manchem Kant fortbildet, in Manchem freilich auch hinter ihm zurückbleibt. Für die Entwickelung unserer Literatur- und Kunstbetrachtung ist diese Anschauung, die Schiller zunächst nur für sich selber verarbeitete und formte, von höchster Bedeutung geworden; dies ist eine historische Thatsache, welche durch die Frage nicht beeinträchtigt wird, inwieweit wir heute mit jenen Anschauungen übereinstimmen. Und auch

Digitized by Google

dadurch wird ihr Werth nicht gemindert, daß Schiller selbst in späteren Jahren gegen seine eigenen Formulirungen wieder gleichgiltiger geworden ist. — — „Im Arbeiten steigt er höher zu neuem Aus- und Umblick."

Zu jenen Arbeiten gehörte zunächst der „Wallenstein", den der Dichter zuerst in drei Wochen zu bewältigen hoffte; es dauerte noch fünf Jahre. Die Beziehungen zu Cotta und der im Mai 1794 schon ganz feststehende Plan der „Horen" leiteten zu der Verbindung mit Goethe, der erkennen mußte, daß er aus allem Konnex mit dem literarischen Deutschland gerathen war. Hier treten die einführenden wichtigen Briefe des Goethe-Schillerschen Briefwechsels mächtig in die Erzählung ein. S. 237.

„Von jeher ist mit Recht der Bund Goethes und Schillers als eine großartige und erhebende Erscheinung bewundert worden. So selten ist es, daß geistige Größe und Originalität mit der Anerkennung einer andersartigen, persönlichen Geisteskraft verbunden ist, daß ein einheitliches, gemeinsames Wirken zu Stande kommt. Raphael und Michel Angelo blieben gegen einander stets in der Entfremdung, in der wir auch Goethe und Schiller sechs Jahre lang gesehen haben. Man wird nicht auf das Verhältniß von Luther und Melanchthon hinweisen dürfen, denn dort war Melanchthon der Herrscherpersönlichkeit Luthers ganz und gar untergeben, hier aber behauptete jeder seine Selbständigkeit vollkommen." Harnack verkennt freilich nicht, daß, wie viel auch Schiller fördernde Theilnahme gewähren mochte — sagte ihm doch Goethe, er habe ihm eine neue Jugend geschenkt —, er unendlich mehr empfing. Es war das Manche, was Goethe bei dem jüngeren Freunde gern „deponiren und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben" wollte. Solcher Austausch und wechselseitige Anregungen lassen sich natürlich nicht im Einzelnen nachrechnen, genug, daß sie vereinigt als eine Macht erschienen, wider die auf die Dauer sich Niemand behaupten konnte. Es ist (S. 246) „das wichtigste Ereigniß in der Entwicklung unserer gesammten Nationalliteratur." Und wie beherzigenswerth ist das Wort Harnacks (S. 244):

„Dieses große Ergebniß ruft unwillkürlich die Reflexion wach, wie viel raschere und sicherere Fortschritte auf geistigem Gebiet wohl zu erreichen wären, wenn große, ungleich geartete Kräfte sich immer zu so ergänzendem Wirken vereinigten, ohne mit einander zu rivalisiren oder zu streiten." Ueber die Beiseiteschiebung Herders, der ja wohl der Dritte im Bunde hätte sein können, möge man bei Herm. Grimm Seite 376 fgd. heranziehen.

Die Geschosse der „Horen" aber heißt es nun, gingen weit über das Ziel, es bedurfte Kartätschen, der Xenien und der Gedankenlyrik, dann der Balladen. Jetzt in der Nähe Goethes empfand Schiller doch, daß die lange Beschäftigung mit der philosophischen Spekulation ein „modrigtes Grab" gewesen war, aber er kam erhalten zurück." (S. das Gedicht der Genius 1795. Und Goethen, dem neidlos Verehrten gegenüber empfand

Digitized by Google

er sich jetzt wohl als der „Beglückte“, wenn Jener der „Glückliche“ war. (S. das Gedicht das Glück.)

Wir versagen uns ein näheres Eingehen auf Harnacks Besprechungen der nun in stolzer Reihe sich folgenden großen Dramen Schillers. Daß sie zu dem Durchdachtesten gehören, was darüber gesagt werden kann, glaubt der Leser ohnehin, und so sei nur verrathen, daß sich arg getäuscht fände, wer hier die üblichen Verhimmelungen der Schulmeister zu finden hoffte. Was über den Begriff des „Schauspiels“ im Unterschied von der „Tragödie“ Seite 361 angedeutet ist, wäre nach der Ausführung Cauers (Pr. Jhrb. 73, 26 fgd.) gewiß einzuschränken.

Weimar, Mitte Mai 1898. Franz Sandvoß (Xanthippus).

Berichtigung.

In der ersten Zeile des Aufsatzes „Zerboni und Held“ von Hermann Hüffer, Juli-Heft S. 39, ist statt „1824“ zu lesen „1845“.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Der Niedergang Spaniens, der katholischen und der Sieg Amerikas, der protestantischen Macht. Die Vereinigten Staaten und Deutschland.

Langsam, aber mit absoluter moralischer Ueberlegenheit drücken die Amerikaner die spanische Kriegsmacht nieder. In gewisser Beziehung ist es immer der Krieg selbst, der seinen Ursprung rechtfertigt. Hätten die Spanier sich in diesem Kriege mit den übermächtigen Vereinigten Staaten mannhaft gezeigt, so hätte man ihnen auch noch die politische Kraft zutrauen mögen, ihr Kolonialreich zu behaupten und in annehmbarer Weise zu regieren. Jetzt ist es bewiesen, daß die Kraft zu sittlichem Aufschwung in diesem Staate nicht mehr vorhanden ist, denn der Krieg ist zwar nicht der einzige, aber der wesentlichste Maßstab für die sittliche Kraft der Nationen.

Es giebt keinen besseren Beweis dafür, daß Preußen im Recht war, indem es den alten deutschen Bund zerschlug und einen neuen unter seiner Führung schuf, als den Main-Feldzug. Viele Kriege in der Weltgeschichte sind schlecht geführt worden, viele giebt es, in denen die Mehrzahl von der Minderzahl besiegt worden ist, aber nicht viele, die einen traurigeren Anblick darbieten, als die deutsche Bundes-Armee im Jahre 1866. Doppelte und dreifache Ueberlegenheit ist hier unter den preußischen Hammerschlägen zusammengebrochen. Etwa schlechte Truppen? Etwa schlechte Generale? Dieselben Truppen und zum großen Theil dieselben Generale haben vier Jahre später im Anschluß an die Preußen die glänzendsten Siege erfochten und sich ihnen ebenbürtig gezeigt. Nicht die Individualitäten, der deutsche Bund ist es gewesen, der 1866 so schmählich unterlag. Die tapfersten Männer, die tüchtigsten Kräfte können nichts leisten in einem falschen, verrotteten System. Die Fähigen, die vorhanden sind, werden niedergehalten durch die Unfähigen, an die das falsche System sie fesselt, und die Krankheit des Gesammtorganismus lähmt jedes einzelne Glied.

Dieselbe Lehre predigt heute der amerikanisch-spanische Krieg, nur daß

Digitized by Google

das Uebel hier viel tiefer sitzt, und man nicht weiß, wo überhaupt noch tüchtige Elemente im spanischen Volksthum stecken. Als die Feindseligkeiten begannen, und man die militärischen Kräfte auf beiden Seiten abwog, da schien es wohl, daß Spanien an Rüstungen den Amerikanern reichlich gewachsen sei. Wenn man auch annahm, daß das große materielle Uebergewicht der Vereinigten Staaten die Spanier mit der Zeit niederdrücken müßte, so konnte man doch glauben, daß die überlieferte ritterliche Tapferkeit der Spanier und die militärische Erziehung einer nicht unbedeutenden stehenden Armee sie befähigen würden, scharfe Hiebe gegen die Amerikaner zu führen und ihnen den endlichen Sieg sehr theuer zu verkaufen. Nichts davon ist eingetreten. Die schönen neuen Kriegsschiffe, die die Spanier haben, die mehr als 100000 Mann, die sie auf Kuba stehen haben sollten, haben nicht das Geringste geleistet. Zu Wasser und zu Lande, auf Kuba und den Philippinen, haben die Amerikaner mit ruhiger Vorbereitung und schneller entschlossener Ausführung Sieg auf Sieg erfochten und selber kaum Verluste dabei erlitten. Die bürgerliche Republik hat militärische Talente und Helden gezeugt. Das Höchste, was die Spanier leisten, ist, sich anständig zusammenschießen zu lassen. Aber selbst diese passive Leistung dekoriren sie mit solchem Bombast nationaler Phrasen, daß man den Respekt davor verliert.

„Die Flotte Cerveras ist ruhmvoll untergegangen." Als Lieutenant Hobson den „Merrimac" in der Einfahrt von San Jago de Cuba versenkte, um die spanischen Kriegsschiffe „einzukorken", schickte das spanische Parlament ein Glückwunsch-Telegramm an Cervera. Als der Kriegsminister die Depesche von der Schlacht bei Manila, die das Schicksal der ersten spanischen Flotte entschied, erhielt, meldete er die Nachricht seinen Kollegen „gehoben von nationalem Stolz" und mit „Freudenthränen in den Augen." „Ein Ruhmestag für die spanische Flotte."

Ich entnehme diese hübsche Zusammenstellung einer höchst interessanten Betrachtung Karl Peters' im „Deutschen Wochenblatt" (Nr. 29). Wie kommt es, daß ein Volk, das doch in früheren Generationen in jeder Art große Talente hervorgebracht, das im Anfang dieses Jahrhunderts in einem nationalen Freiheitskampf eine Wiedergeburt zu erleben schien, so kraftlos geworden ist? Und worauf beruht die Tüchtigkeit des angelsächsischen Amerikanismus? Ist es die Ueberlegenheit der Rasse? Ist es die Republik, die siegt über die Monarchie? Oder ist es der Protestantismus, der siegt über den Katholizismus?

Wollte man annehmen, es sei die Rasse, so muß sich sofort die Frage erheben, warum denn die spanische Rasse so herunter gekommen ist. Vor 300 Jahren stand sie an allgemeiner Tüchtigkeit, namentlich aber an militärischer und politischer, keineswegs hinter der angelsächsischen zurück. Damals zitterten die Engländer in den Mauern ihrer Hauptstadt vor der Ankunft der spanischen Kriegsschiffe und glaubten mehr dem Gott der Winde

Digitized by Google

als ihrer eigenen Kraft ihre Rettung zu verdanken. Spanier und Portugiesen machten sich beide Indien unterthänig und gründeten Weltreiche, während die Engländer erst in tastenden Versuchen sich über den Ozean wagten. An der ursprünglichen Begabung der iberischen Rasse also kann es nicht liegen, wenn in dem Wettstreit der Jahrhunderte diese Völker immer mehr zurückgegangen, die angelsächsischen immer mehr emporgekommen sind. Die Staatsform kann auch nicht das Entscheidende sein, wenigstens nicht das unmittelbar Entscheidende, denn das spanische Königthum ist ein parlamentarisches, das sich nur sehr wenig von einer Republik unterscheidet. Es bleibt der Unterschied von Katholizismus und Protestantismus. Vor 20 Jahren, in den Tagen des Kulturkampfes, hätte jeder deutsche Protestant ohne Weiteres zugestimmt, wenn man an diesem Beispiel die Verderblichkeit des Katholizismus demonstrirt hätte. Heute wird man gerade in Deutschland vielfach Bedenken tragen, diesen Schluß zu ziehen. Bei uns ist die katholische Partei die „regierende". Der Katholizismus hat gerade im Kulturkampf so große sittliche Kraft gezeigt, das Zentrum zeichnet sich vor allen anderen Parteien so sehr durch Disziplin, politischen Takt, Niederhaltung der wilden materiellen Interessen aus, daß es sich auch in weiten protestantischen Kreisen trotz alles Argwohnes, Achtung und sogar Sympathie erworben hat. Soll nun dasselbe Prinzip, das in Deutschland, vor unseren Augen, mitten in einer protestantischen Majorität so große Erfolge erringt, sich anderwärts als so schlechthin verderblich erwiesen haben?

Es ist so, trotz des anscheinenden Widerspruchs.

Daß der Katholizismus in Deutschland keine nationale Verwüstung angerichtet hat, ist das Verdienst der Mächte, die ihn an der vollen Entfaltung seiner innewohnenden Natur gehindert und nur den besseren Elementen seines Seins Spielraum gewährt haben. Daß das Zentrum bei uns die regierende Partei sei, ist ein halbes Scherzwort, und was daran wahr ist, ist es erst seit gestern. Die in Wahrheit herrschenden Elemente im Deutschen Reich sind, Gott sei Dank, auch heute noch die protestantischen, und die protestantischen Kräfte sind es, die sowohl den preußischen Staat aufgebaut, wie das Deutsche Reich konstituirt, wie dem deutschen Volk die Erziehung gegeben haben — auch dem katholischen Theil. Das Erziehungssystem, die Wissenschaft, die Ideale, in denen die deutsche Jugend auch in den katholischen Gegenden seit hundert Jahren aufwächst, sind protestantisch. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war der Katholizismus in der ganzen Welt in einen solchen Zustand geistiger Schwäche verfallen, daß er sich auf das engste Gebiet des Religiösen und des Kultus zurückdrängen ließ, und die Völker sich allenthalben seiner Zucht entwanden. Die deutschen Katholiken fanden in der anderen, der protestantischen Hälfte ihres Volkes eine neue Weltanschauung ausgebildet, die sie, ohne des inneren Widerspruchs zu achten, auf sich übertrugen oder übertragen ließen. Selbst das dunkelste Gebiet des alten Deutschen Reichs,

Digitized by Google

die katholischste aller deutschen Landschaften, Bayern, öffnete sich der Bildung Kants, Schillers und Goethes und berief in Schaaren norddeutsche Professoren, die die Keime neuen Geisteslebens pflanzten. Die alte Jesuiten-Universität Würzburg wurde mit protestantischen Lehrern besetzt. An dem Hofe der bayrischen Max und Ludwig begegneten sich Schelling und A. Feuerbach, Thiersch und Liebig, Ranke, Sybel, Giesebrecht mit den Kapuzinern. In solcher Gesellschaft wird auch der Kapuziner ein etwas anderes Wesen als sein Ordensbruder unter den Enthusiasten der Stiergefechte. Auch in Spanien giebt es wohl Geister, die sich von der Herrschaft des Katholizismus gelöst haben, aber der Voltairanismus war das Höchste, wozu sie sich zu erheben vermochten, und die Masse ist in dem dumpfen, überlieferten Aberglauben verblieben. In Frankreich hat der Katholizismus niemals so vollständig geherrscht, wie in Spanien und Italien; die Revolution hatte schon einmal vollständig mit ihm aufgeräumt, und wenn er auch wiederhergestellt ist, so hat der Voltairanismus hier so viel Kraft entfaltet, eine Art eigener, positiver Weltanschauung zu bilden, die dem Katholizismus das Gleichgewicht hält und im öffentlichen Erziehungssystem sogar vorherrscht. Von den drei romanischen Völkern steht daher Frankreich bei Weitem am höchsten. Der heutige französische Nationalcharakter mit allen seinen Lastern und Schwächen erscheint solide und heroisch, verglichen mit der Hohlheit und Nichtigkeit des spanischen, — wie ihn dieser Krieg offenbart hat.

Man mag noch so viel suchen und grübeln nach anderen Ursachen: es ist thatsächlich der Katholizismus, der die Entwickelung der gesunden Lebensregungen im spanischen Volke niedergehalten und gelähmt, der die bürgerlichen Tugenden unterdrückt, den fratzenhaften Hochmuth genährt, die Bildung freier und deshalb tüchtiger brauchbarer Persönlichkeiten verhindert und den Niedergang Spaniens verschuldet hat. Der Sieg der Vereinigten Staaten ist ein Sieg des Protestantismus, auf dessen Boden allein sich das bürgerlich freie Staatswesen entwickeln konnte, das dem amerikanischen Volke die politische Erziehung gegeben hat, aus der wieder die ausschlaggebenden kriegerischen Tugenden entspringen.

In Deutschland hat man den Krieg bisher nicht gerade unter diesem Gesichtspunkte aufgefaßt. Ein nicht unerheblicher Theil der öffentlichen Meinung hat sich mehr auf die Seite Spaniens als auf die Amerikas gestellt, im Grunde wohl aus ähnlichen Motiven, aus denen 1866 und 1870 die übrige Welt mehr für Oesterreich als für Preußen, mehr für Frankreich als für Deutschland Partei nahm. Jede neu aufkommende Großmacht wird von den bestehenden mit den Gefühlen der Rivalität und der Eifersucht empfangen. An das Uebergewicht der „Großen Nation" hatten die Völker sich vor 1870 gewöhnt; das neu sich bildende deutsche Reich mit seiner unerhörten Kraftentfaltung war ihnen unheimlich: wer wußte, was für Ansprüche hier noch einmal emporwachsen würden? Man

Digitized by Google

nenne das nicht einfach Neid; die Völker sind berechtigt und sogar verpflichtet, sich gegenseitig mit Eifersucht und Argwohn zu beobachten, damit das stete Gleichgewicht zwischen ihnen, auf dem das allgemeine Heil beruht, nicht plötzlich einmal umgestürzt werde. So sieht das alte Europa nicht ohne Sorge auf den jungen Recken jenseits des Ozeans, und nicht aus Sympathie für Spanien, sondern aus Liebe zur Ruhe sah es ungern die Amerikaner sich zu ihrem Angriff auf die spanischen Kolonial-Besitzungen erheben. Man fragte, mit welchem Recht die Amerikaner sich in die inneren Angelegenheiten Spaniens mischten. Man spottete über die Behauptung, daß die Amerikaner aus Humanität eingegriffen hätten, um den Greueln des Bürgerkrieges ein Ende zu machen. Man behauptete, dieser Bürgerkrieg und diese Greuel wären längst zu Ende, wenn nicht die Amerikaner fortwährend heimlich die Insurgenten gegen ihre legitime Regierung unterstützt und dadurch die Fortsetzung des Bürgerkrieges ermöglicht hätten. Man wollte den wahren Kriegsgrund in ganz gemeinen Geschäftsberechnungen und Spekulationen des großen Trusts erkennen. Alle diese Betrachtungen aber verhüllen nur den Kern der Empfindung und sind sachlich nicht einmal richtig. Es ist auch nach privaten zuverlässigen Berichten, nicht nur nach amerikanischen Zeitungen, völlig wahr, daß eine tiefe und echte moralische Entrüstung durch die amerikanischen Bürgerkreise gegangen ist über die dauernde Mißregierung auf Kuba und die greuelvolle Methode, mit der die Spanier die Erhebung niederzudrücken suchten. Auf allen Kanzeln bis in den fernsten Westen sollen die Prediger gepredigt haben, daß das amerikanische Volk den Jammer der Verhungernden vor seinen Thoren nicht mit ansehen dürfe. Solche Motive beherrschen nicht die Politik, aber sie können doch in einem Lande, wo die öffentliche Meinung den Ausschlag giebt, viel dazu beitragen, daß, wenn die Waage schwankt, die Kriegspolitiker das Uebergewicht gewinnen. Selbst in Deutschland, wo die öffentliche Meinung in der auswärtigen Politik fast garnicht mitspricht, hat man geglaubt, die natürlichen Regungen menschlicher Empfindung für die grauenvoll hingeschlachteten Armenier gewaltsam unterdrücken zu müssen, um in politischen Entschlüssen dadurch nicht geniert zu werden. Ob es in Amerika die rein wirthschaftlichen Berechnungen der großen Geschäfts-Ringe, des Zucker-Trusts und anderer gewesen sind, die den Kriegsbeschluß diktirt haben, scheint sehr fraglich, und ich habe nicht einmal theoretische Betrachtungen gefunden, die diesen Zusammenhang plausibel gemacht hätten. Das Natürlichste ist doch wohl, daß eine Summe von Motiven zusammengewirkt hat: moralische Entrüstung, geschäftliche Berechnung und Politik. Derselbe Macht- und Herrschaftstrieb, der jedem Großstaat innewohnt und innewohnen muß, wenn er sich als gleichberechtigt behaupten will, derselbe Ausdehnungstrieb, der Rußland, England, Frankreich im letzten Menschenalter ungeheure Gebiete hat okkupiren lassen, der auch Deutschland endlich zu den bescheidenen Anfängen einer Be-

Digitized by Google

theiligung geführt hat, dieser Trieb ist auch in dem großen amerikanischen Staatswesen erwacht. Ja, wir können kaum sagen, er ist erwacht, er hat nur auf einer längst beschrittenen Bahn einen neuen Schritt gethan. Ueber dem ganzen Süden und Westen der Vereinigten Staaten, Florida, Louisiana, Texas und Kalifornien hat einmal die spanische Flagge geweht. In unausgesetztem Vordringen hat die protestantisch-germanische Rasse die katholisch-romanische fortgedrängt und das Neue besteht nur darin, daß sie jetzt auch das Meer überschritten hat. Mit welchem Recht? Mit dem Recht, kraft dessen der Tüchtige sich an die Stelle des Untüchtigen stellt. Mit dem Recht, mit dem die Germanen die Slaven von der Elbe bis zur Memel unterworfen haben. Mit dem Recht, kraft dessen die drei großen Nachbar-Reiche sich Polen theilten. Mit dem Recht, kraft dessen die Italiener 1859 und 1860 die habsburgischen und bourbonischen Klein-Dynastien verjagten, um ihren Nationalstaat zu gründen. Die Amerikaner sollen die Kubaner Insurgenten unterstützt haben: wenn es wahr ist, haben sie sicherlich nicht unrecht daran gethan, denn nie war eine Revolution gerechtfertigter als diese. Der Zusammenbruch des spanischen Kolonialreiches ist unter allen Umständen für die Welt ein Fortschritt und der Krieg eine verdienstliche That der Amerikaner. Nur das Eine haben wir zu fragen und darum zu sorgen, daß die neu entstehende Macht keine für Deutschland ungünstige allgemeine Verschiebung heraufführe.

Diese Besorgniß ist sehr entschieden von Dr. Karl Peters in dem oben schon zitirten Artikel vertreten worden. Peters geht von dem durchaus richtigen und auch von uns immer wieder betonten Gesichtspunkt aus, daß die große Zukunftsgefahr Deutschlands nicht so sehr die einer politischen Niederlage ist, als daß die ungeheure Ausdehnung der englischen Sprache und Nationalität auf der einen, der russischen auf der anderen Seite das deutsche Volksthum und die deutsche Sprache auf eine Stufe, wie heute etwa das Dänische herunterdrückt.

Der Sieg der Vereinigten Staaten, meint nun Herr Peters, sei ein weiterer gewaltiger Schritt in der Anglisirung unseres Planeten — Hawai, Kuba, Portoriko und die Philippinen würden ihnen zufallen — und dies sei der Grund, weshalb England so schnell und freudig dem sonst unsympathischen Bruder im Kampf mit der ehemaligen romanischen Vormacht den Rücken gedeckt habe. Die englische Rasse sei sich der Solidarität des Blutes bewußt geworden. Die Welt gehöre den Germanen, aber nicht den Deutschen, sondern den großen seebeherrschenden Nationen unseres Stammes.

Dieser Schluß ist nicht zutreffend. Die Gebiete von Kuba und Portoriko sind nicht so groß, daß sie für die Ausbreitung des Angelsachsenthums so sehr viel bedeuteten, und sie sind, namentlich Portoriko, schon so stark bevölkert, daß es sehr fraglich ist, ob sie jemals, auch unter amerikanischer direkter Herrschaft sich anglisiren werden. Hält sich doch

Digitized by Google

das Franzosenthum in Kanada schon 150 Jahre unter englischer Herrschaft ohne jede Berührung mit dem Muttervolk, während die Bewohner der westindischen Inseln in nächster Nachbarschaft von Mexiko bis Venezuela von spanisch Sprechenden umgeben sind. Die Philippinen werden die Amerikaner sicherlich überhaupt nicht behalten wollen, sondern sich höchstens auf einen festen Punkt, eine Kohlen-Station beschränken. Was sie wollen, ist vor Allem die Herrschaft über die westindischen Inseln, um von hier aus die Kontrole über den zukünftigen Nicaragua-Kanal zu haben. Hawaï und die Philippinen-Station sind strategische Stützpunkte. Wenn die Engländer diese Ausdehnung der amerikanischen Machtsphäre ohne Widerrede geschehen lassen und sogar willkommen heißen, so ist es gewiß nicht das Stammesgefühl, das sie dabei bewegt, sondern die Berechnung, daß die nordamerikanischen Vereinigten Staaten durch Ueberschreitung des Meeres zwar größer aber auch viel empfindlicher werden. Das ist das Wesen der Macht: je weiter sie sich ausdehnt, an desto mehr Punkten wird sie angreifbar. Die Amerikaner haben sich in den letzten Jahren nicht gescheut, die Engländer geradezu zu brutalisiren. Wenn sie erst einen Inselbesitz gegen die englische Flotte zu schützen haben, werden sie sich dergleichen nicht so leicht mehr herausnehmen. Wären die Engländer noch wie einstmals in der Lage, die Alleinherrschaft über das Weltmeer für sich beanspruchen zu können, so würde sie das Vorgehen der Amerikaner gewiß mit der höchsten Eifersucht erfüllen. Aber die Entwickelung des letzten Menschenalters hat England bereits in eine Defensivstellung zurückgedrängt. Es will nicht mehr allein erwerben, es gönnt auch Anderen etwas, denn es sieht sich nach Bundesgenossen um. In Zukunft wird England in der Lage sein, wie schon bei diesem Krige, sich durch Gefälligkeiten die Freundschaft der Amerikaner zu erwerben, und diese kann ihnen an einer anderen Stelle einmal höchst werthvoll sein. Die englische Weltstellung ist bereits an so vielen Punkten bedroht, daß ein neuer Konkurrent kein unbedingtes Uebel ist, sondern im Gegentheil die Möglichkeit einer Rückendeckung bietet, die bisher fehlte. Das sind die Engländer klug genug gewesen einzusehen und deshalb haben sie sich in dem spanisch-amerikanischen Kampfe sofort auf die Seite des Stärkeren gestellt.

Für uns nun gilt Aehnliches, nur in noch höherem Grade. Die Gebiete, die die Vereinigten Staaten in Besitz nehmen, kommen für die deutsche Kolonisation nicht in Betracht; werden sie hinter die hohe amerikanische Zollmauer gestellt, so mag das diese oder jene Unzuträglichkeit haben, sie wird aber sicherlich weit aufgewogen werden durch den allgemeinen wirthschaftlichen Aufschwung, den die Inseln unter amerikanischer Herrschaft nehmen werden und von dem auch der deutsche Handel profitiren wird. Die politische Machtsteigerung der Vereinigten Staaten ist für uns vollends ungefährlich. Wird der Nicaragua-Kanal einmal gebaut, so ist es sicherlich für uns viel besser, daß die Amerikaner ihn unter ihrer Kontrole haben, als wenn es die Eng-

Digitized by Google

länder wären. In Ost-Asien ist uns jede Macht angenehm, die da hilft, einmal einer exklusiven Herrschaft, sei es der Russen, sei es der Engländer, zu opponiren. Die Macht der Amerikaner wird gerade groß genug sein zu helfen, aber nicht groß genug, selbst nach einem Monopol zu streben, denn man glaube nicht, daß nun die ganze enorme wirthschaftliche Kraft des Siebzig-Millionen-Reiches sich sofort in militärische umsetze. Dazu ist die innere Verfassung der Vereinigten Staaten nicht angethan, und sobald das Volk erst anfängt, die Lasten der Großmachtpolitik zu empfinden, wird vermuthlich eine sehr starke Reaktion aus den Massen selber sich dagegen erheben und die Politik sehr erschweren. Höchst angesehene Politiker, Cleveland, der frühere Präsident, Bryan, dem wenige Tausend Stimmen fehlten, um jetzt selbst Präsident zu sein, haben von Anfang an mit der größten Entschiedenheit sich dagegen ausgesprochen. Die Steuern, die auferlegt werden müssen, um jetzt den Krieg zu bezahlen und in Zukunft Flotte und Heer im Frieden zu erhalten, werden neue Interessen-Gegensätze hervorrufen, die die bestehenden Parteigegensätze komplizirer. Schon die bloße Frage, was aus Kuba und Portoriko werden soll, wenn die Spanier die Inseln abgetreten haben, ist sehr schwer zu lösen. Soll Kuba für unabhängig erklärt werden und nur faktisch unter dem Einfluß der Vereinigten Staaten stehen? Soll es in irgend einer und in welcher staatsrechtlichen Form dem Körper der Bundes-Republik selber angefügt werden? Schon jetzt sollen die kubanischen Insurgenten mit ihren Befreiern sehr unzufrieden sein. Der amerikanischen Politiker wartet eine Fülle von neuen Aufgaben und Schwierigkeiten, die dafür sorgen werden, daß die Bäume der amerikanischen Weltmacht-Politik nicht in den Himmel wachsen.

Die einzige Macht, der das Vordringen Amerikas wirklich und in jeder Beziehung unangenehm sein muß, ist diejenige, deren unermeßlicher Ehrgeiz keinen Gleichberechtigten neben sich dulden will — Rußland. Es gab wohl eine Zeit, wo eine Interessengemeinschaft zwischen Rußland und den Vereinigten Staaten gegenüber England bestand und sich auch öfter wirksam gezeigt hat, aber die ungeheuren Fortschritte, die Rußland in Ostasien gemacht hat und die noch größeren, die drohen, wenn es die sibirischen Eisenbahnen vollendet haben wird, müssen den Amerikanern den Gedanken nahe legen, daß auch sie einmal ihren Handel in China gegen die Russen zu vertheidigen haben werden. Daher die auf den ersten Blick so auffallende Erscheinung, daß, während England einmüthig dem Erfolg der Amerikaner applaudirt, aus Rußland allerhand unwirsche Aeußerungen verlauten, und auch die Franzosen sich unfreundlich stellen. Schwerlich ist es die Rassen-Sympathie, noch weniger die religiöse Sympathie für die Spanier, die die Franzosen auf diese Seite treibt, auch mit den Amerikanern verbinden sie ja alte und intime Freundschaftsbeziehungen; wofür sie Partei nehmen, ist nicht Spanien gegen Amerika, sondern Rußland gegen

Digitized by Google

England. Russenfreundschaft, man darf wohl sagen Russen-Anbetung, ist es auch, nicht etwa Inspiration des Fürsten Bismarck, aus der in den „Hamburger Nachrichten" die wüthenden Angriffe auf die Vereinigten Staaten und das amerikanische Volk entspringen. Die ganze übrige deutsche Presse, auch die sonst den „Hamburger Nachrichten" nahestehende, hat aber dieses Vorgehen stillschweigend oder auch mit direkter Polemik zurückgewiesen.

Deutschland hat in der That in keiner Beziehung Veranlassung, weder den Zusammenbruch Spaniens zu bedauern, noch zu den Erfolgen der Vereinigten Staaten scheel zu sehen. Wenn einen Augenblick unläugbar ein Theil der öffentlichen Meinung in Deutschland mit einer gewissen Mißgunst und mit Argwohn auf der Amerikaner Erfolge sah, so ist diese Stimmung schon im Schwinden begriffen oder verschwunden.

Ein ganz besonderes Verdienst um diesen erfreulichen Umschwung darf dem derzeitigen Vertreter der Vereinigten Staaten in Berlin, Herrn White zugesprochen werden. Die Rede, die der Botschafter am 4. Juli auf dem Amerikaner-Fest in Leipzig gehalten hat, ist durch alle deutschen Zeitungen gegangen und hat eine tiefe Wirkung ausgeübt. Wenn man die Rede in ihrem vollständigen Wortlaut liest, wird diese Wirkung nur verstärkt. Sie ist sozusagen die Fortsetzung der Rede, die Herr White im Mai vorigen Jahres auf dem Abschiedsbankett hielt, das ihm die Deutsch-Amerikaner gaben, als er seinen Posten in Berlin antrat. In hinreißenden Worten hat Herr White in dieser Rede geschildert, was das englisch sprechende Volk der Amerikaner den Deutschen verdanke; nie hat ein Ausländer, ausgenommen Carlyle, den Werth und die Kraft der deutschen Geistesbildung mit solchem Verständniß und solcher Beredsamkeit seinen Landsleuten, man kann sagen, gepredigt, wie Herr White in diesen beiden Reden. Er vergleicht das alte amerikanische Unterrichtssystem, das die bedeutendsten Männer verurtheilte, „sich Lektionen aufsagen zu lassen", mit der Freiheit, dem Geist und der Methode der deutschen Universitäten, die die Amerikaner nunmehr auf sich zu übertragen bestrebt seien. Ausdrücklich erklärt er auch in der Leipziger Rede, daß die deutsche Politik gegenüber Amerika eine Politik der Billigkeit und Gerechtigkeit sei und diese Politik sei auch die beste Garantie für die legitime territoriale und kommerzielle Ausdehnung, welche Deutschland so berechtigt und so leidenschaftlich verlange. (In this German policy of fairness and justice to our country I recognize the best guarantee for that legitimate territorial and commercial expansion which Germany so justly and so ardently desires). Herr White erinnert daran, daß Friedrich der Große der erste Monarch gewesen ist, der die Unabhängigkeit Amerikas anerkannt hat. Er erinnert an den Vertrag, den Thulemeyer, der Minister Friedrichs, und Franklin im Jahre 1785 miteinander abschlossen und wünscht und sieht voraus, daß Deutschland und die Vereinigten Staaten auch in Zukunft die überlieferte politische Freundschaft wahren und pflegen werden.

Digitized by Google

An Millionen Deutscher, die amerikanische Bürger geworden sind, haben wir drüben die natürlichen Vorkämpfer eines solchen Zusammengehens und alle Erwägungen der Politik sprechen dafür, für die künstliche Politik des Lavirens, wie sie Deutschland heute befolgt, die Freundschaft der Vereinigten Staaten als den erforderlichen Ballast einzunehmen.

23. 7. 98. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Aly, Ed. — Es werde Recht! Tragödie in 5 Aufzügen. 102 S. Mk. 3. Selbstverlag Vertrieb durch Dietz, Koburg.

Brandis, Dr. Werner. — Rechtsschutz der Zeitungs- und Bücher-Titel. 8°. 88 S. Berlin, 1898. Franz Lipperheide.

Brandscheid, Friedrich. — Iphigenia in Taurien. Tragödie von Euripides, nach ihrer Idee entwickelt und dargestellt. Mk. 1,20. Wiesbaden, Lützenkirchen & Bröcking.

Brunn's kleine Schriften gesammelt von Hermann Brunn und Heinr. Bulle. I. Bd. Gr. 8°. XI u. 277 S. Mk. 10. Leipzig, B. G. Teubner.

Christ, Wilh. — Geschichte der griechischen Litteratur. 8°. XIII u. 944 S. 3. Aufl. Mk. 16,50. München, C. H. Beck.

Conrad, Prof. Dr. — Grundriss zum Studium der politischen Oekonomie. II. Th. Volkswirthschaftspolitik. Jena, G. Fischer.

Dannell, Dr. F. — Geschichte des magdeburgischen Bauernstandes, in seinen Beziehungen zu den andern Ständen bis zum Ende des Erzstifts im Jahre 1680. 8°. 542 S. Mk. 9. Halle a. S., C. A. Kaemmerer & Co.

Die Verhandlungen des 9. evangelisch-sozialen Kongresses, abgehalten in Berlin am 2. und 3. Juni 1898. Mk. 2. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Fontane, Theodor. — Von zwanzig bis dreissig, Autobiographisches. 679 S. Berlin. F. Fontane.

Goette, Rudolf. Deutscher Volksgeist. Vier Abhandlungen zur Einführung in die Politik der Gegenwart. 107 S. Altenburg, Stephan Geibel.

Gross, Dr. Th. — Robert Mayer und Hermann v. Helmholtz. Eine kritische Studie. 8°. V u. 174 S. Mk. 4,50. Berlin, Fischers technologischer Verlag, M. Krayn.

Grossmann, Eduard. — Shakespeare, Hamlet. 8°. Paris, Didot, Firmin & Co.

Günther, Dr. Reinhold. — Weib und Sittlichkeit. 8°. 261 S. Mk. 4. Berlin, 1898. Carl Duncker.

Handel und Gewerbe. Zeitschrift für die zur Vertretung von Handel und Gewerbe gesetzlich berufenen Körperschaften. Im Auftrage des deutschen Handelstages herausgeg. von Dr. Soetbeer, Sekretär des deutschen Handelstages. V. Jahrg. No. 13. Berlin, Siemenroth & Troschel.

Hettner, Dr. Alfred. — Die Entwicklung der Geographie im 19. Jahrhundert. Gr. 8°. 16 S. 50 Pf. Leipzig, B. G. Teubner.

Justi, Carl. — Winckelmann und seine Zeitgenossen. 2. durchgesehene Auflage. I. Winckelmann in Deutschland. 424 S. M. 12. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Kaerst, Julius. — Studien zur Entwickelung und theoretischen Begründung der Monarchie im Alterthum. (Historische Bibliothek Bd. 6). 109 S. München und Leipzig. R. Oldenbourg.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin W., Magdeburgerstr. 27.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 73/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin W. Magdeburger Strasse 27.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 73/74.
Druck von J. S. Preuss, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Fürst Bismarck in der Weltgeschichte.

Ansprache an die Hörer seiner Vorlesung über Weltgeschichte am Montag, den 1. August 1898, nach der Erinnerung niedergeschrieben und ausgearbeitet.

Von

Hans Delbrück.

Allenthalben in Deutschland gedenkt man heute des dahingeschiedenen Fürsten Bismarck. Man erneuert die Erinnerung an Dinge, die Jedermann bekannt sind, aber indem man sie sich wechselseitig wiederholt, vertieft man das Gefühl der Verehrung und der Dankbarkeit, das reinen Seelen wohlthut, indem es zugleich die Trauer erhöht und ihren Schmerz lindert. In den Aelteren regt sich der Stolz, daß sie durch ihn die Mitlebenden oder sogar die Mithandelnden einer großen Zeit geworden sind; die Jüngeren beschleicht ein Gefühl der Besorgniß, daß sie in einem Geschlecht bloßer Epigonen geboren sein möchten. Ihn im Ganzen zu fassen, wird noch Niemand sich vermessen wollen. Der Eine greift diese, der Andere jene große Eigenschaft, dieses oder jenes Stück seiner Werke heraus, den Stamm, das Wurzelwerk, einen Zweig, eine Blüthe, eine Frucht, um sich in die Betrachtung zu versenken und sich daran zu erbauen.

Ich möchte versuchen, ihn mir vorzustellen, wie sein Bildniß aufgerichtet steht in dem großen Ahnensaale der Menschheit, neben den Heroen der Vorzeit, wo der Beschauer, der betrachtende Geschichtsforscher einen mit dem anderen vergleicht und in den Gleichheiten den Maßstab, in den Verschiedenheiten das Verständniß für die Individualität des Einzelnen gewinnt. Nicht ungefährlich ist diese Art der Betrachtung, denn leicht klingen in dem Hörer Saiten mit, die von dem Redenden nicht gewollt sind und die

Digitized by Google

Empfindung in die Irre lenken, aber diese Gefahr darf uns nicht zurückschrecken, denn jedes tiefere historische Verständniß bedarf der Vergleichung und Niemand vermag sich ihrem Reize zu entziehen.

Der erste Staatsmann in der Weltgeschichte, der uns nicht bloß in seinen Thaten und einzelnen großen Zügen, sondern als Mensch von Fleisch und Blut entgegentritt, ist Themistokles. Gleich in diesem Gewaltigen, seiner genialen Findigkeit und Voraussicht hat Duncker ein Gegenbild zum Fürsten Bismarck sehen wollen. Themistokles hat die athenische Bürgerschaft überredet, noch im letzten Augenblick, zwei Jahre vor der Ankunft des Xerxes die große Flotte zu bauen, die Hellas und die Weltkultur rettete. Er hat es, als Xerxes nahte, durchgesetzt, daß die Athener ihr Land verließen und ihre Stadt opferten, um die Entscheidung auf der See zu suchen. Er hat endlich die heilbringende Schlacht herbeigeführt, indem er scheinbar die Rolle des Vaterlands-Verräthers auf sich nahm und durch eine Trug-Botschaft die Perser zum Angriff bei Salamis verlockte. Die einzelnen Thaten bieten kaum eine Analogie zu Bismarcks Thun, aber die Vereinigung von Kühnheit und Verschlagenheit, die gewaltsame Herbeiführung einer großen Krisis in dem festen Vertrauen auf den Sieg zeigt eine Charakter-Analogie, auf die hingewiesen werden mag.

Entgegengesetzter Art ist ein Vergleich mit Perikles. Die Persönlichkeit dieses Staatsmannes scheint, so weit wir sie erkennen können, zu derjenigen Bismarcks im Widerspiel zu sein. Hoheit und Ruhe wird diesem Athener nachgerühmt, dem deutschen Kanzler die blitzende Kampfeslust und die ungeheure Leidenschaft. Perikles' Name ist überdies unsterblich durch die Verbindung mit dem geistigen Leben und der künstlerischen Produktion der Stadt Athen unter seiner Leitung; Fürst Bismarck, so groß seine eigene künstlerische Kraft als Redner und Schriftsteller, namentlich Briefschreiber war, steht in keiner direkten Beziehung zu der Kunst oder der Wissenschaft unserer Epoche. Aber das politische Handeln Perikles' und Bismarcks läßt sich doch vergleichen. Die Größe des Perikles ist, daß er auch im Erfolge die Grenze der athenischen Macht begriff, Athen von dem unmöglichen Streben nach einer Hegemonie über ganz Griechenland zurückhielt, Sparta in seiner Machtsphäre ohne Rückhalt anerkannte und den Krieg zwischen beiden Staaten so lange als möglich hinausschob. Daß diese Zurückhaltung nicht aus Schwäche entsprang, zeigte sich, als der Krieg endlich doch vom Peloponnes heraufzog. Sobald Perikles sah, daß er unvermeidlich

Digitized by Google

geworden sei, ging er ihm mit der höchsten Entschlossenheit entgegen und legte den Athenern einen Kriegsplan auf, dessen Willenskraft in der Entsagung so groß ist, daß die Forscher noch heute oft nicht nachzukommen vermögen. Die Selbstbeschränkung der Kraft ist auch in Bismarcks politischem Thun das Charakteristische; sie ist das Wesen der politischen Weisheit. Der schonende Friede mit Oesterreich unmittelbar nach Königgrätz, die Beschränkung des Reichs auf die außerösterreichischen Theile des alten deutschen Bundes, die Versöhnung mit der liberalen Opposition durch die Indemnität, die unerschütterliche Friedenspolitik seit 1871 sind ihre Denkmäler. Deshalb bildet das Jahr 1866 den Höhepunkt aller Leistungen Bismarcks, weil hier die Vereinigung der Kühnheit mit der Mäßigung in der äußeren wie der inneren Politik ihre höchsten Triumphe feierte.

Gar keine Aehnlichkeit scheint auf den ersten Blick zu walten zwischen Bismarck, dem Real-Politiker und Alexander dem Großen, dem in die grenzenlose Ferne schweifenden Romantiker, dem parlamentarischen Kanzler, der sich mit Vorliebe in den Kreuzwegen der juristischen Dialektik bewegt und dem kriegerischen König, der sich an den Gesängen der Ilias berauscht und den fabelhaften Kriegspfaden des Herakles und Dionysos in Indien nachgeht. Aber wieder zeigt das Werk der beiden so verschieden gearteten Persönlichkeiten einen gleichartigen und sehr wesentlichen Zug: Beide haben erfüllt, was seit Generationen die Sehnsucht der Besten der Nation war. Nationale Einigung zum Kampf gegen den Erbfeind hatte Isokrates den Hellenen gepredigt, wie Ernst Moritz Arndt den Deutschen; beide Mal war die Nation aus sich heraus nicht im Stande, das Ziel zu erreichen, sondern mußte von überlegenen Persönlichkeiten in die rechte Bahn gezwungen werden. Gegen Bismarck wie gegen Alexander ist der Vorwurf erhoben worden, daß, indem sie die nationale Aufgabe erfüllten, sie die politische Freiheit erdrückt hätten. Die Beurtheilung Alexanders ist stets durch diesen Gegensatz bestimmt worden: die Einen, wie Niebuhr, sehen in ihm nur den allgemeinen Tyrannen, die Anderen, wie Droysen, den nationalen Einiger und Helden. Bei Bismarck, dem Schöpfer des Reichstages und des allgemeinen Stimmrechtes ist der Vorwurf der Freiheits-Unterdrückung immer eine bloße Partei-Sentenz gewesen und wird in der Geschichte keinen Platz finden. Bei den macedonischen Königen, denn politisch muß man Alexander mit seinem Vater Philipp zusammenfassen, trifft er in der That zu. Ueberdies waren die Macedonier nicht als volle Hellenen anerkannt, sondern galten als

Digitized by Google

halbe Barbaren (süddeutsche Demokraten haben ja manchmal Aehnliches von dem Verhältniß der Preußen zu den Deutschen behauptet); endlich war das Bedürfniß der nationalen Einigung bei den Griechen nicht entfernt so intensiv, wie im neunzehnten Jahrhundert bei den Deutschen. Trotzdem bleibt im innersten Kern eine Analogie und je seltener in der Weltgeschichte der Fall ist, daß eine große Nation das ganze Sehnen eines leidenschaftlichen Herzens auf ein bestimmtes Ziel richtet und endlich der Held ersteht, der ihr über alles Hoffen und Erwarten die Erfüllung bringt, desto mehr darf sie hervorgehoben werden. Wenn Alexanders Haupt von der Aureole der Sagen-Poesie umstrahlt ist, so hat sich auch über den klaren, strengen Rechner Bismarck der Schimmer des Märchen-Ritters gebreitet, der das schlafende Dornröschen mit seinem Kuß weckte und befreite.

Aus der römischen Geschichte wüßte ich keinen Staatsmann, den ich speziell mit dem Fürsten Bismarck vergleichen möchte. Wenn der große Scipio, der Besieger Hannibals, die letzten Jahre seines Lebens mißmuthig, fern von Rom auf dem Lande lebte und testamentarisch bestimmte, daß er nicht in der Stadt, die er zur Welt-Kapitale gemacht, nicht bei seinen Ahnen im Erbbegräbniß der Scipionen, sondern auf seinem Landsitz begraben sein wolle, so mag uns das an das Lebensende und den letzten Willen des Fürsten Bismarck erinnern. Das eigentliche Gegenstück aber zu dem politischen Werk des Fürsten ist nicht in dem Thun eines einzelnen römischen Staatsmannes, sondern in dem Charakter des ganzen römischen Staatswesens zu suchen. Die weltbesiegende Kraft der römischen Republik beruhte, wie das schon Polybius erkannt und wundervoll dargelegt hat, darauf, daß das aristokratische und demokratische Element dem Staate dauernd erhalten blieben, niemals die Aristokratie das Volk zur Rechtlosigkeit herabdrückte, niemals die Demokratie den Senat völlig überwältigte, sondern die beiden großen Potenzen politischen Seins in fortwährendem Kampfe mit einander ihre spezifischen Tugenden und Fähigkeiten beide in den Dienst des Staates stellten. Die römische Aristokratie ist eine Beamten-Aristokratie, die man wohl in Vergleich setzen darf mit dem Beamtenthum (eingeschlossen das Offizierkorps), das unter der modernen Monarchie den Staat regiert. Durch den von Bismarck geschaffenen Reichstag mit dem allgemeinen gleichen Stimmrecht ist der Monarchie mit ihrer Beamtenschaft die demokratische Potenz an die Seite gesetzt worden, die in Zukunft in

Digitized by Google

stetem Kampf und steter Wechselwirkung mit jener das Schicksal des Staates bestimmen wird, das ungeheure Gewicht und die lebendigen Impulse der Masse mit der intelligenten Direktion und der politischen Schulung von oben verbindet.

Dieser doppelte Charakter des preußisch-deutschen Staates ist zwar nicht eigentlich von Bismarck frei geschaffen worden. Er geht zurück auf die Stein-Scharnhorstschen Reformen und den „Aufruf an Mein Volk" von 1813, der den alten monarchischen Staat durch das volksthümliche Element verjüngte. Aber indem Bismarck aus freier Erkenntniß nach dem Siege von Königgrätz die große demokratische Konzession des allgemeinen gleichen Stimmrechts machte, gab er der überlieferten Idee die praktische konstitutionelle Form und Gestalt und verlieh dem neuen Reiche die Eigenschaften, die Rom nicht der Weisheit eines einzelnen Staatsmannes, sondern seiner ganzen geschichtlichen Entwickelung verdankte.

Fürst Bismarck stand nicht bloß außerhalb und oberhalb der Parteien, sondern wußte auch mit erstaunlicher Kunst sich bald mit dieser bald mit jener zu verbinden, eine gegen die andere auszuspielen, um seine Zwecke zu förden. Anfänglich stützte er sich auf die Konservativen, dann trat er in enge Beziehung zu den Liberalen, dann wußte er, namentlich für seine wirthschaftlichen und sozialpolitischen Zwecke, sich auch die Ultromantanen dienstbar zu machen. Bei diesen wechselnden Bündnissen mußte er auch Opfer bringen, aber seine Autorität war so groß, daß ihm Niemand die Nachgiebigkeit als Schwächlichkeit auslegte. Was er in den Jahrzehnten von 1866 bis 1875 den Liberalen zugestand, neben dem demokratischen allgemeinen Stimmrecht die Freizügigkeit, die Verwaltungsgerichtsbarkeit, die Kreisordnung, die Zivil-Ehe, war den Konservativen ein Verrath an fundamentalen Prinzipien. Das Zurückweichen aus dem Kulturkampfe wäre für andere Staatsmänner eine Niederlage gewesen, die sie selbst mit umgerissen hätte. Bismarck ging nur um so stärker daraus hervor.

Diese Seite seiner Staatskunst mag mit keinem Geringeren als Kaiser Friedrich Barbarossa verglichen werden. Friedrich Barbarossas Verdienst ist es, nachdem Deutschland bereits durch einen Generationen lang dauernden, kaum unterbrochenen Bürgerkrieg in völlige Auflösung gerathen war, es noch einmal zu einem geschlossenen, in sich befriedeten Staatswesen zusammengefügt und dadurch eine nationale Kraftentwicklung ermöglicht zu haben, auf der wesentlich der Glanz des mittelalterlichen Kaiserthums beruht,

Digitized by Google

das Idealbild, das in unserm Jahrhundert die nationale Sehnsucht wieder erweckt hat, endlich die Erwerbung oder wenigstens Befestigung der deutschen Herrschaft im Oder-Elb-Gebiet, Schlesien, Brandenburg, Ost-Holstein, Mecklenburg, Pommern. Barbarossa erreichte das durch eine Politik weiser Mäßigung, die dem Unmöglichen entsagte und dem Kaiserthum, das in sich die genügende Kraft nicht mehr hatte, wechselnde Bundesgenossen verschaffte. Er verband sich zuerst mit Heinrich dem Löwen, der mächtiger war als er selber; dann stürzte er diesen wieder an der Spitze der mittleren Fürsten. Er kämpfte einen gewaltigen Kampf gegen das Papstthum durch, aber indem er zuletzt nachgeben mußte, gewann er für seinen Sohn das Königreich Neapel-Sizilien, von wo aus er den Papst mehr bedrohte als je einer seiner Vorfahren, und die lombardischen Kommunen, mit denen er in einem vollen Vernichtungskampf gestanden hatte, richteten die Hochzeit aus. Wie Bismarck zuletzt der fast von Allen gleichmäßig verehrte Vater des Vaterlandes war, so vereinigte der große Staufe am Abend seines Lebens die Ideen der Epoche in sich, indem er als der nationale, ritterliche Held an die Spitze eines Kreuzzuges trat, den die Kirche predigte.

Von Nicht-Staatsmännern vergleicht man Bismarck gern mit Luther, weil Beide den deutschen Volksgeist umgeprägt und ihm ein neues Gesicht gegeben haben, aber es ist doch eigentlich nur die germanische Urwüchsigkeit und das Sprach-Genie, das Beiden gemeinsam ist. Im Uebrigen ist zwischen dem praktischen, rechnenden Staatsmann und dem in den Tiefen der Gottheit forschenden Religiosen, dem Diplomaten und dem Professor der Unterschied so groß wie möglich. Beide sind nationale Helden und Männer ohne Menschenfurcht, aber in ihrem Thun durchaus entgegengesetzt: hier die politische Praxis, die eine bestehende Sehnsucht erfüllt, dort die religiöse Idee, die in den Menschen einen neuen Glauben und eine neue Sehnsucht erweckte.

Eine Mittelstellung zwischen Luther und Bismarck darf man dem Freiherrn vom Stein anweisen. Stein war der Mann der großen Impulse und des schnellen Entschlusses, eine Prophetennatur, der aber die Eigenschaften, die den eigentlichen Staatsmann machen, die umsichtige Berechnung, die Verschlagenheit, das diplomatisch geschickte Hinführen auf den geeigneten Moment durchaus fehlten. Seine politischen Ideen standen häufig untereinander in Widerspruch, seiner Stimmung nach war er aristokratischer Romantiker, die Gesetzgebung, die seinen Namen trägt, war im Geiste

Digitized by Google

der liberalen Aufklärung, nicht etwa im Sinne einer nothwendigen Konzession, sondern ohne daß Stein sich des Gegensatzes selber bewußt geworden wäre. Bismarck ist ihm deshalb als Staatsmann weit überlegen, obgleich man auch wieder sagen kann, daß Bismarck nur die Antriebe, die Stein dem preußischen Staate gegeben, aufgenommen und zur vollen Gestaltung gebracht habe.

Zwischen Friedrich dem Großen und Bismarck wüßte ich Aehnlichkeiten, die über die allgemeinsten Eigenschaften jedes großen Weltmannes, Verstand, Verschlagenheit, Kühnheit, Zähigkeit, Menschenverachtung hinausgehen, nicht zu finden. Seiner angeborenen Anlage nach ist Friedrich mehr ein philosophisch-poetischer Schöngeist, den erst der königliche Beruf zum Staatsmann und Feldherrn gemacht hat und er ist der geborene absolute König, der nur in sich zu beschließen und zu befehlen hat; die Wechselwirkung zwischen innerer und auswärtiger Politik, die Kunst der Behandlung der Menschen und der Parteien, die für Bismarck so charakteristisch ist, fällt bei ihm weg; wo jener mit ganzer Kraft arbeiten muß, braucht dieser bloß sarkastisch zu sein.

Viel mehr Verwandtschaft zeigt Bismarck mit Napoleon, so anders der riesige märkische Junker aussieht, als der kleine braune Korse mit dem klassischen Profil. Beide sind ausschließlich erfüllt von der Staatsidee und haben, obgleich Beide selbst hervorragende Stilisten, kein intimeres Verhältniß zu Wissenschaft oder Kunst; beide betreiben die innere Politik nach der Methode der auswärtigen, lieben die Anwendung gewaltsamer Mittel, kämpfen mit ungeheuerer Leidenschaft, scheuen nicht die Benützung brauchbarer Bösewichter und suchen ihre Gegner einzuschüchtern und zu verderben. Wie Hagens Spieß in den Rücken des arglosen Siegfried, so traf der Immediatbericht über das Tagebuch das Andenken Kaiser Friedrichs — um des Verdachts einer Intrigue willen, der sich bald als unbegründet herausstellte. Aus ähnlichen Motiven hat Napoleon Enghien und Palm erschießen lassen.

Wenn dennoch die Politik Beider ein so ganz verschiedenes Bild bietet, so beruht das weniger auf verschiedener Charakter- und Geistes-Anlage, als auf der unermeßlichen Verschiedenheit der Situation, in die sie gestellt waren. Napoleon war aus einem Emporkömmling ein absoluter Herrscher geworden; Bismarck blieb als Ministerpräsident, Reichskanzler und Fürst im Grunde immer der märkische Edelmann und Vasall seines Königs.

„Auf der Ueberfahrt von Aegypten las Napoleon abwechselnd

Digitized by Google

im Koran und in der Bibel; er sah die Religionen gleichsam unter sich, er glaubte vor Allem an seinen eigenen Stern." Bismarcks Weltanschauung war erwachsen auf dem Boden des Protestantismus, sein Glaube ist ein undogmatisch gehaltenes Christenthum.

Die ursprüngliche Anlage zum Ehrgeiz konnte nicht anders als sich bei Napoleon zum Ungeheueren entwickeln. Es ist aber nicht, wie man früher wohl gemeint hat, bloß unersättliche Herrschsucht, die ihn weiter und weiter auf die Bahn der Welteroberung trieb; je länger, je mehr hat die historische Forschung erkannt, daß sachliche Motive, die eine andere Handlungsweise kaum zuließen, ihn von Fall zu Fall weiter führten; schon der Staat, wie er ihn übernahm, stand in einem unausgleichbaren Konflikt mit dem alten Europa. Der Eroberungstrieb war bei den anderen Mächten nicht geringer als bei ihm. Wenn es im Gegensatz zu dem Imperator als das größte Verdienst Bismarcks erscheint, daß er sich selbst und der preußisch-deutschen Politik eine weise Mäßigung auferlegte, so ist auch das keine Handlung der Willkür, sondern entspringt aus den Verhältnissen, und das Verdienst des Staatsmannes ist, diese von vornherein richtig erkannt und jede Versuchung zu Ausschreitungen abgewiesen zu haben. Ein an sich so maßvoller Mann, wie König Wilhelm, wollte durchaus nicht darauf verzichten, nach dem Siege von Königgrätz in Wien einzuziehen und Oesterreich Landabtretungen abzufordern; noch viel mehr mußte eine auf das Großartige angelegte Natur wie Bismarck sich dazu getrieben fühlen: um so bewundernswerther, wie er nicht nur sich selbst, sondern mit Aufbietung aller Kraft auch seinen Herrn zurückhielt. Hierin liegt der fundamentale, sachliche Unterschied zwischen ihm und Napoleon; es ist aber damit noch nicht gesagt, wie Jeder von ihnen in der Lage des Anderen gehandelt haben würde. Taine hat Napoleon charakterisiren wollen als einen italienischen Condottiere des fünfzehnten Jahrhunderts, der in der ganzen Welt nichts als ein Objekt für seine Kraft und seinen Ehrgeiz gesehen habe. Niemals bis zu seinem letzten Athemzuge auf St. Helena hat er sich resignirt; er lebte fort in seinen Leidenschaften und seinem Haß und hörte nicht auf, über dunklen Zukunftsplänen zu brüten; wo er glaubt, daß die öffentliche Meinung in Frankreich ihm etwas vorwerfe, wälzt er die Schuld auf irgend einen Untergebenen; dem Soldaten, der auf Wellington einen Mordanfall versucht hatte, vermachte er in seinem Testamente ein Legat. Manche haben die Handlungsweise Bismarcks nach seiner Entlassung ähnlich beurtheilen wollen:

Digitized by Google

Menschen dieser Art komme es nicht darauf an, was sie geschaffen, auch wieder zu zerstören, um nur der eigenen Leidenschaft genug zu thun. Es ist schwer, solchen Vorstellungen zu folgen und Möglichkeiten, die in den tiefsten Abgründen der Seele schlummern, zu zergliedern. Auch Taines Charakteristik Napoleons halte ich für falsch.

Nicht zu vergessen ist endlich bei der Vergleichung dieser beiden Männer, daß Bismarck nach einer stürmischen Jugend in einer herzbefriedigenden Ehe ein glücklicher, deutscher Familienvater wurde. Napoleon heirathete als junger Mann eine abenteuernde Kokette, die seine sinnliche Leidenschaft dauernd zu fesseln wußte, obgleich sie ihn betrog; aus politischen Gründen schied er sich von ihr und heirathete eine hochgeborene Prinzessin, die ihm noch weniger bot als Josephine. Etwas Anderes als Kälte oder Sinnlichkeit hat er nie empfunden. In seiner Jugend hatte er wohl Anflüge von Sentimentalität, die sich an der Lektüre nährten. Er las unendlich viel. Bismarck ließ gern einmal die Bücher und wandte sich hinaus in Feld und Wald; er ist Natur- und Thierfreund und sein Waldes-Träumen nimmt einen leise melancholischen Zug an.

An den Schluß sei der Staatsmann gestellt, der öfter als jeder Andere mit dem Fürsten Bismarck verglichen worden ist, der Kardinal Richelieu. Man findet die Aehnlichkeit zunächst in dem mehr Aeußerlichen der Stellung: sie waren Beide nicht Oberhäupter des Staates selber, sondern nur leitende Minister, die aber als solche eine fast unumschränkte Gewalt erlangten und behaupteten, den Staat wie den Hof, die Parteien wie den König selbst in ihre Bahn zwangen. Richelieu setzte wie Bismarck die innere Politik in Wechselwirkung mit der auswärtigen und indem er die aristokratische wie die partikularistische wie die religiöse Opposition niederwarf, führte er Frankreich auf die Bahn der Eroberungen, legte die Hand auf das Elsaß und den Grund für die französische Kolonialpolitik. Die Analogie geht aber noch viel tiefer. Richelieu erreichte seine Erfolge gegen das spanisch-deutsche Haus Habsburg, indem er sich mit dessen religiösen Gegnern, den Protestanten verband. In der Hoffnung auf seine Unterstützung kam Gustav Adolf nach Deutschland und rettete den deutschen Protestantismus. Richelieu war nicht der erste französische Staatsmann, der den Gedanken gefaßt hat, die Habsburgische Uebermacht in Europa durch die Protestanten zu brechen; er wandelte auf dem Wege, den Heinrich IV. und vor ihm

Digitized by Google

Coligny gezeigt hatte. Aber diese Beiden waren darüber zu Grunde gegangen. Der Gedanke, daß der Hugenot Coligny und der unzuverlässige Konvertit Heinrich IV. Frankreich gegen die Vormacht der katholischen Kirche in den Kampf führen wollten, hatte den Dolch des katholischen Fanatismus gegen sie Beide geschärft. Richelieu, der selbst Kardinal der römischen Kirche war und die Selbständigkeit des Hugenottismus im Lande niedergeworfen hatte, nahm ihre Pläne wieder auf und konnte sie durchführen, weil er in seiner Person der katholischen Kirche immer die Garantie bot, daß er nicht zu weit gehen und etwa Frankreich selbst protestantisch machen würde. Das ist das völlige Seitenstück dazu, daß Bismarck als Konservativer und Altpreuße das Programm des Liberalismus in der nationalen Frage durchführte. Hätte die nationale Bewegung 1848 selbst das neue deutsche Reich geschaffen, so hätte sie auch die historische Gewalt des preußischen Königthums aufgesogen. Deshalb lehnte Friedrich Wilhelm IV. die ihm vom Frankfurter Parlament gebotene Kaiserkrone ab; er trage eine Krone von Gottes Gnaden, schrieb er an E. M. Arndt und wolle nicht der Sklave der Revolution werden. Um ihres Partei-Prinzips, um der Legitimität willen waren die preußischen Konservativen jener Zeit Partikularisten und wollten von Deutschland und nationalem Enthusiasmus nichts wissen. Erst indem Einer aus ihrem eigenen Lager es unternahm, die deutsche Frage zu lösen und die nationale Fahne zu entfalten, gaben sie ihren Widerstand gegen diese Politik auf und auch so erst allmählich und unter heftigem Sträuben. Noch in Versailles bei der Kaiser-Proklamation selbst erklärte König Wilhelm, er mache sich garnichts daraus und halte nur zu Preußen. Schon im Jahre 1866 hatten sich warnende konservative Stimmen erhoben; einer der ältesten politischen Freunde Bismarcks, der Präsident von Gerlach, trat 1871 dem Zentrum bei und Mitte der siebziger Jahre erfolgte der förmliche und öffentliche Bruch des Kanzlers mit der Kreuzzeitungs-Gruppe. Mit den stärksten Mitteln der Gewalt ging Bismarck gegen seine alten Freunde vor; der alte Präsident von Gerlach, wegen einer Beleidigung verurtheilt, wurde nicht begnadigt, sondern mußte seine Strafe absitzen. Den Grafen Arnim, der als Botschafter in Paris im Interesse des Legitimitäts-Prinzips die Royalisten unterstützt hatte, während Bismarck in deutschem Interesse die Republikaner unterstützt wissen ollte, verfolgte er mit Kriminal-Prozessen. So lehnten sich auch eifrigen Katholiken gegen die Politik Richelieus auf und mußten

Digitized by Google

gewaltsam aus dem Wege gebracht werden. Der Beichtvater der Königin-Mutter, Maria Medici, Berulle erklärte den Kardinal für einen Abgefallenen, einen dämonischen Menschen, vor dem man sich hüten müsse. Man wollte ihn durch den Kanzler Marillac ersetzen, aber Richelieu siegte, und die Königin-Mutter selbst, die einst das Meiste dazu beigetragen, ihn auf seinen Posten zu erheben, mußte das Land verlassen und ist in der Verbannung gestorben. Richelieu, obgleich er sich mit Ketzern verbündete, obgleich er auch die Hugenotten, nachdem er ihre Macht gebrochen, religiös nicht mehr verfolgte, sondern ihres Glaubens leben ließ, ist immer ein überzeugter Katholik gewesen und geblieben. So ist auch Bismarck, der schon in den fünfziger Jahren zum Entsetzen seiner konservativen Freunde eine Annäherung an Napoleon empfahl, der sich 1866 mit dem revolutionären Italien verbündete, mit ungarischen Insurgenten anknüpfte, legitime Fürsten verjagte, das allgemeine Stimmrecht verlieh, immer ein Konservativer und Legitimist geblieben. Das gerade ist bei beiden Staatsmännern die Größe, daß sie, den Staat über Alles stellend, die Partei-Doktrin hinter sich warfen, sie außer Kraft setzten, wo sie hinderlich wurde, ohne sie doch innerlich aufzugeben. Daher besonders der ungeheure Erfolg Bismarcks, der ja noch viel größer ist als derjenige Richelieus, daß er das Kraftvolle aus den beiden entgegenstrebenden Tendenzen seiner Zeit vereinigte, das Ideal des Liberalismus, so weit es berechtigt war, mit den Mitteln des bestehenden Staates, also des Konservatismus durchführte. Man könnte hier auch noch einmal den Vergleich mit Napoleon I. heranziehen, der, sobald er einmal die Zügel der Regierung in Frankreich ergriffen hatte, seine große Stellung dadurch gewann, daß er die Revolution in ihren populären Ergebnissen zugleich sicherte und schloß; die Demokratie und der Konservatismus konnten ihn Beide zugleich für sich in Anspruch nehmen und sich auf ihn berufen. Er hielt das Prinzip der allgemeinen Gleichheit aufrecht und ließ die Emigranten, die die neuen Zustände anerkennen wollten, zurückkehren. Er stellte die katholische Kirche wieder her, die Staatsverwaltung aber blieb freidenkerisch und duldete keinerlei klerikale Mitregierung. Bismarck hat diese Methode, das Entgegengesetzte zu vereinigen, die Parteien zugleich niederzuhalten und zu benutzen, nicht blos auf Konservatismus und Liberalismus, Legitimität und Revolution, Katholizismus und Partikularismus, sondern auch auf die modernste Erscheinung, die soziale Frage angewandt. Er hat gleichzeitig in weitem Umfang einen praktischen legisla-

Digitized by Google

torischen Sozialismus gehandhabt und die sozialdemokratische Partei mit der größten Strenge niedergedrückt.

Die Parallele mit Richelieu hat uns derart wieder auf die wunderbare Doppelheit, man könnte sagen Polarität des heutigen deutschen, von Bismarck organisirten Staatswesens geführt. Es bleibt aber noch ein Punkt, wo diese Parallele ausdrücklich eingeschränkt werden muß. Das ist das Verhältniß des Ministers zum König. Richelieu hat den monarchischen Gedanken in Frankreich, der seit Franz II. seine Autorität eingebüßt hatte, wieder hergestellt. „Die Idee von der königlichen Gewalt ward," sagt Ranke, „wie ein religiöses Dogma aufgefaßt, wer davon abwich, mit derselben Strenge und selbst unter ähnlichen Formen verfolgt, wie sonst ein Ketzer." „Das Verbrechen der beleidigten Majestät selbst nur in Gedanken zu begehen, verdiene Strafe" hat Richelieu in seinen eigenen Memoiren geäußert. Er selber aber verdunkelte und verdrängte die Person seines Königs gänzlich. Ludwig XIII. war eine kränkliche und ängstliche, unbeholfene Natur. Bei den Audienzen brauchte er fast eine Viertelstunde, um nur ein paar Worte herauszubringen, die er, um seine Meinung verständlich zu machen, mit heftigen Gesten begleitete. Er war nicht fähig, weder ein Heer zu führen, noch die Politik zu leiten; in äußerlich bescheidenen Verhältnissen lebte er seinen Liebhabereien und hörte seine tägliche Messe. Der Kardinal hatte nicht nur die gesammte Regierungsgewalt in die Hand genommen, sondern hielt auch einen prächtigen Hof. Eine Leibwache von Edelleuten, die in seinem eigenen Solde stand, begleitete ihn, auch wenn er beim Könige erschien. Er verschwägerte sich mit den vornehmsten Familien des Landes und war der Mäcen der Literatenwelt. Er sei eigentlich der König, sagte man in Frankreich.

Auch von Bismarck ist oft Aehnliches gesagt worden, aber doch nur in der Verstimmung oder vom Parteigeist. Kaiser Wilhelm der Alte war weder ein Staatsmann noch ein Feldherr, aber er ist neben und über Bismarck und Moltke doch immer der König geblieben. Erst dadurch ergießt sich über die große Zeit die bezaubernde Anmuth, daß diese in all ihrer Einfachheit würdige und vornehme Persönlichkeit die Krone trug und sich in ihrer Selbständigkeit behauptete. Das war nicht etwa nur der Eindruck nach außen, sondern auch innerlich so und läßt sich an Thatsachen nachweisen. Es gab ein großes Gebiet des Staatslebens, in das der Kaiser Bismarck niemals hat hineinregieren lassen: die Armee. Richelieu stellte sich,

Digitized by Google

obgleich Priester, selbst an die Spitze der Armee und kommandirte sie, um in jedem Augenblick das Zusammenwirken von Politik und Kriegführung zu sichern. Mit einem Harnisch angethan, Pistolen im Sattel, führte er das Heer über die Alpen nach Italien; drei Marschälle, Schomberg, Crequy und La Tour dienten unter ihm. Kaiser Wilhelm hat, selbst als es sich nach dem Abgang Roons um die Ernennung eines neuen Kriegsministers handelte, Bismarcks Rath nicht eingeholt und als der Kaiser sehr alt wurde, wachte der Korpsgeist der Armee selbst mit einer gewissen Eifersucht darüber, daß der Reichskanzler ihr nicht zu nahe trete. Die militärischen Würden, die ihm zuerkannt wurden und auf die er selbst hohen Werth legte, haben ihm doch nie eine positive militärische Autorität gegeben.

Ist es auch in erster Linie die Person Kaiser Wilhelms I. selber, die hier die Grenze zog und das segensreiche Verhältniß schuf, so hat doch auch Bismarck immer dafür gesorgt, daß die persönliche Autorität des Kaisers gehütet und gehoben werde. Oft genug war er außer sich, wenn der Monarch nicht für seine Vorschläge zu gewinnen war oder nicht nach seinem Sinne handelte, aber nach außen drang nichts davon durch. „Es war schwer, aus König Wilhelm einen großen Mann zu machen, ganz unmöglich aber aus Friedrich Wilhelm III.“, hat er einmal zu einem vertrauten Freunde gesagt.

Richelieu hat die königliche Autorität, obgleich er seinen eigenen Souverän wenig davon genießen ließ, doch auf dessen Sohn voll vererbt. Erst noch eine vormundschaftliche Regierung mit Mazarin an der Spitze, dann die glänzende Selbstherrschaft Ludwigs XIV. haben sein System fortgesetzt. Von Generation zu Generation ist Frankreich nach ihm höher gestiegen und hat nicht nur die politische sondern auch die geistig-literarische Hegemonie von Europa, die dauernder war als jene, erworben.

Deutschland strebt nicht nach einer solchen Stellung und begehrt sie nicht; es will nichts, als sein Volksthum behaupten und sich gleichberechtigt mit den anderen großen Nationen die Erde unterthänig machen. Daß es dazu im Stande sein wird, ist das Erbe Bismarcks. Selbst die größten Staatsmänner wie Perikles und Friedrich Barbarossa haben oft nicht mehr erreicht, als einen gesicherten Zustand für eine Generation zu schaffen und schon das wird ihnen zum höchsten Verdienst gerechnet. Bismarcks Werk ist so geartet, daß es ihn überleben kann und gerade die

Digitized by Google

Fülle von Gegensätzen, die es durchziehen, Protestantismus und Katholizismus, Kaiserthum und Bundesstaat, Monarchie und Demokratie sichern ihm ein reiches, stets neuangeregtes politisches Leben. Nie wird es ohne innere Kämpfe sein, aber die Spannungen werden es nur in Bewegung halten und vor Stillstand bewahren, aber nicht mehr im Stande sein, seinen Rahmen zu sprengen. Glücklich sind die Massen so vertheilt, daß sie sich gegenseitig im Gleichgewicht halten. Zwischen dem von der Auflösung bedrohten demokratischen Frankreich im Westen und dem im Cäsaropapismus erstarrenden Rußland im Osten hält Deutschland die Mitte. Autorität und Freiheit sind in ihm Beide gesichert. Aus vielerlei Erz, spröde widerstrebendem hat der grimme Hagen, der Nibelungenenkel, es mit gewaltigen Hammerschlägen zusammengeschmiedet. So sehr der Parteigeist daran herumstreicht und pocht, es wird ihm nicht gelingen, eines davon wieder auszulösen. Nie war ein Staat gleichzeitig so reich gegliedert und so fest gefügt. Das Deutschland, das Bismarck hinterlassen, steht erst in der Morgenröthe seines politischen Seins und geht noch einer großen Zukunft entgegen.

Digitized by Google

Der Bau der Zelle.

Von

Dr. Karl Camillo Schneider, Wien.

Der Leser weiß, was man unter der Zelle versteht. Als am Ende des 17. Jahrhunderts der Italiener M. Malpighi und der Engländer Grew zum ersten Male mit schwachen Vergrößerungsgläsern Pflanzen untersuchten, entdeckten sie kleine kammerartige, mit Flüssigkeit erfüllte Räume, die die Bezeichnung „Zellen" erhielten. Spätere Forscher, besonders M. Schleiden, wiesen in diesen Zellen Kerne nach, die heutzutage als für die Zellen unentbehrlich und charakteristisch gelten. Auch bei den Thieren wurden bald kernhaltige kleinste Theile des Körpers gefunden, sie zeigten hier aber eine wesentlich andere Ausbildungsweise als bei den Pflanzen. Eine deutliche Umwandung, die für die Pflanzenzellen so charakteristisch ist, fehlt oder ist nur schwach angedeutet. Dagegen liegt der Kern fast durchgängig in der Mitte einer zähflüssigen Protoplasmamasse, nicht wie bei den Pflanzen nur durch feine protoplasmatische Fäden in der die Zelle erfüllenden Flüssigkeit aufgehängt oder der Zellwand angelagert. Man war geneigt, aus diesen Differenzen auf wesentliche Verschiedenheit der kleinsten Pflanzen- und Thiertheile zu schließen. Indessen lehrten besonders die embryologischen Befunde, welche ja die Entstehung selbst der höchstgebauten Organismen aus einem dieser kleinsten Theilchen (Ei) nachwiesen, daß die Eier bei Pflanzen und Thieren große Uebereinstimmung zeigen, in dem Sinne, daß als wesentlich nicht eine deutliche Wandung, sondern nur Kern und Protoplasma aufzufassen sind. Später lernte man auch die Entstehung der pflanz-

Digitized by Google

lichen Zellmembranen aus dem Protoplasma kennen. So hatte sich also die älteste Bezeichnung der elementaren Bestandtheile der Organismen als „Zellen“ als eine verfehlte herausgestellt, da es erstens bei den Thieren gar nicht zur Herausbildung echter Zellen kommt und zweitens deren Anwesenheit bei den Pflanzen auch nur eine sekundäre Erscheinnng, eine Anpassung an die besonderen Lebensvorgänge ist. Die Ernährung der Pflanzen erfordert die Ausbildung möglichst großer Flächen. Durch die Thätigkeit gewisser Protoplasmatheile (des Chlorophylls) werden unter dem Einflusse des Lichtes aus der Luft oder aus dem Wasser gasförmige Stoffe (Kohlensäure) abgespalten, die zur synthetischen Entwickelung hochmolekularer organischer Substanzen Verwendung finden. Bei den Thieren spielt die Aufnahme gasförmiger Stoffe, die Athmung (des Sauerstoffs), eine untergeordnete Rolle gegenüber der Assimilation von Flüssigkeiten, die durch Umsetzung von festen Nährkörpern im Inneren des Thieres vorbereitet wird. Das Thier verdaut feste Nährsubstanzen an bestimmten inneren Stellen des Körpers und führt durch innere Kanäle die assimilirten Produkte in flüssigem Zustande den einzelnen Theilchen zu. Demnach ist für die Thiere eine Beziehung möglichst aller Theilchen zur Außenwelt ebenso überflüssig wie die Ausbildung derber Häute um die Theilchen selbst. Wenn man nun trotzdem die in den meisten Fällen so unzutreffende Bezeichnung „Zelle“ für die elementaren Theilchen aller Organismen beibehalten hat, so liegt das zur Hauptsache weniger in einer pietätvollen Rücksichtsnahme auf die ersten Entdecker dieser Theilchen, als vielmehr im Mangel eines anderen zutreffenden Namens.

Unter allen später aufgestellten Bezeichnungen hätte große Berechtigung der Name: Bioblast (Lebensbildner oder Lebensträger), wenn nicht in neuester Zeit es ziemlich sicher geworden wäre, daß es noch elementarere Lebensträger giebt, als die Zellen, und daher für jene der Name Bioblast vorzuziehen ist. Damit berühren wir eine der fundamentalen Streitfragen auf dem Gebiet der Zellenkunde. Denn wie überall so stehen sich auch hier Ansichten aufs Schroffste gegenüber, die über den Begriff des Lebens überhaupt streiten und demgemäß auch den Bau der Zelle auf das Verschiedenste beurtheilen. Wir werden später bei eingehenderer Besprechung des Zellbaues die Gegensätze näher darlegen müssen. Hier wollen wir nur kurz erörtern, wodurch sich die Zellen als Lebensträger charakterisiren und was überhaupt den Organismus vom Anorganismus, von der leblosen Substanz unterscheidet.

Digitized by Google

Bei Betrachtung jedes beliebigen Organismus, sei es Thier oder Pflanze, beobachten wir eine fortdauernde Aufnahme und Abgabe von Substanz, die sich beide im wesentlichen das Gleichgewicht halten. Nimmt der Organismus mehr Substanz auf als er verbraucht, so wächst er, vergrößert sein Volumen; giebt er umgekehrt mehr ab, so verfällt er, geht zu Grunde. Die ganze Entwickelung bedeutet ein reges Wachsthum, der natürliche Tod dagegen den Verfall des Organismus. Immer aber finden Umsetzungsprozesse in ihm statt, die wieder andere Umsetzungen nach sich ziehen. Der Organismus nimmt gasförmige oder flüssige oder feste Substanzen auf, verbraucht sie unter Umsetzung in die eigene Substanz (Assimilation) und giebt andere Substanzen ab, darunter solche, die durch geeignete Einwirkung auf die Umgebung dieser wieder neue zur Ernährung geeignete Stoffe entziehen. Dreierlei Substanzen haben wir daher im Kreislauf der Umsetzungsvorgänge im Organismus zu unterscheiden. Erstens diejenige, welche den Organismus aufbaut (konstituirende Substanz); zweitens die, welche er abgiebt, um Nahrungskörper in die eigene Substanz zu verwandeln (Enzyme); drittens Stoffwechselprodukte, die, weil für ihn überflüssig, unverwendbar oder gar schädlich, als Exkrete ausgestoßen werden. Im Organismus erscheint das wechselseitige Mengenverhältniß dieser Stoffe auf das Genaueste gegen einander abgewogen. Kein Molekulartheilchen verharrt für längere Zeit in einer bestimmten Gleichgewichtslage, außer wenn es jenen Gebilden in den Organismen angehört, die wir als leblose Einlagerungen bezeichnen (hornige, kalkige, kieselige Bestandtheile z. B.). Die Gleichgewichtslagen sind immer nur labile, vorübergehende; denn indem ein Theilchen in dieselben eintritt, verschiebt es daraus ein anderes, dessen Verschiebung eine Kette von Umlagerungsvorgängen und schließlich auch wieder die Verlagerung des neueingetretenen Gliedes nach sich zieht. Die spezielle geeignete Verwendung der aufgenommenen Substanz in Hinsicht auf einen nothwendig werdenden Ersatz macht das Charakteristikum der Organismen aus. Die Aufnahme und Abgabe von Substanz kennen wir ja auch bei den Anorganismen. Aber hier kommt es zur Einnahme stabiler Gleichgewichtslagen der kleinsten Theilchen, die nur durch äußere, nicht von den Theilchen selbst angeregte Einflüsse, wieder aufgegeben werden.

Man sieht, der Unterschied zwischen lebenden und leblosen Substanzen besteht nicht eigentlich darin, daß nur die ersteren „leben", die letzteren nicht. Denn was ist „Leben"? Leben ist

Digitized by Google

nichts als Bewegung. Jede Veränderung der Gleichgewichtslage bedeutet eine Lebenserscheinung — so offenbart sich uns das Leben der Organismen, aber die gleichen Vorgänge zeigen auch die Anorganismen. Nur ist bei letzteren das Leben eine vorübergehende, stets durch äußere Ursachen bedingte, nicht aus dem eigenen Bau ganz von selbst mit Nothwendigkeit sich ergebende Erscheinung. Das anorganische Theilchen lebt, wenn es die Gleichgewichtslage ändert, und stirbt, wenn es eine neue einnimmt. Ganz anders im Organismus. Hier ergießt sich, wie Du Bois-Reymond es ausdrückte, ununterbrochen ein Strom von Leben durch die konstituirende Substanz, indem fortwährend Gleichgewichtslagen eingenommen und aufgegeben werden, auf Grund der eigenartigen Verbindungsweise der Atome. Der Tod tritt erst bei einer Zerstörung dieses normaler Weise sich immer wieder erneuernden Lageverhältnisses der Theilchen ein.

Die Atome nehmen im Organismus Gleichgewichtslagen ein, die man als ideelle bezeichnen kann, da sie für jedes Atom rasch vorübergehen. Die fortdauernde Veränderlichkeit in der Konstitution ist eine Thatsache; nichtsdestoweniger erhält sich der Organismus seinem Wesen nach, was wir eben mit der Bezeichnung ideelle Gleichgewichtslage festhalten wollen. Jedes Thier und jede Pflanze bestehen alltäglich aus anderer Substanz und bleiben trotzdem dieselben. Die ideelle Gleichgewichtslage läßt uns den Organismus als Organismus erkennen. Sie giebt uns zugleich die Berechtigung, von organischen Individuen zu reden, denn jeder Körper, der trotz der an ihm sich abspielenden Lebensvorgänge in einer bestimmten Gleichgewichtslage verharrt, ist ein Individuum. Der Krystall ist ein anorganisches Individuum, da er zu wachsen vermag unter Bewahrung einer bestimmten Gleichgewichtslage aller Theilchen. Er unterscheidet sich aber prinzipiell von den organischen Individuen durch seine Unfähigkeit, die sich ihm anlagernde Substanz direkt im Sinne der Gewinnung neuer Substanz verwenden zu können. Die von ihm gewahrte Gleichgewichtslage dient nur als Attraktions-, nicht als Umsetzungszentrum; sie ist für jedes sich anlagernde Theilchen eine stabile, nicht eine labile, vorübergehende. Der Krystall lebt also nicht im Sinne der Organismen, sondern nur seine Theilchen leben während des Vorganges der Angliederung; nach diesem bilden sie insgesammt eine todte Masse.

Als organische Individuen kennen wir alle aus Zellen auf-

Digitized by Google

gebauten Thiere und Pflanzen; aber auch die Zellen selbst sind organische Individuen, da sie den eben vorgetragenen Anforderungen genügen. Es giebt eine große Menge von Thieren und Pflanzen, die nur von einer einzigen Zelle aufgebaut werden. Die Entstehung der anderen Organismen haben wir uns durch einen Verband vieler Zellen bewirkt zu denken, wobei die Individualität der einzelnen Zellen sich einer neuen höheren unterordnete. Diese höher organisirten Thiere und Pflanzen hat man als Metazoen und Metaphyten den einzelligen Lebewesen, den Protozoen und Protophyten gegenüber gestellt. Giebt es aber nicht noch andere organische Individuen? Lassen sich keine anderen Substanzmengen nachweisen, die eine nur ideelle Gleichgewichtslage zu bewahren vermögen? Was weiter oben über den Begriff Organismus ganz im Allgemeinen gesagt wurde, lehrt uns ohne Weiteres, daß wir noch einfacher gebaute organische Individuen annehmen müssen als die Zellen sie darstellen. Denn wir können uns wohl im Anschluß an die Erfahrungen der organischen Chemie Verbindungen oder Summen von Verbindungen vorstellen, die bei Berührung mit gewissen anderen Substanzen auf diese derart einwirken, daß sie von letzteren Theile sich anzugliedern vermögen. Sagen wir die Verbindung A wirkt mittels eines spezifischen Abscheidungsproduktes α derart auf die Verbindung B ein, daß sie Glieder derselben, b, in Glieder der eigenen Konstitution (a) umwandelt. Indem diese sich A anlagern, decken sie die durch Abgabe von α und sonstigen Arbeitsleistungen α^1 erwachsenen Verluste. Zugleich ergeben sich auf Grund der komplizirten Konstruktion von A neue Abspaltungen von α und α^1, die wieder zu neuem Erwerb von a führen ꝛc. ꝛc.

Wir dürfen solchen geschlossenen Kreislauf von Abspaltungs- und Angliederungsvorgängen nicht allein in Analogie mit bekannten chemischen Vorgängen fordern, wir werden zu seiner Annahme auch durch die mikroskopischen Beobachtungen genöthigt. Denn je mehr die moderne Zellenforschung mit neuen optischen und färberischen Hilfsmitteln den Bau der Zelle erschließt, um so mehr führt sie zu der — allerdings von manchen Seiten verschrieenen — Auffassung, daß für jeden Vorgang im Protoplasma wie im Kerne die Thätigkeit kleinster Plasmatheilchen, von bestimmten Zellstrukturen, verantwortlich zu machen ist, weit weniger die chemisch-physikalische Bethätigung des Zellleibes insgesammt. Man macht hier die gleiche Erfahrung an der Zelle wie man sie am

Digitized by Google

ganzen Metazoenorganismus machte. Die Lebenserscheinungen des letzteren resultiren aus den Stoffwechselvorgängen einer Unzahl ganz verschiedenartig gebauter Zellen, die alle insgesammt die Physiologie zu berücksichtigen hat, um zu einem eingehenden Verständniß der Vorgänge zu gelangen. So sagt Verworn in seiner 1895 erschienenen allgemeinen Physiologie auf p. 52: „Wir kennen die Gesetze der Herzthätigkeit, der Blutbewegung, des Luftwechsels in den Lungen, der Muskelzuckung, der Nervenleitung; wir kennen die Leistungen der Sinnesorgane; wir wissen endlich die spezielle anatomische Grundlage vieler psychischer Vorgänge. Aber Alles das sind nur die Massenwirkungen großer Theile des Körpers, sind nur die letzten Enderfolge der Lebensthätigkeit. Alles, was wir jetzt noch mit den speziellen Methoden, die von den großen Geistern in der Physiologie eben für diese Zwecke geschaffen wurden, weiter erreichen, ist im Wesentlichen nur eine Vertiefung unserer bisherigen Kenntnisse bis in die feineren Einzelheiten der großen Entdeckungen. Daher giebt es augenblicklich auch keine dominirende Richtung in der Physiologie, wie es noch vor kurzer Zeit die physikalische Richtung war. Wir wollen nicht so weit gehen wie Bunge und behaupten, daß alle Erscheinungen, die bisher mechanisch erklärt wurden, überhaupt keine Lebenserscheinungen sind; aber es kann doch kein Zweifel darüber bestehen, daß wir gerade die allgemeinen, die elementaren Lebenserscheinungen bisher nicht erklären konnten. Worauf uns die Betrachtung jeder einzelnen Funktion des Körpers immer wieder hindrängt, das ist die Zelle. Will daher die Physiologie sich nicht bloß damit begnügen, die bisher gewonnenen Kenntnisse von den groben Leistungen des menschlichen Körpers noch weiter zu vertiefen, sondern liegt ihr daran, die elementaren Lebenserscheinungen wirklich zu erklären, so kann sie das nur erreichen als Cellularphysiologie."

Daß in der Cellularphysiologie die wahre Erklärung der Lebenserscheinungen zu finden ist, dürfte nach dem weiter oben Gesagten anzuzweifeln sein. Es kann zugestanden werden, daß eine Reihe von Erscheinungen auf physikalischen Vorgängen des Zellleibs in toto beruht, geradeso wie die Athmungsthätigkeit der Lungenzellen nur durch rhythmische Erweiterungen und Verengungen des Brustkorbes ermöglicht wird. Aber in den weitaus meisten Fällen dürften Angaben, wie: diese oder jene hygroskopische Substanz sammelt in der Zelle die hier entstehenden Wassertropfen um sich

Digitized by Google

zusammen — dürften solche Erklärungen ebenso unzulänglich sein, als wenn man die Niere als einen urinoskopen Körper, eine Substanz, die den Harn aus dem Körper in sich sammelt, bezeichnet. Wir werden jede anscheinend einheitliche einfache Erscheinung als einen komplizirten Prozeß erkennen lernen, der sich an noch unbekannten oder sehr ungenau bekannten organisirten Substraten abspielt, deren morphologische Beschaffenheit zunächst zum Ziel der Forschung werden muß. Für die Anwesenheit solch anorganisirter Substrate in der Zelle haben wir aber bereits mannigfache Beweise. Wir wissen, daß gewisse Vorgänge in der Zelle gebunden sind an die Anwesenheit bestimmter winziger Körnchen, von verschiedenem Aussehen und Reaktionsvermögen, die nicht als organische Einlagerungen abgethan werden können. Es läßt sich für einige der Nachweis führen, daß sie dauernd, wenn auch in verschiedenem Aussehen, in der Zelle vorhanden sind, und daß neue nicht durch Abscheidung aus flüssigen Medien, gleich Krystallen, entstehen, sondern immer nur durch Theilung bereits vorhandener. Diese letztere Eigenschaft kommt aber nur organisirten Substanzen zu. Ein Krystall vermag zu wachsen, aber nicht sich zu theilen. Er kann wohl in zwei oder mehrere Stücke zerfallen, diese werden aber immer nur Bruchstücke, nicht neue Individuen darstellen. Damit sie das könnten, würde es der Ausbildung zweier Gleichgewichtslagen in einem Individuum bedürfen. Für die Organismen dürfen wir nun einen solchen Fall ohne Schwierigkeit als möglich annehmen. Denn wir kennen chemische Prozesse, die bei Zutritt einer Verbindung B zur Verbindung A zur Entstehung von 2A führen. Wenn die Angliederung von b (siehe oben) eine besonders reiche ist, so wird A um mehr Theile a wachsen, als es in α und α^1 wieder ausgleichend abgeben kann. In Folge der eigenthümlichen Konstitution von A kommt es aber nicht zur Einnahme von Ruhelagen der überschüssigen Theile a, vielmehr bei Anhäufung einer gewissen Substanzmenge zur Entwicklung einer zweiten Verbindung A, die eigene Selbständigkeit gewinnt.

Die Frage muß nun aufgeworfen werden, ob solch deduktiv erschlossene organische Individuen der elementarsten Art identisch sind mit den kleinsten geformten Plasmatheilchen, welche wir färberisch und mikroskopisch in den Zellen nachweisen können. Wir können diese Frage zur Zeit nicht sicher beantworten. Wir wissen noch so gut wie gar nichts über den chemischen Bau der erschlossenen kleinsten organischen Individuen, noch weit weniger

Digitized by Google

können wir uns aber eine Vorstellung von ihrem morphologischen Baue machen. Altmann hat die von ihm beschriebenen Granula aus den Zellen im obigen Sinne gedeutet und mit dem Namen Bioblasten bezeichnet, ohne jedoch abschließende Beweise für die Richtigkeit dieser Deutung vorbringen zu können. Es kann daher in diesem Artikel nur unsere Aufgabe sein, eine Schilderung des Zellenbaues zu geben, so wie er als wahrscheinlich oder — in manchen Stücken — als sichergestellt zu betrachten ist, ohne für eine bestimmte Deutung der nachweisbaren Theile einzutreten. Immerhin dürfen wir wohl mit Recht jene Auffassung, welche geformte Strukturen in der Zelle bestreitet, zurückweisen.

* * *

Nach dem Vorgetragenen wird es der Leser verständlich finden, daß eigentlich nur zwei Anschauungen über den Bau der Zelle möglich sind, die einander allerdings vollkommen ausschließen. Die eine nimmt geformte Strukturen in der Zelle an, betrachtet demnach die Zelle als eine hochkomplizirt gebaute Substanz, deren geformte Theile Träger des Lebens sind und für die Stoffumsetzungen und Bewegungserscheinungen in der Zelle und der ganzen Zelle selbst verantwortlich gemacht werden müssen. Die andere dagegen sieht in der Zelle ein Gemisch von Flüssigkeiten, deren gegenseitiges chemisch-physikalisches Verhalten alle Zellleistungen bewirkt. Wie einfach ist die letztere Auffassung! So einfach, daß sie unwillkürlich der andern überlegen und vorzuziehen scheint. Auch legen die Vertreter dieser Ansicht großes Gewicht auf diese Einfachheit und eifern gegen die andere, welche ihrer Meinung nach die Metaphysik in die Naturwissenschaft wieder einführen soll. Wie wenig das der Fall ist, werden wir bald sehen.

Wir wollen die Theorie vom strukturirten Bau der Zelle die „Plasmatheorie", dagegen die Theorie vom strukturlosen Bau als „Mischungstheorie" bezeichnen. In Hinsicht auf die Plasmatheorie stehen sich wieder verschiedene Auffassungen gegenüber. Manche Forscher erkennen im Zellleib nur geformte Körnchen (Granulatheorie), die in eine flüssige Zwischensubstanz eingelagert sind. Andere sehen in letzterer vor Allem ein deutliches Gerüst von netzartig verbundenen (Retikulartheorie) oder von frei verlaufenden Fäden (Filartheorie), in deren Maschen die Granula eingelagert sind. Man sieht, ein wesentlicher Unterschied dieser Annahmen besteht nicht, geben doch auch die Anhänger der Granulatheorie zu, daß Granula zu Fäden zusammenzutreten vermögen. Außer-

Digitized by Google

dem erklären sich die Verschiedenheiten in den Meinungen leicht aus der Verschiedenheit der angewendeten Methoden bei der Untersuchung. In ihrer konsequentesten Durchführung gestaltet sich nun die Plasmatheorie folgendermaßen.

Der ganze Zellkörper ist durchzogen von stark lichtbrechenden Fäden von weniger als $^1/_{1000}$ mm Durchmesser, von gleichbleibender Stärke und von gewundenem Verlaufe. Möglich, daß ein einziger Faden durch zahlreiche Windungen alle erkennbaren Fäden vortäuscht; als sicher darf jedoch nur angenommen werden, daß die Fäden unter einander zu verkleben oder an beliebigen Stellen zu zerfallen vermögen. Dies Gerüst ist kein Kunstprodukt, das beim Absterben des Thieres sich erst entwickelt; vielmehr kann man es auch am lebenden Objekte wahrnehmen und bei der Konservirung tritt es stets in gleicher Beschaffenheit und momentan hervor. Der Verlauf der einzelnen Fäden ist nicht genau verfolgbar, da selbst für unsere stärksten Linsen die Erkennbarkeit des Gerüstes ziemlich an der Grenze des Möglichen liegt. Es gehören besonders günstige Objekte zum genaueren Studium; immerhin beweist die Angabe von entweder nur Fäden oder Netzwerken oder nur Körnern, mit welchen Schwierigkeiten hier die Forschung zu kämpfen hat. Aus einigen Befunden scheint jedoch die fädige Beschaffenheit des Gerüstes sichergestellt. Man beobachtet bei der Zelltheilung die Ausbildung von Spindelfiguren, die aus gestreckt verlaufenden Fäden von ziemlicher Länge bestehen. Diese Spindelfasern entwickeln sich durch Streckung der im ruhenden Zellgerüst gewunden verlaufenden Fibrillen.

Sicher nachgewiesen ist die Vereinigung von Gerüstfäden zu Membranen. Wir haben zu Anfang darauf hingewiesen, daß jede Zelle aus Protoplasma und Kern besteht. Der Kern stellt einen umwandeten, meist zentral gelegenen Theil im Protoplasma dar, der bei Einwirkung von Farbstoffen ein anderes chemisches Verhalten zeigt als das Protoplasma. Er nimmt gewisse Farbstoffe, (Carmine, gewisse Aniline, Hämatoxyline) äußerst begierig auf, während das Protoplasma nicht oder viel unvollkommener davon gefärbt wird; man spricht daher von spezifischen Kernfärbemitteln. Wir wissen jetzt, daß diese intensive Färbbarkeit auf der Anwesenheit von bestimmten Körnchen beruht, die man als nucleäre (Kern-) Substanz bezeichnet. Außer diesen Nucleinkörnern enthält der Kern aber auch Gerüst, welches durch die Kernwandung hindurch zum Theil direkt mit dem Protoplasmagerüst zusammenhängt, zum

Digitized by Google

Theil aber in die Wandung selbst eingeht. Beweisend dafür sind wieder die Beobachtungen bei der Zelltheilung. Bei der Herausbildung der Spindelfigur wird die Kernmembran undeutlich und verschwindet ganz und wir sehen dafür an derselben Stelle ein besonders dichtes Gerüstwerk, das völlig mit dem von Kern und Protoplasma übereinstimmt. Man kann auch an den Wandungen kleiner Hohlräume im Protoplasma, sogenannter kugliger Vakuolen, die indessen mit Flüssigkeit gefüllt sind, gelegentlich beobachten, wie Gerüstfäden in die Wandungen eintreten, eine Strecke weit in ihr verlaufen und sie dann wieder verlassen. Sie scheinen in der Wand durch eine homogene, gleichfalls ziemlich stark lichtbrechende Zwischenmasse, sagen wir einen Kitt, verbunden zu sein. Vakuolen-, Kern- und auch die peripherischen Zellmembranen zeigen das gleiche Aussehen; wir dürfen für alle die gleiche Entstehungsweise annehmen.

Durch Entwickelung vieler Vakuolen im Protoplasma erhält dieses manchmal ein schaumiges Aussehen. Man hat dann bei schwächeren Vergrößerungen eine deutliche Struktur vor sich, die indessen als sekundäre zu betrachten ist. Die normaler Weise vorhandene ursprüngliche Struktur ist äußerst fein und man sieht hier die sich begegnenden, nach allen Richtungen durchziehenden Fäden ein Gerüstwerk bilden, dessen Maschen ca. $^1/_{1000}$ mm weit sind. Es leuchtet von selbst ein, daß bei solch feinen Maschen schwer zu entscheiden ist, ob die Fäden an den Kreuzpunkten miteinander verknüpft sind oder frei über- oder untereinander hinwegziehen. Manche sichere Beobachtungen erweisen das letztere Verhalten; damit soll aber nicht bestritten werden, daß das erstere Verhalten nicht auch möglich sei. Hierzu bemerkt einer der gründlichsten Kenner der Zelle (Flemming): ein Netzwerk ist in der Zelle nicht sicher erwiesen, wohl aber ein Fadenwerk. Wir dürfen, meiner Ansicht nach, diesen Ausspruch mit aller Berechtigung unterschreiben.

Die Arbeitsleistung des Gerüstes besteht nicht nur in einer passiven, indem es den Zusammenhalt in der Zelle und deren Form bedingt, sondern auch in einer aktiven, da wir ihm Kontraktionsvermögen zuzuschreiben berechtigt sind. Dafür spricht am unzweideutigsten der Zusammenhang mit zweifellos kontraktilen Gebilden. Manche Zellen tragen auf ihrer Oberfläche fadenförmig frei vorragende Fortsätze, die sogenannten Wimpern, Cilien oder Geißeln, welche wir meist in lebhaft schlängelnder Bewegung sehen.

Digitized by Google

Den neueren Anschauungen gemäß ergiebt sich diese eigenthümliche Bewegung aus einem Kontraktionsprozeß. Von der Spitze der Wimper aus läuft eine Kontraktionswelle von sehr verschiedener Amplitude nach der Basis zu. Der Schwingungsweite entsprechend schlägt die Wimper entweder einfach hin und her oder sie erscheint in viele (spirale?) Windungen gelegt. Man kann nun in manchen Fällen mit Bestimmtheit nachweisen, daß Wimpern an ihrer Basis, unter Durchsetzung der Zellmembran, in Gerüstfäden sich fortsetzen, die demnach mit ihnen gleicher Beschaffenheit sind. Auch bei Muskelfasern gelingt manchmal ein ähnlicher Nachweis. Bei niederen Thieren, den Cölenteraten, treten in den Zellen, z. B. in den Epithelzellen des Stammes einer Siphonophorenart (Apolemia) eigenthümliche Muskelbildungen auf, die deutlich fibrillär struirt sind und deren Fibrillen direkt in Zellfäden übergehen. Auf Grund dieser Befunde konnte eine Ansicht über den Bau der Muskelzellen entwickelt werden, auf die wir noch zu sprechen kommen werden. Ein weiterer Beweis für die kontraktile Natur der Zellfasern ergiebt sich aus den Befunden bei der Zelltheilung. Denn die schon erwähnten Spindelfasern dienen, wie es nach den meisten Beobachtungen als erwiesen gelten darf, der aktiven Verlagerung der nucleären Substanz unter Verkürzungserscheinungen der zwei Spindelhälften. Die Spindelfasern sind aber nichts Anderes als gestreckte Gerüstfäden, daher muß auch den nicht gestreckten Fäden im ruhenden Gerüst Kontraktilität zugesprochen werden.

Außer dem aus Fäden und Membranen gebildeten Gerüste finden wir in den Zellen körnige Einlagerungen der verschiedensten Art. Nur der Nachweis weniger ist leicht zu führen. So bringen Karmine im Kern rothgefärbte Körner, die Nucleinkörner, zum Vorschein. In den grünen Pflanzen sind ganz allgemein die Chlorophyllkörner verbreitet; außerdem finden wir Stärkekörner, Pyrenoide verschiedener Art, Krystalleinlagerungen u. a. hier. Dotterkörner, Pigmentkörner, Sekretkörner und andere, ihrem Wesen nach unbekannte Granulationen sind leicht bei Thieren zu beobachten. Im Kern hat man in neuerer Zeit neben dem Nuclein noch Theilchen von abweichendem färberischen Verhalten (Paranuclein) gefunden. Krystalline Einlagerungen (Guanin u. a.) und flüssige (Vakuolen) sind gleichfalls bei Thieren allbekannt, und jedenfalls dürften mit der Zeit noch eine Menge anderer Granula entdeckt werden, die den verschiedenen Zellarten ihren verschiedenen Charakter geben.

Digitized by Google

Celluloſe, Horn, Myelin, Chitin, Knorpel- und Knochenſubſtanz u. A. ſind alles Einlagerungen, die auf beſtimmt reagirende Granula zurückgeführt werden müſſen. Sind aber dieſe Granula immer organiſche Individuen, wie wir es oben erörterten, oder in vielen Fällen nur anorganiſche Subſtanzen, die aus Flüſſigkeiten auskryſtalliſiren und wieder verſchwinden? Dieſe Frage iſt zur Zeit nicht zu beantworten. Man nimmt an, daß den kontraktilen Vakuolen der Protozoen ein hygroſkopiſcher Körper zu Grunde liegt, der aus dem umgebenden Protoplasma Flüſſigkeit an ſich zieht, die bei Ueberwindung eines gewiſſen Widerſtandes nach außen abſtrömt. Dieſer hygroſkopiſche Körper braucht nicht nothwendig anorganiſcher Natur zu ſein, er könnte vielmehr von einem oder einer Summe beſtimmt organiſirter Bioblaſten gebildet werden, deren Arbeitsleiſtungen eine Reizwirkung auf das benachbarte Plasma im Sinne einer Flüſſigkeitsſtauung bedeuten. Den Dotterkörnern, den Stärkekörnern, ſelbſt den Kryſtalleinlagerungen und Exkreten, könnten ſtruirte Plasmatheile zu Grunde liegen, vielleicht in größerer Zahl, was die anſehnliche Größe ſolcher Granula, vor Allem der mit Chlorophyll beladenen Chromophoren erklären würde. Das Gerüſt bleibt ſolchen Anſammlungen beſtimmter Granulaarten nicht fremd, vielmehr ſehen wir z. B. die Anhäufungen des Nucleins in den bekannten Nucleolen der Kerne von Fäden durchſetzt und oft mit kugligen Membranen umgeben.

Gerade die Nucleinkörner haben ſich als geformte Plasmatheilchen erwieſen, die am eheſten als organiſche Individuen zu deuten ſind. Es gelang, bei ihnen durch Einwirkung von Lyſol die ſich färbende Subſtanz wegzulöſen und dabei blieb ein plasmatiſcher Körper zurück, als deſſen Umſetzungsprodukt das Nuclein gelten muß. Gleiche Verſuche gelingen mit den Pigmentkörnern. Auch hier handelt es ſich nicht um ausgeſchiedene anorganiſche Einlagerungen, ſondern um beſtimmt organiſirte Träger eigenartiger Umſatzprodukte. Für die Individualität der Träger des Nucleins ſpricht ferner eine bedeutungsvolle Beobachtung, die bei den Theilungsvorgängen der Zellen gemacht wurde. Es handelt ſich bei der Theilung um eine ſehr genaue Halbirung der im Kern vorhandenen nucleären Subſtanz, wofür als mechaniſches Mittel früher die Ausbildung der kontraktionsfähigen Spindelfigur galt. Doch wurde ſpäter ermittelt, daß die Halbirung in den meiſten Fällen der Ausbildung der Spindelfigur vorausgeht. Sie tritt ſchon im ſogenannten Knäuelſtadium ein, welches eine regelmäßige Anordnung

Digitized by Google

der Nucleinkörner im Kern in Form eines gewundenen Fadens vorstellt. Die erst in einfacher Reihe im Nucleinfaden angeordnete Substanz zerfällt durch Längsspaltung in zwei parallel laufende Fäden, ohne daß ein mechanischer Einfluß, der die Zerlegung des Nucleins herbeiführen könnte, nachweisbar wäre. Vielmehr kann nur von einer selbständigen Theilung der im Faden aufgereihten nucleären Körner die Rede sein und dieser Vermehrungsprozeß läßt die organisirte Natur der nucleären Substanz kaum mehr in Zweifel ziehen.

Noch von einer anderen körnigen Einlagerung im Protoplasma wissen wir, daß sie nur durch Theilung bereits vorhandener Körner sich vermehrt. Man hat in den letzten Jahren eine Fülle von Beobachtungen gesammelt, welche die Abhängigkeit des Theilungsvorganges von gewissen, durch bestimmte chemische Reaktion charakterisirten Körnchen erweisen. Ueber den Theilungsvorgang selbst sind hier nur, zur Förderung des Verständnisses, wenige Worte zu sagen. Unter gewissen Verhältnissen, die sowohl von außen angeregt als durch innere Zustände in der Zelle herbeigeführt werden, zerfällt die Zelle in zwei Theile von meist gleicher Größe. Jede Entwickelung der Metazoen aus dem Ei zeigt uns eine ungeheure Reihe auf einander folgender Theilungen. Als wesentliches Moment jeder Theilung erscheint die Halbirung des Nucleins, da die Abschnürung eines nucleinfreien Theilstückes dessen Untergang bedeuten würde. Schöne Versuche von Verworn, Balbiani und Gruber haben die Abhängigkeit des Zellenlebens von der Anwesenheit des Nucleins erwiesen. Natürlich sind auch andere Substanzen für jedes Theilstück nöthig, so Gerüst und andere in der Zelle eingelagerte Granulationen. Diese sind aber in den meisten Zellen sehr gleichmäßig vertheilt und es genügt daher die Anwesenheit von nur geringen Protoplasmatheilen im Umkreis des Kerns für die Erhaltung des Theilstücks.

Das erst im Kern meist unregelmäßig vertheilte Nuclein, das zum Theil auch an große kuglige Nucleolen gebunden ist, zerfällt in gleichmäßig große Körner (Nucleoblasten?), die sich der Reihe nach an Gerüstbalken anordnen. Es resultirt ein langer aufgeknäuelter nucleinbesetzter Faden (Knäuelstadium), der durch Quertheilung in verschiedene gleichlange Theile, die sog. Kernschleifen zerfällt. Während dieser Segmentirung löst sich die Kernmembran auf und das Gerüst — entweder nur das des Kerns oder sowohl dieses und Theile des Protoplasmagerüstes — ordnen sich zu einer

Digitized by Google

Spindelfigur, deren beide Pole als Zentren für Strahlungen dienen, die mit den Kernschleifen in Beziehungen treten. Indem Spindelfasern von beiden Polen aus an jede Kernschleife ansetzen, gelangen alle Schleifen in den Mittelraum zwischen beiden Polen, wo sie ein sog. Asterstadium bilden. Ihre Lagebeziehungen zu beiden Polen sind genau die gleichen, die Schleifen liegen in einer Ebene, die senkrecht zur Verbindungsaxe der Pole, zur Längsaxe der Spindel steht, und sind hier in einer oft sternförmigen Platte angeordnet, die diesem Stadium, welches zugleich eine Art Ruhepunkt im Theilungsvorgang, ein Stadium der Sammlung bedeutet, den Namen gab. Wie schon früher erwähnt wurde, zerfallen die Kernschleifen durch selbständige Längstheilung in je zwei Tochterschleifen. Jede Tochterschleife steht nur mit dem einen Pole in Verbindung und wird bei der nun folgenden Kontraktion der Spindelfasern gegen diesen hin verlagert. Die Nucleinsubstanz ist nun getheilt; sie zerfällt wieder in ein normales Kerngerüst, das sich durch eine entstehende Membran vom Protoplasma absondert, während auch das Protoplasma zwischen beiden Polen sich durchschnürt und nun zwei unabhängige Zellen vorhanden sind.

Man unterscheidet zwischen indirekter und direkter Zelltheilung, je nachdem die Verlagerung der getheilten Nucleinmasse durch Spindelfiguren oder nicht geschieht. Bei der direkten Theilung wird die Verlagerung der halben Nucleinmassen, die hier nicht so regelmäßig geformte Kernschleifen bilden, wie bei der indirekten Theilung, jedenfalls allein durch die Bewegungserscheinungen der in den Nucleinmassen verfestigten Gerüstfäden bewirkt. Wir sahen, daß auch die Kernschleifen Gerüst enthalten, die als Träger des Nucleins dienen. Es ist nur ein einfacheres Verhalten, wenn dies fixirte Gerüst durch seine Bewegungserscheinungen allein die Verlagerung des an sich bewegungsunfähigen Nucleins bewirkt. Die Auflösung der Kernschleifen in beide Tochterschleifen dürfte sowieso bei allen Theilungen nur durch Wirkungen des Schleifengerüstes sich ergeben, so daß im wesentlichsten Punkte direkte und indirekte Theilung übereinstimmen. Letztere ist nun wieder eine einfache zu nennen, wenn nur das Kerngerüst die Spindel liefert; dagegen eine komplizirte, wenn im Protoplasma große Strahlungen auftreten, die sich der Kernspindel umhüllend zugesellen, oder sie ganz überflüssig machen und nun die Verlagerung der Tochterschleifen übernehmen.

An den Polen der Spindelfiguren findet sich regelmäßig je

Digitized by Google

ein winziges Körperchen, dessen Anwesenheit zur Ausbildung der Spindelfigur erst führt. Dies vor der Theilung nur in der Einzahl vorhandene Körperchen übt unter gegebenen Umständen einen richtenden Einfluß auf das Zellgerüst aus, das sich strahlig zu ihm ordnet; es theilt sich dann völlig selbständig und beide Theilprodukte, die, wie es scheint, sich gegenseitig abstoßen, nehmen nun die beiden entgegengesetzten Pole der wundervoll regelmäßigen Spindelfigur ein, als Zentren großer Polsonnen, die nach der Theilung wieder verschwinden. Man gab diesen Körpern auf Grund ihrer zentralen Lage in den Gerüststrahlungen den Namen Centrosomen (Zentralkörper).

In neuerer Zeit hat man gefunden, daß die Centrosomen nicht in toto organische Individuen vorstellen, sondern daß oft zwischen einem Zentralkorn und einer umgebenden, während der Theilung sich stark vergrößernden kugeligen Zone zu unterscheiden ist, die nur als verfestigter Mittelpunkt der großen Polsonnen gelten kann. Das eigentliche Zentralkorn ist winzig klein und wird nur durch bestimmte Reaktionen (z. B. Heidenhains Eisenhämatoxylinfärbung) deutlich. Während nun die kuglige Binnenzone der Strahlung, die man als Astrozentrum bezeichnen kann, bei einfacheren indirekten Theilungsvorgängen ganz entfällt, ist das Zentralkorn vermuthlich bei allen indirekten Theilungen vorhanden, wie neueste Untersuchungen nahelegen. Ja, es dürfte auch der direkten Theilung nicht fehlen und würde somit als leitendes Element für alle Theilungen gelten. Man hat es bereits in vielen ruhenden Zellen gefunden, wo es allerdings ohne Einfluß auf die Gerüstanordnung zu sein scheint. Jedenfalls bedarf es eines bestimmten Reizes, damit es seine so bedeutsame Einwirkung auf die Gerüstfäden ausübt. Für eine anderweite Bethätigung, — daß es überhaupt als Zentrum der Zellen und als richtend für alle Zellvorgänge aufzufassen sei — lassen sich vor der Hand keine Beweise vorbringen.

Man hat viel darüber diskutirt, ob der Binnenraum der Polsonnen (Astrozentrum, Centrosoma) ein Kernbestandtheil ist oder nicht. Jetzt, nachdem man weiß, daß er nur einen verfestigten Theil des Gerüstes darstellt, verliert diese Frage an Bedeutung der gegenüber, woher das Zentralkorn in jedem Falle stammt. Man hat die interessante Beobachtung gemacht, daß oft das Zentralkorn von abgegliederter Gerüstsubstanz umgeben ist, die entweder nur centrosomenartig oder in komplizirterer Beschaffenheit sich darstellt. Bei Mollusken fand man außer dem Centrosoma in den

Digitized by Google

männlichen Geschlechtszellen (Spermatozoen) fädige Gebilde, welche den inneren Theil der Spindelfiguren bei den Theilungsvorgängen nach der Befruchtung (Furchung, Furchungsspindeln) liefern. Bei anderen Theilungen (Ausstoßung der Richtungskörper) entsteht die Spindel allein aus dem Kern und ein Centrosoma scheint nur aufzutreten, wenn Gerüst in genügender Menge für die Spindelfigur vorhanden ist. In diesen Fällen müssen wir das Zentralkorn unbedingt als Bestandtheil des Kernes annehmen. Es dürfte aber die Hypothese nicht unberechtigt erscheinen, daß in den Fällen, wo es sicher nicht im Kerne liegt, wohl aber von Gerüstsubstanz umgeben ist, die letztere als Rudiment eines Kernes aufgefaßt werden darf. Diese Hypothese würde so manche noch offen stehende Fragen in der Theilungskunde befriedigend lösen.

* * *

Um alle echten in die Zelle eingelagerten organischen Einheiten mit einem einheitlichen Namen zu charakterisiren, dürfte die Benennung „Bioblast" die geeignetste sein. Will man die eine oder andere Bioblastenart speziell kennzeichnen, so lassen sich leicht verwandte Bezeichnungen von klar ersichtlicher Bedeutung bilden. So wären die Nucleinkörner als Nucleoblasten, die Zentralkörner als Zentroblasten zu bezeichnen. Die Summe der durch farbige Einlagerungen gekennzeichneten Chromophoren, der Chlorophyllkörner, Pigmentkörner ꝛc. würden Chromoblasten heißen. Der Name Bioblast müßte jedenfalls auf die in der Zelle nachweisbaren einfachsten organischen Individuen beschränkt werden und wir würden demgemäß in der Zelle eine Summe von verschiedenartigen Bioblasten erkennen, ebenso wie wir in den Metazoen oder Metaphyten Summen von verschiedenartigen Zellen finden. Der Bioblast stellt die niederste Stufe organischer Individualitäten vor, die Zelle die zweithöchste, die Metazoen und Metaphyten die dritte. Was wir nun aber für die Metazoen sichergestellt wissen, daß sie bei ihrer embryonalen Entwickelung sich aus einer Zelle, also aus einer niedereren Individualität durch fortgesetzte Theilungen herausbilden; das Gleiche gilt nicht auch für die Zellen selbst. Die Zelle geht immer nur aus einer Zelle hervor, niemals aber aus einem Bioblasten, aus dieser einfacheren Stufe organischer Individualität. Weiterhin ist es bis jetzt nicht gelungen, Bioblasten freilebend nachzuweisen, wie das für die Zellen gilt, die als Protozoen und Protophyten die weiteste Verbreitung haben. Noch ein dritter Unterschied zwischen Zelle und Bioblast reiht sich hier an, dessen

Digitized by Google

sicherer Nachweis allerdings erst noch zu liefern ist. Wir sehen Bioblasten einer Art immer nur aus Bioblasten der gleichen Art hervorgehen. Die Zellen der Metazoen indessen entwickeln sich, so verschiedenartig sie auch am ausgebildeten Thiere sind, alle aus einer Zellart der Eizellen; die später auftretenden Verschiedenheiten ergeben sich entweder durch eine ungleiche Vertheilung verschiedenartiger Eisubstanzen auf die Theilstücke oder als Funktion der Lage bei den Wachsthumsvorgängen des sich entwickelnden Thieres.

Wenn wir daher auch die Bioblasten als organische Individuen auffassen dürfen, so können wir sie Elementarorganismen, wie Altmann will, doch erst nennen, wenn sie sich auch außerhalb der Zelle lebensfähig erweisen oder sich mit selbständig lebenden Organismen vergleichen lassen, die als Vorstufen der Zellen zu betrachten sind. Es scheint nun, als wenn sich doch einige Befunde dahin verwerthen lassen, daß es in der That solche selbständig lebende Bioblasten, die wir mit Altmann Autoblasten nennen wollen, giebt. Zunächst sei bemerkt, daß wir über die primäre Größe der in die Zelle eingelagerten Bioblasten (Cytoblasten Altmanns) nichts wissen. Wir sehen nur, daß die Granulationen der Zellen aus winzigen Proportionen heranwachsen; ob diese aber die primäre Größe vorstellen, bleibt noch zu ermitteln. Vielleicht sind die Ausgangsformen jeder Cytoblastenart noch unbekannt. Sie wachsen heran, indem sich in ihnen ein bestimmter Assimilationsstoff anhäuft. Sie können mit Stoffwechselprodukten beladen eine bedeutende Größe erreichen; möglicher Weise bleiben manche Arten auch nach Theilungsvorgängen noch in Zusammenhang, so daß besonders große Granula Summen von Bioblasten entsprächen. Altmann nimmt ferner an, daß die Färbungsreaktionen der einzelnen Arten wechseln können. Wenn wir also in der Zelle Elemente finden, die scheinbar aus reinem Eiweiß, Fett oder Kohlenhydraten bestehen, so sind diese nicht von einem homogenen Protoplasma ausgeschieden, sondern in und mit der lebenden Substanz der Granula entstanden und gewachsen. Die runden Granula werden zu Dotterplättchen, Krystallen, Stäbchen, Fäden ꝛc.

Altmann, der überhaupt ein homogenes Protoplasma im Sinne der Mischungstheorie bestreitet, findet die Gerüstmaschen von Granula aller Größenstufen erfüllt. Die Intergranularsubstanz sei aber todt und könne mit der Gallerte der Zoogloeen (Bakterienkolonien) verglichen werden. Vielleicht ist aber jeder Bioblast in

Digitized by Google

Folge seiner Umsetzungsvorgänge von einer mischbaren flüssigen Zone von Enzymen umgeben, so daß hierdurch Beweglichkeit und Verschiebbarkeit der Bioblasten ermöglicht wäre, ohne daß wir eine homogene besondere Intergranularsubstanz annehmen müssen.

Wenn nun die Granulationen der Zelle bedeutende Größe erreichen, dürften sie, trotzdem sie von einer Bioblastenart ausgingen, doch einen Komplex verschiedener Arten darstellen, da Gerüst in sie eingeschlossen ist und am Gerüst auch andere Cytoblasten haften. Eine einzelne Cytoblastenart vermehrt sich unter Wahrung eines bestimmten Zusammenhaltes, wobei dann andere Arten umwachsen werden. Solche Summen von verschiedenen Bioblasten finden wir z. B. in den Nucleolen der Kerne und in den Chromophoren der Pflanzen. Aehnliche Anhäufungen vom Bioblasten dürften vielleicht aber auch die Bakterien repräsentiren. Altman hielt die Bakterien direkt für Autoblasten. Jedoch erweisen sie sich durch den Besitz von Gerüst und von Nuclein als Summen von verschiedenartigen Theilchen, wenn auch nicht als Zellen wie Bütschli will. Nach Bütschli ist ein Spaltpilz ein Kern mit mangelnder oder wenigstens nicht nachweisbarer Protoplasmahülle. Dagegen wendet jedoch A. Fischer mit Recht ein, daß die Anwesenheit von nucleärer Substanz noch nicht von Kernen in den Bakterien zu reden gestatte. Die Bakterien stellen daher eine einfachere Organisationsstufe als die Zellen dar und machen so die Existenz noch einfacherer Lebewesen, von Elementarorganismen, die nur die morphologische Bedeutung von Autoblasten haben, wahrscheinlich.

Für die Autoblasten müßten wir einen weiteren Thätigkeitskreis annehmen, als für die Cytoblasten. Unter letzteren herrscht, wie die Beobachtungen erweisen, Arbeitstheilung; zu gewissen Leistungen bedarf es gewisser Bioblastenarten. Ohne Nucleoblasten vermag die Zelle nicht sich zu ernähren, wie die Versuche von Verworn, Balbiani und Gruber zeigten. Die Nucleoblasten sind also für die Existenz andrer Cytoblasten nothwendig und umgekehrt die letzteren wieder für die Existenz ersterer, da der Kern ohne anhaftende Protoplasmatheile so wenig existiren kann, wie das Protoplasma ohne Kern. Die Autoblasten müssen aber von der Existenz anderer Bioblasten unabhängig sein, also sowohl die Assimilation wie Abspaltung verschiedener Nebenprodukte besorgen können. Sie würden sich zu den Protozoen ihrer Individualitätsstufe nach verhalten wie diese zu den Metazoen. Dieser nothwendige Vergleich führt aber zu einer interessanten Erwägung. Wie wenige

Digitized by Google

Protozoen giebt es, die wirklich als einzellig zu bezeichnen sind! Bei manchen Formen fehlt in der Jugend ein Kern, man sieht nur vertheilte kompakte Nucleinkugeln (Brandt: Amöba proteus 1881). Andere wieder zeigen mehrere Kerne von entweder gleicher Beschaffenheit oder als Makro- und Mikronuclei unterscheidbar. Es steht die Frage, ob wir ein Infusor als zweizelligen Organismus, dessen Protoplasmen sekundär verschmolzen sind, zu deuten haben, daher ihn von Kolonialverbänden ableiten müssen, oder ob umgekehrt die Vermehrung der Kerne das normale und daher die Abscheidung von begrenzten Protoplasmaterrains um jeden Kern, wie sie die Flagellaten zeigen, ein sekundäres Verhalten ist. Wir können einen Entscheid nicht treffen, doch geht aus der Fragestellung hervor, daß der Begriff einzelliges Lebewesen weder nach oben noch nach unten scharf abgrenzbar ist.

Ich habe 1891 auf Grund meiner Zelluntersuchungen im Kern nur einen Isolationsraum für gewisse Bioblasten (z. B. Nucleoblasten) erblicken können, eine Auffassung, die um so mehr an Berechtigung gewinnt, je mehr Beweise für die Existenz von Bioblasten überhaupt erbracht werden. Je einfacher aber ein aus Bioblasten aufgebauter Organismus sich darstellt, desto überflüssiger dürfte die Isolirung der Nucleoblasten erscheinen. Wir finden daher keine Schranke der Organisationsstufen nach unten zu. Die Zelle ist nicht durch eine unüberbrückbare Kluft von den hypothetischen Autoblasten getrennt, ebensowenig wie vermuthlich die Metazoen von den Protozoen. Je verschiedenartiger die Bethätigungsfähigkeit des Organismus, desto schärfer auch die Absonderung der zu bestimmter Thätigkeit gehaltenen Zellen im Metazoon oder der Bioblasten in der Zelle. Der mannigfachen Organentwicklung entspricht die mannigfache Differenzirung im Protozoenleibe. Aber an den unteren Grenzen gehen die Organisationsstufen in einander über und es giebt vermuthlich alle möglichen Uebergänge zwischen Autoblasten und Metazoenkolonien (Siphonophoren z. B.). Die Höhe der Organisationsstufe ist daher bei Beurtheilung der systematischen Stellung der Organismen von ganz untergeordneter Bedeutung. In gewisser Hinsicht hat man das auch als selbstverständlich betrachtet. Es ist noch keinem Forscher eingefallen, die Siphonophoren, diese höchstdifferenzirten Thierstöcke, in systematischen Gegensatz zu den anderen Metazoen zu bringen. Für viele Würmer, ja man kann vielleicht auch sagen, für die Wirbelthiere, weiß man noch nicht sicher, ob sie Metazoen erster oder zweiter Individuali-

Digitized by Google

tätsstufe sind. Es ist dies in Hinsicht auf die Systematik auch völlig gleichgiltig. Darum sollte man aber auch die Protozoen nicht insgesammt den Metazoen gegenüber abgliedern, wie das in den Systemen überall der Fall ist, sondern sie einfach neben den einzelnen großen Metazoengruppen, die auf fundamentale anatomische Unterschiede hin begründet sind, anführen, eben weil auch sie sich durch spezielle anatomische Bauverhältnisse auszeichnen.

Wenn nun auch die phylogenetische (stammesgeschichtliche) Entwicklung der Zellen aus Autoblasten dem oben Gesagten zu Folge möglich erscheint, so bleibt dagegen eine ontogenetische (individuelle) Entwicklung aus Bioblasten sicher ausgeschlossen. Die Zelle macht keine Ontogenese durch wie die Metazoen; sie entwickelt sich nicht aus einem Organismus von niedrigerer Individualitätsstufe, wie jedes Metazoon aus dem Ei. Alle Arten von Bioblasten, die für ein Metazoon charakteristisch sind, sind bereits in der Eizelle vorhanden; sie gewinnen ihre Bedeutung in den Zellen aber erst bei Annahme bestimmter Lageverhältnisse. Die in den verhornenden Zellen vorhandenen Eleidinkörnchen entstehen nicht erst bei der Entwicklung der Hautzellen, sondern gewinnen in diesen nur eine weit größere Bedeutung als in andern Zellen, denen sie auch nicht fehlen oder in denen sie erst sekundär verloren gehen. Die spezifische Leistung aller Zellen beruht zweifellos auf der reichen Entwicklung spezifischer Bioblasten, die bereits alle im Ei vorhanden sein dürften, aber erst durch Einnahme bestimmter Lagen in bestimmten Zellen das Uebergewicht über andere Bioblasten gewinnen. Wir sind zu diesen weitgehenden Folgerungen berechtigt durch den Nachweis, daß gewisse Bioblasten in der ganzen Organismenreihe sich vorfinden. Die Nucleoblasten zeigen die gleichen Reaktionen bei Protozoen und Säugethieren. Celloidin findet sich bei Pflanzen und Mantelthieren, das Zellgerüst, das zweifellos auch von bestimmten Bioblasten aufgebaut wird, sieht bei Cölenteraten genau so aus, wie bei Insekten; die Nervenzellen sind in allen Thiergruppen durch entsprechende Reaktionen charakterisirt u. s. w. Die Mannigfaltigkeit im Zellenbau und in den Zellenfunktionen hat demnach ihren Grund in der Mannigfaltigkeit von Bioblasten, wie sie sich bereits in den Eizellen jeden Thieres vorfinden. Die ganze Embryonalentwicklung bedeutet daher nichts Anderes als eine gesetzmäßige Vertheilung bestimmter Bioblasten auf die durch fortgesetzte Theilung des Eies sich bildenden Zellenmassen eines jeden höheren Thieres oder

Digitized by Google

Pflanze. Welche Bedeutung diese Befunde für die so hochwichtige Frage der Vererbung haben, werden wir vielleicht in einem späteren Artikel eingehend erörtern. Wir werden dann auch noch eine Anzahl von Thatsachen besprechen müssen, die die hier bereits vorgetragenen, noch genauerer Untersuchung bedürftigen Anschauungen über den Bau der Zelle und das Wesen der Bioblasten sehr nachdrücklich unterstützen.

* * *

Die hier vertretene Anschauung über den Bau der Zelle, unsere in obigen Zeilen gegebene Skizze der Plasmatheorie, ist weit davon entfernt, als allgemeine Anschauung zu gelten. Die bekannt gewordenen Thatsachen sind noch zu umstritten, um nicht eine Vielheit von Deutungen zuzulassen. Auch findet die zweite Auffassung des Zellenbaues, die Mischungstheorie, noch viel zu vielen Beifall, um eine rasche Entwickelung und Ausarbeitung der Plasmatheorie zu ermöglichen. Soviel dürfte aber dem Leser verständlich geworden sein, daß von einer Einführung der Metaphysik durch die Plasmatheorie nicht die Rede sein kann. Der Bioblast ist ein hoch komplizirter chemischer Körper, dessen Thätigkeit das ganze Zellenleben zur Folge hat. Der Bioblast antwortet auf äußere Einflüsse hin mit bestimmten Umsetzungsvorgängen, die nur ihrem komplizirten Resultate nach sich von den Umsetzungsvorgängen an anderen chemischen Körpern unterscheiden. Weil aber eine Sache in Wahrheit komplizierter ist als sie Manchen erschien, deshalb ist sie noch lange nicht Metaphysik.

Von Einführung besonderer Lebenskräfte kann bei Annahme der Bioblasten keine Rede sein. Dem Begriffe: organische Individualität entspricht eine ganz bestimmte chemische Konstitution, so wie wir sie für jede chemische Verbindung nachweisen können. Wir würden den Bioblasten jederzeit, gleich anorganischen und organischen Verbindungen, künstlich darstellen können, wenn wir nur erst seine genaue Zusammensetzung und Mittel und Wege zur Vereinigung der ihn konstituirenden Elemente wüßten. Denn daß der Bioblast nach dem oben Gesagten nur durch Theilung von Seinesgleichen entsteht, ist Folge allein des Umstandes, daß auch in der Natur die Verhältnisse zur spontanen Erzeugung der Bioblasten nicht günstig liegen. Man setze die nothwendigen Vorbedingungen und man wird Bioblasten durch Synthese erzeugen können.

In dieser Hinsicht sind die Ausführungen eines bekannten Zellenforschers, O. Hertwig, der einen prinzipiellen Gegensatz der

Digitized by Google

organisirten Materie von der leblosen vertritt, zu schroff ablehnende. Er meint betreffs eines Vergleichs der Organismen mit kunstvoll gebauten Maschinen, daß es ein ganz verfehltes Bestreben sei, nach den Prinzipien der Mechanik einen Organismus begreifen zu wollen. Im Organismus beruhen alle Wirkungen vorzugsweise auf den chemischen Prozessen seiner außerordentlich zahlreichen und verschiedenartigen chemischen Bestandtheile, wodurch ein außerordentlich freies vielseitiges Spiel der Kräfte ermöglicht wird. Der Organismus vermag auf beliebige äußere Eingriffe in zweckmäßiger vielseitiger Weise zu reagiren; er vermag sich auch fortzupflanzen. Dagegen sind die mechanischen Hilfsmittel der Maschinen beschränkte, die Maschine vermag nicht auf verschiedene Einflüsse zweckmäßig verschieden zu antworten und kann sich nicht fortpflanzen. „Nur das Leben besitzt eine systematisirte Verwendung chemischer Prozesse und unterscheidet sich dadurch von allen bisherigen Hervorbringungen unserer menschlichen Technik" (Lotze).

All dies zugegeben kann aber doch nur von einem graduellen Unterschiede zwischen Maschinen und Organismen geredet werden. Jeder Bioblast ist eine selbständige Maschine von hochkomplizirter Struktur, und nur gerade diese hochkomplizirte Struktur macht ihn so unabhängig von der Außenwelt, so befähigt, verschiedenen Verhältnissen sich anzupassen und sich fortzupflanzen. Wir sehen ja bei allen Organismen, daß sie nicht allen möglichen Existenzbedingungen sich anpassen können; unter vielen Verhältnissen gehen sie ohne Weiteres zu Grunde. Dagegen sind schon Maschinen konstruirt worden, z. B. Uhren, die trotz Wechsels in der Temperatur den gleichen Gang bewahren, also zweckmäßig auf verschiedene Einflüsse reagiren.

Die Mischungstheorie glaubt aber in der Zelle die gleichen einfachen Vorgänge als allein sich abspielend annehmen zu dürfen, wie in Anorganismen. Mischung ist das Zauberwort aus dem die Lebenserscheinungen sich ergeben. Die Zelle gleicht einem Oeltropfen, in dem kleinste Wassertröpfchen vertheilt sind. Die verschiedenen Spannungsverhältnisse der beiden gemischten Flüssigkeiten rufen Stoffwechsel und Bewegung hervor. Wachsthum, Theilung und Vererbung folgt aus den gleichen Ursachen. Die komplizirte Gerüststruktur, die von fast allen Forschern zugestanden wird, ist weiter nichts als Ausdruck eines zarten Wabenwerks, wie es entsprechend durch die regelmäßige dichte Vertheilung der Wassertröpfchen im Oel entsteht. Die Maschenwandungen bestehen aus

Digitized by Google

dickflüssigen Oellamellen, der Maschеninhalt aus Wasser. Wirkliche fädige Einlagerungen giebt es nicht und von den vielen beschriebenen Granula werden nur wenige als anorganische Einlagerungen zugestanden. Die vielen Beobachtungen über eine Kontraktionsfähigkeit des Gerüstes gelten als falsch und überflüssig; alle Bewegungserscheinungen werden vielmehr aus Strömungen der Wassertröpfchen im Oele, die auf den einfachsten physikalischen Gesetzen beruhen, erklärt. Das Wachsthum erfolgt durch Apposition, durch Einlagerung neugebildeter Waben zwischen die bereits vorhandenen.

Bütschli, der Hauptvertreter dieser Mischungstheorie, hat seine Ansicht nicht allein durch Untersuchung von Oelseifenschäumen, sondern auch von Zellen aller Arten bei allen Thierformen zu erweisen gesucht. Er findet an Schäumen Form- und Strukturveränderungen, die den in der Zelle sich vollziehenden täuschend ähnlich sind. Zugleich konstatirte er an vielen Zellen deutliche Wabenstrukturen, die überall auf eine gleichmäßige Durchmischung einer dickflüssigen homogenen Substanz mit zahllosen feinsten Töpfchen anderer chemischer Natur hinweisen. Gewisse Vorgänge in der Zelle sind nach ihm nur durch Annahme solcher Beschaffenheit erklärlich. Er wendet speziell gegen die Annahme eines bleibenden Zellgerüstes ein, daß damit die stets kuglige Form der eingelagerten kontraktilen Vakuolen bei den Protozoen unvereinbar sei, noch viel mehr aber auch das rasche Zusammenfließen der Vakuolen, wie es so häufig zur Beobachtung kommt. Ein geformtes Gerüst müsse die Form und die Beweglichkeit der Vakuolen beeinflussen.

Dieser Vorwurf ist wohl richtig für die Annahme eines soliden Netz- oder Schwammgerüstes, denn die kontraktilen Vakuolen schwellen zu einem Volumen an, das sich nicht mit engen Maschen vereinbaren läßt. Indessen gilt er nicht für die Filartheorie, da die lose im Enchylem verlaufenden Fäden durch die Oberflächenspannung des wachsenden Wassertropfens leicht verschoben werden können. Gerade diese Erwägung scheint die Filartheorie gegenüber der Retikulartheorie gut zu stützen. Auch die Bewegung der Tropfen im Plasma wird durch Fäden nicht gehemmt, ebenso wenig die bei Protozoen und Pflanzen so häufigen Strömungen, die aber wohl kaum, wie Bütschli will, durch einfache Druckdifferenzen an bestimmten Zellpunkten hervorgerufen werden. Während im Allgemeinen die Zelle an der Oberfläche durch Verdichtung der Substanz gegen die Außenwelt abgeschlossen ist, tritt sie an einer Stelle, wo die Nahrung eingeführt wird (Mund), in direkten Kontakt mit ihr,

Digitized by Google

und diese Stelle soll der Ausgangspunkt von Ausbreitungsströmen, ebenso wie bei den Pflanzenzellen das Vorhandensein der Zellsafthöhle Anlaß für das Auftreten von Ausbreitungsströmen sein. Indessen ist es noch lange nicht sicher gestellt, daß die Ursache der Strömungen eine so einfache ist. Vielmehr haben neueste Untersuchungen die Durchlässigkeit der äußeren Plasmaschichten von Infusorien, die man früher für impermeabel hielt, an verschiedenen Stellen ergeben. Dadurch würde aber auch das Lebensbild der Protozoen bei Vertretung der Mischungstheorie ein so komplizirtes, daß sich die direkte Abhängigkeit der Strömungen im Plasma von bestimmten Diffusionsvorgängen kaum mehr erweisen ließe.

Es würde uns zu weit führen, alle Einwände der Mischungstheorie gegen die Plasmatheorie und die Annahmen ersterer bei Erklärung der verschiedenen Vorgänge in der Zelle auf ihre Möglichkeit hin zu prüfen. Bezeichnend ist, daß zwar viele Forscher eine Alveolarstruktur im Sinne Bütschlis in der Zelle annehmen, indessen der Mischungstheorie selbst nicht beitreten wollen. Indessen giebt es hier kein halb und halb. Eine Wabenstruktur annehmen, aber das Protoplasma nicht als Flüssigkeitsgemisch deuten, heißt der Mischungstheorie einen Faustschlag ins Gesicht versetzen. Denn wenn die Waben nicht aus Einlagerung von Tröpfchen Erklärung finden, dann stellen ihre Wandungen bestimmt geformte Strukturen in der Zelle im Sinne der Plasmatheorie vor und wir haben oben Bütschli selbst zustimmen müssen, daß in Hinsicht auf die Formveränderlichkeit der kontraktilen Vakuolen ein solides Wabengerüst nicht angenommen werden kann. Ueberhaupt die Annahme geformter Fäden verträgt sich nicht mit der Mischungstheorie, falls es nicht anorganische, kieslige oder kalkige Gebilde sind. Nach Bütschli sind alle in die Zelle eingelagerten Fäden nichts Anderes, als der Ausdruck hintereinander gleichmäßig geordneter Wabenzüge, deren Wandungen, da in einer Linie gestellt, Fäden vortäuschen. Die Fäden repräsentiren also nichts spezifisch von der übrigen Zellmasse Verschiedenes; gerade das wird aber für die unanfechtbar nachgewiesenen feinsten Fäden in den Muskel- und Nervenzellen angegeben. Das letzte Jahr hat in dieser Hinsicht eine bedeutsame Entdeckung zu verzeichnen. Schon seit Langem erkannte man die Nervenfasern fein längsfaserig struirt und redete von Axenzylindern, welche die langen Ausläufer der Ganglienzellen, eben die Nervenfasern, in ganzer Länge durchstreichen. Bütschli hat speziell diese Axenzylinder auch als Reihen hinter-

Digitized by Google

einander gelagerter Waben gedeutet. Indessen kann davon keine Rede sein. Mittelst außerordentlich feiner und exakter Methoden ist die Existenz feinster Nervenfibrillen, die die ganze Länge der Axenzylinder erreichen, sichergestellt worden; ja man konnte auch diese Fibrillen in den eigentlichen Zellkörper eindringen und hier sich in ein Gitterwerk auflösen sehen. Das Gleiche aber, was für die Nervenfasern festgestellt wurde, ein echt fibrillärer Bau, gilt auch für die Muskelfasern, wenigstens in ihrer einfachen Ausbildungsweise. Bei den Muskelfasern der Cölenteraten ließ sich ermitteln, daß die oben beschriebenen Gerüstfäden der Zellen durch eine parallele Anordnung und Längsstreckung die Muskelfibrillen liefern. Eine spezifische Zwischensubstanz hält diese Fibrillen zusammen und unterscheidet sich durch ein bestimmtes färberisches Verhalten von dem gewöhnlichen Enchylem der Zellen. So sehr nun die Muskelfaser dieser Schilderung nach der Nervenfaser entsprechen würde, so unterscheidet sie sich doch fundamental von dieser, da die Neurofibrillen nicht den Gerüstfäden, sondern einer ganz spezifischen Zwischenmasse, die hier deutlich fädig entwickelt ist, entsprechen. Die Neurofibrillen werden von echten Gerüstfäden begleitet und umsponnen. Uebrigens konnten speziell bei den Cölenteraten echte Neurofibrillen noch nicht nachgewiesen werden. Wir haben sie uns als das Resultat einer kettenartigen Aneinanderreihung spezifischer Bioblasten vorzustellen.

Digitized by Google

General von Göben.

Von

Emil Daniels.

II.

Wir verließen den Generalmajor von Göben, wie er, im Vorterrain der Düppeler Schanzen agirend, den Dänen die Ueberlegenheit der preußischen Truppen schlagend bewies: „Ueberlegenheit", wie er seiner Frau schrieb, „nicht blos in Bewaffnung, sondern noch mehr in Fechtweise, in Beweglichkeit, in stürmischem Angriff und in ausdauernder Vertheidigung." Der Transport des preußischen Belagerungsgeschützes und der zugehörigen Munition vollzog sich auffallend langsam; man hatte in Berlin offenbar verabsäumt, rechtzeitig die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen. Inzwischen verlangte die öffentliche Meinung Deutschlands ungeduldig nach der Beschießung und dem Sturm, und auch die beiden politischen Generale, Roon und Manteuffel, drängten dazu.*) Blumenthal dagegen war überzeugt, daß von Beschießung und Sturm erst die Rede sein dürfe, wenn man die von den Ingenieuren verlangten 56 groben Stücke mitsammt der nöthigen Munition vor den feindlichen Werken versammelt hätte. Beim Könige vertrat Blumenthals besonnenes Urtheil Moltke, beim Prinzen Friedrich Karl Göben: „Mit Blumenthal plauderte ich ½ Stunde sehr interessant; ein sehr tüchtiger, verständiger Mann; er hat ganz meine Ansichten." Diese Uebereinstimmung in den Ansichten war nicht nur negativer

*) Vgl. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Kriegsministers Grafen von Roon. II. Vierte Aufl. 1897. S. 212 u. f. Ferner Moltkes Militärische Korrespondenz. Krieg 1864. 1892. S. 103 u. f.

Digitized by Google

Natur, insofern, als beide Generale vorläufig nicht gegen Düppel vorgehen wollten, sondern auch positiv kamen sie dahin überein, daß am besten die Düppeler Schanzen überhaupt nicht direkt angegriffen sondern umgangen wurden, indem man heimlich beträchtliche preußische Streitkräfte auf Booten nach der Insel Alsen herüberwarf. Gelang dieser kühne Plan, so war die dänische Armee der Rückzugslinie beraubt und vernichtet: „Ich habe die Hoffnung, daß wir nach Alsen übersetzen. Du sprachst Dich neulich darüber als zu gefährlich aus, aber, mein lieb' gut' Weib, glaube mir, es hat den Anschein größerer Kühnheit, es ist aber entschieden das wenigst Gefährliche, das den schnellsten und vollständigsten Erfolg Versprechende. Und sollte etwa Dein Urtheil durch den Gedanken beeinflußt werden, daß für mich persönlich dabei große Gefahr sein werde — denn ich habe ferner die Hoffnung, daß, wenn es dazu kommt, ich mit meiner Brigade die Tête bekomme — so kann ich Dir aufrichtig sagen, daß die Erstürmung der Schanzen . . . ein Unternehmen ist, welches . . . sehr viel größere Gefahren für alle Theilnehmer mit sich bringt. Wäre ich Befehlshaber, ich würde den Angriff nur scheinbar machen, würde, den Meeresarm durch schwerste Batterien sperrend, nach Alsen gehen und in den Rücken der Dänen marschiren. — Und ich habe Hoffnung, daß es geschieht. . . . Das wird ein herrlicher Coup! Und wahrlich, lieb' Herz, nicht 1/10 so gefährlich wie der Sturm . . . . Von diesem Plan aber darfst Du den dortigen Klugen und Dummen nichts verrathen, bis die Nachricht der Ausführung kommt; dieses ist mein Tagebuch, in welchem ich alles deponire, auch was sonst noch Niemand wissen soll."

Während Friedrich Karl auf die Blumenthal-Göbensche Idee einging, hielten Manteuffel und Roon das Projekt einer Landung auf Alsen für abenteuerlich und bekämpften es heftig und bitter; Moltke hegte zwar auch einige Bedenken, empfahl aber dem Könige, Vertrauen in die Dispositionen Blumenthals, der an Ort und Stelle sei und die Verantwortung trage, zu setzen. Wilhelm I. fühlte sich durch die Meinungsverschiedenheit seiner Rathgeber beunruhigt und entsendete, um sich besser zu unterrichten, den Kronprinzen in das Hauptquartier Friedrich Karls.

„Gleich nach Tisch trat plötzlich der Kronprinz herein, der sich, beiläufig bemerkt, hier ganz vortrefflich macht, zum Erstaunen und zur Freude aller Einsichtigen. Sehr besonnen, sehr verständig und von allerbester Einwirkung dem alten Wrangel gegenüber, der eben sehr alt ist. Er blieb eine Viertelstunde bei mir, die Ver-

Digitized by Google

hältnisse besprechend; da er nach Ballegard (wo der Uebergang stattfinden sollte) wollte, erbot ich mich, mitzureiten, was mit Dank angenommen wurde. So . . . sprach ich Alles mit ihm . . durch; der Prinz ist außerordentlich klar und umsichtig. Er brachte mich wieder zurück bis auf meinen Hof; er war wirklich ungemein liebenswürdig und freundlich.

Der Kronprinz ging mit Verständniß auf die Intentionen Blumenthals und Göbens ein, Prinz Friedrich Karl dagegen zögerte wochenlang, den gefaßten Entschluß auszuführen. „Du fragst nach Prinz Friedrich Karl, und weshalb eigentlich der Uebergang . . . solange verzögert sei. Ja! Unentschlossenheit und Hinundhergeschreibe hat wohl am meisten dazu gewirkt, aber vor Allem — und das influirt eben sehr auf den Entschluß — das unglückselige Hören auf alle möglichen Menschen, mich selbst eingeschlossen. Ein General muß Alles nur mit seinem Chef des Generalstabs überlegen, muß dann beschließen, gut oder schlecht, und die Ausführung befehlen; hört er auf diesen und jenen und den Dritten, so wird es in neun Fällen von zehn nichts Rechtes." Aus der Landung auf Alsen wurde garnichts; nach endlosem Schwanken gab der Prinz unter dem Vorwande ungünstiger Witterungsverhältnisse die Expedition auf: „Wir (d. h. der Prinz) sind . . . darin nicht ganz klar, ob unsere Geschütze — deren freilich acht 24 Pfünder (gezogene) da sind und 42 kleinere — das Panzerschiff*) hindern werden, dauernd durch Hindundherfahren das weitere Uebersetzen zu unterbrechen. Da können die zuerst hinübergelangten Truppen abgeschnitten werden und schließlich zur Ergebung gezwungen sein . . . . . Der Kronprinz dagegen hatte viel Vertrauen zum Gelingen, zu der Wirkung der schweren Geschütze auch gegen den Panzer . . ."

Die geschilderten Vorgänge zeigen recht deutlich, wie glücklich Göbens Charakter aus Bedächtigkeit und Kühnheit gemischt war. Während Manteuffel und Roon die preußische Waffenehre für kompromittirt erklären, wenn nicht unverzüglich draufgegangen wird, bleibt Göben kaltblütig und räth, erst nach erschöpfender Vorbereitung zu stürmen, damit man des Erfolges ganz sicher ist. Umgekehrt scheut er nicht davor zurück, ohne Flotte, blos mit der Landarmee, das Meer zu überschreiten, ein Gedanke, der bei jenen Beiden Entsetzen hervorruft. Er aber weiß, daß das Unternehmen gefährlicher aussieht, als es ist, und daß er die Mittel in der

*) „Das Scheusal Rolf Krake." Moltkes Militärische Korrespondenz. Krieg 1864. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Berlin 1892. S. 117.

Digitized by Google

Hand hat, um auftauchender Schwierigkeiten Herr zu werden. Ebenso ruhig wie die militärischen beurtheilte er die politischen Fragen des Tages; ein politischer Kopf war er nicht, aber was er über öffentliche Angelegenheiten sagt, ist immer wohlmeinend, verständig und von einer seltenen Unparteilichkeit. Bismarcks auswärtige Politik verstand er damals noch nicht, auch wußte er die Macht der nationalen Idee nicht zu würdigen: „Dieser Krieg gegen das kleine Dänemark sagt mir nicht zu; ich habe Mitleid mit dem schwachen Gegner, ungefähr wie ich es mit den Marokkanern hatte, obgleich es immerhin eine ganz andere Sache ist. Die Augustenburger Geschichte hat nie meine Sympathie gehabt; wir können es nicht nehmen ohne allgemeinen Krieg; da erscheint mir eine Ausgleichung mit Dänemark, welche die Rechte und Freiheiten der deutschen Bevölkerung sicherstellt, weitaus das Vernünftigste." In einem Briefe vom 1. April heißt es mit derselben Zurückhaltung gegenüber dem „Nationalitätenschwindel": „Ein neuer Monat! Ich kann vernunftgemäß nicht anders sagen, so sehr ich Soldat bin; „Möchte er den Frieden bringen!" Denn der Krieg trägt uns doch keine Früchte, welche die Verluste irgendwie ersetzen. Es wäre ja Tollheit, dem darin einigen Europa gegenüber die Hoffnungen deutscher Schwärmer zu verfechten." Einige Tage vor der Erstürmung der Düppeler Schanzen steigerte Göben seine Forderungen an Dänemark, aber mit außerordentlicher Mäßigung: „Ich hoffe, es kommt zu einem wirklich gerechten Frieden, welcher Dänemark definitiv zuweist, was wirklich dänisch ist, d. h. ganz Nordschleswig, und der das deutsche Südschleswig mit Holstein vereinigt. Was dann aus diesem deutschen disponibeln Lande wird, das mögen Klügere bestimmen. Für Dänemark selbst ists wohl besser, es wird ganz davon abgetrennt, so daß fortan Niemand Deutsches mehr in irgend einem Zusammenhang mit Dänemark steht." Die Theilungslinie zwischen Deutsch- und Dänisch-Schleswig wollte Göben in einem großmüthigen Sinne etworfen sehen; er war sogar nicht völlig abgeneigt, den Dänen das Juwel Flensburg zu überlassen.

Zwischen anderen Männern hätte die Vereitelung der gemeinsamen Entwürfe Zwist hervorrufen können; Göben und Blumenthal blieben nach wie vor in Freundschaft verbunden: „Viel Unerfreuliches gehört; Blumenthals Stellung ist unendlich schwierig. Ruhige, eindringende Ueberlegung, darauf begründetes festes Beschließen und dann konsequentes Durchführen, ohne nach rechts und nach links zu sehen — das Alles muß ein Feldherr haben. Der Prinz hat

Digitized by Google

manche gute, hat blendende Eigenschaften; aber er ist, wie sich mehr und mehr herausstellt, schwankend; schwer zu einem definitiven Entschluß zu bringen, dabei auf diesen, jenen und den Dritten hörend. Blumenthal hat sehr heftige Szenen mit ihm gehabt; wird augenblicklich in nichts gehört. Ich bewundere seine Ruhe und seine Ausdauer. Er hat nach Berlin geschrieben; dringt darauf, daß Jemand herkomme, den Prinzen „zurechtzusetzen“.“

Nachdem man auf die Umgehung der Düppeler Schanzen verzichtet hatte, blieb keine andere Operation übrig als der direkte Angriff. Da der erforderliche Park endlich zur Stelle war, so bot die Einnahme der Werke keine besonderen Schwierigkeiten, und in Folge dessen fiel auch der Grund zu schweren Zerwürfnissen zwischen den Generalen weg. Erfreut konnte Göben nach Hause schreiben: „Es zieht sich allmählich wieder etwas zu zwischen dem Prinzen und Blumenthal, obwohl jener noch immer Vieles mit Anderen betreibt, ohne Blumenthal Mittheilung zu machen, so daß dieser es erst durch jene Anderen erfährt, welche ihm Meldung erstatten. Es ist immer ein schlimm' Ding mit Prinzen!“

Am 18. April erfolgte der Sturm, nachdem die Batterien des Belagerers den linken Flügel der Schanzen fast vollständig zerstört hatten. Die dänische Armee erlitt große Verluste, freilich ohne, wie das ein Uebergang der Preußen nach Alsen zur Folge gehabt haben würde, vernichtet zu werden. Auch den Siegern kostete die Eroberung der Position nicht unerhebliche Menschenopfer: „Die Erstürmung ist eine herrliche Waffenthat. Die fremden Offiziere, Russen, Oesterreicher u. s. w., welche von Spitzbergen mit dem Prinzen den Sturm ansahen, sind hingerissen von der herrlichen Bravour unserer Soldaten. Es soll ein unbeschreiblicher Anblick gewesen sein, als gleichzeitig die sechs Kolonnen aufsprangen und, die Offiziere voran, unaufhaltsam vorwärts stürmten, alle sechs gleichmäßig wetteifernd, alle eine Schanze nach der anderen umfassend, erstürmend, und dann Alle weiter vor, jeden Widerstand niederschmetternd, bis zum Brückenkopf hin. Ein Offizier vom Hauptquartier erzählte mir, daß dem französischen Oberst Clermont-Tonnerre bei dem Anblick die Thränen in die Augen getreten seien, und daß Viele geweint haben vor Bewegung und Bewunderung.“

Das zitirte Schreiben zeigt, daß Göben persönlich an der Aktion vom 18. April nicht theilgenommen hat; das ging auch nicht an, weil die Sturmkolonnen von Obersten geführt wurden.

Digitized by Google

Uebrigens hatte die Brigade Göben, wie wir gleich sehen werden, für den betreffenden Tag eine Bestimmung erhalten, welche sie dem Schlachtfelde fernhielt; nur vier Kompagnien der 26. Brigade erhielten Befehl, am Sturm theilzunehmen. Die Art ihrer Verwendung befriedigte Göben nicht, der sehr piquirt darüber war, daß der Prinz seinen Brandenburgern einen unverhältnißmäßig großen Antheil an der ruhmvollen Blutarbeit zugewiesen hatte: „Bin nicht zum Thee aufs Schloß gegangen . . . Ich bin nachträgerisch und werde jedes Mal tückisch, wenn ich an die Sturmkolonnengeschichte denke."

Göben hatte von Friedrich Karl den Auftrag erhalten, mit seinen sechs Bataillonen am Strande, bei Satrupholz, Posto zu fassen und von hier aus nach Alsen überzusetzen, wenn er den Eindruck gewönne, daß der Sturm bei den Dänen eine starke Konsternation hervorgerufen habe. Die Ausführung oder Nichtausführung des Unternehmens sollte allein von dem Ermessen Göbens abhängen. Göben unternahm die Expedition nicht: „Ich bin in der Nacht, Alles erwägend, nur klarer geworden in dem Entschluß, nicht den Uebergang zu versuchen, wenn nicht besondere Umstände es erheischen, z. B. ein Mißlingen des Sturms, was ich jedoch nicht erwarte. Ich halte es für recht, diese Verantwortung auf mich zu nehmen, und ich thue es mit dem Bewußtsein, gewiß vielfach deshalb getadelt zu werden. Denn nichts ist leichter und dabei der Eigenliebe schmeichelnder, als Andere wegen einer Unterlassung zu tadeln; es liegt darin zugleich ausgesprochen, daß man selbst es so viel besser und kräftiger angefaßt hätte. Aber im jetzigen Stadium, wenn die Erstürmung der Schanzen gelingt, uns noch einem durch das Zutreten der Panzerschiffe leicht sehr erheblichen Verlust und einer schweren Niederlage auszusetzen, das erscheint mir durchaus ungerechtfertigt, so militärisch, wie politisch, wie menschlich."

Wir wollen dahingestellt sein lassen, ob diese Argumentation völlig überzeugend ist; man könnte einwenden, daß Göbens strategischer Lieblingsgedanke vielleicht niemals bessere Chancen, sich siegreich zu verwirklichen, gehabt habe, als in dem Augenblick, wo den Vertheidigern Alsens bei Düppel die denkbar stärkste Diversion gemacht wurde. Auch hätte sich Göben vielleicht anders entschlossen, wenn sein Freund Blumenthal beim Prinzen eine größere Autorität besessen und Alles nach dem Urtheil der beiden gesinnungsverwandten Generale hätte anordnen können. Uebrigens war von dem

Digitized by Google

Plan, der preußischerseits einen Monat und länger erörtert und vorbereitet worden war, schließlich am jenseitigen Ufer Einiges bekannt geworden, und, wie die Sieger von Düppel kurz nach der Aktion erfuhren, standen am Morgen des 18. April auf der Insel dänische Truppen gegen einen Landungsversuch bereit: „Ich glaube gut und recht gethan zu haben, daß ich nicht übergegangen bin. Einen glänzenden Namen konnte ich mir da freilich machen, aber es konnte auch der ganze Glanz des gestrigen Tages schmerzlich getrübt werden. Ich kann sagen, daß ich einen Akt der Selbstentsagung damit ausgeführt habe; wie verlockend lag das jenseitige Ufer vor mir!“ In dieser Weise wurde Göbens Verhalten auch von den Kameraden aufgefaßt; die von ihm befürchtete absprechende Kritik kam nicht auf: „Ich finde, daß alle verständigen Menschen meinen Entschluß, nicht nach Alsen überzugehen, billigen, daß manche ihn bewundern. Und schwer genug wurde es mir, die dargebotene Gelegenheit zu einer kühnen That, welche gelingend ungeheure Resultate haben konnte, wohlbedacht unbenutzt zu lassen.“ Dank den Thaten der 26. Brigade und dem heldenmäßigen Eindruck, welchen die geistige Persönlichkeit ihres Kommandeurs hervorrief, zweifelte Niemand daran, daß Göben seinen Vorsatz ausgeführt und im Falle des Mißlingens des Düppelsturms auf jede Gefahr den Meeresarm überschritten haben würde. Daß einer der beiden Urheber des Landungsprojekts in dem Moment, wo ihm die Ausführung vergönnt war, von der Operation Abstand nahm, durfte nur ein Göben ohne Schaden für seinen Ruf wagen: „Mir ist schon mehrfach gesagt worden: „Sie konnten den Entschluß fassen, nicht hinüber zu gehen; ein Anderer hätte es nicht gekonnt.““ Der Kommandeur der 13. Infanteriedivision, zu der die 26. Brigade gehörte, Generallieutenant von Witzingerode, der für arrogant galt, und der sich zu seinem Untergebenen bisher eher kühl verhalten hatte, äußerte jetzt, nach der Nichtausführung des Seemanövers, laut: „Da trete ich zurück; er steht hoch über mir.“

Die Verbindung von Heroismus und Gemüth, welche dem König Wilhelm I. eigenthümlich war, mußte einen Mann wie Göben sehr anziehen; von Niemandem ist der ehrwürdige Herrscher aufrichtiger und herzlicher geliebt worden als von unserem Helden. Um die Mittagsstunde des 18. April sagte der Monarch, welcher Göbens thatenlustigen Charakter genau kannte, in Berlin zu seiner Umgebung: „Ich bin beunruhigt um Göben; ich zittere, von ihm zu hören.“ Nach dem Siege reiste er in das Feldlager, um den

Digitized by Google

Truppen zu danken: „Als der König herankam, wurde er mit endlosem Hurrah empfangen, ritt, von demselben geleitet, die Reihen hinab und durch die Kolonnen hin und her; sprach seinen Dank aus für die Leistungen der Truppen. Nach dem Vorbeimarsch traten dann die Dekorirten und die Verwundeten vor, und ihnen speziell sagte er dann in rührenden Worten seine Anerkennung und seinen Dank sowie seinen Schmerz, daß er, der immer fast nur Soldat gewesen, jetzt nicht mehr sie in den Kampf führen dürfe. Aber er habe persönlich kommen müssen, sie zu sehen. Gegen mich war der König sehr herzlich und freundlich, der gute alte Herr; er war dabei selbst ganz gerührt . . . Ich habe den Eindruck gehabt, daß er vollständig meinen Entschluß, nicht überzugehen, billigte, ja daß er sehr erfreut darüber war . . . Er hat mir wiederholt seinen Dank ausgesprochen, wobei er mir fest die Hand drückte und so weich war, daß ich seine Worte nicht verstand; die Thränen standen ihm dabei in den Augen . . . Aber andererseits verdrießt es mich zuweilen, daß ich gerade diesen Auftrag erhalten habe, und daß ich dadurch am wirklichen Angriff nicht betheiligt gewesen bin, und ich denke tückisch, daß der Prinz absichtlich die Westfalen ferngehalten hat, um seinen Brandenburgern den Ruhm des Gelingens zu sichern. Denn das kann ich ohne Ruhmredigkeit für meine Brigade sagen: Sie würde glänzend gearbeitet haben."

Daß Göben, wenn es einmal sein mußte, auch nicht draufgehen konnte, war das Einzige, was ihm in den Augen der maßgebenden Persönlichkeiten noch gefehlt hatte, um ihm die Qualifikation für einen höheren Posten in der militärischen Hierarchie zu verleihen. Es unterlag jetzt keinem Zweifel mehr, daß der 48jährige demnächst eine Division bekommen würde; er kündigte daraufhin schon seine Wohnung in Münster. In der That hatte er trotz seiner verhältnißmäßig jungen Jahre bereits alle Eigenschaften in sich ausgebildet, deren der Kommandeur einer größeren Streitmacht bedurfte. Auch zur rechten Zeit ungehorsam zu sein, verstand er. Wir wissen, daß er unter dem Vorwande, zu rekognoszieren, offensive Bewegungen ausführte, zu denen er auf dem geraden Wege nicht die Erlaubniß erhalten haben würde. Die Disposition für den Sturm hatte dem Generalmajor von Schmid, der dem rechten Flügel der Schanzen gegenüberstand, vorgeschrieben, seinerseits nicht mitzustürmen, sondern nur einen Theil der feindlichen Streitkräfte in Schach zu halten, weil die betreffende Hälfte der Werke durch die Beschießung wenig gelitten hatte. Seiner schon

Digitized by Google

früher einmal geschilderten Natur getreu beschränkte sich Schmid darauf, die ihm ertheilte Ordre gewissenhaft auszuführen. Göben urtheilte hierüber: „Hätte ich an Schmids Stelle bei Rackebüll gestanden, ich würde ohne Weiteres mit zum Angriff vorgegangen sein; das steht fest. Und das hätte sicher noch größere Resultate ergeben, da jetzt der feindliche rechte Flügel, welcher eben der Brigade Schmid gegenüberstand, mit verhältnißmäßig geringem Verlust zurückgekommen ist. Ich muß allerdings hinzusetzen, daß ich es ohne Befehl oder, wenn man will, gegen den Befehl gethan hätte." Und dieser Heros, der, ohne Menschenfurcht irgend welcher Art zu kennen, über Land und Meer kühn dahin stürmt, hielt von den Aeußerlichkeiten des preußischen Militärwesens nur wenig. Nicht ohne Ironie schrieb er seiner Frau: „Bis jetzt hättest Du unsere preußischen Soldaten nicht wiedererkannt: Shawls um den Hals gewickelt, Tabaksbeutel am Waffenrock hängend, diesen halb aufgeknöpft, die Hosen in die Stiefel gesteckt, und häufig einen Knüttel in der Hand; so spazieren sie durch Straßen und Felder. Die 13. Division ist wieder etwas zivilisirt, und Witzingerode ist eifrig beflissen, die schlechten Kriegsmanieren zu beseitigen. Schon ist der Anzug wieder ganz nach Vorschrift, auch sieht man zur großen Verwunderung der übrigen Kriegsleute bei unserer wohlerzogenen Division keine Zigarren und Pfeifen mehr; nur die Bärte erinnern noch an die Ausschweifungen der letzten Monate." Zuweilen widerte des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr Göben an, besonders während der Waffenruhe, die nach dem Falle der Düppelstellung vereinbart worden war, und er, dessen Lorbeeren erst zu knospen anfingen, verfiel in ganz eigenthümliche Stimmungen: „Könnte ich nur erst den Abschied nehmen! Freiheit! Freiheit! Oder um dieses Wort nicht falsch anzuwenden: Unabhängigkeit! Das ist gar ein köstlich Gut!"

Nachdem die Waffenruhe abgelaufen war, ohne den Frieden gebracht zu haben, nahmen die Preußen im Juni die Operationen wieder auf, indem sie den Uebergang nach Alsen vorbereiteten. Seitdem man sich im Besitze der Düppelstellung befand, herrschte kein Zweifel mehr darüber, daß die Operation ausführbar war. Gleichwohl bildet die Aktion ein Ruhmesblatt in der preußischen Geschichte, und es ist wieder großentheils beschrieben mit den Thaten Göbens. Seinen bewährten Truppen und der 12. brandenburgischen Infanteriebrigade unter Generalmajor von Röder war die Eroberung der Insel übertragen worden. Nachdem die Landung

Digitized by Google

geglückt war, wurde die 26. Brigade von der dänischen Brigade Kauffmann heftig angegriffen: „Das erste Mal, daß die Dänen eine kräftige Offensivbewegung gemacht haben. Kauffmann ist der bekannte Chef des Generalstabs, welcher mit de Meza wegen der vernünftigen Räumung der Dannewerke gestürzt wurde." Bei dem Kampf mit Kauffmanns Truppen trat die kritische Wendung ein, daß das 2. Bataillon des 2. Westphälischen Infanterieregiments Nr. 15 (Prinz Friedrich der Niederlande) Flankenfeuer erhielt. Das Bataillon gerieth ins Schwanken; Göben, der sofort nach dem gefährdetsten Punkt ritt, wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen: „Offen gesagt, das ist mir ganz lieb, verzeih' die Eitelkeit." Die Einen seiner Leute haranguirend, die Anderen mit der flachen Klinge über den Rücken hauend, trieb Göben den in Unordnung gerathenen Truppentheil vorwärts und stellte das Gefecht wieder her. Zur 26. Brigade gehörte auch ein Bataillon, das noch gar nicht im Feuer gewesen war: das 2. Bataillon des 55. Infanterieregiments, das bisher in Apenrade in Garnison gelegen hatte. Gerade dieser noch unerprobten Infanterie war beschieden, was im modernen Kriege so selten vorkommt, nämlich zum Handgemenge zu gelangen: Nach einem kurzen, aber sehr hartnäckigen Gefecht warfen die 55er durch einen glänzenden Bajonetangriff die ihnen entgegentretende dänische Brigade Bülow vollständig über den Haufen. Der Feind erlitt einen außerordentlich großen Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen; hinter einer einzigen Umzäunung, oder, wie man dort zu Lande sagt, Knick, lagen 12—14 Mann mit eingeschlagenem Schädel.

Der ganze Tag verlief gleichermaßen ehrenvoll für beide preußischen Brigaden. Trotz des tapferen Widerstandes der Dänen ging ihnen dieses letzte Stück schleswigschen Bodens auch noch verloren, zusammen mit 3 200 verletzten und unverletzten Kombattanten, während die Preußen nur 400 einbüßten: „Es wäre eine schöne Geschichte gewesen, wenn die Brandenburger wieder allein Alles gemacht hätten", schrieb Göben „nachträgerisch" an seine Frau. Daß nicht noch größere Resultate erreicht wurden, lag an dem greisen Herwarth von Bittenfeld, dem kommandirenden General des VII. westphälischen Armeekorps, der die Expedition nach Alsen an oberster Stelle leitete. Der alte Herr nahm ein lebhaftes Interesse daran, sein Regiment, das 13., das als Bestandtheil der Brigade Schmid in der Reserve herüberkam, „vorzukriegen". Dieser für einen Feldherrn untergeordnete Ehrgeiz zog gemein-

Digitized by Google

schädliche Konsequenzen nach sich, die Göben der Generalin folgendermaßen auseinandersetzt: „Der gute Herwarth, der sich persönlich sehr brav gezeigt hat und bis ins Schützenfeuer ritt, wenn er was sehen wollte, sagt nämlich bei Ulkebüll, während ich Sonderburg nahm und es nun darauf ankam, daß die andere Brigade (Röder) kräftigst auf Hörup vordrang, um möglichst viel abzuschneiden, zu . . Röder: „Jetzt machen Sie Halt und lassen die Brigade Schmid durch; Sie haben genug gethan; die Anderen müssen auch heran." Die Truppen von Schmid aber konnten erst in einer halben Stunde soweit sein, und so ging diese halbe Stunde pure verloren und mit ihr ein paar Tausend Gefangene mehr."

Zu seiner großen Genugthuung erhielt Göben den Orden Pour le mérite, die höchste militärische Auszeichnung, welche der Staat zu vergeben hatte, „mit einer Kabinetsordre, die dem guten König gewiß Freude gemacht hat." Wie Friedrich Karl Göben mittheilte, empfing der Generalmajor die Dekoration nicht nur für seine Mitwirkung bei Alsen, sondern für die Gesammtheit der Verdienste, welche er sich während des Feldzuges erworben hatte; schon lange vor Alsen war er von dem Prinzen für den Pour le mérite vorgeschlagen worden. Gutmüthig und loyal, wie Göben gesinnt war, that es ihm leid, daß sein Vorgesetzter Wintzingerode bei der Ordensvertheilung leer ausging. Trotzdem Wintzingerode, wie wir wissen, nicht sein Freund war, that Göben Schritte, „daß er doch wenigstens auch noch irgend einen kleinen Klecks für Alsen bekommt." Indessen blieben diese noblen Bemühungen vergeblich.

Wie schlicht bürgerlich und gemüthvoll Göben empfand, wie rücksichtsvoll er auftrat, zeigt sich recht deutlich, wenn man ihn in seinen Beziehungen zu den Geistlichen, Kaufleuten und Gutsbesitzern betrachtet, bei denen er 1864 in Quartier lag. Militärischen Hochmuth kannte er nicht, und es kostete ihn nicht die geringste Ueberwindung, mit gebildeten Zivilisten recht intim zu verkehren; in das Wesen jedes anständigen Mannes wußte er sich hineinzudenken und behandelte ihn mit Hochachtung und Feinheit. Deshalb sahen ihn alle seine Quartiergeber, mochten sie ihm als Dänen oder als augustenburgische Liberale auch politisch fern stehen, mit großem Bedauern aus ihrem Hause scheiden: „Da bin ich nun bei einem Ultra-Schleswig-Holsteiner, übrigens einem fast 80jährigen, mich sehr ansprechenden Mann, einem Herrn Ahlemann, früher Kaufmann . . . Ich stehe auf sehr freundlichem Fuß mit dem alten Herrn, wiewohl wir manchmal verschiedener Ansicht sind; aber ich

Digitized by Google

bin, wie immer gegen alte Leute, auch gegen ihn sehr aufmerksam; sorge, daß ich von allen Touren und Fahrten zu seinem größten Vergnügen immer auf die Minute pünktlich zum Essen zurück komme u. s. w., und so sind wir gute Freunde. Am allermeisten habe ich ihn ehegestern Abend erfreut, wo ich, als ich zum Schloß (zum Prinzen Friedrich Karl) gehen wollte, gebratenen Fisch auf dem Tisch sah und mir erst eilends eine Portion davon zu Gemüthe führte." An der Idee der Schonung gegenüber dem Dänenthum hielt Göben beharrlich fest: „Ich wünsche wie die ganze Armee den Friedensschluß. Ich wünsche, wie übrigens nicht die ganze Armee, ferner, daß wir . . . . . nicht jetzt als Sieger Alles festhalten, was wir irgend kriegen können, und was die nichts selbst thuenden Schreier dahinten bei Strafe des Vaterlandsverraths fordern. Damit legen wir meiner Ueberzeugung nach lediglich die Grundlage zu neuen Konflikten im umgekehrten Sinne. Wir können uns jetzt Dänemark gegenüber sehr günstig stellen, wir werden es aber nothwendig zu einem steten erbitterten Feind machen, der, wenn auch jetzt gezwungen nachgebend, doch bei erster Gelegenheit wieder gegen uns auftritt, wenn wir jetzt die äußersten Konsequenzen des Sieges fordern." So schrieb Göben am Tage der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien. Seine Ansichten dürften vor dem Forum der Realpolitik kaum bestehen können, wie ich denn bereits bemerkt habe, daß Göben kein politischer Kopf war, aber wenn ich an den französischen Nationalcharakter denke, finde ich es doch liebenswürdig und schmeichelhaft für unser Volksthum, daß ein gewaltiger deutscher Kriegsmann im Grunde seiner Seele so friedlich gesinnt war. Jedes auf deutschem Boden nationalen Minoritäten angethane Unrecht empfand dieser echte Patriot fast wie eine persönliche Beleidigung: „Wäre ich gestern Abend in Flensburg gewesen, so hätte ich mein Bataillon gesammelt und die Kolben tüchtig arbeiten lassen; der Pöbel hat nämlich Dänen die Fenster eingeworfen u. s. w." Wenn unsere modernen Dänen- und Polenverfolger hörten, was dieser Mitbefreier der Elbherzogthümer über nordschleswigsche Kirchen- und Schulpolitik, über Behandlung dänischer Pfarrer und Lehrer gesagt hat — sie würden sich wundern; er aber dürfte Manche von ihnen zu den „nichts selbst thuenden Schreiern dahinten" rechnen.

Die schweren 1864 preußischerseits gemachten Fehler scheinen die Stellung eines Mannes erschüttert zu haben, der vollständig unschuldig an ihnen war: „Moltke ist gefragt worden, ob es in

Digitized by Google

seinen Wünschen liegen würde, das VII. Armeekorps zu bekommen. Und der Bruder der Generalin meint, daß sich die Chancen jetzt Münster zuneigten, während der General zuerst den Gedanken gehabt habe, sich um die durch Willisens Tod erledigte Gesandtenstelle in Rom zu bewerben .... Ich hoffe für mich eine Division im Gegensatz zur Stelle des Chefs des Generalstabs, für die Voigts, Clausewitz und Göben genannt werden ..... Auch Rantzau, gestern aus Berlin nach Jütland hier (in Schleswig) durchgereist, sagte mir, daß ich dort als Chef des Generalstabs vielfach bezeichnet werde ... Allmählich hat sich mir mit Bezug auf die Chefstelle die Betrachtung aufgedrängt, daß einige Jahre in Berlin mit allem Schönen, was die Hauptstadt so reich bietet, doch auch nicht zu verachten sind ... Wenn die Wohnung nur einen Garten hätte!"

Für die Bequemlichkeiten des Lebens war Göben umso empfänglicher, als seine schon früher ruinirte Gesundheit durch den Winterfeldzug neuen Schaden gelitten hatte. In Schleswig erlitt er einen so heftigen Anfall von Rheumatismus, daß er mehrere Wochen lang nur an einem Stocke gehen konnte. Zwar bewährte sich eine Kur in Teplitz sehr gut, jedoch blieb die verstärkte Disposition zu Rheumatismus bis an seinen Tod vorhanden. Das Reißen hatte sich an dem Körper des Generals eine besonders lästige Stelle ausgesucht, die große Zehe, sodaß Göben beim Gehen zuweilen plötzlich stillstehen mußte und keinen Schritt weiter zu thun vermochte. Ueberhaupt zeigte er sich seit dem dänischen Kriege noch empfindlicher gegen Witterungsverhältnisse als früher, sodaß er sagte: „Ich werde jedes Mal nach dem Kriege krank."

Wilhelm I. bewies auch dieses Mal wieder seine Menschenkenntniß: Moltke wurde nicht zum Gesandten bei Pio Nono und als Archäolog gebraucht, sondern blieb Chef des Generalstabs. Göben erhielt die zehnte Division in Posen an Stelle des Generallieutenants von Canstein, der sich nicht mit dem kommandirenden General von Steinmetz, „einem als sehr schwierig bekannten Manne," hatte vertragen können. Trotzdem sich Göbens Verhältniß zu Steinmetz befriedigend gestaltete, fühlte sich das westelbische Ehepaar im Großherzogthum nicht recht wohl und war sehr erfreut, als Göben bald nachher das Kommando über die 13. Division in Münster übertragen wurde. Höchst erfreulich war auch die Vermehrung des Einkommens, welche das Avancement zum Generallieutenant mit sich gebracht hatte.

Digitized by Google

Der Krieg mit Oesterreich zog herauf. Der Kommandeur der 13. Division verfolgte den Gang der politischen Angelegenheit mit fieberhafter Spannung. Man weiß, daß die militärischen Kreise Preußens dem Zusammenstoß mit dem Kaiserstaat vielfach schwer besorgt entgegensahen; fürchtete doch sogar der König, die erste Schlacht gegen die vereinigten Oesterreicher und Sachsen unter den Mauern Berlins schlagen zu müssen. Im März 1866 fuhr Göben zur Königsgeburtstagsfeier nach der Hauptstadt: „Ich habe Frau von Moltke verfehlt, auf dem Büreau einige der Faiseurs gesprochen. Dieselbe Sache, die mich gestern frappirt: Mir bestätigt im Vertrauen Döring, (Oberst und Abtheilungschef im Generalstab) daß nirgends rechtes Feuer für den Krieg, daß . . . die Dinge für denselben berathen werden . . . mit den Wünschen, daß es nicht dazu komme. Dann Boyen aufgesucht, der, verständig wie in Allem, auch wieder seine Besorgniß aussprach, daß wir . . . nicht die Maßregeln rechtzeitig träfen, welche uns gegen anfängliche Echecs sicherten. Es fehle an Kraft und Saft und Wollen; da sei es besser, sich nicht einzulassen, wozu es aber jetzt freilich schon zu spät wäre. Ueber die politische Lage nichts als: „Ach Gott! Nur kein Krieg!“ Boyen sagt: „Der König im siebzigsten Jahre an der Spitze, Moltke ihm zur Seite, der Abgelebte; was soll daraus werden?“ Genug, Alles schwankend, mehr besorgt als vertrauend.“ Was Göbens eigene Meinung betraf, so sah er dem Kampfe gleichfalls nicht leichten Herzens entgegen, wenn er sich auch in vertrauensvollerer Stimmung befand als die meisten Anderen: „Ich sage immer: „So wie die Sache einmal liegt, hilft es nichts mehr. Wir haben so viel und so entschieden gesprochen, daß wir es nun auch durchführen müssen. Aber rasch und entschieden . . . Das Diner beim Prinzen Albrecht, vierzehn Personen, war gut und heiter. Das Menu kann ich Dir leider nicht bringen, da keine aufgelegt waren. Ich saß beim Kriegsminister und habe mich gefreut, in ihm wenigstens in der Kriegsangelegenheit Bestimmtheit und Entschiedenheit zu finden, sowie eine richtige Schätzung der österreichischen Streitkräfte, welche andererseits vielfach weit überschätzt werden. Und auch Podbielski, der neue Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements, ist frisch und voll Vertrauens.“ Nicht sorgenfrei aber von überwiegend hoffnungsvollen Erwartungen erfüllt war Göben auch noch an dem Tage der Kriegserklärung, wo er, zum Einmarsch bereit, mit seiner Division an der Grenze des Königreichs Hannover stand: „Die Situation für Preußen ist jetzt

Digitized by Google

ernst, ist schwer. Die Entscheidung liegt fürs Erste in Schlesien; hier ist Alles Nebenwerk, wenn auch erschwerendes, lästiges Nebenwerk. Fürs Erste sage ich, weil ich denke, daß wir auch bei schlechtem Anfang mit Zähigkeit gut herauskommen werden." Es war eine Tücke des Schicksals, daß gerade Göben, der geborene Unterthan des Welfenhauses, sich berufen sah, gegen Hannover zu agiren, während sein greiser Vater noch eine hannöversche Pension bezog und Augusts Bruder, Wilhelm, sogar der aktiven Armee Georgs V. angehörte. Als die 13. Division die Hauptstadt des genannten Monarchen besetzte, empfing Göben überall, wo er bei Verwandten seine Karte abgeben ließ, die Antwort, die Herrschaften seien nicht zu Hause. Nach der Okkupirung der feindlichen Residenz wendete sich die 13. Division zusammen mit der Division Manteuffel nach Süden, um die nach Bayern abziehende hannöversche Armee zu verfolgen: Der preußische Höchstkommandirende, Vogel von Falckenstein, hoffte bei Göttingen die Hannoveraner zu erreichen; er hatte dorthin auch die in Kassel eingerückte Division Beyer dirigirt. Indessen entrannen die Hannoveraner glücklich nach Preußisch-Thüringen, in die Gegend von Mühlhausen. Vogel von Falckensteins Operationen gegen die hannöversche Armee sind von berufenen Kritikern scharf aber gerecht getadelt, von anderer Seite lebhaft jedoch ohne Geschicklichkeit vertheidigt worden.*) Wir wollen uns mit diesen Streitfragen nur soweit befassen, wie Göbens Nachruhm dabei betheiligt ist. Zunächst deuten die Vertheidiger Vogel von Falckensteins an, der General sei durch Göben, der die Avantgarde hatte, nicht rechtzeitig genug von dem Abzug der Hannoveraner von Göttingen unterrichtet worden. Nun sind aber die Hannoveraner am 21. Juni von dort abmarschirt und schon am 22. Juni um 4 Uhr Morgens hat Göben, wie aus der Korrespondenz hervorgeht, das Ereigniß seiner Frau telegraphirt. Er war also früh genug au courant und sein Höchstkommandirender natürlich auch. Nachdem Falckenstein den Gegner bei Göttingen verfehlt hatte, hielt er eine weitere Verfolgung der hannöverschen Armee für aussichtslos und dirigirte sein Heer nach Hessen, um bei Frankfurt das achte Bundeskorps zu zersprengen: „Ich dachte, daß es Dir das Herz etwas erleichtern werde, zu wissen, daß ich nicht unmittelbar mit den Hannoveranern in Kampf gerathe . . . Den König abzuschneiden wird nicht mehr möglich sein . . .

*) Vgl. Delbrück, „Langensalza und Vogel von Falckenstein". „Preußische Jahrb." Bd. 59 Jahrgang 1887 S. 448 u. f.

Digitized by Google

Gestern habe ich einen sehr starken Marsch gemacht, mit dem Zirkel gemessen fünf Meilen, also für viele Truppen sechs. Dabei lasse ich alle Tornister fahren und gebe immer eine Extraverpflegung. Meine Division wird bis jetzt noch immer in den Quartieren verpflegt; ich habe aber außerdem ein fliegendes Magazin gebildet durch Requisitionen, sodaß ich einen Eisenbahnzug mir folgen lasse mit Speck, Reis, Zwieback, Kaffee, Branntwein, Hafer, Heu. Damit helfe ich aus, wo es nöthig."

So gut wie er hoffte, sollte es Göben jedoch nicht haben; es war ihm doch noch beschieden, bei der Vernichtung seines angestammten Herrscherhauses mitwirken zu müssen: In Berlin waren der König und Moltke mit der Strategie Falckensteins keineswegs einverstanden; sie glaubten, daß sich die Truppen Georgs V. noch einholen ließen und befahlen demgemäß dem Oberbefehlshaber der Mainarmee, von Frankfurt vorläufig abzulassen und sich nach Thüringen zu werfen. Als der starrköpfige Falckenstein den bezeichneten Ordres gegenüber einen beharrlichen Ungehorsam an den Tag legte, setzte sich Moltke über den Kopf des Feldherrn hinweg mit den Generalen Manteuffel und Beyer in Verbindung und instruirte den einen, eine Anzahl Bataillone über Magdeburg nach Gotha zu détaschiren, den anderen, mit seiner ganzen Division nach Eisenach zu rücken. Indem die genannten Divisionskommandeure Moltke gehorchten, schloß sich der eiserne Ring um das unglückliche kleine Heer, besonders, da auch Göben die hessische Route verließ und sich nach Eisenach wendete. Es heißt, er habe so aus eigener Initiative gehandelt, als Oberst von Osten-Sacken, der mit zwei Bataillonen Garde in Eisenach stand, ihn dringend um Hilfe anging, da beträchtliche hannöversche Streitkräfte sich gegen Eisenach zu entwickeln begannen.*) Indessen scheint Göben, ebenso wie die beiden anderen Generallieutenants, daneben auch Weisungen von Berlin gehabt zu haben: „Ich war beauftragt, unsere Hannoveraner zu verfolgen, zu umgehen durch die Eisenbahn und ihr Durchbrechen zu verhindern, sie anzugreifen, zu entwaffnen oder zu vernichten! Was das für mich sagen wollte, kannst Du Dir denken". Mag nun Göben nach eigenem Ermessen oder durch eine Verfügung des Königs gedeckt sich von den Vorurtheilen seines Höchstkommandirenden emanzipirt haben — jedenfalls traf er mit seinem Linksabmarsch von Kassel nach Eisenach das Richtige. Und wie strengte er sich

*) Vgl. den oben zitirten Aufsatz von Delbrück S. 456 u. 457 und Sybel, „Begründung des deutschen Reichs" V S. 47 u. 48.

Digitized by Google

und die Truppen an, um zur rechten Zeit zur Stelle zu sein! In drei Tagen und Nächten schlief er nur drei Stunden; für die Division wechselten bei glühender Hitze gemachte Eisenbahnfahrten mit Gewaltmärschen ab, die unter demselben sengenden Himmel vollzogen werden mußten: „. . . Eine famose Hetze! . . . Der Marsch nach Münden und dann, auf den Hülferuf von Eisenach, der forzierte Marsch nach Kassel und die Fahrt bis hieher (Eisenach), wo von Mitternacht an Zug auf Zug herandonnerte, war eine gute Kombination und eine gute Arbeit".

Vogel von Falckenstein, dem Moltke auf die geschilderte Weise seine Truppen aus der Hand genommen hatte, reiste, vor Zorn glühend, hinter ihnen her, nach Eisenach. Nachdem Göben eben durch selbstständige Bestimmung seiner Marschrichtung einen Beweis seiner Energie gegeben hatte, kam er gleich darauf in die Lage, der Mäßigung das Wort reden zu müssen. Man hatte nämlich von Berlin aus den genügend zernirten Hannoveranern eine kurze Waffenruhe bewilligt, um, von seltener Versöhnlichkeit geleitet, dem König Georg noch einmal gegen die Unterwerfung unter die Bundesreform die Integrität seines Landes anzubieten. Diese Waffenruhe wollte Falckenstein nicht auerkennen; nachdem er nicht mehr leugnen konnte, daß die Zernirung der Feinde gelungen war, wollte er auch unverzüglich draufgehen. Göben ermahnte Falckenstein dringend, die Waffenruhe, wenn sie ihm auch noch nicht amtlich mitgetheilt sei, gelten zu lassen, denn materiell könne über ihre Existenz kein Zweifel obwalten: „Schwere, schwere Momente Falckenstein gegenüber". Sie verschafften Göben das schöne Bewußtsein, über den Staat, der seine engere Heimath bildete, und über das Heer, in dem sein Bruder focht, unmittelbar vor dem Untergange des Welfenhauses noch einmal die schützende Hand gehalten zu haben. Falckenstein erkannte endlich die Waffenruhe an, allerdings nicht auf die Intervention Göbens, sondern weil bald darauf die offizielle Notifikation von Seiten der preußischen Regierung eintraf. Daß die Unterhandlung zwischen Preußen und Hannover wieder zu keinem Ergebniß führte, lag lediglich an dem übertriebenen dynastischen Stolz König Georgs; er wollte von einer Beschränkung seiner Souveränität durch den Eintritt Hannovers in einen Bundesstaat nichts wissen. Nach dem Scheitern dieses letzten preußischen Versuches, sich friedlich mit der Krone Hannover zu verständigen, kam es zu dem Treffen bei Langensalza, in dem das leichtsinnig angreifende preußische Detachement Flies von der doppelt

Digitized by Google

so starken hannöverschen Armee gründlich geschlagen wurde. Wenn die Hannoveraner die retirirenden Preußen sogleich verfolgt und ihnen Gotha entrissen hätten, wäre Niemand mehr dagewesen, um Georg V. die Straße nach dem nicht mehr fernen Bayern zu verlegen. Aber ein vom Könige gehaltener Kriegsrath erklärte die Kräfte der Soldaten für zu erschöpft, als daß ein unverzüglicher Vormarsch denkbar wäre. Und schon war die Nachricht von der Niederlage der Kameraden nach Eisenach, zu Göben, gedrungen: „In Folge davon eine unruhige Nacht, die ich meist auf dem Bahnhof von Eisenach zubrachte. Alles in Bewegung gesetzt; meine Front, die schon nach dem Süden war (gegen die sich nähernden Bayern), wieder herumgeworfen, rasch sieben Bataillone, zwei Batterien nach Gotha entsendet, zur Sicherung". Diese mit raschem und kräftigem Entschluß ergriffenen Maßregeln machten es dem Könige von Hannover unmöglich, das am Abend Versäumte am nächsten Morgen nachzuholen und Gotha einzunehmen, zumal sich auch die Division Beyer der genannten thüringischen Residenz näherte. Von Manteuffel im Norden, von Göben im Westen, von Beyer und Flies im Süden umzingelt, mußten König Georg und sein Heer kapituliren: „O meine Hannoveraner! . . . Ein traurig Ding, wenn sie dahinziehen, unbewaffnet! . . . Obgleich ich gegen sie gethan habe, was irgend zu thun war, geht es mir doch durchs Herz. Ich freue mich aber, daß sie vor ihrer Katastrophe Gelegenheit gefunden, noch eine wirklich gute Waffenthat auszuführen; denn die wahrhaft brillanten Reiterangriffe von ehegestern, bei denen sie trotz heldenmüthiger Gegenwehr dreimal in ein Quarré eingedrungen sind, werden auch von dem Feinde als unübertrefflich gerühmt."

Es hat selten eine ruhmreichere und glänzendere Kampagne gegeben, als den Feldzug der preußischen Mainarmee gegen die mittelstaatlichen Bundeskontingente. Zwar waren die preußischen Truppen an Qualität der buntscheckigen „Reichsarmee" überlegen, aber immerhin haben die Reichstruppen von 1866 und 1870 mit Ruhm gefochten, und so bleibt es auf alle Fälle eine weltgeschichtliche That Vogel von Falckensteins, daß er mit 48000 Mann 94000 Mann reguläres deutsches Militär geschlagen hat. Gleichwohl hatten die Gaben dieses Generals ihre sehr bestimmten Grenzen; sie lagen fast ausschließlich auf dem moralischen, nicht auf dem intellektuellen Gebiet. Falckenstein erfocht seine Siege durch rücksichtslos durchfahrende Thatkraft, die in ihm bis zum Helden-

Digitized by Google

haften gesteigert erscheint. Moltke und, wie wir sehen werden, Göben waren mit seinen Operationsplänen niemals einverstanden, aber er verstand es, die Fehler des Entwurfes durch die Kühnheit der Ausführung wett zu machen.*) Göben, der an der Strategie seines Vorgesetzten beständig eine sehr scharfe Kritik übte, war doch von Hochachtung vor ihm durchdrungen und nach Beendigung der Aktion gegen die Hannoveraner war sein erstes Bestreben: „mich wieder gut zu stellen mit dem alten Herrn, den ich . . . . schwer gekränkt."

Falckenstein hatte von Moltke die Instruktion, nach der Vernichtung der hannöverschen Armee auf Fulda und von hier auf Schweinfurt zu marschiren, um so das 7. Bundeskorps — 45000 Bayern — von dem 8. — 49000 bei Frankfurt konzentrirte südwestdeutsche Mittelstaatler — zu trennen. Moltke nahm an, daß die Mainarmee bei Schweinfurt Gelegenheit zu entscheidenden Aktionen finden würde, weil die Baiern ihr eigenes Gebiet unmöglich unvertheidigt lassen konnten. Und gerade den Bayern wollte man in Berlin die ersten Niederlagen zugefügt wissen. Indessen hätte man, um das Heer Ludwigs II. zu schlagen, nicht bis Schweinfurt zu gehen brauchen; glückliche Chancen, das 7. Bundeskorps isolirt zu fassen, boten sich Falckenstein früher, als der Chef des Generalstabs vorausgesehen hatte: Prinz Karl von Bayern rückte nämlich, um die hannöverschen Bundesgenossen zu degagiren, von Franken nach dem westlichen Thüringen vor und breitete sich an der oberen Werra ziemlich weitläufig aus. Zum Unglück für den deutschen Partikularismus kam der Sukkurs etwas zu spät, kurz nach der Waffenstreckung des zu rettenden Heeres, und wenn es nach Göben gegangen wäre, würde das Hilfe bringende 7. Bundeskorps, das sich so weit von dem 8. entfernt hatte, noch obendrein unverzüglich und energisch angegriffen worden sein. Indessen fürchtete der Höchstkommandirende der Mainarmee, wenn er seine bei Eisenach zusammengezogenen Streitkräfte gegen den bei Meiningen postirten Karl anrücken ließe, den Prinzen nach Süden hin verschwinden zu sehen. Vor der Gefahr, Lufthiebe zu thun, war er ja auch so sehr besorgt gewesen, als man ihm zugemuthet hatte, die Hannoveraner zu stellen. Deshalb verzichtete er auf das lockende Unternehmen, nach den Hannoveranern die Bayern vereinzelt abzuthun und marschirte instruktionsgemäß von Eisenach nach

*) Eine ausführliche Charakteristik Vogel von Falckensteins befindet sich in dem bereits mehrfach zitirten Essay Delbrücks über Langensalza.

Digitized by Google

Fulda. Göben war wieder einmal mit der Führung von Seiten des Oberbefehlshabers ganz und gar nicht einverstanden: „Nach meiner Ansicht hätten wir uns nach Kapitulation der Hannoveraner sofort auf die bis an den Thüringer Wald vorgegangenen Bayern werfen und uns erst nach ihrer Beseitigung südwestwärts wenden müssen. Ueberhaupt vor Allem immer den Feind schlagen, welchen man erreichen kann.“ Trotz seines übereilten Vormarsches auf Fulda bot das Kriegsglück dem preußischen Feldherrn noch einmal die Möglichkeit, das bayrische Heer in Thüringen zu packen. Prinz Karl marschirte nämlich parallel mit den Preußen gleichfalls auf Fulda, um sich hier mit dem 8. Bundeskorps zu vereinigen. So rückzugluſtig, wie Falckenstein voraussetzte, zeigte sich also Karl nicht; er hätte ja auch die Vereinigung mit den Bundesgenossen weiter südlich, auf bayrischem Gebiet, suchen können, wo ihm der Feind nicht in die Quere zu kommen vermochte. Am Nachmittage des 3. Juli, dem Tage von Königgrätz, liefen bei Falkenstein Meldungen ein, aus denen hervorvorging, daß alle vier bayrischen Divisionen in der linken Flanke der preußischen Marschkolonne standen. Falckenstein aber redete sich ein, er habe es nur mit einigen Detachements von Raupenhelmen zu thun, die ihn auf seinem Marsche beläſtigen wollten, und befahl der Division Göben, jene Abtheilungen „durch einen kurzen Vorstoß“ einzuschüchtern: „Eine entschieden falsche Maßregel! Ein „kurzer Vorstoß“ existirt im Kriege garnicht; greift man an, so muß man den Angriff auch durchführen, um Resultate zu haben. Ein Zurückgehen nach gemachtem Angriff ist immer ein schlecht Ding. Weßhalb die Opfer, wenn man nichts will? sagt da Jeder. Indessen — es ist befohlen.“ In dem sich bei Dermbach entspinnenden Gefecht kämpften 14 000 Preußen gegen 20 000 Bayern (am 4. Juli). Die Bayern hatten „famose Stellungen“ inne, und Göben mußte sich beglückwünschen, daß er nicht das ganze 7. Bundeskorps auf den Hals bekam, denn alle Truppen des Prinzen Karl standen nahe bei einander, die Divisionen Manteuffel und Beyer dagegen waren die eine zu weit zurück und die andere zu weit vorwärts, um in das Gefecht eingreifen zu können. In Anbetracht aller dieser Umstände kann man es Göben nicht verdenken, wenn er die Anordnungen des Feldherrn für den 4. Juli als „dumm“ bezeichnet. Die Aktion verlief nichtsdestoweniger sehr ruhmreich für die preußischen Truppen; dank dem Feuer, mit dem Göben das Engagement durchführte; freilich befand er sich im Unklaren über die Stärke des Gegners;

Digitized by Google

erst am nächsten Tage erfuhr er zu seiner Ueberraschung und Befriedigung, daß er mit seiner einen Division zwei bayerischen — Zollern und Hartmann — gegenüber gestanden hatte: „Es war unsererseits ein brillantes Vorgehen; eine vorzügliche Wirkung der gezogenen Batterien und der Zündnadelgewehre. Der Feind wurde ohne Weiteres geworfen, seine Positionen wurden genommen, und vergebens suchte er wieder und wieder zum Angriff vorzukommen. Die gesetzten Ziele und leider auch eine dahinter liegende bewaldete Bergkuppe, welche gegen Befehl angegriffen wurde und sehr schwere Opfer kostete, waren erreicht; nun trat der schlechte Moment ein: das Abziehen statt des kräftigen Verfolgens der erfochtenen Vortheile. Schlecht nicht in dem Sinne, daß dabei Etwas schlecht gegangen wäre; im Gegentheil wurde Alles auf das Beste und Ruhigste ausgeführt, und der erneute Versuch des Feindes, nachzudrängen, endete lediglich mit nochmaligem Zurückwerfen. Aber schlecht war es doch, daß man eben nach allen Anstrengungen und nach allem Blut zurückging; das machte verdrießlich . . . Ich habe Dir schon mitgetheilt, welche schweren Verluste ich erlitten habe. Ich habe aber auch meine Zuversicht, daß wir die Bayern und Genossen immer tüchtig abklopfen werden, durch den gestrigen Tag nur verstärkt gesehen."

Falckenstein erkannte nach dem blutigen Ringen bei Dermbach, daß er Karls gesammte Streitkräfte vor sich sich hatte und traf Anordnungen, um für den folgenden Tag alle drei Divisionen behufs einer Entscheidungsschlacht beisammen zu haben. Als er jedoch am Morgen des 5. Juli erfuhr, daß der Feind in südlicher Richtung abgezogen sei, bemächtigte sich seiner zum dritten Mal die fixe Idee von dem Lufthieb, und im Laufe des Tages befahl er, von den Bayern abzulassen und den Marsch auf Fulda wiederaufzunehmen. Niemand war mit dieser Wendung der Dinge unzufriedener als der Kommandeur der 13. Division: „Ein Tag ist eingebüßt," schrieb er grimmig. „Von Fulda gehen wir an den Main vor, vielleicht auf Schweinfurt; vorbehaltlich dessen, was wir dem Feind zu Liebe etwa noch extra thun." Ganz so schlimm kam es indessen nicht; der Marsch der Preußen ging ununterbrochen vorwärts; von Fulda über das Rhöngebirge nach Franken: „Wir haben das beste Vertrauen, und mein kleines Gefecht hat dasselbe noch sehr gesteigert. Es ist was Köstliches um unsere Offiziere und Soldaten, um unsere Zündnadeln und gezogenen Geschütze . . . Von Hannover bis hieher sind wir stets durch herrliche Landschaft

Digitized by Google

gezogen; immer waldbekränzte Berge und reich geformte Thäler, bald üppig fruchtbar mit vielen Kornfeldern, bald, wie gerade hier, schmale Wiesentristen bergend. Das hält auch die Truppen frischer; denn weite Flächen, Sand oder Nadelholzungen wirken erschlaffend ... Es herrscht große Freude über die herrlichen Nachrichten aus Böhmen, die Du freilich besser weißt als ich ... Mit Stolz kann man sagen, daß die preußischen Armeeverhältnisse sich doch allseitig herrlich bewähren. Damit jetzt Adieu! mein gut' lieb' Herz."

Es fehlt mir der Raum, um die von Falckenstein beim Marsch auf Schweinfurt gemachten Fehler zu erörtern; der Zufall wollte, daß ebenso wie bei Dermbach so auch jetzt wieder die Division Göben die Folgen der falschen Anordnungen zu tragen hatte, welche der Oberbefehlshaber traf. Bei Kissingen stieß Göben mit seinen 14000 Mann auf 18000 Bayern, die sich hätten bis auf 35000 verstärken können, während für den preußischen Generallieutenant in einer vernünftigen Zeit kein Sukkurs in Aussicht stand. An demselben Tage (dem 10. Juli) focht nicht weit von Kissingen, bei Hammelburg, die Division Beyer gegen eine feindliche Brigade. Falckenstein leitete in eigener Person den Kampf, aber im Verhältniß zu seiner doppelten Uebermacht waren die erzielten Resultate nicht erheblich. Göben dagegen siegte glänzend, trotz hartnäckiger Gegenwehr des Feindes, der schwer erschüttert wurde.

Zur Ausnutzung der Erfolge, die dem siebenten Bundeskorps abgewonnen worden waren, kam es nicht; vielmehr wendete sich die Mainarmee aus politischen Gründen jetzt gegen das achte Bundeskorps bei Frankfurt. Wiederum war der preußische Anmarsch so ungeschickt geregelt, daß die Kolonnen einander nicht zu unterstützen vermochten, und abermals hatte Göben das unerhörte Glück, gerade mit seiner Division auf den Feind zu stoßen. Zunächst ging der Marsch der Westfalen nach Lohr: „Ich bin wohl und alle Bekannten sind es Prächtig gestern Nachmittag der Marsch von Gemünden bis hieher längs dem Main; dachte meines Liebs, das die Mainreise einst gemacht. Ich hatte die Tornister in Gemünden sämmtlich auf Schiffe packen lassen, sodaß von dort bis hieher am Abend Alles vergnügt rannte. Sage Dir jetzt Adieu! Die Truppen marschiren schon." Dieser Marschtag wurde aber ein böser: „Es galt den Spessart zu überschreiten, ein hohes Waldgebirge, prächtig für das Auge, aber in Glühhitze, wie wir sie jetzt haben, sehr beschwerlich für den armen, belasteten Fußwanderer." Während die Westfalen mühsam die Terrainschwierigkeiten des Spessart über-

Digitized by Google

wanden, marschirte das gesammte achte Bundeskorps ihnen entgegen: es ahnte von dem Anmarsch der Preußen auf diesem rauhen Wege nichts und wollte nach Franken, um sich hier mit den Bayern zu vereinigen. Als Göbens Truppen vom Gebirge herabstiegen, hielt sie Generallieutenant Perglas, der mit der hessen-darmstädtischen Division die Avantgarde der „Reichsarmee" bildete, für eine versprengte Abtheilung und ging ihnen bis Laufach entgegen, wo er sie unerwartet angriff: „Einige Schüsse fielen; die Husaren machten Halt; ich ritt etwas zurück in den Wald, pflückte mir einige Walderdbeeren, bis die Tête meiner Infanterie herankam. . . . Ein sehr lebhafter Kampf entspann sich unter herrlichem Rollen des Kanonendonners an den Waldhängen." Die eine von den beiden Göbenschen Brigaden genügte, um die ganze hessische Division vollständig zu schlagen. Wie immer in solchen Fällen überließ Göben dem Kommandeur der betreffenden Brigade die Leitung der Aktion durchaus Er bewies so Uneigennützigkeit und ein Vertrauen, das in vollem Maße erwidert wurde. Mit zehnfach größerem Verlust als die Preußen zog sich General Perglas auf Aschaffenburg zurück.

Die Westfalen hatten schon bei Kissingen das Glück gehabt, daß sie erst die eine Hälfte der Gegner schlagen konnten, bevor die andere das Gefechtsfeld zu erreichen vermochte. In den Kämpfen, welche dem Uebergang über den Spessart folgten, warf Fortuna der 13. Division jene unschätzbare Gabe abermals in den Schooß. Nachdem am 13. Juli die Hessen ihren Denkzettel erhalten hatten, durfte Göben am 14. wagen, gegen Aschaffenburg anzurücken, wo inzwischen von der Reichsarmee noch die österreichische Brigade Neipperg eingetroffen war: „„Oesterreicher sind da!" hieß es plötzlich, und allgemeine Freude herrschte. Der Scherz war zu gut: am 10. die Bayern, am 13. die Hessen, am 14. die Oesterreicher." Fast unmittelbar nachdem die Preußen Aschaffenburg angegriffen hatten, brachten sich die am Tage vorher abgeklopften Hessen auf das andere Ufer des Mains in Sicherheit, sodaß die ganze Wucht des preußischen Angriffs auf die österreichische Brigade fiel. Nach mehrstündigem heftigen Widerstande wurden auch sie über den Strom zurückgetrieben. Aus der eroberten Stadt schrieb der Sieger seiner Gemahlin: „Gruß und Kuß meinem lieben Herzensfreund! Es geht mir gut, und ich sitze hier behaglich in einem eleganten Salon, während ich die vergangene Nacht in einer Bauernkneipe zubrachte (in Laufach)." Nun folgt die Schilderung des Gefechtes, und dann fährt Göben fort: „Meine Verluste sind verhältnißmäßig gering . . . . .

Digitized by Google

aber diese Todten und Verwundeten des Feindes! Es ist schrecklich, wenn man daran zurückdenkt, wie sie da umherlagen; denn in dem Augenblick des Kampfes sehe ich darin nur den Schaden des Feindes ..... Ich habe nun schon über 2000 Gefangene mitzuschleppen, da wir ja nichts zurücklassen können ..... Aber diese Hitze!!! Mehrere meiner armen, braven Leute sind während des Gefechts vom Sonnenstich getroffen; lagen da jammernd, ein schrecklicherer Anblick als der der Todten und Verwundeten ..... Um 3 Uhr großes Diner beim Kommandirenden, der ... meinem Gefecht mit Jubel zugesehen hat. Der alte Herr war ganz glücklich."

Der Oberbefehlshaber des 8. Bundeskorps, Prinz Alexander von Hessen, nahm den geschlagenen Theil seiner Truppen auf und vollzog den Rechtsabmarsch nach Franken, nachdem ihm der Spessart gesperrt war, weiter südlich durch den Odenwald. Frankfurt war damit preisgegeben, und am 16 Juli rückte Falckenstein mit der Division Göben in die Residenz des Bundestags ein. Am selben Tage erhielt er — ein großer General aber kein großer Feldherr vom König die Abberufungsordre, auf deren Gründe wir nach dem Gesagten nicht weiter einzugehen brauchen. An seine Stelle trat Generallieutenant von Manteuffel, der Göben in der Anziennetät voraus war. Unter Manteuffel wälzte sich der Krieg nach Franken, wo sich das siebente und achte Bundeskorps unterdessen vereinigt hatten, und wo der Feldzug sein Ende fand. Wenn in den schönsten auf fränkischem Boden erfochtenen Siegen: bei Werbach, Tauberbischofsheim und Gerchsheim (am 24. und 25. Juli), die ganze Blutarbeit abermals von den Westfalen geleistet werden mußte, so waren gewisse Fehler des neuen Höchstkommandirenden daran schuld und dann das Göbensche Glück, das seit 1866 in der preußischen Armee sprichwörtlich wurde. In dem Gefecht von Gerchsheim entging der Kommandeur der 13. Division mit genauer Noth dem Tode: „Mehrere Male wurde ich über und über mit Erde beschüttet; schlugen Kugeln, Granaten und Sprengstücke um mich ein. Eine impertinente Granate schlug, als ich, die Pferde wechselnd, gerade zu Fuß war, zwei Schritte vor mir nieder. ... Du siehst, mein Lieb, es soll mir gut gehen ... Ich habe spaßhafter Weise in meinem Rock einen Granatsplitter gefunden. Leider hat der Esel mir einen großen Riß im Rocke gemacht." Mit Manteuffels Strategie war Göben nicht völlig zufrieden; gleichwohl vertrugen sich die beiden Generale ausgezeichnet, eine Harmonie, die sich im Jahre 1870 noch herrlicher bewähren sollte. „Manteuffel ... ist

Digitized by Google

ein Kavalier, ein braver Kerl, fest im Durchführen des Erfaßten. Andererseits braucht er Zeit, um die Dinge in sich aufzunehmen, ihm fehlt rascher Feldherrnblick und genialer Entschluß. Er selbst ist sehr unzufrieden mit sich; sagte mir gestern, er habe gesehen, daß er seine Stellung nicht ausfülle, und das nage an ihm. Es sind wohl Momente gewesen, in denen wir mehr, ja viel mehr hätten erreichen können, indessen ... das Höchstmögliche wird eben im Kriege fast nie erreicht."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Römiſche Villen der Kaiſerzeit.

Von

Hermann Winnefeld.

In unſeren Lehr- und Handbüchern pflegt die römiſche Kunſt als ein Anhängſel zur griechiſchen behandelt zu werden; es wird ihr damit ſchon äußerlich der Stempel einer Kunſt der Verfallzeit aufgedrückt, und dies unausgeſprochene Verdammungsurtheil wird dadurch nicht weſentlich gemildert, daß man ihr auch einige Vorzüge zuerkennt, die aber, weil eben nicht aus der griechiſchen Kunſt ſtammend, im Zuſammenhang ſolcher Darſtellungen nicht weiter beſprochen werden. Erſt in neueſter Zeit beginnt eine Auffaſſung ſich Bahn zu brechen, die auch dem römiſchen Geiſte, wie er ſich in den künſtleriſchen Schöpfungen der römiſchen Welt kund giebt, Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Wohl ſind die Formen, in denen die römiſche Kunſt arbeitet, die der griechiſchen entlehnten; je weiter unſere Kenntniß auch der helleniſtiſchen Zeit Fortſchritte macht, um ſo mehr lernen wir dieſe äußere Abhängigkeit ſogar auch auf einem Gebiete kennen, auf dem man früher geneigt war, den Römern größere Selbſtändigkeit und größeren Erfindungsreichthum zuzuſchreiben: in der dekorativen und vor Allem der konſtruktiven Ausbildung der Architektur — aber der Geiſt, der in dieſen Formen ſich ausſpricht, die Ideen, die er durch ſie zum Ausdruck zu bringen ſucht, die Ziele, die er ſich ſteckt, die ſind durchaus ſelbſtändig und neu. Vieles, was die griechiſche Kunſt erſtrebte, liegt jetzt ganz außerhalb des Bereiches der lebendigen Kunſtthätigkeit und wird im Bedürfnißfall rein äußerlich von dort übernommen; Vieles, was dem griechiſchen Künſtler Selbſtzweck war,

Digitized by Google

wird jetzt als dekoratives Glied einem Ganzen eingeordnet, in dessen Erfassung und Zusammenhang, nicht in seinen einzelnen Theilen, die künstlerische That der Römer zu suchen ist. Aber Vieles wird auch geschaffen, wovon ein griechischer Künstler des fünften und vierten Jahrhunderts sich nie etwas hätte träumen lassen.

Großartig gleich der politischen Denkungsart, die zur Gründung eines Weltreiches führte, wie es nie einem Griechen auch nur in den Sinn gekommen ist, war auch das Kunstschaffen des Römers. Die Schöpfung großer Komplexe, wohl disponirt gleich der gewaltigen Staatsmaschine, reich an Wechsel und Gegensätzen gleich dem bunten Völkergemisch der römischen Welt, das war es, was der Römer erstrebte, und die Bewältigung anscheinend unüberwindlicher Schwierigkeiten der Natur, wozu ihm die materiellen und intellektuellen Hilfsmittel der ganzen antiken Welt zu Gebote standen, erhöhte für ihn nur den Reiz der Aufgabe. Daß dabei oft das Maß des Schönen überschritten wurde, die Freude am Seltenen, Unerhörten zu Ueberladung und Geschmacklosigkeit im Großen wie im Kleinen verführte, ist selbstverständlich; aber man thut Unrecht, einseitig diese Auswüchse zu betonen und darüber die Vorzüge zu vergessen, in denen die Fehler ihre Wurzel haben.

Vielleicht auf keinem Gebiet läßt sich dieser eigenthümlich römische Geist leichter erfassen und im Gegensatz zum griechischen würdigen, als auf dem des Privatbaues und insbesondere desjenigen Privatbaues, bei dem der Bauherr durch keine Sitte und Herkommen gefesselt, durch keine Rücksicht auf den Nachbar beengt, frei seinen Wünschen und Gedanken folgen kann, beim Villenbau. Es ist sicher kein Zufall, daß das griechische Wörterbuch keinen kurzen deckenden Ausdruck für den Begriff Villa kennt, daß im Gegensatz zu so vielen technischen Bezeichnungen der Baukunst dieses Wort selbst, obgleich in seiner Ableitung noch nicht völlig sicher gestellt, doch unzweifelhaft rein lateinischen Ursprungs ist.

Freilich, den Sinn für Naturschönheit wird Niemand den Griechen des fünften Jahrhunderts absprechen, der einmal bei den Trümmern des Athenatempels auf Sunion, des Apollontempels bei Phigalia gestanden hat; aber die Art, wie später die Römer die Naturschönheit für ihre Privathäuser ausgenutzt, gewissermaßen sich dienstbar gemacht haben, war den Griechen fremd. Es kann nicht Schuld des Zufalls sein, daß man in der griechischen Literatur von den Landwohnungen der Vornehmen kaum je etwas erfährt, daß sie als etwas um seiner der Natur oder Kunst verdankten

Digitized by Google

Schönheit willen Rühmenswerthes erscheinen, wie das in der römischen Literatur in so weitem Umfang der Fall ist. Allerdings erst in der Literatur der Kaiserzeit. Vitruv kennt zwar die Villa als üppigen Landsitz, aber er erwähnt sie nur ganz vorübergehend, während er für die Anlage der einfachen Villa, des Bauernhofes, ausführliche Vorschriften giebt: nicht als ob jene andere Art von Villen, die sich mehr mit dem Begriff deckt, den wir heute mit dem Wort verbinden, damals noch selten und ungewöhnlich gewesen wäre — es genügt, auf die zahlreichen Villen Ciceros hinzuweisen, der doch nicht zu den Reichsten seiner Zeit gehörte —; aber etwas Neues war diese Art von Villen damals allerdings noch, ein fester Typus war nicht dafür ausgebildet, und die alten Lehrbücher, denen Vitruv seine Weisheit entnahm, kannten sie noch nicht, die römischen so wenig wie die griechischen.

Die Villa des Römers der früheren Jahrhunderte war, ebenso wie die Landwohnung der Griechen, das Haus des Herrn, der sich zur Bewirthschaftung oder wenigstens zur Beaufsichtigung seines Grundbesitzes gewöhnlich oder vorübergehend auf dem Lande aufhielt, in erster Linie den praktischen Bedürfnissen der Landwirthschaft angepaßt, in der ganzen Anlage lediglich durch diese bedingt. Eine unerwartet lebendige Vorstellung vom Charakter solcher Villen gewährt die jüngst aufgedeckte Villa bei Boscoreale, die in einer bis in die letzten Einzelheiten der Einrichtung reichenden Vollständigkeit unter der Asche des Vesuv wieder zu Tage kam. Freilich gehört sie, mindestens in der letzten Gestalt ihrer Ausstattung, erst der Mitte des ersten Jahrhunderts nach Christo an, aber doch kann sie zur Veranschaulichung jener in früherer Zeit allein üblichen Art von Villen dienen, die sich natürlich des praktischen Bedürfnisses wegen allezeit neben den Luxusbauten erhalten hat. In ihr wurde einer der reichsten und künstlerisch hervorragendsten Silberschätze gefunden, die aus dem Alterthum erhalten sind; der Besitzer war sicher alles eher als ein schlichter Winzer: aber doch wird der weitaus größte Theil des Erdgeschosses der Villa von der Weinkelter und dem zur Aufbewahrung der Weinbehälter dienenden Hofe eingenommen; daneben befindet sich eine kleinere Oelpresse mit Zubehör, und nur ein kleines Peristyl, das zugleich als Einfahrt und als Wirthschaftshof dient, einige wenige Zimmer und eine kleine, aber freilich mit allem Raffinement eingerichtete und auch dekorativ reich ausgestattete Badeanlage dienen den persönlichen Bedürfnissen des Besitzers, dessen Wohnräume ebenso wie die des Dienstpersonals

Digitized by Google

in dem theilweise noch erhaltenen Obergeschoß gesucht werden müssen. Wie hier an den rebenberühmten Hängen dem Weinbau, so haben wir uns diese Wirthschaftsvillen anderwärts den Bedürfnissen des Ackerbaues, der Viehzucht angepaßt zu denken, reine Nutzbauten, die für eine kunstgeschichtliche Betrachtung gar nicht oder nur sehr mittelbar in Frage kommen. Von solchen Villen reden wohl die Techniker wie Vitruv und Columella, aber die römische Literatur allgemeineren Charakters schweigt von ihnen ebenso gut, wie die griechische von den Landhäusern der griechischen Grundbesitzer.

Was ein vornehmer Römer von den zu seiner Erholung bestimmten Landsitzen verlangte, das lehren besser als alles Andere die Beschreibungen, die der jüngere Plinius von zweien seiner Villen in seinen Briefen giebt; und daß es sich da nicht um den persönlichen Geschmack des Briefstellers handelt, sondern um die typischen Erfordernisse solcher Villen, geht daraus hervor, daß in den zahlreichen Fällen, wo die schöne Literatur auf solche Luxusbauten Bezug nimmt, es im Wesentlichen immer die auch von Plinius in den Vordergrund gestellten Gesichtspunkte sind, die hervorgehoben werden.

„Ein dem praktischen Gebrauch angemessenes Landhaus, keinen verschwenderischen Prachtsitz" nennt Plinius sein Laurentinum, eine am Meeresgestade, südlich von Ostia gelegene Villa. Sehen wir zu, was dieser „praktische Gebrauch" erforderte. Durch ein schlichtes Atrium betrat man eine D-förmig angelegte Säulenhalle, die einen freundlichen, gegen jede Unbill der Witterung geschützten kleinen Platz umschloß, schritt dann durch einen luftigen Innenhof und gelangte in ein Triklinium, das nach drei Seiten durch große Fenster die Aussicht auf das weite, den Fuß der Mauern bespülende Meer gewährte; nach der vierten Seite bot sich ein reizvoller Durchblick durch die eben durchwanderten Räume hinaus auf die Waldungen, deren prachtvolle Reste wir heute noch bei Kastel Fusano bewundern, im Hintergund abgeschlossen durch die fernen Bergketten. An diesen Hauptraum der Villa schloß sich einerseits eine Gruppe von kleineren, zum Theil heizbaren Gemächern zur Ruhe und zum Studium, die gleich dem Triklinium den freien Blick auf das ewig wechselvolle Meer gewährten, und deren zahlreiche Fenster zu jeder Tageszeit den wärmenden Strahlen der Sonne den Zutritt gestatteten. Weiter folgten hier die Räume für Sklaven und Freigelassene, von deren Einrichtung Plinius nicht weiter spricht. Auch an der andern Seite des Triklinium reihten

Digitized by Google

sich längs dem Gestade zu verschiedenen Zwecken verwendbare Wohnräume, mit den Fenstern dem Meer und der Sonne zugewendet; weiter landeinwärts lag hier das wohl eingerichtete Bad, von dessen Schwimmbassin aus man während des Badens den Ausblick auf das Meer genoß; ferner ein Thurm mit weiter Rundsicht auf See und Land, der eine ganze Anzahl von Innenräumen umschloß. Ein anderer Theil der Villa lag vom Meer zurückgezogen ganz von Gärten umgeben; gedeckte Wandelgänge boten Schatten zu jeder Tageszeit; ein ganz abgelegener Pavillon, den Plinius als sein eigenstes Werk bezeichnet, mit Aussicht nach allen Seiten, jedem Geräusch des Wirthschaftsbetriebes wie der Brandung entrückt, in den Abmessungen seiner Zimmer nur auf die Bedürfnisse einer einzelnen Person berechnet, bildete den Lieblingsaufenthalt des Hausherrn, der als einzigen Mangel seiner Villa das Fehlen fließenden Wassers bezeichnet.

Ungemessen war die Zahl solcher Villen, die am Strand von Latium, vor Allem aber um den unvergleichlichen Golf von Neapel sich aneinander reihten; sie mögen großen Theils umfangreicher und kostbarer gewesen sein, als die des Plinius, wie z. B. die von Statius geschilderte Villa des Pollius Felix bei Sorrent; sie mögen durch kühne, weit ins Meer hinausspringende Vorbauten, wie sie Horaz und Ovid bezeugen, die Vorzüge der Lage noch künstlich gesteigert, ihre Ausnutzung noch intensiver gestaltet haben; sie mögen eine Pracht der Innenausstattung entfaltet haben, die die versunkenen, von den Fluthen überspülten Reste solcher Paläste bei Porto d'Anzio und anderwärts kaum mehr ahnen lassen — die grundlegenden Gesichtspunkte für die Anlage waren allen gemeinsam, das Zusammenwirken von Natur und Kunst, das Ineinandergreifen des wechselvollsten Elements und des mannigfaltigsten Menschenwerks zur Schöpfung eines mit allen erdenklichen Reizen ausgestatteten Wohnsitzes, für den es kein anderes architektonisches Grundgesetz giebt, als daß die fast unerschöpflichen Vorzüge der Lage nach Möglichkeit ausgebeutet werden sollen. Im Gegensatz zu dem nach innen gewendeten Stadthause ist hier Alles nach außen gerichtet, die Entwickelung der Innenarchitektur nur darauf berechnet, den durch die Aussicht aufs Meer als Haupträume gekennzeichneten Gemächern auch wirkungsvolle Durchblicke ins Innere des Hauses zu gewähren; von einer einheitlichen Gliederung des ganzen Komplexes, einer geschlossenen Massen- und Fassadenwirkung ist keine Rede. Nicht das Gebäude an sich ist das Kunstwerk, sondern

Digitized by Google

seine Verbindung mit der Natur, die das Beste zum Ganzen liefert, auch wenn der verschwenderische Bauherr Millionen in kostbaren Stein- und Holzsorten, in Gold, Elfenbein und Werken der bildenden Kunst angelegt hat. Auch hier ist, obgleich in zunächst befremdender Verkleidung, der hervorragend praktische Sinn erkennbar, durch den die Römer überhaupt groß geworden sind Von all den so unendlich wechselreichen und landschaftlich noch viel schöneren Küsten der griechischen Welt ist nichts Entsprechendes bekannt. Es würde einem Griechen der alten Zeit beim Anblick solcher Seepaläste einigermaßen ähnlich zu Muthe gewesen sein wie uns, wenn wir eine große elektrotechnische Fabrik neben dem Rheinfall bei Schaffhausen sich erheben und ihm ihre Wasserkraft entnehmen sehen.

Aber der Römer fühlte sich nicht nur zur See hingezogen; wie dort, besaß er auch im Binnenlande seine Villen, deren jede wieder einen anderen Charakter trug. So lebhaft seine Bewunderung für die Größe des Meeres war, so wußte er doch auch mit gleichem Geschick einer lieblichen Berg- oder Hügellandschaft ihre Reize abzugewinnen und in seinen Dienst zu ziehen. Auch für die Villa im Binnenlande kann uns ein Brief desselben Plinius als Führer dienen, in dem er seinen im oberen Tiberthal gelegenen Landsitz Tusci schildert.

Am Fuße einer sanft nach Süden abfallenden Berglehne, dicht neben der Mündung eines kleinen Seitenthales, erhob sich der Hauptbau über mehreren mit Gartenanlagen bedeckten Terrassen, in einer langen Säulenstellung nach diesen und der weiten Thalebene geöffnet. Beiderseits wurde die Fassade durch vorspringende Flügelbauten abgeschlossen, am einen Ende ein Triklinium, das gleich dem des Laurentinum durch mächtige Fenster nach drei Seiten freie Aussicht bot, am anderen Ende ein großes Wohngemach, unter dessen Fenstern fließendes Wasser in einem Marmorbassin anmuthig plätscherte. Von den Anlagen an der Rückseite der die Fassade bildenden Säulenhalle kennen wir etwas näher nur einen kleinen von Platanen beschatteten Platz, um den sich einige kleine Gemächer gruppirten, dabei das für den täglichen Gebrauch bestimmte Speisezimmer, so gelegen, daß man von hier aus über den Platz und durch die große Säulenhalle der Fassade den Blick ins Freie hatte, also eine ähnliche Anordnung wie im Laurentinum. Auch in diesem stillen Winkel fehlte das fließende Wasser nicht: unter den Platanen plätscherte ein Springbrunnen, eines der anstoßenden Zimmer bildete ein reich mit Marmor ausgestattetes Nymphäum,

Digitized by Google

dessen Wandmalerei, von Vögeln belebte Gartenanlagen darstellend, wir uns nach Analogie der berühmten Wanddekoration in der Villa der Livia bei Primaporta zu denken haben.

Ebenfalls noch an der Südseite des ganzen Baukomplexes lag das wohlausgestattete Bad mit dem Ballspielsaal; im Uebrigen aber zog sich die Villa in einzelne Gruppen von Zimmern aufgelöst am Abhang hinauf bis an und in die Weinberge, die hier an der Rückseite der Villa sich ausdehnten, die Wohnräume untereinander verbunden durch Gänge, die theils offen, theils gedeckt, entweder der Sonne jeder Zeit Zutritt boten oder auch in den heißesten Stunden unbedingten Schutz gegen ihre Strahlen gewährten. Möglichste Abwechselung in der Aussicht, in der Lage zur Sonnenbahn und zu den vom Apenninenkamm herabstreichenden Bergwinden, das war es, worauf es bei diesen verstreuten Einzelbauten abgesehen war.

Mit besonderer Liebe verweilt die Schilderung des Plinius bei einer großen Gartenanlage, die sich in das Seitenthal hinein erstreckte, von ihrer einer Rennbahn ähnlichen Gestalt den Namen Hippodromus führte und sowohl von oben von den verschiedenen Theilen der Villa wie von unten von dem am Ende des halbrunden Abschlusses gelegenen Pavillon aus gesehen mit der Pracht der mannigfaltigen üppigen Vegetation und des überall rieselnden Wassers einen entzückenden Anblick gewährt haben muß. Und reizvoll fügte sich in das Ganze auch das bizarrste Zierstück ein, dessen Plinius Erwähnung thut: im cypressenumrahmten Halbrund stand zwischen Rosenbeeten eine Weinlaube, getragen von vier Säulen aus buntfarbigem Marmor; sie beschattete ein nach Art eines Triklinium angeordnetes Marmorlager; aber in dem Raum zwischen den Betten stand statt der Tische ein großes Marmorbassin mit breitem Rande, in das sich aus den Marmorbänken Wasserstrahlen ergossen, als ob sie vom Gewicht der zur Mahlzeit Gelagerten aus den Kissen hervorgepreßt würden. Der Rand des Beckens diente als Tisch für schwerere Schüsseln, leichte wurden von schwimmenden Schiffchen und Vogelfiguren getragen. Weiter konnte man die Liebhaberei für den kühlenden Hauch und das beruhigende Plätschern fließenden Wassers wohl kaum treiben.

Was Plinius hier mit bescheidenen Mitteln erstrebte, das erreichte im höchsten Maße allein schon durch die Wahl des Bauplatzes Manlius Vopiscus; seine Villa, von der uns Statius eine begeisterte Schilderung hinterlassen hat, lag bei Tivoli an beiden Ufern des Aoni da, wo der Fluß in stillem Lauf dahin-

Digitized by Google

gleitet, während er oberhalb und unterhalb in tosendem Fall sich bricht. In jedes Zimmer war laufendes Wasser geleitet, in jedem Zimmer wechselte die Aussicht, die umgebenden Gärten ließen den Dichter die berühmtesten Gärten der Sagenwelt vergessen. Mit einem ungeheuren Aufwand des kostbarsten Materials war hier ein Wohnsitz geschaffen, dessen größter Werth doch in denselben Vorzügen beruhte, die auch Plinius an seiner so viel einfacheren Villa rühmte; hier wie dort ist es das innige Ineinandergreifen von Natur und Kunst, die mit Geschick gewählte natürliche Lage und ihre bis zum Aeußersten getriebene Ausnützung, was den Hauptreiz der Anlage bildete.

Wie freilich die architektonische Ausgestaltung der Villa des Vopiscus angelegt gewesen sei, darüber gewährt die dichterische Beschreibung des Statius keinerlei Aufschluß, und die Aufgabe, die zu lösen und nach der Schilderung des Dichters mit so glänzendem Erfolg gelöst war, gestattet an sich die verschiedenartigsten Ausführungen. Die Villen des Plinius erscheinen als lockere Komplexe von Einzelbauten, die nur zum Theil durch Hallen und Gänge unter einander verbunden waren; in der That werden sie wohl auch ein etwas geschlosseneres Aussehen gehabt haben, denn vermuthlich haben die Wirthschaftsräume, die in den Briefen des Plinius fast ganz mit Stillschweigen übergangen werden, manchen der Zwischenräume ausgefüllt, die eine auf die Beschreibung gegründete Rekonstruktion des Grundrisses zeigt; aber im Ganzen giebt die Schilderung des Besitzers sicher eine richtige Vorstellung von ihrem Charakter. Ebenso gut und vielleicht mit noch größerer Wahrscheinlichkeit als nach dieser Analogie können wir uns aber die Villa des Vopiscus als mehr geschlossenen und symmetrischen dem städtischen Palast näher stehenden Bau denken, wie ihn Vitruv für die Villa pseudourbana als Norm angiebt und wie wir ihn auch in den erhaltenen Villentrümmern nicht selten mit mehr oder minder großer Sicherheit erkennen können. Allerdings ist ein wirklich anschauliches Bild solcher Villen aus den Resten fast nie zu gewinnen, da meist nicht mehr als Theile der Substruktionen für die gewaltigen Terrassirungen zu Tage liegen, die sichere Schlüsse auf die Gestaltung des Oberbaues nicht zulassen. Planmäßige Ausgrabungen, die nicht nur auf die Förderung einzelner Kunstwerke, sondern auf die zusammenhängende Aufdeckung der ganzen ulichen Anlage gerichtet wären, sind in den römischen Villen kaum gemacht.

Digitized by Google

Wenigstens theilweise ist das geschehen bei der Villa des Q. Voconius Pollio bei Frascati auf dem Gebiet des alten Tusculum. Es scheint im Wesentlichen ein geschlossener rechteckiger Bau gewesen zu sein in den stattlichen Abmessungen von 103,40 m Länge und 70,50 m Breite, umgeben von großen, zum Theil von Säulenhallen umzogenen Gärten, die sich terrassenförmig an den Abhängen der Bodenwelle hinziehen, auf deren Rücken der Hauptbau der Villa liegt. Einzelne gesondert gelegene Außenbauten scheinen aber auch hier vorhanden gewesen zu sein. Aufgedeckt ist etwa die Hälfte des Hauptbaues; darin liegen dicht neben einander einige Innenhöfe, zum Theil nur von Korridoren, zum Theil von Zimmern und Sälen umschlossen, und eine sehr ausgedehnte reiche Badeanlage. Ueber das einstige Vorhandensein von Fenstern, die es ermöglicht hätten, auch von den Zimmern aus die Aussicht zu genießen, die sich von den Säulenhallen der Gartenterrassen bot, gewähren die Ruinen keinen Aufschluß mehr, da die Mauern nicht in genügender Höhe erhalten sind; aber nach dem, was wir bei den literarisch bekannten Villen erfahren haben, sind solche Fenster unbedingt vorauszusetzen und auch die verhältnißmäßig sehr geringe Breite der Thüren bei den im Vergleich zu pompejanischen Häusern geradezu kolossalen Abmessungen der Zimmer und Säle zwingt zur Annahme ausgiebiger Beleuchtung durch Fenster, da das durch die Thüren einfallende Licht nicht im Entferntesten zur Erhellung der sehr elegant ausgestatteten Räume genügt hätte. Dadurch wird aber die Uebereinstimmung mit dem Stadthause, die der Grundriß in einzelnen Theilen bietet, für den Aufriß in einem der wesentlichsten Punkte wieder aufgehoben. Gerade die Möglichkeit, in unbeschränktem Maße Fenster anzubringen, hebt auch Vitruv als einen der wichtigsten Vorzüge des Bauens auf dem Lande gegenüber dem Bauen in der Stadt ausdrücklich hervor. Also Luft und Licht und — bei der nach allen Seiten beherrschenden Lage des Bauplatzes — wechselvolle Aussicht, deren Vordergrund weit ausgedehnte, übereinander abgestufte Gartenterrassen bilden, finden wir hier so gut wie bei der ganz andersartigen Villa des Plinius, ebenso aber auch unterirdische Wandelgänge, die in der heißesten Sommerzeit Bewegung in kellerartig kühlem Raum gestatten.

Die Villa des Pollio liegt in einer der bevorzugtesten Villengegenden der näheren Umgebung Roms. Allein auf dem Stadtgebiet von Frascati und in dessen Umgebung lagen vier kaiserliche Villen, zum Theil ursprünglich Privatvillen, die durch

Digitized by Google

Erbschaft oder Konfiskation in kaiserlichen Besitz übergegangen waren; zwanzig im Privatbesitz verbliebene weiß Lanciani, wohl der beste archäologische Kenner der römischen Campagna unter den jetzt Lebenden, in etwas weiterem Umkreis von Frascati und Grottaferrata noch mit Bestimmtheit, ungefähr ebenso viele wenigstens mit Wahrscheinlichkeit nachzuweisen. Und man wird wohl nicht irre gehen, wenn man jeder einzelnen dieser Villen mit dem zugehörigen, zum Theil in landwirthschaftlichen Betrieb genommenen Grundbesitz eine Ausdehnung zuschreibt, die zum Mindesten um Nichts zurückblieb hinter der von ganzen Villenkolonien, wie sie in der Umgebung unserer Großstädte Hunderte von Villen umschließen. Aehnlich dicht wie das Gebiet von Frascati und Grottaferrata war nach Lancianis Urtheil die ganze Umgebung Roms mit Villen besetzt. Unzweifelhaft ist dies für die Umgegend von Tivoli, wo an allen Berghängen sich die Trümmer von Villenanlagen drängen, wo an verschiedenen Stellen gemachte große Funde von Kunstwerken den Reichthum bezeugen, der einst hier geherrscht hat. Die Aussicht bis zum ferne blinkenden Meer über die weite Campagna Roms, damals eine reich bebaute und belebte, mit Villen, Heiligthümern und großen Grabmälern besäte wellige Ebene, war sicher nicht minder reizvoll und farbenprächtig als heute der Blick über die verlassene todte Fläche; Wasser war in Fülle zu beziehen, und wie leicht es gewesen sein muß, prächtige Gärten anzulegen, lehrt die reiche Vegetation, die heute noch im Gegensatz zu so vielen andern gerade diese Berghänge mit ihren Falten und Schluchten bedeckt.

In dieser Gegend liegt denn auch die Villa, deren Trümmer uns von allen am besten erhalten sind, zugleich wohl eine der größten, die es überhaupt gegeben hat, die Villa des Hadrian, die auch dem Biographen des Kaisers einer eingehenden Erwähnung in der Reihe seiner Schöpfungen werth erschien. Wer auf der Karte sich über die Lage dieses kaiserlichen Landsitzes unterrichten will, wird sich wundern, weßhalb Hadrian den Bauplatz unten in der Ebene statt an den luftigen aussichtsreichen Berglehnen gewählt habe; wer die Trümmerstätte flüchtig besucht, wird anerkennen, daß der Blick, den man von ihr aus eben über die Bergkette selbst hat und über das Gelände, das sich zwischen ihr und der Villa erstreckt, den Vergleich mit jener Fernsicht wohl aushalten kann und für manchen Geschmack ihr vielleicht sogar vorzuziehen sein mag; wer eingehender das weite Ruinenfeld durchwandert, der entdeckt, daß die Theile, die von den gewöhnlich besuchten Komplexen weitab

Digitized by Google

liegen und, größtentheils in Privatbesitz befindlich, weniger leicht zugänglich sind, auch nach der Seite der Campagna eine weite Rundsicht gewähren, die gegen die von den höher gelegenen Villenplätzen in der Nähe von Tivoli nicht zurücksteht, vielleicht sie insofern noch übertrifft, als der niedrigere Augpunkt das wechselvolle Relief der Landschaft besser zur Wirkung kommen läßt, als dies beim Blick aus größerer Höhe der Fall ist. Thurmhohe, in ihrem jetzigen trümmerhaften Zustand in den oberen Stockwerken nicht mehr zugängliche Bauten gewährten einst auch in den der Campagna abgewendeten Theilen der Villa diese freie bis ans Meer reichende Aussicht; aber der Kaiser brauchte nicht diese Thürme zu besteigen; ihm stand zum Genuß dieser Aussicht ein ganzer Palast zur Verfügung, der über dem Südwestrand des die Villa tragenden Höhenrückens gelegen, sehr zerstört und durch die hineingebaute Vigna ganz entstellt, heute als Nebensache erscheint, aber nach dem Reichthum der gerade hier gemachten Funde und nach der noch im Grundriß erkennbaren kapriziösen Ausgestaltung der Architektur zu schließen, sicher nicht ein Bauwerk zweiten Ranges war gegenüber dem größeren Palast, der planmäßig aufgedeckt und gesäubert sich dem heutigen Besucher als Kern der ganzen Villa darstellt.

Die Villa liegt auf dem Nordwestende eines von Südost nach Nordwest streichenden Höhenzuges; der Platz gewährt also Aussicht nach Nordost auf die fortlaufende Bergkette vom Burgberg von Palestrina im Süden bis weit nordwärts über Tivoli hinaus; nach Nordwest auf dieselbe Bergkette etwa von Tivoli nordwärts und auf den an ihrem Fuß sich erstreckenden Theil der Campagna mit den Kegeln, die heute von den Dörfern S. Angelo und Monticelli gekrönt sind, und fernhin bis zum Soracte; nach Südwest auf die ebene Campagna von den Albanerbergen an, über Rom hinweg und bis zu den Bergen am Braccianer See. Entsprechend dieser dreifachen Aussicht sind die Hauptbaukomplexe gelegt, der eine an den Südwestrand des Höhenrückens mit dem Blick nach der Ebene, der zweite an den Nordostrand mit dem Blick nach den Bergen, und der dritte quer über das Nordwestende des Hügels mit dem Blick nordwärts. Sie sind unter sich durchaus verschiedenartig; im Südwesten ein gleich der Villa des Pollio eng geschlossener Palast nach Art des Stadthauses, scheinbar ohne Rücksicht auf die Aussicht angelegt, die sich umso schöner bot von den zugehörigen Säulengängen, Gartenterrassen und Pavillons, die zum Theil mit dem in sich symmetrisch angelegten Palast in unmittelbarer baulicher

Digitized by Google

Verbindung stehen; im Nordosten ein größerer Palast mit ausgedehnten Terrassenanlagen, getheilt in zwei, nur durch einen Säulengang verbundene Gruppen von Bauten, deren jede einen großen Innenhof in sich schloß, die eine, wie es scheint, mehr die Repräsentationsräume, die andere, ganz abgeschieden gelegene die kaiserliche Wohnung umfassend; hier sind die Haupträume streng zentral um einen prachtvollen Kuppelsaal geordnet, ebenfalls ohne Blick nach außen, aber in dichter Folge schließen sich an sie an über den ins Thal hinabsteigenden Terrassen Zimmer mit Riesenfenstern, Säulengänge und ein gewaltiger Nischenbau, die ganz den Herrlichkeiten der Landschaft zugewendet sind. Der nördliche Komplex endlich setzt sich aus den verschiedenartigsten Bauten zusammen in bunter Folge ohne einheitliche Frontgliederung, ja ohne Festhalten einheitlicher Axrichtungen; vom Ostende beginnend, reihen sich aneinander ein weit über den Hügelrand vorspringender mehrstöckiger Pavillon, eine hausartige, nach Nordwest ganz mit einer Säulenstellung geöffnete Anlage; dann auf einer höheren Terrasse ein einstöckiges und ein thurmähnliches Wohngebäude; wieder etwas tiefer ein von der Außenwelt abgeschiedener Rundbau, der im Innern eine kleine, mit einem Miniaturwohnhaus bebaute Insel umschloß, daneben ein großer, an der Nordwestfront wieder ganz offener Saal; schließlich, nochmals um einige Stufen tiefer, eine rund 200 m lange, durch eine Längswand getheilte doppelte Säulenhalle, deren nördliche Hälfte den freien Blick nach Nordwesten genoß, während die südliche einem gewaltigen, rings von Säulenhallen umschlossenen Platz zugekehrt war, in dem man, seiner Form und Größe nach, vielleicht etwas vermuthen darf, was dem Hippodrom in der tuskischen Villa des Plinius entsprach. Wie der Pavillon am Ostende, so springt diese Anlage am Westende weit über den natürlichen Hügelrand vor, und so schließt dieser vielgestaltige Trakt das ganze südlich gelegene Terrain der Villa völlig ab gegen die Gartenterrassen, die in vielfacher Abstufung, theilweise noch mit stattlichen Gebäuden, sogar Theatern besetzt, die Nordwestspitze des Höhenzuges bedecken.

Alle diese an den aussichtsreichsten Stellen angelegten Bauten dienten zur Wohnung oder zum Lustwandeln; zwischen sich, wo die Aussicht minder frei oder ganz versperrt war, schlossen sie Bauwerke anderer Bestimmung, die den Genuß der Aussicht doch nicht zugelassen hätte oder wenigstens minder wesentlich machte: so die verschiedenen Thermen, ein Stadium mit den zugehörigen Neben-

Digitized by Google

bauten, ferner Zieranlagen, die eine abgeschlossene kleine Welt für sich bilden sollten, wie z. B. der in ägyptisirender Weise ausgeschmückte Canopus, der einzige für uns noch nachweisbare Vertreter einer ganzen Gattung von Anlagen, die für diese Villa besonders charakteristisch gewesen sein müssen, wenngleich sich Aehnliches auch in andern großen Villen fand: nach Spartian hatte der Kaiser einzelnen Theilen der Villa berühmte Namen von Landschaften und Oertlichkeiten beigelegt wie Canopus, Poekile, Tempe; sogar eine Unterwelt hatte er sich geschaffen: Spielereien, wie sie ähnlich die Gartenkunst im Stile Ludwigs XIV. kennt, soweit die allein noch mit Sicherheit wiederzuerkennenden Reste des Canopus ein Urtheil gestatten, ebenso wenig archäologisch getreue Nachbildungen wie die Tempel und Moscheen in den Gärten Lenôtres und seiner Nachahmer.

Der Villenbau im hier entwickelten Sinn scheint im Allgemeinen auf Italien beschränkt geblieben zu sein und sich nur vielleicht noch über das seit Alters her mit Italien in besonders engem Zusammenhang stehende südliche Frankreich erstreckt zu haben — natürlich: er war etwas speziell Römisches und nur mit dem Aufwand sehr großer Mittel möglich; der reiche Römer aber, zumal der Senator, war, auch wenn er in den Provinzen großen Grundbesitz sein Eigen nannte, durch Rücksichten aller Art, ja selbst durch gesetzliche Vorschriften für seinen Aufenthalt im Wesentlichen an Italien gebunden; seine Amtsthätigkeit in den Provinzen war in der Regel eine vorübergehende, die ihn nicht zur Gründung kostspieliger, eine lange Bauzeit erfordernder Landsitze veranlassen konnte. Erst als im vierten Jahrhundert Rom aufhörte, die einzige Hauptstadt zu sein, waren auch anderwärts stellenweise die Bedingungen für solche Anlagen gegeben, und so finden wir in der That z. B. bei Fließem in der Nähe von Trier eine Villa dieser Zeit, deren Grundriß ebenso gut für eine Villa in Latium hätte dienen können — eine äußerliche Uebertragung des bei der alten Hauptstadt Ueblichen auf die neue, nicht eine selbständige Weiterentwickelung.

Ungleich interessanter sind im Zusammenhang solcher Betrachtungen die sehr viel bescheideneren kleinen, zugleich meist dem praktischen Wirthschaftsbetrieb dienenden Villen in den Grenzprovinzen, in denen der kleine Mann, dem das Schicksal hier seinen Wirkungskreis zugewiesen hatte, sich möglichst behaglich, und wie die zum Theil prächtigen Mosaikfußböden beweisen, nicht ohne Luxus einzurichten suchte. Sie zeigen das Ausklingen dessen, was in der

Digitized by Google

Nachbarschaft von Rom und Neapel seinen Höhepunkt erreicht hatte, das Bestreben, die dort maßgebenden Gesichtspunkte auch unter den ganz veränderten äußeren Verhältnissen noch nach Möglichkeit zur Geltung zu bringen; leider aber ist der Nachweis dieser Entwickelung bei der meist trostlosen Zerstörung, der die Reste dieser Villen auf einem von ununterbrochener, mehr als tausendjähriger Kultur durchfurchten Boden ausgesetzt sind, und bei der regellosen Art, wie ihre Aufdeckung bewirkt zu werden pflegt, in der Kürze nicht zu erbringen. Es mag, um mit Heimathlichem zu schließen, der Hinweis darauf genügen, daß alle reicheren Villen der Rhein- und Moselgegend gleich der tuskischen Villa des Plinius an südwärts geneigten Berghängen liegen und nach der Thalseite mit einer offenen Säulenstellung sich der darunter ausgebreiteten Landschaft zuwenden, während beispielsweise die römischen Villen in England bei allem Streben nach landschaftlich schön gelegenen Bauplätzen einen ganz anderen, wohl auf örtliche Ueberlieferung und Sitte zurückgehenden Typus aufweisen. Vielleicht darf man von der Vollendung und vollständigen Veröffentlichung der Ergebnisse der vom Deutschen Reich am rätisch-germanischen Limes veranstalteten Arbeiten auch für die Römervillen im Zehntlande einige wissenschaftlich genau erforschte typische Beispiele hoffen, die die Entwickelung wenigstens an der germanischen Grenze des Römerreiches mit größerer Sicherheit und Anschaulichkeit darzustellen gestatten.

Digitized by Google

Der Ursprung der Städteordnung von 1808.

Von

Max Lehmann.

Die Erforschung der preußischen Reform der Jahre 1807 und 1808 wird durch den Zustand des Aktenmaterials in ungewöhnlicher Weise erschwert.

Die Behörden, mit denen der Freiherr vom Stein erst in Memel, dann in Königsberg seine Gesetzentwürfe berieth, waren: das Kabinet, die Kombinirte Immediat-Kommission, das General-Finanz- und Polizei-Departement, das Preußische Provinzial-Departement. Von ihnen hat nur die erste Bestand behalten, die übrigen sind alsbald aufgelöst worden. Die Ministerien, die an ihre Stelle traten, das des Innern und das der Finanzen, bemächtigten sich ihrer Registraturen: begreiflich vom Standpunkte der Verwaltung, denn sie bedurfte der Vorakten; wenig erfreulich für den Historiker. Wären die Akten der aufgelösten Behörden beisammen geblieben, so würde die Aufmerksamkeit zeitig auf diese kostbaren Reliquien gelenkt worden sein, die so in der Masse der Akten verschiedener Registraturen verschwanden; denn, wie bekannt, sind vom Ministerium des Innern andere Ministerien abgezweigt worden, und jedes nahm mit einem Stück der Registratur der Stammbehörde auch Akten über die Steinsche Reform weg. In der Regel sind die Akten des Preußischen Provinzial-Departements in das Ministerium des Innern gewandert, die der Kombinirten Immediat-Kommission und des General-Departements ins Finanz-Ministerium; doch fehlt es nicht

Digitized by Google

an Ausnahmen. Jüngst ist im Geheimen Staats-Archiv*) zu Berlin ein Aktenband des General-Departements über die Städteordnung von 1808 zum Vorschein gekommen, der dem hochverdienten letzten Darsteller der Steinschen Verwaltungs-Reform**) unbekannt geblieben war, so daß eine neue Untersuchung nicht überflüssig erscheint.

1.

Zum ersten Male hat sich Stein über die Reform der städtischen Verwaltung geäußert in jener Denkschrift, die er vor seiner Ernennung zum ersten Minister im Sommer des Jahres 1807 zu Nassau niederschrieb***). Das Ziel, das er hier steckt, ist: Belebung des Gemeingeistes und des Bürgersinns; die Wege, die er weist, sind: Selbstverwaltung; die Einmischung des Staates in die Angelegenheiten der Stadt beschränkt auf ein Aufsichts- und Bestätigungsrecht; der Magistrat nicht mehr auf Lebenszeit kooptirt oder vom Staate ernannt†), sondern durch die Bürgerschaft auf Frist gewählt; innerhalb des Magistrats so wenig besoldete Mitglieder wie nur möglich; die Bürgerschaft vertreten durch gewählte Stadtverordnete; zwischen ihnen und dem Magistrat die Stadtverwaltung getheilt.

Auch für diese Reform bediente sich Stein des Beistandes seiner Räthe und anderer Sachverständiger. Er ist ihm verhältnißmäßig spät zu Theil geworden; noch am 27. Juni 1808 hören wir aus seinem Munde die Bemerkung: er habe über die künftige Organisation der Magistrate und der Kommunal-Verwaltungen mehrere Gutachten erfordert, bisher aber noch nichts erhalten.††) Im Laufe des Juli gingen ihm kurz hintereinander zwei Entwürfe zu, beide aus der Stadt, in der damals die Zentral-Behörden des Staates weilten: der eine von dem Beamten, der mit ihm unter einem Dache wohnte, dem Königsberger Polizei-Direktor, Geheimen Rath Frey;†††) der andere von den Aeltesten der Königsberger Bürger-

*) Den Beamten dieser Behörde und denen des Staats-Archivs zu Königsberg bin ich zu großem Danke verpflichtet.

**) Ernst Meier: Die Reform der Verwaltungs-Organisation unter Stein und Hardenberg. Leipzig 1881.

***) Pertz, Stein 1, 428.

†) Bassewitz, Kurmark Brandenburg vor dem Ausbruch des französischen Krieges S. 93.

††) Pertz, Stein 2, 674.

†††) „Vorschläge zur Organisirung der Munizipal-Verfassungen", undatirt, vor dem 17. Juli aufgesetzt, s. unten S. 476. Bruchstücke bei W. Oncken, Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege (1879) 2, 129; Meier a. a. O. S. 292 ff.; A. Stern, z. Geschichte d. preußischen Städteordnung v. 1808, i. d. Nation. Jahrg. 1883–84 S. 117; W. Oncken, Zeitalter d. Revolution, d. Kaiserreichs u. d. Befreiungskriege (1836) 2, 315.

Digitized by Google

schaft*). Beide suchten dasselbe zu erreichen wie der leitende Minister, gingen aber auf das Stärkste auseinander in einer Frage, die dieser offen gelassen hatte. Die Bürgerschaft sollte zu neuem Leben erweckt werden, aber in welcher Form? In der alten Organisation der Zünfte und Korporationen oder in einer neu zu erschaffenden rein topographischen Gliederung? Der ersten Meinung waren die Königsberger Aeltesten, der anderen Geheime Rath Frey. Was dieser über die Zünfte sagt, liest sich fast wie eine Polemik gegen die Aeltesten; jedenfalls ist es gerichtet gegen das Grundgesetz des Staates, das Allgemeine Landrecht. Carmer und Svarez hatten sich, wie überall, so auch hier eng an den bestehenden Zustand gehalten. Die Repräsentanten (so heißen die Stadtverordneten) erscheinen im Landrecht als das Sprachrohr ihrer Auftraggeber; sie müssen über die Angelegenheiten der Stadtgemeinde mit den Vorstehern der Zünfte und übrigen Korporationen Rücksprache nehmen, die Vorsteher hinwiederum mit den Gliedern der Zunft und Korporation**). Frey dagegen ist den Zünften, denen er einen erbärmlichen Geist der Einseitigkeit, des Zwiespalts und des Eigennutzes nachsagt, entschieden abhold.***) Sehr vernehmlich giebt er zu verstehen, daß ihre Tage überhaupt gezählt sein dürften; auf alle Fälle sollen sie bei der Wahl und Wirksamkeit der Repräsentanten nichts mehr zu sagen haben. Jedes Individuum soll wählen lediglich in seiner Eigenschaft als Bürger und ohne alle Beziehung auf Zünfte und Korporationen. Die Gewählten sollen Repräsentanten nicht ihres Standes oder ihrer Zunft, sondern der gesammten Bürgerschaft sein. Sie sollen nur ihrem Gewissen Rechenschaft schuldig sein. „Sie sind Repräsentanten im vollsten Sinne des Wortes." Das Allgemeine Landrecht†) hatte zugelassen, daß die Repräsentanten von ihren Auftraggebern Instruktionen erhielten; Frey lehnt sie nachdrücklich ab. Die Pflicht der Repräsentanten beschränkt

*) Datirt vom 15. Juli, eingegangen sicher nach dem Freyschen Entwurfe; Stein übersandte ihn dem Minister Schroetter erst am 25., den Freyschen schon am 17. Juli (Pertz, Stein 2, 152). Ueber das Verhältniß des Kriminal-Raths Brand zu dem Entwurfe der Bürgerschaft s. Meier a. a. O. 282 ff. u. E. Joachim i. d. Historischen Zeitschrift N. F. 32, 84 ff. Das von Preuß (Friedrich d. Große, 4, 485) veröffentlichte Schreiben Steins an Brand v. 26. Juni widerspricht dem oben S. 472 erwähnten Schreiben an Schroetter v. 27. Juni nicht, denn es ist hier keine Rede davon, daß Stein den Brandschen Plan damals gelesen oder auch nur empfangen habe.

**) A. L. R. Th. II Tit. 8 § 112.

***) Vgl. Art. 12, 13 u. 41 seiner „Vorschläge".

†) Th. II Tit. 6 § 120 ff. vgl. m. Tit. 8 § 114.

Digitized by Google

er darauf, daß sie zum Besten der Stadtgemeinde nach ihrer individuellen Ueberzeugung sprechen und stimmen.

Die Lage des Staates und die Stimmung der Nation wird kaum durch irgend etwas so bezeichnet wie durch die Stellung, die Stein zu der Denkschrift von Frey einnahm. In den Bemerkungen, die er ihr hinzufügte — wir lernen sie jetzt erst in ihrer originalen Fassung kennen*) —, findet sich auch nicht ein Wort zu Gunsten der Zünfte. In anderen Punkten ging er sogar noch hinaus über die Vorschläge seines Hausgenossen. Frey hatte den Erwerb des Bürgerrechts an allerhand Bedingungen geknüpft**); Stein fand dies zu ängstlich: warum sage man nicht, daß wer in einer Stadt wohne, domizilire, am städtischen Wesen Theil nehmen müsse? Frey hatte lebenslängliche Bürgermeister zulassen wollen; Stein wollte nur temporäre. Frey hatte die Wahl von Repräsentanten auch durch die Bemerkung motivirt, daß sehr viele Bürger nicht den Grad der Kultur hätten, der zur fruchtbaren Erwägung öffentlicher Angelegenheiten erfordert werde;***) Stein wollte von einem solchen Mißtrauen nichts wissen. Wo fange der Grad der Kultur, den Frey meine, an und wo höre er auf? Ein verständiger, welterfahrener Gewerbtreibender urtheile besser über städtische Angelegenheiten als der Gelehrte, und es sei sehr zu wünschen, daß unter den Repräsentanten sich viele aus der gewerbtreibenden Klasse befänden. Wie vieles Frey auch vorgeschlagen hatte, um die Bürgerschaft von der Routine in ihren verschiedenen Formen zu emanzipiren, Stein fand, daß er nicht weit genug gegangen sei. Das eine Mal bemerkte er: vor einer Verwaltung durch Offizianten (er meint bezahlte Beamte) müsse man sich hüten; ausgezeichnete Männer müßten die städtischen Aemter aus Liebe zum gemeinen Besten suchen. Das andere Mal: in der Repräsentanten-Versammlung müsse die Zahl der Rechtskundigen genau bestimmt werden, sonst bekäme man eine Repräsentation von Advokaten, die gar nichts tauge; das Beste sei, alle Justiz-Kommissarien†) für wahlunfähig zu erklären. Ein drittes Mal bestritt er die Behauptung von Frey, daß in mittleren Städten (mit sechs bis zehn Tausend Einwohnern) der Bürgermeister neben

*) Bisher waren sie nur in der Redaktion bekannt, die der Sekretär von Stein vorgenommen hatte. S. Pertz, Stein 2, 680 ff.
**) Art. 5.
***) Art 11.
†) Rechtsanwälte.

Digitized by Google

seinem Posten kein Gewerbe mehr treiben könne.*) Ganz in derselben Richtung bewegt sich die Kritik von Stein da, wo sie die Rechte der Repräsentanten behandelt. Frey hatte sie beschränkt auf die Abgabe der Erklärungen, die landrechtlich oder statutarisch der Bürgerschaft oblägen, die Dechargirung der städtischen Kassen, die Wahl der Magistrats-Mitglieder, sowie der Deputirten zum Landtage und die Vorbringung von Beschwerden; nur die Möglichkeit hatte er gesetzt, daß bei den einzelnen Zweigen der städtischen Verwaltung und Polizei die Theilnahme der Bürgerschaft und ihrer Repräsentanten für nothwendig und nützlich erkannt werde.**) Stein bekannte sich zu dieser Meinung, indem er den Repräsentanten „die Beurtheilung und Prüfung der Verwaltung des städtischen Gemeinwesens" zur Pflicht machte; vor ihr Forum sollten, wie er auf der Stelle spezialisirte, gehören die Angelegenheiten der städtischen Kämmerei, der Armen, der Schulen, „der Sicherheits-***), Reinigkeits- und Gesundheits-Polizei." Es war nur eine andere Wendung desselben Gedankens, wenn er gleich darauf erklärte: die Repräsentanten sollen den Magistrat und seine Geschäftsführung kontroliren. Liegt darin nicht die Zueignung einer Superiorität für die Repräsentanten? Folgerecht verwarf Stein die Vorschlagsliste des Magistrats, durch die Frey das Wahlrecht der Repräsentanten hatte binden wollen.†) Wirksam aber wurde die Kontrole der Repräsentanten erst durch einen anderen von Stein geäußerten Gedanken: die Versammlung sollte diese ihre wichtigste Aufgabe nicht als Plenum, sondern durch Deputationen aus ihrer Mitte lösen, die sich nach den verschiedenen Geschäftszweigen zu gliedern hätten. Von selbst verstand es sich endlich bei dem, der in der Religion den mächtigsten Hebel für jedwede Tugend fand, daß er ihr eine Stelle auch im bürgerlichen Gemeinwesen anwies: „Die Wahlversammlung", verfügte Stein, „wird nach vorhergegangener gottesdienstlicher Handlung gehalten".††)

2.

Was Frey eingereicht hatte, war mehr eine Denkschrift als ein Gesetzentwurf. Die Königsberger Bürgerschaft hatte zwar ihre

*) Nr. 40, 63, 65.
**) Art. 48, 50.
***) So die eigenhändige Randbemerkung Steins. In den beiden Schreiben an die Kombinirte Immediat-Kommission und an das Provinzial-Departement (vgl. S. 474 Anm. u. S. 476) fehlt „Sicherheits".
†) Nr. 67.
††) Nr. 20.

Digitized by Google

Gedanken in Paragraphen gefaßt, aber es war, ganz abgesehen von der erwähnten sachlichen Differenz, anzunehmen, daß die zuständige Behörde des Staates sich diese nicht ohne Weiteres aneignen würde. Nun hielten damals die Franzosen den größten Theil des Staates besetzt; nur Ostpreußen und ein Theil von Westpreußen waren frei: also sollte das neue Gesetz zunächst für diese beiden Provinzen ergehen. Dann aber hatte die Redaktion zu besorgen derjenige Minister, unter dem das einzig übrig gebliebene Provinzial-Departement der alten Zentral-Behörde des Staates, das preußische, stand, der Freiherr von Schroetter. Ihm ließ Stein am 17. Juli 1808 die Freysche Ausarbeitung, am 25. die der Königsberger Aeltesten zugehen. Dies wußten wir schon aus Pertz, dem einige Stücke der Registratur des preußischen Provinzial-Departements zugänglich geworden waren. Jetzt erfahren wir nun die wichtige Thatsache, daß Stein gleichzeitig die damals noch bestehende Kombinirte Immediat-Kommission wenn auch nicht zur Ausarbeitung eines Gesetz-Entwurfes, so doch zur Abgabe von Gutachten über die beiden Urkunden aufforderte.

Die Kommission entledigte sich ihres Auftrages sehr rasch. Der älteste Rath, Klewiz, hat das Steinsche Schreiben am 18. Juli präsentirt und es Altenstein zum Bericht zugeschrieben, der dann am 23. erstattet wurde. Außerdem liegt noch ein ausführliches Gutachten von Stägemann mit dem Datum des 25. und 26. Juli vor. Beide Schriftstücke sind am 27. von Schön, am 29. von Klewiz glossirt worden. Wie bekannt, sind diese vier Geheimen Finanz-Räthe später zu den höchsten Stellen im Staate emporgestiegen; damals bekundete die geringste Originalität Klewiz, der sich fast immer einem andern Votum, in der Regel dem von Schön, anschloß.

Altenstein, der von den Uebrigen wohl der schmiegsamste war und ganz unter dem Einflusse von Stein stand, fand nur wenig auszusetzen sowohl an dem Freyschen Aufsatz wie an den Steinschen Bemerkungen; sogar die Vorschläge der Königsberger Bürgerschaft wollte er sich gefallen lassen; sie sollten den Uebergang vom alten zum neuen Zustande vermitteln. Im Allgemeinen warnte er vor allzu sanguinischen Hoffnungen: die Nachtheile der vorhandenen Verkrüppelungen würden sich nicht so rasch heben lassen; der Zeitgeist, der mit durch die schlechte Verfassung gebildet sei, stehe einer Verbesserung im Wege. Keineswegs wollte er deshalb halbe Maßregeln; im Gegentheil: man möge das Gängelband ganz ablegen.

Digitized by Google

Andererseits schien ihm eine kräftige obere Aufsicht von Nöthen, der die doppelte Aufgabe zufallen sollte, das Schädliche, das durch die gewährte Freiheit entbunden werde, einzudämmen und die Vertreter des alten Geistes zu entfernen; er hatte dabei namentlich die großen Städte im Auge. Im Einzelnen nahm er Anstoß an der Gleichheit des Wahlrechtes. Er berührte ein Problem, das die nachlebenden Generationen erregen sollte, indem er es für nachtheilig erklärte, wenn man denen, die ein geringes Interesse am allgemeinen Besten hätten, doch die gleiche Stimme wie den Andern gäbe. Auf die Anwendung des Maßstabes der Bildung wollte er nicht für immer verzichten; aber so lange diese nicht allgemeiner geworden, falle doch in der Regel der Unterschied des Besitzes mit dem der Bildung zusammen.

Altensteins Kollegen lehnten die Kombination des Freyschen mit dem Bürgerschafts-Entwurfe ab; von dem alten Sauerteige des Zunftwesens, um mit Stägemann zu reden, wollten sie nichts wissen. Sonst bewegte sich ein Theil ihrer Kritik in derselben antiradikalen Richtung wie die von Altenstein. Vor Allem nahmen sie Anstoß an der von Stein befürworteten Verallgemeinerung des Bürgerrechts. Stägemann, dem Schön und Klewiz beipflichteten, erörterte: gerade wenn es in Ehren gehalten werden sollte, dürfe man es nicht Jedem, der in der Stadt wohne, geben; dadurch würde es in den Augen des achtbaren Bürgers sinken. Um dies zu verhindern, schlug er die Einführung eines vielgestaltigen Zensus vor. Unmittelbar sollte das Bürgerrecht erlangt werden durch Grundbesitz, Aufnahme in eine gewerbetreibende Korporation und Eintritt in ein städtisches Amt. Anspruch auf Ertheilung des Bürgerrechtes sollte gewähren: jedes mit einem bürgerlichen Gewerbe verbundene Etablissement (eine Bestimmung, die sich gegen das Privileg der Zünfte richtete), zehnjähriger Aufenthalt in der Stadt, zehnjähriger Kriegsdienst; denn noch bestand das Kanton-Reglement von 1792 mit seiner im Prinzip lebenslänglichen, thatsächlich zwanzigjährigen Dienstpflicht. In diesen drei Fällen sollte, wer das Bürgerrecht erbat, noch eine durch Ortsstatut festzustellende Einnahme nachweisen. Endlich bestand Stägemann noch auf einem Zensus der Rasse und des Herkommens. Den Juden war er so wenig geneigt, daß er am liebsten auch die Getauften, wenn sie die Taufe nicht vor dem zehnten Lebensjahre erhalten, vom Bürgerrecht ausgeschlossen hätte: was doch seinen beiden Kollegen zu weit ging. Schön beschränkte sich auf die Erklärung: „So

Digitized by Google

lange die Juden nicht alle Pflichten christlicher Unterthanen erfüllen, halte ich es nicht für rathsam, sie zum Bürgerrecht zuzulassen", und Klewiz, dies Mal der Mildeste, fügte den Wunsch hinzu, man möge auf Egalisirung der Pflichten und Rechte denken. Noch stärker war die Differenz bei der Beurtheilung der sogenannten unehrlichen Gewerbe; Stägemann war gegen, Schön mit Klewiz für ihre Zulassung.

Derselbe Gegensatz von Beharren und Neuern tritt in denjenigen Bemerkungen zu Tage, welche die Stellung der Beamten betreffen: Stägemann opponirt dem leitenden Minister, Schön und Klewiz stehen ihm näher oder treten ganz auf seine Seite. Stägemann befürwortet die Wählbarkeit der Beamten zu den Repräsentanten-Stellen, Schön und Klewiz verwerfen sie: „Werden", ruft Schön, „die Offizianten zugelassen, so ist die Stimme des Volkes nicht rein."

Besonders merkwürdig ist die Gruppirung der Parteien, wenn wir das Wort bei einer so geringen Zahl brauchen dürfen, in der Frage nach dem Wirkungskreise der Repräsentanten. Hier hielten die Drei gegen den Minister zusammen. Stägemann (und ebenso Klewiz) fürchtete, daß die Repräsentanten in die Hände von Demagogen gerathen und sich überheben könnten; darum wollte er ihrer Einwirkung auf die Verwaltung eine Grenze ziehen: nur Beschwerden, Wünsche und Anträge sollten sie äußern, zuerst beim Magistrat, dann bei den höheren Behörden. Schön blieb bei der Freyschen Formulirung stehen, folgte also dem Minister auch nicht.

Nehmen wir noch hinzu, daß von den vier Räthen, deren Meinungen wir hörten, auch schon die wichtigen Kontroversen über das Verhältniß zwischen Staat und Stadt, Justiz und Verwaltung, Stadtverwaltung und Polizei, Zivil und Militär, die wir alsbald näher kennen lernen werden, behandelt worden sind, so ist es wahrlich ein reiches Bild, das die Debatten dieser Behörde gewähren.

Einen recht verschiedenen Eindruck bekommen wir von der andern Instanz, deren Ansicht Stein erfordert hatte. Die Kombinirte Immediat-Kommission oder, wie sie seit dem 25. Juli hieß*), das General-Finanz- und Polizei-Departement hatte gesagt, was sich sagen ließ, als im Preußischen Provinzial-Departement die Berathungen erst begannen. Am 1. August fand eine Konferenz des Ministers Schroetter mit seinen Räthen (Wilckens, Friese und

*) Pertz, Stein 2, 119.

Digitized by Google

Morgenbesser) statt, deren Ergebniß in einem Schreiben vorliegt, welches am 3. August von Seiten des Provinzial-Departements an Frey erging. Sei es, daß die Behörde sich nicht zu helfen wußte, sei es, daß sie in Frey den vertrauten Rathgeber des allmächtigen Ministers, auf dessen Meinung doch schließlich Alles ankam, erblickte: genug, sie holte sein Gutachten über die Frage ein, wie weit die Repräsentanten an der Polizei zu betheiligen seien.

Man versteht dies erst, wenn man weiß, was damals Alles unter Polizei verstanden wurde. Das edle Wort war damals noch nicht so tief gesunken wie heute. Gute Reichspolizei war fast die höchste der Hoffnungen gewesen, die Johannes Müller auf seinen Fürstenbund gesetzt hatte. In dem vielgebrauchten „Lehrbegriff sämmtlicher Kameral- und Polizei-Rechte", den im Jahre 1785 der Hallische Professor Friedrich Christof Jonathan Fischer veröffentlicht hatte, war die Rede sogar von Schul-, Lehr- und Kirchen-Polizei. Und wenn Hardenberg und Altenstein in den Denkschriften, die den von uns betrachteten Ereignissen unmittelbar voraufgingen, schon einige Bedenken verriethen, das Wort Polizei mit dem Höchsten und Idealsten in Verbindung zu setzen*), so redeten sie doch, wie Jedermann, von Landwirthschafts- und Gewerbe-, Handels- und Armen-, Gesundheits- und Bevölkerungs-, Post- und Bergwerks-, Wohlfahrts- und Sicherheits-Polizei. Das Wort umspannte, was wir Verwaltung und was wir Polizei nennen.

In zwei Denkschriften**) hat Frey auf die Frage des Provinzial-Departements geantwortet. Die eine, mit der Bezeichnung „Von der Geschäfts-Organisation", betraf die Wohlfahrts-Polizei, die andere „Von der Polizei und ihrem Verhältnisse zur Stadt-Kommune" beschäftigte sich mit der Sicherheits-Polizei. Die Wohlfahrts-Polizei oder, wie er sie selber einmal definirt hat***), diejenige Polizei, welche eine besondere Administration erfordert, wollte er, nunmehr den Bemerkungen folgend, die Stein zu seiner ersten Denkschrift gemacht hatte, in ansehnlichem Umfange der Bürgerschaft überlassen. Wir sahen, daß Stein die Gliederung der Repräsentanten-Versammlung in Deputationen vorschlug. Frey selber hatte schon in seiner ersten Denkschrift†) die Mitwirkung thätiger

*) Ranke, Sämmtliche Werke 48, 402.

**) Am 29. August von Frey dem Minister Schroetter überreicht. Die Denkschrift „Von der Polizei u. s. w." ist bereits vor dem 28. August von Horn, Buck und Morgenbesser gloſſirt worden (vgl. Meier S. 295).

***) An Schroetter, 29. August.

†) Art. 50.

Digitized by Google

und rechtlicher Bürger, die von den Repräsentanten zu bezeichnen seien, erwogen. Indem er jetzt beides kombinirte, entwarf er einen vollständigen Aufriß der Stadtverwaltung, wo unterschieden waren die Theile, die sich für den Magistrat, und diejenigen, die sich für gemischte Deputationen eigneten: letztere bestehend aus Mitgliedern des Magistrats, der Repräsentanten und der übrigen Bürgerschaft.

Die Denkschrift „Von der Geschäfts-Organisation" ist nur dem Provinzial-Departement, die andere auch dem General-Departement zugegangen.

Beginnen wir mit den Berathungen der zweiten Behörde*), so war das Problem, das sie zu lösen hatte, ein doppeltes; es betraf sowohl die Stellung der Polizei — wir wollen das Wort fortan nur im modernen Sinne brauchen — zur Justiz wie die Handhabung der Polizei durch die Stadtbehörden. Es hatte so lange nicht bestanden, als die Städte nur Organe des Staates gewesen waren. Unter dem Ancien Régime hatte der Magistrat die Richter der Stadt ernannt und die Polizei verwaltet: ausgenommen natürlich den Fall, daß Garnison in der Stadt lag; dann war der Höchstkommandirende oder der Gouverneur thatsächlich Chef der Polizei. Darüber, daß die Patrimonial-Gerichtsbarkeit**) beseitigt und die Justiz durchaus Sache des Staates werden müsse, bestand Einverständniß unter den Reformern. Wohl hatte Stein in der Nassauer Denkschrift einige Zweige der niederen Gerichtsbarkeit den Magistraten lassen wollen, aber er ist in keiner seiner späteren Erklärungen darauf zurückgekommen, und wenn auch Stägemann gelegentlich einmal auf die städtische Patrimonial-Gerichtsbarkeit exemplifizirte, so konnte sie doch als beseitigt angesehen werden. Wie aber sollte es mit der Polizei gehalten werden? Trennte man sie von der Justiz und nahm ihr jede Strafgewalt, so machte man sie ohnmächtig. Ließ man sie den Städten, so war die allgemeine Sicherheit, sonderlich in jenen unruhigen Zeitläuften, erst recht bedroht; es hieß fast eine Prämie auf das Verbrecherthum setzen, wenn die zuständige Polizeibehörde an der Grenze des Weichbildes auch die Grenze ihrer Wirksamkeit hatte: das Wesen der Polizei ist Zentralisation. Nahm man dagegen der Bürgerschaft

*) Altenstein votirte am 6., Stägemann am 7., Klewiz am 8., Sack am 11. September. Schöns Votum ist undatirt, fällt aber sicher zwischen die Voten von Stägemann und Klewiz.

**) Der Kürze halber erstrecke ich diese Bezeichnung auch auf die Städte. Nach dem Landrecht eignet sie bekanntlich nur derjenigen Gerichtsbarkeit, welche mit gewissen Gütern verbunden ist.

Digitized by Google

die Polizei und organisirte sie büreaukratisch, so drohte der Selbstverwaltung Gefahr; denn was kann ein strebsamer Polizei-Chef alles unter den Begriff der öffentlichen Sicherheit bringen.

So versteht man, daß das General-Departement sich theilte. Frey hatte vorgeschlagen, der Polizei ein Strafrecht in Gestalt vorläufiger Resolutionen zu gewähren, von denen jedoch die Betroffenen Berufung an das Gericht einlegen dürften. Dieser letzten Klausel, allgemein wie sie gehalten war, widersprach Altenstein. Er besorgte, daß dann die Polizei ganz unter die Aufsicht der Justiz kommen werde, von deren damaliger Verfassung er eine sehr geringe Meinung hegte*). Die Lösung der Schwierigkeit fand er darin, daß die Bürgerschaft selbst die Polizei in die Hand nehme, daß, wie er sich einmal ausdrückt, der Bürger über den Bürger rechte: dann könne man der Polizei Gewalt geben, ohne Willkür befürchten zu müssen. Er dachte dabei an den früheren Zustand der deutschen Städte sowohl wie an die moderne Kommunal-Verfassung von England mit ihren Friedensrichtern und Konstabeln, welche soeben diesem Kreise durch die herrliche Schrift von Vincke**) in ihrer ganzen Bedeutung erschlossen war. Er erklärte es geradezu für ein Uebel, die Polizei durch besoldete Staatsdiener ausüben zu lassen, und dafür konnte er sich sogar auf die in Preußen selber begonnene Reform berufen: wenn die bevorstehende neue Organisation die Staatsbürger an der Verwaltung selbst auf den höheren Stufen betheilige, so werde dies doch wohl auch auf den niederen möglich sein; dadurch, daß der Bürger keinen Antheil an der Polizei genommen habe, sei sie so schlecht, ja verächtlich geworden. Dieser Meinung pflichteten im Wesentlichen bei Stägemann und Sack, der kürzlich nach Königsberg gekommene alte Freund Steins, der die Berliner Polizei in die engste Verbindung***) mit den Organen der Bürgerschaft gebracht und damit die besten Erfahrungen gemacht hatte. Anders Schön, der auch dies Mal von Klewiz unterstützt wurde. Er hielt daran fest, daß die Polizei ein unveräußerliches Attribut dessen sei, was er höchste Gewalt nannte. Er wollte zwar den Städten zurückgeben, was ihnen widerrechtlich genommen sei, aber dazu rechnete er die Polizei nicht. Den Hinweis von Altenstein auf die ursprüngliche Ver-

*) Er nennt das Justizwesen, „wie es jetzt ist," ungeheuren Formenkram und die Bildung der Juristen Verbildung.

**) „Darstellung der inneren Verwaltung Großbritanniens". Vgl. Niebuhrs Vorrede von 1815 und Meier S. 148 ff., 364 ff.

***) Vgl. Bassewitz, Kurmark Brandenburg 1806 bis 1808 1, 98 Anm.

Digitized by Google

fassung der deutschen Städte meinte er durch die Thesis abfertigen zu können: diese komme vom reichsstädtischen Wesen her, bei welchem immer höchste Gewalt und Kommune vermischt seien. Das Verhältniß zwischen der Polizei und der städtischen Gemeinde faßte er als identisch mit demjenigen zwischen höchster Gewalt und Volk, Befehlen und Gehorchen, Regieren und Regiert werden. Doktrinär wie er war, hatte er sich in dieses Schema so verliebt, daß er die entgegenstehenden Aeußerungen mit einer Art Ironie behandelte. Als Stägemann erklärte, nothwendiges Erforderniß einer wohl organisirten Stadtgemeinde sei, „daß sie ihre Polizei selbst verwalte", schrieb er an den Rand: „daß ein Volk sich selbst regiere". Das war denn doch dem Freiherrn vom Stein, der dies Mal an den Erörterungen des General-Departements Theil nahm, zu stark; er setzte darunter die Worte, welche recht eigentlich das Programm seiner ganzen Verwaltung darstellen: „Warum nicht, wenn es dazu fähig ist?" Auch er hatte das englische Beispiel vor Augen; die Bedenken gegen das Strafamt der Polizei bekämpfte er durch die Frage: „Strafen denn die Friedensrichter nicht?"

Wie aber auch die Einzelnen sich das Verhältniß der Polizei zur Stadt dachten, in einem Punkte waren sie einig*): die Sonderstellung des Militärs sollte aufhören. Es sollte der Polizei unterworfen sein wie Jedermann, und es sollte als Organ der Polizei nur auf deren Requisition und nicht anders als im äußersten Nothfalle gebraucht werden. Für gewöhnlich sollte die Bürgerschaft selbst die Exekutive der Polizei sein: sei es unter dem Namen der National-Garde oder Bürgerbewaffung, wie Stägemann, oder als Gendarmerie, wie Frey, oder als Bürger-Miliz, wie Altenstein, oder als Ausschuß und Schützengilde, wie Stein vorschlug.

3.

So weit war man im General-Departement gekommen, als vom Preußischen Provinzial-Departement der Entwurf der Städteordnung oder, wie sie damals genannt wurde, „Konstitution für sämmtliche Städte in Ostpreußen, Litthauen und Westpreußen" einging. Er trug das Datum des 9. September. Wenn man den Umfang des Schriftstücks ins Auge faßt und erwägt, daß Frey erst am 29. August die erforderte Auskunft gegeben hatte, so staunt

*) Von Schön, der die Entscheidung über diese Frage dem „Polizei-Plan" vorbehielt, darf man für gewiß annehmen, daß er nicht auf Seite der Reaktionäre gestanden haben wird.

Digitized by Google

man über diese Arbeitsleistung: zweihundert Paragraphen im Zeitraum weniger Tage formulirt. Bei schärferer Prüfung gelangt man zu einem anderen Urtheil.

Derjenige Rath des Preußischen Provinzial-Departements, der vom Minister Schroetter mit der Ausarbeitung betraut war (Wilckens), hat sich die Sache leicht gemacht. In den vier ersten Titeln seines Entwurfes, welche handeln von den Städten im Allgemeinen, den Bürgern und dem Bürgerrechte, den Schutzverwandten, den Stadtgemeinden, ist der Aufzug des Gewebes das Allgemeine Landrecht, der Einschlag das, was ihm aus den Federn von Frey und Stein zugegangen war; in den späteren Titeln hielt er sich weit überwiegend an die letzteren.

Die Uebereinstimmung beschränkt sich nicht auf den Inhalt, sondern erstreckt sich auch auf die Form. So schon bei dem Allgemeinen Landrecht, wie die folgende Zusammenstellung beweisen wird.

Allgemeines Landrecht. Theil II Titel VIII.	Entwurf der Konstitution.
§ 1. Ein Bürger im eigentlichen Verstande wird derjenige genannt, welcher in einer Stadt seinen Wohnsitz aufgeschlagen und daselbst das Bürgerrecht gewonnen hat.	Tit. II § 1. Ein Bürger oder Mitglied einer Stadtgemeinde ist der, welcher in einer Stadt das Bürgerrecht besitzt.
§ 5. Einwohner der Städte, welche weder eigentliche Bürger noch Eximirte sind, heißen Schutzverwandte.	Tit. III § 1. Alle Einwohner, welche das Bürgerrecht nicht gewonnen haben, heißen in Beziehung auf das städtische Kommunalverhältniß Schutzverwandte.
§ 20. Findet der Magistrat für gut, einem solchen Fremden das Bürgerrecht zu ertheilen, so muß für die Bestellung eines tauglichen Repräsentanten am Orte selbst, an welchen man wegen aller bürgerlichen Lasten und Pflichten sich halten könne, gesorgt werden.	Tit. II § 24. Abwesende Bürger sind schuldig, taugliche Stellvertreter am Orte selbst zu ernennen, an welche man wegen aller Lasten und Pflichten sich halten kann und die überall die Stelle des Abwesenden vertreten müssen.
§ 21. Wer Bürger werden will, muß in der Regel auch den Bürgereid ableisten.	Tit. II § 12. Jeder, der Bürger werden will, ist verbunden, dem Magistrate den Bürgereid zu leisten und muß sich darin verpflichten, diese Konstitution aufrecht zu erhalten und das Beste der Stadt nach seinen Kräften zu befördern.
§ 29. Jeder Bürger ist schuldig, öffentliche Stadtämter, denen er vorzustehen fähig ist, zu übernehmen.	Tit. II § 14. Er ist schuldig, öffentliche Stadtämter, sobald er dazu berufen wird, zu übernehmen und sich

Digitized by Google

§ 33. Auch zu andern persönlichen Diensten sind die Bürger in jedem Nothfalle der gemeinen Stadt verpflichtet.

§ 34. Wenn nicht wegen außerordentlicher Gefahr oder anderer besonderer Umstände die persönliche Gegenwart der Bürger ausdrücklich gefordert wird, so können sie die persönlichen Dienste auch durch andere taugliche Personen an ihrer Stelle verrichten lassen.

§ 35. Kunst- und Handwerksdienste sind die Bürger unentgeltlich zu leisten nicht schuldig.

§ 42. Wer seinen Wohnsitz an einen andern Ort verlegt, verliert dadurch das Bürgerrecht in der verlassenen Stadt.

§ 43. Will er sich selbiges erhalten, so muß er die Erlaubniß dazu längstens binnen Jahr und Tag nach seinem Abzuge bei dem Magistrat nachsuchen.

§ 47. Wer, ohne einen andern Wohnsitz zu nehmen, sich aus der Stadt entfernt, verliert sein Bürgerrecht nur durch die gewöhnliche Verjährung.

§ 86. Städte sind hauptsächlich zum Aufenthalte solcher Einwohner des Staats bestimmt, welche sich mit der Verarbeitung oder Verfeinerung der Naturerzeugnisse und mit dem Handel beschäftigen.

den Aufträgen zu unterziehen, die ihm zum Besten des Gemeinwesens der Stadt gemacht werden.

Tit. II § 15. Andere persönliche Dienste sind die Bürger zur Sicherheit der Stadt und in jedem Nothfall zu übernehmen schuldig.

Tit. II § 16. Wenn nicht die persönliche Gegenwart der Bürger ausdrücklich gefordert wird, oder bei besondern Gattungen von Dienstleistungen vorgeschrieben ist, so können sie diese persönliche Dienste durch andere taugliche Personen in ihrer Stelle verrichten lassen.

Tit. II § 17. Kunst- und handwerksmäßige Dienste sind die Bürger unentgeltlich zu leisten nicht verpflichtet.

Tit. II § 25. Wer seinen Wohnsitz an einen andern Ort verlegt, verliert dadurch das Bürgerrecht in der verlassenen Stadt.

Will er solches erhalten, so muß er binnen drei Monaten nach seinem Abzuge die Erlaubniß dazu beim Magistrat nachsuchen, welcher diesen Antrag den Bürgerschafts-Repräsentanten zum Gutachten vorzulegen und nach Maßgabe des letzteren die Erlaubniß zu ertheilen und zu versagen hat.

Tit. II § 26. Bürger, welche, ohne einen andern Wohnsitz zu nehmen, sich aus der Stadt entfernen und wegen ihrer bürgerlichen Lasten und Pflichten keinen Stellvertreter am Orte ernennen, verlieren das Bürgerrecht binnen zwei Jahren.

Tit. I § 1. Städte sind hauptsächlich zum Aufenthalt solcher Einwohner des Staats bestimmt, welche sich mit Verarbeitung oder Verfeinerung der Naturerzeugnisse und mit dem Handel beschäftigen.

Aber die Natur der Sache brachte es mit sich, daß das Landrecht, gegen welches Frey und Stein sich richteten, häufiger verlassen als befolgt wurde; wie denn die Abschnitte über die Eximirten, die Bannmeile, das Marktrecht ganz fortbleiben mußten: es sollte

Digitized by Google

keine Eximirten mehr geben, und Bannmeile wie Marktrecht fielen, sobald die geplante Befreiung der Gewerbe eintrat. Anders bei den Freyschen Aufsätzen; von diesen sind der erste („Vorschläge zur Organisirung der Munizipal-Verfassungen") und der dritte („Von der Geschäfts-Organisation"), so weit sie nicht Reflexion waren, fast wörtlich übernommen worden.*) Nicht einmal da, wo eine Abweichung vorzuliegen scheint, ist sie in Wahrheit immer vorhanden. Denn Frey hat nachträglich (in einem Schreiben an Schroetter vom 28. August) auf Grund der ihm von den Stadträthen Horn und Buck, sowie vom Geheimen Rath Morgenbesser zugegangenen Bemerkungen einen Theil seiner Postulate etwas modifizirt.

Frey I.	Entwurf der „Konstitution".
2. Es giebt nur ein Bürgerrecht und der Unterschied zwischen Groß- und Kleinbürgern wird völlig aufgehoben.	Tit. II § 3. In jeder Stadt giebt es künftig nur ein Bürgerrecht. Der Unterschied zwischen Groß- und Kleinbürgern und jede ähnliche Abtheilung der Bürger in mehrere Ordnungen wird daher hierdurch völlig aufgehoben.
6. Bei der Erlangung des Bürgerrechts machen persönliche Verhältnisse keinen Unterschied, also auch nicht Geburts-Vorrechte oder Religion.	Tit. II § 6. Stand, Geburt, Religion und überhaupt persönliche Verhältnisse machen sonst bei Gewinnung des Bürgerrechtes keinen Unterschied.
11. Da die Anzahl der Bürger zu groß ist, als daß ihre Stimmen über öffentliche Angelegenheiten einzeln vernommen werden könnten . . ., so werden sie durch Repräsentanten, welche sie selbst aus ihren Mitteln wählen, vertreten.	Tit. V, I § 1. Die Vertretung der Stadtgemeine oder Bürgerschaft durch Repräsentanten ist nothwendig, weil jene aus zu vielen Mitgliedern besteht, als daß ihre Stimmen über öffentliche Angelegenheiten jedesmal einzeln vernommen werden könnten.
12. Bei solcher Wahl wirkt jedes Individuum lediglich in seiner Qualität als Bürger und ohne alle Beziehung auf Zünfte oder Korporationen. Es sind auch die gewählten Personen, wes Standes, Religion oder Gewerbes	Tit. V, I § 5. Die Wahl der Repräsentanten nach Ordnungen, Zünften und Korporationen in den Bürgerschaften wird dagegen hierdurch völlig aufgehoben. Es nehmen an den Wahlen alle stimmfähigen Bürger Antheil, und

*) Da der Redaktor die Polizei aus seinem Entwurfe fortließ, so konnte er mit der zweiten Freyschen Denkschrift („Von der Polizei und ihrem Verhältnisse zur Stadt-Kommune") nicht viel anfangen; immerhin entnahm er auch ihr wenigstens einen Satz (Tit. VII § 3: über die Verpflichtung der Stadtgemeinde, „die Kosten, welche die Erhaltung des nöthigen Polizei-Personals und die nach der Disposition der Polizei-Behörde erforderlichen Anstalten nothwendig machen, aufzubringen").

Digitized by Google

sie auch sein mögen, keineswegs Repräsentanten ihres Standes, Sekte, Zunft oder Stadtviertels, sondern bloß Repräsentanten der gesammten Bürgerschaft.

14. Die Wahlversammlungen werden distriktsweise gehalten, welche die Magistrate näher zu bestimmen und hiernach die Bürgerrollen einzurichten haben.

Es kann dahero jeder Bürger nur der Versammlung des Distrikts beiwohnen, in dessen Bürgerrolle er eingetragen worden.

17. Der Magistrat bestimmt Tag, Stunde und Ort der Versammlung, deputirt auch für jeden Distrikt einen Kommissarium aus seiner Mitte und läßt durch diesen der Wahlversammlung präsidiren.

21. Damit durch Todesfälle, langwierige Krankheiten und lange Geschäftsreisen die Anzahl der Repräsentanten nicht während des dreijährigen Turnus vermindert werden könne, werden in den Wahlversammlungen auch Suppleanten der Repräsentanten gewählt, und zwar auf 100 stimmfähige Bürger einer.

41. Die Repräsentanten sind in Rücksicht alles dessen, was sie in der Versammlung vortragen und beschließen, nur ihrem Gewissen Rechenschaft schuldig. Sie sind Repräsentanten im vollsten Sinne des Wortes, daher haben sie nicht nöthig, sich nach Instruktionen, welche ihnen ihre Wähler etwa geben möchten, zu achten. Noch weniger können die Korporationen der Zünfte, zu welchen sie zufällig gehören, verlangen, daß sie ihr Interesse in den Versammlungen der Repräsentanten wahrnehmen. Ihre Pflicht ist allein, es wirkt jeder lediglich als Mitglied der Stadtgemeine ohne alle Beziehung auf Zünfte, Stand, Korporation und Sekte.

Tit. V, I §"4. Die Wahl der Stadtverordneten und Stellvertreter derselben wird in den verschiedenen ... Bezirken der Stadt bewirkt.

Tit. V, I § 10. Der Magistrat hat von der ganzen Stadt, und zwar von jedem Distrikt derselben besonders, eine zuverlässige Bürgerrolle zu führen.

In dieser Bürgerrolle ist in einer besonderen Kolonne zu vermerken, ob der Bürger stimmfähig sei oder nicht.

Tit. V, I § 18. Der Magistrat bestimmt Tag, Stunde und Ort der Versammlung und deputirt für jeden Distrikt einen Kommissarium aus seiner Mitte oder den Distriktsvorsteher. Dieser Kommissarius hat den Vorsitz.

Tit. V, I § 3. Damit aber durch Todesfälle, langwierige Krankheiten und lange Geschäftsreisen die Anzahl der Repräsentanten nicht während des Zeitraums, für welchen sie bestellt sind, vermindert werden könne, werden jedesmal bei der Wahl der Repräsentanten ebensoviele Suppleanten derselben erwählt, als der dritte Theil der neuerwählten Repräsentanten ausmacht.

Tit. V, II § 3. Die Repräsentanten sind berechtigt, alle diese Angelegenheiten ohne Rücksprache mit der Gemeine abzumachen, es mögen solche, nach den bestehenden Gesetzen, bei den Korporationen von der Zustimmung der Mehrheit der Mitglieder oder jedes einzelnen Mitglieds abhängen. Sie bedürfen dazu weder einer besondern Instruktion oder Vollmacht der Bürgerschaft, noch sind sie verpflichtet, derselben über ihre Beschlüsse Rechenschaft zu geben. Das Gesetz und ihre Wahl sind ihre Vollmacht, ihre Ueberzeugung

Digitized by Google

zum Besten der Stadtgemeine nach ihrer individuellen Ueberzeugung zu sprechen und zu stimmen.

und ihre Ansicht vom gemeinen Besten der Stadt ihre Instruktion, ihr Gewissen aber die Behörde, der sie deshalb Rechenschaft zu geben haben. Sie sind im vollen Sinne Repräsentanten der ganzen Bürgerschaft, mithin so wenig Vertreter des einzelnen Distrikts, der sie gewählt hat, noch einer Korporation, Zunft u. s. w., zu der sie zufällig gehören.

Und so geht es weiter. Hier und da wird die Reihenfolge verändert, ein Wort hinzugefügt oder fortgelassen oder durch ein gleichbedeutendes ersetzt, auch wohl eine Erläuterung oder Ausführungsbestimmung gegeben. Im Wesentlichen aber wird der Freysche Text wiederholt.

Den Bemerkungen Steins zur ersten Freyschen Denkschrift konnte sich Wilckens natürlich am wenigsten entziehen; wir begegnen ihnen theils wörtlich, theils inhaltlich im Konstitutions-Entwurfe.

Stein.

20. Die Wahlversammlung würde nach vorhergegangener gottesdienstlicher Handlung gehalten.

26. Würde zu bestimmen sein, daß sich die Kandidaten selbst melden können.

49. Die Repräsentanten haben den Magistrat und seine Geschäftsführung zu kontroliren.

69. Was von den Besoldungen angeführt ist, scheint mir nicht richtig. Ausgezeichnete Männer müssen die Posten aus Liebe zum gemeinen Besten selbst suchen.

72. Von den jetzt bei den Magistraturen angestellten Mitgliedern kann nur beibehalten werden, was brauchbar ist.

Entwurf der Konstitution.

Tit. V, I § 17. Sie nimmt allemal nach vorhergegangener gottesdienstlicher Handlung ihren Anfang.

§ 27.... Es können ... Kandidaten sich selbst melden.

Tit. VII § 15. Die Repräsentanten in der Gesammtheit kontrolieren die ganze Verwaltung des städtischen Gemeinwesens in allen Zweigen.

Tit. VI § 2. Jeder mit Gemeinsinn erfüllte Bürger wird, auch ohne Vortheile für seine Person dabei zu beabsichtigen, dieses ehrenvolle Amt gern übernehmen.

§ 19. Von dem jetzt angestellten Magistrats-Personal werden nur diejenigen Miglieder, welche wiedergewählt werden und diejenigen Unterbedienten, welche mit wahrem Nutzen für die Stadt fortdienen können, beibehalten.

Ebenso ging der Redaktor ein auf die Vermehrung der Rathsherren, die Zulassung der Wittwen zum Bürgerrecht, die Verwerfung der Vorschlagsliste des Magistrats, die sechsjährige Amtsdauer der Bürgermeister. Doch ist es — und damit kommen wir

Digitized by Google

endlich auf seine eigenen Leistungen — nicht zu verkennen, daß er im Falle einer Meinungsverschiedenheit zwischen Frey und Stein geneigt war, auf die Seite des ersteren zu treten. Er versagte zwar — ganz im Sinne von Stein — das Bürgerrecht Niemandem, der sich in der Stadt häuslich niedergelassen hatte und von unbescholtenem Wandel war. Aber bei der Wahl der Repräsentanten führte er sowohl für die Wähler wie für die Gewählten einen Zensus ein: diejenigen unangesessenen Bürger, deren reines Einkommen in großen Städten noch nicht 200, in mittleren und kleineren Städten noch nicht 150 Thaler jährlich betrug, sollten nicht wählen dürfen, und von den zu wählenden Repräsentanten sollten wenigstens zwei Drittel Hausbesitzer sein.*) Wenn Stein geneigt gewesen war, den Repräsentanten ein Uebergewicht über den Magistrat zu verleihen, so kehrte Wilckens das Verhältniß geradezu um, indem er dem Magistrat das Recht zubilligte, die städtischen Abgaben festzustellen, deren Bewilligung, wie er wörtlich bestimmte, die Repräsentanten nicht versagen können.**) In derselben Richtung bewegte er sich, wenn er den von Stein gegen die Juristen gemachten Bemerkungen keine Folge gab und die ebenfalls von Stein gewünschte Befragung der städtischen Stände***) hinausschob, ja im Grunde ablehnte.†) Da jede Repräsentation eine Beschränkung des populären Elementes einschließt, so darf man in diesem Zusammenhange auch nennen die Einführung der Repräsentanten in ganz kleine Städte, wo Frey gewollt hatte, daß die Bürgerschaft ihre Rechte direkt wahrnehmen sollte. Und ganz sicher gehört hierher eine Bestimmung, die weit nicht nur von Steins, sondern auch von Freys Wünschen ablag. Hiernach sollte, sobald Grundstücke erworben, veräußert, erblich ausgethan oder verpfändet und Kapitalien gekündigt oder aufgenommen würden,

*) Ausdrücklich mit diesem Vorschlage begründete das Provinzial-Departement eine Erweiterung des Wahlrechts der Repräsentanten. Frey hatte für die zu wählenden Magistrats-Mitglieder Ansässigkeit gewollt: das Provinzial-Departement strich diese Bedingung. Auch gewährte es den Repräsentanten das Recht der Initiative zu neuen Verordnungen, das Frey (29. August) dem Magistrat vorbehalten hatte: eine Beschränkung, die übrigens mit der Tendenz der Steinschen Bemerkungen zu dem ersten Freyschen Aufsatz kaum zu vereinigen war.

**) Offenbar im Sinne des Landrechts, wo es heißt (Theil II Titel 8 § 130): „Vermöge der Stadtpolizei ist der Magistrat berechtigt, die den Einwohnern der Stadt obliegenden unstreitigen Abgaben und andere Beiträge zu den gemeinschaftlichen Lasten der Stadt einzufordern".

***) Pertz, Stein 2, 152.

†) Schroetter an Stein, Königsberg 9. September 1808.

Digitized by Google

von Seiten des Magistrats die Zustimmung der Provinzial-Polizei-Behörde eingeholt werden.

Erwägt man die Art, wie Wilckens seinen Entwurf zu Stande brachte, im Ganzen, so begreift man, daß die Aufnahme bei Frey sowohl wie im General-Departement, wo ja ebenfalls Bedenken gegen Steins Radikalismus bestanden, keine unfreundliche war. Das freilich verstand sich von selbst, daß jene zuletzt erwähnte Zuthat verworfen wurde. Frey erklärte, kaum seinen Augen getraut zu haben, als er diesen Paragraphen gelesen. „Ich war aus dem liberalen System, welches das Ganze beherrscht, wie durch einen Zauberschlag heraus geworfen und fand die alten Fesseln wieder, welche man ganz zu zerbrechen bemüht war. Die Repräsentanten sind die Kontroleurs der Verwaltung, und daher muß der Verkauf der Grundstücke, die Kündigung der Kapitalien auch von ihrem Konsense allein abhängig gemacht werden." Ebenso Schön (1. Oktober), der dies Mal vor Altenstein votirte, da Stein ihm an erster Stelle das Referat zugeschrieben hatte.*) Er erklärte die hier bestimmte Vormundschaft für durchaus entbehrlich; wenn man der Stadt die Verwaltung ihrer Kommunal-Angelegenheiten überlasse, so werde sie dadurch für mündig erklärt, und von mündigen Personen verlange man nicht, daß sie die Landes-Polizei-Behörde befragten, wenn sie ein Kapital kündigen oder ein Landgut verkaufen wollten. Auch sonst war Schön der Meinung, daß das preußische Provinzial-Departement in seiner Abkehr von den populären Bestrebungen zu weit gegangen sei. Er verwarf eine weitere Bevormundung der Kommunen, die diese Behörde in die Konstitution gebracht hatte, indem sie der Provinzial-Landes-Behörde die Aufstellung des Etats für die städtischen Besoldungen übertragen hatte. Er wollte nichts wissen von dem besonderen Ausschuß, der in der Repräsentanten-Versammlung für diejenigen Angelegenheiten gebildet werden sollte, welche bloß das Interesse der Haus- und Grundbesitzer angingen: mit demselben Recht müsse ein Gewerbe- und ein Handels-Ausschuß bestehen; es sei anzunehmen, daß die Repräsentanten alle das Beste wüßten und wollten. Er trat für das Budgetrecht der Repräsentanten ein: nicht der Magistrat, sondern die Bürgerschaft habe zu bestimmen, was aufgebracht werden solle. Er sprach sich gegen die Lebenslänglichkeit der

*) Das Schreiben Schroetters vom 9. September, das den Konstitutions-Entwurf begleitete, ist von der Kanzlei des Provinzial-Departements am 14. expedirt, von Stein am 18. präsentirt.

Digitized by Google

Syndici, der gelehrten Senatoren und der Senatoren fürs Baufach aus: denn wie würden die Kommunen Altersschwache und Unfähige los werden, und würden nicht die auf Zeit Angestellten schon deshalb besser arbeiten, um wieder gewählt zu werden? Er lehnte den vom Provinzial-Departement empfohlenen Ehrentitel „Senior" mit der Begründung ab, daß es nur Bürger geben müsse. Andere Stellen seiner Kritik entsprangen der schematischen Ader seines Wesens. Es war ihm nicht entgangen, wie viel in den ersten vier Titeln dem Landrecht entnommen war; jetzt wollte er, daß man ihm genau folge und Abweichungen oder Zusätze hinter jedem Paragraphen anmerke. Mit Genugthuung wird es ihn erfüllt haben, daß der Entwurf ganz in seinem Sinne, der hier mit dem von Frey übereinstimmte, Schweigen beobachtete über die Organisation der Polizei. Es war nur festgesetzt worden, daß dort, wo keine besondere Behörde für die Polizei der Stadt angeordnet sei, deren Verwaltung vor den Magistrat als Obrigkeit des Ortes und Vorsteher der Bürgergemeinde gehöre. Selbst dies ging Schön zu weit. Indem er auf seinen alten Satz zurückkam, daß die Polizei vom Kommunal-Wesen der Städte so verschieden sei wie die höchste Gewalt vom Volke, warnte er vor Versprechungen; der Stadt-Sekretär oder irgend Jemand sonst in der Stadt könne tauglicher zum Polizei-Verwalter sein als der Bürgermeister oder ein anderes Mitglied des Magistrats. Auch mit der sachlichen Abgrenzung zwischen Kommune und Polizei war er nicht völlig einverstanden; für letztere nahm er die Gewerbe- und Zunft- sowie die Militär-Angelegenheiten in Anspruch.

Man hätte nun erwarten sollen, daß Altenstein, Schöns Korreferent, der so eifrig für die Verwaltung der Polizei durch die Bürgerschaft eingetreten war, opponiren würde. Es ist nicht geschehen, und die Ursache dieser Nachgiebigkeit haben wir wohl in dem Verhalten Steins zu suchen, dessen Meinung über den Entwurf des Provinzial-Departements bereits vorlag.*) Er hatte im Grunde nur wenig beanstandet. Er wünschte, bewußt oder unbewußt an eine von Altenstein**) gemachte Bemerkung anknüpfend, den Entwurf von den vielen ausländischen Wörtern gereinigt zu sehen.***)

*) Undatirt (zwischen dem 18. September und 8. Oktober entstanden) und leider unvollständig (beginnt mit den Worten: „Ueberhaupt bemerke ich").

**) Gutachten v. 23. Juli.

***) Für Repräsentant schlug er Stellvertreter vor. Es war ihm nicht gegenwärtig, daß er selber (in der Nassauischen Denkschrift, Pertz, Stein,

Digitized by Google

Im Eingang vermißte er den wichtigsten Grund für die geplante Veränderung der städtischen Verfassung: daß Theilnahme an der Verwaltung des Gemeindewesens Gemeinsinn erregt und erhält. Er tadelte die geheime Abstimmung, denn sie nehme dem Abstimmenden das Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber der öffentlichen Meinung. Seiner Vorliebe für die Gliederung der Stadtverordneten-Versammlung in Deputationen und seiner Abneigung gegen die Schreiberei gab er noch ein Mal Ausdruck. Er setzte die Altersgrenze für die Magistrats-Stellen von 30 auf 25 Jahre herab. Ueber die wichtige Frage der Polizei äußerte er nur: „Der Magistrat übt die Polizei ex iure delegato von Seiten des Staates aus." – Unter diesen Umständen salvirte Altenstein sein Gewissen damit, daß er forderte, die geplante neue Organisation des Polizeiwesens müsse gleichen Schrittes gehen mit der gegenwärtig vorliegenden neuen Ordnung des Städtewesens. Als einziges sofortiges Zugeständniß an seine Meinung begehrte er die Aufnahme eines Paragraphen über Einrichtung von Schützengilden.

So näherte sich denn das große Werk seiner Vollendung. Zunächst hielt am 4. Oktober das General-Departement eine Sitzung, in der fast sämmtliche Vorschläge des Referenten wie des Korreferenten angenommen wurden. Zugeständnisse machte nur Stein. Er gab seinen Widerspruch gegen die geheime Abstimmung preis, zu deren Gunsten von Altenstein geltend gemacht war, daß so Jeder, indem er auf Niemand Rücksicht zu nehmen habe, seiner Ueberzeugung leichter treu bleiben werde. Er verzichtete aber auch auf die Befragung der städtischen Stände. Gegen sie hatte sich auf das Nachdrücklichste Frey erklärt: in der gegenwärtigen, auf den Zunftgeist gestützten Repräsentation der Bürgerschaften würden sich gewiß nur sehr wenige Köpfe befinden, die im Stande seien, ein reifes Urtheil über die zweckmäßigste Organisation der Kommunal-Verfassung zu fällen, zuletzt werde dabei die Stimme eines Einzigen, des jetzigen Bevollmächtigten der Zünfte, entscheiden; möge man also den jetzt unmündigen Kommunen den Weg, auf dem sie zur Mündigkeit gelangen können, vorzeichnen, ohne sie zu befragen, ob sie darauf zu wandeln Lust und Vergnügen finden. Jedenfalls

1, 428) bereits eine andere, später angenommene Benennung gebraucht hatte: Stadtverordneter. Die übrigen Verdeutschungen (verzeichnet im Konklusum vom 4. Oktober) waren: Stellvertreter (Suppleant), Stadtrath (Senator), Aeltester (Senior), gesetzlich (loyal), Gemeinde (Kommune), Bezirk (Distrikt), Ordnung (Konstitution). Von letzterem Worte heißt es: „ein in älteren Zeiten sehr gebrauchter und passender Ausdruck".

Digitized by Google

wurde die Einholung eines ständischen Gutachtens sehr erschwert durch die territoriale Ausdehnung, die das Gesetz erfuhr. Denn in der Sitzung des General-Departements wurde, man erfährt nicht auf wessen Antrag, beschlossen, die Städteordnung nicht auf die Provinzen Ostpreußen, Litthauen und Westpreußen zu beschränken, sondern sie auf den ganzen Staat zu erstrecken.

Noch an demselben Tage erging das Konklusum*) des General-Departements an das Provinzial-Departement. Dieses antwortete mit „Gegenbemerkungen",**) die überwiegend, aber nicht durchweg Verzichte enthielten. Ueber die Differenzpunkte haben Stein, Altenstein und Schön sich noch ein Mal geäußert;***) auch eine Sitzung des General-Departements fand statt, wo einige „vorläufige Konklusa" gefaßt wurden†): Alles im Sinne der kürzlich††) ergangenen Instruktionen, welche bestimmten, daß die Gesetzentwürfe vollständig und gründlich in den einzelnen Behörden bearbeitet sein sollten, ehe die Entscheidung der Zentralstelle angerufen wurde.

Endlich am 19. Oktober 1808 war Alles so weit gediehen, daß die „General-Konferenz", in der sich jeden Mittwoch die Chefs der Behörden mit einigen ihrer Räthe vereinigten, zur Berathung der Städteordnung schreiten konnte. Anwesend waren: Stein, der den Vorsitz führte; Schrötter; dessen Bruder, der Kanzler, als interimistischer Chef des Justiz-Departements; Scharnhorst und der Oberst-Lieutenant Graf Lottum als Chefs der beiden Departements, in welche die „Militär-Kommission" zerfiel; Altenstein, Klewiz, Schön und Sack als Räthe des General-Departements; Friese vom Provinzial-Departement; der Geheime Legations-Rath le Coq als Vertreter des Auswärtigen Departements; der Kammergerichts-Rath Albrecht als Vertreter des Kabinets. Eine Ironie, wie sie zuweilen die wichtigsten Berathungen und Entscheidungen begleitet, bewirkte, daß Derjenige, dessen Worte am häufigsten gehört wurden, Frey, nicht zugegen war.

---

*) Unter diesem Namen, mit der Journal-Nummer 192, geschrieben von Altenstein, gezeichnet von Altenstein und Schön, größtentheils wörtlich übereinstimmend mit den vorangegangenen Referaten, befindet es sich in dem Anfangs erwähnten Aktenbande.

**) Datirt vom 12., expedirt am 15. Oktober.

***) Stein an Altenstein, o. D. (zwischen dem 15. und 17. Oktober): es sind die von Meier S. 301, 334, 342, 350 erwähnten „Notizen". Gutachten von Altenstein und Schön, Königsberg 17. Oktober.

†) Sie stehen nachgetragen am Rande des Altensteinschen Gutachtens v. 17. Oktober. Die Sitzung wurde wahrscheinlich am 19., vor der General-Konferenz, gehalten.

††) Am 25. Juli und 25. August. S. Pertz, Stein 2, 125. 128 ff.

Digitized by Google

Den einleitenden Vortrag hielt Altenstein. Er that es, wie die Instruktion vorschrieb, „umständlich und vollständig mit Anführung sowohl der sämmtlichen Sachverhältnisse und der Theorie, worauf die Sache beruhte, als der verschiedenen Meinungen und Gründe, welche von den vortragenden Räthen beigebracht waren." Doch entfaltete er dabei keine besondere Originalität; sein Chef hatte zur Eile gemahnt, und so wandelte er, ganz abgesehen von Frey, in den Spuren seiner Kollegen vom General- und dies Mal auch vom Provinzial-Departement; letzterem verdankte er namentlich die historische Einleitung seines Referats.*)

Hierauf begann die Diskussion. Wenn wir von allem Nebensächlichen absehen, so waren drei Differenzpunkte übrig geblieben.

Das Provinzial-Departement wollte erstlich nichts wissen von der durch Schön vorgeschlagenen Kombination zwischen den beiden Texten der Städteordnung und des Landrechts. Hier setzte es seinen Willen durch; man begnügte sich damit, die zuwiderlaufenden Stellen des Landrechts im Allgemeinen für aufgehoben zu erklären.

Zweitens suchte es dem Magistrat in doppelter Beziehung ein höheres Ansehen zu verleihen; seine Mitglieder sollten mindestens 30 Jahre alt sein und Lebenslang im Besitz ihrer Stellen bleiben. Beide Forderungen wurden abgelehnt. Als Schroetter die Besorgniß aussprach, daß, wenn man die Altersgrenze auf 25 Jahre herabsetze, in der Regel nur junge Leute die Stellen suchen und erhalten würden, erwiderte ihm Altenstein, schwerlich werde die Bürgerschaft eine Vorliebe für junge Leute haben, und Sack sekundirte mit der Bemerkung, daß der Gewerbetreibende schon an sich früher selbständig werde. Darauf beschloß man, wie es im Protokoll heißt, „einmüthig, zur Wahlfähigkeit nicht mehr als 25**) Jahre zu fordern, weil gerade das Alter zwischen 25 und 30 besonders kräftig sei". Größere Aussichten schien die Lebenslänglichkeit zu haben, da im General-Departement sich Altenstein gleichfalls für sie ausgesprochen hatte. Aber er war in der Sitzung seiner Behörde, welche der General-Konferenz vorher ging, überstimmt worden und beobachtete jetzt Schweigen. Wohl brach Schroetter noch eine Lanze für sein Postulat: die Magistrats-Mitglieder würden, wenn nicht wiedergewählt, brotlos werden; um wiedergewählt zu werden,

*) Wesentlich enthalten in dem Immediat-Bericht vom 1. November, bei Pertz, Stein 2, 682 ff.

**) In der „Gesetz-Sammlung" steht 26: ein Druckfehler, der dann auch in andere Ausgaben übergegangen ist.

Digitized by Google

würden sie vor der Bürgerschaft kriechen: was dann auch das Fernbleiben tüchtiger Männer von diesen Aemtern zur Folge haben werde. Aber es war vergeblich; die General-Konferenz verwarf die Lebenslänglichkeit und sprach sich für eine zwölfjährige Amtsdauer der oben genannten Magistrats-Beamten*) aus. Doch wurde ein Antrag Steins angenommen, der dazu bestimmt war, die Schroetterschen Besorgnisse zu beschwichtigen, und somit als ein Kompromiß angesehen werden kann. „Für den Fall des Abgangs (d. h. der Nichtwiederwahl)", hatte Stein vorgeschlagen, „müßte man Pensionen bestimmen; dann würde das leichtsinnige Verwerfen vermieden werden und das lästige Behalten gleichfalls."

Drittens hielt das Provinzial-Departement fest an der finanziellen Bevormundung der Stadtverordneten, die theils durch die staatlichen Behörden, theils durch den Magistrat bewirkt werden sollte. Es machte geltend, daß der Magistrat von den Stadtverordneten aus den Bürgern gewählt werde, auch selbst dabei interessirt sei, daß die Bürgerschaft nicht überlastet werde; wenn man den Stadtverordneten die Festsetzung der Einnahmen und Ausgaben überlasse, so sei zu besorgen, daß sie dem Magistrat die nöthigen Mittel versagen und lieber das Kämmerei-Vermögen aufzehren als Steuern zahlen würden. Ganz ohne Eindruck blieb diese Auseinandersetzung nicht. Es kam zu zwei Kompromissen, die beide von Stein formulirt waren. Die Versammlung gab zwar dem General-Departement darin Recht, daß die Geldbedürfnisse für das eigentliche Gemeindewesen (nur um diese handelte es sich, die Kosten der Polizei und der Justiz mußte die Stadt in der vom Staat festgesetzten Höhe aufbringen) weder vom Staat noch vom Magistrat, sondern von den Stadtverordneten zu bestimmen seien; wenn aber der Magistrat sich mit den Stadtverordneten nicht einigen könne, so solle ihm der Rekurs an die Staatsbehörde frei stehen. Schwieriger war die Sicherstellung des Kämmerei-Vermögens. Nachdem Schön und Schroetter ihre abweichenden Meinungen dargelegt, machte Friese den Vorschlag: man möge die von Schön bekämpfte Vormundschaft wenigstens noch eine Zeit lang zur größeren Sicherheit und als Probe fortdauern lassen. Dagegen aber war Stein; er erwiderte: da die Gemeinden am Grund und Boden hingen, so sei die Gefahr einer Veräußerung nicht so groß. „Ueberhaupt", fährt das Protokoll

*) Im Uebrigen behielt es sein Bewenden bei der vom Provinzial-Departement (vgl. S. 487) vorgeschlagenen sechsjährigen Amtsdauer.

Digitized by Google

fort, ungewiß lassend, ob es die Meinung Steins oder die eines Anderen wiedergiebt, „läßt sich noch fragen, ob denn Kämmerei-Vermögen, namentlich liegendes, so nützlich und dessen Veräußerung so gefährlich sei; man glaubte jedoch von dieser Erörterung hier abstrahiren zu müssen." Schließlich wurde ein Antrag angenommen, der von Stein formulirt, von Altenstein redigirt und bereits vom General-Departement gebilligt war. Er beschränkte die Veräußerung von städtischen Grundstücken auf den Fall der Nothwendigkeit und Nützlichkeit; bestimmte öffentliche Versteigerung, welcher die Angabe der für die Veräußerung maßgebenden Gründe voranzugehen habe; verfügte nachträgliche Anzeige bei der Ortspolizei-Behörde; belastete endlich jeden Uebertreter dieser Bestimmungen mit persönlicher Verantwortlichkeit.

Einige andere Fragen, welche die Versammlung beschäftigten, waren nicht Gegenstand der Kontroverse zwischen den beiden rivalisirenden Behörden gewesen. So die Ausdehnung des Gesetzes auf sämmtliche Provinzen des Staates. Als sie besprochen wurde, regte sich ein Bedenken, das den engen Zusammenhang der bürgerlichen und militärischen Reform bekundet. Die allgemeine Wehrpflicht war zwar in Aussicht gestellt, aber noch nicht gesetzlich verkündet; es gab Städte, die im Besitze der Kantonfreiheit waren. Jetzt stellte Lottum, ein Widersacher der Reform, die Frage, ob das nicht einen Unterschied in der den Bürgern zu verleihenden Repräsentation begründen könne. So schüchtern dies klang, so deutlich war die Absicht: es sollte auf die Gefahr hingewiesen werden, die in den neuen Bürgerrechten ruhe, sobald sie auch Mitgliedern des Heeres übertragen würden. Zum Glück konnte man ihn auf den Paragraphen verweisen, welcher bestimmte, daß Kantonnisten und Soldaten das Bürgerrecht nur unter den herkömmlichen Bedingungen zu ertheilen sei.

Endlich ist in der General-Konferenz noch das Aufsichtsrecht des Staates zur Sprache gekommen. Es war zwar sowohl von Frey wie vom Provinzial-Departement in zahlreichen Einzelfällen geltend gemacht, aber nirgend grundsätzlich formulirt worden. Stein drang darauf, daß dies geschehe.*) Die Aufsicht des Staates, erklärte er, sei nöthig, damit nicht eine Menge kleiner Republiken entstehe; eine Aufsicht, die sich zu erstrecken habe auf die Verfassung und das Vermögen der Städte sowohl wie auf ihre Polizei.

*) So berichtet Altenstein in seinem Gutachten vom 17. Oktober.

Digitized by Google

Altenstein pflichtete auch dies Mal eifrig bei und schlug vor, das Gesetz mit einem neuen Titel zu eröffnen, der das Erforderliche enthalte. Stein selber hatte bereits die eine Hälfte der von ihm aufgeworfenen Frage beantwortet, indem er erklärte: der Staat übe die Aufsicht über Verfassung und Vermögen der Städte dadurch aus, daß er die gedruckten Rechnungen der letzteren einsehe, über Beschwerden einzelner Bürger oder ganzer Abtheilungen erkenne, neue Statuten bestätige, die Wahlen der ersten Magistrats-Personen in großen und mittleren Städten genehmige. Dies, meinte Altenstein, werde hinreichen, und wirklich ist in fast wörtlicher Uebereinstimmung mit Steins Aeußerungen Titel I der Städte-Ordnung erst im General-Departement, dann auch in der General-Konferenz angenommen worden. Wegen der Polizei schlug Altenstein eine Erläuterung der bereits im Entwurfe enthaltenen Bestimmungen vor, welche die Magistrate, insofern sie mit der Polizei betraut waren, als Diener des Staates bezeichnete. Auch dies fand den Beifall der beiden Versammlungen.*)

Jetzt blieb nur noch übrig, die Zustimmung des Monarchen einzuholen. Das ist geschehen durch einen Immediat-Bericht,**) der im Provinzial-Departement aufgesetzt und von beiden Ministern, zuerst von Schroetter als dem Dienstältesten, dann von Stein gezeichnet wurde. Der König willigte ein am 19.***) November 1808, und dieses Datum bekam auch die von ihm vollzogene Städteordnung.

4.

Ueberschauen wir noch ein Mal den Gang der Berathungen, so springt zunächst in die Augen, wie bescheiden der Antheil des Provinzial-Departements an dem Werke der Reform ist. Und dabei muß noch unterschieden werden zwischen den Beamten dieser Behörde. Anfang September 1808 war Minister Schroetter allein auf seinem Gute Ripkeim, als ihm Kriminal-Rath Brand, von dem bereits die Substanz des Planes der Königsberger Aeltesten herrührte, eine neue Formulirung seiner Ideen über die städtische Verfassung zugehen ließ. Indem er sie seinen Räthen überschickte, fügte

*) § 166 der Städteordnung, wo aber für „Diener" gesetzt ist „Behörden".
**) Das Konzept dieses Berichts trägt zwei Daten: im Eingang das des 9. Novembers, am Schluß das des 1. Novembers. Die Ausfertigung war vom 9. November datirt. Hiernach ist Pertz, Stein 2, 682 zu korrigiren.
***) Nicht am 18., wie bei Pertz, Stein 2, 689 steht.

Digitized by Google

er Randbemerkungen hinzu,*) welche bekunden, wie ängstlich er der Reform gegenüberstand. Bei dem harmlosen Satze: „Der Wortführer beruft die Versammlungen der Stellvertreter" warf er die erschrockene Frage auf: „Doch nicht ohne Vorwissen und Auftrag der vorgesetzten Behörden?" Daran schloß er für seine Räthe die Mahnung: „Ich bitte diese Stelle ja gehörig zu beleuchten"; und daß dies nicht der einzige Skrupel war, den er hegte, geht aus einer anderen Bemerkung von ihm hervor: „Ein Theil des Aufsatzes ist sehr zu beleuchten." Wie abhängig dann diese Räthe von ihren Vorlagen waren, haben wir gesehen. Doch bleibt ihnen das Verdienst, ein Verständniß für die Kehrseite der geplanten Emanzipation gezeigt zu haben: sie repräsentiren das konservative Prinzip; die Uebernahme der Stellen aus dem Landrecht ist hierfür typisch. Auch würde es ungerecht sein, wenn man bezweifeln wollte, daß durch die Anlehnung an das Bestehende das Einleben des neuen Gesetzes erleichtert ist. Vortrefflich bemerkte Schön über die Kasuistik, welche die Redaktoren des Entwurfes dem Landrecht abgesehen hatten: sie lasse sich damit entschuldigen, daß das Volk bisher an keine Repräsentation gewöhnt gewesen sei und daß ohne spezielle Vorschriften die Repräsentanten den Kreis ihrer Wirksamkeit nicht kennen würden.

Aber vom Standpunkte der Reform aus betrachtet, steigt Frey um ebenso viel, als das Provinzial-Departement sinkt, und wohl wünscht man Näheres über den Mann zu erfahren, dessen Rede einer der wichtigsten Entwickelungen aller Zeiten Maß und Ziel gesetzt hat. Leider gehört er zu den Bestvergessenen seiner Nation. In dem neuen biographischen Sammelwerk, welches das Andenken der namhaften Deutschen bewahren soll, fehlt sein Name gänzlich, und schon die Zeitschrift, die zu seiner Zeit die Todtenschau hielt, begnügte sich, seinen Namen und seinen Todestag zu verzeichnen. Dem Nachruf, der ihm in der Königsberger Hartungschen Zeitung**) gewidmet wurde, entnimmt man, daß er sein Leben in Königsberg begonnen, geführt und beschlossen hat. Im Jahre 1786 kam er als Assistent an das Stadtgericht, dessen Mitglieder vom Magistrat ernannt wurden. Dieser hinwiederum ergänzte sich selber aus dem Stadtgericht, und so trat Frey 1801 als Kriminal-, Stadt- und Medizinal-Rath und Polizei-Inspektor in die höchste Behörde der

*) Ripkeim 1. September.
**) Jahrgang 1831 Nr. 53.

Digitized by Google

Königsberger Bürgerschaft. Kurz vor der Katastrophe von Jena wurde er Polizei-Direktor und Adjunkt des Stadt-Präsidenten cum spe succedendi: er kannte also die städtischen Verhältnisse, über die er zu urtheilen berufen wurde, aus mehr als zwanzigjähriger Erfahrung*). Merkwürdiger Weise schied er aus dem Magistrat, als dieser nach den Vorschriften der Städteordnung reorganisirt wurde; er beendete seine Laufbahn als zweiter Direktor der Regierung zu Königsberg.

Das Wichtigste in seinem Entwickelungsgang ist wohl, daß er, wie die meisten hervorragenden Ostpreußen seiner Zeit, Kant näher trat. In dem Büchlein, das der Geheime Rath Reusch über die Tischgenossen des großen Denkers**) geschrieben hat, figurirt auch er, und zu der Schrift des Kantianers Scheffner „Etwas vom Dienst" hat er einen ansehnlichen Theil beigesteuert.***)

Es ist bekannt, wie wohlwollend Kant über die französische Revolution auch dann noch geurtheilt hat, als sie sich durch ihre Ausschreitungen in den Augen der meisten großen Deutschen und Engländer diskreditirt hatte. Daß auch Freys Blick westwärts gerichtet war, wird durch die Lektüre seiner Denkschriften und Briefe über jeden Zweifel erhoben. Er redet von Munizipal-Verfassungen, Distrikten, Suppleants, Gendarmerie: lauter Bezeichnungen, die der Amtssprache des preußischen Staates ebenso fremd wie sie der des französischen Staates geläufig waren. Die drei letzten haben die Bedeutung, in der sie bei Frey erscheinen, erst durch die Revolution erhalten:†) Distrikt (früher die Ausdehnung der Gerichtsbarkeit bezeichnend) als Name für einen politischen Bezirk (Unterabtheilung des Departements); Suppleant als Stellvertreter eines Beamten und Deputirten; Gendarmerie endlich, so lange Name für einen Theil der Kavallerie des stehenden Heeres, verdrängte seit dem Gesetze vom 16. Januar 1791 das alte Maréchaussée in der Bezeichnung der berittenen Polizei-Wache.

---

*) Die Denkschrift des von Stein über die Reform der Behörden-Organisation befragten Königsberger Kammer-Präsidenten Auerswald v. 28. Januar 1808 zeigt eine zum Theil wörtliche Uebereinstimmung mit der Einleitung von Freys erster Denkschrift. Es war natürlich, daß Auerswald den Mann zu Rathe zog, der in Königsberg sedes materiae war.

**) Kant und seine Tischgenossen. Aus dem Nachlasse des jüngsten derselben, des Geheimen und Ober-Regierungsraths Dr. Christian Friedrich Reusch.

***) Die mit B bezeichneten Stücke.

†) Dictionnaire de l'Académie Française, Édition de l'An VI (VII) de la République: Supplément contenant les mots nouveaux en usage depuis la révolution.

Digitized by Google

Der Uebereinstimmung der Bezeichnungen entspricht die des Inhalts. Will man sie ermessen, so darf man sich freilich nicht beschränken auf eine Vergleichung mit demjenigen Gesetze, welchem Frey den Titel für seinen Entwurf*) entnahm, dem Décret sur la constitution des municipalités vom 14. Dezember 1789. Frey hegte von seinen Repräsentanten, den Vertretern der Bürgerschaft, eine hohe Vorstellung. Er dachte sie sich als Parlament im Kleinen. „Die gewählten Repräsentanten," so lautete die charakteristische Stelle seines Entwurfs,**) „treten am ersten Sonntage im Dezember Nachmittags zusammen, konstituiren sich unter dem Vorsitze des Aeltesten von ihnen, legitimiren sich gegenseitig durch Vorzeigung ihrer Beglaubigungen und wählen durch lautes Stimmen-Abgeben aus ihrer Mitte einen Präsidenten, einen Substituten desselben und drei Protokollführer auf drei Monate." Ohne Weiteres übertrug Frey auf sie Attribute, welche die französische Gesetzgebung den Repräsentanten der Nation zusprach. Wenn Friedrich v. Raumer in den letzten Jahren Ludwigs XVIII. die Franzosen, die sich mit ihrer Charte und ihren Kammern brüsteten, auf die preußische Städteordnung verwies, so war der Zusammenhang zwischen hüben und drüben doch enger als er meinte. Jener schöne Abschnitt des Freyschen Entwurfs, der die Stadtverordneten das eine Mal Repräsentanten der gesammten Bürgerschaft, das andere Mal Repräsentanten im vollsten Sinne des Wortes nennt und gleichzeitig die Ertheilung von Instruktionen an die Repräsentanten untersagt, ist einem Artikel des französischen Gesetzes vom 22. Dezember 1789 nachgebildet,***) dessen wesentlicher Inhalt in die Konstitutionen von 1791†) und 1795 übergegangen ist: nur daß der deutsche Kantianer den Appell an das Gewissen hinzufügte. Demselben Gesetze††) und wieder der Konstitution von 1791†††) sind die Suppléants entnommen, welche die Konstituante nicht den Vertretern der Kommunen,

*) Neben der Ueberschrift (s. oben S. 472) kommt diejenige Stelle in Betracht, wo Frey von einem „Konstitutions-Entwurfe" redet.

**) Art. 31.

***) Sect. I Art. 34: L'acte de l'élection sera le seule titre des fonctions des représentants de la nation: la liberté de leurs suffrages ne pouvant être gênée par aucun mandat particulier etc.

†) Tit. III Kap. I Sect. III Art. 7: Les représentants nommés dans les départements ne seront pas représentants d'un département particulier, mais de la nation entière, et il ne pourra leur être donné aucun mandat. Fast wörtlich übereinstimmend Art. 52 der Konstitution von 1795.

††) Sect. I Art. 38.

†††) Tit. III Kap. I Sect. III Art. 3.

Digitized by Google

wohl aber denen der Nation zubilligte. Daß Frey diese Bestimmung im Auge gehabt hat, ergiebt sich daraus, daß das Zahlenverhältniß zwischen den Repräsentanten und den Suppleants bei ihm dasselbe ist wie im französischen Gesetz, nämlich 3 : 1.*)

Größer aber ist natürlich die Zahl der Uebereinstimmungen mit dem Dekrete über die Munizipalitäten und denjenigen Dekreten, auf welche dieses Bezug nimmt. Da ist vor Allem zu nennen die kategorische Formulirung. Im alten Preußen wie im alten Frankreich war zwar die bunte Mannigfaltigkeit der vom Mittelalter her überlieferten Stadtverfassungen vor dem Glanze der Königsgewalt stark verblaßt, aber nicht verschwunden. In Frankreich war der merkwürdige Versuch, den die Regierung Ludwigs XV. gemacht hatte, die Städte nach ihrer Einwohnerzahl in drei große Gruppen zu theilen und innerhalb jeder Gruppe die Verfassung durchaus zu egalisiren,**) nicht geglückt: das Edikt vom November 1771***) hatte den alten Zustand wieder hergestellt. In Preußen wurde durch das Allgemeine Landrecht auch auf dem Gebiete des städtischen Wesens nur subsidiäres Recht geschaffen; so wichtige Gegenstände, wie Erlangung des Bürgerrechtes, Theilnahme an den gemeinschaftlichen Nutzungen und Lasten, Bestellung des Magistrats, waren den besonderen Verfassungen jeder Stadt, ihren Statuten und Privilegien vorbehalten.†) Diesem Zustande machte ein Ende in Frankreich das Dekret vom 14. Dezember 1789, indem es die bestehenden Munizipalitäten beseitigte††) und für die Errichtung der neuen schlechthin verbindliche Normen aufstellte. Frey unterschied sich von den französischen nur insofern, als er kein Todesurtheil über das dem Tode Geweihte aussprach. Wohl redet er einmal†††) von Statuten,

*) Art. 21 des Freyschen Entwurfes bestimmt, daß auf 100 stimmfähige Bürger ein Suppleant gewählt werden soll. Unmittelbar vorher heißt es: „Es werden . . . von 550 Bürgern das erste Mal 15 . . . von 551 . . . 18 . . . Repräsentanten gewählt."

**) Edikt vom Mai 1765, bei Isambert, Recueil général des anciennes lois françaises 22, 434 ff. Eines der Gesetze des Ancien Régime, das dem Gedanken der Revolution sehr nahe kommt. Vgl. Stein, Munizipal-Verfassung Frankreichs (1843) S. 66.

***) Es trägt die bezeichnende Ueberschrift (Isambert 22, 539): Édit portant rétablissement, dans chacune des villes et communautés où il y a corps municipal, d'offices de conseillers, maires, lieutenants de maires, secrétaires, greffiers, conseillers, échevins, jurats, consuls, capitouls et assesseurs.

†) Th. II Tit. 8 §§ 17, 28, 41, 74, 120.

††) Art. 1: Les municipalités actuellement subsistantes en chaque ville, bourg, paroisse ou communauté, sous le titre d' hôtels-de-ville, mairies, échevinats, consulats, et généralement sous quelque titre et qualification que ce soit, sont supprimées et abolies.

†††) Nr. 48.

Digitized by Google

aber nicht etwa, um ihnen die Regelung eines Theiles der Stadtverfassung vorzubehalten: diese stellte er vielmehr vollständig und peremptorisch durch seinen Entwurf fest. Wenn das Provinzial-Departement in die Städteordnung einen Paragraphen*) brachte, welcher bestimmte, daß die einzelnen Städten ertheilten Privilegien nur insoweit giltig sein sollten, als sie der Städteordnung nicht widersprachen, so salvirte die Behörde damit ihr konservatives Gewissen: in der Sache wurde durch diese Klausel nichts geändert. Um die Bedeutung der durch Frey bewirkten Egalisirung zu verstehen, muß man die Wünsche lesen, die zwei Jahrzehnte später ein Anhänger der historischen Rechtsschule**) äußerte, als es sich darum handelte, der Rheinprovinz eine Städteordnung zu geben. Kein Schema — heißt es hier — wie in der transalbinischen Städteordnung, sondern einzelne Urkunden, die allmählich für einen Ort nach dem andern, in Berücksichtigung seiner Umstände und Verhältnisse ertheilt werden; keinem Ort die Einrichtung aufdrängen, sondern es darauf ankommen lassen, daß der Wunsch, sie zu empfangen, laut werde.

Das Prinzip der Gleichheit wirkte aber weiter und verband sich mit dem der Freiheit: bei den Franzosen wie bei Frey.

Wahl ist fast das erste Wort, das Frey in seinem Entwurfe braucht. So heißt es auch gleich im zweiten Artikel des französischen Dekrets: Les officiers et membres des municipalités seront remplacés par voie d'élection. Die feudale, namentlich die grundherrliche Einwirkung auf die Zusammensetzung der Munizipalitäten beseitigt wieder das Dekret ausdrücklich,***) Frey stillschweigend.†) Gemeinsam ist beiden das Eintheilungsprinzip: sie gruppiren die Städte nach der Zahl der Einwohner.††). Ge-

*) Nr. 49.

**) Niebuhr, bei Pertz, Stein 6, 1, 326 ff.

***) Art. 5. Les droits de présentation, nomination ou confirmation, et les droits de présidence ou de présence aux assemblées municipales, prétendus ou exercés comme attachés à la possession de certaines terres, aux fonctions de commandant de provinces ou de ville, aux évêchés ou archevêchés, et généralement à tel autre titre que ce puisse être, sont abolis.

†) Das Provinzial-Departement hat dann die in § 8 der Städteordnung enthaltene Folgerung gezogen: einer der oben S. 487 erwähnten Fälle.

††) Frey redet von kleineren, mittleren und großen Städten, was dann Stein (Nr. 22) durch Ziffern erläutert. Wenn er die Städte über 10000 Einwohnern als groß bezeichnet, so wolle man sich daran erinnern, daß es in den Provinzen Ost- und Westpreußen, für welche die Städteordnung ursprünglich bestimmt war (s. oben S. 476), nur zwei Städte dieser Kategorie gab (Königsberg und Elbing). Zwischen 3500 und 10000 Einwohnern hatten 8 Städte (Tilsit, Marienburg, Memel, Gumbinnen, Insterburg, Graudenz, Braunsberg und Marienwerder); alle übrigen waren kleiner.

Digitized by Google

meinsam die Organisation der Bürgerschaft in territorialen Verbänden, die Ablehnung der Zünfte und der Korporationen: Les assemblées ne pourront se former par métiers, professions ou corporations, mais par quartiers ou arrondissements.*) Gemeinsam die Verwerfung jedes ständischen und religiösen Unterschiedes bei Erlangung und Ausübung des Bürgerrechtes;**) wenn Frey einen Vorbehalt hinsichtlich der Juden machte, so hat bekanntlich auch die Konstituante ihren Bedenken einen urkundlichen Ausdruck gegeben.***) Man weiß weiter, daß dieselbe Versammlung, die Interessen des in ihr überwiegenden dritten Standes wahrnehmend, die Verkündigung des allgemeinen Wahlrechts unterließ. Wenn sie, abgesehen von der Ausschließung der Domestiken, die Zahlung einer direkten Steuer im Werthe von drei Arbeitstagen zur Bedingung des Bürgerrechtes machte, so konnte dies in den preußischen Städten, wo es keine direkten Steuern gab, nicht wohl nachgeahmt werden; in Wirklichkeit wird der von Frey verlangte Zensus (Jahreseinnahme von 200 Thalern) dem französischen ziemlich gleich gekommen sein.†) Innerhalb der einmal zum Wahlrecht Zugelassenen aber kannte Frey so wenig wie das französische Gesetz eine Abstufung nach Steuerklassen; in diesem Sinne konnte er sich gerade so wie seine Vorgänger††) der „Gleichheit unter den Wählern" rühmen. So entnahm er dem grundlegenden Dekret auch die geheime Abstimmung, nur daß er — entweder den Freimaurern oder den Urhebern der Konstitution von 1793†††) folgend — das Ballotiren an die Stelle des Listen-Skrutiniums setzte.

Die Mittel, die Frey in Uebereinstimmung mit den anderen

*) Art. 7.

**) Dekret v. 22. Dezember 1789 Sect I Art. 10. Decret v. 24. Dezember 1789.

***) Dekret v. 28. Januar 1790. Instruktion v. 8. Januar 1790 § 3. Instruktion v. 12. August 1790 § 6. Dekret v. 2. September 1790 Art. 6.

†) Was das passive Wahlrecht betrifft, so bestimmte Frey für die Repräsentanten daß wahlfähig sein sollte, wer in derselben Abtheilung stimmfähig sei (Nr. 27); für die Magistrats-Beamten, daß die Wahl nur auf Ansässige zu richten sei (Nr. 57; vgl. oben S. 488). Das Erste entsprach, wenn man die Notabeln den Repräsentanten gleichsetzt, den Bestimmungen des französischen Gesetzes; das Zweite wich von ihnen ab, denn sie forderten als Bedingung die Zahlung einer direkten Steuer im Betrage eines zehnfachen Arbeitslohns.

††) Instruktion der Assemblée nationale v. 14. Dezember 1789: La nation connaîtra que ses représentants se sont attachés à consacrer tous les principes qui peuvent assurer l'exercice le plus étendu du droit de cité, l'égalité entre les électeurs, la sûreté et la liberté des choix, la prompte transmission des places et des fonctions: principes sur lesquels reposent la liberté publique et l'égalité politique des citoyens.

†††) Acte constitutionnel § 27.

Digitized by Google

Reformatoren*) anwandte, um die Städte aus der Abhängigkeit theils von der Justiz, theils von der Armee zu lösen, waren dieselben, durch welche die Konstituante Frankreich zu regeneriren gehofft hatte: Trennung der Gewalten; Trennung der Verwaltung von der Justiz; Rechtsprechung durch ein besonderes Personal**); Verbot für das stehende Heer, die Waffen gegen Bürger anders als auf Requisition der mit der Polizeiverwaltung betrauten bürgerlichen Beamten zu brauchen.***)

Die dergestalt befreite städtische Verwaltung wollte Frey nicht etwa der Aufsicht einer höheren Regierungs-Instanz unterwerfen: er überbietet in dieser Beziehung sogar das französische Gesetz.****) Dagegen soll sie gestellt sein unter die Kontrole der öffentlichen Meinung, und diese, meinte er,†) werde dadurch vornehmlich wirksam erhalten, daß die Bürgerschaft ihre Vertreter und Beamten immer nur auf einen kurzen Zeitraum wähle; denn so würden mehrere mit den Geschäften bekannt und auf diese Weise kompetente Richter ihrer Nachfolger; auch läge darin eine Veranlassung, sich in gutem Rufe zu erhalten. Wie oft war unter diesem Gesichtspunkte die prompte transmission des places et des fonctions von der Assemblée constituante und ihren Anhängern empfohlen worden. Und wenn Frey seine erste Denkschrift mit den Worten begann: „Zutrauen veredelt den Menschen, ewige Vormundschaft hemmt sein Reifen",††) so war dies auch die Grundstimmung jener Instruktion der Konstituante, welche ausklang in ein Lob des verständigen und guten Volkes, das den Werth der Freiheit fühlt und verdient, sie zu genießen. Endlich fehlt auch nicht der Anklang an Jean Jacques Rousseau, ohne den die Ereignisse von 1789 unverständlich bleiben müßten. Frey bezeichnet†††) die geheime Abstimmung als nothwendig, um den Einfluß der Reichen und Mächtigen auf die Wahl zu hemmen

*) S. oben S. 481 f.

**) Dekret v. 16. August 1790. Dazu Art. 14 des Dekrets v. 14. Dezember 1789: Les citoyens qui occupent des places de judicature, ne peuvent être en même temps membres des corps municipaux.

***) Dekret v. 10 August 1789.

****) Dekret v. 14. Dezember 1789 Art. 50: Les fonctions propres au pouvoir municipal, sous la surveillance et l'inspection des assemblées administratives (d. h. der Departements-Verwaltung), sont etc. Von einer solchen Ueberwachung und Aufsicht ist bei Frey nicht die Rede.

†) Art. 60.

††) Später beklagt er „das in der preußischen Staatsverwaltung allgemein herrschende Prinzip des Mißtrauens", das veranlaßt habe, „daß Kontrollen über Kontrollen gehäuft wurden".

†††) Art. 25.

Digitized by Google

Bei alledem waren nun aber die Freyschen Entwürfe keine Kopie der neuen französischen Munizipal-Verfassung.

Die von Frey vorgeschlagene Stadtverfassung ist einfacher, aber weniger einheitlich, als die französische. Sie stellt dem Magistrat nur die Repräsentanten gegenüber. Die Franzosen dagegen theilen das etwa dem Magistrat entsprechende Corps municipal wieder in Bureau und Conseil, und ihr Conseil général, das Analogon zu den Repräsentanten, entsteht durch den Zusammentritt des Corps municipal und der sogenannten Notabeln. Es tagt unter dem Vorsitz des Maire: der Dualismus des Bürgermeisters und Repräsentanten-Vorstehers ist in dem französischen Gesetz vermieden.*) Dann aber läßt es sich doch nicht verkennen, daß Frey an mehr als einer Stelle auch von dem Grundgedanken der französischen Munizipal-Verfassung abwich. Ganz abgesehen von der Vorschlagsliste und der Besoldung eines Theiles der Magistrats-Beamten:**) schon darin, daß er seinen Magistrat von Seiten der Repräsentanten, nicht von Seiten der Bürgerschaft wählen ließ, lag eine Beschränkung der Rechte der letzteren. Er verlangsamte und beschränkte aber auch den Prozeß der allmählichen Erneuerung der aus den Wahlen hervorgegangenen Kollegien. Alle seine Beauftragten verwalten ihr Amt länger als die französischen. Von seinen Repräsentanten scheidet jährlich nur ein Drittel aus,***) von den Munizipal-Beamten und Notabeln der Franzosen jährlich die Hälfte. Seine Magistrats-Beamten werden theils auf drei Jahre, theils auf Lebenszeit gewählt; in Frankreich ist die längste Amtsdauer, obenein nur bei wenigen Beamten, vierjährig.†) Und während die Franzosen jedes Bestätigungsrecht, auch das des Königs, verwerfen,††) behält Frey es bei.†††) Darin

*) Dekret v. 14. Dezember 1789 Art. 4: Le chef de tout corps municipal portera le nom de maire. Instruktion v. 14. Dezember 1789 § 2: Le maire présidera les assemblées, tant du conseil général de la commune que du corps municipal et du bureau.

**) S. oben S. 474.

***) Bekanntlich wurden in demselben Verhältniß auch die beiden Kammern der Konstitution von 1795 erneuert.

†) Dekret v. 14. Dezember 1789 Art. 43: Le maire restera en exercice pendant deux ans; il pourra être réélu pour deux autres années, mais ensuite il ne sera permis de l'élire de nouveau qu' après un intervalle de deux ans. Art. 44: Le procureur de la commune et son substitut conserveront leurs places pendant deux ans et pourront également être réélus pour deux autres années.

††) S. oben S. 501.

†††) Art. 58 ff.

Digitized by Google

lag doch wieder eine Annäherung an den Zustand des Ancien Régime. An ihn erinnern auch die Zwangs- und Strafbestimmungen;*) die französischen Gesetzgeber von 1789 und 1790 hielten sie, im Vertrauen auf den Reiz des neuen Zustandes, für entbehrlich. Dem Landrecht sind nicht nur die Namen Magistrat, Kämmerer, Syndikus und Repräsentant**) entnommen, sondern auch die Unterscheidung zwischen solchen, die das Bürgerrecht gewinnen müssen (Grundstücksbesitzer und Gewerbetreibende), und solchen, die es gewinnen können:***) der französischen Gesetzgebung, die von dem Gedanken der Gewerbefreiheit beherrscht war, ist sie fremd.

Endlich ist Frey von den Franzosen getrennt auch durch seine Auffassung vom Wesen der Stadt. Wenn in Frankreich nach der Gesetzgebung des Jahres 1789 die öffentliche Gewalt alsbald in die Hände der Munizipalitäten gerieth, so war dies durchaus nicht die Folge einer besonders hohen Werthschätzung, deren sich Letztere bei den Wortführern der Konstituante erfreut hätten. Im Gegentheil: diese wollten Franzosen, nichts als Franzosen sein; jede Munizipalität sollte, wie jeder Kanton, jeder Distrikt, jedes Departement, nur ein Aggregat von so und so vielen französischen Staatsangehörigen darstellen. Nichts ist hierfür charakteristischer als das Gesetz vom 22. Dezember 1789 und die Instruktion vom 8. Januar 1790. Hiernach sollten die Wahlen sowohl für die National-Versammlung wie für die Distrikts- und Departements-Verwaltungen nicht nach Städten und Dörfern, sondern nach Kantons, d. h. nach solchen Verbänden, die mehrere Städte und Dörfer umfaßten, vorgenommen werden. Als Grund für diese auffallende Bestimmung wird angegeben, daß die Kantons volksreicher seien, also besser geeignet, die Intriguen zu vereiteln, den Korporationsgeist zu zerstören, den Einfluß des lokalen Vertrauens abzuschwächen: wodurch

*) Sie gehen (Art. 44) bis zur Androhung von Gefängniß. Das Provinzial-Departement hat diese Stelle gestrichen.

**) Andere Bezeichnungen stammen aus der durch Einzelgesetze kodifizirten Praxis: Stadtpräsident, Stadtrath, Rathsherr, Rathsverwandter, Feuerherr u. s. w. Bei seinen Quartier-Herren (sie erhielten später den Namen Bezirks-Vorsteher) mag Frey die Commissaires des quartiers im Auge gehabt haben, die 1742 für die Königlichen Residenzen bestellt wurden (Corp. Const. March. Cont. II p. 51); sie finden sich auch in Königsberg, jedenfalls sind sie identisch mit den Viertelmeistern. Leider konnten die „Instruktionen für den Polizei-Direktor, die Polizei-Inspektoren und die andern Polizei-Bedienten", auf die das „Reglement für den Magistrat der Hauptstadt Königsberg" d. d. Berlin, 28. Juni 1783 Bezug nimmt, nicht ermittelt werden.

***) Theil II Titel VIII § 14, 15, 18, 19, 20.

Digitized by Google

dann die Freiheit der Wahlen mehr gesichert sein würde.*) Was bedeutet dies anders, als daß die Abneigung gegen den Korporationsgeist auch auf die Städte übertragen wird; sie erscheinen hier fast in derselben Beleuchtung wie die verabscheuten Zünfte und Gilden. Ganz anders Frey. Gewiß, auch er redet von der Nation, auch er will deren Geist erheben, die Liebe zum Vaterlande und, wie er nicht unterläßt hinzuzufügen, die Anhänglichkeit an den Monarchen, den er als Vater des Vaterlandes bezeichnet, erwecken. Aber deshalb wird er nicht gleichgiltig oder gar mißtrauisch gegen das Mittelglied zwischen Staat und Individuum: in der eigenen und freien Verwaltung der Kommunal-Angelegenheiten sieht er vielmehr eine Bürgschaft für das Gedeihen auch des Patriotismus. Noch war die Erinnerung an den älteren Zustand der Städte nicht erloschen; sie war in Preußen lebendiger als in Frankreich, weil dort die staatliche Bureaukratie später gesiegt hatte. Mit jener Mischung von Idealismus und Ungerechtigkeit, welche das Vorrecht gläubiger Reformatoren ist, meinte Frey, daß das Gute und Vortreffliche, was in den Städten gewesen und noch vorhanden sei, allein das Werk der Einsicht, Freiheit und Eintracht ihrer Bürger sei. Nicht als einen Akt der Güte, sondern der Gerechtigkeit fordert er die Rückgabe der usurpirten Rechte an die Beraubten. Erfüllt mit dieser hohen Meinung vom Werthe freien Bürgerthums, gewährt Frey den städtischen Gemeinden ein politisches Recht, das die Konstituante ihnen genommen hatte: die Landtags-Deputirten, die auf eine Stadt entfallen, sollen von den Stadtverordneten gewählt werden.**)

Alles in Allem war also, was Frey vorschlug, wenn man von den rein individuellen Zuthaten des Autors absieht, eine Kombination von Ideen der Assemblée constituante mit Rechtsverhältnissen, wie sie in Preußen theils noch bestanden, theils bestanden hatten.

*) § 2 der genannten Instruktion: La principale saison qui a déterminé l'Assemblée nationale à préférer les assemblées primaires par cantons, aux simples assemblées par paroisse ou communautés, est que les premiers étant plus nombreuses, déconcertont mieux les intrigues, détruisent l'esprit de corporation, affaiblissent l'influence du crédit local, et par-là assurent davantage la liberté des élections. Die Abneigung gegen den crédit local wird auch wohl bewirkt haben, daß das französische Gesetz das quartier nicht wie Frey zu einem Organ der Stadtverwaltung ausgebildet hat, sondern nur zu Wahlzwecken benutzt. Vgl. Art. 18 des Gesetzes v. 14. Dezember 1789.

**) Art. 48.

Digitized by Google

Ist es nun erwiesen, daß Freys Entwurf zu einem großen Theile wörtlich in die Städteordnung übergegangen ist, so könnte es scheinen, als ob er der wahre Urheber der Reform wäre. Eine solche Auffassung würde nur dann möglich sein, wenn man willkürlich eine kleine Spanne Zeit herausgriffe und das Urtheil auf sie beschränkte. Sie muß aufgegeben werden, sobald man den Blick rückwärts und vorwärts richtet.

Es war Stein, der Frey aufforderte, den Entwurf zu einer Städteordnung auszuarbeiten. Schon die Beschränkung des Auftrags ist ein Ereigniß. Die Franzosen hatten die Kommunal-Verfassung des platten Landes und der Städte gleichzeitig und unterschiedslos nach denselben Regeln geordnet; es gab fortan in Frankreich keinen gesetzlichen Unterschied mehr zwischen Dorf und Stadt.*) In Preußen würde eine solche Egalisirung das Werk der Reform auf das Schwerste gefährdet haben. Denn nicht nur, daß die gesammte wirthschaftliche und finanzielle Gesetzgebung des alten Staates aufgebaut war auf dem Gegensatz von Stadt und Land: auch die soziale Schichtung war verschieden. Eben erst war das Gesetz ergangen, das die ländliche Bevölkerung aus den Fesseln der Erbunterthänigkeit lösen sollte. Die Spannung zwischen Gutsherren und Bauern war viel größer als die zwischen Magistrat und Bürgerschaft, und darum empfahl es sich, in den Städten mit der Reform zu beginnen.

Aber auch die Richtung des von Frey auszuarbeitenden Entwurfes war von Stein festgelegt. Jene Stelle der Nassauer Denkschrift, die wir an die Spitze unserer Untersuchung stellten, ist in Wahrheit die Keimzelle der Städteordnung. Daß Frey die Ideen seines Hausgenossen kannte, versteht sich von selbst. Sie fehlen nicht in seinem Entwurfe, sie kehren wieder in der schließlichen Fassung des Gesetzes.

Wir sahen ferner, daß der Antheil Steins an den Berathungen, die der Verkündigung des Gesetzes vorangingen, doch nicht so unbedeutend war, als man gemeinhin annimmt. Seine Wirksamkeit war eine dreifache: er überbot den Freyschen Entwurf, er vermittelte zwischen dem Provinzial- und General-Departement, er nahm das

*) Instruktion v. 14. Dezember 1789 § 2: Toutes les municipalités du royaume, soit de ville, soit de campagne, étant de même nature et sur la même ligne dans l'ordre de la constitution, porteront le titre commun de municipalité, et le chef de chacune d' elles, celui de maire. Toute autre dénomination, soit pour les corps municipaux, soit pour leurs chefs, est abolie.

Digitized by Google

Aufsichtsrecht des Staates wahr. Alles erwogen, ist das Erste das Wichtigste: an sich sowohl als auch wegen des Mittels, dessen er sich dabei bediente. Wenn Frey die französische Gesetzgebung der Jahre 1789, 1790 und 1791 im Auge gehabt hatte, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Stein, als er die Freysche Denkschrift kritisirte, mindestens zwei dieser Gesetze, das vom 14. und das vom 22. Dezember 1789, vor sich zu liegen hatte. Es ist schon auffallend, daß er, der nach Kurzem auf die Entfernung der Fremdwörter drang, hier einmal (in der Anmerkung zu dem 5. Artikel von Frey) das deutsche Wort „wohnt" erläutert durch das fremde Wort „domizilirt": — als zweite der für den französischen Aktiv-Bürger erforderlichen Qualitäten bestimmt das Gesetz vom 22. Dezember 1789: d'être domicilié de fait dans le canton. Noch beweiskräftiger ist ein Anderes. Zu dem 48. Artikel von Frey zählt Stein die Fälle auf, wo die Vorsteher der Bürgerschaft zusammenberufen werden sollen. Wie staunt man, wenn man das französische Gesetz vom 14. Dezember 1789 aufschlägt und hier eine Uebereinstimmung findet, die bis auf den Wortlaut geht. Ich lasse die Stelle folgen:

Décret Art. 54.	Stein (Pertz 2,681).
Elle (l'administration municipale) ne pourra se dispenser de le (le conseil général) convoquer, lorsqu'il s'agira de délibérer:	Die Vorsteher der Bürgerschaft werden zusammenberufen, wenn verhandelt wird:
Sur des acquisitions ou aliénations d'immeubles	Ueber den Ankauf und Veräußerung von Immobilien
Sur des impositions extraordinaires pour dépenses locales	Außerordentliche Anlagen zu außerordentlichen Bedürfnissen
Sur des emprunts . . .	Anleihen
Sur les procès à intenter . . .	Prozesse . . .

Im Sinne des französischen Gesetzes war die Beseitigung der Schranken, an denen Stein Anstoß nahm, war die Altersgrenze von 25 Jahren,*) die er so zäh festhielt, die Uebertragung der Polizei an die Kommunen,**) die Begründung ex iure delegato.***)

*) Dekret v. 22. Dezember 1789 Sect. I Art. 3: d'être majeur de vingt-cinq années.

**) Dekret v. 14. Dez. 1789 Art. 50: De faire jouir les habitants des avantages d'une bonne police, notamment de la propreté, de la salubrité et de la tranquillité dans les rues, lieux et édifices publics. Stein zum 48. Artikel von Frey, wieder theilweise wörtlich übereinstimmend: „Sicherheits-, Reinigkeits-, Gesundheits-Polizei."

***) Uebersetzung der französischen Worte im 49. Artikel des Dekrets v. 14. Dez. 1789: déléguées par elle (l'administration générale de l'État) aux municipalités. Vgl. oben S. 491. Dazu vielleicht noch die Einrichtung der

Digitized by Google

Unwillkürlich wendet sich unser Blick zurück zu der Nassauer Denkschrift. Sie ist, wie die Biographie Steins zu zeigen haben wird, die Quintessenz von persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen, die außerhalb Frankreichs gemacht sind; aber ganz unbeeinflußt von den Gesetzen der Konstituante ist auch sie nicht geblieben. Denn wenn Stein forderte, daß in den größeren Städten, die mehr als 400 Thaler Renten haben, jährlich deutliche Rechnungs-Extrakte zur Einsicht jedes Hausbesitzers gedruckt werden sollten, der die Belege auf der Registratur einsehen könne: so zeigen diese Sätze eine so starke Uebereinstimmung mit dem 58. und 59. Artikel des Gesetzes vom 14. Dezember 1789,*) daß sie nicht das Werk eines Zufalls sein kann.**) Aber die französische Einwirkung ist hier erheblich geringer als in den Schriftstücken, die der Zeit nach dem Tilsiter Frieden angehören.

Ueberhaupt ist unbestreitbar, daß die Einzelvorschläge Steins für die Städteordnung, auch wenn wir uns auf die Jahre 1807 und 1808 beschränken, Verschiedenheiten aufweisen. Aber nur Derjenige wird hier Kritik üben, welcher die Aufgabe des leitenden Staatsmannes darin sieht, die Paragraphen eines Gesetzes zu formuliren. Stein zeigte den großen Sinn, dem es nur auf das Wesentliche ankommt, der, um den Ueberblick über das Ganze zu behalten, Mitarbeiter nicht verschmäht und, weil er sie zuläßt, ihnen auch eine Einwirkung gestattet. Und wie wurde diese Richtung auf das Große und Wichtige verstärkt durch die Weltlage. Deren Wandlungen erklären selbst so starke Differenzen wie die in der Zusammensetzung der

---

Deputationen. Dekret v. 14. Dezember 1789 Art. 41: L'administration municipale pourra se diviser en sections, à la raison de la diversité des matières. Stein zu Frey Art. 48: „Die Repräsentanten theilen sich in Deputationen ab 'nach den Geschäftszweigen" (s. auch seine Bemerkung zu Art. 62). Besonders original ist der Gedanke nicht, aber in Freys erster Denkschrift fehlt er.

*) Décret.

Art. 58. Dans toutes les villes au-dessus de 4000 âmes les comptes de l'administration municipale en recette et dépense, seront imprimés chaque année.

Art. 59. Dans toutes les communautés, sans distinction, les citoyens actifs pourront prendre au greffe de la municipalité . . . communication des comptes, des pièces justificatives et des délibérations du corps municipal . . .

Stein (Pertz 1, 429).

In den größeren Städten, die mehr als 4000 Thaler Renten haben, werden jährlich deutliche Rechnungs-Extrakte zur Einsicht jedes Hausbesitzers gedruckt, der die Beläge auf der Registratur einsehen kann.

**) Auffallend ist auch hier der Gebrauch des Fremdwortes „Communität" für „Gemeinde". Es ist die communauté des oft zitirten Gesetzes (Art. 50 u. 51).

Digitized by Google

wahlfähigen Bürgerschaft: nach der Nassauer Denkschrift sollte sie bestehen aus den mit Häusern und Eigenthum Angesessenen, nach den Bemerkungen zu dem ersten Freyschen Aufsatz aus den in der Stadt Wohnenden. Zwischen den beiden Aufzeichnungen liegt der Tilsiter Friede, der mit seinen Ausführungsbestimmungen den Staat dem Untergange nahe brachte. Wo war da Rettung? Nur in der Abkehr von den abgestorbenen Korporationen des Mittelalters hüben, der Bureaukratie des letzten Jahrhunderts drüben; jene hatten den gräßlichen Zusammenbruch nicht verhindert, diese ihn geradezu befördert. Darum fort von beiden, hin zum Volke! Wer aber hatte die nationalen Kräfte wirksamer entfesselt als Diejenigen, mit denen kämpfend Preußen unterlegen war? In dieser Stimmung haben die Reformatoren zu den Gesetzen der Jahre 1789 und 1790 gegriffen.

Gewiß, Stein und der von ihm beeinflußte Kreis bevorzugte das englische Vorbild, aber gerade hier vollzog sich der Uebergang zum französischen Muster leicht. Nicht nur, daß die schweren Gebrechen der städtischen Verfassung Englands offenkundig waren: zwei von Stein empfohlene, eng mit einander verbundene Bestandtheile des englischen Ideenschatzes fanden sich auch in jenen französischen Gesetzen: die Unentgeltlichkeit der Kommunal-Aemter*) und die Abneigung gegen die Bureaukratie. Eine gründlichere Absage an die letztere, als sie die beiden grundlegenden Dekrete der Konstituante enthalten, ist nicht denkbar. Die Intendanten und ihre Subdélégués verschwanden und wurden durch eine Laienverwaltung ersetzt.**)

Wie mancher andere Staatsmann würde in der Lage Preußens die Gesetze dessen kopirt haben, welcher, nachdem er alle autonomen Gewalten, auch die Gemeinden, dem neuen Leviathan unterworfen, die französische Nation zu ihrem letzten Siege geführt hatte.***) Daß Stein und Frey es nicht thaten,

*) Archives parlementaires de 1787 à 1860 Première série 10, 260. 497. 576. Taine, Origines de la France contemporaine 2, 268. — Die Mitglieder der Directoires de district und der Directoires de département wurden besoldet. Dekret v. 30. u. 31. August, 1. und 2. September 1790.

**) Dekret v. 22. Dezember 1789 Sect. III Art. 9.

***) Uebrigens haben die Ideen von 1789 selbst in der Abschwächung, die sie durch die spätere Gesetzgebung erfahren hatten, noch eine bemerkenswerthe Wirkung auf die preußische Städteordnung ausgeübt: sie haben die Generalisirung des, wie wir sahen, ursprünglich nur der Provinz Preußen zugedachten Gesetzes zu Stande bringen helfen. In der Sitzung der General-Konferenz

Digitized by Google

sondern sich an eine frühere Periode der französischen Entwickelung hielten, ist ebenso sehr ein Ereigniß der auswärtigen wie der inneren Politik. Die Idee der von ihnen entworfenen Städteordnung legt sozusagen Verwahrung ein gegen die Fortdauer des Napoleonischen Weltreiches. Sie athmet Freiheit im nationalen wie im populären Sinne.

Unter dem gleichen Zeichen wie die Konzeption stand die Realisirung der Idee. Als das General-Departement über den ersten Freyschen Entwurf berieth, war die Nachricht da, daß ganz Spanien sich gegen die Fremden erhoben habe. Noch vor dem zweiten Entwurf erging die Mahnung von Stein, das Bündniß mit Oesterreich uud England zu suchen, den National-Aufstand in Deutschland vorzubereiten, den Krieg zu führen zur Befreiung von Deutschland durch Deutsche. Das Datum des Konstitutions-Entwurfes fällt nahezu zusammen mit dem jener Denkschrift Steins, wo es heißt: bei längerem Zusehen kann nur Vernichtung oder die unerträglichste Sklaverei eintreten. Konnte unter diesen Umständen viel darauf ankommen, ob es in den preußischen Städten einen besonderen Ausschuß der Hausbesitzer gab oder nicht? Ob man geheim oder öffentlich wählte? Wie die Machtsphäre zwischen Magistrat und Stadtverordneten abgegrenzt wurde? Wenn nur die Nation, die sich ihre Freiheit auf dem Schlachtfelde erringen sollte, schon im Frieden lernte, ihre Kräfte zu brauchen, und der Staat, der Führer in dem bevorstehenden Kampfe, seine schirmende und bindende Hand über den Hunderten sich selbst verwaltender Gemeinden hielt.

Sodann aber: sollte die Nation der bürgerlichen Freiheit theilhaftig werden, so war Stein der Einzige, der sie durchsetzen konnte. Das Schicksal der im Jahre 1808 nicht zu Stande gebrachten Gesetze, vor allen der Landgemeinde-Ordnung und der Konstitution, redet eine Sprache, die keines Kommentars bedarf. Man versteht, daß Stein seine Freunde zur Eile mahnte und daß er im Amte blieb, nachdem jener unselige Brief ihn kompromittirt hatte; er wollte wenigstens das eine große Werk unter Dach und Fach bringen. Am 18. Oktober 1808 bat er den König, ihn seines

---

vom 19. Oktober 1808 empfahl sie Sack mit der Bemerkung, „daß selbst die nicht geräumten Provinzen dazu durch die französischen Einrichtungen und die den Bürgern gegebene Repräsentation vorbereitet wären". Vgl. Bassewitz, Kurmark Brandenburg 1806 bis 1808 1, 81 ff. Correspondance de Napoléon I. 18, 429.

Digitized by Google

Minister-Postens zu entheben; am 19. fand die Schlußberathung der Städteordnung in der General-Konferenz statt. Wenige Tage nachdem die Städteordnung Gesetz geworden, schied Stein aus dem Staatsdienst.

In dem Streite der Meinungen, den wir zu verstehen versucht haben, verschwindet die Person des Monarchen vollständig. Keine Aeußerung von ihm ist überliefert;*) es ist so, als wenn er nicht existirte. Und dennoch ist auf ihn, wenn ich nicht irre, eine Rücksicht genommen worden, welche das historische Urtheil lange getrübt hat.

Man kennt den Immediat-Bericht,**) durch welchen Stein und Schroetter dem Könige die Annahme der Städteordnung empfahlen. Er braucht scharfe Worte. Er redet von den Fesseln unnützer schwerfälliger Formen, von Alles lähmender Kontrolle, von unfruchtbarer, schädlicher Schreiberei; Bürgersinn und Gemeingeist seien durch die Entfernung von aller Theilnahme an der Verwaltung der städtischen Angelegenheiten vernichtet worden; jedes Gefühl, dem Ganzen ein Opfer zu bringen, sei verloren gegangen. Das Alles wird dargestellt als eine Folge der mit der Stiftung des General-Direktoriums anhebenden Herrschaft der Bureaukratie. Fast völlig***) schweigt dagegen der Immediat-Bericht über eine andere Ursache des so bitter beklagten Verfalles: das stehende Heer. Und doch herrschte hierüber eine seltene Einmüthigkeit unter den Urhebern der Städteordnung.†) Am ausführlichsten von ihnen hat sich, wie selbstverständlich, Frey geäußert. „Wir erwarten", bemerkte er, „ganz vergebens, daß der Gemeingeist der Engländer, Franzosen und Anderer bei uns erwachen werde, wenn wir nicht dem Militär die Schranken anweisen, welche es in allen Ländern, wo Gemeingeist herrscht, nicht überschreiten darf. So lange das Militär nicht der allgemeinen Polizei und Justiz unterworfen ist, oder so lange mit anderen Worten gegen das Militär gerade nur so viel Polizei und Justiz gehandhabt werden kann, als die Chefs aus gutem Willen gestatten, so lange ist keine auf innere Ueberzeugung und öffentliche Sitten gegründete Verfassung denkbar.

*) Nicht einmal der einzige in der Kabinets-Ordre v. 19. November (Pertz, Stein 2, 689) gemachte Vorbehalt (wegen der landesherrlichen Zuschüsse zu den Kämmereien) ist mit Bestimmtheit auf ihn zurückzuführen.

**) Vgl. oben S. 493.

***) Nur das Eindringen der Invaliden in die Magistrats-Stellen wird erwähnt.

†) Vgl. oben S. 482.

Digitized by Google

Das Militär darf sich musterhaft betragen; aber so lange es sich als Gefälligkeit und Humanität anrechnet, was die bloße Gerechtigkeit und die unbedingte Achtung gegen Dezenz fordert, so lange sind wir in der traurigen Alternative zwischen dem knechtischen Sinne, der das als Geschenk hinnimmt, was ihm als Rechtstheil gebührt, und der peinlichen Beklommenheit, welche das Bewußtsein erzeugt, daß unsere Ruhe von bloßer Willkür abhänge, und in beiden Fällen ist auf unbefangene öffentliche Thätigkeit nicht zu rechnen." Man brauche nur einen Blick zu werfen in die kleinen Städte. Kein rechtlicher und tüchtiger Bürger wolle sich hier dazu verstehen, den Posten eines Bürgermeisters oder Rathsherrn anzunehmen, und warum nicht? Weil der Garnison-Chef es sich herausnehmen dürfe, ihn in ein untergeordnetes Verhältniß zu stellen, ihm grobe Vorwürfe zu machen, ihn mitunter wohl gar zu mißhandeln.

In diese zornigen Klagen stimmten die Räthe des General-Departements ein. Altenstein hatte schon in seiner großen Denkschrift über die Reorganisation des Staates die Meinung geäußert, daß mit der alten Armee nichts mehr anzufangen sei und eine ganz neue Schöpfung an ihre Stelle treten müsse.*) Sack wies nachdrücklich hin auf das Beispiel Frankreichs und aller Staaten, die, wie er sich bezeichnend ausdrückte, nicht durch die alte Militär-Verfassung erkrankt seien. Aber auch das Provinzial-Departement pflichtete durchaus der Ansicht von Frey bei: wenn die Städteordnung wirklich mit nützlichem Erfolge zur Anwendung kommen solle, so sei es dringend nothwendig, daß dem Militär die Einmischung in die Verwaltung der Polizei und des Kommunal-Wesens gemessenst untersagt werde.**) Und wenn Stein erklärte, daß die militärischen Mißbräuche es gewesen seien, welche die Monarchie zu Grunde gerichtet hätten,***) so hat er schwerlich dabei allein die Mißerfolge des Schlachtfeldes im Auge gehabt.

Daß hiervon nichts in den Immediat-Bericht gekommen ist, der dazu bestimmt war, die Beweggründe der Legislatoren darzulegen, kann doch wohl nur durch die Person dessen bewirkt sein, an den der Bericht erging: man wollte den König, der in der Ideenwelt des stehenden Heeres lebte, nicht unnöthig reizen und gegen die Reform einnehmen. Erst indem die Forschung zu den

*) Ranke S. W. 48, 385.
**) Schroetter an Stein, Königsberg 9. September 1803.
***) An Hardenberg, Memel 8. Dezember 1807.

Digitized by Google

ursprünglichen Quellen vordrang, konnte sie feststellen, daß die Städteordnung von 1808 zu den großen Kundgebungen gegen den Militarismus gehört. Sie legte das Fundament für die bürgerliche Freiheit, die der genialste Denker des damaligen preußischen Heeres herbeiwünschte, als er die Worte niederschrieb: Hat ein Volk Wohlstand, Aufklärung, Sittlichkeit, bürgerliche Freiheit, dann wird es sich eher vernichten lassen als sie aufgeben. Durch stehende Heere trennen die Regierungen ihre Interessen von denen des Volkes. Die stärkste Stütze der Macht der Regenten ist unstreitig das Volk. Der Glanz der Kronen, ihre Sicherheit, alle Mittel der Erhaltung beruhen auf ihm.

Digitized by Google

Post-, Telegraphen- und Telephon-Tarife.

Von

Rudolf Scheffler.

Als ich gegen Ausgang der sechsziger Jahre gelegentlich damit beschäftigt war, die Eisenbahnfrachtsätze für das Absatzgebiet eines Bergwerks-Produkts festzustellen, stieß ich bei der Berechnung auf unerwartete Schwierigkeiten. Die Beamten der (Privat-) Eisenbahn-Station konnten über die Strecken ihrer Bahn hinaus keine Auskunft geben. Sie meinten, das Zweckmäßigste für die Güter-Versendung sei immer, die Sendung unter Angabe des Beförderungsweges abzulassen und jeder der betheiligten Bahnen ihre Sätze auf dem Frachtbrief vermerken zu lassen; die Einziehung der Frachtkosten könne dann später erfolgen. Dies Verfahren bot keinen gangbaren Weg, da die Käufer vom Verkäufer meist die Frachtkosten im Voraus wissen wollten, um entscheiden zu können, ob sie die eine oder andere Bezugsquelle mit Vortheil wählen sollten. Es blieb daher nur übrig, die Frachtsätze aus einer umfangreichen Sammlung der Gütertarife zusammenzustellen und dies war eine keineswegs angenehme Arbeit; denn fast jede Bahn hatte ihre eigene Klassenein-theilung für die Güter. Die eine ließ Wagenladungs-Preise von 100 Zentnern, die andere erst von 200 Zentnern ab zu. Die festen Zuschlags-Gebühren waren auch verschieden. Aber damit noch nicht genug; es waren noch nicht einmal die Sätze für die gleiche Bahnstrecke in beiden Richtungen dieselben. Die Berlin-Görlitzer Bahn z. B. hatte für die Beförderung einiger Güter andere Sätze bei der Beförderung von Berlin nach Görlitz als bei der Beförderung von Görlitz nach Berlin. Diese Erscheinungen

Digitized by Google

waren ja leicht zu erklären, zum Theil aus der Berücksichtigung der örtlichen Gütererzeugung und des Bedarfs, zum großen Theil aus Rücksichten des Wettbewerbs mit anderen Bahnen. Angenehm für die Allgemeinheit waren sie nicht; vielmehr bildete das Wirrsal der Tarife eine Quelle von Irrthümern und eine gar nicht unerhebliche Schwierigkeit für Handel und Gewerbe.

Ungefähr um dieselbe Zeit wurde der einheitliche Groschen-Briefstarif im Norddeutschen Bundesgebiet eingeführt. Es lag nahe, dieses einfache Brief-Porto dem verzwickten Eisenbahn-Tarif als Muster entgegenzustellen. Eine nähere Prüfung mußte jedoch zeigen, daß es sich um wesentlich verschiedene Dinge handle. Berechnete man nämlich die Frachtkosten nach dem Briefporto, so ergab sich sogleich, daß letzteres als eine Fracht-Gebühr überhaupt nicht angesehen werden konnte. Wird das Durchschnittsgewicht des einfachen Briefes (sehr hoch!) zu 15 Gramm angenommen, so ergiebt sich eine Fracht von 3⅛ Mark für das Pfund, von 333⅓ Mark für den Zentner. Nimmt man für die schwereren 20 Pfennig-Briefe das Durchschnitts-Gewicht zu dem höchsten überhaupt zugelassenen Satz von 250 gr an, woran selbstverständlich die Wirklichkeit nicht heranreicht, so erhält man für das Pfund Briefgewicht 40 Pf., für den Zentner immer noch 40 Mark Fracht. Aus diesen Zahlen folgt, daß das Gewicht bei der Briefbeförderung nicht die Hauptbedeutung haben kann. Es handelt sich weit weniger um eine Frachtleistung, als um die Leistung des Einsammelns, der Annahme der Briefe vom Aufgeber und um ihre Vertheilung an die Empfänger.

Die großen Verkehrs-Anstalten sind Post, Telegraphie mit Telephonie und die Eisenbahnen. Nach den Grundbedingungen, unter denen sie arbeiten, können sie in zwei Gruppen geschieden werden, in eine solche, für welche das Gewicht keine oder nur untergeordnete Bedeutung hat und in eine solche, in der das Gewicht das Wesentliche ist. Jener sind Telegraphie, Telephonie und die Briefpost; dieser die Eisenbahnen und die Fahrpost (Packet- und die bis auf geringe Reste verschwundene Personenpost) zuzurechnen. — Man könnte die erste Gruppe als Nachrichten- die andere als Last-Verkehr bezeichnen.

Die Anstalten sollen der Allgemeinheit dienen, den Verkehr fördern, allen Bedürfnissen Rechnung tragen und dafür Vergütungen beanspruchen, die eine angemessene Verzinsung des Anlagekapitals, die für die fortschreitende Entwicklung erforderlichen Mittel und allenfalls einen bescheidenen Unternehmer-Gewinn gewähren. Bei

Digitized by Google

oberflächlicher Betrachtung könnte, wenn man diese Grundforderung zugiebt, die Aufgabe der Tarifbildung leicht erscheinen. Man legt die Selbstkosten jeder Leistung zu Grunde und berechnet einen dem gewollten Ertrag entsprechenden Zuschlag; beide Beträge zusammen müssen dann die richtige Gebühr ergeben. Die Selbstkostenberechnung ist aber mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Schon die Trennung der allgemeinen, von der Einzelleistung unabhängigen Verwaltungskosten und der Einzelkosten ist nicht leicht. Sodann ist der Umfang der Benutzung der Verkehrs-Gelegenheit nicht vorauszusehen und deßhalb der Aufwand für die Bereithaltung des erforderlichen Personals und Materials nicht sicher zu berechnen. Kurz, es wird viel von einer richtigen Schätzung abhängen. Außerdem kommen aber noch mancherlei Einflüsse zur Geltung: Der Wettbewerb namentlich bei Privatgesellschaften; der Druck der öffentlichen Meinung, dem sich auch Erwerbsgesellschaften nicht völlig entziehen können; die Eigenschaften der leitenden Personen; das Münzsystem und Anderes.

Es würde zwecklos sein, derartige allgemeine Gesichtspunkte weiter zu erörtern. Die Betrachtung einzelner Tarifsätze wird an sich zur Erläuterung dienen.

Die älteste, festgegliederte Verkehrs-Anstalt ist die Post!

Die gegenwärtige Post ist aus verschiedenen Veranstaltungen hervorgegangen, die den gleichen Zweck verfolgten, nämlich, dem mit der zunehmenden Kultur hervortretenden Bedürfniß auf Unterhaltung von Beziehungen zwischen entfernt von einander wohnenden Personen in regelmäßiger und sicherer Weise zu genügen. Als Unternehmer tritt schon im Alterthum der Staat auf. So waren die cursus publici des Römischen Reichs Einrichtungen für den Verkehr der Organe der weit ausgedehnten Herrschaft mit dem Haupt der Regierung und unter sich. Andere Einrichtungen ähnlicher Art wurden durch die Handelsbedürfnisse geschaffen. Große Handelshäuser, kaufmännische Korporationen richteten Botenkurse für ihre Zwecke ein. Bei diesen Veranstaltungen blieb die Erzielung eines Gewinnes zunächst ganz im Hintergrund. Das Streben nach Erwerb trat erst hervor, als Privat-Unternehmer, wie z. B. die Vorfahren der Fürsten von Thurn und Taxis den Post-Verkehr als alleinigen Zweck des Unternehmens auffaßten und, als auch die Staaten die Post-Einrichtungen als Einnahmequellen benutzen wollten. Hiermit zugleich zeigte sich eine monopolistische Richtung. Die Unternehmungen sollten auf sicherem Grund ruhen; daraus entsprang

Digitized by Google

das Streben nach Privilegien und das Ausschließen von Mitbewerbern. Nach und nach sind die Posten überall zu Staats-Einrichtungen geworden. Der letzte Rest der Thurn und Taxisschen Lehns-Post in Deutschland ist im Jahre 1867 unter Zahlung einer Abfindung von neun Millionen Mark auf Preußen übergegangen.

Durch die Einrichtung der Post als Reichs-Verkehrs-Anstalt ist die Vorbedingung für die durchgreifende gleichmäßige Regelung des Tarifwesens in Deutschland und für die Beziehungen zum Auslande geschaffen, soweit nicht die Bayerischen und Württembergischen Reservatrechte noch Abweichungen zulassen.

Wird gefragt, welche Stellung der Post nunmehr unter den Organen des Reichskörpers zukommt, so ist nach allgemeiner Auffassung diese Verkehrs-Anstalt kein Erwerbs-Monopol, dessen Aufgabe ebenso gut von der privaten Erwerbsfähigkeit erfüllt werden könnte. Der sichere und regelmäßige Postverkehr ist von wesentlicher Bedeutung für die Erfüllung der unmittelbaren staatlichen Aufgaben. Die Einrichtung und der Betrieb der Post gehört zu den wirklichen Hoheitsrechten, da ohne ihren Besitz die Erreichung der staatlichen Zwecke gefährdet sein würde. Dies ist auch durch die Aufnahme der Post als Staats-Verkehrs-Anstalt in die Reichs-Verfassung klargestellt.

Es kann demnach als ausgeschlossen betrachtet werden, daß die Post als reine Einnahmequelle behandelt wird. Wohl aber kann die Frage, ob unter der gegenwärtigen Entwickelung der wirthschaftlichen Verhältnisse die Post berechtigt oder verpflichtet ist, im Ganzen oder für einzelne Verkehrszweige Zuschüsse zu leisten, in verschiedenem Sinne beantwortet werden. Um für die Betrachtung dieser Frage die erforderlichen Grundlagen zu bieten, kann es nicht umgangen werden, zunächst das gesammte wirthschaftliche Ergebniß zu prüfen.

Der Etats-Entwurf der Reichs-Post und Telegraphen-Verwaltung für 1898 veranschlagt die Einnahmen auf 331 471 030 Mk., den Ueberschuß (nach Abzug der einmaligen Ausgaben) auf 31 773 624 Mk. Dieser ziffernmäßige Ueberschuß von etwa 9,6 Prozent der Gesammt-Einnahme ist als günstig anzusehen. Vom wirthschaftlichen Standpunkt aus ist jedoch gegen diese Auffassung im Reichstag früher unter Hinweis auf die unentgeltlichen Leistungen der Eisenbahnen für Postzwecke Widerspruch erhoben worden. Bekanntlich haben nach dem Eisenbahn-Postgesetz vom Jahre 1875 die Eisenbahnen des Reichspostgebiets mit jedem für den regelmäßigen Beförderungs-

Digitized by Google

dienst der Bahn bestimmten Zug einen von der Post gestellten Wagen unentgeltlich zu befördern. Diese unentgeltliche Beförderung umfaßt Briefpostsendungen, Zeitungen, Gelder, ferner sonstige Poststücke bis zum Einzelgewichte von 10 Kilogramm, das Begleitpersonal und die erforderlichen Geräthe. Die preußische Staats-Eisenbahn-Verwaltung berechnet ihre Leistung für die Post im Jahre 1896/97 zu $22^1/_2$ Millionen Mark. Werden die Leistungen der Kgl. Sächsischen, der Großherz. Badischen, der Großherzogl. Mecklenburgischen, der Großherz. Oldenburgischen Staatsbahnen, der Reichs-Eisenbahnen in Elsaß-Lothringen, der Bahnen im Großherzogthum Hessen und der Preußischen Privatbahnen zu $^1/_3$ derjenigen der Preußischen Staatsbahnen geschätzt, so würde sich der Genuß der Post an unentgeltlichen Beförderungen auf etwa 30 Millionen Mark stellen, d. h. der rechnungsmäßige Ueberschuß würde bis auf einen kleinen Betrag auf Kosten der Eisenbahnen erzielt sein, also wirthschaftlich verschwinden. Allerdings würde die Post befugt sein, die unentgeltlichen Leistungen für das Reich, welche ihr durch das Portofreiheits-Gesetz von 1869 und durch die Mitwirkung bei der Arbeiter-Invaliditäts- und Alters-Versicherung erwachsen, zu ihren Gunsten in Rechnung zu bringen. Dagegen müßte aber wieder der Post die Verzinsung ihres Anlage-Kapitals zur Last gestellt werden. Und, wenn man es vielleicht als berechtigt gelten lassen könnte, alle Anschaffungen, die aus der laufenden Rechnung gedeckt worden sind, nicht zu berücksichtigen, so würde man doch die aus allgemeinen Reichsmitteln bezahlten Anlagen, wie z. B. die Kosten für die ersten großen unterirdischen Telegraphen-Kabel-Anlagen ansetzen müssen. Denn hierfür hat das Reich den entsprechenden Betrag in den Reichs-Anleihen zu verzinsen.

Zur Gewinnung eines Urtheils über den wirthschaftlichen Erfolg kann ein Vergleich mit den Verwaltungen in einigen Nachbarländern beitragen. Die Einnahmen der Post- und Telegraphen-Verwaltung in Frankreich betrugen nach der von dem Berner internationalen Bureau der Post-Verwaltungen herausgegebenen Statistik für 1895 (in runden Zahlen) 225 Millionen Franks = 180 Millionen Mark, der Ueberschuß 51 Millionen Franks = 41 Millionen Mark, also, 22,6 Prozent der Einnahmen. Das Ergebniß scheint in Frankreich seit längerer Zeit nicht für befriedigend angesehen zu werden. Als im Jahre 1887 die Frage gestreift wurde, ob das besondere selbständige Post- und Telegraphen-Ministerium beizubehalten, oder die Post- und Telegraphen-An-

Digitized by Google

gelegenheiten wieder einem anderen Ministerium als Abtheilun
angeschlossen werden sollten — was inzwischen geschehen ist —
sprach sich Léon Say im Senat dahin aus; die Postverwaltun
könne zu ihren Gunsten anführen, daß sie mit dicken Ausgaben belaste
sei (etwa 25 Millionen Franks Dampfer-Subventionen), von dene
sie keinen Nutzen ziehe. Andererseits nütze sie die Eisenbahnen au
und, wenn sie es nicht thun könnte, würde ihr Budget eine vie
stärkere Ausgabe zu tragen haben. Es sei erlaubt, vorauszusetzen
daß die Zahlung von 103 Millionen jährlicher Zinszuschüsse a
die Eisenbahnen um die Hälfte vermindert werden könnte, wenn
die Postverwaltung für alle Kosten ihrer Transporte vorzusorgen
hätte. Die gleiche Anschauung besteht augenscheinlich gegenwärtig
noch fort. Denn man hat nicht gewagt, das hohe Porto von
15 Centimen = 12 Pfennig für den einfachen Brief von 15 g
(also 20 Prozent mehr als in Deutschland) herabzusetzen, obwohl
eine Ermäßigung mehrmals angeregt worden ist.

Viel günstiger liegen die Verhältnisse in Großbritannien.
Nach dem Bericht des General-Postmeisters für 1895/96 betrug die
Gesammt-Einnahme aus Post- und Telegraphie 14639739 Lstr.
(= 297 Millionen Mark) der Ueberschuß 3632122 Lstr. (= 73$^{3}/_{4}$
Millionen Mark) oder 24,8 Prozent der Einnahme. Das Ergeb-
niß wird als erfreulich bezeichnet. Dabei ist das Porto des ein-
fachen Briefes ein Penny (= $8^{1}/_{2}$ Pfennig) oder 15 Prozent
billiger als das deutsche Porto. Das für den einfachen Brief
zulässige Gewicht betrug eine Unze = $28^{1}/_{3}$ g, war also für den
Verkehr gleichfalls günstiger als in Deutschland. Vergünstigungen
bei der Benutzung der Eisenbahnen genießt die englische Post-
Verwaltung nicht. Das Jahr 1896/87 war noch etwas günstiger
und die Postverwaltung hat hieraus Anlaß genommen, verschiedene
Erleichterungen des Verkehrs, unter Anderem durch Erhöhung des
Gewichts für den einfachen Brief zu gewähren.

Als Regel ist aus der angeführten Statistik festzustellen, daß
die alten Staaten mit dichter Bevölkerung und lebhaftem Verkehr
aus der Post Ueberschusse erzielen, während die jungen Staaten
und Kolonial-Gebiete, wie die Vereinigten Staaten von Amerika,
Argentinien, Chile, Kanada, die französischen Kolonien u. a. Zu-
schüsse leisten müssen. Den höchsten haben die Vereinigten Staaten,
nämlich rund 41 Millionen Mark, allerdings bei dem niedrigen
Porto von 2 Ct. ($8^{1}/_{2}$ Pf.) für den einfachen Brief bis zu $28^{1}/_{3}$ g

Digitized by Google

im ganzen weiten Gebiet und, ohne wesentliche Vergünstigungen bei Benutzung der Eisenbahnen zu genießen.

Das Briefporto bildet in den Tarifen den Kernpunkt. Es wurde in den anfänglichen Zeiten des regelmäßigen Postverkehrs für die einzelnen Kurse festgesetzt, dann kamen allgemeinere Taxen nach den zu durchlaufenden Strecken, später Taxen nach Zonen, nach den Abständen in der Luftlinie bemessen, endlich der Einheitssatz. Das auf Vorschlag von Rowland Hill in Großbritannien eingeführte Penny-Porto ist zum Vorbild für alle Postverwaltungen geworden. Die Einführung des Einheitssatzes ist ein großer Fortschritt auf dem Gebiete des Verkehrswesens. Diese That verdient den Ruhm, den sie erworben hat, mit vollem Recht. Es darf jedoch nicht verkannt werden, daß mit dem gefundenen Schlagwort ein Gebrauch getrieben worden ist, der die natürlichen Grundbedingungen für den Erfolg verdunkelt. Redensarten wie „die wirthschaftliche Ausgleichung der Entfernungen ist der größte Sieg des menschlichen Geistes und Geschickes über die Natur" in den Verhandlungen des Norddeutschen Reichstages bei der Berathung der Einführung des Groschen-Portos verlassen ganz den Boden des nüchternen Thatbestandes.

Der hohe Werth des Einheits-Portos liegt in dem Nachweis, daß man unter bestimmten Umständen mit sehr mäßigen Gebührensätzen auskommen kann, ohne auf den Ertrag ganz zu verzichten. Dabei ist erste Voraussetzung, daß zugleich eine wesentliche Vereinfachung des Betriebes möglich ist und durchgeführt wird. Dies ist bei dem Einheits-Porto unter Benutzung von Freimarken und bei Forderung der Frankirung als Regel der Fall. Die Arbeitsleistung für Aufstellung der Tarife, die Prüfung der Richtigkeit der Gebühren-Erhebung und der Verrechnung wird bis auf einen geringen Bruchtheil vermindert. Diese Ersparniß an Arbeit ist bei niedrigen Gebührensätzen besonders von Bedeutung, weil, je niedriger der Satz ist, desto größer der Antheil der Einnahmen, der durch die Nebenarbeiten in Rede verzehrt wird.

Ohne finanzielle Opfer ist es freilich auch bei der englischen Postreform des Jahres 1840 nicht abgegangen. Rowland Hill und seine Anhänger nahmen an, daß in Folge der Ermäßigung des Portos auf einen Penny, etwa im Durchschnitt ein Sechstel der früheren Sätze, die Korrespondenz bald um das fünf- bis sechsfache wachsen würde. Diese Erwartung ist getäuscht worden. Nach den

Digitized by Google

Angaben Stephans*) ist diese Erhöhung erst nach sechszehn Jahren eingetreten. Die frühere Brutto-Einnahme ist erst nach vierzehn Jahren erreicht worden und der Verlust, den die britische Staatskasse bis 1857 erlitten hatte, belief sich auf 100 Millionen Thaler. Es fehlte anfänglich auch nicht an Vorwürfen gegen die Regierung wegen des überstürzten Vorgehens. Gleichwohl muß die Reform als erfolgreich angesehen werden, da thatsächlich die Post in Folge der Verkehrssteigerung für die Dauer ertragsfähig geblieben ist. Der Erfolg darf aber keineswegs allein der Porto-Ermäßigung zugeschrieben werden. Ganz andere und wichtigere Erscheinungen auf dem Gesammtgebiete des Verkehrswesens haben vielmehr einen sehr wesentlichen Antheil daran. Eine Andeutung hierüber ist in einer Aeußerung des damaligen General-Postdirektors von Philippsborn gelegentlich der Berathung des Groschen-Portos im Norddeutschen Reichstage enthalten, indem er hervorhob, daß die Wirkung der Eisenbahnen schon eskomptirt sei. In der That ist die Entwickelung der modernen Technik, die Anwendung des Dampfes bei der Beförderung mit Eisenbahnen und Schiffen von hervorragendem Einfluß gewesen; dieser dauert aber auch jetzt noch fort, da der Ausbau des Eisenbahnnetzes, die Einrichtung neuer Schifffahrts-Verbindungen keineswegs abgeschlossen ist.

Diese Entwickelung der Technik hat aber gänzlich außerhalb des Wollens und Könnens der Post gelegen. Die Wirkung der Eisenbahnen und Dampfschiffe macht sich wesentlich in drei Richtungen geltend. Zunächst verringern die modernen Mittel den Aufwand der Post für die Beförderung unmittelbar. Dann ist die Verkürzung der Beförderungszeit der Entwickelung des Briefverkehrs außerordentlich förderlich; denn es ist wohl als Regel anzusehen, daß auf jede briefliche Mittheilung die Antwort abgewartet wird, ehe ein weiterer Brief abgesandt wird. Nur in Ausnahmefällen und vielleicht von Verliebten oder sehr zerstreuten Personen wird ein Brief hinter dem anderen hergesandt, ohne daß die Möglichkeit des Eingangs einer Antwort vorliegt.

Nun darf sicher behauptet werden, daß die Beförderungszeit in Deutschland und Europa sich nach Einführung des Dampfbetriebes im Verhältniß von Wochen zu Tagen, von Monaten zu Wochen im überseeischen Verkehre vermindert hat. Dadurch ist die Möglichkeit des Briefwechsels außerordentlich vervielfältigt worden.

*) Geschichte der Preußischen Post. Von H. Stephan. Berlin 1859. S. 514 Anm.

Digitized by Google

Es ist den Postverwaltungen und namentlich der preußischen und späteren Reichs-Postverwaltung nachzurühmen, daß sie von den neuen Beförderungsmitteln umfassenden Gebrauch machen, nicht zum Schaden ihrer Einnahmen und der Verkehrs-Entwickelung; denn Gelegenheit macht auch Briefe.

Die dritte Art der Wirkung besteht in der Schaffung neuer geschäftlicher und persönlicher Beziehungen. Das Entstehen gewerblicher Anlagen an den Eisenbahnlinien, die Erleichterung des Reisens und der Ortsveränderung gab in gleicher Weise Anlaß zur Vermehrung der Korrespondenz.

Eine einschränkende Bedingung für die Anwendung von Einheitssätzen liegt in einer gewissen ihnen anhaftenden Ungerechtigkeit. Alle modernen Verkehrsmittel sind nicht im Stande, die Entfernung als Faktor bei den Beförderungskosten ganz auszuschalten. Wenn man die Frachtkosten ganz unberücksichtigt lassen will, so wachsen doch die Kosten für Abnutzung der Fahrzeuge und Geräthe, sowie für das Begleitpersonal und oft die Zahl der Umspedirungen mit der Entfernung. So lange diese aber noch eine Bedeutung hat, führt jeder Einheitssatz dazu, daß die mittleren und kleinen zu Gunsten der weiten Entfernungen zu hoch belastet werden. Seine Anwendung kann nur ertragsfähig bleiben, wenn der Verkehr auf weite Entfernungen verhältnißmäßig gering ist und durch rechtliches oder thatsächliches Monopol geschützt wird. Der Gebührensatz muß ferner so niedrig bemessen sein, daß die ihm innewohnende Ungerechtigkeit in der Geringfügigkeit der Unterschiede, welche bei einer gerechten Bemessung des Tarifes entstehen würden, seine Entschuldigung findet und nicht hemmend wirkt.

Die erste Bedingung wird in der Regel bei allen Verkehrsarten zutreffen, weil die persönlichen und geschäftlichen Beziehungen mit der wachsenden Entfernung stark abnehmen. Es wird auch das Zahlenverhältniß zwischen nahen und fernen Beziehungen immer nahezu das gleiche bleiben. Je weiter die Entfernungen sind, desto mehr walten die geschäftlichen Beziehungen vor und um desto größere Beträge handelt es sich bei den Geschäften. Jeder große Geschäftsabschluß hat aber eine Menge kleiner Abschlüsse im Gefolge, die sich in immer kleineren Umkreisen bewegen.

Die vom Reichs-Postamt für 1896 veröffentlichte Statistik giebt einen Belag für die rasche Abnahme des Verkehrs mit der Vergrößerung der Entfernung. An Briefen, Postkarten, Drucksachen und Waarenproben wurden befördert in Millionen rund: innerhalb

Digitized by Google

des Reichs-Postgebiets 1765; darunter im Ortsverkehre 242; nach dem Ausland 205; davon nach Oesterreich-Ungarn 38; nach Großbritannien 14; nach Frankreich 13; nach Italien 4; nach Spanien 0,9; im Ganzen nach europäischen Ländern (mit Bayern und Württemberg) 191; nach den Vereinigten Staaten von Amerika 9; nach Amerika im Ganzen 11,5; nach Afrika 1,25; nach Asien 1,21; nach Australien 0,39. —

Wenn die vorstehenden Ausführungen richtig sind, darf die Ermäßigung des Portos für weite Entfernungen das Verhältniß zwischen inländischem und ausländischem Verkehr nicht wesentlich ändern. Eine interessante Beobachtung in dieser Beziehung ermöglichte die weitgreifende Ermäßigung des internationalen Portos durch die hauptsächlich dem verdienstlichen Wirken des verstorbenen Staats-Sekretärs von Stephan zu verdankende Gründung des Weltpost-Vereins im Jahre 1874. Der Portotarif des Vereins übertrug den Grundsatz des Einheitsportos mit dem durch die Rücksicht auf die verschiedenen Währungen gebotenen Spielraum auf den gesammten internationalen Verkehr. Als Normalsatz wurden 25 Centimen für je 15 Grm. Briefgewicht für den frankirten gewöhnlichen Brief, 10 Centimen für die Postkarte angenommen. Die Abrechnung über angekommene und abgesandte Briefe fiel fort. Jedes Land behält die erhobenen Gebühren. Dies Verfahren beruht auf der Annahme, daß die Zahl der angekommenen und abgesandten Briefe im Ganzen etwa die gleiche ist. Die Transitgebühr wurde vereinfacht und ermäßigt. Für Deutschland beträgt im Verein das Porto des frankirten einfachen Briefes 20 Pf.; im Verkehr mit dem Vereins-Auslande wurde zunächst noch 60 Pf. erhoben; die Postkarte kostet 10 Pf. — Hiermit war eine ganz bedeutende Ermäßigung für den überwiegenden Theil des Auslands-Verkehrs gegen die früheren, zum Theil sehr hohen Sätze eingetreten. Die Ermäßigung erstreckte sich nach und nach auf alle Länder.

Welches war nun die Wirkung davon auf das Verhältniß zwischen Inlands- und Auslands-Verkehr? Im Jahre 1874, also vor Einführung der Vereinssätze, verhielt sich die Zahl der innerhalb des Reichs-Postgebietes beförderten Briefe und Postkarten zu der Zahl derselben im Auslands-Verkehr (abgesandte und angekommene, einschließlich Bayern und Württemberg), wie 5,01:1; nach Einführung der Vereinssätze im Jahre 1882, wie 4,7:1; im Jahre 1885, wie 4,8:1 und im Jahre 1890, wie 4,9:1.

Digitized by Google

Eine bemerkenswerthe Verschiebung des Verhältnisses ist also nicht eingetreten.

Was die Bemerkung anlangt, daß jeder Einheitssatz mit einer gewissen Unbilligkeit behaftet sei, so ist dies auch bei der Einführung des Groschen-Portos in Deutschland keineswegs unbeachtet geblieben. Schon bei Berathung des Posttax-Gesetzes im Norddeutschen Reichstage wurde darauf hingewiesen, daß für einen großen Theil des Gebietes, namentlich für das Königreich Sachsen und für den ehemals Thurn und Taxisschen Postbezirk das billige Porto für kurze Entfernungen genommen werde. Diese Hinweise wurden auch bei den Etats-Berathungen im Jahre 1868 wiederholt. In der That waren auch Aeußerungen der kleinen Gewerbetreibenden, sie, die bisher fast nur Sechserbriefe geschrieben hätten, müßten nun für jeden Brief einen Groschen zahlen, damit die großen Geschäfte Hunderte von Thalern sparten, in den betroffenen Landestheilen nicht selten. Daß das Festhalten an dem Einheitssatz die Staatspost selbst beeinträchtigen kann, zeigt das Emporblühen der Privatpost der Packetfahrt-Gesellschaft in Berlin, die mit sehr niedrigen Sätzen Erträge erzielt und zugleich den Bedürfnissen des Publikums in allgemein anerkannter Weise entgegenkommt. Trotzdem ist die Zweckmäßigkeit des jetzigen Portos im Ganzen unanfechtbar und es kann nur in Frage kommen, ob einige Erleichterungen gewährt werden können, ohne den Ertrag stark zu gefährden.

Seit einer Reihe von Jahren ist immer wieder der Wunsch hervorgetreten, das zulässige Gewicht für den einfachen Brief von 15 g auf 20 g zu erhöhen. Für die Möglichkeit der Erfüllung dieses Wunsches ohne jede finanzielle Gefahr spricht das Beispiel Großbritanniens, welches bei guten Postüberschüssen das Meistgewicht von einer Unze = 28 1/8 g angenommen hatte und jetzt noch eine Erhöhung hat eintreten lassen. Dabei nannte der englische General-Postmeister in dem Jahresbericht für 1895/96 den Penny-Brief, den Haupt-Anker der Post und bemerkt, daß nicht weniger als 95 Prozent aller Inlandsbriefe für einen Penny befördert werden. Nimmt man an, daß bei einer Erhöhung des deutschen Brief-Gewichts auf 20 g die Zahl der einfachen Briefe, welche jetzt zwischen verschiedenen Orten des Reichs-Postgebietes 90,5 Prozent beträgt, auf das englische Verhältniß von 95 also um 4 1/2 Prozent steigen würde, dann können von den portopflichtigen Briefen in Zahl von 771 Millionen höchstens 3,39 Millionen je 10 Pf. an

Digitized by Google

Porto verlieren. Der Orts-Verkehr, für welchen die statistischen Angaben fehlen, kann wenig in Betracht kommen. Der Gesammt-Ausfall könnte sich unter den vorstehenden Voraussetzungen auf höchstens 3,5 Millionen belaufen. Die Annahmen sind jedoch zweifellos viel zu hoch, da das englische Meistgewicht die Briefe von 20—28 1/8 g mit umfaßt und jetzt wie künftig eine erhebliche Zahl der Briefe von mehr als 15 g in diese Gewichtsstufe fallen wird. In Bezug auf die Ausgleichung des Ausfalls wird anzunehmen sein, daß die Erhöhung des Gewichts um 5 g einen besondern Anreiz zur Vermehrung des Brief-Verkehrs nicht bieten werde. Andererseits ist zu beachten, daß ein großer Theil der Briefe über 15 g der Rücksicht auf äußere Ausstattung in großem Format und starkem Papier oder der dann noch mit Strafporto belegten Unachtsamkeit der Absender ihr Dasein verdankt. Solche Einflüsse werden auch nach Erhöhung des Brief-Gewichtes, wenn auch in kleinerem Umfange sich geltend machen.

Es kann nach der andern Richtung die Frage aufgeworfen werden, ob die Gewichts-Erhöhung eine merkbare Mehrbelastung der Post herbeiführen werde. Die Frage kann verneint werden. Diejenigen Personen, welche jetzt mit Briefen von 10—15 g auskommen, werden auch künftig schwerere Briefe nicht schreiben. Das Mehrgewicht, auf sämmtliche Briefe vertheilt, wird für einen Brief durchschnittlich nach den bereits berührten Angaben der Statistik ein Zehntel Gramm nicht übersteigen und in der gesammten Beförderungsmasse unmerklich bleiben.

Weitere Wünsche haben sich auf die Ermäßigung des Stadtportos in Berlin, auf den anderwärts gültigen Satz von 5 Pf. und auf Erleichterung des Lokal-Verkehrs überhaupt gerichtet. In zweckmäßiger Weise wird sich diese Aufgabe, wenn Stadt und Land nicht ungleichmäßig behandelt werden und die Unbilligkeiten und Wunderlichkeiten, die sich bei dem Zusammenwachsen der großen Städte und ihrer Vor- und Nachbarorte z. B. von Berlin mit Charlottenburg und Schöneberg in der Porto-Erhebung ergeben, nur durch Bildung einer auf der Entfernung beruhenden Lokalzone lösen lassen. Es ist außer Frage, daß dadurch anfangs ein Einnahme-Ausfall hervorgerufen werden würde; allein dieser würde sehr bald schwinden, da gerade auf den Nahverkehr die Gebühren-Ermäßigung in hohem Grade steigernd wirken würde. Die Schweiz hat eine Lokalzone von 10 km zu 5 Centimen (= 4 Pf.) bis zu dem Gewichte von 250 g. Das Ergebniß soll finanziell befriedigen.

Digitized by Google

In Deutschland würden 10 Kilometer als Grenze nicht ausreichen. Eine Zone von 15—20 Kilometer zu dem Satze von 5 Pf. würde die erwähnten jetzt bestehenden Unzuträglichkeiten beseitigen und keine finanziellen Einbußen verursachen.

Der Entwurf der Postgesetz-Novelle, der in einer besondern Kommission des letzten Reichstags stecken geblieben ist, hat die Erhöhung des Brief-Gewichtes vorgesehen und kommt auch den Wünschen auf Ermäßigung des Lokal-Portos in gewissem Umfang entgegen. Er verlangt dagegen die Ausdehnung des Zwangsrechts der Post auf verschlossene Briefe im Orts-Verkehr zunächst ohne Abfindung der bestehenden Privatposten. Ob mit dieser Forderung das Richtige getroffen ist, kann recht zweifelhaft erscheinen. Die Wegnahme einer privaten Einnahmequelle aus einem rechtmäßig entstandenen gewerblichen Betriebe zu Gunsten des Staats kann folgerichtig nur vom sozialdemokratischen Standpunkte aus gutgeheißen werden. Nach Zeitungsnachrichten ist die Postverwaltung auch bereits zu einer Abfindung entschlossen. Kommt es aber zur Zahlung von Entschädigungen, die nicht leicht für beide Theile richtig zu bemessen sein werden, so ist einerseits der mögliche Nutzen für die Post sicher geschmälert, andererseits durchaus keine Gewähr geboten, daß ihr überhaupt erhebliche Vortheile zufließen. Will man nicht annehmen, daß in Folge der Porto-Ermäßigungen im Lokalverkehr ein Theil des Verkehrs der Privatposten auch ohne Aenderung der rechtlichen Grundlage wieder der Reichs-Post sich zuwenden wird, so kann die Ausdehnung des Zwangsrechts auf verschlossene Briefe ein Schlag ins Wasser sein. Der ganze Begriff des verschlossenen Briefes ist ein aus der früheren Zeit hängen gebliebener, unter den gegenwärtigen Verkehrs-Verhältnissen, wo Milliarden von Korrespondenz-Karten, Millionen von Telegrammen mit allgemein verständlichem Inhalt ohne Unzuträglichkeiten durch die Hände der Beamten gehen, veralteter Stützpunkt der Post. Die Berliner Packetfahrt-Gesellschaft gilt als zuverlässig und ein großer Theil derjenigen Personen, welche ihr Karten und verschlossene Briefe anvertrauen, werden ihrem Bedürfniß auch in vielen Fällen mit nicht postmäßig verschlossenen Briefen genügen können. Auf den sichern Verschluß der Briefe wird jetzt nicht mehr so hoher Werth gelegt. Das Siegeln ist fast ganz abgekommen, das gebräuchliche Zukleben ist recht unsicher. Die Verkehrsbeamten haben bei dem Massen-Verkehr weder Zeit noch Lust, sich mit Lesen aufzuhalten. Gegen die Wißbegierde der Hausgenossen kann man

Digitized by Google

sich durch verschließbare Briefkasten zur Aufnahme der ankommenden Sendungen schützen; und für Fälle, in denen die Wahrung des Geheimnisses werthvoll ist, steht ja immer der versiegelte Brief mit der Staatspost zur Verfügung. Die Möglichkeit, daß sich ein Verkehr in offenen Briefen entwickelt, darf nicht übersehen werden. Dies kann um so mehr Gefahr bringen, als ein solcher Verkehr sich nicht auf den Ort zu beschränken braucht und als, wenn jetzt eine Gesetzes-Novelle das Zwangsrecht der Post ausdrücklich nur auf verschlossene Briefe bezieht, Jedermann annehmen muß, es sei der Wille des Gesetzgebers, die Beförderung von offenen Briefen und Postkarten dem Mitbewerb der Privatthätigkeit zu überlassen. Es ist recht wohl denkbar, daß Privat-Posten in großen Städten vereinbaren, sich gegenseitig offene Briefe und Postkarten zur Bestellung zu überweisen. Mit zweckmäßig gestalteten Kouverts kann eine solche Einrichtung vielleicht Anklang finden, wenn das Franko-Kouvert 6 Pf., die Karte 3 Pf. kostet. Diese Sätze könnten dabei ertragsfähig werden. Auf solche Weise könnten Privat-Posten für den Massen-Verkehr der großen Städte unter einander, für Bezirke und selbst für Länder entstehen. Was soll dann geschehen? Soll wieder ein Gesetz gemacht und eine Abfindungsfrage aufgerührt werden? Es wird gegen diese Bedenken vielleicht eingewendet werden, eine solche erweiterte Entwicklung der Privatposten sei gegenüber den bewährten Einrichtungen der Staatspost nicht zu befürchten. Es könnte das aber doch eine Fortsetzung der Vogel Strauß-Politik sein, die in Bezug auf die Entwicklung der Berliner Privatpost und anderer Anstalten getrieben worden ist. — Auch einer nur entfernten Möglichkeit der Ausdehnung der Privatposten wird vorzubeugen sein. Die Post soll nach der Reichs-Verfassung als einseitliche Staats-Verkehrs-Anstalt eingerichtet und verwaltet werden. Sie hat daher nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, für die Erhaltung dieser Einheitlichkeit zu sorgen. Wenn eine Aenderung der Post-Gesetze in Rede steht, so ist hierauf der Hauptwerth zu legen. Der Orts-Verkehr ist für die Einheitlichkeit nicht von großer Bedeutung, wohl aber der Verkehr darüber hinaus. Der Umfang des Zwangs (Hoheits-) rechtes müßte dementsprechend festgestellt werden, etwa wie folgt: Die gewerbsmäßige Beförderung aller handschriftlich oder auf eine die Handschrift ersetzende Weise mittels Schreib- und Kopir-Maschinen hergestellten Mittheilungen in Briefen und auf Korrespondenz-Karten zwischen verschiedenen Orten anders als durch die Post ist verboten.

Digitized by Google

Nächst den Briefen bilden die Postkarten den Gegenstand des Massen-Verkehrs. Im Jahre 1896 sind im Reichspostgebiet 906 Millionen Briefe und 409 Millionen Postkarten befördert worden. Die Postkarte stellt mit ihrem geringen Gewicht durchschnittlich 3—4 g) und dem gleichen Format mäßige Anforderungen an die Betriebs-Einrichtungen. Die Gebühr von fünf Pfennig deckt zweifellos die Kosten reichlich. In Frankreich beträgt sie 10 Centim (= 8 Pf.); in Großbritannien ½ Penny (= 4¼ Pf.), es werden aber Zuschläge für die Herstellungskosten erhoben, so daß die Gesammt-Gebühr der deutschen mindestens gleichkommt. In Oesterreich, dem Ursprungsland der Postkarte, ist die Gebühr 2 Kreuzer, also nicht ganz 4 Pfennig.

Jedenfalls liefert die Postkarte Reinertrag und es ist deßhalb der sich vorläufig immer mehr ausbreitende Gebrauch der Versendung von Ansichts-Karten für die Einnahmen der Post erfreulich.

Ein Mittelding zwischen Brief und Postkarte ist der Kartenbrief. Man kann ihn als einen heißbegehrten Modeartikel bezeichnen. Worin sein Reiz liegt, wenn es nicht derjenige der Neuheit ist, bleibt für Viele, denen das Zukleben und noch mehr das Oeffnen unbequem ist, ganz unverständlich. Da die Gebühr überall dem Brief-Porto gleich steht, ist ein Einfluß auf die Finanzen nicht zu erwarten.

Das Porto für Drucksachen giebt ein Beispiel dafür, daß für die größere Leistung eine geringere Vergütung verlangt wird, als für die kleinere. Es beträgt das Porto bis 50 g 3 Pf.; über 50—100 g 5 Pf., über 100—250 g 10 Pf.; über 250 bis 500 g 20 Pf; über 500 bis 1000 g 30 Pf.

Die Beförderung der Drucksachen, soweit sie nicht in Form von Karten aufgegeben werden, belastet den Betrieb mehr als der Brief-Verkehr. Annahme und Bestellgeschäft sind für Briefe und Drucksachen gleich. Dagegen ist die sonstige Behandlung der Drucksachen wegen des größeren Gewichts und der oft bauschigen Beschaffenheit der Sendungen belästigender als die der Briefe. Das Drucksachen-Porto ist als äußerst mäßig anzusehen. Gleichwohl sind Wünsche auf Herabsetzung in der Tagespresse erwähnt. Eine Prüfung des Ertrages des Drucksachen-Verkehrs dürfte daher nicht zwecklos sein. Es kostet eine Drucksache bis 50 g 2 Pf. weniger als die Postkarte, 7 Pf. weniger als ein Brief von 15 g, 17 Pf. weniger als ein solcher von 15—50 g. Die Drucksache von 50 bis 100 g kostet 15 Pf. weniger als der Brief, die von 100—250 g

Digitized by Google

10 Pf. weniger als der Brief. Wenn die Drucksachenbeförderung die Kosten deckt, müßten die Preis-Unterschiede gegen das Porto für Briefe und Drucksachen als Reinertrag erscheinen, und zwar für den Brief nach dem niedrigsten Satz 7 Pf., für die Karte 2 Pf. Es sind im Jahre 1896 im Reichs-Postgebiet rund 900 Millionen portopflichtige Briefe befördert. Diese müßten einen Ueberschuß von 63 Millionen Mark ergeben. An Karten sind befördert 409 Millionen Stück, diese müßten einen Ueberschuß von 8 Millionen Mark liefern, Briefe und Karten zusammen einen solchen von 71 Millionen Mark; also mehr als das Doppelte des für 1898 angesetzten etatsmäßigen Ueberschusses. Wird auch angenommen, daß noch andere Zweige des Postbetriebes mit Verlust arbeiten, so folgt aus der obigen sehr mäßig gthaltenen, den internationalen Verkehr ganz außer Acht lassenden Schätzung, daß die Beförderung des nach Briefen und Postkarten bedeutendsten Massengegenstandes — im Jahre 1896 wurden 372 Millionen Stück Drucksachen im innern Verkehr befördert — mit Verlust erfolgt. Sollten die Kosten gedeckt werden, so müßte die Gebühr im Durchschnitt um mindestens einen Pfennig erhöht werden.

In Großbritannien fallen die Drucksachen unter die Bookpost. Die Gebühr beträgt $^1/_2$ Penny (= $4^1/_4$ Pf.) für je 2 Unzen oder $56^2/_8$ g. In Oesterreich beträgt die Gebühr 2 Kreuzer (etwa $3^1/_2$ Pf.) bis zu 50 g und steigt dann entsprechend für das Gewicht von 50—150 g auf 6 Kr. und dann etwa wie die deutschen Sätze. In Frankreich kosten die Drucksachen bis zu 20 g einen Cent für je 5 g, von 20—50 g 5 Centimen (= 4 Pf.) und darüber hinaus 5 Cent. (= 4 Pf.) für je 50 g. Bei Drucksachen in Kartenform oder offenen Briefen beträgt das Porto 5 Cent. für je 50 g, also mindestens 4 Pf., für 100 g ist also dasselbe gleichmäßig 10 Cent. = 8 Pf., für 150 g 15 Cent. oder 12 Pf. Hiernach ist die Gebühr in England und Frankreich im Durchschnitt wesentlich, in Oesterreich um ein Geringes höher als in Deutschland.

Können Gründe dafür geltend gemacht werden, daß für die Versendung von Drucksachen ein Zuschuß geleistet wird? Es kann angeführt werden, daß die Erleichterung des Drucksachen-Verkehrs den Kultur-Interessen diene und dadurch produktiv wirke. Es mag dies für Bücher der wissenschaftlichen Literatur, für Korrekturen und Aehnliches gelten. Die Hauptmasse der Drucksachen besteht jedoch in Anpreisungen von Waaren und Dingen oft recht zweifelhaften Werths, wie z. B. Lotterieloosen und Geheimmitteln. Sie

Digitized by Google

dient der Reklame. Den Werth der Reklame in Frage gelassen, wird es sich doch wohl kaum rechtfertigen, daß für sie die Reichskasse Beiträge liefert. Jedenfalls lassen sich produktivere Ausgaben denken. Selbst diejenigen Personen, welche für die Verstärkung der Flotte keine Sympathie hegen, werden vielleicht zugeben, daß die Ausgaben für sie besser wirthschaftlich angelegt seien, als Beiträge für Reklame-Zwecke.

Die sonstigen Gegenstände der Brief-Post, Waarenproben, Post-Anweisungen, Geldsendungen, überhaupt der Werth-Verkehr stehen der Zahl nach hinter den bisher behandelten Gegenständen weit zurück. Die Gebührenbemessung beruht auf billiger Grundlage. Dem Wunsch, das Porto für kleine Postanweisungsbeträge herabzusetzen, soll dem Vernehmen nach genügt werden.

Der Postzeitungstarif ist schon seit langer Zeit als reformbedürftig anerkannt worden. Die Post erhält eine Provision von 25 oder $12\frac{1}{2}$ Prozent des Zeitungspreises. Die letztere Gebühr gilt für Zeitschriften, die seltener als monatlich vier Mal erscheinen. Für alle übrigen Zeitschriften ist die Provision von der Zahl der Ausgaben unabhängig. Daß dadurch eine sehr ungleichmäßige Bemessung der Vergütung der Leistung gegenüber entstanden ist, leuchtet ein. Der Staat wird durch die Erhebung einer Provision Mit-Unternehmer des Zeitungs-Geschäfts. Wenn dieser Standpunkt als richtig angesehen wird, müßte der Staat von allen Einnahmen Antheil haben, dies ist aber nicht der Fall. Die Einnahmen gerade der einträglichsten Zeitungen und selbst vieler technischen und wissenschaftlichen Zeitschriften fließen zu einem wesentlichen Theil aus Anzeigen und Reklamen. Es kommt noch dazu, daß der Preis der Zeitungen aus Parteirücksichten oft sehr niedrig gestellt wird. In diesem Fall hat der Staat fast unentgeltliche Leistungen für Parteizwecke, was weder seine Aufgabe noch seine Absicht sein kann. Wenn Leistung und Vergütung in richtigem Verhältniß stehen sollen, wird nur erübrigen, die letztere nach der Zahl der Nummern und dem durchschnittlichen Gewichte abzustufen. In England, dem Land des Zeitungslesens, werden die Zeitungen an sich als Drucksache nach dem Tarife der Bookpost behandelt. Will eine Zeitung sonst regelmäßig den Postversand benutzen, so hat sie eine Registrirungs-Gebühr von 5 Mark jährlich und für jede Nummer einen halben Penny = $4\frac{1}{4}$ Pf. zu entrichten. Die Gebühr ist sehr hoch, die Privatspedition waltet deßhalb auch vor. An sich erscheint die Erhebung einer festen, von dem Bezugspreis

Digitized by Google

unabhängigen Gebühr und eines kleinen Satzes für die Nummern durchaus zweckmäßig und sachlich begründet.

Die Packet-Post ist in der meisten Beziehung als eine Anstalt des Fracht-Verkehrs zu betrachten, für welchen Gewicht und Entfernung von so wesentlicher Bedeutung sind, daß sie bei der Gebühren-Bemessung nicht vernachlässigt werden können. Dennoch ist dies im Tarif der Reichspost zum großen Theil geschehen. Denn der Satz ist für Packete bis zu 5 kg, einem Gewicht, für das die Post freie Eisenbahn-Beförderung genießt, nach dem Prinzip des Einheitstarifes auf 50 Pf. festgesetzt. Für eine Lokalzone bis 10 Meilen Entfernung beträgt die Gebühr 25 Pf.

Für schwerere Gewichte kommt ein auf das Gewicht und die Entfernung begründeter Zonentarif zur Anwendung. Das Packet nach den Einheitssätzen ist beliebt und die Gebühr in Wirklichkeit eine äußerst mäßige. Es verlauten jedoch auch hier noch weitergehende Wünsche auf Halbirung des Gewichtes und der Gebühr, wonach ein Packet von $2^1/_2$ kg für 25 Pf. auf die weitesten Entfernungen zu befördern wäre. Es interessirt dies besonders bei Versendung von Waaren, die nicht gern längere Zeit aufbewahrt werden, wie Butter und andere Eßwaaren.

Es ist eine Spezialstudie über den Tarif von Dr. Charles Henry Hull*) erschienen, welche die Packetpost nach allen Richtungen beleuchtet. Er macht auf ein Hauptbedenken gegen die Gebührenbemessung, die Spaltung in Einheits- und Zonentarif wieder aufmerksam, welches bereits bei der Debatte über die Posttaxnovelle vom 17. Mai 1873 im Reichstage hervorgehoben war. Es wird dadurch geradezu ein Preis darauf gesetzt, alle theilbaren Waaren bei größeren Entfernungen in Packeten von 5 kg aufzugeben. Man vergleiche z. B. das Porto für 20 kg in einem Packet und in 4 Packeten von 5 kg. Bis zu 20 Meilen ist es gleich. Es beträgt in einem Packet in der Entfernung von 21 – 50 Meilen = 3,50 Mk.; von 51—100 Meilen = 5 Mk.; von 101—150 Meilen = 6,50 Mk.; über 150 Meilen = 8 Mk.; dagegen in 4 Packeten immer nur 2 Mk., so daß der Unterschied zu Gunsten der Theilung von 1,50 bis 6 Mk. wächst. Hull weist aus der amtlichen Statistik nach, daß diese von der Postverwaltung nicht beabsichtigte Wirkung stetig fortdauere nnd führt aus eigener Wahrnehmung einige Beispiele zur Bestätigung an. Auf dem Schlesischen Bahnhofe kam

*) Sammlung nationalökonomischer und statistischer Abhandlungen von Dr. Conrad; die deutsche Reichs-Packetpost von Dr. Charles Henry Hull. Jena 1892.

Digitized by Google

eine große Anzahl von Hutschachteln aus einer schlesischen Fabrik, welche eine halbe Wagenladung ausmachten, für einen Berliner Kaufmann an. Im Packet-Postamt zählte er 213 Kistchen Käse, alle von einem Absender an denselben Empfänger. Noch frappantere Beispiele habe der Eingang von Gemüse aus Oesterreich — für den Verkehr mit Oesterreich gilt der deutsche Tarif — für die Zentral-Markthalle ergeben. Er hält die Theilung der Sendung für unwirthschaftlich, da sie unnöthige Verpackungskosten verursache und die Behandlung bei der Beförderung erschwere. Bezüglich der finanziellen Ergebnisse zweifelt er an dem Ertrag für die Post. Jedenfalls sei ein wirthschaftlicher Gewinn nicht vorhanden, wenn man die unentgeltlichen Leistungen der Eisenbahnen in Rechnung ziehe. Sei aber ein Defizit vorhanden, so müßten zahlreiche Klassen der Bevölkerung ein Opfer bringen, welches ihnen nicht zugemuthet werden dürfe. Von der Erfüllung einer Kultur-Aufgabe könne keine Rede sein. Gegen eine Porto-Erhöhung wäre finanziell nichts, wirthschaftlich nicht sehr viel einzuwenden. Politisch wäre sie aber wahrscheinlich undurchführbar.

Die Ausführungen des Verfassers können nicht ohne Weiteres als unberechtigt zurückgewiesen werden. Die finanziellen Ergebnisse für die Post werden freilich, so lange die Postverwaltung nicht selbst ein Interesse daran hat, sie klarzulegen, immer nur auf Schätzung beruhen können. Betrachtet man die der Postverwaltung erwachsende Mühewaltung, so erfordert die Packetadresse mit ihren Vermerken bei dem Abgang und der Ankunft mehr Arbeit als ein Brief. Daß für das Packet selbst das Gleiche gelten müßte, lehrt die Beobachtung des Ladegeschäfts auf den Bahnhöfen. Die Ansprüche an die Betriebs-Einrichtungen sind wegen des größeren Gewichts und Raumes jedenfalls auch bedeutend höher. Im Jahre 1896 wogen 80 Prozent aller Packete bis 5 kg; 97,5 Prozent bis 10 kg. Das Durchschnittsgewicht für diese Packete zusammen betrug 4 kg. Man wird daher nicht zu hoch greifen, wenn man das Durchschnittsgewicht eines Packetes in der Gewichtsstufe bis 5 kg auf 3 kg schätzt. Das ist das Gewicht von 200 Briefen zu 15 g oder von mindestens 600 Postkarten. Es braucht nun keineswegs behauptet zu werden, daß die Anforderungen an die Betriebs-Einrichtungen der Post, welche vom Gewicht und Raum abhängen, in dem Verhältniß der obigen Ziffern stehen. Unanfechtbar wird der Nachweis sein, daß die Packetpost für gleiche Einnahmen erheblich höhere Ansprüche an derartigen Aufwendungen macht. Es sind

Digitized by Google

dies hauptsächlich die Ausgaben für den Bau und die Unterhaltung der Bahnpostwagen, sowie für Hergabe und Beförderung der von den Eisenbahnen gestellten Wagen, für den Bau, die Unterhaltung und Bespannung der Postwagen für das Fuhrwesen, für die Miethe und Unterhaltung von Diensträumen, endlich für den Bau eigener Dienstgebäude. Für die Gebäude kommt der Packetdienst besonders in Betracht, weil er große Räume zu ebener Erde (wegen An- und Abfahrt) und deshalb große Grundflächen erfordert. Es wird sogar behauptet, daß die manchmal beanstandete Größe der Dienstwohnungen in nicht wenigen Fällen eine Folge davon sei. Bei Erwägung der dargelegten Verhältnisse wird man auch ohne ziffernmäßigen Nachweis zu dem Schluß kommen müssen, daß die Packetpost keinen nennenswerthen Ertrag liefert und mit erheblichen Zuschüssen arbeiten müßte, wenn die unentgeltlichen Leistungen der Eisenbahnen in Gegenrechnung gestellt würden.

Es ist von Interesse, zu vergleichen, wie eine Eisenbahn-Verwaltung für einen Betriebszweig, der denselben Zweck wie die Packetpost verfolgt und die Beförderung von Gütern mit den auf die Aufgabe folgenden nächsten Personenzügen übernimmt, ihren Tarif gestaltet hat. Es ist dies der Expreßgut-Verkehr der badischen Bahnen (giltig auch für den Verkehr mit einigen Nachbarbahnen). Die Gebühr ist in Stufen von 1 Pf. für je 10 kg und je 3 km bemessen. Für Packete von 5 kg gilt die Hälfte der Sätze. Die Mindestgebühr beträgt 25 Pf.

Die nachstehende kleine Tabelle giebt eine vergleichende Uebersicht über einige Eisenbahn- und Postgebühren-Sätze:

Entfernung km	Expreßgut der Eisenbahn		Sendungen mit der Post		
	5 kg Pf.	10 kg Pf.	5 kg Pf.	10 kg ungetheilt	10 kg in 5 kg Packeten
75	25	30	25	50	50
150	30	55	50	100	100
250	45	90	50	150	100
375	65	130	50	150	100
750	135	270	50	200	100

Es geht daraus hervor, daß der Eisenbahntarif bis 250 km billiger ist als der Posttarif und innerhalb dieser Grenze den Verkehr an sich ziehen wird, während die mehr Kosten verursachenden weiteren Sendungen der Post verbleiben.

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß trotz der billigen Gebühr und des mit der Entfernung steigenden Anreizes zur Theilung der Sendungen der Post-Packet-Verkehr mit der Ent-

Digitized by Google

fernung rasch abnimmt und die bereits hervorgehobene Regel bestätigt. Allerdings ist seit 1875 der Verkehr in der ersten Zone (bis 10 Meilen) von rund 53 auf 39 Prozent gefallen. Er macht aber doch noch den bei Weitem beträchtlichsten Antheil aus, denn es fallen auf die nächsten 10 Meilen Entfernung bis zu 20 Meilen 15 Prozent; auf die Entfernungen von 20—50 Meilen 27 Prozent, also auf je 10 Meilen 9 Prozent; von 50 bis 100 Meilen 17 Prozent, also auf je 10 Meilen 3,4 Prozent; auf 100—150 Meilen 2 Prozent, also auf je 10 Meilen 0,4 Prozent und darüber hinaus 0,086 Prozent.

Es ist bereits erwähnt worden, daß das Packetporto wegen seiner Bequemlichkeit und Billigkeit sich der Beliebtheit erfreut. Dies ist eine ganz natürliche Erscheinung. Jeder, der gelegentlich ein Packet aufgiebt, ist von den mäßigen Kosten angenehm berührt, bewahrt diesen Eindruck und kümmert sich um die allgemeinen Wirkungen des Tarifes sehr wenig. Ebenso werden Diejenigen, welche den billigen Packettarif geschäftsmäßig ausnützen, für ihn bedingungslos eintreten. Anders kann sich das Urtheil vom allgemeinen volkswirthschaftlichen Standpunkt aus gestalten. Der billige Einheitstarif hat vorzugsweise auf einige Zweige des wirthschaftlichen Lebens eingewirkt, indem er den Einzelversand begünstigt hat. Es ist dies in dem Textil-Gewerbe, in Allem, was Schnittwaaren heißt, in der Gärtnerei, den Kurzwaaren und in der Landwirthschaft für Butter und Käse, z. Th. auch Fleischwaaren geschehen. Es haben sich ferner Versand-Geschäfte gebildet, die alles Mögliche anpreisen und mit der Post vertreiben. Soweit es sich um die Erleichterung des unmittelbaren Verkehrs zwischen Produzenten und Konsumenten handelt, wird man darin unbedenklich einen Vorzug erkennen. Nur bleibt der Vortheil beschränkt, weil die wenig bemittelten Klassen von dem Bezug von Waaren für den Verbrauch in Mengen, wie sie das Packetporto begünstigt, keinen Gebrauch machen können. Insofern aber nur eine neue Form des Zwischenhandels entsteht, wird kaum ein Grund zu finden sein, aus welchem sich die Gewährung einer Beihilfe der Reichs- oder Staats-Verkehrs-Anstalten dafür herleiten läßt. Wenn der Einfluß der großen Waarenhäuser als schädigend für den kleinen Gewerbestand angesehen wird, dann wird den Versand-Geschäften die gleiche Wirkung in erhöhtem Grade zuzuschreiben sein; denn sie nehmen den kleinen Geschäften nicht blos in einzelnen großen Städten, sondern auf dem ganzen Reichsgebiet die zahlungsfähigsten Kunden weg. Was

Digitized by Google

hat die Allgemeinheit für ein Interesse daran, daß z. B. von den Versand-Geschäften in Emmerich viele Tausende von Packeten mit meist aus Holland bezogenen Waaren, wie Kaffee, Thee, Käse, Cigarren, Tabak nach Deutschland und Oesterreich versandt werden können?

Die Widersprüche zwischen Post- und Eisenbahntarifen rufen manchmal ganz wunderliche Erscheinungen hervor. So beträgt die Fracht für 20 kg Reisegepäck in Preußen auf 500 km 5 Mark. Wird das Gepäck in 4 Postpackete zu 5 kg zerlegt, so beträgt das Porto 2 Mk., also 3 Mk. weniger und dabei werden unter Umständen die Sachen in beiden Fällen mit demselben Zug befördert. Noch größer sind die Unterschiede bei weiteren Entfernungen, z. B. bei Reisen nach Südbayern und Tyrol. Nun kann man ja Denjenigen, die einen Sommeraufenthalt in den Tyroler Bergen nehmen können, den Genuß der schönen Natur gönnen. Daß aber die Allgemeinheit ein Interesse daran habe, daß Reichs- oder Staatsanstalten ein Scherflein zur Bestreitung der Kosten beitragen, wird sich schwerlich begründen lassen. Mögen die Ansichten über die Vortheile und Nachtheile des Packetportos nach der einen oder der anderen Seite neigen. Zu einer weiteren Ermäßigung des Einheitssatzes oder zu einer Anwendung des Systems auf andern Gebieten des Fracht-Verkehrs laden die Erfahrungen nicht ein. Sollte der Verkehr auf große Entfernungen verhältnißmäßig weiter wachsen, so würde der Tarif ohne große Zuschüsse nicht haltbar sein.

Die Telegraphie einschließlich des Fernsprech-Wesens hat noch mehr als die Briefpost den Anspruch, als Ausfluß eines Staats-Hoheitsrechtes betrachtet zu werden. Es beruht dies auf dem Umstande, daß es kein anderes Mittel giebt, Nachrichten in ebenso kurzer Zeit zu verbreiten, während Nachrichten durch Boten und Personen überhaupt ebenso rasch verbreitet werden können, als durch Briefe. Ihre Wichtigkeit für das Staatsinteresse läßt sich schon daraus entnehmen, daß bei kriegerischen Ereignissen und Kämpfen aller Art das erste Ziel der Parteien die Inbesitznahme der Telegraphen-Verbindungen ist. Die Preußische Telegraphie, aus welcher die Reichs-Telegraphie hervorgegangen ist, war ursprünglich nur für Staatszwecke errichtet. Erst nach dem Uebergang von dem optischen zum elektromagnetischen Betrieb wurde im Jahre 1849 zunächst versuchsweise die Beförderung von Privat-Nachrichten zugelassen. — Der Ausdruck Beförderung kann auf Telegramme nur im übertragenen Sinne angewendet werden. Wie

Digitized by Google

ich in einem kleinen Aufsatz*) nachgewiesen habe, besteht das Wesen der Telegraphie darin, daß ein an einem Ort zur sinnlichen Wahrnehmung gebrachter Gedanke an einem entfernten Orte wieder erzeugt wird, ohne daß der Transport eines Gegenstandes mit der Nachricht erfolgt. In dieser Eigenthümlichkeit liegt zugleich ein Vorzug, daß nämlich die telegraphische Verbreitung von Nachrichten von keiner an mechanische Fortbewegung gebundenen Vorrichtung überflügelt werden kann, und eine große Schwäche, daß nämlich eine Massenbeförderung nicht möglich ist, weil der Inhalt jedes Telegrammes in einzelnen Zeichen (Buchstaben oder Elementar-Zeichen) ein- oder mehrmals reproduzirt werden muß. Bei der gegenwärtig fast ausschließlich herrschenden elektro-magnetischen Telegraphie ist ferner bis jetzt die Anlage eigener Wege durch isolirte Drähte erforderlich. Ihre Kosten bilden jedoch nicht den Haupttheil des Aufwandes. Die Ausgaben für das Personal überwiegen in der Telegraphie die sachlichen für Apparate und Leitungen erheblich. Aus der internationalen Statistik für 1895 ist für acht europäische Länder, die genaue Angaben gemacht haben, ein Durchschnitt von etwa 78 Prozent als Antheil der persönlichen Ausgaben an den Gesammt-Ausgaben zu ziehen.

Im Reichs-Postgebiet ist die frühere selbständige Telegraphen-Verwaltung im Jahre 1875 mit der Post-Verwaltung vereinigt worden. Ein Anlaß für diese Maßnahme war mit dadurch gegeben, daß die Telegraphie einige Jahre mit einem Defizit im Etat erschienen war. Die Angliederung der kleineren Verwaltung an einen größeren Körper war an sich zweckmäßig und hat dem Telegraphenwesen manche Vortheile gebracht. Es sei nur an die zur Sicherung des Verkehrs hergestellten, bereits von dem ersten General-Telegraphen-Direktor von Chauvin empfohlenen unterirdischen Telegraphen-Linien erinnert. Die Aufbringung der nicht unbedeutenden Mittel wäre in dem kleinen Rahmen der Telegraphen-Verwaltung kaum möglich gewesen. Das Defizit der Telegraphie ist nach ihrer Verschmelzung mit der Post im Etat nicht mehr erschienen. Es ist dies auch in dem Verwaltungsbericht vom General-Postamt damals hervorgehoben worden. Wenn damit aber hätte gemeint sein sollen, daß die Telegraphie aus einer

*) Zur Bestimmung des Begriffes Telegraphie im Gerichtssaal. Stuttgart 1884. S. 481.

Digitized by Google

Zuschuß-Verwaltung in eine solche mit Ueberschuß verwandelt worden sei, so wäre dies eine Leistung freier Phantasie gewesen. Allerdings sind zur Ersparung die damaligen zwölf Provinzial-Direktionen aufgehoben und deren Geschäfte auf die Ober-Post-Direktionen übertragen worden. Dafür sind jedoch zwei neue Ober-Postdirektionen mit dem ganzen Büreau-Apparat eingerichtet worden, so daß vierzig Dienststellen an Stelle von zwölf bei der Bearbeitung von Telegraphensachen getreten sind. Daß damit das Schreibwerk stark vermehrt worden ist, kann nicht bezweifelt werden. Je mehr Dienst-Stellen bei einer Angelegenheit betheiligt sind, desto mehr wird geschrieben, weil jede Stelle ihre Existenzberechtigung darthun will. Da helfen alle Verfügungen zur Verminderung der Schreiberei nichts.

Die Leistungen der Telegraphen-Beamten sind dabei zurückgegangen und zwar aus zweierlei Ursachen. Es wurden nämlich die Tantièmen, die den Telegraphisten nach der Zahl der verarbeiteten Telegramme gezahlt wurden, aufgehoben. Dann wurde der Ausbildung im Telegraphen-Dienst nicht mehr so viel Werth beigelegt, weil gleichsam zur Besiegelung der Vereinigung alle Beamten im Post- und Telegraphen-Dienst gleich verwendbar sein sollten. Dies widerspricht dem Prinzip der Arbeitstheilung und der damit erreichbaren Erfolge. Auf der anderen Seite sind die Gebührensätze ermäßigt. Der alte Zonentarif mit Sätzen von 5, 10 und 15 Sgr. für 20 Worte ist durch den Einheitstarif von 5 Pf. Wortgebühr mit der Mindest-Gebühr von 50 Pf. ersetzt worden. Der Ertrag des internen Telegrammes ist von einigen achtzig Pfennigen auf 65 Pf. gesunken. Auch für den internationalen Verkehr, der für die Finanzen weniger in Betracht kommt, sind Ermäßigungen eingetreten. So erfreulich dies für die Benutzer des Telegraphen auch ist, auf eine Vermehrung des Ertrages hat es nicht gewirkt: denn der oft gebrauchte Lehrsatz, daß der durch Gebühren-Ermäßigung entstandene Ausfall durch die Vermehrung des Verkehrs ausgeglichen werde, gilt nur mit der Einschränkung, daß der Einzelpreis über den Selbstkosten bleibt.

Der letzte besondere Etat der Reichs-Telegraphen-Verwaltung schließt mit einem Defizit von 3354000 Mark ab. Dieser Fehlbetrag ist im Laufe der Jahre auf keinen Fall geringer geworden.

Betrachtet man zum Vergleich die finanziellen Ergebnisse einiger andern Telegraphen-Verwaltungen, so stößt man, nach der internationalen Statistik für 1895 fast überall, wo getrennte An-

Digitized by Google

gaben für die Telegraphie gemacht sind, bei dem deutschen etwa gleichen Tarifen, wenn die Kosten für Ausbau des Netzes angerechnet werden, auf das Erforderniß von Zuschüssen. Wenige Verwaltungen haben einen kaum nennenswerthen Ueberschuß. Nur Spanien, welches eine Minder-Gebühr von 80 Pf. und eine Durchschnitts-Einnahme von mehr als einer Mark für das Telegramm des internen Verkehrs hat, hat in einigen Jahren einen Ueberschuß von ein bis zwei Millionen. Aehnliches zeigte sich in Italien unter etwa gleichen Tarifen früher, als auch die Angaben in der Statistik gemacht wurden. — Einen klaren Einblick in die Finanz-Verhältnisse gewähren die Jahresberichte des Großbritannischen General-Postmeisters. Seit Einführung des Tarifes von 1885 mit einer Wortgebühr von einem halben Penny = $4^1/_4$ Pf. und der Mindestgebühr von einem halben Schilling = 50 Pf. war einige Jahre ein Defizit vorhanden. Dann kamen einige Ueberschußjahre, welchen wieder Jahre mit Defizit folgten. Im Durchschnitt hat das Defizit bis 1896/97 etwa 60000 Lstr. = 1200000 Mark jährlich betragen.

Im Vergleich zur Reichs-Telegraphie hat die Englische Verwaltung einerseits mehr Lasten zu tragen.

Die Telegraphie ist erst im Jahre 1870 verstaatlicht worden. Für den Ankauf und die Abfindung der Privat-Telegraphen nnd die Anpassung des Netzes sind 11 Millionen Lstr. = 220 Millionen Mark verausgabt worden.

Die Zinsen dieser Summe werden vom Schatzamt nach dem billigsten Zinsfuß für Konsols mit $2^3/_4$ Prozent in Rechnung gestellt. Danach wächst das Defizit um 299000 Lstr. oder 5980000 Mark. Andererseits hat England vor Deutschland einen günstigen Umstand voraus, indem der Stadtverkehr in London (zu dem allgemeinen Satz) sehr erheblich ist. Er betrug etwa sieben Millionen Telegramme im Jahre 1896 (ein Zehntel des Gesammtverkehrs) während im Deutschen Reichs-Telegraphen-Gebiet im Ganzen nur 22 Millionen interne Telegramme befördert wurden.

Dieser Ortsverkehr, welcher ein leichtes Arbeiten gestattet und das Linien-Netz außerhalb Londons nicht belastet, ist verhältnißmäßig ertragsfähig.

Aus den gesammten Rechnungs-Ergebnissen ist zu folgern, daß für größere Gebiete der Einheitstarif nur mit einer Mindestgebühr

Digitized by Google

von 80 Pf. ertragsfähig sein wird. — Für den internationalen Verkehr ist es nicht gelungen, einen Einheitssatz durchzuführen, obgleich ein internationaler Vertrag für den Telegraphen-Verkehr bereits seit 1865 besteht, weil die ungleichmäßige Belastung des Verkehrs zu stark hervortreten würde.

Bei der allgemeinen Betrachtung der Frage darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Telegraphie derjenige Verkehrszweig ist, für den sich ein Zuschuß des Staats am ersten rechtfertigen läßt. Die Verfügung über die Einrichtung zur schnellsten Nachrichten-Vermittelung ist für den Staat von solcher Bedeutung, daß er für seine Zwecke ein Telegraphen-Netz herstellen und eine Anzahl geübter Telegraphen-Beamten unterhalten müßte, auch wenn der Privat-Verkehr ganz ausgeschlossen wäre.

Der jüngste Zweig der Telegraphie, die Telephonie, unterscheidet sich trotz der anscheinenden großen Verschiedenheit der Einrichtungen in den Grundbedingungen nicht wesentlich von der älteren Telegraphie. Das will sagen: die Nachrichten-Vermittelung beruht auf Reproduktion; denn nicht die Tonwellen werden fortgeleitet, sie werden am Abgangsort in elektrische Ströme umgesetzt und am Ankunftsort wieder in Töne umgewandelt.

Für die Leitung der Ströme bedarf der Fernsprecher gleichfalls eigene Wege. Bei der Beförderung von Telegrammen steht das Telephon andern Telegraphen-Apparaten, besonders den Druck-Apparaten in der Leistung erheblich nach. Es ist aber, weil die menschliche Stimme reproduzirt wird, für den unmittelbaren Gebrauch des Publikums geeignet, ohne das Zwischen-Organ des Telegraphisten zu benöthigen. Es kann auch, weil man schneller sprechen als schreiben kann, eine größere Anzahl von Worten gewechselt werden, wenigstens zwischen einander sich gut verstehenden Sprechern. Gleichwohl ist auch in dieser Beziehung die Leistungsfähigkeit der Vorrichtungen beschränkt. Sobald die Entfernungen größer werden, sind zwei Leitungen erforderlich und zwar aus dem theueren Kupfer, weil man die Ströme nicht in die Erde senden darf, wie dies bei dem Telegraphen geschieht. Zur Bedienung sind auch eine große Anzahl von Beamten erforderlich, wenn nicht zur Beförderung der Nachrichten, so doch zur Herstellung und Ueberwachung der Verbindungen; denn warten will das Publikum nicht. Rechnet man zehn Stunden Geschäftszeit, so können auf der Doppelkupferleitung mit dem Telephon höchstens 200 einfache Gespräche von drei Minuten Dauer abgewickelt werden, und das

Digitized by Google

nur, wenn die Herstellung der Verbindungen keine Zeit erfordert. Dagegen können in derselben Zeit ganz gut 5—600 Telegramme der durchschnittlichen Länge auf einer einfachen Eisenleitung befördert werden. In der Regel wird die Leistung mit der Entfernung sinken, weil es unmöglich ist, jede Stelle mit jeder andern durch eigene Leitungen zu verbinden und deshalb die Herstellung und Lösung von Zwischenverbindungen an Zahl wächst. Damit wird der Zeitverbrauch und die Zahl der erforderlichen Beamten größer.

Bei der Gebührenbemessung sind zu unterscheiden der Verkehr in Ortschaften und der Fernverkehr. Die Gebühren für den ersteren kommen fast überall in der Form von Jahres-Abonnements ohne Rücksicht auf die Zahl der Benutzungen zur Erhebung.

Es wird dagegen eingewendet, daß dies unbillig sei, weil ein Theilnehmer, der wenig spreche, so viel bezahlen müsse, als andere, die sehr oft sprechen. Der Einwand ist bis zu einem gewissen Grade berechtigt, aber lange nicht in dem Umfange, als man anzunehmen geneigt ist. Die Kosten für Anlage und Unterhaltung des Anschlusses sind von der Zahl der Einzelbenutzungen unabhängig, und auch die Kosten des Personals nehmen nicht im direkten Verhältniß mit der Benutzung ab, weil eine Person auch von wenig benutzten Leitungen nicht über eine bestimmte Anzahl bedienen kann. Die Anrufe kommen oft zu gleicher Zeit, und deshalb muß stets eine größere Zahl von Bedienenden vorhanden sein, als die Herstellung der Verbindungen an sich erfordern würde, wenn man die Theilnehmer nicht warten lassen will

Im Fernverkehr ist die Gebühr fast überall für ein Gespräch von drei Minuten Dauer festgesetzt.

Im Reichs-Postgebiet beträgt die Jahresgebühr im Ortsverkehr einheitlich 150 Mk. bis zu 5 km Anschlußlänge ohne Rücksicht auf die Ortsgrenze. Der Satz für den Fernverkehr ist, gleichfalls einheitlich, auf eine Mark mit einer Lokalzone von 25 Pf. bis zu 50 km bemessen.

Die Sätze sind mäßig und billiger als in den meisten anderen Ländern. Es beträgt z. B die Jahresgebühr in Frankreich: für Paris 320, für die Departements bei unterirdischer Führung 240, bei oberirdischer 160 Mark, in Städten unter 25000 Einwohnern mit weniger als 100 Anschlüssen 120 bezw. 80 Mark, stets nur bis zur Ortsgrenze; in Großbritannien: für London (Privat-Gesellschaft) 400 Mk.; für Orte mit Staatsbetrieb 160—280 Mk.; in

Digitized by Google

Oesterreich für Wien 160 Mk. bis 2 km, in kleineren Orten 80 Mk. und Erstattung der Anlagekosten; in Niederland für Rotterdam (städtische Verwaltung) einmalige Kosten 34 Mk., Jahresvergütungen für Privatwohnungen 112 Mk., für Geschäfte 153 Mk. Zweifellos ist die Durchschnitts-Vergütung für einen Anschluß in den angeführten Ländern höher als im Reichs-Postgebiet. Billigere Gebühren stellen nur einige skandinavische Orte (außer Kopenhagen) und namentlich Schweden. In dem letzteren, oft als nachahmungswerthes Beispiel aufgeführten Lande, sind für den Anschluß eine einmalige Zahlung von 56 Mk. und eine Jahres-Vergütung von 56 Mk. für Geschäfts-Anschlüsse und von 40 Mk. für Privatwohnungen zu entrichten. Es muß aber betont werden, daß sich die schwedischen Verhältnisse nicht ganz mit den deutschen vergleichen lassen. Die Material-Preise und Löhne sind in Schweden billiger, die Remuneration der gewöhnlichen Telephonistinnen beträgt nur 30 Kronen = 34 Mk. In kleinen Orten haben die Theilnehmer für Räumlichkeiten und Bedienung auf eigene Kosten zu sorgen. Die Organisation der Verwaltung ist sehr einfach. In der Schweiz ist man nach mehrfachem Wechsel des Systems auf die Erhebung einer festen Jahresgebühr von 80 Mk. für das erste, 57 Mk. für das zweite, 32 Mk. für die ferneren Jahre gekommen. Daneben ist eine Gebühr von 4 Pf. für jedes Gespräch zu zahlen. Auch in Frankreich ist in neuerer Zeit die Zahlung einer festen Jahresgebühr von 40 Mk. unter Entrichtung einer Gebühr von 20 Pf. für jedes Gespräch fakultativ zugelassen. Der Erfolg dieser Systeme bleibt abzuwarten.

Für den Fernverkehr sind überall Zonentarife in Anwendung. Die Erhebungssätze sind: in Frankreich bis 25 km = 20 Pf., von 25 – 100 km = 40 Pf. und weiter für je 100 km 40 Pf. mehr; in Großbritannien bis 40 km = 25 Pf., weiter bis 80 km = 50 Pf., bis 120 km = 75 Pf., bis 160 km = 1 Mk. und darüber für je 64 km = 50 Pf. mehr, in Oesterreich bis 50 km = 48 Pf., weiter bis 100 km = 80 Pf., bis 150 km = 1,20 Mk., über 150 km = 1,60 Mk.

Diese Verhältnisse sind etwas ausführlich behandelt worden, weil der Telephontarif zu vielfachen Wünschen, namentlich auf Ermäßigung der Jahres-Gebühren für kleinere Orte und der Einzel-Gebühren für mittlere Entfernungen Anlaß gegeben hat. Die Ursache der Unzufriedenheit ist darin zu suchen, daß das Schlagwort „Einheitssatz" verhindert hat, den Tarif den Bedürfnissen des Verkehrs von vornherein besser anzupassen. Die Lage ist dadurch

Digitized by Google

eine schwierige geworden, wenn man bei Tarif-Aenderungen die finanzielle Seite nicht vernachlässigen will. Die Telephonie ist noch in dem Entwickelungsstadium und daher die Beurtheilung der Finanzergebnisse nicht leicht. Zieht man die jährlichen großen Etats-Forderungen allein für sachliche Ausgaben in Betracht, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß in laufender Rechnung ein Ueberschuß noch nicht erreicht ist. Nach dem ordentlichen Etat für 1898 sind für Telegraphie einschließlich des Fernsprech-Wesens an sachlichen Ausgaben (ohne die Kosten für Gebäude) 23 Millionen erforderlich, wovon der Löwenantheil sicher auf das Fernsprech-Wesen entfallen wird. Die Gesammt-Einnahmen sind auf 45 bis 50 Millionen Mark zu schätzen. Es werden also 40 – 50 Prozent davon auf sachliche Ausgaben verwendet.

Besonders zu berücksichtigen ist eine Eigenthümlichkeit der Telephon-Einrichtungen, daß nämlich die Ausgaben mit der Zahl der Anschlüsse in einem rascheren Verhältniß steigen müssen, als die Einnahmen bei gleichbleibenden Vergütungssätzen.

Die Schweizerische Verwaltung hat mit Recht in einem Jahres-Bericht bemerkt, daß die Einnahmen in arithmetischer Progression zunehmen, die Ausgaben dagegen in einer schroffer steigenden Reihe. Dies beruht darauf, daß jeder neue Anschluß mehr Ausgaben verursacht als der vorige, weil für ihn die Kontaktmöglichkeit (Schaltungs-Einrichtung) mit sämmtlichen Vorgängern geschaffen werden muß.

Um ein ungefähres Bild zu geben, sei angenommen, daß die Kontakt-Vorrichtung für einen Anschluß 10 Pf. koste, so erfordert der 101. Anschluß 100×10 Pf. = 10 Mark, der 1001. 1000×10 Pf. = 100 Mark, der 5001. 500 Mark u. s. f. Natürlich ist das willkürlich gegriffene Verhältniß im Einzelnen nicht richtig und die Steigerung geht nicht bei jedem einzelnen Anschluß vor sich. Im ganzen aber ist die Regel unanfechtbar. Es ist ferner noch ein wesentlicher Aufwand für die bestehenden Anlagen ohne Rücksicht auf die Vermehrung der Anschlüsse vorauszusehen, weil ein guter Betrieb namentlich wegen der Ausdehnung der elektrischen Starkstrom-Anlagen für Straßenbahnen und andere Verwendungen den Ausbau der städtischen Telephon-Netze durch Verdoppelung der Leitungen behufs Ausschlusses der Erdverbindungen erfordert. Soviel mir bekannt, ist dies auch bereits im Reichstag in Aussicht gestellt. Diese Maßregel erfordert sehr hohe Summen und entwerthet zugleich die bestehenden großen Schaltungs-Einrichtungen fast gänzlich.

Digitized by Google

Wenn man daher den Wünschen des Publikums ohne ein großes finanzielles Wagniß entgegen kommen will, erübrigt nur eine gänzliche Umgestaltung des Tarifs durch Abgehen von dem Prinzip des Einheitssatzes, d. h. Ermäßigung der Gebühren für kleine Orte und kurze Entfernungen unter geringer Erhöhung der Gebühr für große Städte und weite Entfernungen; oder zunächst eine gleichmäßige Ermäßigung der Jahres-Gebühren um einen geringeren Betrag und Einführung einer billigen Gesprächstaxe daneben. Das weitere Herabgehen der Sätze müßte dann von den gemachten Erfahrungen abhängig bleiben. Verkennen läßt sich freilich nicht, daß bei dem zweiten Verfahren die Einführung einer Gesprächstaxe, mit oder ohne Zählapparat, eine beträchtliche Vermehrung der Schreib- und Rechen-Geschäfte zur Folge haben würde.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Litterarisches.

Zu Büchmanns geflügelten Worten.

Wiederum liegt eine neue, vermehrte und verbesserte Auflage von Büchmanns geflügelten Worten vor, die neunzehnte seit dem ersten Erscheinen des Buches vor vierunddreißig Jahren. In über hunderttausend Exemplaren hat es sich unzählige Freunde erworben, und die Sorgfalt seines Schöpfers sowie der ihm nachfolgenden Herausgeber, des leider früh entschlafenen geistvollen Walter Robert-tornow und des neuesten Bearbeiters Konrad Weidling hat dem Buche eine immer vollendetere Ausgestaltung gegeben. So großes Interesse hatte es im Kreise der Leser gefunden, daß Georg Büchmann in der „Gegenwart" vom 27. September 1879 bereits sechshundert Korrespondenten für ihre freiwillige Mitarbeit an der Ergänzung und Berichtigung seines Werkes danken konnte.

Freilich war es nicht möglich, allen verschiedenartigen Ansprüchen sämmtlicher Freunde und Gönner gerecht zu werden. Der Titel „geflügelte Worte" hatte sich eingestellt, ehe es Büchmann noch gelungen war, den Begriff eines geflügelten Wortes scharf zu umgrenzen, und so war es natürlich, daß manche Leser Worte für geflügelt hielten, die Büchmann absichtlich ausgeschlossen hatte, ganz abgesehen davon, daß es immer schwankend bleiben wird, welche Zitate, stehenden Redensarten und Schlagworte in so weiten Kreisen sich eingebürgert haben, daß sie als geflügelte Worte gelten können. Büchmann ging von der Meinung aus, daß zum Begriff eines geflügelten Wortes nothwendig die Nachweisbarkeit seines litterarischen Ursprungs gehöre; fehlte dieses Merkmal, so mochte ein Ausspruch, Schlagwort oder Sprichwort noch so oft im Munde des Volkes wiederholt werden, ein geflügeltes Wort in seinem Sinne war es nicht und konnte es höchstens werden, wenn etwa später ein litterarischer Ursprungsnachweis gelingen sollte.

So kann man auch noch heute sagen, ein geflügeltes Wort ist ein im Munde des Volkes lebendes Wort, dessen Ursprung Georg Büchmann,

Digitized by Google

Walter Robert-tornow und Konrad Weidling bekannt geworden ist. Gelänge es mir z. B. heute, Herrn Konrad Weidling den Ursprung des bekannten Verses „Als ich noch im Flügelkleide“ sicher nachzuweisen, so würde der Vers, der doch schon längst flügge ist und durch die Gedanken und Münder der Deutschen munter umherschwirrt, von heute ab ein geflügeltes Wort, ohne daß seine Flugkraft durch den Nachweis des Ursprungs im Mindesten verstärkt werden würde. In den früheren Auflagen nahm es hiermit Büchmann selbst freilich nicht so genau; er fragte mitunter nach dem Ursprnng eines Wortes, von dem er annahm, daß es geflügelt sei und der litterarische Ursprung sich werde nachweisen lassen, und solche Probleme, die er den Lesern stellte, haben nicht zum Wenigsten dem Buche die Fülle der Freunde geworben. Das ist für die Nachfolger ausgeschlossen, seitdem Walter Robert-tornow die nachstehende feste Definition des Begriffes gegeben hat:

„Ein geflügeltes Wort ist ein in weiteren Kreisen des Vaterlandes dauernd angeführter Ausspruch, Ausdruck oder Name, gleichviel welcher Sprache, dessen historischer Urheber, oder dessen litterarischer Ursprung nachweisbar ist. Immer muß man möglichst bestimmt sagen können, da steht es zuerst geschrieben, oder: aus der Stelle ist es abgeleitet, oder: der hat es hervorgerufen und: es hat sich bei den Gebildeten eingebürgert“.

Konrad Weidling fügt dieser Definition hinzu, sie umschließe Alles, was Büchman unter seinen „geflügelten Worten“ vereinigt habe, und stehe, weil Büchmann einen neuen Begriff in die Sprache einführte, ebenso außerhalb der Kritik, wie die Bezeichnung, die der Finder eines neuen Sternes seiner Entdeckung gebe.

„Bange machen gilt nicht“. Die Kritik ist frei und souverän, und auf dem Gebiet der Wissenschaft namentlich fesseln sie keine Schranken. Ich kann mir auch denken, daß die Bezeichnung eines neuen Sternes der Kritik Anlaß zur Anerkennung oder zum Tadel gäbe. Warum sollte ich es nicht albern finden können, wollte jemand einen von ihm neugefundenen Stern Kladderadatsch nennen? Aber im vorliegenden Fall handelt es sich gar nicht um die Bezeichnung. Den Titel „geflügelte Worte“ halte ich für durchaus glücklich gewählt, und nur die Festlegung des Begriffs durch Walter-tornow erweckt neue Bedenken. Zutreffend ist, daß seine Definition Alles umschließt, was Büchmann in den späteren Auflagen vereinigt hatte. Nun hatte dieser ja natürlich Freiheit zu sammeln, was er wollte, und an sich haben lexikalische Forschungen über Urheber und litterarischen Ursprung einzelner Vokabeln, wie Aesthetik, Amerika, Atlas, Kollation, empfindsam, Erdbeschreibung, Gas, Gottestisch, lustwandeln, turnen, Zerrbild u. s. w. vielleicht ebenso berechtigtes*) Interesse wie der Entstehungs-

*) Vgl. das interessante Büchelchen: „Werden und Wandern unserer Wörter“ von Dr. Franz Harder. Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

nachweis im Volksmunde lebender Zitate, Aussprüche, Schlagworte und zu Gattungsbegriffen gewordener Eigennamen, wie etwa: „Man merkt die Absicht, und man wird verstimmt", „Nach Kanossa gehen wir nicht", „Autorität, nicht Majorität", „Babel", „Mäcen". Aber, wenn ich für die Sammlung von Aussprüchen und Namen der letzteren Art den Titel „geflügelte Worte" für glücklich halte, so, meine ich, kann die Sammlung ganz andersartiger Vokabeln, deren Urheber oder Ursprung nachweisbar ist, nicht mit demselben Namen benannt werden. Neue Wörter entstehen in unserer Zeit zum Ersatze von Fremdwörtern und zur Bezeichnung von neuen Begriffen ja in Masse, aber sollen wir, weil man etwa nachweisen kann, wer Wörter wie Fahrkarte, Bahnsteig oder Röntgenstrahlen erfunden hat, und diese Wörter sich mehr und mehr bei uns einbürgern, uns deshalb sie in der zwanzigsten Auflage der geflügelten Worte als solche auftischen lassen? In den ersten Auflagen des Büchmannschen Buches fehlten solche Ursprungsnachweise bloßer Vokabeln, und ich meine mit Recht. Sie sollten in der zwanzigsten Auflage auch wiederum verschwinden. Büchmann hatte die geflügelten Worte im Nebentitel einen Zitatenschatz genannt. Er hat später freilich vermieden, die einzelnen Worte Zitate zu nennen. Bei weitem nicht alle Zitate sind geflügelte Worte, und wer ein geflügeltes Wort verwendet, weiß oft nicht, wen er zitirt. Aber das Gefühl hat er bei der Verwendung des Wortes doch immer, daß er sich an schon früher Gesagtes, oft Wiederholtes anschließt; er spielt auf ein bekanntes Wort an, wenn er auch nicht weiß, wer es zuerst gesagt hat, und somit hat das geflügelte Wort immer etwas mit dem Zitate Verwandtes. Wörter aber wie Amerika, Atlas, Gas, turnen, Zerrbild u. s. w. braucht man lediglich als Vokabeln, mit dem Zitat haben sie nichts gemein. Geflügelte Worte, möchte ich sagen, sind gewissermaßen patentirte Worte: so vielfach sie auch gebraucht werden, der Sprecher wie der Hörer weiß, daß das geistige Eigenthumsrecht einem Andern gehört. Kühnlichst rufe ich daher mein Jahrhundert in die Schranken, ob wirklich soweit die deutsche Zunge klingt noch ein so wunderlicher Heiliger lebt, der Vokabeln wie Gas und Amerika für geflügelte Worte hält. „Ist es Einer, er rede, denn ihn habe ich beleidigt".

Aus dem Gesagten erhellt, daß Robert-tornows Definition sowohl zu eng, als zu weit ist: zu eng, weil auch diejenigen oft angeführten Worte gemäß Büchmanns erstem Gefühl bei der Wahl des Titels geflügelte Worte sind, für die eine bestimmte litterarische Quelle zwar noch nicht aufgefunden ist, aber mit Sicherheit angenommen werden muß — zu weit, weil der Entstehungsnachweis einzelner Vokabeln und Eigennamen diese noch nicht zu geflügelten Worten macht.

Ich stelle daher folgende Definition der von Robert-tornow gegenüber: Ein geflügeltes Wort ist ein in weiten Kreisen des Vaterlandes dauernd angeführter Ausspruch, bildlicher Ausdruck oder zu einer Gattungsbezeichnung

Digitized by Google

gewordener Eigenname, gleichviel welcher Sprache, für den ein historischer Urheber oder ein litterarischer Ursprung nachweisbar oder mit Sicherheit anzunehmen ist (wie bei Versen und Schlagworten z. B. Als ich noch im Flügelkleide, und sint ut sunt, aut non sint). Immer muß das geflügelte Wort in weiten Kreisen der Gebildeten bekannt und gebräuchlich sein, und nicht nur in einer Provinz und einer Landschaft, oder nur in einer Zunft und einer Standesklasse.

Ich komme zu einem zweiten Punkt. Der erste der Goetheschen Sprüche in Prosa „Alles Gescheite ist schon gedacht worden" findet in Büchmanns Buch häufige Bestätigung, und nicht in jedem Fall ist es leicht zu unterscheiden, welche litterarische Quelle das geflügelt gewordene Wort in Umlauf gebracht hat. Es kommt vor, daß einzelne Worte sozusagen mehrere Quellarme haben, d. h., daß dasselbe Wort, das bereits vor grauen Jahren Jemand gesagt hat, später von einem Andern ebenso oder ähnlich gesagt worden ist, ohne daß der zweite Wortschöpfer vom ersten irgend Kunde hat. Ich glaube z. B., daß, als Schiller die Worte dichtete: „Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf", er nicht an Senekas Worte gedacht hat: quam foeda sit hominum levitas novas spes etiam in exitu inchoantium (ep. mor. II, 13). Wiederum giebt es Fälle, wo Jemand früher Gesagtem eine prägnantere Form giebt und so den übernommenen Gedanken erst zum geflügelten Wort stempelt. Ich gebrauchte oben das Wort „wunderlicher Heiliger". Nach Büchmann stammt es aus Psalm 4,4: „Erkennet doch, daß der Herr seine Heiligen wunderlich führet." Der Nachweis ist interessant, aber ich wüßte nun auch gern noch, wer das Bibelwort durch die zugespitzte Form flügge gemacht hat. Nun steht in Lessings Lustspiel „Der junge Gelehrte" I, 6: Der wunderliche Heilige. Ich weiß nicht, ob Lessing diese Form geschaffen hat, aber bis sie mir in einer älteren Quelle nachgewiesen wird, vermisse ich diese Stelle im „Büchmann". Für eine große Reihe geflügelter Worte hat er uns ja auch eine förmliche Geschichte des zu Grunde liegenden Gedankens gegeben. In der Einleitung der neunzehnten Auflage S. XXVIII wird aber als Grundsatz aufgestellt, daß Parallelstellen nur dann Aufnahme finden sollen, wenn sie für die Genesis oder für die Wandlungen des geflügelten Wortes von wesentlicher Bedeutung sind. Daß an vollständige Aufzählung der Wiederkehr desselben Gedankens nicht gedacht werden kann, ist ja selbstverständlich, aber ich würde bei manchem Wort eine Reihe weiterer Parallelstellen doch für eine Bereicherung und Verbesserung des Buches halten, namentlich sollte meines Erachtens bei deutschen geflügelten Worten, für die eine Quelle aus einer fremden Sprache angeführt wird, auch möglichst die Quelle der deutschen Fassung gegeben werden. Man gestatte mir einige Beispiele für das, was ich meine:

Aus Cicero und Galenus wird bei Büchmann angeführt: Consuetudo est altera natura. In Lessings Freigeist V, 3 steht die deutsche Fassung: zur zweiten Natur werden.

Digitized by Google

Nach den Plautinischen Versen: Factum illud, fieri infectum non potest und Stultus es, qui facta infecta facere verbis postules, findet sich ebenfalls bei Lessing' in Miß Sara Sampson V, 10 die deutsche Fassung: Geschehenes ungeschehen machen.

Die Redensart: Das Gras wachsen hören, führt Büchmann auf die jüngere Edda zurück. Als eine neuere Parallelstelle zitire ich: Bürger, der Kaiser und der Abt: Ihr hörtet das Gräschen fast wachsen, sagt man.

Für das geflügelte Wort: ein nothwendiges Uebel wird uns bei Büchmann eine griechische Quelle gegeben und die Uebersetzung. Deutsch finde ich es bei Lessing: Misogyn I, 7.

Auch von Parallelstellen anderer Art möchte ich noch einige zur Aufnahme empfehlen:

Man merkt die Absicht, und man wird verstimmt. Vgl. Uz, Die wahre Größe: Der Absicht Niedrigkeit erniedrigt große Thaten.

Zu le style c'est l'homme vgl. Seneca de mor. 73: qualis vir, talis oratio.

Zu alter ego vgl. Seneca, de mor. 20.

O tempora, o mores findet sich auch bei Cicero, in Verrem II, 4, 25.

Zu varietas delectat vgl. Cicero, de nat. deorum I, 9.; Post autem varietatene eum (deum) delectari putamus?

Zu audiatur et altera pars vgl. Seneca, lud. de morte Claudii, XII.: Deflete virum; quo non alius potuit citius discere causas una tantum parte audita, saepe et neutra.

Zu ne sutor supra crepidam vgl. Valerius Maximus VIII, 12, ext. 3.: artifex sutorem . . . de crure disputare incipientem supra plantam adscendere vetuit.

Zu Macht geht vor Recht vgl. Reuter, Ut de Franzosentid 14.: Aewer in de jitzige Tid geiht Gewalt vör Recht.

Zu Eines thun und das Andre nicht lassen vgl. Lessing, Emilia Galotti II, 17.

Zu Haltet euch an meine Worte und nicht an meine Werke vgl. Lessing, Die alte Jungfer, II, 3.: Ich muß mich an ihre That, nicht an ihre Worte kehren.

Zu Es ist Arznei nicht Gift, was ich Dir reiche vgl. Rodigasts Lied „Was Gott thut, das ist": Wird mir nicht Gift einschenken für Arzenei.

Zu Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken vgl. Tac. dial. de orat. 37: crescit cum amplitudine rerum vis ingenii.

Je mehr derartige Parallelstellen angeführt werden, zumal aus bedeutenden oder sehr bekannten Schriften, um so klarer tritt hervor, daß es sich wirklich um ein geflügeltes Wort handelt.

Interessant sind auch Fälle der Art, daß ein Späterer ein altes Wort aufgreift, das vergessen war, nun aber neues Leben gewinnt. So weist Büchmann nach, daß der furor teutonicus auf Lucan zurückzuführen ist.

Digitized by Google

Geflügeltes Wort ist der Ausdruck vielleicht erst durch Kaiser Friedrich I. geworden, der nach Datt die Seuche der Ritterfehden den furor teutonicus genannt hat. Vgl. W. F. Pistorius, Historische Nachrichten von dem Ursprung, Art und Beschaffenheit ꝛc. derer ꝛc. Fehden § 7 in der Lebensbeschreibung Herrn Götzens v. Berlichingen. Nürnberg 1731. Ueberhaupt ist, wie das auch in der Einleitung der neuen Auflage richtig hervorgehoben ist, als Urheber eines geflügelten Wortes nicht immer der Urheber des Gedankens, auch nicht immer der Präger der bestimmten Fassung des Gedankens, sondern oft der anzusehen, der diesen bereits in fester Form geprägten Gedanken so originell auf einen bestimmten Fall angewandt hat, daß er dadurch in Umlauf kommt. So hat erst Goethe das bekannte Bibelwort Eritis sicut deus zum geflügelten Wort gestempelt, obwohl er es natürlich als bewußtes Zitat nachgeschrieben hat.

Der neue Herausgeber rühmt mit stolzer Feder oder Druckerschwärze, daß es kaum noch geflügelte Worte in irgend erheblicher Anzahl geben werde, die der „Büchmann" nicht verzeichne. Darin glaube ich, irrt Konrad Weidling gründlich. Ich hoffe vielmehr, daß er wie sein findiger Vorgänger schon in der nächsten Auflage uns wieder einen bedeutenden Zuwachs bringen wird. Abgesehen davon, daß immer neue geflügelte Worte entstehen, die jetzt im Umlauf befindliche Zahl ist, glaube ich, noch lange nicht verzeichnet und immer wieder wird für eine große Zahl stehender Ausdrücke der litterarische Ursprung aufgewiesen werden, sodaß sie Weidling gewiß und mit aller Zuversicht dem Büchmann wird einverleiben können. Ich weiß wohl, wie leicht etwaige Vorschläge auf diesem Gebiete damit abgewiesen werden können, daß die zur Aufnahme vorgeschlagenen Worte nicht allgemein genug bekannt seien, um als geflügelt gelten zu können. Ich wage es auf den Widerspruch, und mache doch einige Vorschläge zur Ergänzung des „Büchmann".

In früheren Auflagen stand das Wort: Die Nacht ist keines Menschen Freund aus Gellert, Die Frau und der Geist. Ich weiß nicht, warum es später gestrichen ist. Freilich ist Gellert nicht der Urheber oder die älteste Quelle. In Shakespeares Timen V, 2 heißt es in Eschenburgs Uebersetzung: Die Nacht im schwarzen Flor ist Niemands Freund. Vgl. Gryphius, Horribilikribrifax I, 1, Günther, An Flavien. Ein Kirchenlied Benjamin Schmolcks beginnt mit dem Worte, und endlich findet es sich auch noch bei Theodor Körner, Toni I, 1 in der Form: Diese Schreckensnacht ist keines Menschen Freund. Shakespeare, Heinrich IV, III, 3 (Eschenburg und Schlegel, Tieck) steht: Wirtin, ich vergebe Dir. Ebenda steht: Sie ist weder Fisch noch Fleisch. Goethe, (Hempel III, 166) vivere memento im Anschluß an den Wahlspruch des Mönchsordens La Trappe: memento mori. Goethe, Der Fischer: Da war's um ihn geschehn. Schiller, Wallensteins Lager: Und wer's zum Korporal erst hat gebracht, der steht auf der Leiter zur höchsten Macht. — Leben und leben lassen. (Irre ich nicht.

Digitized by Google

auch von Wieland gebraucht.) — Doch meine Verdienste, die blieben im Stillen. — Denn noch nicht aller Tage Abend ist. — Ein Kuß ist frei. — Treibt man so mit dem Sonntag Spott. — Sag' Dein Sprüchel und theil's uns mit.

Schiller, Jungfrau von Orleans, Prolog, 3: Ach, es geschehen keine Wunder mehr.

Schiller, Demetrius, Vers 461 (Kettner): Mehrheit ist Unsinn, Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen.

Lessing, Der Schatz I, 1: Das Kind muß doch einen Namen haben.

Lessing, Der Freigeist V, 3: Durch das gefärbte Glas betrachten.

Lessing, Der Freigeist V, 5: Der Mensch ist Mensch. Vgl. Goethe, Werthers Leiden. 12. August 1771.

Lessing, Alte Jungfer I, 1: Kabinetstückchen. — II, 3: Der Verstand kommt nicht vor den Jahren. — III, 4: Was lange wird, wird gut. — III, 8: Was nicht ist, kann werden. Miß Sara IV, 6: Ein getretener Wurm. — V, 9: Jetzt oder niemals. — V, 9: Schwarze Gedanken.

Bürger, Der Kaiser und der Abt: Kein sterbendes Wörtchen Latein.

Gellert, Der Prozeß: Denn Recht muß doch Recht bleiben. — Ebenda: Ein Wort, ein Mann.

Wilhelm Müller, Der Glockenguß zu Breslau: Die Augen gehn ihm über. Vergl. Goethe, Der König in Thule.

Von Nicolay, Der Esel und die drei Herren: Ein wenig fasten ist gesund. — Nun theilt euch in die Haut, ihr Brüder.

Aus Grimms Märchen empfehle ich zur Aufnahme unter die geflügelten Worte die Ueberschriften: Doktor Allwissend und Die kluge Else. Von stehenden Redensarten und Zitaten sind folgende aus den Märchen darauf zu prüfen, ob ihnen das Prädikat geflügelte Worte verliehen werden kann.

Der Fischer un sine Fru: Mine Fru, de Ilsebill, will nich so as ik wol will.

Der gute Handel: Was könnt ihr von einem Ochsen anders verlangen als Rindfleisch. — Ebenda. Weil du's bist. — Ebenda: Was thut der Mensch nicht Alles aus Liebe.

Der treue Johannes: Wer weiß, wozu es gut ist?

Das Lumpengesindel: So haben wir nicht gewettet.

Brüderchen und Schwesterchen: Häßlich wie die Nacht.

Von dem Machendelboom: We wollen em in Suhr kaken. — Ebenda: Se wennt ere blödigen Trenen.

Ich weiß wohl, daß die Grimmschen Märchen nicht auf einen bestimmten Urheber zurückweisen. Inhalt und Sprache gehört dem Volke, nicht einem Einzelnen, wenn Wilhelm Grimm an der Sprache auch eifrig und geschickt genug gearbeitet haben mag. Doch die oben angeführten Worte gehen nicht auf Grimm zurück, sondern auf die Erzähler und ihre Ururvorerzähler. Aber Aehnliches gilt doch auch von den biblischen Spruchsammlungen, und

Digitized by Google

immer bleibt doch bestehen, daß durch die Drucklegung der Märchen manche Worte darin erst allgemeine Verbreitung durch das ganze Deutschland gefunden haben.

Aus Kirchenliedern füge ich außer den bei Büchmann erwähnten noch folgende an:

All' Fehd' hat nun ein Ende. (Nicolaus Decius, — Allein Gott in der Höh').

Alles Ding währt seine Zeit. (Paul Gerhardt, Sollt ich meinem Gott nicht singen).

Hoff' o du arme Seele — Bist du doch nicht Regente. (Paul Gerhardt, Befiehl du deine Wege).

Warum sollt' ich mich denn grämen? (Paul Gerhardt).

Ermuntre dich mein schwacher Geist. (Johann Rist).

Das ist meine Zuversicht. (Gellert, Jesus lebt).

Aus tiefer Noth (Martin Luther).

Eins ist noth (Johann Heinrich Schröder).

Was Gott thut, das ist wohlgethan (Rodigast).

Wie fleucht dahin des Menschen Zeit (Joachim Neander).

Verzage nicht, du Häuflein klein (Nach Gustav Adolph).

Unter den zahlreichen geflügelten Worten, die ihren Ursprung in Büchertiteln haben, vermisse ich den Eulenspiegel (vgl. Goethe, Dichtung und Wahrheit I, 1: Eulenspiegeleien) und das Goethesche Wort: Wahlverwandtschaften. Auch Soll und Haben, Unüberwindliche Mächte, Auf der Höhe, Geist der Zeit, Signatura temporis, Erbauliches und Beschauliches, Olle Kamellen hätten vielleicht Erwähnung verdient. Bei der Gelegenheit will ich auch zu „Dichtung und Wahrheit" anmerken, daß mir ein anonym ausgegebenes Buch vorliegt: Wahrheit und Dichtung. Riga bey Johann Friedrich Hartknoch. Karl Heinrich Oesterlein hieß der Verfasser.

Das deutsche Volkslied gäbe auch wohl noch manches geflügelte Wort her; ich erinnere an; Immer langsam voran. — Aus der Jugendzeit. — Wir winden dir den Jungfernkranz. — Ja scheiden und meiden thut weh. — Sobald es Nacht geworden, sind alle Katzen grau. (Aus: Gieb, blanker Bruder, gieb mir Wein).

Endlich meine ich, so gut die Abderiten geflügelt sind, können auch die deutschen Schildaer ihr Recht verlangen, und auch die guten Geister der Heinzelmännchen und Wichtelmännchen leben noch immer im Munde des Volkes, wenn auch die gute Zeit ihres Wirkens — Fluch sei der neugierigen Bäckerfrau! — nie wiederkehren wird.

Ich hatte mir nur wenige Nachträge am Rande des „Büchmann" notirt, das Meiste, was ich hier als Ergänzungen vorgebracht habe, ist ad hoc zusammengelesen. Man mag einzelne Vorschläge bemängeln, daß aber der „Büchmann" noch lange nicht vollständig ist, das beweisen

Digitized by Google

meine Beispiele, je mehr sie nur in Eile zusammengerafft sind, meine ich, desto mehr.

Wenn ich aber offen auch Mängel an diesem Lieblingsbuche weiter Kreise gerügt habe, so hindert mich das wahrlich nicht, mich der Arbeit der Herausgeber aufrichtig zu freuen und ihre Verdienste in vollem Maße zu würdigen. Was der fleißige Büchmann und der feinsinnige Robert-tornow in unermüdlicher, ernster Arbeit gesammelt, gesichtet und geordnet haben, das ist so oft von dankbaren Lesern ihres Buches empfunden worden, daß sie meines Rühmens nicht bedürfen. Auch der neueste Herausgeber hat das Erbe, das ihm Walter Robert-tornow selbst übergeben hat, mit treuem Verantwortlichkeitsgefühl übernommen. Noch konnte er im Wesentlichen auf schriftlichen Nachträgen seines Vorgängers fußen, wie weit er selbständig forschen wird und vom Finderglück gekrönt werden wird, werden erst die folgenden Auflagen zu erkennen geben. Robert-tornow zu ersetzen ist nicht leicht, sein Vertrauen aber zu dem neuen Herausgeber ist ein ehrenvoller Empfehlungsbrief.

In der Vorrede wird die Erwartung ausgesprochen, daß die geflügelten Worte nicht nur ein Nachschlagebuch sein werden, sondern eine engere Gemeinde wenigstens den Stoff tiefer fassen und die „Grundfrage" an das Buch stellen werde, welche geistigen Strömungen haben Deutschland im neunzehnten Jahrhundert befruchtet? Auch ich glaube, daß der „Büchmann" nicht nur ein Nachschlagebuch ist, sondern dem Leser auch manche tiefere Anregung bietet und manche allgemeinere Frage beantwortet, nur die genannte „Grundfrage" möchte ich an dieses Buch nicht stellen. Ueber sie können die geflügelten Worte eine befriedigende Antwort nicht geben.

Unter den Wissenschaften haben sich im neunzehnten Jahrhundert besonders die Geschichtsschreibung und die Naturforschung zu hoher Blüthe entwickelt. Aber im „Büchmann" findet man davon kein getreues Abbild. Dahlmann, Raumer, Heinrich Leo, David Strauß und Treitschke sind mit je einem ganz zufälligen Worte vertreten. Niebuhr, Ranke, Pertz, Gervinus, Mommsen, Schlosser, Curtius, Droysen, Giesebrecht, Häusser, Sybel, Moltke ꝛc. haben kein geflügeltes Wort geliefert. Von unseren großen Naturforschern ist außer du Bois-Reymond auch nicht einer, nicht einmal Alexander v. Humboldt angezogen, und keiner unserer bildenden Künstler und Musiker, außer Richard Wagner hat, wenn wir auf Büchmann schwören dürfen, ein geflügeltes Wort geschaffen. Auch kein deutscher Fürst oder Prinz unserer Zeit außer den preußischen Königen kommt im Büchmann auf die Nachwelt, mit der einzigen rühmlichen Ausnahme Heinrichs LXXII. von Reuß-Lobenstein und Ebersdorf, der in einem allerhöchsten Erlasse sich dazu bekannte, seit zwanzig Jahren auf einem Prinzipe herumzureiten. Soll ich aus diesem einen geflügelten Worte die beschämende Folgerung ziehen, daß eine geistige Strömung der Prinzipienreiterei das deutsche Volk im neunzehnten Jahrhundert befruchtet habe?

Digitized by Google

Und wie steht es mit den Politikern? Ja, Bismarck ist reichlich im Büchmann vertreten, aber nicht Stein, nicht Hardenberg, nicht Wilhelm von Humboldt, und von allen unsern sonstigen Ministern, höheren Staatsbeamten und Parlamentariern nur Graf Arnim-Boitzenburg, Graf Balleſtrem, Bassermann, Beckerath, Camphausen, Dahlmann, der wie Treitschke schon unter den Historikern mitgezählt worden ist, Detmold, Graf Frankenberg, Hänel, Hansemann, Jacoby, Jung, Lassalle, Manteuffel, Mathy, Maybach, Oppenheim, v. d. Pfordten, Roon, Schleinitz, Graf Schwerin, Stahl, Süvern, Virchow. Aber Simson, Vincke, Schulze-Delitzsch, Bennigsen, Roggenbach, Reichensperger, Mallinckrodt, Windthorst, Grabow, Twesten, Lasker, Bamberger, Forkenbeck, Eugen Richter, Stöcker, Bebel, Liebknecht, die witzigen Meyer — sie alle und so viele andere beredte und redselige Politiker fallen aus, wenn man nach „Büchmann“ die „Grundfrage“ beantworten wollte, welche geistigen Strömungen Deutschland in unsrer Zeit befruchtet haben. Wie oft haben ihre Reden lauten Beifall, entrüstete Oho- und Pfuirufe oder stürmische Heiterkeit hervorgerufen! Wozu der Lärm? Spricht kein Mensch mehr darüber? Aber zu anderen interessanten Beobachtungen geben die geflügelten Worte freilich Anlaß. Es tritt aus ihnen klar hervor, wie lebendig die Bibelsprache in der Lutherschen Uebersetzung sich bis auf unsere Zeit im deutschen Volke erhalten hat, wie Goethe, Schiller, Lessing und auch Shakespeare in weiten Kreisen bekannt sind, und wie die Namen aus der griechischen Sage wenigstens dem gesammten gebildeten Deutschland geläufig und vielfach zu Gattungsnamen geworden sind.

Durchläuft man die griechischen Zitate, so sieht man umgekehrt, daß sie nur zum kleinen Theile noch in der Ursprache als geflügelte Worte leben (unter diesen vermisse ich ἃ γέγραφα, γέγραφα), der größere Theil geht nur noch im lateinischen oder deutschen Gewande bei uns um. Dasselbe gilt von den englischen, italienischen und spanischen Zitaten, die mit wenigen Ausnahmen, wie time is monney, dolce far niente, tempi passati, nur in deutscher Uebersetzung bei uns kursiren. Anders aber steht es mit den französischen und lateinischen Worten, die weitaus zum größten Theile bei uns in der Ursprache angeführt werden. Aus den übrigen Sprachen ist in der Urform nichts im deutschen Verkehr.

Sehr beachtenswerth ist ferner, daß manche bedeutende und auch originelle Dichter in dem Urheberverzeichniß geflügelter Worte bei Büchmann fehlen. Ich nenne vor Allen Heinrich von Kleist, dann Ewald von Kleist, Hamann, Musäus, Moses Mendelssohn, Nicolai, Fichte, Pestalozzi, Wilhelm Schlegel, Collin, Immermann, Hebbel, Varnhagen, Gebrüder Grimm, Willibald Alexis, Klaus Harms, Kerner, Schwab, Andersen, Arnold Ruge, Friedrich Vischer, Auerbach, Mügge, Spielhagen, Keller, Laube, Leopold Schefer, Wildenbruch, Fontane, Seidel, Trojan, Paul Heyse und viele, viele Andere.

Digitized by Google

Doch genug, wenn sich gewiß auch noch andere Gesichtspunkte gewinnen ließen. Sicherlich ist der „Büchmann“ ein lehrreiches und anregendes Buch, und je mehr der zeitige Herausgeber es verstehen wird, die Leser selbst, wie es einst Büchmann so erfolgreich gethan, zur Mitarbeit anzuregen, um so mehr wird das Buch sich nicht nur verbreiten, sondern desto segensvoller wird es auch wirken. Er sollte sich nicht scheuen, auch reichlich Fragen an die Leser einzuschalten nach dem noch unbekannten Ursprung vielgebrauchter Worte, wie um aus Hunderten nur einige Beispiele anzuführen: Ausnahmen bestätigen die Regel. — Offene Thüren einrennen. Sehr richtig getröstete sich Büchmann einst in der Einleitung zur fünften Auflage seines Buches des Goetheschen Wortes: „So eine Arbeit wird eigentlich nie fertig, man muß sie für fertig erklären, wenn man nach Zeit und Umständen das Mögliche gethan hat“.

Für die neunzehnte Auflage quittire ich dankend dem Herausgeber seine redliche Mühe und Arbeit, für alle folgenden Auflagen erwarte ich immer neue Ergänzungen, und nie werde ich anerkennen, daß seine Arbeit fertig sei.

Zum Schlusse stelle ich selbst gleich eine Frage an die Freunde des „Büchmann“:

Aus der Jungfrau von Orleans führt das Buch natürlich das geflügelte Wort an: Unsinn du siegst. Das Drama ist am 16. April 1801 beendigt worden. Nun finde ich in E. M. Arndts Schriften für und an seine lieben Deutschen I S. 12 in den dort zum Abdruck gebrachten Papieren Friedrich Arndts aus dem August und September 1795 in gesperrtem Druck dieselben Worte: Unsinn du siegst! Meine Frage geht dahin, ob eine ältere Quelle für die von Friedrich Arndt und Schiller gemeinsam und sicherlich unabhängig von einander gebrauchten Worte bekannt ist? Ich würde zunächst auf Shakespeare rathen. Möglich wäre freilich auch, daß Ernst Moritz Arndt Worte seines Bruders umgeändert und den Gedanken in Schillerscher Fassung wiedergegeben habe.

Fritz Jonas.

Von der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich.

Abhandlungen I: Alex. Ehrenfeld, Studien zur Theorie des Reims. Erster Theil. Zürich, Speidel. 1899. 123 S. 8°.

Mittheilungen Heft 2: Zum hundertsten Geburtstag Jeremias Gotthelfs. 1. Ammann, Zur Erinnerung an Jer. Gotthelf. 2. Stickelberger, Ueber die Sprache Jer. Gotthelfs mit Bezug auf seine heimische Mundart. Heft 3: Tappolet, Wustmann und die Sprachwissenschaft.

Der Zürcher Sprachverein hat in den vorliegenden Publikationen, denen (in einem ersten Hefte der Mittheilungen) Bemerkungen eines Arztes

Digitized by Google

über die körperlichen Bedingungen des Sprechens und eines Philologen zum Sprachgebrauch der jüngsten literarischen Richtungen voraufgingen, seine Ziele von vornherein so hoch gesteckt, wie es der „Allgemeine Deutsche“ erst nach mancherlei Krisen allmählich gethan hat: die sympathische, irdischen Blicken nun schon entrückte Gestalt Jakob Baechtolds umschwebt die Anfänge — und hoffentlich auch die fernere Entwicklung der jungen Gesellschaft.

Ehrenfelds Abhandlung erzählt die Geschichte der Theorie des Reims seit Herder, ohne Klopstocks zu vergessen, anschaulich und lehrreich; doch erweckt eine gewisse Neigung zum Schematisiren Besorgnisse für den zweiten, systematischen Theil.

Pfarrer Ammann stützt seine „Erinnerungen“ weniger auf die eigenen Wahrnehmungen, als — auf die Grabrede des Dekans Farschon; der Ertrag ist, wie zu erwarten: gering.

Stickelberger bietet eine skizzenhaft gehaltene Darstellung der Idiotismen Gotthelfs nach Wortschatz, Grammatik und Stil. Es ergeben sich auch einige nicht-schweizerische Eigenheiten, die auf einen kurzen Aufenthalt in Göttingen zurückgehen mögen. Anderes, was St. als schweizerisch anspricht (wie „der Mann, wo“) hat sich auch sonst erhalten. Der von St. gebührend gewürdigte Satz eines schweizerischen Sprachverbesserers, „es genüge, wenn die Leute schlechtes Deutsch in der Bibel läsen“, verdient etwas tiefer gehängt zu werden. Es ist ja nicht auszudenken, wie verlebt unsere Sprache heute wäre ohne Luthers „schlechtes Deutsch“. Beweis nicht selten Gotthelf selber, über den man Gottfried Keller (Nachgel. Schr. 93—164) nachzulesen doch ja nicht versäume, mehr noch der Verfasser der letzten Mittheilung, der die „seltenen“ Konjunktivformen „beföhle, begönne“ geradezu verabscheut. Einen todten Kanarienvogel scharrt man ein oder stellt ihn ausgestopft in den Schrank, aber eine verklamte Nachtigall, die uns nach einer frostigen Maiennacht vor die Füße fällt, nehmen wir auf und hegen sie an unserem Busen und freuen uns, wenn die „seltenen“ Lebenszeichen wieder häufiger werden.

Herr Tappolet verfügt über eine hinreichende sprachwissenschaftliche Schulung, die an der Oberfläche liegenden Mängel der von Wustmann mit soviel Eifer und Erfolg betriebenen Sprachreform zu erkennen. Zur Beurtheilung der inneren Widersprüche Wustmanns fehlt es ihm an Kenntniß der voraufgegangenen Literatur (der Verfasser scheint vorwiegend Romanist), und an psychologischem Tiefblick. Eigene Beobachtungen von Belang hat er nicht gemacht, nirgends gewahrt man etwas wie eine stärker empfindende Individualität; so reichte er denn an den Gegner, dem er theoretisch überlegen ist, als Persönlichkeit nicht heran. O. S.

Digitized by Google

Philosophie.

Lubbock (Sir John, Baronet). The Pleasures of Life. Globe 8 vo. 2 s. 6 d.

Lubbock (Sir John, Baronet). The Use of Life. 1 s. 6 d. (Cheap Edition).

Sir John Lubbock, Baronet, Mitglied des Parlaments und des Rathes der Königin, Präsident des Londener Generalrathes, Vorsteher der Londener Handelskammer, und dazu ein ganz liebenswürdiger Mensch, wie die Quarterly-Review versichert, ist der Autor des berühmt gewordenen, auch in deutscher Uebersetzung in mehreren Auflagen erschienenen Buches: Die Freuden des Lebens (The Pleasures of Life).

Doch er hat nicht auf seinen Lorbeeren geruht, und von seiner zweiten philosophischen Schrift: The Use of Life (Der Gebrauch des Lebens) kann man wohl sagen, daß sie ein neues, schönes Blatt in seinen Ruhmeskranz flicht.

Von dieser Arbeit ist noch keine deutsche Uebersetzung erschienen. Und doch sind die Kritiker sich darüber einig, daß der Gebrauch des Lebens, den Freuden des Lebens an volksthümlicher Darstellung ebenbürtig ist; jedenfalls hat die Arbeit dem Autor in Frankreich und Holland eine Anerkennung und eine Werthschätzung eingebracht, so wie sie einem brittischen Moralphilosophen dort selten zu Theil wird. Sowohl seine Gegner als seine Gesinnungsgenossen erkennen es an, daß die befolgte Methode, die Art der Darstellung und die schlichte Gewalt der Sprache einen Triumph gefeiert haben.

Lubbock hat sich die Mission auferlegt, das Leben lieben zu lehren. Es ist seine Aufgabe, sein Lebenszweck, und die vielen Stellungen und Ehrenämter, die er nebenbei bekleidet, scheinen ihm gewissermaßen nur als Studienobjekte oder Studiengelegenheiten zu dienen, also als Mittel zum Zweck. Seine Kollegen in Staats- und Kommunaldiensten spötteln darüber, er aber spöttelt mit und zwar mit soviel Geist, daß er die Lacher auf seine Seite bekommt. Erst dann wird er ernst und widerlegt seine Gegner.

„Man wirft mir vor" hat er gesagt „daß ich ein unverbesserlicher, starrköpfiger, blinder Optimist sei. Ich habe aber niemals behauptet, daß die Menschen glücklich sind, ich habe nur dargelegt, daß sie fähig sind es zu werden, daß ein ernstes, aufrichtiges Wollen dafür genügt, und daß die meisten unter uns die Gelegenheit, glücklich zu werden, vorübergehen lassen, anstatt sie zu erhaschen."

Und er hat recht. Er hat nicht nöthig, uns zu versichern, daß eine Unsumme von Freuden in dem Glücke liegt, die wir durch Nachlässigkeit verlieren; wir glauben ihm schon. Doch er geht weiter. Er behauptet, daß das Leben an und für sich etwas Herrliches ist. Das tröstende Liedchen, das er uns seit Jahren in allen Tonarten vorsingt, ist eine stets

Digitized by Google

wiederkehrende Variante auf das hübsche Wort Ruskins: Es giebt kein schlechtes Wetter, es giebt nur verschiedene Arten von schönem Wetter! „Es giebt kein Unglück," versichert uns Lubbock mit sanfter Hartnäckigkeit „es giebt nur verschiedene Arten von Glück!" Gewiß, es bestehen Arten von Glück, an denen wir schwer zu tragen haben, die uns aufreiben, die uns den Tod herbei wünschen lassen. Es sind trotz alledem Glückszustände, sagt Lubbock, es handelt sich nur darum, ihnen von der richtigen Seite her beizukommen". — Und dieses „Beikommen" versteht der liebenswürdige Britte aus dem ff.

Für ihn — und das ist die Grundlage seiner Moralphilosophie — ist der Optimismus keine Rhetorik, keine Theorie, kein Dogma, nicht einmal eine Kunst, er ist einfach eine Tugend. Die erste der Pflichten, sagte schon ein Philosoph des Alterthums, ist, an die Pflicht zu glauben. Das Glück, so behauptet Lubbock, ist der Glaube an das Glück, und da in allen Glaubenssachen ein freiwilliger Zwang besteht, so braucht man nur den ernsten, festen Vorsatz dazu zu haben, und man glaubt daran. Man glaubt ja auch an die Moral, obschon sie in unserer Welt schwierig genug zu finden ist, man glaubt ja auch an das Gute, trotz des so häufigen Sieges des Bösen.

So auch mit dem Glück, sagt er. „Es besteht vielleicht nicht. Das ist mir gleich. Ich erschaffe es, indem ich daran glaube. Ich glaube mich glücklich, und von dem Moment an bin ich es. Gott sagte: „Es werde Licht!" und es ward Licht. Der Mensch sagt: „Die Moral soll sein," und die Moral besteht. Er darf nur sagen: „Das Glück ist da," so wird es da sein.

Das Alles — wir müssen es eingestehen — hat einen sehr vernünftigen Kern. Allein es gehört zur Erschaffung des Glückes auf diese Weise ein stärkerer Wille, als zur Anerkennung der Pflicht. Doch hierauf antwortet Lubbock: „Eben deshalb will ich mit meinen Büchern den guten Vorsatz unterstützen, will ich mit aller Kraft, die in mir ist, den Menschen in dem guten Willen, glücklich zu sein, beistehen. Und in diesem Sinne kann man ihm den Titel „Wohlthäter der Menschheit" wohl schwer streitig machen.

Der französische Kritiker und Moralphilosoph Emil Faguet aber findet, daß die Sache noch einen Haken hat. Die Wahrheit, sagt er, ist immer die Wahrheit, sie ist, oder sie soll, immer dasselbe, immer homogen sein. Aber die Wahrheit sagen, die Wahrheit darstellen, die Wahrheit predigen, ist durchaus nicht dasselbe, es sei denn in der Mathematik. Joseph de Maistre sagt: Man soll den Souveränen die Freiheit, den Unterthanen den Gehorsam predigen." Gut, aber wie müßte man das einrichten in einem Buche über diese Lehre? Und doch hat dieser Joseph de Maistre ganz recht.

Victor Cherbuliez hat auch einen sinnreichen Gedanken geäußert in

Digitized by Google

den Worten: „Man soll mit aller Energie an seinen eigenen freien Willen glauben und nicht an den Anderer“. Aus welchem Gesichtspunkte man den hier aufgestellten Satz auch prüft, man wird anerkennen müssen, daß es kaum etwas Richtigeres geben kann, nicht allein als Voraussetzung des Erfolges im Leben, was ja klar zu Tage liegt, sondern auch und zumal weil diese Lehre Strenge gegen sich selbst und Nachsicht für Andere in sich schließt. Und ist das nicht schon an und für sich die ganze Moral?

Und doch — nie wäre es möglich, den energischen freien Willen jedes Einzelnen in einem Buche zu predigen? Man sieht es, die Wahrheit, die den Menschen verkündet werden kann, ist durchaus nicht homogen, sie ist äußerst vielfältig, sie ist verschieden, je nachdem man sie dem Einen oder dem Anderen predigt.“ Und hierin hat Emil Faguet wieder Recht.

Und so ist es auch bezüglich des Wesens des Optimismus. Der Optimismus ist eine verwerfliche und eine göttliche Lehre. Er ist eine göttliche Lehre, wenn er den Enterbten zu Gute kommt, eine verwerfliche, wenn er sich an die Glücklichen dieser Erde richtet. Wäre es nicht ein Verbrechen, den vom Glücke Begünstigten zuzurufen: „Das Unglück besteht nicht! Das Glück ist für einen Jeden da, es genügt nur, ernstlich glücklich sein zu wollen, und man ist es?“ Oder wenn man sagte: „Der unglücklichste Mensch wird glücklich sein, wenn er nur den ernsten Vorsatz hat, die Glücksquelle, die in ihm ist, aufzuschließen?“ Und doch wird jenen diese Lehre tagtäglich gepredigt und vorgehalten! Tagtäglich werden sie bestärkt in ihrer angeborenen Unempfindlichkeit, in ihrem Glauben an die Berechtigung ihrer Härte und Gleichgiltigkeit. Ein deutscher Philosoph hat irgendwo gesagt: „Der Optimist kennt kein Erbarmen“. Und das scheint auch so zu sein, da Alles davon abhängt, an welche Personen er sich wendet. Die Bücher Lubbocks nun wenden sich, nach der Art ihrer Zusammenstellung und auch ihrer Tendenz nach, an den Wohlhabenden. Ohne es zu wollen, ist es hauptsächlich zu dieser Gesellschaftsklasse, daß er redet. Denn dieser, der intelligenteren, gilt an erster Stelle die Lehre, wenn er behauptet, daß das Glück innerhalb des Bereiches eines jeden Menschen liegt. Und da will es uns doch vorkommen, als sei dies an die verkehrte Adresse gerichtet, auch wenn nicht schon frühere Philosophen den Satz verkündet hätten: „Man soll den Glücklichen dieser Welt den Pessimismus, den Enterbten den Optimismus predigen.“

Es ist klar, daß Lubbock nicht daran gedacht hat, daß seine wohlgemeinten Lehren eine demoralisirende Wirkung auf die führenden Klassen der Gesellschaft ausüben könnten. Wir alle, so wie wir da sind, sehen uns in Gedanken, sobald wir die Feder ergreifen, einem Publikum, und zwar einem speziellen Publikum gegenüber. Der Eine glaubt stets eine Versammlung von Damen der Gesellschaft vor sich zu haben, der Andere einen Kreis von Professoren, noch ein Anderer eine Gruppe von Offizieren oder eine Gesellschaft von Künstlern, ein Vierter denkt zu einer Vereinigung

Digitized by Google

von übelgesinnten, persönlichen Feinden zu reden, und ein
sieht es sofort — zu einem Haufen von Schwachköpf
Lubbock stets, zu einer Versammlung von Manchester o
Arbeitern zu sprechen. Er ist ein volksthümlicher Redner in
Sinne des Wortes. Seine Abstammung von einer angeseh
familie scheint für seine Entwickelung maßgebend gewesen zu
ihm unmöglich, sich anders als Lehrer und Prediger für das

Alles, was er vorbringt, ist tief gefühlt, ist echt un
könnte nur wünschen, daß seine Bücher zu einem wohlfeile
Jeden zugänglich wären. Denn die Enterbten können
solcher Bücher, auch wenn sie ihnen das Geheimniß ihr
schleiern sollten, nicht gestatten.

Von dem vorhin bezeichneten philosophischen Standpunkt
sind die Schriften Lubbocks höchst vortrefflich. Der Sch
darin eine Eigenthümlichkeit, die einem belletristischen Auto
wird, die aber in dieser Sache ein wichtiger und für da
ständniß unentbehrlicher Faktor genannt werden kann. Es
vollkommene Verachtung für Originalität, und seine geri
Gemeinplätzen. Weil es wahr ist, wird er uns bis zum
ohne das geringste Pathos wiederholen, daß der Reichth
glücklich macht; daß die Tugend dem Laster weit vorzuzieh
Arbeit ohne Genie sichereren Erfolg verspricht, als das Ge
daß die Dienstbarkeit die Menschen bis zur Anhänglichkeit a
daß Ordnung ohne Freiheit dieselbe Gefahr in sich schließt
ohne Ordnung, und daß die Arbeit ein Schatz ist.

Man wird aber zugeben müssen, daß es sich hier
handelt, die nicht oft genug wiederholt werden können. Au
punkt stellt sich denn auch der brittische Moralphilosoph. U
Jede Generation sollte es der folgenden predigen, denn ste
gedenk sein, daß jedes neue Geschlecht aufs Neue der Barb
diesen wichtigen Wahrheiten zuneigt. Es muß Jemand geb
scheut, das alles wieder ans Tagelicht zu zerren, der
Scham vor Gemeinplätzen in seinen Lehren dem Wohl der Me
Und Lubbock widmet sich demselben aus vollem Herzen, d
heit mit seiner ganzen Ueberzeugungstreue, mit seiner ga
Kunst. Das ist zu ehren und hochzuschätzen. Die Mens
Wahrheiten und Lehren, die sechs Jahrhunderte alt sind.
ihr immer aufs neue geboten werden. Und da diese W
ihr ehrwürdiges Alter etwas schimmelig und langweilig
muß die Kunst helfend eingreifen, um neuen Glanz, neue
neues Interesse für sie zu erwecken.

Die Gegner Lubbocks behaupten: er habe kein
möglich. Aber wie macht er es denn, um so großen Erfol

Digitized by Google

Erstens durch seine launige und gemüthliche Erzählweise, dann durch seine tiefe, hinreißende Ueberzeugung, die alle Talente der Welt aufwiegt, aber hauptsächlich durch die liebenswürdige Art und Weise, wie er seine Gelehrsamkeit anzubringen versteht. Zwei Zeilen von Lubbock und drei Zeilen Zitate — das ist die Grundform seiner kleinen, verdienstvollen Büchelchen. Alles was je an heilsamen Lehren auf sinnreiche Art dargeboten wurde, alles Sittsame und Tugendhafte, was je in geistreichen Worten gesagt worden ist, hat er in geschickter Weise, am richtigen Ort und an richtiger Stelle in seine Schriften einzufügen gewußt. Mit ihm blättern wir in Senecas, in Augustins, in Montaignes, in Shakespeares, in Popes, in Ruskins, in Macaulays, in Carlyles Werken und in denen von noch hundert anderen Autoritäten. Und so sind seine Bücher gewissermaßen auch Sprüchwörtersammlungen geworden, aber die Sprüchwörter darin sind Geistesergüsse von Genien.

Solcher Art moralische, trostreiche und erhebende Bücher, deren Nützlichkeit und Nothwendigkeit noch dazu außer Frage steht, werden gewiß auch auf dem Kontinent geschrieben. Allein die Autoren, die sich damit befassen, sind vielleicht nicht so hervorragende Geister, daß es ihnen gelingen kann, die bleierne Langeweile und den trockenen Dozirton zu vermeiden, die sich bei dem Vortrage derartiger Lehren gewöhnlich breit machen. England hat in Lubbock den Mann, der ein volksthümliches Buch über Moralphilosophie schreibt, der es versteht, sich dabei der größten Geister aller Zeiten als Mitarbeiter zu bedienen. Mit diesen im Bunde gelingt es ihm, ohne langweilig zu werden, zu sagen und bis ins Unendliche zu variiren, was ein anderer Autor vielleicht nicht vorzubringen und nicht zu variiren wagt. Und so beweist er an sich selbst die Wahrheit seiner Lehren, wenn er uns auf seine einschmeichelnde Art vorpredigt, daß unser Können mit dem Wissen zunimmt und daß von allen Schätzen der Welt dieses Wissen der kostbarste ist, weil er uns nicht entwendet, nicht veräußert und nicht vernichtet werden kann.

Die superklugen Leute mögen seine Methode und seine naive Darstellungsweise belächeln, doch werden Bücher wie: „die Freuden des Lebens“ und „der Gebrauch des Lebens“ stets als eine gute That anerkannt werden, und zwar als eine gute That, deren Ausführung von tiefem Wissen, feinem Takt und seltener Beredtheit spricht.

W. Jaeger.

Digitized by Google

Kunst-Korrespondenz.

Aus der großen Berliner Kunstausstellung.

Von Max Lorenz, Berlin-Steglitz.

Im Kunstpalast am Lehrter Bahnhof sind in zweiundvierzig Sälen von etwa tausend Künstlern gegen achtzehnhundert Nummern zur Schau gestellt. Es ist bekanntlich vielfach gegen solche Massenkunst gerade im Interesse wahrhaft künstlerischen Genießens Klage erhoben worden. Und es ist nicht zu leugnen, daß eine kleine Reihe auserlesener Künstler mit einer Anzahl besonders charakteristischer Werke tiefere und feinere Reize bieten könnte. Die Forderung nach solcher „Auserlesenheit" aber vermag die große Berliner Kunst-Ausstellung ihrer Aufgabe und Anlage gemäß garnicht zu erfüllen. Und Unmögliches soll Niemand fordern. Eins aber wäre ganz leicht zu gewähren und muß verlangt werden: daß nämlich die Werke eines und desselben Künstlers nicht auseinander gerissen, in alle möglichen Säle verstreut werden. Wenn uns irgend ein Bild seltsam anmuthet und wir es nicht gleich verstehen, so wird es leicht verständlicher, wenn noch ein zweites und drittes desselben Malers daneben hängt: wir bekommen dann einen Totaleindruck von der Eigenart des Künstlers; wir gewinnen ein abschließenderes Urtheil über die künstlerische Persönlichkeit; uns wird ein lebendigerer ästhetischer Genuß zu Theil. Dazu kommt noch, daß es gerade heutzutage von ganz besonderem Werthe ist, nicht nur ein Kunstwerk zu genießen, sondern auch den Künstler, der dahinter steht, die künstlerische Persönlichkeit auf sich wirken zu lassen. Vor uns Anderen liegt heute die Welt großentheils in Trümmern. Noch hat sich, nach dem Sturze der früheren, keine neue Philosophie zur Herrschaft durchgerungen, die die Kraft hätte, dem modernen Denken die Welt als harmonische Einheit, als Ordnung, als Kosmos zu beweisen.

Digitized by Google

Auch der Glaube übt nicht mehr allenthalben so bezwingende Kraft aus, daß Jeder aller Orten gestehen müßte: die Welt ist gut, weil sie doch eben von Gott ist. Jedes Kunstwerk aber stellt uns, wenn auch nur im Bilde, ein Stück Welt als Einheit dar, als Etwas, das von einem einzigen, in sich geschlossenen, für sich fertigen Geiste beseelt ist. Durch sein Schaffen erbringt der Künstler den Beweis, daß auch heute noch immer eine aus der Menschenkreatur heraus wirkende individuelle Schöpferkraft Materie und Chaos zu Ordnung und Gestalt zu bringen vermag. Der Künstler befindet sich noch immer theilweise im Stande jenes paradiesischen Adams, für den die Welt war „lustig anzusehen." In jeder Künstlerexistenz wiederholt sich noch immer jene paradiesische Szene, in der Gott dem Adam seinen lebendigen Odem einblies. Denn das bedeutet doch, Gott ging mit seinem Geiste in Adam hinein, in ihm auf, damit dieser Adam, der bisher nur Materie war, vermöge dieses göttlichen Geistes die Welt als eine Ordnung schaue und diese Ordnung als von Gott erkenne.

Es ist sehr bemerkenswerth, daß auf der diesjährigen Ausstellung kein Motiv so häufig zur Darstellung gelangt ist, als das der ersten Menschen, Adams und Evas. Das Dutzend ist hier überschritten. Ausschließlich übrigens sind es die Bildhauer, die sich hieran versucht haben.

Die Darstellung Adams und Evas kann entweder naturalistisch oder idealistisch sein. Sie wird naturalistisch sein, wenn sie uns das erste Menschenpaar möglichst mit der Natur verwachsen, mit ihr eins darstellt. Es sind das da Menschen, die noch keine Ahnen haben, die ohne Tradition sind, die von vieltausendjähriger Kultur nicht erblich belastet sind, deren Geist noch nicht durch viele Generationen „gezüchtet" ist. Unverbraucht und urwüchsig stehen sie am Anfang des Menschengeschlechtes. Adam ist vor Allem der lendenstarke „Stammvater", Eva erfüllt in erster Linie Nietzsches Forderung: das Weib sei gebärtüchtig. Solcher Darstellungen giebt es aus dem letzten Jahrzehnt eine ganze Reihe. In der Kunstausstellung dieses Jahres jedoch sind sie nicht zu finden.

Die idealistische Auffassung wird uns den Adam zeigen, der von Gott geschaffen, von Gottes Geist beseelt ist. Das erste Menschenpaar wird sich hier nicht in stammelterlicher Urwüchsigkeit und Unverbrauchtheit präsentiren, sondern einem geistigen Prinzip Ausdruck geben, fast möchte ich sagen: mit den Mitteln der Kunst ein philosophisches Problem zur Darstellung bringen. So beschaffen sind in der That ein paar Darstellungen von Adam und Eva, über die wir zunächst hier reden wollen.

Der Berliner Bildhauer Gustav Eberlein stellt ein Werk zur Schau, dem er den Titel gegeben hat: „Gott Vater haucht Adam den Odem ein." (Saal Ia Nr. 1278.) Eine riesigere Aufgabe für einen modernen Künstler kann ich mir eigentlich nicht denken. Gott Vater muß selbstverständlich eine Gestalt sein, die der Ewigkeit angehört und dem ewig Giltigen und Wirkenden Ausdruck zu verleihen hat. Gott Vater muß aber auch eine

Digitized by Google

Gestalt sein, die — von Menschen nie ergründet — jedem Menschen jeden Tag neu, anders und eigenartig erscheint.

Ein Künstler, der uns heute einen Gott Vater darzustellen unternimmt, muß ihn, wenn er glaubhaft und elementar wirken soll, zu gleicher Zeit als ewig und noch nie dagewesen, „modern" darzustellen wissen. Das Ewige und Typische muß mit individuellem und modernem Gestaltungsvermögen sichtbar gemacht worden sein. Der Künstler hätte die Aufgabe, einer zertrümmerten, verworrenen, entgötterten Welt einen Gott zu setzen und damit dieser Welt und ihren Menschen Einheit, Kraft, Sicherheit, Harmonie wieder zu verleihen. Und was die Darstellung Adams betrifft: Uns interessirt kein Adam, der Materie, ein Fleischkörper ist und nun zum Leben gerufen wird. Wir wollen in Adam, dem der Odem eingeblasen wird, den modernen Menschen sehen, der Gott entfremdet, „gottlos" ist, der in der entgötterten Welt ziellos umhertaumelt und der nun plötzlich, durch das Eintreten Gottes in diese Welt bezwungen, an Gott gefesselt, vom göttlichen Geiste wieder erfüllt wird. So riesengroße Aufgabe ist Eberlein nicht gelungen. Es wäre nun so billig, über seinen konventionellen, nichtssagenden Gott mit dem üblichen ellenlangen, wallenden Bart und über den völlig bedeutungslosen Adam die kritische Peitsche zu zwingen. Ist es doch heute fast allgemein Brauch, daß die kritischen Herren gestiefelt und gespornt mit der Peitsche in der Hand ihre kritischen Wanderungen vollziehen. Doch lassen wir das! Lassen wir das vor Allem einem Künstler gegenüber, dem gleich daneben so Bedeutendes gelungen ist. Eberlein hat noch vier kleine Bronzen ausgestellt: „Adam und Eva", „Nach dem Sündenfalle", „Adam findet Abels Leiche", und „Adam und Eva am Ende ihres Lebens". (Saal Ia 1279—82).

Die beiden letzten sind außerordentliche Kunstwerke. Adam und Eva sind aus dem Paradiese vertrieben. Die ganze Erdenlast und Erdenschwere, Mühe, Sorge, Noth und Gram, der göttliche Fluch ruht auf ihnen. Ihre Leiber werden von der Arbeit hart und dürr, ihre Augen treibt der Gram tief in die Höhlen, aber ihre Stirnen sind hoch und dahinter leuchtet unauslöschlich die Erinnerung an die Paradiesesherrlichkeit und die Sehnsucht dahin. Wie Adam, der Verfluchte, der einst Gott und lauter Herrlichkeit geschaut hat, seines Sohnes Abels Leiche wie die eines erschlagenen Thieres auf der Schulter, mit langem, laufenden Schritt nach Hause trägt zur Mutter Eva, — das erschüttert stark. Und tief ergreifen „Adam und Eva am Ende ihres Lebens", wie sie dahinschreiten, dem Grabe und damit der Erlösung zu, eng gegeneinander gestützt, mit einander verwachsen, der Mann mit dem Weibe, das ihn um die göttliche Herrlichkeit gebracht hat, die ihm im Paradiese zum Leiden ausschlug, um dann da draußen, [illegible] Noth des Lebens, seine Stütze und sein Glück zu werden.

Bildhauer August Hudler hat einen zarten, kaum erst er[illegible], knospenden Jüngling Adam genannt. (XXXVI, 1775.) Er hat

Digitized by Google

ihm eine kleine Blume in die vorsichtig fassenden, zarten Finger gelegt, in deren Anschauen er völlig verloren ist. Ich weiß nicht, ob dieser Adam Jedem unter allen Umständen auffallen muß, auch wenn die Blicke darüber hingleiten. Denn er wirkt nicht stark, elementar, springt nicht in die Augen. Gerade in den „Jahrbüchern" aber will ich doch ein paar Worte über ihn sagen. Das Wesen dieses Adams ist nichts weiter als Versenkung, Betrachten, Forschen, Schauen, „intellektuelle Anschauung". Es ist der Adam, den uns in dem überaus geistreichen Artikel „Das verlorene Paradies" („Preuß. Jahrb." Dezember 1897) Max Dreßler beschrieben hat. Man möge dort nachlesen! Ich glaube nicht, daß der Bildhauer uns einen so tief und groß gefaßten Adam gegeben hat, wie der Philosoph. Ich glaube aber, daß in beiden Fällen die Grundauffassung gleich ist: Adam ist der objektivem Erkennen hingegebene, in interesseloſem — ästhetischen — Schauen beglückte, spezifisch männliche Geistestypus. Im Gegensatz dazu steht das Weib Eva. Ihr Wesen ist nicht objektive Forschungs- und Schaulust, sondern subjektive Sinnenlust, wobei das Wort natürlich nicht ausschließlich erotisch zu verstehen ist. Ihr steht ihr „Ich" im Mittelpunkt der Welt, und von diesem „Ich" aus fällt sie über Alles ein subjektives Urtheil.

Das Glück und der Zufall fügen es, daß die Ausstellung auch eine solche Eva besitzt. Ein Münchener, C. Adolf Bermann hat sie mit hinreißender Kraft und Eindrucksfähigkeit geschaffen. (XXXVII, 1240, Gyps getönt.) Unerhört üppige rothe Haare — ein Sinnbild sinnlicher Lust — fallen wie triefend herab, ein schwellend strotzender Mund lechzt nach allen Sinnlichkeiten der Welt, und die Augen, groß und aufwärts geschlagen, trachten danach, Erde und Himmel und Sterne, Menschen und Gott subjektiver Lust zu unterwerfen und dienstbar zu machen. Diese Eva und jener Adam — siehe da: die Welt als Wille und Vorstellung. — —

Und nun die Syntheſe: In einer Marmornische lehnt ein greises Haupt. (XXXVI, 1296.) „Was ist das für ein altes Weib", sagte ein Banause, der flüchtig vorüberging. „Die muß verrückt sein", meinte sein nachfolgender Gefährte. Es ist wahr: die Züge sind ähnlich denen eines alten Weibes, nachgiebig, empfindsam, verschrumpft und verzerrt, als ob alle Lüste und Qualen dieser Welt ihre Furchen darin gezogen hätten. Aber in diesem Haupte muß es noch ein Innenleben geben, dem Schmerzen und Freuden der Sinne nichts anhaben können, dem die Außenwelt nur ein Traum ist, dessen Lust im Schauen liegt, im Schauen der Höhen und Tiefen des Daseins, und das sein Glück darin findet, mit männlicher Schöpferkraft ein Bild der Wirrnisse da draußen zu geben, die wechselnden Disharmonien der Welt in die göttlichen Harmonien unvergänglicher Seligkeit einzureihen. Dieser Beethovenkopf, den Josef Floßmann geschaffen hat, ist ein vollkommener bildnerischer Ausdruck der Beethovenschen Symphonie, die — nach Schopenhauer — uns die größte Verwirrung zeigt, „welcher doch die vollkommenste Ordnung zum Grunde liegt, den heftigsten Kampf,

Digitized by Google

der sich im nächsten Augenblick zur schönsten Eintracht gestaltet: es ist verum concordia discors, ein treues und vollkommenes Abbild des Wesens der Welt, welche dahin rollt im unübersehbaren Gewirre zahlloser Gestalten und durch stete Zerstörung sich selbst erhält. Zugleich nun aber sprechen aus dieser Symphonie alle menschlichen Leidenschaften und Affekte: die Freude, die Trauer, die Liebe, der Haß, der Schrecken, die Hoffnung u. s. w. in zahllosen Nüancen, jedoch alle gleichsam nur in abstracto und ohne alle Besonderung: es ist ihre bloße Form, ohne den Stoff, wie eine bloße Geisterwelt, ohne Materie." („Welt als Wille und Vorstellung", Band 2.)

Am meisten genannt und bewundert wird in der Ausstellung dieses Jahres der Brüsseler van der Stappen. Mit neunundzwanzig Werken füllt er zwei Räume (XXIX, XXX). An Vielseitigkeit und Größe der Darstellungskraft erinnert er an Shakespeare. Darstellungen aus der sozialen und aus der religiösen Welt wechseln mit Porträtstatuetten, Charakterstudien, Allegorien, Phantasiestücken, Tafelaufsätzen. Die „geheimnißvolle Sphinx" kann man nur immer und immer wieder betrachten, ohne die Möglichkeit einer Deutung. Das Material ist Elfenbein und Silber. Ein weiches, in dem gelben Elfenbein matt flimmerndes Frauenantlitz lockt bethörend den Blick auf sich und flößt doch wieder stilles Grauen ein. Dieses Grauen wird besonders verstärkt von einer seltsam erhobenen, eigenthümlich gebildeten Hand; daß eine Hand so belebt erscheinen, so seelenvoll wirken könnte, sollte man kaum für möglich halten. Van der Stappens Hauptwerk indes sind „Die Städte-Erbauer". Zwei Steinarbeiter liegen, von der Arbeit bis zum Tode ermattet, tief schlafend da, der eine platt auf den Bauch gestreckt, der andere im Sitzen mit dem Oberkörper weit vornübergebogen, zusammengeklappt. Niemals kann der Homerische Ausdruck der tiefsten Müdigkeit, „mit gelösten Gliedern", anschaulicher zum Ausdruck gebracht werden. Diese Männer legen die Grundsteine der Kultur, die Fundamente der Städte, bauen Paläste aus Marmor und goldene Thürme und Kuppeln. Aber sie haben keinen Theil an all dem Glanz und Glück. Sie arbeiten, leben und schlafen wie die Thiere. Sie sind die Opfer der Kultur. Das Werk des Künstlers könnte, nach dem, wie wir es geschildert haben, die Seele des Betrachters aufreizen, zur Revolte anregen. Man könnte es als eine mit beispielloser Kraft ausgearbeitete proletarische Anklage ansehen. Als Parteimann könnte man dieses Kunstwerk für das Proletariat in Anspruch nehmen, es ein revolutionäres Kunstwerk nennen. In Wahrheit aber erweckt es gar nicht die Stimmung, die der Revolte geneigt macht. Statt aufzureizen, stimmt es tragisch. Man ist nicht geneigt, aus diesem Werke eine Anklage herzuleiten, sondern eine unabänderliche Weltordnung. Daß er bei solchem Stoff solche Wirkung erreicht, legt Zeugniß von der erstaunlichen Größe des Künstlers ab. Es ist schwer zu sagen, durch welche Mittel er statt der leicht erreichbaren revolutionären

Digitized by Google

Stimmung die tragische erzielt. Es liegt wohl einerseits an der ungeheuren Wucht, mit der die Ermüdung und die Tiefe des Schlafes zum Ausdruck gebracht sind und andererseits an der Größe, Festigkeit, Vollendung der Form, durch die jene Wucht gebändigt und zur Ruhe gezwungen wird.

Gleich van der Stappen sind auch der verstorbene Nikolaus Geiger und Max Kruse in Sonderausstellungen vertreten (Saal XL). Von Geiger scheint mir die „Versuchung" (1315) erwähnenswerth: Eva lauscht in schmerzlicher Lust den Einflüsterungen der Schlange. Die schmerzliche Lust, die Wollust ist in Evas Antlitz ganz ausgezeichnet zum Ausdruck gebracht. Bei Max Kruse findet sich Manches, das sehr bemerkenswerth und eindrucksfähig ist. Ich nenne außer dem bekannten, viel gerühmten und hier wieder ausgestellten „Siegesboten von Marathon" (1416) und neben der „Liebe" (1396), die Büsten von des Künstlers Mutter, den Malern Liebermann und Leistikow und von dem Dichter Gerhart Hauptmann. Ueber diese will ich ein paar Worte sagen. Sie ist überaus eindrucksvoll, eine glänzende Arbeit, aber als Porträtbüste verfehlt. Sie giebt ein falsches Bild des Dichters. Brust und Schultern sind über das Gewöhnliche hoch und breit, der Hals strebt mächtig nach oben, der Kopf mit gewaltiger Stirn und visionär verklärten Augen lauscht nach vorn, als ob im Augenblick das Geheimniß alles Seins zu erfassen und endgiltig zu lösen wäre. Ein verzückter Seher, ein Visionär, ein Prophet aber ist Hauptmann doch nicht. Bei aller Verehrung, die auch ich aufrichtig für den Dichter empfinde, meine ich doch, daß er, so aufgefaßt, überschätzt wird. Der Zufall spielte mir unlängst einen Band der in Wien erscheinenden „Deutschen Worte" in die Hände und hier findet sich im zweiten Februarheft 1897 ein Aufsatz von Walter Claaßen, in dem eine Parallele zwischen Ibsen und Hauptmann mit geradezu bewundernswerther Schärfe durchgeführt wird. Ueberaus geschickt vermag der Kritiker die analytisch-psychologische Sonde zu handhaben und tief einzuführen. Hier findet sich nun auch ein in Worten gegebenes Porträt Hauptmanns, das mir, trotz ein bischen stark aufgetragener Farben und trotz etwas zu gewitzter Zuspitzungen, der Wahrheit viel näher zu kommen scheint als Kruses Büste, die uns Hauptmann als Visionär darstellt. Claaßen schreibt: „Wir haben hinter die gewaltige Stirn, hinter das geradeaus gerichtete Haupt des nordischen Bekämpfers der Lüge geblickt; werfen wir jetzt einen Blick hinter die zarte, gesenkte Stirn des deutschen Dichters. Das Antlitz des Abkömmlings schlesischer Weber verräth nichts von der Kraft des Meisters; ein müdes Lächeln der Wehmuth und Sehnsucht umspielte schon die kraftlosen Lippen des Jünglings, der nie Mann zu werden versprach. Dies Gesicht verräth einen Geist, in dem alle Geschehnisse der Welt sich zu spiegeln vermögen, ein weiches, schmiegsames Ich birgt sich dahinter, eine fast weibische Zaghaftigkeit, und doch auch die ganze Empfänglichkeit

Digitized by Google

des Weibes, das von allem Starken überwältigt zu werden wünscht. Und doch ist er gerade Mann genug, zu befruchten seine Empfänglichkeit, die beständigen Reizen einer unermüdlich hastigen Außenwelt unterliegt. Sein kleinsten Eindrücken erzitterndes Nervensystem spiegelt sich in seinen Augen, die ängstlich in beständigem Wechsel des Glanzes umherirren. Diese Feinnervigkeit verlangt eine zarte Behandlung, sie verbietet den Sturm und Drang, in dem gröbere und stärkere Naturen ihre Fähigkeiten zu verwüsten mögen. Eine Angst um die Erhaltung möglichster Sensibilität scheint ihn zu beherrschen. Alle modernen Theorien und Gefühle drangen sofort in seine Sensibilität und er übertrieb sie, als er sie auszudrücken versuchte, — wie alle nervösen Menschen zunächst viel stärker ergriffen werden von allen Eindrücken — ins Maßlose. Die sogenannte Brutalität seiner Jugendwerke ist in Wahrheit der deutlichste Beweis seiner Feinnervigkeit, seiner Empfänglichkeit, die sofort in ungeheuere Erregung gerieth und sich entladen mußte." Ich habe stets den Eindruck gehabt, daß das weibliche Element in Gerhart Hauptmann bei der Darstellung seines Wesens und der Beurtheilung seiner Werke nicht erkannt worden ist. — —

Endlich muß ich von den Bildwerken noch die Gypsgruppe des Kasselers Hans Everding: „Achill mit dem Leichnam des Hektor" erwähnen. (Id 1289). Der Künstler hat mit viel Kühnheit und Selbstvertrauen den Moment zur bildnerischen Darstellung gewählt, in dem Achill dem todten Feinde den Riemen durch die Hacke sticht, um dann den Leichnam um Trojas Mauer zu schleifen. Was Achill da thut, ist zweifellos gräßlich, widerspricht unserem Gefühl, erscheint uns bestialisch grausam. Wir wundern uns, daß das Kunstwerk dennoch nicht so wirkt, um es — nachdem die Verwunderung sich gelegt hat — zu bewundern. Es ist von einer wahrhaft heroischen Stimmung erfüllt, wirkt mit der Wucht eines antiken Schicksals. Achills That fühlen wir nicht als bestialische Grausamkeit, sondern als furchtbare Bejahung des Lebens, die auch über Leichen hinweg zum Triumphe schreitet. — —

Ueber die Gemälde braucht nur wenig gesagt zu werden. Es ist selbstverständlich, daß unter mehr als zwölfhundert Bildern eine ziemliche Anzahl sich finden wird, die man immerhin mit Freude betrachten kann. Aber man hat fast stets schon dergleichen gesehen.

Der Kreis unserer Gefühle wird durch die diesmal ausgestellten Bilder nicht erweitert. Es findet sich zweifellos kein einziges Bild von solcher Eindrucksfähigkeit wie van der Stappens Städteerbauer oder Everdings eben besprochener Achill. Eins fällt besonders auf, daß nämlich die Historien- und die Schlachtenmalerei völlig versagt. Es sind Bilder von diesem Genre da, aber sie reizen nur als bemalte Leinewand die Netzhaut der Augen, sie drängen sich nicht als Kunstwerke der Seele auf. Kraft, Pathos, das Erfassen leidenschaftlicher Momente, das Darstellen großer Szenen — das sind Eigenschaften und Fähigkeiten, die den Malern völlig abhanden ge-

Digitized by Google

kommen zu sein scheinen, wenn man die Malerei der Kunstausstellung betrachtet. Pathetische, tragische und heroische Empfindungen scheinen nur noch den Bildhauern eigen zu sein. Zwei Gebiete giebt es, auf denen die Malerei noch am besten abschneidet: das Porträt und die Landschaft. Und was das Porträt betrifft, so sind die vollendetsten und feinsten diesmal Damenbildnisse (Karl Ziegler und Reinhold Lepsius). Nicht starke, männliche Charaktere, sondern nervös sensible oder harmonievoll ruhige, in sich gesammelte, sind am besten gemalt. Noch mehr florirt das Landschaftsbild. Hier versetzt oft Beschaulichkeit, stilles Versenken, willige Hingabe, liebevolle Betrachtung in die nöthige künstlerische Stimmung und seelische Konzentration. Freundliche, liebevolle Betrachtung ist das Wesen des Karlsruher Landschafters Hans Richard von Volkmann, der mit mehr als zwanzig Bildern (XIII) vertreten ist und dem Betrachter sanfte Freude bereitet. Ernste Versenkung kennzeichnet die vier Künstler aus Worpswede bei Bremen, Heinrich Vogeler, Fritz Overbeck, Fritz Mackensen und Hans am Ende. Es ist immer interessant, die Arbeit solcher Gruppen, die sich nach irgend einem weltfremden, sonst ungenannten Ort zurückgezogen haben, zu verfolgen. Meistens kommt dabei etwas von Bedeutung heraus. Denn es ist, als ob in solchen Gruppen Jeder die Kräfte Jedes verstärkte. Nur schade, daß man die assoziirte Kraft der Worpsweder nicht an einer Stelle konzentrirt genießen kann. Um nämlich das Dutzend ihrer Werke kennen zu lernen, muß man sieben, möglichst fern von einander gelegene Säle aufsuchen.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

18. August 1898.

Die Zerrüttung unserer inneren Zustände besteht ungemindert fort, weder die Regierung noch die Vertreter der im Kampfe befindlichen Nationen haben Schritte gethan, durch welche eine Veränderung der von allen Seiten für unhaltbar erklärten Lage herbeigeführt werden könnte. Graf Thun hat zwar den Versuch gemacht, eine neue Grundlage für die Behandlung der vielbesprochenen Sprachenfrage zu gewinnen, der aus seiner Initiative hervorgegangene Gesetzentwurf war jedoch der Art, daß die Verhandlungen darüber in kürzester Zeit wieder abgebrochen werden mußten. Schon die Einleitung dieser Verhandlungen versprach keinen Erfolg. Es war nicht richtig, sich über die Bedingungen des Kompromisses zwischen Deutschen und Tschechen zuerst mit den letzteren zu verständigen, denn diese betrachten sich gegenwärtig als im Besitze der Macht stehend, sie bauen auf die slavische Solidarität, die bei nationalen Festlichkeiten in Prag und Krakau neuerdings demonstrativ verkündet wurde, und erachten die Gefahr eines Abfalles der katholischen Volkspartei von der parlamentarischen Majorität für beseitigt, seitdem der Abgeordnete Wolf ihnen den unbezahlbaren Dienst erwiesen hat, durch die brüske Beleidigung des Fürstbischofs von Trient die kaum gesponnenen zarten Fäden der Verständigung zwischen den klerikalen Tyrolern und den nationalen deutschen Parteien zu zerreißen.

Eine Regierung, die ihre Aufgabe, die Deutschen aus der Obstruktion zu erlösen, ernstlich ins Auge faßt, muß zuerst mit den Deutschen ihren Vertrag schließen und sich einen starken Rückhalt schaffen, indem sie alle deutschen Fraktionen, allenfalls mit Beiseitesetzung der an Zahl geringsten extrem-radikalen Gruppe, auf ein festes Programm zur Regelung der Sprachenrechte in Böhmen und Mähren einigt. Wenn einmal 150 deutsche Abgeordnete festgestellt haben, was sie den Tschechen zugestehen können, ohne die Lebensbedingungen der in diesen Ländern seßhaften Volksgenossen zu vernichten, wenn alle jene Kreise der deutschen Bevölkerung Oesterreichs,

Digitized by Google

deren Hingebung und Opferwilligkeit für den Staat außer allem Zweifel steht, die Gerechtigkeit und Unerläßlichkeit einer Reihe von Forderungen der Deutschböhmen anerkannt haben, dann wird es nicht schwierig sein, den Tschechen klar zu machen, daß es keine österreichische Regierung geben kann, die diese Forderungen verweigert.

Eine gut österreichische Regierung muß vor Allem die Deutschen, die das für sich allein niemals erreichen werden, unter einen Hut bringen und ihre gesammte Kraft bei der Neuordnung der nationalen Beziehungen aller im Reichsrathe vertretenen Völkerschaften einsetzen können. Und das ist nicht unmöglich. Es fehlt zwar bei den deutschen Abgeordneten nicht an Nachbetern der alten liberalen Menschheitsbeglückungsformeln, die für die konfessionslose Schule eintreten zu müssen glauben und von ihr sogar eine Kräftigung der nationalen Gesinnung erwarten; aber sie hüten sich doch davor, auf diesem Gebiete den Sozialdemokraten öffentlich Konkurrenz zu machen. Die politische Rolle der Volksschullehrer ist ausgespielt, man läßt sie ihre abgedroschenen Resolutionen von der sittlichen Erziehung ohne Religion und von der Religion ohne Konfession fassen, weil das zu den Ferialbeschäftigungen der „freisinnigen Lehrerschaft" zu gehören scheint, aber man zieht keine Konsequenzen daraus. Die Erziehungsresultate der Neuschule haben sich nach dreißigjähriger Praxis gerade im Hinblicke auf Sittlichkeit und Gemüthsbildung zu wenig günstig gezeigt, um mit einer weiteren Beschränkung des Religionsunterrichtes große Erwartungen verbinden zu können. Von dieser Seite wäre kein ernstliches Hinderniß für die Vereinigung der Deutschen zu befürchten, wenn eine Vertrauen erweckende Regierung sie im Interesse des Staates zu fördern bestrebt sein würde.

Es ist aber nicht zu erwarten, daß eine Regierung Vertrauen erweckt, wenn sie nur zu deutlich erkennen läßt, daß sie sich über den zukünftigen Charakter des Staates, den sie leiten soll, gar keine Gedanken macht, daß sie völlig davon absieht, die innere Gestaltung Oesterreichs mit irgend einer logisch aufgebauten Staatsform in Einklang zu bringen. Mit dem System der Systemlosigkeit, das Graf Taaffe mit so großer Geschicklichkeit zu handhaben verstand, ist es ein für alle Mal vorbei. Bei aller Bewunderung für die Staatskunst Taaffes, die wegen des Mißgeschickes seiner Nachfolger in immer weitere Kreise dringt, kann man doch keine wiederholte Anwendung derselben erwarten, Graf Thun wäre gewiß sehr geneigt, in die Fußstapfen Taaffes zu treten, prinzipielle Bedenken würden ihn gewiß nicht davon abhalten. Aber weder die Deutschen noch die Tschechen lassen sich heute noch mit jenen Mitteln der Täuschung für Majoritätsbildungen gewinnen, die seiner Zeit so gute Dienste leisten konnten. Badenis plumper Griff in die feinen Maschen der seit Jahrhunderten ausgebildeten österreichischen Verwaltungspolitik hat in unserem staatlichen Organismus Verheerungen angerichtet, die in der herkömmlichen Weise nicht mehr aus-

Digitized by Google

gebessert werden können. Indem man den Tschechen mehr zugestand, als sie zu ihrer wirthschaftlichen und geistigen Entwickelung benöthigen, mehr als die Deutschen, ohne von den Tschechen abhängig zu werden, ertragen können, wurde jenes Gleichgewicht der Kräfte gestört, das die österreichischen Herrscher seit der gefährlichen Krise von 1620 aufrecht zu erhalten bestrebt waren.

Das Theresianische und Josephinische System war auf ein durchaus einheitliches Beamtenthum begründet; ohne eine gemeinsame Armee mit deutscher Dienstsprache und ohne eine einheitlich organisirte, der deutschen Amtssprache sich bedienende Verwaltung hat kein Habsburger seit Ferdinand II. den Bestand seiner Hausmacht aufrecht erhalten können. selbst der Gesinnungsspanier Karl, dem man gewiß keine Germanisirungsbestrebungen zumuthen wird, hätte sich kaum herbeigelassen, mit den böhmischen Kronbeamten und -Räthen tschechisch zu korrespondiren. Die ganze, von den verschiedenen Slavenstimmen als Martyrium bezeichnete Germanisation, die den Deutschen in die Schuhe geschoben wird und als deren Werkzeuge die Deutschen in Oesterreich heute mit einem chauvinistischen Hasse verfolgt werden, war nie etwas Anderes als eine Regierungsmaßregel im Interesse der Dynastie, die ja doch ihre verschiedensprachigen Länder nicht erworben hat, um durch sie den Glanz der deutschen Kaiserkrone zu erhöhen, sondern um selbst mehr Macht zu besitzen. Die Interessen des Reiches und der Dynastie fielen Jahrhunderte hindurch zusammen, für beide wurde um Ofen und Mailand gestritten, aber die Verfügung über die mit Reichshilfe zurückgewonnenen Länder behielt sich das Haus Habsburg allein bevor, in der pragmatischen Sanktion, die noch immer für das Grundgesetz der Monarchie, ja für die Rechtsgrundlage ihres Bestandes gehalten wird, ist überhaupt nur von den Ansprüchen der Dynastie und der Ausdehnung ihrer Souveränetät die Rede, weder das Deutsche Reich, noch einzelne Länder oder Volksstämme sind darin berücksichtigt, und auch für diese Verfügung ihres Landesherren, die derselbe durchaus nicht in seiner Eigenschaft als Deutscher Kaiser getroffen hat, sind die Deutschen in keiner Richtung verantwortlich.

Wenn daher eine im Auftrage des Kaisers handelnde Regierung an den beiden erprobten Grundfesten der Habsburgischen Macht rüttelt, so wird und kann sie wohl nicht anders, als in deren Interesse vorzugehen glauben.

Wir geben unbedingt zu, daß in Oesterreich das dynastische Interesse für den leitenden Staatsmann das erste sein muß und daß er das Interesse der Völker nur insofern berücksichtigen kann, als das erstere dadurch nicht irgendwie geschädigt wird. Man kann Oesterreich nicht vom deutschnationalen Standpunkte aus regieren, man kann aber ebensowenig einen slavischen Staat daraus machen, man kann das Interesse der sogenannten Krone Böhmens nicht über die des Hauses Habsburg stellen. Das war

Digitized by Google

auch nicht die Absicht Belcredis oder Hohenwarts, auch nicht im Geringsten die des Grafen Badeni. Dieser polnische Bezirkshauptmann hat das Interesse der Dynastie nur nicht begriffen, er war der Meinung, dasselbe erstrecke sich nicht weiter als auf das Zustandekommen des Ausgleiches mit Ungarn und diesem dürfe man jedes Opfer bringen, ihm zu Liebe könne man die bewährtesten Traditionen des regierenden Hauses ungestraft verletzen.

Das ist der Angelpunkt der österreichischen Frage, das ist der Ursprung der Verwickelung, der überhaupt nicht zu lösen ist, solange man die Differenz zwischen Deutschen und Tschechen vom ungarischen Ausgleiche nicht völlig lostrennt. Mag man die Rechte der Deutschen und der Slaven gegenüber der Dynastie, die wir vorläufig gar nicht erörtern wollen, noch so gering anschlagen, selbst der einseitigste Bureaukrat wird doch nicht zu behaupten vermögen, daß die Angelegenheiten derselben nur so zu ordnen seien, damit der ungarische Ausgleich zu Stande kommt. Das einheitliche Beamtenthum mit seiner seit Jahrhunderten mühsam errungenen Organisation, die der deutschen Amtssprache als inneren Verkehrsmittels unbedingt bedarf, ist für den Bestand der Habsburgischen Monarchie viel wichtiger als der Ausgleich mit Ungarn nach dem Diktate der Magyaren. Wer jenes aufs Spiel setzt, verletzt die Interessen der Dynastie ebenso, als der die Armee in nationale Korps auflösen wollte. Die Armee allein wird den Staat nicht zu erhalten vermögen. Was Wallenstein und Napoleon nicht ohne Aufwand von Geist vergebens zur That zu machen versuchten, das wird den Herren Krieghammer und Succovaty auch kaum gelingen: Staaten, die nur durch und für das Militär vorhanden sind, verträgt das Europa der Neuzeit nicht! Und wer wird sich vermessen, eine einheitliche Armee modernen Charakters auf die Dauer aufstellen und ernähren zu können, wenn ihr eine durch ein höchst unmodernes Sprachengewirr zersetzte Verwaltung zur Seite steht, deren Kraft durch stete innere Reibungen auf ein höchst bescheidenes Maß herabgesetzt wird? Die Experimente, die Badeni mit den Sprachenverordnungen für Böhmen begonnen hat und die Graf Thun fortsetzen zu müssen glaubt, schaden der Krone noch mehr als dem Deutschthum in Oesterreich.

Das muß jedem Staatsmanne klar werden, der die so wenig verschleierten Zukunftspläne der Tschechen offenen Auges verfolgt. Nicht die Gleichberechtigung mit den Deutschen streben sie an, sondern die Gleichstellung mit den Magyaren. Es soll in der österreichisch-ungarischen Monarchie neben dem Reiche der Stephanskrone ein Reich der Wenzelskrone geben, in dem die Söhne des heiligen Wenzel ebenso unbeschränkt herrschen, als die Söhne Arpads jenseits der Leitha. Ein tschechisches Ministerium neben dem ungarischen, die tschechische Staatssprache und eine tschechische Delegation für die gemeinsamen Angelegenheiten, das sind die Endziele der tschechischen Politik. Böhmen sei der Staat der Tschechen, wie Ungarn der der Magyaren, die Deutschen seien geduldete Einwanderer, dort, wie da!

Digitized by Google

Weil die Tschechen diesen Standpunkt einnehmen, ist auch der Föderalismus nicht möglich, der unter anderen Verhältnissen das Programm der Völker, wenn auch nicht das der Dynastie, bilden könnte. Die Tschechen gewähren den Deutschen die politische Gleichberechtigung nicht, sie versagen die Anerkennung eines deutschen Gebietes und jener nationalen Selbstständigkeit, welche der Anerkennung des böhmischen Staatsrechtes durch die Deutschen vorausgehen müßte. Sie haben den Deutschen noch niemals ehrliche, freundnachbarliche Vorschläge gemacht, hinter jedem ihrer Schritte lauert die Herrschbegier und der Haß gegen die ungebetenen Gäste, die der Entfaltung der tschechischen Macht im Wege stehen. Die Deutschen können keinen Schritt von ihrer Vertheidigungsstellung zurückweichen, so lange dieser Geist der Anmaßung und der Feindschaft auf tschechischer Seite herrscht. Diesen Geist kann aber nur die Regierung bezwingen, die Regierung als Vertreterin der dynastischen Interessen, aus denen die Monarchie hervorgegangen ist. Und diesen Geist muß sie bekämpfen, muß sie ausrotten, nicht um der Deutschen willen, sondern um des Staates willen.

Von dieser Erkenntniß hat Graf Thun noch keinen Beweis geliefert und deshalb ist seine bisherige Wirksamkeit so ganz erfolglos geblieben. Er will kein österreichischer Staatsmann sein, sondern nur der Agent für den Ausgleich mit Ungarn, für den er die Tschechen gesichert zu haben glaubt. Er will die Völker nicht versöhnen, er will das Gleichgewicht der nationalen Kräfte nicht herstellen, er will nur den Ausgleich machen. Zunächst scheinen die Ungarn wenigstens die Frist für das Zustandekommen desselben erstrecken zu wollen. Sie haben sich geweigert, mit der österreichischen Regierung zu paktiren, wenn sie sich auf jenen § 14 stützen will, der ihr gewisse Befugnisse für den Fall einräumt, daß der österreichische Reichsrath nicht einberufen werden könnte. Er kann einberufen werden, also muß er einberufen werden. Das verlangt Ungarn, um kein Präjudiz zu schaffen, das einmal gegen Ungarn in Anwendung gebracht werden könnte. Dem versammelten Reichsrathe will man dann gerne noch Zeit gönnen, die Verhandlungen fortzuführen, zunächst sich selbst für die Führung der Verhandlungen wieder geeignet zu machen. Graf Thun hat also Aussicht, sein zweites Provisorium zu erlangen und die Lösung der staatsrechtlichen Beziehungen zwischen den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern und dem Königreiche Ungarn wenigstens während des Jubiläumsjahres zu verhindern. Wozu will er aber die Gnadenfrist verwenden? Wie soll das österreichische Abgeordnetenhaus aktionsfähig gemacht werden? Man spricht von verschiedenen Plänen, die in den ministeriellen Kreisen erwogen werden sollen, am meisten von der Einberufung eines Reichsrathes auf Grund von Landtagswahlen, wie sie vor Einführung der direkten Reichsrathswahl bestanden hatten, jedoch mit Beibehaltung der direkten Wahl in der fünften Kurie. Auf diesem Wege könnte die Zahl

Digitized by Google

der Mandate der deutschen Volkspartei und der Fortschrittspartei allerdings verringert und dadurch die Kraft der Obstruktion gebrochen werden. Dem auf diese Weise zu Stande gebrachten Reichsrathe wird man vielleicht auch eine neue Geschäftsordnung vorlegen und sie von der Majorität sofort beschließen lassen. Das liegt Alles im Bereiche der Möglichkeit und dürfte das konstitutionelle Feingefühl des ungarischen Reichstages kaum verletzen; aber es ändert nichts in der Situation des Gesammtstaates: die Vergewaltigung des deutschen Bürgerthums kann die Macht der Dynastie, die aus diesem Kreise ihre verläßlichsten Funktionäre zu nehmen gewohnt war, so wenig vergrößern, als die durch einen schlechten Ausgleich mit Ungarn für zehn Jahre festgestellte Tributleistung der österreichischen Länder an Ungarn die Sympathien für die Gesammtmonarchie zu fördern vermag. Die Krise darf nicht nur hinausgeschoben, sie muß überwunden werden — nöthigenfalls auch durch einen Abbruch der bisherigen Beziehungen; der Werth der gemeinsamen wirthschaftlichen Einrichtungen wird auf beiden Seiten am besten ermessen werden können, wenn ihr Mangel empfunden worden ist, sowohl in Ungarn als in Oesterreich wird man sich darüber klar werden, wie theuer man die Handels- und Geldeinheit bezahlen kann. Derjenige von den drei Kategorien österreichischer Minister, der bei den jüngsten Konferenzen in Ischl die Nothwendigkeit, den Ausgleich zu erzwingen, am wenigsten betont hat, könnte ihm möglicherweise am meisten genützt haben. Jeder der beiden Staatskörper, die vertragsmäßig ihr wirthschaftliches Bündniß zu erneuern haben, muß sich seiner Bedeutung und seiner Kraft völlig bewußt sein, wenn jedem nach Recht und Billigkeit seine Verpflichtung zugemessen werden soll; deshalb wird das österreichische Ministerium auch nur dann dem ungarischen ebenbürtig und gleichwerthig gegenüberstehen, wenn es in der Ausgleichsangelegenheit mit dem Reichsrathe in Uebereinstimmung steht.

Die Deutschen haben gefehlt, indem sie den Ausgleich mit dem Sprachenkampf verquickten und die Verhandlungen über die Ausgleichsvorlagen durch Obstruktion verhinderten. Was soll es ihnen nutzen, daß sie für die Unmöglichkeit des Abschlusses allein verantwortlich gemacht werden, daß der Ausgleich statt an seinen inneren Mängeln und Ungerechtigkeiten an dem formalen Gebrechen der Aktionsunfähigkeit des Reichsrathes scheitert? Niemand gewinnt dabei, als die Tschechen und ihre Alliirten, die gar nicht in die Lage kommen, den Gegendienst für die Badenischen Sprachenverordnungen zu leisten. Die Politik der nationalen deutschen Parteien leidet heute an demselben Doktrinarismus, der die Verfassungspartei und die Vereinigte Linke zu Fall gebracht hat. Bis zum Sturze Badenis war die Obstruktion ein berechtigtes und Erfolg versprechendes Kampfmittel. Nachdem es der deutschen Opposition gelungen war, durch die Unterstützung der Christlich-sozialen und Sozialdemokraten — wohlgemerkt nur durch diese — einen parlamentarischen Sieg zu er-

Digitized by Google

ringen, hatte sie nichts Dringenderes zu thun, als ein ihr näherstehendes Ministerium lebensfähig zu machen. Gautsch stand den Deutschen gewiß näher als Badeni, wahrscheinlich auch näher als Thun, mit ihm hätte man rechnen, ihn stützen, sich ihm zur Verfügung stellen müssen. Die Trotztaktik taugt nicht für die Deutschösterreicher, die auf dem Wege des Radikalismus unmöglich zu einer nationalen Partei zusammengeschlossen werden können. Dies wird freilich erst wieder durch traurige Erfahrungen bekräftigt werden müssen. Heute scheint der Dünkel der National-Radikalen die gleichzeitig ohne Bundesgenossen gegen die Regierung, gegen Magyaren, Tschechen, Polen, Südslaven, Adel und Klerus, gegen die organisirte Arbeiterschaft und gegen die von den Ultramontanen beherrschten Bauern aufkommen zu können glauben, noch nicht gebrochen zu sein, heute fungirt noch ihr Preß- und Vereinsapparat, der mit bewährter Technik aus einer ziemlich zusammengeschmolzenen Kämpferschaar ein unüberwindliches Heer hervorzuzaubern sucht; aber die Tage ihrer Alleinherrschaft sind gezählt. Die angeblichen Bismarck-Verehrer, die des größten politischen Lehrmeisters aller Deutschen beste Rathschläge und Ermahnungen in den Wind schlagen und mit seinem Namen auf den Lippen an der von ihm herbeigeführten Entscheidung der deutschen Geschicke rütteln zu dürfen glauben, werden vielleicht in nicht zu ferner Zeit vom Schauplatze verschwinden und dann werden die Deutschösterreicher wieder zu verstehen anfangen, warum Bismarck seinen König dahin geführt hat, die Schlacht bei Königgrätz zu schlagen und was den Enterbten des alten Reiches nach dieser Schlacht, in der sie ja doch mit besiegt worden sind, zu thun übrig bleibt. Bescheidenheit soll zwar keine preußische Tugend sein, aber zum Kampfe stählt sie besser, als großmäulige Ueberschätzung. —

*

Fürst Bismarcks Tod. Neue Vorschläge zur Polen-Politik (Bibliothek, Handwerker-Stipendien).

Seitdem wir unser letztes Heft hinaussandten, ist Fürst Bismarck aus dieser Welt geschieden. Seine historische Größe habe ich im Eingang zu würdigen gesucht; Aufgabe der Politischen Korrespondenz würde es sein, zu fragen, welche Wirkung das Verschwinden dieser Persönlichkeit auf die gegenwärtige Politik ausüben wird. Als Napoleon starb, schrieb Clausewitz an Gneisenau: „Bonaparte ist nicht mehr! Dieses Ereigniß, welches vor sieben Jahren durch die ganze Erde getönt haben würde, macht jetzt wie der Schlag an einer gesprungenen Glocke ein kaum vernehmbares Geräusch.“ Hat — natürlich nur im Sinne der aktiven Politik gesprochen — das Ableben des Fürsten eine ebenso geringe Bedeutung? Hatte er sich bereits so sehr selbst überlebt? Sicherlich nicht, aber es wird Zeit

Digitized by Google

sein, davon zu sprechen, wenn sich das an irgend einer Stelle einmal praktisch zeigt; in diesem Augenblick haben wir noch zu sehr das Gefühl, an dem offnen Grabe des Reichsgründers zu stehen, um alle die Vorgänge seit seiner Entlassung und die Gründe, die dazu führten, mit völliger Objektivität zu betrachten. Manches, was man dem Lebenden zu Liebe gern unterdrückte, mag man auch jetzt unmittelbar nach seinem Tode noch nicht aussprechen und müßte es doch, wenn man nicht bei der Behandlung dieser Verhältnisse gegen Andere ungerecht werden will. Wir wollen deshalb lieber die todte Saison benutzen, um einmal wieder Einiges zur Polenfrage zu sagen und können ja auch damit an den Fürsten Bismarck anknüpfen, denn so gern und so oft sich auch unsere Polenfresser mit ihrer Auffassung auf den Fürsten berufen, so thun sie es doch keineswegs mit Recht. Es ist gerade wie mit der Berufung auf General Grolman, den man immer ins Feld führt und der zum Theil das gerade Gegentheil von dem gefordert hat, was heute geschieht. Fürst Bismarck ist es gewesen, der laut und entschieden das System unserer östlichen Kolonisation verdammte. Fürst Bismarck ist es gewesen, der dem Programm der Germanisirung des Ostens widersprochen hat mit den Worten: „eine deutschtreue Bevölkerung, wenn nicht eine deutsche“ solle man zu erziehen suchen; also das, was in diesen „Jahrbüchern“ immer gefordert worden ist. Praktisch gearbeitet im Sinne einer solchen Auffassung hat allerdings der Fürst nicht, sondern im Gegentheil, er ist es gewesen, der thatsächlich, wahrscheinlich aus Gründen der auswärtigen Politik, den Kampf eröffnet hat und wir dürfen es deshalb auch unsern Gegnern in dieser Frage nicht so ganz abstreiten, wenn sie ihn als einen der Ihren betrachten. Es genügt uns, wenn wir ihn auch nur zur Hälfte für uns in Anspruch nehmen können. Autorität ist immer etwas Gutes in der Welt. Einige neue Vorschläge, die in jüngster Zeit für eine bessere Polenpolitik gemacht sind, geben von Seiten der Praxis das weitere wünschenswerthe Licht, um den Pfad, auf dem wir uns bewegen, zu erhellen.

Mit zahlreichen bedeutenden Unterschriften versehen ist der Plan an die Oeffentlichkeit getreten, das Deutschthum durch die Gründung einer Bibliothek in Posen zu fördern. Eine große Bibliothek ist ein höchst kostspieliges Institut zu gründen, zu erhalten und zu verwalten. Als Mann der Wissenschaft bin ich gewiß von vornherein für jede Anstrengung, die gemacht wird, ein ernsthaftes wissenschaftliches Institut zu stiften, aber daß diese Bibliothek nicht zur Förderung des Deutschthums, sondern des Polenthums dienen wird, muß ich darum doch offen aussprechen. Früher wurde öfter die Gründung einer deutschen Universität in Posen vorgeschlagen. Man kam schon bald davon zurück, weil man sich klar machte, daß diese Hochschule, wenn auch mit lauter deutschen Lehrern besetzt, ein polnisches Lebenszentrum werden müsse. Jetzt sind die preußisch-polnischen Studenten auf all die deutschen Universitäten vertheilt. In Zukunft würden sie, an

Digitized by Google

einer Universität vereinigt, zu einer viel größeren Energie des nationalen Bewußtseins gelangen als bei der jetzigen Zersplitterung. Deutsche Studenten würden auf dieser Hochschule sehr wenig studiren und sich bei dem dominirenden Polenthum nicht sehr behaglich fühlen. Die Gründung von Straßburg 1872 war etwas ganz Anderes, denn hier galt es, einer deutschen Bevölkerung statt ihrer bisherigen französischen Bildung die deutsche darzubieten. Die Polen haben bereits die deutsche Bildung; die deutsche Nationalität aber kann ihnen keine Universität aufprägen und immer noch eher, wenn sie unter eine Vielzahl von deutschen Universitäten vertheilt werden, als wenn man sie Alle auf eine Universität in ihrer eigenen Landschaft zusammenbringt. Sehr klug hat man deßhalb das Projekt wieder aufgegeben und hat sich nun auf die Bibliothek geworfen. Wer wird die Bibliothek benutzen? Sehr viel wird sie voraussichtlich überhaupt nicht benutzt werden, aber ganz gewiß nicht weniger von den Polen als von den Deutschen, vielleicht sogar von den Polen, deren neu entstandener Mittelstand sehr strebsam ist, mehr als von den Deutschen. Oder sollen die Polen von der Benutzung ausgeschlossen werden? Soll der Bibliothekar jedesmal entscheiden, wenn ein Benutzer kommt, ob er als Pole oder als Deutscher anzusehen ist? Es giebt viele Deutsche mit polnischem, viele Polen mit deutschem Namen. Durch deutsche Mittelpersonen können die Polen immer erhalten, was sie wollen. Aber der ganze Gedanke, Jemanden von der Benutzung der Bibliothek ausschließen zu wollen, ist ja von vornherein absurd: wir wollen den Polen ja die deutsche Bildung bringen. Die Polen werden also kommen, werden gern kommen und werden hauptsächlich die polnischen Abtheilungen der Bibliothek benutzen. Oder soll die Bibliothek prinzipiell keine polnischen Bücher anschaffen? Tendenziöse Wissenschaft giebt es nicht, oder sollte es wenigstens nicht geben, eine tendenziöse Bibliothek aber noch viel weniger. Die deutschen Gelehrten, die sich mit polnischer Wissenschaft beschäftigen, gebrauchen die polnische Literatur. Je lebhafter das polnische Nationalgefühl wird, eine desto buntere polnische Geschichtslegende wird sich bilden. Die Deutschen werden die Aufgabe haben, sie zu widerlegen. Die Bibliothek wird diese Bücher mit allem dazu gehörigen Quellenmaterial anschaffen müssen. Nirgends mehr als hier wird man die Zeitschriften gebrauchen, die in Krakau und Lemberg erscheinen. Man wird sich die polnischen und ruthenischen Zeitungen halten müssen, denn es wird eine wichtige Aufgabe sein, den Panslavismus und seine Freunde wie Gegner innerhalb des Polenthums zu beobachten. Bisher weiß Niemand in Deutschland, wie stark Beide eigentlich sind. Aber was die Deutschen lesen, lesen auch die Polen. Sie werden Gegenschriften schreiben und wenn einmal das Prinzip aufgestellt ist, das garnicht umgangen werden kann, daß die gesammte polnische Literatur ebenso gepflegt wird, wie die deutsche, so wird dieser Theil der Anstalt bald der am meisten benutzte

Digitized by Google

werden. Die Benutzung weist auf etwaige Lücken hin, die eine pflichteifrige Bibliotheksverwaltung auszufüllen bestrebt sein muß. Finden sich Gönner, — vielleicht polnische —, die die Bibliothek für gewisse Branchen komplettiren, so wird man das mit Dank annehmen. In gar nicht langer Zeit wird die Kaiser-Wilhelms-Bibliothek in Posen die beste und vollständigste Bibliothek in Preußen für die polnische Literatur sein. Ich halte das durchaus für kein Unglück. Da der König von Preußen seine drei Millionen polnischer Unterthanen nicht ausrotten kann und will, so ist es nicht mehr als billig, daß ihnen zur Befriedigung ihrer geistigen Bedürfnisse die passenden Institute zur Verfügung gestellt werden. Dunkel ist mir nur, wie die vielen Unterzeichner des Aufrufs für die Bibliotheks-Gründung sich haben der Vorstellung hingeben können, daß damit etwas für das Deutschthum gethan werde. Aber der Aufruf war klüglich so sehr mit allgemeinen Phrasen ausgefüllt, daß die Leser zum Denken überhaupt nicht kommen konnten und so hat denn, wie es zu geschehen pflegt, der Eine immer seinen Namen neben den des Andern gesetzt.

Aber die Bibliothek ist denn doch nicht der alleinzige Gedanke, den der „Verein für die Förderung des Deutschthums in den Ostmarken" produzirt hat. Die immer wiederholte Frage, was geschehen soll, um mehr als bisher zu erreichen, hat endlich ihren Beantworter gefunden. Als Herr von der Recke die Provinzialfarben änderte, als die Herren Minister eigens nach Posen reisten, um das Problem an Ort und Stelle zu studiren, da erklärte unsere nationale Presse immer von Neuem, das sei nun der Anfang, jetzt werde Etwas geschehen, aber was Ernstliches. Man konnte gespannt werden. Herr Dr. Wendland sprang mit einem ganzen System in die Schranken; aber nachdem es in diesen Jahrbüchern näher untersucht und beleuchtet war, ist der Verfasser von seinen eigenen Gesinnungsgenossen schleunigst desavouirt worden und ist nicht wieder aufgetreten. Jetzt aber, nach Jahre langem Schweigen, hat einer der Führer, Herr von Hansemann-Pempowo das Wort ergriffen und verkündet, was geschehen soll. Daß die bisherigen Maßregeln das Polenthum ebenso gefördert haben wie das Deutschthum, giebt er zu. Bisher galt es für ein Zeichen schlechter Gesinnung, diese Behauptung auszusprechen, aber da Herr von Hansemann es nun selber gesagt hat, wird es vielleicht auch mir verziehen werden. Von jetzt an aber sollen Maßregeln, die nur dem Deutschthum dienen, ergriffen werden: Die Germanisirung in großem Stil soll beginnen. Zu dem Zweck soll die deutsche Einwanderung befördert werden. Vortrefflich. Wenn drei Millionen Deutsche bewogen werden können, einzuwandern, und die drei Millionen Polen statt dessen auswandern, so ist die polnische Frage für Preußen radikal gelöst. Auch wenn es nur zwei Millionen oder eine Million Deutsche sind, die wir nach dem Osten transportiren, so ist damit genug geschehen. Bisher hat aber leider zehnjährige emsige Arbeit nicht mehr als 7000 deutsche Kolonistenseelen den leidenden Provinzen neu

Digitized by Google

zugeführt. Herr von Hansemann hofft, die Erleichterung des Bodenkredits werde die Kolonisation in lebhafteren Fluß bringen. Schon jetzt leistet der Staat jährliche enorme Zuschüsse zu diesen Kolonisationen: jede einzelne Familie, ganz abgesehen von dem Kapital, was sie verzinst, macht ihm einen Aufwand von 6—8000 Mk. Von einer weiteren „Erleichterung" des Bodenkredits kann gar keine Rede sein. Er ist bereits so leicht, daß er gar kein Kredit mehr ist, sondern Geschenk. Sobald Herr von Hansemann gesagt haben wird, wie groß denn nun die Geschenke werden sollen, so daß man die neue Politik aus dem Gebiet der allgemeinen Redewendungen auf das Gebiet der Mark und Milliarden hinüberführen kann, wollen wir uns weiter darüber unterhalten. Vorläufig darf ich den Vorschlag der „Erleichterung des Bodenkredits" als eine Maßregel bezeichnen, die des Reizes der Neuheit entbehrt.

Anders steht es um das, was Herr von Hansemann für die Städte thun will. Deutschen Handwerkern sollen deutsche Staatsstipendien verliehen werden gegen die Verpflichtung mehrjähriger Niederlassung in den Ostprovinzen. Deutsche Gesellenheime in Posen und Westpreußen sollen ihnen das Leben dort behaglich machen. Bei der Niederlassung selbst soll ihnen noch eine direkte Beihülfe gewährt werden. Wie hoch sich diese Beihülfe belaufen soll, ist wieder nicht gesagt. Es soll uns auf ein paar Millionen, ja auf einige Dutzend Millionen nicht ankommen, wenn nur der Zweck der Germanisation erreicht wird.

Stellen wir uns aber diese Handwerker vor, die sich in den Posenschen Städten niederlassen; einen Schneidermeister, brav und geschickt. Sechs deutsche Schneidermeister giebt es schon am Orte: wie freudig werden sie den neuen Kollegen als fernere Stütze des nationalen Elementes begrüßen! Denn Herr von Hansemann erwartet natürlich, daß es die polnische Kundschaft sein wird, die dem neuen Meister zuläuft und ihren bisherigen polnischen Bekleidungskünstler außer Nahrung setzt. Ich vermag diese Erwartung leider nicht zu theilen. Ansiedelung von tüchtigen deutschen Handwerkern wäre ein vortreffliches Mittel der Kolonisation und Germanisation in Gegenden, die noch wesentlich agrarisch, der Handwerker entbehren und bedürfen. Die Polen haben aber bereits selbst einen sehr tüchtigen Handwerkerstand, umsomehr als die Deutschen einen großen Prozentsatz ihre aufstrebenden Elemente der Staatsverwaltung, dem Beamtenthum und der Armee abgeben müssen. Diese Last haben wir ja freundlichst unseren Polen abgenommen und ihnen dadurch ermöglicht, den ganzen Ueberschuß auf ihr wirthschaftliches Fortkommen zu verwenden. Die neue Hochschule in Danzig wird vermuthlich mehr von Polen als von Deutschen besucht werden und das polnische Gewerbe noch weiter heben. Herr von Hansemann hat seine Idee nach dem Muster der schon bestehenden Universitätsstipendien gebildet, aber er hat vergessen, daß wenn der Staat sich einen Philologen oder Juristen durch Stipendien heranzieht,

Digitized by Google

er ihm auch ein Amt und Gehalt giebt, sich zu ernähren. Der Handwerker aber soll sich selbst ernähren und an jedem Ort ist Nahrung nur für eine bestimmte, beschränkte Zahl vorhanden. Man kann die wirthschaftlichen Gesetze nicht aus der Welt schaffen und dekretiren, daß irgendwo für ein Dutzend Familien mehr zu leben sein soll. Giebt es in den Ost-Provinzen noch Städte, wo es an deutschen Handwerkern fehlt, so giebt es dort auch vermuthlich wenig deutsche Einwohner, die ihnen Beschäftigung geben könnten. Was soll der Staat denn thun, wenn der Handwerker, der auf Grund seiner Verpflichtung sich in Gnesen oder Inowrazlaw angesiedelt hat, dem Landrath erklärt, er habe keine Arbeit? Schon die bäuerlichen Kolonisten, bei denen das Moment der Konkurrenz nicht existirt, saugen wie die Blutegel am allgemeinen Steuersäckel und verlangen unter allen erdenklichen Vorwänden immer wieder und wieder staatliche Unterstützungen, wie uns das Sohnrey in seinem Buche drastisch geschildert hat. Die Handwerker würden noch ganz andere und zwar berechtigte Anforderungen stellen und alle ihre Zunftgenossen würden sie unterstützen: je mehr der gute Mann auf der Bärenhaut liegt und vom Staate ernährt wird, desto weniger macht er ja seinen Kollegen Konkurrenz.

So sieht der Vorschlag aus, der einzige konkrete Vorschlag, den Herr von Hansemann macht, nachdem er eine „Germanisation im großen Stil“ verlangt hat.

Um Vorschläge wie diese nationalen Handwerkerstipendien oder eine Bibliothek zum Zwecke der Germanisation überhaupt zu verstehen, muß man sich in den Zustand der völligen Rathlosigkeit versetzen, in dem unsere Hakatisten sich heute befinden. Parteigeist verblendet stets; bis zur völligen Sinnlosigkeit aber steigert sich die Verblendung, wenn sie sich mischt mit dem Gefühl der vollständigen Ohnmacht. Man fühlt, daß man auf einen falschen Weg gerathen ist, daß auf diesem Wege nichts zu erreichen ist. Man will sich aber den Fehler noch nicht eingestehen und sucht deshalb krampfhaft und mit steigender Erregung nach einem rettenden Ausweg. Man ist sich ja des allerbesten Willens bewußt und darf sich darauf berufen, von keinem anderen Motiv geleitet zu sein, als dem reinsten Patriotismus. Aber von je hat sich der Satz bewährt, daß die Fanatiker es sind, die dem wahren Idealismus am meisten schaden. Hier und da, aber im Ganzen doch nur wenig, hat der „Verein zur Förderung des Deutschthums in den Ostmarken“ genützt, aber sehr viel Unheil angerichtet. Allenthalben außerhalb Deutschlands, bei den Russen, den Magyaren, den Tschechen beruft man sich auf unsere Behandlung der Polen, um die Mißhandlung der Deutschen dort zu rechtfertigen. Wie sehr hat mir einmal ein wackerer Vorkämpfer des Deutschthums in Siebenbürgen geklagt über den Schaden, den der „Verein zur Förderung des Deutschthums in den Ostmarken“ seinen Bestrebungen in Siebenbürgen thue. Nun stellt ein angesehener Mann, wie Herr von Hansemann, gar die Forderung auf, es solle die Parität, die verfassungs-

Digitized by Google

mäßige Gleichheit der Staatsbürger vor dem Gesetz aufgehoben werden. Er hat sich die Tragweite dieses Wortes vermuthlich nicht klar gemacht; er hat ja auch nicht einen einzigen konkreten Vorschlag zu machen vermocht, wie denn nun die Disparität zu Gunsten des Deutschthums ausgeebnet werden soll. Welchen Eindruck aber wird dieses Wort wieder bei den Bedrängern des Deutschthums im Auslande machen! Wie können die Tschechen sich jetzt brüsten, daß sie doch nur die Gleichberechtigung der Nationalitäten verlangen, während in dem barbarischen Preußen offen die Rechtlosigkeit der Slaven proklamirt wird!

Hoffentlich desavouiren die verständigen Vorkämpfer des Deutschthums in den Ostmarken Herrn v. Hansemann ebenso wie sie seiner Zeit Herrn Dr. Wendland mit seinen wilden Phantasien zurückgewiesen haben.

27. 8. 98. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Kilian, Eugen. — Antonius und Kleopatra. Trauerspiel in fünf Akten von Shakespeare. Mk. 1. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Kowalewski, Dr. Arnold. — Prodromos einer Kritik der Erkenntnistheoretischen Vernunft. 8°. 80 S. Leipzig, Oswald Mutze.

—„— Ueber das Kausalitätsproblem. Eine philosophische Studie. 8°. 121 S. Leipzig, Oswald Mutze.

Meier, Ernst v. — Hannoversche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte 1680—1866. I. Die Verfassungsgeschichte. 556 S. Mk. 11,60. Leipzig, Duncker & Humblot.

Müller, Dr. Josef. — System der Philosophie. 872 S. Mains, Franz Kirchheim.

Nascher, E. — Geschichte der Welt-Litteratur. 11 Liefr. je 50 Pfg. I. Liefr. Berlin, Fischer & Franke.

Peschel, E., und *E. Wildenow.* — Theodor Körner und die Seinen. 2. Bd. brosch. Ladenpreis Mk. 12, geb. Ladenpreis Mk. 15. Leipzig, Seemann.

Pfungst, Arthur. — Laskaris. III. Aufl. Wohlfeile Volksausgabe. 8°. 252 S. Mk. 2,40. Berlin, Ferd. Dümmler.

Pohle, Dr. L. — Die Kartelle der gewerblichen Unternehmer. 8°. 150 S. Mk. 3,20. Leipzig, Veit & Co.

Raffaele, Mariano. — Gli Evangelii Sinottici. Realità o Invenzione. 2. Ed. Prefaz. Roma, Erm. Loescher & Co.

Reichel, H. — Das Gewerbegericht. Anhang: Kaufmännische Schiedsgerichte. 52 S. Herrnhut, Winter.

Schanz, Martin. — Geschichte der römischen Litteratur. 8°. XVIII. 421 S. I. 2. Aufl. Mk. 7,50. München, C. H. Beck.

Sperl, August. — Fridtjof Nansen. Ein Sang. 8°. 151 S. Mk. 3,50. München, C. H. Beck.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 73/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 73/74.
Druck von J. S. Preuss, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt: Seite

Hans Delbrück:
Fürst Bismarck in der Weltgeschichte 393

Dr. Karl Camillo Schneider, Wien:
Der Bau der Zelle 407

Dr. Emil Daniels, Berlin-Steglitz:
General von Göben. II. 432

Dr. Hermann Winnefeld, Professor, Privatdozent a. d. Univ. Berlin:
Römische Villen der Kaiserzeit 457

Dr. Max Lehmann, Prof. a. d. Univ. Göttingen:
Der Ursprung der Städteordnung von 1808 471

Rudolf Scheffler, Direktor i. Reichspostamt a. D., Berlin:
Post-, Telegraphen- und Telephon-Tarife 515

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Erscheint jeden Monat.

Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1898.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Litterarisches. Dr. Fritz Jonas, Stadtschulinspektor in Berlin: Zu Büchmanns geflügelten Worten (S. 545). — O. S., Prof. am Joachimsthal, Berlin: Der der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich (S. 555).

Philosophie. W. Jaeger, Wiesbaden: Lubbock, The Pleasures of Life. Lubbock, The Use of Life (S. 557).

Kunst-Korrespondenz.

Max Lorenz, Berlin-Steglitz: Aus der großen Berliner Kunstausstellung (S. 569).

Politische Korrespondenz.

*: Aus Oesterreich (S. 570). — D.: Fürst Bismarcks Tod. Neue Vorschläge zur Polen-Politik. (Bibliothek; Handwerker-Stipendien.) (S. 576).

Rud. Ibach Sohn

Barmen ⇔ Köln a. Rh.

Geschäftsgründung 1794.

Flügel und Pianinos.

Stilgerechte Gehäuse.

Es Giebt Absolut Keinen Kahlkopf Mehr.

Für Haar-Erhaltung

ist Lotion Cuniberti bis jetzt das einzig zuverlässige Mittel. **Garantie:** kein Haarausfall — Üppiger Ersatz aller Dele und Pomaden — Verhinderung der lästigen Schuppenbildung — Stärkung des Haares auf Lebenszeit — Stetige Weichheit und Geschmeidigkeit.

Probe-Zusendung gratis gegen 10-Pfg.-Marke.

General-Depôt **C. Schlechter,** Berlin, Charlottenstraße 88.

Telephon-Amt I, 2717.

Inserate pro 2 gespaltene Petitzeile 50 Pfennig.

Digitized by Google

H. MEYEN & Co.

Hof-Silberwaaren-Fabrik

20 Sebastianstr. BERLIN S. Sebastianstr. 20

Atelier für Kunstarbeiten
zu Ehren-Geschenken, Ehren-Preisen etc.

Fabrik und Lager

von Kirchen- und Tafel-Geräthen, Toilette-, Gebrauchs- und Wirthschafts-Gegenständen.

Permanente Ausstellung im Fabriklokal. — Auswahlsendungen stehen zu Diensten.

KARLSBAD.

Seine weltberühmten Quellen und Quellen-Producte sind das beste und wirksamste

natürliche Heilmittel

gegen Krankheiten des **Magens**, der **Leber**, **Milz**, **Nieren**, der **Harnorgane**, der **Prostata**; gegen **Diabetes mellitus (Zuckerruhr)**; **Gallen-**, **Blasen-** u. **Nierenstein**, **Gicht**, **chron. Rheumatismus** etc.

Die

Natürlichen Karlsbader

Mineralwässer, Sprudelsalz, kryst. u. pulverf.

für

Trinkkuren im Hause

sowie die **Karlsbader**

Sprudelpastillen, Sprudelseife, Sprudellauge und Sprudellaugensalz

sind vorräthig in allen Mineralwasser-Handlungen, Droguerien und Apotheken.

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad (Böhmen).

Digitized by Google

Bad Wildungen.

Die Hauptquellen: Georg-Victor-Quelle u. Helenen-Quelle sind seit lange bekannt durch unübertroffene Wirkung bei Nieren-, Blasen- und Steinleiden, Magen- und Darm-katarrhen, sowie Störungen der Blutmischung, als Blutarmuth, Bleichsucht u. s. w. Versand 1897-906,700 Flaschen. Aus keiner der Quellen werden Salze gewonnen; das im Handel vorkommende angebliche Wildunger Salz ist ein künstliches, zum Theil unlösl. Fabrikat. Schriften gratis. Anfragen über das Bad u. Wohnungen im Badeasylhause u. Europäischer Hof erledigt: Die Insp. d. Wildunger Mineralquellen-Actien-Gesellschaft.

Verlag von GEORG STILKE,
Berlin N.W.

Die
Finanzen Russlands
von
Ferdinand Moos.

Gr. 8°. 10 Bogen elegant brochirt Mk. 4.—.

Nicht um eine Vermehrung der zahlreichen Schriften, welche die kritische Beleuchtung der russischen Finanzen zur Aufgabe haben, handelt es sich, sondern dem **Bankier, dem Nationalökonomen und Kapitalisten** wird hier ein **Handbuch, ein unentbehrliches Hilfsbuch** geboten, aus dem er sich ein selbstständiges Urtheil über die finanzielle Lage Russlands bilden kann.

Bremer Cigarren!
100 St. m. hocharom. **wirklichen Havanna-Cigarre** „Fridthjof Nansen" (vorzügl. 96er Ernte), Mittelfac., unsort., versende für Mk. 7 Nachn. u. 60 Pf. Porto mit 3% Scto. Von 300 St. an frco. Garantie: Zurücknahme bezw. Umtausch. Weitere Sort. führe von 36—1500 p. Mille. Ia Referenzen. **Heinr. Grebe**, Bremen 2, Cigfabr. Gegr. 1889.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

In Turan und Armenien
auf den Pfaden russischer Weltpolitik
von
Paul Rohrbach.

Mit einer Uebersichtskarte des russischen Gebiets zwischen dem Schwarzen Meer und dem Pamir.

20 Bogen Oktav eleg. brosch. Mk. 3.—

Digitized by Google

Korsett-Fabrik u. Lager Frau M. Starke

129/130, Potsdamerstrasse, BERLIN W., Potsdamerstrasse 129/130.

Eckhaus Eichhornstrasse.

Grosses Lager

in den neuesten Façons von den einfachsten bis zu den feinsten.

Brüssler-
Pariser-
Wiener- } **P.D.Korsetts.**

Umstands-Korsetts und Leibbinden

nach ärztlicher Vorschrift, Dr. Angelstein).

Reform- und Sport-Korsetts.

Anfertigung nach Mass auch für nicht normale Figuren.

Auswahlsendung nach Angabe der Masse.

Sanatorium Dr. Hans Lehrecke

Königliches Bad Rehburg

(Hannover).

Heilanstalt für Hals- und Lungenleidende, sowie für Reconvalescenten aller Art. Geeignet zum Aufenthalt für bleichsüchtige und scrophulöse Kinder und Erholungsbedürftige. — Die Anstalt lehnt sich an die östliche Wand des Rehburger Gebirges. Ueppige Tannen- und Buchenwaldungen umgeben dieselbe fast von allen Seiten. Darin herrliche Spaziergänge, welche sich an den Park der Anstalt anschliessen. — Mildes Klima, Schutz gegen empfindliche Windströmungen. Inhalatorium für trockne und feuchte Inhalation: Ozonapparate (Pariser System), Lignosulfit-Apparat (System Hartmann), Holzinol-Verdunstungs-Apparat (Rosenberg). — Röntgen-Zimmer, Electrische Einrichtung für Laryngoskopie und -therapie. — Sonnen-Luft-Aufenthalt auf der Plattform des Anstalts-Gebäudes. — 4 heizbare Veranden mit Ruhesesseln. — Wintergartenhalle. — Electrische Beleuchtung. — Wasserleitung. — Bäder. — Eigenes Fuhrwerk der Anstalt.

Station der Steinhuder-Meer-Bahn. **Winterkur.** Prospekte gratis.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit zwölf Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Brochüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. ***Dr. Carbach & Cie.***

Digitized by Google

OBER SALZBRUNN
Seit 1601
medicinisch bekannt.
Salzbrunner
Oberbrunnen
OBER SALZBRUNN
Seit 1601
medicinisch bekannt.
Aerztlich empfohlen bei Erkrankungen der Athmungsorgane, bei
Magen- u. Darmkatarrh. bei Leberkrankheiten, bei Nieren- u. Blasenleiden,
Gicht u. Diabetes. Niederlagen in allen Mineralwasserhandlungen u. Apotheken.
Versand der Fürstlichen Mineralwasser von Ober-Salzbrunn
Fürbach & Friebel
Echt nur, wenn der Flaschenverschluss diese Schutzmarke trägt.
OBER SALZBRUNN
SCHUTZ-MARKE

Natürlicher
Biliner Sauerbrunn!

Schutzmarke.

Hervorragender Repräsentant der alkalischen (Natron) Quellen

Korkbrand.

wird **bei gichtischen Ablagerungen, Magen-, Nieren- und Blasenleiden, speciell auch bei Diabetes von Aerzten aller Kulturländer vielfach verordnet.** Besonders als **prophylaktisches Mittel** gegen alle das **Verdauungssystem, die Nieren, Galle- und Blasenfunktionen störenden Einflüsse** zu empfehlen.

Wohlschmeckendes, angenehmes Erfrischungsgetränk, auch mit Wein etc. gemischt zu nehmen.

In Flaschen circa 1200 gr.	circa 750 gr.	circa 375 gr. enthaltend
bei 1 Flasch. zu 70 Pf.,	**zu 50 Pf.,**	**zu 40 Pf.**
„ 10 „ „ 65 „	**„ 45 „**	**„ 35 „**
„ 50 „ „ 60 „	**„ 42 „**	**„ 32 „**

in unseren Hauptniederlagen in Berlin bei Herren:

Johs. Gerold, W., Unt. d. Linden 24 — **J. F. Heyl & Co.,** W., Charlottenstr. 66 — **Dr. M. Lehmann,** C., Heiligegeiststr. 43/44

und in allen Apotheken und Drogerien erhältlich. — Leere Flaschen werden à $2^1/_2$ Pf. pro Stück zurückgenommen.

Die aus dem **Biliner Sauerbrunn** gewonnenen

Pastilles de Bilin

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewähren sich als vorzügliches Mittel bei **Sodbrennen, Magenkrampf, Blähsucht und beschwerlicher Verdauung,** bei **Magenkatarrhen,** wirken überraschend bei **Verdauungsstörungen im kindlichen Organismus** und sind bei Atonie des Magens- und Darmcanals zufolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen.

Depots in allen Mineralwasser-Handlungen, in den Apotheken und Droguen-Handlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

Digitized by Google

National-Zeitung

in Berlin.

Die National-Zeitung, das Morgens und Nachmittags, während der parlamentarischen Verhandlungen auch in einer dritten Ausgabe erscheinende reichshauptstädtische Organ des **eine nationale Politik vertretenden gemäßigten Liberalismus**, ladet zum Abonnement auf das bevorstehende Quartal ein. Die politische Gestaltung der Gegenwart verleiht den von der National-Zeitung vertretenen Bestrebungen neue und erhöhte Bedeutung; es ist mehr als jemals nothwendig, die liberalen und nationalen Errungenschaften gegen neue Gefahren mit Entschiedenheit und doch mit der maßvollen Sachlichkeit zu vertheidigen, welche der Auffassung der gebildeten Volksklassen entspricht. Die National-Zeitung tritt in den gegenwärtigen Kämpfen der inneren Politik dafür ein, daß ohne Verzicht auf sachlich gerechtfertigte soziale Reformen doch grundsätzlich das Recht des Einzelnen auf selbstständige Bethätigung und daß die von dem Bürgerthum errungene soziale Stellung gewahrt werde.

Die National-Zeitung erörtert, unterstützt von berufenen Fachmännern, die politischen, wirthschaftlichen und sozialen Angelegenheiten in der **ernsthaften und sachlichen Art**, welche den Bedürfnissen eines **selbstständig urtheilenden Leserkreises** entspricht. Sie hat hervorragende militärische Mitarbeiter, Korrespondenten in allen Theilen Deutschlands und im Auslande; die letzteren sind zum Theil Männer in hervorragender politischer Stellung; ihre Artikel ermöglichen den Lesern ein begründetes Urtheil über die politische und soziale Entwickelung des Auslandes. Die von einem eigenen parlamentarischen Bureau erstatteten **Berichte über die Verhandlungen des Reichstags und Landtags** werden in der **dritten Ausgabe Abends versandt**, so daß sie **am nächsten Morgen überall im Laude in den Händen der Leser sind.**

Der **Handelstheil** der National-Zeitung, dessen Wochenberichte von der Fonds- und von der Produktenbörse sich eines altbewährten Ansehens erfreuen, unterrichtet eingehend und unparteiisch über alle Vorgänge auf den Gebieten der Börse und des Waarenhandels.

Das **Feuilleton** der National-Zeitung giebt in Aufsätzen erster Schriftsteller ein Bild der gesammten Kulturbewegung. Der erzählende Theil bringt Romane und Novellen hervorragender Autoren.

Abonnements-Preis bei allen Postanstalten des Deutschen Reichs und Oesterreich-Ungarns pro Quartal 9 Mk. Neu hinzutretende Abonnenten erhalten bei Einsendung der Postquittung schon jetzt die National-Zeitung gratis und franko zugesandt, ebenso auf Wunsch den bereits erschienenen Theil des laufenden Romans. — **Inserate** finden durch die National-Zeitung in gebildeten, kaufkräftigen Kreisen wirksamste Verbreitung.

Expedition der National-Zeitung.

Berlin W., Mauerstraße 86/88.

Digitized by Google

Ein Naturschatz von Weltruf.

Saxlehner's Bitterwasser

„Hunyadi János".

„Das beste Abführmittel".

Zuverlässig und angenehm.

Von der ärztlichen Welt mit Vorliebe und in mehr als 1000 Gutachten empfohlen.

Man wolle beachten, dass jede Etiquette die Firma trägt

„Andreas Saxlehner"

Käuflich in allen Mineralwasserhandlungen und Apotheken.

Digitized by Google

„APENTA“

Das Beste Ofener Bitterwasser.

Ich habe das natürliche Bitterwasser **Apenta** in meiner Klinik versucht und kann bestätigen dass dasselbe eine milde und constante abführende Wirkung hat und für die Patienten leicht verträglich ist. Es ist deshalb in Fällen, wo Abführmittel angezeigt sind, zu empfehlen.

G. BACCELLI,

Director der „Clinica Medica“ an der Königlichen Universität zu Rom, Consultirender Arzt, S.M. des Königs von Italien und der Kön. Familie, Vorsitzender des Ober-Gesundheits. Amts. [illegible]

Geignet für längeren Gebrauch bei Verstopfung, Gicht und Fettsucht.

Käuflich bei allen Apothekern, Drogisten und Mineralwasser-Händlern.

J. S. Preuss, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Preußische Jahrbücher.

121104

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Vierundneunzigster Band.

Oktober bis Dezember 1898.

Berlin
Verlag von Georg Stilke.
1898.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß
des
94. Bandes der „Preußischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

	Seite
Anschütz. G., Besprechung: Kgl. Akademie der Wissenschaften. Acta Borussica II	544
—„— Besprechung, Haischek (Zellinec und Meyer) Die Selbstverwaltung	546
—„— Besprechung, Gumplowitz, Allgemeines Staatsrecht	549
Crönert, W., Besprechung „Egyp. Exploration Found“	529
Ebe, G., Die moderne Stilbewegung	60
Ek, Samuel, der Verfasser des Johannes-Evangeliums	25
Daniels, Emil, General von Göben (Schluß)	105
—„— Besprechung von L. Parisius, Leopold Freiherr von Hoverbeck	155
—„— Besprechung von M. Philippson, Max von Forckenbeck	155
—„— Napoleon I. und seine Familie	454
Halle, Ernst von, die volkswirthschaftliche Bedeutung der Ringe	243
Holl, Karl, über das griechische Mönchthum	407
Hüpeden, Zur Medizinalreform IV	142
Judeich, Walther, Besprechung von Karl Kannenberg, Klein-Asiens Naturschätze	841
Lewitsch, Georg, Mustergiltiges Deutsch	297
Kuntzemüller, Otto, Das hannoversche Zeitungswesen vor dem Jahre 1848	425
Lang, Wilhelm, Joh. Phil. Freiherr von Wessenberg	318
Libanoff, G. M., Russische Zensurverhältnisse	269
Lorenz, Max, Sozialdemokratie und Gewerkschaftsbewegung	134
—„— Theodor Fontane als Dichter und Kritiker	191
—„— Frauenwerke	164
—„— Theater	358
—„— Gerhart Hauptmann	487
—„— Theater	555
Meyer, Cr., Ein Kulturbild aus dem Reformationszeitalter	206
Neumann, Carl, Besprechung der Zeitschrift „Pan“	347
Nobbe, Moritz, Der Fall des Sozialistengesetzes	330
Paulsen, Fr., Besprechung, A. Riedler, Unsere Hochschulen	552
Ribbeck, W., Phädra und Messalina	515
Sandvoß-Lanthippus, Franz, Besprechung von Bernhard Suphan, Goethe und Maria Paulowna	158
—„— Besprechung: Gaedertz, Fürst Bismarck und Reuter	540
—„— Besprechung: Goethe als Landschaftsgärtner	542
—„— Emil Peschel, Theodor Körner und die Seinen	160
—„— Ad. Harpf, Ueber deutsch-volkliches Sagen und Singen	161
Schwartz, Joh. Christ., Die Mitarbeit unserer Städte am deutschen Zivilprozeß	46
Beizsäcker, W., Die Rembrandt-Ausstellung in Amsterdam	497
Wirth, Albrecht, Das Wachsthum der Vereinigten Staaten v. Amerika	383
Zacher, Conrad, Antisemitismus und Philosemitismus im klassischen Alterthum	1

Digitized by Google

Seite

Besprochene Werke.

Kgl. Akademie der Wissenschaften, Acta Borussica 544
Bahr, H., Der Star 555
Burkhardt, H., Goethe als Landschaftsgärtner 541
Fulda, L., Herostrat 361
Gaedertz, Fürst Bismarck und Reuter 540
Gumplowitz, B., Allgemeines Staatsrecht 549
Halbe, M., Der Eroberer 363
Harnack, Geschichte der altchristlichen Literatur 25
Harpf, Ad., Ueber deutsch-volkliches Sagen und Singen 161
Hatschek, J., Die Selbstverwaltung 546
Hauptmann, G., Werke 487
—„— Fuhrmann Henschel 555
Janitschek, Maria, Schriften 165
Kannenberg, Karl, Klein-Asiens Naturschätze 344
Key, Ellen, Schriften 164
Masson, Frédéric, Napoleon I. 454
Montbart, Helene v., (Hans v. Kahlenberg) Schriften 167
„Pan", Zeitschrift 347
Parisius, Ludolf, Leopold Frh. v. Hoverbeck 155
Peschel, Emil, Theodor Körner und die Seinen 160
Philippson, M., Max von Forckenbeck 155
Reuter, Gabriele. Schriften 166
Riedler, A, Unsere Hochschulen 552
Sch., Tschechische Litteratur 523
Schnitzler, Arthur, Vermächtniß 358
Siebs, Deutsche Bühnenaussprache 304
Suphan, Bernhard, Goethe und Maria Paulowna 158

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich * 171, 560
Der Mord-Anarchismus und die Mittel seiner Bekämpfung. Die Rede des Kaisers in Oeynhausen. Die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause. Der russische Abrüstungsvorschlag. D. 176
Der Kaiser in der Türkei. Der Dreyfus-Prozeß. Faschoda. Die preußischen Landtags-Wahlen. D. 370
Frankreichs Zurückweichen von Faschoda. Amerika und die Philippinen. Rußland und die Vereinigten Staaten in Ostasien. Die deutsche Türkenfreundschaft uud die Loslösung von Kreta. Innere Politik. Ausweisungen. D. 566

Digitized by Google

Antiſemitismus und Philoſemitismus im klaſſiſchen Alterthum.

Von

Profeſſor **Dr. Konrad Zacher**, Breslau.

Der Antiſemitismus, im weiteſten Sinne gefaßt als feindliche Geſinnung oder Bethätigung gegen jüdiſche Mitbürger, iſt ſo alt wie das Judenthum ſelbſt und die jüdiſche Diaſpora; aber ſeine Erſcheinungsformen und Motive ſind ſehr verſchieden nach Zeiten und Völkern. Es wäre eine ſehr anziehende Aufgabe, von kulturhiſtoriſchem und völkerpſychologiſchem Geſichtspunkt aus ſeine Geſchichte zu verfolgen von den Zeiten des Ahasveros der Eſtherlegende bis auf den heutigen Tag, aber auch eine überaus ſchwierige Aufgabe, da die Quellen für ſolche Unterſtrömungen des Volkslebens ſpärlich, verſtreut und oft ſehr unzuverläſſig ſind, und ihre Verwerthung zur Herſtellung eines wirklichen Bildes der Thatſachen völlige Vertrautheit mit der Geſchichte und Kultur der verſchiedenſten Völker des Alterthums, Mittelalters und der Neuzeit verlangt. Ich beſchränke mich im Folgenden auf das mir vertraute Gebiet, das des klaſſiſchen Alterthums, und will das freundliche und feindliche Verhalten des Griechen- und Römerthums gegen die Juden, ſoweit wir das aus unſeren Quellen erkennen können, in großen Zügen vorführen, und die Motive zu ſolchem Verhalten aufzuzeigen ſuchen. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß das Meiſte von dem, was ich mittheilen werde, meinen Leſern noch nicht bekannt und ſchon deshalb von Intereſſe ſein wird; es ergeben ſich aber auch die intereſſanteſten Parallelen zu den Erſcheinungen unſerer Zeit.

Digitized by Google

Eben dieser Vergleichung wegen wird es zweckmäßig sein, zunächst das Wesen des heutigen Antisemitismus bei den gebildeten Nationen mit wenigen Strichen zu charakterisiren. Inwiefern derselbe mit dem mittelalterlichen Judenhaß zusammenhängt, möge dahingestellt bleiben: Thatsache ist, daß der heutige Antisemitismus seinem eigentlichen Wesen nach eine moderne Erscheinung und erst durch die Emanzipation der Juden möglich geworden ist, seit diese sich zu einer Bedeutung und Macht im heutigen Gesellschafts- und Staatsleben heraufgearbeitet haben, welche Vielen gefährlich erscheint. Es wirken nun bei uns eine ganze Anzahl verschiedenartiger Motive zusammen. Vor Allem ist festzustellen, daß dieser Antisemitismus mit der Religion als solcher nichts zu thun hat, außer für jene beschränkten Gemüther, welche an die Ammenmärchen vom Ritualmord glauben. Aber die Religion spielt doch dabei indirekt eine sehr große Rolle, deswegen, weil nur das, wenn auch vielfach nur äußerliche, Festhalten am mosaischen Gesetz es ist, was das Judenthum als solches konservirt, was ihm den internationalen Charakter giebt, wegen dessen es in unserer Zeit des überall erstarkenden Nationalgefühls so sehr angegriffen wird, und was es innerhalb jedes einzelnen Landes als eine gegenüber den übrigen Bürgern desselben homogene, unter einander eng zusammenhaltende Gesellschaft erscheinen läßt. Eben dieses durch die Kultusgemeinschaft und das starke Familiengefühl der Juden herbeigeführte enge Zusammenhalten derselben unter einander, im Bunde mit der meist großen Intelligenz, dem Ehrgeiz und Fleiß und der Nüchternheit der Einzelnen bewirkt es, daß die Juden im Kampf ums Dasein es meist weiter bringen als die Angehörigen der Nation, unter der sie wohnen. Dies erweckt natürlich Neid und Mißgunst; es wird ihnen gern nachgesagt, daß sie in Handel und Wandel wenig skrupulös seien, und da in Folge christlicher theologischer Bedenken im Mittelalter das Geldgeschäft fast gänzlich in die Hände der Juden gelangt ist, und daher noch jetzt die großen Bank-Geschäfte und die Börse meist in jüdischen Händen sind, so ist vielfach das, was man jetzt Antisemitismus nennt, eigentlich nur eine andere Erscheinungsform des Antikapitalismus, welcher einen Haupttheil der sozialen Bewegung bildet. Zu diesen mehr materiellen Motiven für den Antisemitismus kommt dann als ein mehr geistiges hinzu die Rassenantipathie, deren Ursachen im einzelnen schwer zu analysieren sind, die sich aber znm großen Theil erklären dürfte als Abneigung gegen gewiße bei vielen Juden

Digitized by Google

unangenehm hervortretende nationale Eigenschaften, wie die Neigung zur Ueberhebung, zum Doktrinarismus und Skeptizismus.

Von diesen Elementen des modernen Antisemitismus entfällt, um es gleich jetzt zu sagen, für das klassische Alterthum gänzlich oder fast gänzlich das des Antikapitalismus. Die Anklage des Wuchers oder geschäftlicher Unredlichkeit finden wir von den Judenfeinden des Alterthums nie gegen die Juden erhoben. In Unredlichkeit und geschäftlicher Gerissenheit konnten ja auch Griechen und Syrer nicht überboten werden, und die Römer gaben diesen nicht viel nach. Als Kapitalisten aber haben die Juden weder in Rom noch in den hellenistischen Königreichen und Städten eine Rolle gespielt. Sie haben sich zwar hier in der Regel nicht als Landwirthe ernährt (das thaten sie nur in Palästina selbst, in Babylonien und einigen anderen Gegenden Innerasiens), sondern überwiegend als Handwerker und Handeltreibende; aber, wenn auch manche von ihnen zu behaglichem Wohlstand und auch Reichthum gelangten, so war doch, so viel wir ersehen können, im Ganzen ihre Stellung im Gewerbsleben keine glänzende oder gar dominirende, sondern eher eine gedrückte; der Großhandel und das Großgeldgeschäft wurden beherrscht durch die römischen Senatoren und Ritter, und nächst diesen durch Griechen und Syrer. Eine Ausnahme macht das Ptolemäerreich in Aegypten, in dem die Juden sich ganz besonderer Begünstigung Seitens der Herrscher zu erfreuen hatten, und sowohl als Handelsmänner wie als Steuerpächter zu bedeutendem Einfluß gelangten; dies Land wurde denn auch zur eigentlichen Heimath des Antisemitismus, und auch nur hier, nicht an anderen Orten, merken wir etwas von Rassenantipathie, für die außerhalb Aegyptens in dem Kosmopolitismus der hellenistischen Reiche und des welterobernden Römerreiches keine Stelle war.

Was die übrigen Motive des Antisemitismus betrifft, so ist es gut, Zeiten und Orte zu scheiden, wie überhaupt der Antisemitismus auch innerhalb des Alterthums zeitlich und örtlich verschiedene Gesichter zeigt. Anders war die Lage der Juden in Rom, anders im griechischen Osten, anders auch die Volksstimmung ihnen gegenüber hier und da, und wechselnd im Laufe der Jahrhunderte. Nicht Alles können wir klar erkennen. Um so mehr erscheint es mir angezeigt, hier nicht sowohl den vermuthlichen Verlauf der Dinge historisch entwickelnd darzulegen, als vielmehr analytisch zu verfahren, von der späteren Zeit bis zu den Anfängen zurückgehend, vom Bekannteren zum weniger Bekannten oder ganz Unsicheren fortschreitend.

Digitized by Google

Ueber das Judenthum in Rom ist viel geschrieben worden, namentlich von christlich-theologischer Seite, da die Anfänge des Christenthums hiermit eng zusammenhängen; hier fließen auch unsere Quellen reichlicher. Gerade hier aber kann von einem eigentlichen Antisemitismus im heutigen Sinne kaum die Rede sein.

Dem größeren gebildeten Publikum dürften am bekanntesten sein die wegwerfenden und gehässigen Aeußerungen des Tacitus über die Juden. Aber Tacitus ist kein einwandfreier Zeuge. Er sieht Alles durch die aristokratische Brille und mit den Augen des objektiv sein wollenden Historikers der großen Staatsaktionen. Die große soziale Rolle, welche die Juden im römischen Staat und in der Stadt Rom selbst gespielt haben, hat er nicht erkannt oder nicht erkennen wollen. In den Kreisen, deren Geschichte Tacitus schreibt, spielten die Juden keine Rolle und konnten sie naturgemäß nicht spielen, so lange sie Juden blieben; nur wer, wie Tiberius Julius Alexander, der Sprößling eines der vornehmsten jüdischen Geschlechter zu Alexandria, die Religion seiner Väter verließ, konnte es zu hervorragender Stellung im Staate bringen, aber auch nicht in der noch immer als die höchste und vornehmste geltenden Karriere der alten republikanischen Aemter, die den Eintritt zum Senat erschlossen, sondern nur im Privatdienst des Kaisers, in der sog. Prokuratorenkarriere. (Tiberius war zuerst Prokurator von Palästina, dann von Aegypten). Aber das waren doch auch nur seltene Ausnahmen. Daher spricht Tacitus von den Juden in Rom nur gelegentlich, und dann in verächtlicher Weise, wenn sich nämlich Maßregeln der Kaiser gegen sie richten, wie Tibers Austreibung der Juden oder Neros Christenverfolgung. Genauer auf das Judenthum einzugehen gebietet ihm das Thema seiner Geschichtsschreibung in den Historien, wo er sich anschickt, die Geschichte des jüdischen Krieges zu erzählen. Deshalb beginnt er das fünfte Buch der Historien mit einem historisch-ethnologisch-geographischen Exkurs über das jüdische Volk und Land. Er ist dabei gewiß bestrebt, objektiv das Richtige mitzutheilen, und beruft sich in seiner gewöhnlichen Weise auf verschiedene aber ungenannte Gewährsmänner. Aber freilich, die waren auch danach! Hätte er die Germania auf Berichte solcher Gewährsmänner aufgebaut, so stünde es schlimm um die Kenntniß unserer Vorzeit. Was er von der Abstammung und ältesten Geschichte, von den Sitten und der Religion der Juden erzählt, hat er den Schriften der ärgsten ägyptisch-griechischen Antisemiten entnommen, entweder direkt oder

Digitized by Google

indirekt, eines Chaeremon, Lysimachus, Posidonius, Apion; nur selten mischt sich darunter etwas Richtiges, so, wenn er von demselben Volk, das er an andrer Stelle taeterrimam gentem superstitioni obnoxiam, religionibus adversam nennt und dem er vorher den Eselskult imputirt, dann erzählt, daß es nur ein göttliches Wesen anerkenne, das nicht im Bilde dargestellt werden könne und dürfe. Das Ganze ist eine unkritische Zusammenstellung, unverarbeitet und ohne das Interesse, welches Tacitus den Germanen widmete.

Ein viel besseres Bild von der Stellung des Judenthums in Rom gegen Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. und von der Stimmung der römischen Gesellschaft gegen dasselbe liefert uns des Tacitus Zeit- und Gesinnungsgenosse Juvenal. Er stand nicht so auf der Menschheit Höhen, wie der Konsular Tacitus; er hat es nur bis zum duumvir in seiner Vaterstadt und zum tribunus cohortis im kaiserlichen Dienst gebracht, und es ist nicht unmöglich, daß die Vergeblichkeit seiner Bestrebungen, sich aus dem Mittelstand emporzuringen, Ursache für die Bitterkeit seiner Satiren geworden ist; aber eben deßwegen hat er auch bessere Kenntniß des Mittelstandes, und das macht ihn uns als Quelle für die Erkenntniß der sozialen Verhältnisse Roms so schätzbar. Als einen eingefleischten Antisemiten lernen wir ihn in der dritten Satire kennen; das ist aber ein Antisemitismus, der sich nicht gegen die Juden kehrt. Der alte Umbricius, das ist die Fiktion, verläßt Rom, um in eine Landstadt überzusiedeln, weil es in der Hauptstadt nicht mehr zu ertragen ist. Auf anständige Weise kann man sich dort überhaupt nicht mehr durchbringen. Daran tragen die Hauptschuld die Griechen, mit denen Rom jetzt so überschwemmt ist, daß es eine griechische Stadt scheint. Freilich, wie viel Prozent von dem Gesindel sind eigentlich Griechen? Aus Thracien und Karien, aus Syrien und Babylonien kommen sie nach Rom und machen den Römern auf allen Gebieten Konkurrenz. So ein hungriger Grieche kann Alles, er ist Grammatiker oder Maler oder Masseur oder Seiltänzer oder Arzt: befiehl, und er fliegt in den Himmel. Von behendem Geist, von unbeirrbarer Unverschämtheit, von verblüffender Redegewandtheit, verschlagen, gewandt, skrupellos, in allen Sätteln gerecht, weiß er auf jede Weise emporzukommen und die eigentlichen Römer zu verdrängen. Ist es nicht, als hörte man einen heutigen Antisemiten reden? Aber Juvenal hat, wie gesagt, nicht die Juden im Auge, sondern die hellenisierten Semiten jeder Art, namentlich die Syrer. Die Juden beehrt er nicht mit seinem Haß; sie sind ein Gegenstand

Digitized by Google

seiner Verachtung und spielen in seiner Satire nur eine untergeordnete Rolle. Er ereifert sich darüber, daß der Hain der Camenen an die Juden verpachtet ist, bettelhaftes Volk, dessen ganzes Hausgeräth in ihrem Korb mit Heu (zur Warmhaltung der Speisen für den Sabbath) besteht. Was es im Einzelnen mit dieser Verpachtung für Bewandtniß hat, wissen wir nicht, wir sehen nur, daß die Juden als bettelhaft geschildert werden, wie denn auch Juvenals Freund Martial von den auf den Bettel dressirten Judenknaben spricht, welche die Straßen Roms unsicher machen. Wie die jeunesse dorée damals in Rom mit Juden oder solchen, die sie für Juden oder Judengenossen hielt, umzugehen pflegte, darauf läßt schließen, was Juvenal wiederum in derselben dritten Satire sagt, wo er von der nächtlichen Unsicherheit auf den Straßen Roms spricht. Wenn ein ruhiger Spießbürger Nachts nach Haus geht, so riskirt er, von betrunkenen jungen Herrn angerempelt und gestellt zu werden: „Wo kommst Du her? bei wem hast Du Deinen Krätzer getrunken und Deine Kaldaunen gegessen? Was? Keine Antwort? Rede oder es setzt Hiebe! Wo hast Du Deinen Stand? in welcher Synagoge suche ich Dich?" Hieraus ziehen wir aber eine weitere Lehre. Wenn der alte Umbricius sich beklagt, daß er für einen Juden oder Judengenossen gehalten würde, so muß die Zahl beider Kategorien in Rom doch sehr groß gewesen sein. In der That kennen wir aus jüdischen Grabinschriften nicht weniger als sieben Synagogengemeinden in Rom, es hat aber sicherlich noch mehr gegeben. Die Gesammtbevölkerung von Juden in der Stadt Rom zur Zeit des Tiberius wird auf etwa 60000 Köpfe geschätzt. Noch viel größer aber war die Zahl der Proselyten, d. h. der Heiden, welche ihr religiöses Bedürfniß zum Judenthum trieb, welche nach jüdischem Gesetz lebten ohne doch zum Judenthum selbst überzutreten. Dies waren zwar meistentheils Frauen, namentlich solche, von denen Juvenal in der sechsten Satire sagt, daß sie aus Gewissensbissen ihre Zuflucht nehmen zum Isispriester, und

Räumete jener den Platz, dann, lassend ihr Heu und den Tragkorb,
Kommet die Jüdin zitternd und bettelt zum lauschenden Ohre,
Als Dolmetsch der Gesetze von Solyma, als des Gehölzes
Hochpriestrin und des Himmels betrauete Zwischengesandte.

(Diese thut es freilich billiger als jener,

denn wenige Münze
Fordern die Juden, um Träume, wie solche Du willst, zu verkaufen).

Digitized by Google

Aber auch Männer alles Standes hielten das mosaische Gesetz, und solche Judengemeinschaft vererbte sich natürlich in den Familien. Das veranlaßt Juvenal zu der Klage in der 14. Satire, welche vom üblen Einfluß der Gewohnheiten der Eltern auf die Kinder handelt:

Einige, denen ein Vater, den Sabbath scheuend, zu Theil ward,
Beten zu nichts als den Wolken und machen den Himmel zur Gottheit,
Denken sich auch als gleich mit dem menschlichen Fleische das Saufleisch,
Des sich der Vater enthielt; bald kürzen sie gar sich die Vorhaut.
Aber gewohnt zu verachten des Römischen Staates Gesetze,
Lernen sie jüdisches Recht auswendig, befolgen und fürchten,
Was in verborgener Roll' als Vorschrift Moses ersonnen:
Keinem den Weg zu zeigen, der nicht sei nämlichen Glaubens,
Und zum gesuchteten Quell allein die Beschnitt'nen zu weisen.
Schuld ist aber der Vater, der jegliches siebente Tagslicht
Nichts that und vom Beruf auch nicht anrührte das Mindste.

Hier sehen wir auch die Hauptvorwürfe, welche den Juden gemacht werden, nämlich vor Allem die durch die levitischen Reinheitsgesetze erforderte strenge Absonderung von den Nichtjuden, und der pharisäische Glaubenshochmuth, welcher zu der geringen Rolle, die das Judenthum im materiellen Leben spielte, in einem lächerlichen Gegensatz zu stehen schien.

Wir erkennen aus den mitgetheilten Stellen Juvenals, daß es damals in Rom zwei Strömungen gab, eine judenfreundliche, namentlich bei den Frauen und im niederen Bürgerstand (durch sie wurde der schließliche Sieg des Christenthums theils vorbereitet, theils gefördert), und eine judenfeindliche in den vornehmen und gebildeten Kreisen, die auf das Judenthum mit Verachtung und Widerwillen herab blickten. Nicht immer war die Stimmung der maßgebenden Kreise Roms gegen die Juden so feindlich gewesen. Damals war die Ursache dazu der jüdische Krieg, durch den, wie einst durch die Makkabäerkriege, der Fanatismus des extremen Judenthums entfesselt und den Römern recht kraß entgegengetreten war. Aber hundert Jahre früher, in der Zeit des Augustus, sehen wir die Dichter der guten Gesellschaft geradezu mit dem Judenthum kokettiren und dem Einfluß desselben auf weite Kreise Rechnung tragen. Horaz spottet zwar der Bekehrungswuth der Juden (wenn Du mir das Versemachen nicht zugestehen willst, sagt er in

Digitized by Google

der vierten Satire des ersten Buches, so wird eine große Schaar von Dichtern mir zu Hilfe kommen, und dann werden wir Dich, wie die Juden, zwingen, uns beizutreten) und spöttisch ist ja auch die bekannte Stelle in der neunten Satire. Um dem lästigen Schwätzer zu entgehen, der durchaus von ihm bei Mäcenas eingeführt werden will, ruft Horaz einen gerade ihm begegnenden Freund an: „Du wolltest doch mit mir eine geschäftliche Angelegenheit besprechen." „Ich weiß wohl" erwidert dieser, der sich ein boshaftes Vergnügen daraus macht, Horaz zappeln zu lassen, „aber heute ist der dreißigste Sabbath: willst Du es mit den Juden verderben?" „O, ich mache mir kein Gewissen daraus" ruft Horaz. „Aber ich" sagt jener, „ich bin nicht so geistesstark, mir gehts wie den Meisten". Daraus geht doch immerhin hervor, daß jüdische Neigungen in der damaligen gebildeten und feinen Gesellschaft stark verbreitet waren. Dasselbe ersehen wir aus einigen Stellen anderer Dichter der Zeit. Denn wenn Tibull unter den Dingen, die ihn vom Antritt einer Reise abhalten, neben üblen Vorzeichen aller Art auch den Tag des Saturn (d. h. den jüdischen Sabbath) nennt, wenn Ovid dazu räth, sich von der schleunigen Abreise durch nichts abhalten zu lassen, weder durch den römischen Nationalunglückstag der Allia noch durch den Sabbath, so ist das bei Beiden ernst gemeint. Ebenso, wenn Ovid in seiner „Kunst zu lieben" dem Liebhaber im Interesse seines Geldbeutels räth, das Liebchen nicht an ihrem Geburtstag oder einem der Festtage zu besuchen, an denen es Sitte war, sich zu beschenken, sondern an dem Unglückstag der Allia, „oder am siebenten Tag, der nicht zu Geschäften sich eignet, den als stehendes Fest Syriens Jude begeht."

Damals war das Judenthum den Römern freilich noch etwas ziemlich Neues. Denn erst etwa 50 Jahre vorher, nach der Eroberung Jerusalems durch Pompejus, waren Juden in größerer Menge nach Rom gelangt, allerdings nur als Kriegsgefangene, die auf dem Sklavenmarkt verkauft wurden. Aber es hatte sich bald gezeigt, daß diese jüdischen Sklaven ganz unbrauchbar waren, da sie durch keine noch so harten Strafen bewogen werden konnten, von der Beobachtung der jüdischen Sabbath- und Speisegesetze abzulassen; deswegen waren sie meist sehr bald freigelassen worden, und waren als Freigelassene auch sicher für ihre bisherigen Herren nützlicher als sie es als Sklaven gewesen wären. Daß diese Menge jüdischer Freigelassener sich binnen Kurzem als ein nicht unwesentlicher Faktor des öffentlichen Lebens in Rom bemerkbar

Digitized by Google

machte, zeigt uns eine höchst interessante Stelle in einer Rede Ciceros, der für Flaccus. Dieser Flaccus war in demselben Jahre, in welchem Pompejus Jerusalem eroberte, Statthalter der Provinz Asien gewesen und hatte sich dort der üblichen Erpressungen schuldig gemacht. Er wurde deswegen verklagt und der Prozeß kam drei Jahre später zur Verhandlung. Unter den Geschädigten waren auch die jüdischen Gemeinden Kleinasiens, denen er die für den Tempel in Jerusalem gesammelten Gelder weggenommen hatte. Es ist nun sehr bezeichnend, wie Cicero diesen Gegenstand in seiner Rede behandelt. „Ich komme nun, sagt er, auf die Beschuldigung wegen des jüdischen Goldes. Dieses Punktes wegen habt ihr (die Ankläger) es durchgesetzt, daß der Prozeß gerade in diesem Lokal, vor dem zahlreichen Publikum dort auf den Aurelischen Stufen verhandelt wird; ihr wißt, wie groß ihre Zahl, wie zäh ihr Zusammenhalten ist, was sie in den Versammlungen vermögen. Ich werde daher leise reden, damit nur die Richter mich hören, denn es giebt Leute, welche jenes Gesindel auf mich und alle Leute von adliger Gesinnung hetzen möchten." Die Verhandlung fand nämlich in dem Aurelianischen Tribunal statt, welches mit amphitheatralischen Zuhörertribünen versehen war und deshalb von besonders zahlreichem Publikum besucht zu werden pflegte, das häufig durch seine Kundgebungen auf die Parteien oder das Richterkollegium Einfluß zu üben versuchte. Die Juden erscheinen also hier als eine starke Partei des Publikums, welche nicht nur ihre eigenen Interessen verfolgt, sondern auch energische und erfolgreiche demokratische Agitation betreibt. Das ist nichts Wunderbares. Das pharisäische Judenthum (und damals war der Pharisäismus schon durchaus herrschend) ist seiner Natur nach demokratisch. Daher ist es Optimaten, wie Pompejus und Cicero, unsympathisch, daher ist umgekehrt der Führer der römischen Demokratie, Cäsar, der geborene Freund der Juden, und das Judenthum steht auf der Seite Cäsars. Das offenbarte sich sofort, als der Kampf zwischen Cäsar und Pompejus zum Austrag kam. Als Pompejus dem Entscheidungskampf in Italien aus dem Wege ging, und es sich zeigte, daß dieser in den Provinzen und zwar namentlich den östlichen, in denen Pompejus ein Dezennium früher fast als Alleinherrscher geschaltet hatte, auszukämpfen sei, wollte Cäsar den von Pompejus seinerzeit nach Rom gefangen mitgeführten jüdischen Prätendenten Aristobulos mit zwei Legionen nach Syrien schicken; die Pompejaner vereitelten das, indem sie den Aristobul

Digitized by Google

vergifteten. Als dann, zwei Jahre später, Cäsar in Alexandria von den Aegyptern eingeschlossen und in äußerster Noth war, da war es der jüdische Majordomus Antipater, der am energischesten zu seiner Rettung eingriff. Cäsar stattete königlichen Dank ab, indem er Antipaters Herrn Hyrkan zum erblichen Hohenpriester und „Volksherrscher", den Antipater selbst zum Statthalter Judäas ernannte, überhaupt aber im ganzen Reiche den Juden sich gnädig erwies, ihre Vorrechte bestätigte und vermehrte, weshalb nach seiner Ermordung sich die Juden Roms durch besonders leidenschaftliche Klagen hervorthaten.

In der Zeit der Verwirrung, die auf Cäsars Tod folgte, wetteiferten die streitenden Parteien, sich durch Gnadenbeweise das Wohlwollen der Juden zu erhalten (wir wissen das aus einer ganzen Anzahl von Dekreten aus dieser Zeit, die uns Josephus erhalten hat); andererseits wußten Antipater und dann dessen Sohn Herodes, dem die Geschichte nicht unverdient den Namen des Großen gegeben hat, in der geschicktesten Weise zu laviren, sich immer der Seite zuzuwenden, welche siegreich blieb und für sich und das Judenthum Vortheile herauszuschlagen. Namentlich des Augustus Gunst trachtete Herodes sich durch die eifrigste Dienstbeflissenheit zu erwerben und zu erhalten, und Augustus war gegen diese Umwerbung nicht unempfindlich, wußte aber auch wohl die kluge Energie des idumäischen Usurpators (der schon von Antonius, noch vor der Entscheidung bei Actium, zum König von Judäa ernannt worden war) zu schätzen; er erweiterte dessen Reich fortwährend durch Schenkungen und gestattete, daß die Söhne des Herodes in Rom in einem der vornehmsten Häuser (bei Asinius Pollio) erzogen wurden. Die wiederholten Huldigungsbesuche des Herodes erwiderte er zwar nicht selbst, sandte aber an seiner Statt den damaligen Mitregenten und designirten Nachfolger Agrippa nach Jerusalem, wo derselbe mit ungeheurem Jubel empfangen wurde.

Auch nach dem Tode des Herodes blieben die Beziehungen seines Hauses zu Augustus und dessen Familie, namentlich auch zu den weiblichen Mitgliedern derselben. Des Herodes Schwester Salome vermachte die Städte, deren Besitz ihr nach Herodes Tode zugefallen war, der Kaiserin Livia. Ihre Tochter Berenike war noch vor des alten Herodes Tode mit ihrem Sohn Agrippa nach Rom gekommen. Da wurde sie mit Antonia, der Wittwe des älteren Drusus, befreundet, ihr Sohn mit dem jungen Drusus, dem Sohn des Tiberius. Doch die auf diese Freundschaft mit dem Thron-

Digitized by Google

folger gegründete Spekulation schlug fehl; Drusus wurde von Sejan vergiftet, und Agrippa mußte, tiefverschuldet, Rom verlassen. Nach dreizehn Jahren eines wechselvollen und abenteuerreichen Lebens gelang es ihm, beim alten Tiberius auf Capri wieder anzukommen, der ihm die Aufsicht über seinen leiblichen Enkel Tiberius anvertraute. Agrippa aber schloß sich in richtiger Voraussicht dessen, was kommen würde, vielmehr an Gajus an, und diesmal glückte die Spekulation; nach Gajus' Thronbesteigung wurde er mit den Tetrarchieen von Batanäa, Trachonitis, Auranitis Gaulanitis, bald auch Galiläa und Peräa belohnt, und als er nach des Caligula Ermordung wesentlich dazu beigetragen hatte, daß Claudius den Thron bestieg, erhielt er von diesem auch noch Judäa und Samaria. Auch nach dem Sturz der julischen Dynastie suchten die Herodäer ihre Beziehungen zu den römischen Herrschern aufrecht zu erhalten; sehr bekannt ist ja die Liebesgeschichte zwischen Titus und der schönen Berenike, der Schwester und Buhlerin Agrippas II. Aber hierbei handelte es sich nicht mehr um die Herrschaft in Palästina und um das Judenthum: Berenikes Ehrgeiz ging höher, sie wollte Kaiserin werden, und nur an der allgemeinen Unzufriedenheit der römischen Bevölkerung scheiterte dieser Plan. Mit dem Tode Agrippas II. verschwinden die Herodäer aus der Geschichte.

Solche Beziehungen der Kaiser zum jüdischen Herrscherhause mögen auf die römische Gesellschaft einen gewissen Einfluß ausgeübt haben; auf die Politik der Kaiser gegenüber dem Judenthum blieben sie im Wesentlichen einflußlos. Hierbei ist Zweierlei zu unterscheiden: die persönliche Politik der Kaiser und die prinzipielle Politik des Staates. Jene war eine schwankende, je nach der Individualität und den persönlichen Sympathien und Antipathien der einzelnen Herrscher wechselnde, diese war eine konstante. Augustus hatte das Judenthum begünstigt aus politischen Gründen, denn sympathisch war es ihm nicht, wie wir aus verschiedenen Aeußerungen von ihm wissen: Tiberius ordnete im Jahre 19 eine große Reinigung Italiens von ägyptischen und jüdischen Kulten an (wie dergleichen auch unter der Republik öfter vorgekommen war); 4000 jüdische Freigelassene wurden zum Kriegsdienst nach Sardinien transportirt (als Polizeitruppe gegen die Räuber): si ob gravitatem caeli interissent, vile damnum, wie Tacitus sich höhnisch ausdrückt; die Uebrigen mußten ihren Glauben abschwören oder Italien verlassen. Daß Tiberius sich

Digitized by Google

zu diesem Vorgehen durch sachliche Erwägungen leiten ließ, kann bei dem Charakter dieses Herrschers nicht bezweifelt werden; anders stand es mit Caligula, der in Folge seines Cäsarenwahnsinns nicht nur gegen die Judenhetze in Alexandria, welche sich die Verweigerung des Kaiserkultes durch die Juden zum Vorwand nahm, nicht einschritt, sondern durch das Verlangen, daß sein Bild im Tempel zu Jerusalem aufgestellt werde, in Judäa selbst einen gefährlichen Aufstand zu entfachen im Begriff war, als ihn zum Heil der Welt das Schwert Chäreas hinwegraffte. Sein Nachfolger Claudius erließ zwar ein Toleranzedikt zu Gunsten der Alexandrinischen Juden, später aber hat er, wie es scheint durch Unruhen, welche durch die neue Sekte der Christen innerhalb der jüdischen Gemeinden Roms hervorgerufen wurden, veranlaßt, den jüdischen Kult in Rom inhibirt und vielleicht die Widerstrebenden ausgewiesen (Iudaeos impulsore Chresto assidue tumultuantes Roma expulit, Sueton. Claud. 25; eine viel umstrittene Stelle). Ganz planlos war Neros Verhalten gegen die Juden. Obwohl seine Geliebte und spätere Gemahlin Poppäa jüdische Proselytin war, machte er doch die Christen, d. h. nach damaliger Auffassung eine jüdische Sekte, für den Brand Roms verantwortlich*), in Judäa aber ließ er der Willkür und Brutalität der Prokuratoren so freies Feld, daß der Aufstand der Juden und der für die Verhältnisse des damaligen römischen Reiches furchtbare jüdische Krieg die nothwendige Folge war.

Diese Schwankungen im Verhalten gegen das Judenthum, bei denen eine gewisse Feindseligkeit allerdings öfter hervortritt als Wohlwollen, und die in gewisser Weise ein Reflex der Volksstimmung sind, können aber nur als subjektive impulsive Aeußerungen der jedesmal an der Spitze des Staates stehenden Individuen betrachtet werden: daneben blieb, dem konservativen Charakter des römischen Staatsgedankens entsprechend, die staatsrechtliche Stellung der Juden immer dieselbe, wie sie seit Cäsar festgestellt war, d. h. eine außergewöhnlich privilegirte. Waren doch die jüdischen Kultusgemeinden die einzigen im römischen Reich, welche vom Kaiserkultus dispensirt waren! Zwar Caligula versuchte sie dazu zu zwingen: Claudius kehrte sofort zur bisherigen Praxis zurück. In der That war diese Freiheit die einfache logische

*) Es ist jedoch auch (von Renan u. a.) daran gedacht worden, daß die orthodoxen Juden gerade den Einfluß der Poppäa dazu benutzten, um der verhaßten Christensecte Schaden zu thun.

Digitized by Google

Konsequenz der den Juden ertheilten Berechtigung der freien Religionsübung, der Erlaubniß, „nach ihren heimischen Gebräuchen zu leben“. Aus dieser ergaben sich auch alle anderen Bevorrechtungen.

Die jüdischen Kultusgemeinden im römischen Reich fallen unter die Kategorie der Kollegia, d. h. der staatlich anerkannten Vereine, Gesellschaften, Klubs, deren es in Rom zu den verschiedensten Zwecken gab. Als Julius Cäsar im Jahre 47 v. Chr. alle Vereine mit Ausnahme der althergebrachten aufhob, nahm er die jüdischen ausdrücklich aus. Aus der damit bestimmt ausgesprochenen staatlichen Anerkennung ergaben sich nun für die jüdischen Gemeinden ganz von selbst das Versammlungsrecht und das einer eigenen Organisation behufs Verwaltung der Gemeindeinteressen. Jede Gemeinde hatte eine Gerusie (Aeltestenkollegium) mit einem geschäftsführenden Ausschuß (den Archonten) und einem Gemeindevorsteher (Gerusiarch, in Alexandria Ethnarch, d. h. Volksvorsteher, genannt). Eigene Vermögensverwaltung versteht sich von selbst; ausdrücklich aber wurde den jüdischen Gemeinden das Recht zugestanden, unter sich die Tempelsteuer (zwei Drachmen pro Kopf des Erwachsenen) zu erheben und nach Jerusalem abzuführen, ein Recht, welches sie sich wiederholt haben wieder erstreiten müssen. Ferner ergab sich aus der Eigenart des Mosaischen Gesetzes, welches sich ja nicht nur auf die Kultushandlungen, sondern auch auf die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens bezieht, die Konzession einer eigenen Jurisdiktion unter den Gemeindemitgliedern. Mit Rücksicht auf das Verbot, am Sabbath zu arbeiten, wurde den Juden Militärfreiheit zugestanden, ferner durften sie nicht zum Erscheinen vor Gericht am Sabbath gezwungen werden, und erhielten die öffentlichen Spenden statt am Sabbath am darauf folgenden Tage. Wenn Oel ausgetheilt wurde, so erhielten die Juden dafür baar Geld.

Von diesen Vergünstigungen wissen wir namentlich aus den von Josephus mitgetheilten Edikten. Dieselben stammen zum größten Theil von Cäsar und Beamten desselben her, oder bestätigen das von diesen Verfügte. Es liegt daher nahe, in Cäsar den eigentlichen Begründer der jüdischen Privilegien zu sehen, und das ist auch direkt ausgesprochen worden. Es ist aber nicht richtig. Cäsar hat den Juden im Wesentlichen nur die staatsrechtliche Stellung bestätigt, in welcher er sie schon im griechischen Osten vorfand, und dieselbe auf den römischen Westen übertragen (daß

Digitized by Google

die rechtliche Stellung der Juden im Occident eine andere gewesen sei als im Osten, ist eine unerwiesene Behauptung Mommsens; nur haben sie im Occident nie die Bedeutung erlangt wie im Orient). Denn wir haben einzelne Edikte ganz ähnlichen Inhalts, welche schon vor Cäsars Erscheinen im Orient (im Jahre 49) von Pompejanern erlassen sind. Und bei dem schon erwähnten Repetundenprozeß gegen Flaccus im Jahre 59 hätten die Juden nicht in der Weise klagend auftreten können, wenn Flaccus nicht gegen die bis dahin geübte Praxis der römischen Statthalter, aus der jene ein Recht ableiteten, verfahren wäre. Cäsar hat also nur das, was bis dahin allgemeine Praxis gewesen war (von der nur Einzelne, wie Flaccus, gelegentlich abwichen) sanktionirt. Diese Praxis entspricht auch dem ganzen Charakter der römischen Politik in Bezug auf die inneren Verhältnisse des annektirten Orients, welche im Allgemeinen die Tendenz zeigt, die bestehenden Zustände zu konserviren, und sich dabei mit Vorliebe als Beschützerin der Unterdrückten aufspielt und denselben die ihnen bestrittenen Rechte restituirt. Als die Bedrückten waren aber hier die Juden den Römern wahrscheinlich von Anfang an entgegen getreten, wie wir sie den Römern gegenüber diese Rolle schon zur Zeit der Makkabäerkriege spielen sehen und wie sie es dann unter Antonius und Augustus thaten, wo wir uns auch davon überzeugen können, daß in der That ihre Privilegien widerrechtlich mißachtet wurden.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Juden schon vor der Römerherrschaft in einer großen Anzahl griechischer Städte auf den Inseln des Archipels, in Kleinasien, Syrien und Afrika (hier besonders Alexandrien und Cyrene) die privilegirte staatsrechtliche Stellung hatten, welche ihnen dann von den Römern bestätigt worden ist. Ja, es scheint, daß sie sogar noch größere Rechte gehabt haben. Wenigstens behauptet Josephus, daß die Juden in Alexandria, Antiochia, Ephesus und anderen Städten sogar das Bürgerrecht gehabt hätten, und zwar sei ihnen das in Alexandria von Alexander selbst ertheilt, von den späteren Königen und von Cäsar bestätigt worden, ebenso habe ihnen Seleukos das Bürgerrecht in sämmtlichen von ihm gegründeten Städten ertheilt. Die Juden in Ephesus behaupteten, ihr Bürgerrecht von Antiochos Theos erhalten zu haben.

Solche politische Gleichberechtigung von Nichtgriechen, die außerdem noch ihrer Religion und Nationalität nach privilegirt sind, erscheint allerdings zunächst als etwas mit dem Wesen

Digitized by Google

jener griechischen Städterepubliken ganz Unvereinbares, und die Richtigkeit jener Behauptung des Josephus ist daher in neuerer Zeit von Autoritäten wie Mommsen, Gutschmid, Wellhausen bestritten worden. Nur wissen diese Männer keine probable Erklärung dafür zu geben, wie Josephus zu seiner Behauptung kommt. Daß er aus Mangel an Verständniß für das Wesen des Bürgerrechts dies behauptet habe, ist ebensowenig wahrscheinlich, als daß er mala fide die Bevorrechtung von Peregrinen als Gleichberechtigung mit den Bürgern habe hinstellen wollen. Wir müssen uns nur vergegenwärtigen, daß er in einer judenfeindlichen Zeit seine Bücher in apologetischer Tendenz schrieb und auf griechische Leser berechnete, also riskiren mußte, bei falschen Angaben über solche Dinge sofort entlarvt zu werden. Die von ihm mitgetheilten Aktenstücke beweisen allerdings für diese Frage nichts, in ihnen ist nur von den Privilegien der Juden, nicht von ihrem Bürgerrecht die Rede; hinsichtlich des Letzteren giebt er nur die jüdische Tradition wieder: und daß die Juden in Alexandria, Antiochia, Ephesus und vielen anderen Städten zur Zeit des Augustus in der That den Anspruch auf den Besitz des Bürgerrechts in diesen Städten erhoben, geht auch aus anderen Belegen hervor. Wie hätten sie das aber in so vielen Städten thun können, wenn sie nicht aktenmäßige Beweise dafür gehabt hätten? Das Archivwesen war bekanntlich sehr entwickelt und die Bürgerlisten wurden sorgfältig geführt. Daß die Ansprüche der Juden aber von den Römern anerkannt wurden, erweist die Thatsache, daß sie sich in Alexandria Alexandriner, in Antiochia Antiochener nennen und so in jeder der betreffenden Städte mit dem Bürgernamen bezeichnen durften (statt: „die in Alexandria oder Antiochia ꝛc. wohnenden"). Und gerade das Auftreten der jonischen Städte gegen die Juden zur Zeit Augusts (welches im Jahre 14 v. Chr. zu einer Gerichtsverhandlung in Kleinasien unter dem Vorsitz Agrippas und im Beisein des Herodes führte, die uns Josephus ausführlich beschrieben hat) ist ein Beweis, daß die Juden das Bürgerrecht hier in der That besaßen. Denn wenn sich die Juden bei den römischen Beamten beklagen, daß sie von den Städten, d. h. Magistrat und Bürgerschaft, gehindert werden, ihrem Kultus nachzuleben (worin jene zum Theil so weit gingen, daß sie die Sabbathfeier mit Geldstrafe belegten) und die Tempelsteuer nach Jerusalem abzuführen, so erklärt sich dies Verfahren der Magistrate eben nur dann, wenn die Juden Bürger waren und über der Erfüllung ihrer Kultus-

Digitized by Google

pflichten ihre Bürgerpflichten vernachlässigten. Wären sie einfache Kultusgemeinden von Nichtbürgern, Peregrinen, gewesen, so würde ihnen der heimische Kult wohl ebenso gestattet worden sein wie den Syrern, Aegyptern und Anderen, die jedenfalls auch an die heimischen Heiligthümer Geld abgeführt haben werden. Wenn sie aber einen Theil der Bürgerschaft ausmachten, so konnte es ihnen wohl von der übrigen Bürgerschaft verdacht werden und deren Zorn reizen, daß sie unter sich eine förmliche Steuer erhoben, um sie außer Landes zu schicken, und so mochte die Bürgerschaft wohl ein Recht zu haben glauben, dagegen einzuschreiten und den Ertrag dieser Steuer zu konfisziren und für gemeine Zwecke zu verwenden; und wenn die Juden gehindert wurden, ihren Gottesdienst zu begehen, so erklärt sich das wiederum ebenfalls nur daraus, daß sie, obwohl Bürger, sich doch weigerten, an den offiziellen Kulten der Stadt Theil zu nehmen. So verlangten denn auch eben bei jenem Gerichtsstreit der Städte und der Juden vor Agrippa die jonischen Griechen ausdrücklich: wenn die Juden an dem von Antiochos Theos uns verliehenen Stadtrecht Antheil haben wollen, und wenn sie, wie sie behaupten, Volksgenossen von uns sind, so sollen sie auch unsere Götter verehren.

Daß im Uebrigen in den öfter erwähnten Dekreten vom Bürgerrecht kaum die Rede ist, erklärt sich daraus, daß das Bürgerrecht in den griechischen Städten damals einen praktischen Werth eigentlich nicht mehr hatte; wirklichen Werth hatte zu der Zeit nur das römische Bürgerrecht, und daß dieses sehr viele Juden damals schon besaßen, geht eben aus diesen Dekreten hervor. Um so weniger ist wahrscheinlich, was Wellhausen zur Erklärung der Behauptung des Josephus vorbringt: „wahr kann nur sein, daß sie zwei oder drei Jahrhunderte später (d. h. nach Alexander) das makedonische Bürgerrecht hie und da theilweise besessen haben, nachdem dessen Werth sehr gesunken und es vielleicht käuflich geworden war.“ In dieser Zeit würden praktische Leute wie die Juden keinen Werth mehr darauf gelegt haben. Vielmehr ist es durchaus das Wahrscheinliche, daß sie in der That in diesen Städten das Bürgerrecht schon in früherer Zeit, als es noch von rth war, Bürger einer ziemlich unabhängigen Stadtgemeinde in, erhalten haben, und zwar nicht käuflich Einzelne, sondern e Gemeinden, natürlich zu bestimmten Zwecken, in Erwartung ſſer, wenn auch imponderabler Gegenleistungen; und daß

Digitized by Google

das nicht von den griechischen Gemeinden ausgegangen ist, leuchtet ein: somit bethätigt sich aus inneren Gründen die Nachricht des Josephus, daß es die makedonischen Könige, d. h. die sog. Diadochen und Epigonen, waren, welche den Juden diese eigenartige Stellung anwiesen, und zwar zunächst natürlich in den neugegründeten Städten. Und da die Nachfolger Alexanders im Wesentlichen nur dessen Ideen weiter ausgeführt haben, so ist es ganz wahrscheinlich, daß auch für diese Einrichtung Alexander selbst als Urheber zu betrachten ist. Wir stehen also vor der merkwürdigen Thatsache, daß Alexander, der die Hellenisirung des Orients am Besten dadurch zu fördern glaubte, daß er hier überall griechische Städterepubliken anlegte, in diesen rein griechischen Staatswesen (denn die Makedonen gelten in dieser Zeit vollständig als Griechen) einem einzigen nicht griechischen Volksstamm, den Juden, nicht nur das Bürgerrecht, d. h. politische Gleichberechtigung mit den Griechen und Makedonen verlieh, sondern außerdem auch noch besondere politische Bevorrechtungen mit Rücksicht auf ihren Kultus zugestand.

Wie ist dies zu erklären? Wir müssen uns zu diesem Zweck vergegenwärtigen, in welcher Art die ersten Berührungen zwischen Griechen und Juden vor sich gingen.

Als Alexander den Orient erschlossen hatte, da trat den Griechen neben vielem anderem Neuen auch das Volk der Juden entgegen, von dem sie vorher kaum eine Kenntniß gehabt hatten. Dies Volk erschien ihnen ganz merkwürdig und einer besonderen Beachtung werth. Hier fand man Etwas, was die Philosophie und das religiöse Empfinden der Zeit anstrebte, verwirklicht: eine reine Gottesidee, eine geoffenbarte Religion, einen Verkünder des göttlichen Willens und Gesetzgeber Moses, strenge Pflichterfüllung, strenge religiöse Regelung des ganzen Lebens, Befolgung von Speiseregeln, Fasten u. dgl. m. Hier fand man also zusammen, und durch ein ganzes Volk streng durchgeführt, was auf griechischem Boden zerstreut und in Ansätzen vorhanden war, im Orakelwesen, in den orphischen Mysterien, in den Bestrebungen früherer Gesetzgeber und Philosophen (man denke z. B. an die Pythagoreischen Lehren und die Versuche, sie staatlich durchzuführen). Man fand ein ganzes Volk von frommen Philosophen und bewunderte seine Zucht. Die griechischen Gelehrten der Zeit faßten daher die Juden geradezu als eine philosophische Sekte auf, als die gelehrte und

Digitized by Google

priesterliche Kaste der Syrer, und verglichen sie mit den Brahmanen Indiens und den persischen Magiern.

Bedenken wir nun, welche große politische Bedeutung damals die Philosophie in der griechischen Welt hatte, bedenken wir, daß Plato und Aristoteles die Forderung aufgestellt hatten, die Staaten müßten durch Philosophen regiert werden, daß Alexander sich von Aristoteles berathen ließ, der für ihn auch ein besonderes Buch über Städtegründungen schrieb, und daß Alexander bei seinen Städtegründungen mit bewußtem Plane vorging, so werden wir es nicht mehr für ganz unglaublich erachten, daß er die Juden in diesen Plan hineinzog. Seine Absicht war ja eine Verschmelzung von Griechenthum und Orient; welches orientalische Element konnte für die Förderung dieses Planes geeigneter erscheinen als die Juden, die sich dem aufgeklärten Hellenenthum so wesentlich näher zu stellen schienen als die übrigen Orientalen? Dazu kommt ein Zweites, was der geniale Mann schnell erfaßt haben wird. Gegenüber den durch den Krieg verwöhnten und verwilderten Veteranen und den griechischen Abenteurern, welche den Hauptstock der neuen Städte bildeten (man muß an moderne amerikanische Städtegründungen denken), konnten die Juden ein stabiles zuverlässiges Element abgeben. Die Zuverlässigkeit der Juden haben die späteren makedonischen Könige sowohl wie die Römer oft erproben können, sie war erweislich der Hauptgrund ihrer Bevorzugung — das heißt in der Diaspora! Palästina selbst bleibt bei dieser ganzen Frage außer dem Spiel.

Ist nun diese Diaspora durch Alexander und seine Nachfolger geschaffen, d. h. sind diese in den griechisch-orientalischen Reichen überall zerstreuten jüdischen Gemeinden mit Gewalt oder durch Versprechungen aus Palästina gezogen worden? So wird es traditionell dargestellt, aber ich glaube es nicht. Die ungeheure Ausdehnung der Diaspora würde sich dadurch nicht erklären. In Judäa können zu Alexanders Zeit, sehr starke Bevölkerung angenommen, nicht mehr als höchstens 500000 Menschen gewohnt haben. Drei Jahrhunderte später saßen allein in Aegypten eine Million Juden (nach der Angabe Philos; darunter sind aber wahrscheinlich nur die Männer verstanden); in der römischen Provinz sien, d. h. der vorderen Hälfte Kleinasiens ohne die freien Städte, n man für die Zeit des oben erwähnten Flaccus aus den An- en über die von ihm konfiszirten Tempelgelder etwa auf 000 Juden schließen (d. h. wohl ziemlich zehn Prozent der Ge-

Digitized by Google

sammtbevölkerung). Ziehen wir in Betracht, daß die Juden in ganz Syrien, Kleinasien, auf den Inseln u. s. w. in großen Mengen saßen, so werden wir die Gesammtdiaspora zur Zeit von Christi Geburt wohl auf fünf Millionen veranschlagen können. Das wäre also in drei Jahrhunderten eine Vermehrung auf das Zehnfache. Das ist bei der großen Produktivität der jüdischen Rasse an sich nicht unmöglich, legt aber doch den Gedanken nahe, ob nicht schon Alexander eine ziemlich starke jüdische Diaspora im persischen Reich vorgefunden hat. Daß dies in der That der Fall war, darauf führen nicht nur manche Andeutungen bei den kleinen Propheten, sondern auch ein uns erhaltener merkwürdiger Bericht über eine Zusammenkunft des Aristoteles mit einem Juden. Als sich Aristoteles nach Platos Tode bei seinem Freunde Hermeias in der gegenüber von Lesbos an der kleinasiatischen Küste liegenden Stadt Atarneus aufhielt, also lange vor Alexanders Thronbesteigung, habe ein in Mysien ansässiger, aber in den Küstenstädten wohl bekannter Jude, „ein Mann, der nicht nur der Sprache, sondern auch der Gesinnung nach fast Grieche war", da er von der Anwesenheit des Philosophen hörte, diesen aufgesucht, um mit ihm philosophische Gespräche zu führen. Also ein in der persischen Satrapie Mysien ansässiger Jude, der griechische Sprache versteht und sich für griechische Philosophie interessirt! Es ist kaum anzunehmen, daß dies ein vereinzelter Fall gewesen sei. Es ist mir daher durchaus wahrscheinlich, daß Alexander im ganzen persischen Reiche zerstreut (nicht nur in Mesopotamien, wo bekanntlich die große Mehrzahl der Juden sitzen blieb, als auf Kyros' Erlaubniß ein Theil nach Palästina zurückkehrte) jüdische Gemeinden, vielleicht schon in privilegirter Stellung vorfand, so daß auf ihn nur deren Versetzung in die neugegründeten hellenischen Städte zurückginge.

Was Alexander beabsichtigte, scheint zunächst die beste Aussicht auf Realisirung gehabt zu haben. Der geistige Austausch zwischen Judenthum und Griechenthum war ein sehr reger, und die Juden fingen mehr und mehr an, sich zu helleniſiren. Schon ein halbes Jahrhundert nach Alexanders Tod, unter Ptolemäus Philadelphus, zeigte sich in Alexandria das Bedürfniß nach einer Uebersetzung der heiligen Bücher ins Griechische, und es entstand die sogenannte Septuaginta. Das Griechische, allerdings mit zahlreichen Hebraismen versetzt, wurde die Nationalsprache der Juden in der ganzen Diaspora, ist es auch in Rom geblieben (man kann das Judendeutsch in Polen und Rußland vergleichen). Und sogar das Zentrum des

Digitized by Google

Judenthums, Palästina, war auf dem besten Wege, hellenisch zu werden. Rings von griechischen Gemeinden umschlossen, war das kleine Land darauf angewiesen, sich diesen zu assimiliren, und eine große Partei, welche in der höchsten Aristokratie ihre Mitglieder hatte, wollte zielbewußt das Judenthum in diesem Sinne reorganisiren. Sie vergriff sich aber in ihren Mitteln und bewirkte das Gegentheil.

Um die Herrschaft an sich zu reißen und die Gegenpartei zu vernichten, wollte sie sich des Königs von Syrien, Antiochus IV. Epiphanes bedienen und beredete diesen zu dem berüchtigten Religionsedikt. Es ist ebenso falsch, wenn man in diesem einen brutalen Gewaltakt eines halbwahnsinnigen Tyrannen sieht, wie es früher üblich war, als wenn, wie es jetzt Mode geworden ist, man den Antiochus verherrlicht als den zielbewußten Hellenisator, „den letzten berufenen Vertreter des Hellenenthums", der, wie Tacitus sich ausdrückte, den leider vergeblichen Versuch gemacht habe, den Juden „demere superstitionem et mores Graecorum dare", und „taeterrimam gentem in melius mutare". Das ist erst spätere Auffassung, als der Antisemitismus sich entwickelt hatte; dem Wesen des Hellenismus liegt ein solcher Versuch, eine fremde Religion zu unterdrücken, ganz fern. Dagegen entspricht er dem Fanatismus von Semiten und Renegaten; die Führer der hellenistischen Partei in Judäa, Jason und Menelaos, werden dem König eingeredet haben, daß die mit Aegypten konspirirende und deßhalb für ihn gefährliche Gegenpartei eben nur an dem mosaischen Kult ihren Halt habe und nur mit diesem unterdrückt werden könne. Antiochus war ein kluger und nüchterner Politiker, trotz mancher Exzentrizitäten im Auftreten; daß man einen staatsgefährlichen Kult mit Gewalt unterdrücken könne, davon hatte er während seines Aufenthaltes in Rom ein Beispiel gesehen, denn gerade damals fand die Unterdrückung des Bacchanalien statt; das Judenthum kannte er, der bis zu seiner Thronbesteigung (175) in Rom gelebt hatte, wahrscheinlich sehr wenig, und so mag er geglaubt haben, dem Rathe der Juden selbst folgen zu müssen.

Welchen Effekt das Religionsedikt hatte, ist bekannt. Unter der Führung der Makkabäer sammelte sich das altgläubige Judenthum und errang Freiheit des Glaubens nicht nur, sondern auch des Landes. Die Folge war denn auch im Innern der völlige Sieg der pharisäischen Richtung und Wiederherstellung des strengsten Gesetzesdienstes, und nach außen hin ein Antagonismus gegen das Hellenenthum, wie er früher nicht vorhanden war. Jetzt

Digitized by Google

erſt bildete ſich jenes ſtarre Judenthum aus, das von da an herrſchend geblieben iſt. Natürlich übertrug ſich das von Paläſtina auf die Diaſpora, und nun wurde das Verhältniß der Judengemeinden zu den griechiſchen Mitbürgern ein ganz anderes und es entwickelte ſich bei dieſen als Reaktion der Antiſemitismus.

Und zwar zuerſt in Aegypten. Hier beſtand ſchon von jeher eine alte nationale Antipathie zwiſchen Juden und Aegyptern. Von den Ptolemäern wurden nun die Juden in jeder Beziehung bevorzugt und den Griechen und Makedonen gleichgeſtellt; die Steuer- und Zollpacht, der Handel, namentlich der ſo wichtige Getreidehandel war größtentheils in ihren Händen, und ſie nahmen auch ſonſt als Beamte hohe Stellungen ein (eines der höchſten Aemter in Aegypten war das des Alabarchen, das wir von Juden bekleidet finden, unter Ptolemäus Philometor ſtehen Juden ſogar an der Spitze des Heeres). Es iſt erklärlich, daß ſie in dieſer bevorzugten Stellung übermüthig wurden; vor Allem aber verletzten ſie die Aegypter an der für dieſe empfindlichſten Stelle durch ihre offen zur Schau getragene Verachtung des ägyptiſchen Bilder- und Thierdienſtes (während die Ptolemäer ſelbſt auf die Empfindlichkeit ihrer ägyptiſchen Unterthanen in dieſer Beziehung peinlichſte Rückſicht nahmen, und die griechiſchen Einwohner einen Theil der ägyptiſchen Götterfiguren und Kulte in ihre eigne Religion aufnahmen). Die Aegypter rächten ſich dadurch, daß ſie ihrerſeits die jüdiſchen Riten verſpotteten und über die Herkunft der jüdiſchen Nation und die Entſtehung ihrer Religion die gehäſſigſten und abgeſchmackteſten Märchen verbreiteten. Die Juden ſollten danach abſtammen von Aegyptern, welche vor vielen Jahrhunderten theils wegen Ausſatz, theils wegen anderer Gründe zu Tauſenden vertrieben, aus Wuth, auf Anrathen eines ägyptiſchen Prieſters Moſes, ein menſchen- und gottesfeindliches Leben annahmen, durch die Wüſte zogen, faſt verſchmachtet durch wilde Eſel, die ihnen eine Quelle wieſen, gerettet wurden, daher den Eſel für heilig halten, ein Eſelsbild im Tempel verehren (oder es habe ſich im Tempel ein Bild des Moſes auf einem Eſel reitend gefunden) und dergleichen mehr.

Solche Fabeln fanden, als ſich nach der Makkabäerzeit der Antiſemitismus auch in anderen Gegenden, wo Juden zahlreich unter Griechen ſaßen, entwickelte, allgemeine Verbreitung und wurden wohl noch durch ſtärkere Erfindungen überboten. In Syrien, wo ja durch die Makkabäerkriege der nationale Gegenſatz beſonders gereizt worden war, erzählte und glaubte man, die Juden fingen alljährlich einen Griechen, um ihn im Tempel zu

Digitized by Google

mästen und dann unter religiösen Riten, wobei eidliches Gelöbniß ewigen Hasses gegen die Griechen eine Hauptrolle spielte, zu schlachten (dies sowohl, wie die Verehrung des Eselskopfes ist später auf die Christen übertragen worden). Als Verbreiter von dergleichen Geschichten werden uns vor Allem ägyptische Schriftsteller genannt, aus dem dritten Jahrhundert v. Chr. Manethos (doch war die betr. Stelle wohl eine spätere antisemitische Interpolation), aus dem ersten Chaeremon, namentlich aber aus dem ersten nach Chr. Apion, der gelehrte Philologe und Wanderredner, ein Charlatan, den der Kaiser Tiberius bezeichnend Cymbalum Mundi, das Allerweltstamtam nannte, der aber großes Aufsehen zu erregen und sich ein großes Ansehen zu erwerben verstand; gegen ihn richtete Josephus seine Vertheidigungsschrift für die Juden, die eine unserer Hauptquellen für diese Dinge ist, da die Schriften der Antisemiten selbst verloren sind. Antisemitische Tendenzen wurden aber auch von anderen nichtägyptischen Schriftstellern der Zeit verfolgt, so namentlich zu Anfang des ersten Jahrhunderts v. Chr. von zwei berühmten Männern, dem Redner Apollonius Molon, der eine besondere Schrift gegen die Juden schrieb, und dem Philosophen und Historiker Posidonius. Beide wirkten in der damals außerordentlich mächtigen und blühenden Handelsstadt Rhodos, und haben hier wohl ihren Antisemitismus eingesogen.

Wenn hochbedeutende Gelehrte solcher Gesinnung huldigten, so ist es kein Wunder, daß dieselben in der griechischen Bürgerschaft sich mehr und mehr ausbreiteten. Welches die praktischen Folgen waren, haben wir gesehen. Man suchte den Juden ihre Privilegien zu nehmen und sie appellirten an Rom, das sie schützte; die Folge war ein Steigen der Erbitterung auf griechischer Seite. Am stärksten aber blieb der Gegensatz in Aegypten und namentlich Alexandria, und hier kam endlich der Judenhaß zu einem elementaren furchtbaren Ausbruch, bald nach der Thronbesteigung Caligulas, im Jahre 38 n. Chr. Den äußeren Anlaß gab die Anwesenheit des Agrippa, der auf der Durchreise von Rom nach den von Caligula ihm verliehenen Tetrarchieen in Alexandria verweilte. Dieser wurde öffentlich verhöhnt, dann verlangte der erhitzte Pöbel, in den Synagogen sollten Bilder des Kaisers aufgestellt werden, und schließlich richtete sich die Volkswuth gegen die Juden selbst: ihre Häuser und Kaufläden wurden geplündert, sie selbst mißhandelt, Tausende ermordet, die Leichname verstümmelt, und der Statthalter Avillius Flaccus that nicht nur nichts dagegen, sondern ließ sogar 38 Mitglieder der jüdischen Gerusia öffentlich auspeitschen.

Digitized by Google

Eine Gesandtschaft der Juden an Caligula war erfolglos. Erst Claudius' Thronbesteigung stellte die Lage der Juden wieder her.

Das war die erste Judenhetze, der im zweiten Jahrhundert mehrere an verschiedenen Orten des Orients gefolgt sind. Diese tragen aber einen anderen Charakter, sie sind Reaktionen gegen die Judenaufstände, in denen sich nach der Zerstörung Jerusalems von Zeit zu Zeit immer wieder die messianische Idee verkörperte. Sowohl Trajan als Hadrian haben mit schweren und gefährlichen Judenaufständen zu kämpfen gehabt; daß in solchen Zeiten die Juden da, wo sie in der Minderheit waren, zu Tausenden niedergemetzelt wurden, ist nicht verwunderlich. Das ist aber etwas Anderes, als der Antisemitismus, mit dem ich es in diesem Aufsatz zu thun habe, d. h. derjenige, der in friedlichen und normalen Verhältnissen ohne feindliche Provokation seitens des Judenthums von selbst entsteht.

Und nun tritt schließlich an uns die Frage heran, wie ist dieser Antisemitismus im Alterthum entstanden? Wie kommt es, daß sich die frühere Sympathie des Hellenenthums gegen das Judenthum allmählich in Antipathie verwandelte?

Ich habe schon darauf hingewiesen, daß sich das Judenthum selbst in dieser Zeit verwandelte. Es wurde orthodoxer, starrer, gegen alles Andere abgeschlossener. Das hochmüthig zur Schau getragene Selbstbewußtsein, im Besitz der allein wahren Religion zu sein, mußte das tolerante Griechenthum mehr und mehr abstoßen. Die reine Gottesidee des Judenthums berührte sich zwar mit der der griechischen Philosophie, aber der jüdische Gott war ganz anders konkret und persönlich gedacht, als die weltschaffende und erhaltende Gottheit der griechischen Philosophie und näherte sich dadurch mehr den Göttern des griechischen Volksglaubens; der griechische Volksglauben seinerseits, der in der großen Masse der Bevölkerung doch immer noch herrschend blieb, konnte sich von der Vorstellung einer Vielheit göttlicher Wesen nicht losmachen; vor Allem widerspricht die Idee von einem einzigen göttlichen Wesen, das nicht im Bilde vorstellbar ist, dem ganzen Anschauungskreise des klassischen Alterthums: daher die Vorstellung, daß die Juden nichts als den Himmel und die Wolken verehren. Völlig zuwider aber ist dem hellenischen Gefühl die Leugnung aller anderen Gottheiten außer dieser einen nationalen, die Weigerung der unter Heiden sitzenden Juden, die anerkannten Götter der selbstgewählten Heimath zu verehren: daher der Vorwurf der Gottlosigkeit. Die Sabbath- und Speisegesetze gaben als solche meist nur Veranlassung zum Spott, dagegen erschien die durch das

Digitized by Google

Gesetzesleben bedingte Absperrung von Andersgläubigen den Hellenen wie den Römern als Mangel an Humanität, an wahrer Menschenliebe. Man warf daher den Juden (wie dann auch den Christen) ein odium generis humani vor; ja man glaubte, sie zwängen die Proselyten zu einem Eide, keinem Nichtjuden, am wenigsten einem Hellenen, wohlgesinnt zu sein. (Man vergleiche die oben zitirte Stelle aus Juvenal.) Mit Recht konnte ferner, wie es scheint (denn es wird nirgends ausdrücklich ausgesprochen), den Juden ein Mangel an Bürgersinn vorgeworfen werden: sie wollten von dem Bürgerrecht nur die Vortheile genießen, nicht aber die Lasten tragen, während sie andererseits noch besondere Bevorrechtung und Rücksichtnahme auf ihre Religion forderten und als ihr eigentliches Zentrum immer Jerusalem betrachteten (wie denn die jonischen Juden den Herodes ausdrücklich als ihren König bezeichneten). Den übrigen Bürgern gegenüber schlossen sie sich eng zusammen und unterstützten sich gegenseitig in ihren Interessen; auf dies zähe Zusammenhalten unter einander weisen sowohl Cicero als Tacitus ausdrücklich hin. Auf geistigem Gebiete zeigten die Juden — (abgesehen von einer kleinen Elite, deren hervorragendster Vertreter Philo ist) — wenig Sinn und Verständniß für die gemeinsamen geistigen Interessen der griechischen und römischen Welt; daher mußten sie sich den Vorwurf gefallen lassen, sie hätten keine großen Männer hervorgebracht und nichts für die Kultur geleistet. Demgegenüber wirkte ihre Bekehrungssucht und Proselytenmacherei, die auch Christus gegeißelt hat (Ev. Matth. 23, 15), theils lächerlich, theils abstoßend.

Dies sind die wesentlichen Faktoren des griechisch-römischen Antisemitismus. Wie man sieht, ist er die einfache Folge der von der Judenschaft selbst mehr und mehr vollzogenen Absperrung gegen die Welt, in deren Mitte sie lebte, und eine selbstverschuldete Wirkung des orthodoxen Pharisäismus, in welchem das jüdische Geistesleben allmählich erstarrte. Auf dem neuen Boden Roms, in dem Kampf und Getriebe der weltbeherrschenden Millionenstadt wurde dieser Prozeß etwas aufgehalten und das Judenthum lebte hier, in steter Berührung mit den verschiedensten Elementen, wieder zu einer gewissen Frische auf und wirkte eine Zeit lang als ein anregender Sauerteig; aber schließlich verfiel es auch hier in Erstarrung; sein Erbe übernahm die neue, frische, lebendige, welterobernde Macht — das Christenthum.

Digitized by Google

Der Verfasser des Johannes-Evangeliums.

Von

Samuel Eck,
Pfarrer Lic., Rumpenheim.

Geschichte der altchristlichen Literatur bis Eusebius. Von Adolf Harnack. Zweiter Theil: Die Chronologie. Erster Band: Die Chronologie der Literatur bis Irenäus, nebst einleitenden Untersuchungen. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1897.

Kürzlich hat Adolf Harnack in diesen Jahrbüchern*) „über die jüngsten Entdeckungen auf dem Gebiete der ältesten Kirchengeschichte" berichtet. Es war sein eigenstes Arbeitsgebiet, auf dem er zu flüchtigem Rundgang die Führung übernahm. Wer sich in diesen Studien auch nur wenig umgesehen, wußte fast Schritt für Schritt mit den erwähnten Entdeckungen Harnacks Namen in Beziehung zu setzen. An Ausgaben altchristlicher Schriften, die wir ihm verdanken, an fast zahllose Artikel, Abhandlungen, Untersuchungen von seiner Hand wurde man fortwährend erinnert. Vor Allem aber wurde man der kräftigen Anregung sich bewußt, die in den letzten zwanzig Jahren zum Betrieb patristischer Studien in erster Linie von ihm ausgegangen ist. Mit der trefflichen Ausgabe der Werke der Apostolischen Väter (1875 ff.), die er gemeinsam mit v. Gebhardt und Zahn veranstaltete, begann die literarische Laufbahn, durch die er weiteren theologischen Kreisen bekannt wurde. Seit 1882 aber gab er mit v. Gebhardt die „Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur" heraus, deren erste Reihe in fünfzehn stattlichen Bänden abgeschlossen

*) Bd. XCII. S. 193 ff.

Digitized by Google

vorliegt. Eine Fülle von jungen Kräften sieht man hier mit den Herausgebern zu gemeinsamer Arbeit verbunden — aber auch die Alten, der Veteran Bernhard Weiß, blieben nicht fern — ein Mittelpunkt für diese Studien war gefunden, der mit energischer Anziehungskraft auch bis nach Amerika hinüberwirkte. Harnack selbst aber stand, wie schon eine Selbstanzeige 1882 es ausspricht, ein Handbuch der altchristlichen Literatur als Ziel dieser Einzeluntersuchungen vor Augen. Noch ist das Ziel nicht erreicht. Denn die beiden bis jetzt erschienenen Bände seiner „Geschichte der altchristlichen Literatur bis Eusebius" (gest. 340) werden immer noch zu den, freilich abschließenden, Vorarbeiten gerechnet werden müssen. Der erste Theil (1893) handelte von der Ueberlieferung und dem Bestande dieser Literatur. Im Verein mit Erwin Preuschen bot Harnack mit mühevollstem Sammelfleiße ein minutiöses Bild von unserm wirklichen Besitz an Schriften und Fragmenten, Schriftstellernamen und Büchertitelu aus der alten Kirche. Und wiewohl eine solche Sammelarbeit nie zu wirklichem, endgiltigem Abschluß kommen kann — heute weniger als je —, wiewohl darum Harnack selbst schon eine Nachlese hat veranstalten müssen, wird dieser erste Theil doch auf lange hinaus eine unentbehrliche, viele Mühe sparende Grundlage für alle ferneren patristischen Studien bilden. Von dem zweiten Theile führt der erste Band — ein stattliches Buch von 732 Seiten — den Sondertitel: „die Chronologie der altchristlichen Literatur bis Irenäus" d. h. bis ungefähr zum Jahr 200. Ein zweiter Band dieses Theiles wird die chronologischen Untersuchungen zu Ende führen und erst auf dem so gelegten Grunde wird in der eigentlichen Darstellung der altchristlichen Literaturgeschichte das große Werk zum Abschluß kommen.

Mit chronologischen Untersuchungen hat es der vorliegende Band zu thun. Man zählt sie unter die mühevollsten Arbeiten des Historikers. Sie gehören zugleich zu den entsagungsreichsten. Denn sie zwingen den Forscher, mit peinlicher Genauigkeit bei der Prüfung und Sichtung der einzelnen alten Trümmersteine auszuharren, dabei seine Phantasie unerbittlich zu zügeln, die so gern alsbald an den Wiederaufbau des Zerfallenen und Verschütteten gehen möchte. Nur einen Rahmen für die innere Entwickelung, „feste Grundlagen für die Geschichte der Lehre, des Bibelkanons, der Verfassung, der Häresie," wollen diese Untersuchungen gewinnen. Vor fünfzig Jahren freilich wäre eine solche Trennung der Auf-

Digitized by Google

gaben historischer Forschung kaum denkbar gewesen. Das Unternehmen, eine Chronologie der altchristlichen Literatur zu schreiben, wobei von dem inneren Gang der Entwickelung möglichst abgesehen werden soll, zeigt einerseits, wie sehr unsere Achtung vor den einzelnen Thatsachen, aus deren Zusammenfügung sich Geschichte gestaltet, gewachsen ist, es legt andererseits Zeugniß ab von dem wachsenden Zutrauen, dessen sich die altchristliche Ueberlieferung der beiden ersten christlichen Jahrhunderte zu erfreuen hat. Harnack selbst spricht namentlich das Letztere im Vorwort in pointirter Schärfe aus. „Die Ergebnisse", heißt es da, „der folgenden Untersuchungen gehen in reaktionärer Richtung noch über das hinaus, was man etwa als den mittleren Stand der heutigen Kritik bezeichnen könnte. Die älteste Literatur der Kirche ist in den Hauptpunkten und in den meisten Einzelheiten, literar-historisch betrachtet, wahrhaftig und zuverlässig. . . . Ich scheue mich nicht, das Wort „rückläufig" zu gebrauchen. Denn man soll die Dinge beim rechten Namen nennen und wir sind in der Kritik der Quellen des ältesten Christenthums ohne Frage in einer rückläufigen Bewegung begriffen, ... der chronologische Rahmen, in welchem die Tradition die Urkunden angeordnet hat, ist in allen Hauptpunkten, von den Paulusbriefen bis zu Irenäus, richtig und zwingt den Historiker, von allen Hypothesen in Bezug auf den geschichtlichen Verlauf der Dinge abzusehen, die diesen Rahmen negiren".

Das ist, wenn man den Standpunkt der Kritik an neutestamentlichen Schriften im Jahre 1897 mit demjenigen im Jahre 1847, als Baurs „Kritische Untersuchungen über die kanonischen Evangelien" erschienen, vergleicht, ohne Zweifel richtig. Aber vor übertriebenen Hoffnungen, wie sie sich an jene Worte in der That alsbald geheftet haben, wird man wohl warnen müssen. Denn zunächst: die Ueberlieferung des zweiten Jahrhunderts selbst festzustellen, ist eine überaus schwierige und nicht überall zu sicheren Ergebnissen führende Aufgabe. Die Quellen sind in der Folgezeit vielfach fast ganz verschüttet, und was sich später als Ueberlieferung gebildet hat, hat sich derart an die Stelle des Ursprünglichen gesetzt, daß es nur mühsam unter naiver Legendenbildung und absichtlicher Dichtung hervorgesucht und kenntlich gemacht werden kann. Ueberdies aber hatte schon das Ende des ersten Jahrhunderts gelernt, an alles Echte, Christliche, Kirchliche einen Maßstab zu legen, der fast unvermeidlich zu einer Trübung der Tradition führen mußte. Gott — Christus — die Apostel:

Digitized by Google

schon bei Clemens Romanus tauchen diese Bürgen des Echtchristlichen auf, und zwar sind, wie unsere Apostelgeschichte zeigt, unter Aposteln immer die Zwölfapostel, dies ideale Kollegium, verstanden. Was aber wußte man von diesen? Je weniger es war, um so dringender war das Bedürfniß, bedauerliche Lücken auszufüllen und um so weniger war zu besorgen, daß wirklich Echtes das vermeintlich Echte in neuerworbenem Besitzstande bedrohen werde. Von hier aus wird sich immer wieder das Mißtrauen an die Ueberlieferung heranschleichen. Und sind die Zwölfapostellehre, der apostolische Ursprung des Episkopats, des Symbolums verhältnißmäßig durchsichtige Beispiele von diesem Bedürfniß der werdenden altkatholischen Kirche nach apostolischen Garantien, so steht es doch sehr viel schlimmer um die absichtlichen Fälschungen, — Briefe, Evangelium, Apokalypse —, die sich an den Namen des Petrus knüpfen, und kaum ein Jahr, nachdem Harnack sein Vorwort geschrieben, mußte er von der Entdeckung der Paulusakten durch Karl Schmidt — er erzählt davon auch oben S. 203 — mit den Worten berichten*): „Ein großes Werk ‚Thaten des Paulus' taucht auf, welches — das dürfen wir dreist sagen — nichts ist als eine Kette freier novellistischer Erfindungen auf schmaler Thatsachen-Grundlage. Das ließ man sich bieten — sogar in Rom bieten, und behandelte das Buch als glaubwürdig. Und wer hat das Ganze geschrieben? Ein kleinasiatischer Presbyter". . .

Harnacks Buch zerfällt naturgemäß in eine lange Reihe von Einzeluntersuchungen. Einleitende Untersuchungen über die chronologischen Daten des Eusebius und die uns überlieferten ältesten Bischofslisten gehen voraus. Dann folgt, vom Sicheren zum Zweifelhaften und Ungewissen fortschreitend, die Besprechung aller einzelnen nur irgend bekannten Schriftwerke des ersten und zweiten Jahrhunderts, ohne Rücksicht auf den Zusammenhang der einzelnen unter einander. Der Leser erhält so ein ziemlich buntes Bild, er wird fortwährend daran erinnert, daß es sich um Vorarbeit handelt. Den Lesern dieser Jahrbücher wird es daher von geringem Interesse sein, ohne die Möglichkeit einer näheren Begründung die lange Reihe von Einzeldaten vorgeführt zu sehen. Zweckmäßiger erschien es, ein Bild aus dem Ganzen auszuwählen und in freier Reproduktion mit einiger Ausführlichkeit auch der Beweisführung Harnacks zu folgen. Auf das Interesse weiter Kreise sollte ja wohl zählen

*) Theologische Literaturzeitung 1897, S. 629. Vgl. 1898, S. 317.

Digitized by Google

dürfen, was unsere Wissenschaft heute zu der Johannes-Frage zu sagen hat. Dabei aber wird es gut sein, Zweierlei vorauszuschicken: Einmal, es ist nahezu ein Jahrhundert, seit die Frage nach dem vierten Evangelium zuerst aufgeworfen wurde, auf viele Vorgänger blickt zurück, wer heute dazu das Wort ergreift. Im Folgenden ist daher viel Längsterarbeitetes enthalten, die Betonung und Verknüpfung der Beweismomente in der skizzirten Art ist Harnacks Werk. Sodann aber: wie in dem ganzen Buche, so handelt es sich auch für die Johanneische Frage nur oder jedenfalls in erster Linie um die Beurtheilung der Tradition, die Prüfung der Zeugnisse für den Ursprung, den Verfasser, die Zeit der immer noch räthselhaften Schrift. Alle Fragen nach dem Verhältniß der Johanneischen zur synoptischen Ueberlieferung der Reden und Thaten Jesu kommen also nicht in Betracht. Aber auch wenn man sich bei solcher Beschränkung durchaus auf dem Boden von Präliminarverhandlungen bewegt, wird sich zeigen, daß diese Vorfragen beim vierten Evangelium von höchstem Interesse sind. Auch versteht sich ja von selbst, daß die hier getroffenen Entscheidungen späteren Schlußurtheilen irgendwie präjudiziren werden, ohne daß sie diese selbst auszusprechen berufen wären.

Das vierte Evangelium als Werk des Zebedäiden Johannes, des Zwölfapostels, wird uns ausdrücklich als solches zuerst durch Irenäus bezeugt. Das große, ketzerbestreitende Werk des Letzteren stammt aus den Jahren 181—189. Da es nun fast gewiß ist, daß unsere Synoptiker, (Matthäus und Markus nach Harnack sicher) im Johannesevangelium benutzt sind, so ist es immerhin ein Zeitraum von 100 Jahren, der zwischen jenem Zeugniß und dem Terminus a quo für die Entstehung des Werkes selbst liegt. Es wird darauf ankommen, ob sich innerhalb dieses Zeitraumes noch weitere, wenn auch weniger bestimmte Zeugnisse auffinden lassen, die den Terminus ad quem weiter hinaufrücken. Harnack glaubt von den schwierigen und fragwürdigen Untersuchungen über die Benutzung des Evangeliums durch den Gnostiker Valentin und den Apologeten Justin absehen zu können. Er stützt seinen Ansatz „nicht nach ca. 110 und nicht vor ca 80" für das letztere Datum auf das erwähnte Verhältniß zu den Synoptikern, für das erstere auf die Benutzung im Brief des Polycarp und bei den kleinasiatischen Presbytern des Papias-Irenäus. Im Polycarp-Brief (7, 1) ist I. Joh. 4, 2 unzweifelhaft benutzt. Allein die Datirung des Briefes hängt von der immerhin unsicheren Zeitbestimmung der

Digitized by Google

Ignatiusbriefe ab, die Harnack auch jetzt, trotz größeren Vertrauens in die Tradition, nicht genauer als „in den letzten Jahren Trajans (110—117), vielleicht einige Jahre später (117—125)" ansetzt. Irenäus zitirt wiederholt eine Gruppe von kleinasiatischen Presbytern, von denen er seltsame, überwiegend eschatologische Aussagen bezeugen läßt. Harnack macht es nun überaus wahrscheinlich, daß diese „Presbyter, welche in Asien mit Johannes dem Herrenschüler zusammen waren" aus dem Werke des Papias (ca. 145—160) stammen, in dem er Herrenworte gesammelt und erklärt hat. Hier begegnet eine deutliche Berufung auf Joh. 14, 2, die vielen Wohnungen in des Vaters Hause, also eine Kenntniß und ein Gebrauch des Johannesevangeliums bei jenen kleinasiatischen Presbytern, ein Menschenalter vor Papias. Führen die beiden erwähnten Zitate bis ca. 120, so wird 110 als letzter Termin für die Entstehung des Evangeliums zu gelten haben. Hingegen macht Harnack keinen Gebrauch von der genauen Zeitbestimmung für die Entstehung der Johanneischen Apokalypse in ihrer jetzigen Gestalt, keinen Gebrauch nämlich zur Begrenzung der für das Evangelium gefundenen Daten: 80—110. Jene verlegt er auf Grund einer bestimmten Angabe des Irenäus — „gegen das Ende der Regierung Domitians" — in die Jahre 93—96. Wie aber diese Jahre etwa in die Mitte des oben angegebenen Zeitraums fallen, so bieten sie natürlich für diesen eine starke Stütze, freilich nur, sofern sich Harnack „zu der kritischen Ketzerei bekennt, die die Apokalypse und das Evangelium auf einen Verfasser zurückführt."

Ueber die Entstehungsverhältnisse des vierten Evangeliums besitzen wir eine Reihe legendarischer Nachrichten, die uns Eusebius in seiner Kirchengeschichte erhalten hat. Ich stelle diese zunächst in ihrem Wortlaut zusammen.

1. Buch VI., Kap. 14 berichtet Eusebius:

„Wiederum in denselben Büchern (den Hypotypposen) bietet Clemens (von Alexandrien) eine Ueberlieferung alter Presbyter über die Reihenfolge der Evangelien, die folgenden Wortlaut hat: es seien, sagt er, zuvor geschrieben die Evangelien, welche Genealogien enthalten (Matth. Luk.), dasjenige nach Markus aber habe diese Oekonomie. Als Petrus in Rom öffentlich das Wort predigte und durch den Geist das Evangelium verkündete, hätten die vielen Anwesenden den Markus ermahnt, da er langher ihm nachfolgte und sich seiner Worte erinnerte, das Gesagte aufzuschreiben; nachdem er dann das Evangelium verfaßt, habe er es denen, die darum baten, mit-

Digitized by Google

getheilt. Als nun Petrus das gewahr wurde, habe er es weder zu hindern noch weiter zu befördern gesucht. Johannes aber, als der Letzte, da er erkannte, daß das Körperliche (σωματικά d. h. die äußeren Umstände) in den Evangelien kundgethan sei, habe, ermahnt von den Kundigen und vom Geiste Gottes getrieben, das geistige (πνευματικόν) Evangelium verfaßt. Soviel Klemens."

Keinen ausdrücklichen Tadel gegen die Synoptiker sprechen diese Worte aus. Aber jedes Wort, das vom Johannesevangelium gesagt wird, drückt zugleich die anderen herab: es genießt die volle apostolische Autorität — bei Markus wird diese vorsichtig beschränkt; es ist das Pneumatische, Geistige, nur das Körperliche, Aeußere haben die Anderen berichtet — bis herab auf Schleiermacher und den bekannten Vergleich mit Plato-Xenophons Bild des Sokrates wirkt diese Kritik nach; es ist endlich unter dem Antrieb eigentlicher Inspiration entstanden: die höchste denkbare, göttliche Garantie wird für dasselbe in Anspruch genommen.

2. Buch III., Kap. 24 erzählt Eusebius ohne namentliche Quellenangabe, mit einem bloßen wiederholten φασί (so wird erzählt) seinen Bericht auf eine bestimmte Quelle zurückführend, Folgendes:

„Nachem schon Markus und Lukas die nach ihnen benannten Evangelien veröffentlicht hatten, sei auch Johannes, (φασί), der die ganze Zeit her sich eines ungeschriebenen Kerygma bedient habe, zuletzt ans Schreiben gegangen aus folgendem Anlaß. Nachdem nämlich die drei anderen Evangelien zuvor schon aufgeschrieben, zu Aller und auch zu seiner Kenntniß gekommen waren, habe er zwar (φασί) die Wahrheit, wie sie in jenen enthalten, zustimmend anerkannt, jedoch mit dem Beifügen, daß nur die Darstellung in Bezug auf die Anfänge und den Beginn des Kerygma der Thaten Christi in der Schrift (d. h. den drei Ev.) Mängel enthalte." Eusebius bricht hier zunächst mit der indirekten Rede ab und beweist die Richtigkeit der letzteren Behauptung durch Hinweis auf die Differenz zwischen Synoptikern und Johannes bei den Angaben über das Auftreten Jesu vor oder nach der Gefangennahme des Täufers (Matth. 4. 11. Mark. 1, 14. Luk. 3, 20). Er fährt dann fort: „Deswegen also, (φασί), ermahnt, habe Johannes der Apostel den von den früheren Evangelisten verschwiegenen Zeitraum und das in dieser Zeit von dem Erlöser Vollbrachte (das aber war die Zeit vor der Gefangennahme des Täufers) in dem nach ihm benannten Evangelium überliefert. Er deute auch das selbst an Kap. 2, 11. 3, 24." Eusebius fügt

Digitized by Google

hinzu, wieder in indirekter Rede, wenn auch das bisherige φασί fehlt: „wer diesen Darlegungen aufmerksam folge, werde nicht meinen, daß die Evangelien von einander abweichen“ (da sie ja im Ganzen nur von verschiedenen Zeiträumen aus Jesu Leben berichten), „und billig habe ja überdies Johannes die Genealogie des Erlösers nach dem Fleisch, die von Matthäus und Lukas vorher schon niedergeschrieben war, verschwiegen, und alsbald mit der Theologie (der göttlichen Herkunft) begonnen, sofern diese von dem göttlichen Geiste ihm als dem Besseren (κρείττονι) vorbehalten worden sei.“

Wieder begegnet hier eine Kritik der Synoptiker nach Maßgabe des Johannesevangeliums. Johannes billigt die in jenen gebotene Wahrheit, als sie ihm zu Gesichte kommen, aber er kritisirt einerseits ihren Geschichtsbericht, er ist andererseits in der Lage, als der κρείττων, der Geistesstärkere, ihren Ausgangspunkt in den Genealogien durch den höheren, theologischen der Logoschristologie zu ersetzen.

Die gleichen kritischen und apologetischen Gesichtspunkte beherrschen endlich auch die Darstellung des Muratorischen Fragments:

„Zum Vierten das Evangelium nach Johannes. Johannes, einer von den Jüngern, hat auf die Aufforderung seiner Mitjünger und Bischöfe erwidert: „Fastet heut drei Tage mit mir, und was einem Jeden offenbart worden sein wird, laßt uns einander erzählen“. In der nämlichen Nacht hat Andreas, einer von den Aposteln, die Offenbarung empfangen, daß Johannes Alles auf seine Hand niederschreiben solle, daß sie sämmtlich es durchsehen, und deshalb hat, obwohl der Anfang in den einzelnen Evangelien verschieden vorgetragen wird, das für den Glauben der Gläubigen nichts auf sich, da Alles in einem und zwar dem oberherrlichen (göttlichen) Geiste dargelegt worden ist, was sich auf alle Stücke, nämlich auf Geburt, auf Leiden, auf Auferstehung, auf Verkehr mit seinen Jüngern und seine doppelte Ankunft bezieht — zuerst verachtet in Niedrigkeit, was vorüber ist, zum Zweiten prachtvoll in königlicher Macht, was kommen wird. Was ist also Auffallendes daran, wenn Johannes mit solcher Zuversicht Einzelnes auch in seinen Briefen vorbringt, daß er mit Beziehung auf seine Person sagt: „was wir gesehen haben mit unseren Augen . . . ., das haben wir geschrieben“ (I. Joh. 1, 1.) So nämlich giebt er sich kund als Schauer, Hörer und Aufzeichner aller Wunder des Herrn in ihrer Reihenfolge“. (per ordinem).

Digitized by Google

In all diesen zerstreuten Ueberlieferungsfragmenten tritt uns Dreierlei ganz konstant entgegen: 1) das Johannesevangelium ist nicht nur zeitlich nach den Synoptikern verfaßt, sondern auch unter Berücksichtigung des in ihnen vorliegenden Niederschlags der evangelischen Geschichte. 2) diese Berücksichtigung läuft auf eine Kritik der drei vorhergehenden Evangelien hinaus, die zwar keineswegs durchaus günstig für dieselben lautet, aber nach Erledigung einzelner Anstände doch eine Billigung im Ganzen ausspricht. Aber 3) das Johannesevangelium besitzt durch seine Augenzeugenschaft, durch seine Inspiration, durch sein pneumatisches Wesen eine Reihe von Vorzügen, die es eben so hoch über die anderen erheben als sie die kritisch begründete Anerkennung ihrer Glaubwürdigkeit doch in etwas zweideutigem Lichte zeigen.

Diese Nachrichten stammen aus einer Zeit, in der der Vier-Evangelien-Kanon, das viergestaltige Evangelium, diese heilige Vierzahl, sich voller und allgemeiner Anerkennung erfreut, in der die einzelnen Evangelien daher zu einander im genauesten Gleichgewicht stehen. Aber es ist nicht immer so gewesen. Es hat — das eben lehren die besprochenen Nachrichten — irgendwo in der Kirche des zweiten Jahrhunderts Leute gegeben, die zu Gunsten des vierten Evangeliums die chronologische Reihenfolge der Ereignisse, die Vollständigkeit der mitgetheilten Thatsachen, endlich die geistige Höhenlage in den Berichten der Synoptiker beanstandet haben. Diese Kritik ferner steht in Zusammenhang mit der Veröffentlichung des vierten Evangeliums selbst, ja, sie wird kurzer Hand auf den Apostel Johannes selbst zurückgeführt. — Von höchster Bedeutung müssen diese Nachrichten dem erscheinen, dem die bloße Thatsache des Vier-Evangelienkanons selbst ein schweres Problem darbietet, freilich eines, das das Nachdenken auch nachdenklicher Leute, wie Harnack meint, nur selten hervorruft. Vier Evangelien — plötzlich in der Kirche als die allein maßgebenden Sammlungen von Herrenworten: man kann seiner Verwunderung über diese Thatsache nach sehr verschiedener Richtung hin Ausdruck geben. Woher diese Beschränkung? Das Proömium zum Lukasevangelium läßt uns noch eben in aller wünschenswerthen Deutlichkeit eine Stufe der Evangelienbildung erkennen, auf der von solchem Beschneiden fröhlich wachsender Triebe nichts zu spüren ist. Warum denn sind Hebräer- und Aegypterevangelium — ersteres noch zu Clemens' Zeiten in Aegypten, letzteres zur Zeit des sogenannten zweiten Clemensbriefs, nach Harnack zur Zeit des Bischofs Soter in Rom um 165 im

Digitized by Google

höchsten Ansehen — warum sind diese vielgelesenen Schriften untergegangen? Aber auch umgekehrt muß man fragen: noch heute geben uns die Titelüberschriften unserer Evangelien: „nach Matthäus", „nach Markus" u. s. w. davon Kunde, daß als heilige Schrift in der Christenheit d. h. als Lesebuch in der einzelnen Gemeinde nur ein Evangelium gelten konnte — wie denn mag es zu dieser merkwürdig-paradoxen Zusammenstellung dreier wesentlich gleichartiger und eines seinem Gehalt nach so weit von ihnen abweichenden gekommen sein? Wir können nicht hoffen, dies Räthsel jemals ganz zu lösen. Ueber das Aneinanderwachsen der drei ersten Evangelien ist so gut wie gar keine Kunde auf uns gekommen. Aber daß der Abschluß des Evangelienkanons mit der Entstehung des Johannesevangeliums zusammenhängen, daß ihm Reibungen zwischen Vertretern der Johanneischen und der synoptischen Anschauungen vorausgegangen sein, daß diese Reibungen nicht mit einem einseitigen Sieg, sondern mit einem Kompromiß zwischen beiden streitenden Theilen geendigt haben müssen — das lassen uns die angeführten Mittheilungen immer noch deutlich erkennen.

Und etwas mehr läßt sich geschichtlich doch noch feststellen. Im Jahre 157, wie jetzt übereinstimmend Harnack und Zahn annehmen, ist in Phrygien Montanus mit seinen Prophetinnen Marimilla und Prisca aufgetreten. In der Erscheinung des Montanismus tritt uns aber zum ersten Mal greifbar ein aktuelles Eingreifen des vierten Evangeliums in den Gang der kirchengeschichtlichen Ereignisse entgegen. Denn die Verheißungen des Johannesevangeliums (c 14—17 u. 10) „müssen als das enthusiastisch durchgeführte Programm des Montanus und seiner Genossen angesehen werden". Eben die Weissagung von der Sendung des Parakleten war in ihnen erfüllt. Sie leiteten, vom Geist getrieben, die Christenheit in alle, in die letzte Wahrheit, sie gaben ihr das neue Gebot, das an Kraft und Entschiedenheit alle früheren weit hinter sich ließ, sie waren berufen nach Joh. 10, 16. alle Schafe zusammenzuführen in den einen Stall, auf daß eine Heerde sei und ein Hirte, und über dem Ort, da das geschah, über Pepuza und Tymion in Phrygien sollte sich der Himmel öffnen, das neue Jerusalem herabkommen und die Vollendung anbrechen. Das Johannesevangelium, eschatologisch-apokalyptisch ausgelegt, bot der neuen Prophetie des ehemaligen Kybelepriesters die Stichworte, die begeisternden Ziele, die in apostolischer Vergangenheit wurzelnde Garantie für die Be-

Digitized by Google

rechtigung der gegenwärtigen Wirksamkeit im Blick auf eine nahe letzte Zukunft.

Wunderlich — das pneumatische Evangelium, das Evangelium des Logos und des Geistes sehen wir bei seinem ersten entschiedenen kirchengeschichtlichen Auftreten in den Dienst einer recht massiven Frömmigkeit treten. Habent sua fata libelli. Es konnte nicht fehlen, daß diese Auslegung oder Benutzung in der Christenheit alsbald auf den stärksten Widerspruch stieß. Zwar der Montanismus wurzelte in der eschatologisch-asketischen Stimmung der ältesten Gemeinde, er war zugleich eine energische Reaktion gegen die nicht nur im Gnostizismus, sondern ebenso auch in den katholischen Gemeinden sich anbahnende Verweltlichung. Aber er verkannte die andersartigen Aufgaben einer neuen Zeit; ihm mangelte das Verständniß für die Schwierigkeiten, welche die Christenheit drückten, die aus den kleinen Verhältnissen heiliger Einzelgemeinden sich anschickte, die Weltkirche zu werden; in diesem neuen Rahmen gedachte er den alten Ernst nicht, wie etwa Marcion, mit einer qualitativ neuen Frömmigkeit, sondern mit einer quantitativen Steigerung des alten Enthusiasmus zu erzwingen. Und bei diesem reaktionären Beginnen sollte das Johannesevangelium die Führerrolle übernehmen, dasselbe Evangelium, das auch mehr als ein Loosungswort des entgegengesetzten Extrems, der verweltlichenden Gnosis, darzubieten schien?

Gegen die beiden Antipoden, gegen Montanismus und Gnostizismus, wendet sich die Antwort, welche die Benutzung des vierten Evangeliums im Dienste der phrygischen Prophetie hervorrief. In den sechsziger Jahren des zweiten Jahrhunderts tritt in Kleinasien eine Parthei oder richtiger wohl eine Gruppe auf, der allerdings erst Epiphanius den Namen der Aloger, d. h. der vernunftlosen Logosbekämpfer, giebt, die aber übrigens auch Irenäus bekannt sind. Es sind gut-katholische Christen, die sich der gemeinsamen Glaubensregel bedienen: sie bestreiten nicht nur das Recht der montanistischen Auslegung des vierten Evangeliums, sondern, indem sie gleichzeitig der möglichen entgegengesetzten Stellungnahme vorzubeugen suchen, sie schreiben die Apokalypse und das Evangelium — giftig genug — dem Gnostiker Cerinth zu. Was sie historisch an dem Evangelium tadeln, steht in genauem Gegensatz zu der Kritik, die wir vorhin im Interesse des Johannesevangeliums an den Synoptikern geübt fanden: die Anfänge Jesu und des Evangeliums überhaupt sind verkehrt, die Schrift ist doketisch,

Digitized by Google

gnostisch, denn sie verschweigt die menschliche Geburt, Genealogie u. s. w. des Erlösers. Der Name des Johannes taucht in diesem Streit nicht auf. Wie hätten katholische Christen ca. 160 ein anerkannt apostolisches Buch dem Satanssohne Cerinth zuzuschreiben gewagt? Nur wenn ein Bewußtsein von apostolischem Ursprung des Evangeliums nicht existirte oder mindestens nicht allgemein herrschte, sind auch die Nachklänge dieser kleinasiatischen Streitigkeiten verständlich. Denn die Kritik der „Aloger" ist nicht ohne Nachhall geblieben. Irenäus in Lyon und Hippolyt in Rom behandeln diese Gegner des Montanismus milde, Cajus*) in Rom erkennt gar den einen Theil ihrer erstaunlichen These betreffs der Johanneischen Schriften als richtig an: zwar nicht das Evangelium, aber doch die Apokalypse gilt ihm als Werk des syrischen Gnostikers.

Wie eine Antwort auf die Kritik des Synoptikers im Namen des vierten Evangeliums nimmt sich diese Beurtheilung des vierten Evangeliums im Lichte der Synoptiker aus. Kein Zweifel, daß diese letztere der ersteren nur folgen, nicht vorausgehen konnte. Galt es, der montanistischen beziehentlich auch der gnostischen Verwerthung des Johannesevangeliums die Wurzel abzuschneiden, so ist es ganz verständlich, wenn man die ketzerische Herkunft desselben behauptet. Aber inmitten dieser Gefahren konnte es Niemandem in den Sinn kommen, das pneumatische Evangelium durch eine Kritik an der feststehenden Autorität der Synoptiker stützen zu wollen. Denn man hätte damit den Feind selbst gestützt oder doch ihm die Waffe geschärft, die er ohnehin schneidig genug brauchen zu können schien. Also führen die Kämpfe um die Geltung und höhere Schätzung des vierten Evangeliums in die Zeit vor dem Montanismus, ohne daß sie bei seinem Auftreten schon zu einem überall anerkannten entscheidenden Abschluß gekommen wären. Zwischen der Entstehung des Evangeliums und seiner endgiltigen Rezeption liegt ein Zeitraum von ca. 50 – 80 Jahren. Im Gegensatz zu den Synoptikern taucht es auf; die es auf den Schild erheben, lassen harte Worte der Kritik gegen seine schlichteren Vorgänger fallen; in einem Kompromiß erkennen sie dann jene als gleichberechtigt an, weil sie doch nur so ihrem Evangelium die Ebenbürtigkeit zu behaupten vermögen; aber nicht Alle beugen sich sofort unter diese Entscheidung: noch während der montanistischen Wirren hat das Evangelium ganz eigentlich um seine Existenz zu kämpfen.

*) S. Preuß. Jahrb. 92, 212.

Digitized by Google

Wer aber waren jene Kritiker, die im sichern Besitz eines irgendwie höherstehenden Evangeliums die Synoptiker eben noch zu dulden vermochten? die im Kampf um das Recht ihres Evangeliums der Kirche die größere Gabe des Vierevangelienkanons schufen nnd sicherten? Denn das ist das Merkwürdige an diesen Kämpfen, daß dasselbe Evangelium, welches ursprünglich sich als Gegner seiner älteren Genossen zeigt, schließlich, indem es sein Schicksal unlöslich mit dem ihrigen verwoben sieht, zum kräftigen Beschützer der erst Befehdeten wird. Läßt sich über die Persönlichkeit nichts ermitteln, der dieses doppelte Werk zuzuschreiben ist? Die Frage nach dem großen Unbekannten, dem Verfasser des vierten Evangeliums, gewinnt hier ein noch höheres Interesse, wenn wir in ihm, sei es nun mittelbar oder unmittelbar, auch den Schöpfer unserer kanonischen Evangeliensammlung suchen dürfen.

Aus namenlosen, also auch aus nicht weiter kontrollirbaren Quellen stammten die bisher mitgetheilten Nachrichten, die durchweg Johannes den Apostel, den Zebedäiden in den Vordergrund rückten. Das Muratorische Fragment nennt keinen Gewährsmann, Eusebius (3, 24) gleitet mit einem φασί — so wird erzählt — über unsere neugierige Frage weg, Clemens von Alexandrien (Eus. 6, 14) nennt gleichfalls keinen Namen, aber doch eine Gruppe: die alten Presbyter. Nur einmal noch kommt dieser Ausdruck mit leichter Variation bei Clemens (Eus. 6, 13, 9) vor. Da steht er im Zusammenhang mit Ueberlieferungen dieser Presbyter in Bezug auf die Passahberechnung, die ihm aus Klein-Asien zugekommen sind. Man wird geneigt sein, auch die Gruppe, die sich um die Ursprungsverhältnisse des vierten Evangeliums interessirte, dort zu suchen. Und nach Klein-Asien führen uns ja auch die Presbyter, die Irenäus zitirt. Er aber hat, was er von ihnen zu melden weiß, durch die Vermittelung des Papias empfangen. Von diesem letzteren rühren die einleitenden Formeln her: „alle die Presbyter, welche in Asien mit Johannes, dem Herrenjünger, zusammen waren," „welche den Johannes gesehen haben," „welche Schüler des Apostels waren". Sie sind da im Allgemeinen als Apostelschüler, im Besonderen als Genossen eines Johannes charakterisirt. Aber diese beiden Näherbestimmungen fließen nicht ineinander über: sie sind entweder Apostelschüler oder Johannesgenossen, Johannes aber ist Herrenjünger, nirgends wird er Apostel genannt. In diesen Kreis nun führt uns das be-

Digitized by Google

Digitized by Google

tischen Presbyter Johannes. Eben zwei Johannes' kennt Papias. D. h. der eine, der Apostel, verliert sich bei ihm fast unter den übrigen Aposteln als Einer, mit dem ihn kein besonderes Band verknüpft, während der andere, der Presbyter Johannes in Klein-Asien, ihm als Verfasser von Ueberlieferungen, aus denen er schöpft, wohl bekannt ist. So hat Eusebius selbst das Proömium des Papias verstanden und da er uns den Wortlaut desselben aufbewahrt hat, so sind wir in der Lage, ihn auf die Richtigkeit seiner Interpretation zu kontroliren. Papias schreibt (Eus. 3, 39) „Wenn aber Einer mir in den Weg kam, der den Presbytern nachgefolgt war, so forschte ich den Worten jener Presbyter nach: was hat Andreas oder Petrus gesagt und was Philippus oder Thomas oder Jakobus oder Johannes oder Matthäus oder ein anderer der Herrenjünger und was sagen Aristion und der Presbyter Johannes, der Herrenjünger."

Papias forscht nach Mittheilungen über Worte Jesu. Er sucht diese in der mündlichen Ueberlieferung, die ihm als sicherste Quelle erscheint. Herrenjünger müssen es demnach sein, von denen er sich will unterrichten lassen. In weiterer und in engerer Bedeutung findet sich dieser Ehrenname in der ältesten Zeit. Es sind in erster Linie die zwölf Jünger, denen er zukommt, aber weiterhin überhaupt Christen der ersten Generation oder, da diese ihrer Herkunft nach Palästinenser waren, Christen aus der alten jüdischen Heimath. Papias wendet sich nicht an diese unmittelbar. Er muß die Vermittelung der „Presbyter", offenbar autoritativer Apostelschüler, anrufen. Aber diese Zwischeninstanz verbindet ihn mit beiden: mit dem engeren Kreise der Zwölfapostel, von denen er sieben namhaft macht, und mit dem weiteren der Herrenjünger, von denen er zwei nennt: Aristion und den „Presbyter" Johannes. Bestimmt ist dieser letztere von dem Apostel gleichen Namens unterschieden. Denn in der Reihe jener sieben nimmt er keine irgendwie hervortretende Stelle ein, während der im weiteren Kreis der Herrenjünger Genannte dem Papias zeitlich näher stehen mag, jedenfalls aber als primus inter pares, als Ehren-Presbyter im Kreise der Presbyter auftritt. Jede andere Auslegung, die die beiden Johannes' konfundiren will, thut den Worten Gewalt an, wie denn jüngst erst der gewaltsame Vorschlag gemacht wurde, den Johannes an erster Stelle kurzer Hand als Glosse zu streichen, denn „es ist an der Zeit, daß wir ihm (dem Doppelgänger Johannes) den verdienten Frieden im Grabe zu Ephesus gönnen", wozu Holtzmann

Digitized by Google

bemerkte: „kaum war der witzige Todtengräber mit seinem Geschäft fertig, so weckten freilich Bousset, Harnack, Krüger u. A. den Begrabenen wieder auf".

Zwei Johannes' nennt Papias. Der eine, der Zebedäide, ist ihm eigentlich unbekannt, er weiß von ihm nichts zu sagen, er ist ihm eine fast mystische Größe, wie die Mehrzahl der Zwölfapostel. Aber den zweiten kennt er, er lebte, vielleicht gar: er lebt in Klein-Asien in hohem Ansehen, der Mittelpunkt eines Kreises von Presbytern, von dem Kunde nicht nur zu Papias, sondern ebenso auch nach Aegypten zu Clemens kam, und der durch Papias' Vermittelung für Irenäus die persönliche Darstellung eines ehrwürdigen Alterthums bildet.

Aber Irenäus weiß ja, daß er der Zebedäide ist. Er nennt mit voller Bestimmtheit den Apostel den Verfasser des vierten Evangeliums. Von ihm allein berichtet er, was er von einem Johannes in Klein-Asien zu sagen hat. Und doch ist es eine sehr dünne Kette, die von Irenäus zum Apostel Johannes führt. Es ist der einzige Polykarp, Bischof von Smyrna, der am 23. Februar 155 als Märtyrer gestorben ist, den Irenäus als Gewährsmann zu nennen weiß. Er soll ein Schüler des Apostels Johannes gewesen sein, von ihm behauptet Irenäus mit eigenen Ohren gehört zu haben, wie er sich auf den Apostel berief. Dies Zeugniß gilt für unwiderleglich. Wie sieht es damit aus?

Zunächst: thatsächlich läßt sich Irenäus auf einem Irrthum verwandter Art ertappen. Er hat auch Papias einen Schüler des Apostels Johannes genannt. Aber Eusebius entgegnet, Papias zeige sich nirgends als Schüler der heiligen Apostel, er beziehe sich nur auf die Bekannten jener, rechne also sich zur dritten Generation. Das heißt, Eusebius behauptet, wie wir ihn interpretiren dürfen, daß Irenäus den Apostel und den Presbyter als Gewährsmann des Papias verwechselt habe. Und Aehnliches läßt sich wohl auch sonst noch beobachten. Den Diakon Philippus, (Apostelgesch. 21, 8. 9) haben Polykrates von Ephesus und Clemens von Alexandrien mit dem Apostel gleichen Namens verwechselt, jener ist in diesem untergegangen. Ueberall blickt man da in die Geschäftigkeit der Ueberlieferung hinein, wo es irgend anging, die Zwölfapostel, von denen die Christenheit, heißen Wünschen entgegen, so wenig wußte, mit einer Wirksamkeit auszustatten, die thatsächlich nicht auf sie zurückzuführen ist.

Die Linie Irenäus — Polykarp — Johannes ruht auf einem

Digitized by Google

Briefe an den römischen Presbyter Florinus, der höchst wahrscheinlich 190/91 zum Valentinianismus übergetreten ist. An ihn, einen Jugendbekannten, schreibt Irenäus, der Bischof von Lyon (Euseb. 5, 20):

„Ich sah dich, als ich noch ein Knabe war, in Klein-Asien bei Polykarp, als du dich trefflich hieltst (?) am kaiserlichen Hofe und jenem zu gefallen trachtetest. Denn besser entsinne ich mich der damaligen Erlebnisse als des jüngst Geschehenen. Denn die Eindrücke der Jugend wachsen mit der Seele selbst heran und werden mit ihr eins, so daß ich noch den Ort beschreiben kann, an dem der selige Polykarp sitzend predigte, auch seinen Ausgang und Eingang; den Charakter seines Lebens, die Gestalt seines Körpers. Auch der Predigten selbst entsinne ich mich, die er an die Menge hielt, und wie er sich auf seinen Umgang mit Johannes berief und auf denjenigen mit den übrigen Aposteln, wie er ihre Worte erwähnte und was er von ihnen über den Herrn gehört hatte, über seine Wunder, seine Lehre, wie Polykarp es verkündete als ihm überliefert von Augenzeugen seines Lebens, Alles übereinstimmend mit den Schriften. Das habe ich damals durch die Gnade Gottes, die mir wurde, eifrig angehört, es bewahrend nicht auf dem Papier, sondern in meinem Herzen und dort wiederhole ich es genau durch die Gnade Gottes".

Also Polykarp hat von seinem Umgang mit Johannes geredet. Irenäus hat das als Knabe gehört. In seinem großen Werk begründet er die Möglichkeit, Polykarp gehört zu haben, damit, daß dieser sehr alt geworden sei, in dem Briefe an Florinus beruft er sich für sein gutes Gedächtniß zweimal auf die Gnade Gottes, er stellt überdies die verständige Erwägung an, daß Jugendeindrücke fester haften als die Erfahrungen eines späteren Alters. Kurz, mit all diesem Begründen zeigt Irenäus nur, daß Florinus und mit ihm wir die Lebhaftigkeit dieser Erinnerungen ebenso erstaunlich wie ihre Genauigkeit im Einzelnen zweifelhaft finden dürfen. Denn davon, daß Irenäus Polykarps Schüler gewesen sei, ist überhaupt nicht die Rede. Es handelt sich durchaus nur um Eindrücke, die der Knabe — Irenäus kann nicht lange vor 140 geboren sein — von dem greisen Christusdiener, den uns das Martyrium Polykarps so schön schildert, empfangen hat. Wie ganz allgemein gehalten, ohne alles besonders charakteristische Detail bleiben auch die Berichte von diesen Eindrücken. Nur einen Ausruf des Greises erwähnt Irenäus scheinbar aus eigener Erinnerung, das oft wiederholte:

Digitized by Google

„O lieber Gott, auf was für Zeiten hast du mich aufbewahrt, daß ich dergleichen ertragen muß". Wie beredt ist dies Schweigen bei dem Manne, der so gern mit Zeugnissen der Alten prunkte! Ein Bild also des edlen Greises, dem Florinus nahe gestanden haben muß, nicht mehr, stand vor der Seele des Irenäus; und mit diesem Bilde war die Rede desselben von einem Andern, einem Johannes, auf den er sich berief, verknüpft. Daß dieser der Zwölfapostel gewesen sein muß, daß nicht dieselbe Verwechselung vorgelegen haben kann, wie sie dem Irenäus bei Papias begegnet ist, — wer möchte doch das apodiktisch behaupten? Nur so lange gegen diese Knabenerinnerungen sich keinerlei Widerspruch erhebt, kann man irgend etwas auf sie bauen. Stellt sich aber eine andere Ueberlieferung ihnen entgegen, eine Ueberlieferung, die auch nur mit einigem Grunde den Anspruch auf Gehör erheben kann, so kann es kaum zweifelhaft sein, nach welcher Seite sich die Waage senken wird. Wir kehren von Irenäus zu Papias zurück.

Die früher besprochenen legendarischen Nachrichten hatten den Ursprung des Johannesevangeliums mit einer Kritik an den Synoptikern verknüpft. Die kritische Beurtheilung der Vorläufer hatte dem pneumatischen letzten Evangelium die Wege gebahnt. Kritiker und Evangelist waren in einer Person zu suchen. Die Legende war einstimmig der Meinung, diese Person in dem Zebedäiden Johannes, dem Zwölfapostel zu besitzen. Da tritt Papias dazwischen. Dieselbe Kritik, die wir zuvor in legendarischer Verbrämung kennen gelernt haben, tritt uns nun in einfachem geschichtlichen Gewande entgegen. Es ist ein Kreis von kleinasiatischen Presbytern, ihr Mittelpunkt ein „Presbyter Johannes", der sie übt. So weit führt Papias. Ueber die Abfassung des vierten Evangeliums selbst ist bei ihm nichts zu lesen. Das heißt, die wenigen erhaltenen Fragmente enthalten darüber nichts. Mit einer kurzen Bemerkung über Matthäus — „Matthäus schrieb die Herrenaussprüche in hebräischer Sprache nieder, es übersetzte sie aber ein Jeder, so gut er konnte" — reißt der Faden bei Eusebius ab. Sollte sich über jenen Kreis von Presbytern nichts weiter ermitteln lassen?

Im Jahre 1893 hat der Engländer Conybeare im armenischen Kloster Etschmiadzin einen merkwürdigen Fund gemacht. In einem dortigen Evangelienkodex schließt das Markusevangelium wie in unsern besten Handschriften mit Kap. 16, 8. Darauf folgt in solenner Schrift, genau wie bei den Ueberschriften „nach Matthäus", nach Markus" u. s. w. eine Aufschrift: „Vom Presbyter Ariston",

Digitized by Google

und unter dieser Aufschrift erscheint dann unser jetziger unechter Markusschluß, die Verse 9—20, die sich in unseren Ausgaben vielfach unter den Text verwiesen sehen. Daß Ariston Aristion sei, der neben dem „Presbyter Johannes" im Papiasfragment Genannte, ist naheliegend genug. Aber Papias erzählt ja überdies ausdrücklich von Diegesen der Herrenworte d. h. von evangelischen Berichten, die Aristion verfaßt habe. Wir wußten von diesem Kleinasiaten bisher weiter nichts. Jetzt kennen wir eine seiner Diegesen: unser jetziger Markusschluß ist sein Werk. Aber mit dieser Bereicherung unserer Personalkenntniß ist die Bedeutung des Fundes natürlich nicht erschöpft. Der unechte Markusschluß, d. h. also die Diegese des Aristion, ist an die Stelle eines ursprünglich anderslautenden getreten. Ueber den Inhalt dieses letzteren lassen sich aber sehr bestimmte Vermuthungen aussprechen. Das in dem nämlichen Jahre 1893 aufgefundene Fragment des Petrusevangeliums fährt (Vers 58—60) nach Erwähnung der Flucht der Frauen vom Grabe (vergl. Mark. 16, 8) fort: „Es war aber der letzte Tag der Ungesäuerten und gar Viele zogen fort, um zurück zu kehren zu ihren Häusern (in ihre Heimath), da das Fest zu Ende war. Wir aber, die zwölf Jünger des Herrn, weinten und trauerten, und ein Jeder ging, trauernd wegen des Geschehenen, in sein Haus. Ich aber, Simon Petrus, und Andreas, mein Bruder, nahmen unsere Netze, und gingen zum Meere, und es war mit uns Levi, der Sohn des Alphäus, den der Herr . . ." Damit bricht das Fragment ab. Nach Galiläa (vergl. Mark. 16, 7. 14, 28) an den See Genezareth führt es. Dort wird Petrus die erste Erscheinung des Auferstandenen erlebt haben (vergl. Luk. 24, 34. Paulus I. Kor. 15, 5). Anders konnte ein „Petrusevangelium" nicht schließen. Aber es folgt dabei seiner Vorlage. Als das Petrinische hat unser Markusevangelium von jeher gegolten. Mit Markus berührt sich aufs Nächste der Bericht von den Frauen am Grabe im Petrusevangelium. Markus allein kennt den Levi, Alphäus' Sohn, Markus läßt erwarten, daß die Erscheinungen des Auferstandenen in Galiläa erfolgen werden. Mit der Restitution des Felsenjüngers wird unser jetziges zweites Evangelium ursprünglich geschlossen haben.*) — Ist dieser Schluß gestrichen worden und an seine Stelle der jetzige unechte getreten, so ist es die im Lukas-

*) Lebhaft hat sich gegen diese Bevorzugung der „Galiläischen Tradition" jüngst erklärt: Loofs, Die Auferstehungsberichte und ihr Werth, Hefte zur Christlichen Welt Nr. 33. Leipzig 1898.

Digitized by Google

und Johannesevangelium bevorzugte Ueberlieferung von den Erscheinungen des Herrn am dritten Tage in Jerusalem, die als Motiv zu diesen Aenderungen zu erkennen ist. Denn auch der Verfasser des Johannesevangeliums kannte den alten Markusschluß. Aber er hat ihn nicht an der rechten Stelle gefunden. Wie am Eingang so werden auch hier am Schluß ordo τάξις, Reihenfolge der Ereignisse nicht seine volle Billigung gefunden haben. Denn wiewohl dies Petruserlebniß Joh. 21 nach den Jerusalemer Erfahrungen Kap. 20 undenkbar ist, wie denn diese späte Wiederherstellung des Petrus dem sicheren Berichte des Paulus widerspricht, will Joh. 21, 14 die Erscheinung am See Genezareth als dritte, nicht als erste, zählen. Deutlich liegt hier ein Kompromiß zwischen zwei Ueberlieferungen vor: die Petrinisch-Galiläische ist nicht, wie das im unechten Markusschluß der Fall ist, ganz verdrängt, aber sie ist ihrer Bedeutung beraubt, in eine zweite Linie zurückgedrängt: Die Jerusalemischen Berichte sind in den Vordergrund gerückt.

Hier sehen wir den Kreis der kleinasiatischen Presbyter an der Arbeit. Sie kritisiren und redigiren den Evangelienstoff, ganz wie alle die uns bekannten legendarischen Nachrichten es verlangen. Aber unwillkürlich sehen wir uns nun auch weiter geführt. Der Kritiker läßt sich nun vollends vom Evangelisten nicht trennen. Und haben wir mit Recht die Nachricht des Papias von dem Presbyter Johannes als demjenigen, der die Kritik am Markusevangelium übte, festgehalten, so bleibt uns nun nur noch der Schluß übrig: dieser Presbyter, kein Anderer, wird auch der Verfasser des vierten Evangeliums gewesen sein. Und merkwürdig: während Apokal. 1, 1 bei dem Namen des Verfassers, Johannes, „der Apostel" fehlt, wie auch weiterhin in dem Buche nichts auf apostolische Abfassung hindeutet, ist es im zweiten und dritten, übrigens namenlosen, Johanneischen Briefe, „Der Presbyter", der sich als Schreiber kundgiebt. Ist das nicht der Presbyter Johannes? Im vierten Evangelium selbst aber weisen 19, 35 und 21, 20—23 (wenn man dies Kapitel nicht als Nachtrag vom Ganzen trennen will) auf einen andern als den Zebedäiden als Verfasser hin. Daher kann es ja nicht die Meinung sein, den Apostel Johannes für die Frage nach der Herkunft des Evangeliums völlig zu eliminiren. Irgendwie, aber für uns kaum faßbar, führt die „Johanneische Ueberlieferung" immer wieder zu der Säule der Jerusalemischen Gemeinde (Galat. 2, 9) zurück. Aber nicht er, sondern nur begeisterte An-

Digitized by Google

hänger — mögen sie nun in Palästina oder Klein-Asien zu suchen sein — können ihm den Namen gegeben haben des Jüngers, den der Herr lieb hatte, der an seiner Brust lag, der unter seinem Kreuze stand. Als Selbstbezeichnungen umschließen diese Namen eine unerhörte Selbsterhebung, als Ausdruck begeisterter Anhänglichkeit sind sie wohl verständlich. Und nehmen wir nun an, daß unter diesen Anhängern Einer war, der auch Johannes hieß, der, ein reichbegabter Geist, das Erbe apostolischer Zeit mit Wucherzinsen zu mehren wußte, wie verständlich wird dann Beides, daß er seinem Namen die unterscheidende Bezeichnung „der Presbyter" beifügt, mit diesem unterscheidenden Beinamen im Kreise seiner Genossen und Schüler genannt wird — und daß er den Apostel umgekehrt mit jenen Umschreibungen nennt, die mehr sagten als der Name selbst auszudrücken vermochte. Und warum sollte das nachapostolische Zeitalter oder die Generation richtiger, die Apostolisches und Nachapostolisches mit einander verknüpfte, warum sollte sie keine wahrhaft großen und tiefen Christen hervorgebracht haben, die die Wasser des christlichen Glaubens in ein neues Bett zu leiten wußten, das Bett der hellenischen Bildung? Was Paulus begonnen, führt Johannes fort. Nur nicht der Johannes, der Jesu nachfolgte, den wir uns nicht anders als im Typus der Synoptiker des Meisters Rede weitertragend denken können, sondern Einer, der, der ersten Generation schon ferner stehend, mit neuen Zungen das Evangelium zu predigen wußte, und der dennoch an Geist und Glauben hoch und frei genug dastand, seine Hand schützend auch über den schlichteren Evangelienschriften zu halten, die er vorgefunden hatte: der Presbyter Johannes in Klein-Asien, der Verfasser des pneumatischen Evangeliums und zugleich der Schöpfer des Vier-Evangelien-Kanons.

Digitized by Google

Die Mitarbeit unserer Städte am deutschen Civilproceß.

Academische Antrittsrede.

Von

Johann Christoph Schwartz.

Wer heute vom Brandenburger Thor aus den Thiergarten durchschreitet, der sieht beim Uebergange über die Siegesallee an der Lehne der zunächst stehenden Rundbank aufragen: die Marmorhalbfigur eines Mannes, dessen vorgestreckte Linke ein aufgeschlagenes Buch umfaßt, während in der zum Kinn hinaufgehobenen Rechten die Schreibfeder ruht.

Es ist der edle Schöffe Eike von Repkow, der Verfasser des Sachsenspiegels, den der Künstler so dargestellt hat. Vielleicht etwas zu nachsinnend, zu grübelnd; denn jener Mann hat wohl nicht mühsam Sätze schmiedend und feilend gearbeitet, sondern aus reicher Lebens- und Berufserfahrung heraus mit sicherer Hand sein Buch gefördert. Doch die Einzelheiten der Darstellung sind nebensächlich. Wir dürfen uns freuen, daß nun mitten unter uns dieses Steinbildniß hinweisen wird auf einen deutschen Mann, der bescheidenen Sinnes nur das von den Vätern überlieferte Recht aufzeichnen wollte und nicht ahnen konnte, daß er damit eine nationale That von unermeßlicher Tragweite vollbrachte. Sein Werk hat in Mittel- und Norddeutschland heimathliches Recht erhalten und gestärkt zu bevorstehendem Kampfe, hat auch nach Süddeutschland hinübergewirkt. Der Sachsenspiegel ist dann hinausgezogen zu den muthigen Colonisatoren des Nordostens von Europa, hat deutsches Recht getragen bis an die Gestade des finnischen

Digitized by Google

Meerbusens und nach Osten hin bis tief hinein in polnisches Ländergebiet.

Den die Gerichtsverfassung und den Rechtsgang behandelnden Lehren des Sachsenspiegels erwuchs schon nach kaum fünfzig Jahren jenseits der Alpen ein gefährlicher Feind in einem anderen „Spiegel", dem speculum judiciale, dem Gerichtsspiegel des Guilelmus Durantis, — eines Südfranzosen von Geburt, in Italien wohlgeschult in römisch-geistlicher Rechtsgelehrsamkeit, eines hochstehenden päpstlichen Beamten.

Als die Summe aller Weisheit auf diesem Rechtsgebiete, als das für immer und für alle Völker allein wahre Recht enthaltend ist die Arbeit jenes Italieners von unseren deutschen Juristen betrachtet und gepriesen worden im fünfzehnten, zum Theil auch noch im sechszehnten Jahrhundert. Das war bei uns die Zeit der Reception, der Ueberfluthung Deutschlands mit italienischem, römisch-canonischem Rechte. Eine Revolution von oben herab, wie sie in diesem Umfange und in solcher Schärfe kein zweites europäisches Culturvolk neuerer Zeit zu überstehen gehabt hat. Deutsches Rechtsgebiet allein weist diese Erscheinung auf, zu deren Erklärung ich hier nur auf zwei bedeutsame Momente hinweisen kann: Unser einheimisches Recht hatte in wuchernder Triebkraft sich aufs äußerste zersplittert in partikularen Bildungen; vom deutschen Reiche jener Tage war Hilfe in einigender Gesetzgebung nicht zu erwarten, und doch regte sich schon das Bedürfniß nach Rechtseinigung. Und unser Gerichtsverfahren, angepaßt den Ansprüchen einer längst entschwundenen Zeit, war im Laufe der Jahrhunderte völlig erstarrt in Formenzwang; man strebte heraus aus solchem Zwange nach Befreiung. Nach beiden Richtungen hin konnte allerdings das fremde Recht Hilfe bringen, aber nur um hohen Preis. Denn die Entwickelung von innen heraus, die doch bei uns schon an der Arbeit war, wurde nun abgebrochen und abgelöst durch die Vergewaltigung von außen her: unser Gerichtswesen wurde entnationalisirt, romanisirt.

Vom nationalen Standpunkte ist vor allem schwer zu beklagen, daß die Romanisirung vielfach mit so rücksichtsloser Gewaltsamkeit vollzogen wurde. Man schlug eben das bestehende alte einfach nieder, um Raum zu schaffen für das neue, fremde Recht. Und gegen die deutschen Juristen jener Zeit, so weit sie bewußt vorgingen, wie namentlich in der von ihnen beherrschten Gesetzgebung, wären wir auch noch heute nach 400 Jahren berechtigt, bittere

Digitized by Google

Vorwürfe zu erheben. — Besser doch ist's, wir lernen von ihnen; wir lernen von ihnen, wie wir es nicht zu machen haben, wenn wir unserem Volke eine dauernd segensreiche Gesetzgebung bringen wollen. Denn zu derart verantwortungsvoller Arbeit gehört immerdar zweierlei: ein kühler Kopf und ein warmes Herz; unseren Romanisatoren des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts aber fehlte beides. Sie waren verstandesmäßig, und nur verstandesmäßig erwärmt, überhitzt sogar zu Gunsten des großartigen „Weltrechts", das aus der märchenhaften Culturstätte Italien zu uns herüberdrang. Herz für das Recht unseres Volkes, Verständniß gar für unseres Volkes Recht auf sein Recht war bei ihnen nicht vorhanden. Nicht unseres Eike von Repkow deutscher Sinn war ihnen zu eigen, Durantis, der Diener des kosmopolitischen Papstthums war ihr Vorbild.

Derart schroff indessen vollzog sich die Uebernahme des italienischen Rechts doch wohl nur im Süden und Südwesten Deutschlands und den Rhein entlang bis etwa nach Köln hinab. In den nach innen liegenden Gebieten und nach Norden hin in den Ländern sächsischen Rechts war der Vorgang unvergleichlich maßvoller, weil hier die Widerstandskraft des nationalen Rechts ungleich größer war: Eike von Repkow hatte eben nicht umsonst geschrieben.

Aber nicht diesen Gegensatz von Nordost- und Südwest-Deutschland habe ich hier zur Darstellung zu bringen, sondern einen anderen: den Gegensatz zwischen Landrecht und Stadtrecht.

In den Gebieten des conservativeren, schwerfälligeren Landrechts hatte sich das Gerichtsverfahren länger unberührt in alter Formenstrenge erhalten. Wer dieser Formenstrenge entgehen wollte, der mußte die Gerichte umgehen und in schiedsgerichtlichem Verfahren Hilfe suchen, was denn auch in jener Zeit häufig genug geschah.

Die Städte zeigen ein wesentlich anderes Bild. Hier, in den Verkehrsmittelpunkten, wo zunächst unser modernes Leben sich vorbereitete, wo zur Bewältigung der neuen Bedürfnisse in Handel und Wandel neue staats- und gemeinderechtliche Bildungen sich aufgethan hatten, — hier legte man schon früh die bessernde Hand auch an das Gerichtsverfahren. Handelsverkehr, Creditgewährung verlangten eine objectivere Sicherung, als sie geboten war so lange dem Beklagten regelmäßig das Recht zustand, durch seinen verneinenden Eid die Vertragsforderung des Klägers zu beseitigen.

Digitized by Google

Nach altem Proceßrechte schloß nur die entgegenstehende eigene sinnliche Wahrnehmung des Gerichts diesen Unschuldseid aus: Augenschein, worüber nöthigenfalls Gerichtszeugniß abgelegt wurde. In den Städten (z. B. in Hamburg, Lübeck, Riga) stellte man nun dem Gerichtszeugnisse gleich die Aussage nur zweier Gerichts- oder Rathspersonen über außergerichtliche Wahrnehmungen. Viele Städte (u. a. Nürnberg, Wien, Bamberg, Bremen) gingen noch weiter: die Obrigkeit wählte und beeidigte eine Reihe glaubhafter Bürger, die, wenn sie als Geschäftszeugen hinzugezogen worden waren, danach ihre Aussage mit der Wirkung eines Gerichtszeugnisses abgaben, — es sind das die denominati, jurati, die „Genannten", „Geschworenen". Magdeburg und die norddeutschen Hansestädte bildeten schon früh die Klage mit Zeugenangebot aus; danach wurde, falls der Kläger gleich bei der Klageerhebung sich auf Zeugen berief, der Beklagte zum Unschuldseide nur zugelassen, wofern er denselben ebenfalls durch Zeugenschwur bekräftigen konnte.

Solche Einrichtungen kennzeichnen zunächst eine behutsame Entwickelung, wie sie stets sich vollzieht, wenn von innen heraus das Recht eines Volkes nach Erneuerung strebt. Aber unterschätzen darf man jene Einzelbildungen doch auch nicht. Sie drängten alle nach demselben Ziele hin: der innerste Kern des alten Rechtsganges wurde erschüttert, die Alleinherrschaft des formalen Eidesrechtes sollte gebrochen, auch im bürgerlichen Prozesse sollte, soweit möglich erschien, nach Ermittelung und Feststellung des wahren Sachverhalts gestrebt werden. — Dies nun als Grundlage der Rechtspflege hatte das mittlerweile untergegangene classische Culturvolk des Rechts, das römische, schon anderthalb Jahrtausende früher in aller Reinheit durchgeführt. Es liegt auf der Hand, daß an diesem so überaus wichtigen Punkte die neue fremdrechtliche Lehre, als sie zu uns gelangte, in den Städten willkommen geheißen werden mußte.

Doch auch davon abgesehen; als die glänzende Wiederbelebung der Culturerrungenschaften der alten Welt in die Erscheinung trat, in der Zeit der Renaissance, da waren es in erster Reihe die Städte, in denen angesammelter Reichthum, aristokratische Lebenshaltung zur Pflege von Kunst und Wissenschaft führten. Die städtischen Geschlechter waren fortan ernstlich bemüht, den Söhnen gründlichere, reichere Bildung zu verschaffen. Im Zuge der Renaissancebewegung liegt für Deutschland auch die Vertiefung in das römische, italienische Recht. Die Gerichtsübung unserer süd-

Digitized by Google

deutschen Städte hat wohl schon früh fremdrechtliche Lehren zur Anwendung gebracht; denn von Süddeutschland haben ihren Ausgang genommen die sogenannten Stadtrechtsreformationen, der energische erste Versuch, durch Verbindung römischer und deutscher Rechtssätze im Wege der Gesetzgebung unser Gerichtsverfahren zu erneuern, zu reformiren. An der Spitze habe ich zu nennen die berühmte Nürnberger Reformation von 1479 in den betreffenden Abschnitten, und daneben möchte ich stellen das Stadtrecht von Freiburg im Breisgau vom Jahre 1520. Beide Arbeiten zeichnen sich aus durch entschieden maßvolles, besonnenes Vorgehen; ein Umstand, der für die Freiburger Reformation umsomehr ins Gewicht fällt, als an dieser Gesetzgebung den Hauptantheil gehabt hat der berühmte deutsche, doch ausschließlich romanistisch gebildete Jurist jener Zeit, Ulrich Zasius. Solche Besonnenheit war aber nicht überall vorhanden und hielt auch nicht lange vor. Schon die Wormser Reformation von 1498 zeigt viel weiter gehende Neigung zum fremden Rechte hin, und die späteren Arbeiten, — ich hebe aus der großen Zahl nur hervor: Frankfurt a. M. (1578), Hamburg (1603), Straßburg (1620) — sie alle weisen als ordentlichen Prozeß fast ausschließlich den italienischen auf. Der Höhepunkt dieser romanisirenden Proceßgesetzgebung unserer Städte fällt, wie mir scheint, in die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, danach beginnt die Reaction. Es ist z. B. nicht ohne Interesse, daß die Rigasche autonome Stadtrechtsreformation von 1673, obgleich das Rigasche Recht vielfach Tochterrecht von Hamburg war, doch auf dem Gebiete des Proceßrechts ganz entschieden das Hamburger Vorbild verließ, um sich dem neuen sächsischen Verfahren zuzuwenden.

So hatten die deutschen Städte schon im Mittelalter die nothwendige Umgestaltung unseres Proceßrechts selbständig angebahnt und dann, auf dem Wege weiter schreitend, die gesetzgeberische Romanisirung zuerst in Angriff genommen. Als diese Bewegung allgemein geworden war, seit etwa der Mitte des 17. Jahrhunderts geräth die städtische Proceßgesetzgebung ins Stocken, um dann fast ganz aufzuhören. Von einzelnen Ausnahmen sehe ich ab, nur Bremen muß hervorgehoben werden, wo die Romanisirung des Verfahrens zunächst der Praxis überlassen blieb und erst im Jahre 1750 ein vollständiges Prozeßgesetz erging, das dann allerdings für jene Zeit hervorragend war, wesentlich neueres sächsisches Recht brachte. Im allgemeinen aber läßt sich sagen, daß seit dem

Digitized by Google

17. Jahrhundert die Landesregierungen es sind, die auf dem Gebiete der Proceßgesetzgebung die Führung übernehmen.

Wie ist diese Erscheinung zu erklären? Handelt es sich um ein Erlahmen der rechtsbildenden Kraft in den Städten; etwa um einen Indifferentismus, parallel laufend dem Sinken der äußeren Macht der Städte, die ja fortan immer mehr zurücktraten vor den erstarkenden Territorialstaaten? — Ich glaube, daß ein solcher Erklärungsversuch zum mindesten nicht ausreicht, auch ein anderer Umstand kommt in Betracht.

Charakter und Art, innerer Werth und äußerer Erfolg eines gerichtlichen Verfahrens bestimmen sich keineswegs ausschließlich nach den speciell für den Rechtsgang erlassenen Vorschriften. In gleichem Maße wirkt mit die Gerichtsverfassung, die sogar den Ausschlag geben kann, insofern je nach dem Träger des Richteramts eine verschiedene Auslegung oder Handhabung der Rechtsgangsnormen zulässig erscheint. Jenes auffällige Aussetzen der städtischen Proceßgesetzgebung beruht wohl auch darauf, daß in den Städten die Gerichtsverfassung befriedigte und die Möglichkeit bot, das Verfahren dem Wandel der Anforderungen anzupassen ohne förmliche Gesetzesänderung. Die Gerichtsübung konnte sich dem Bedürfnisse anschmiegen und wurde doch gehalten durch eine feste, lebendige Tradition. Dies aber war in unseren Städten so möglich nur deshalb, weil die alten deutschen Gerichtshegungsgedanken sich geflüchtet hatten in die städtischen Verfassungsbildungen, um dort — der neuen Zeit entsprechend in neue Formen gebracht — ihr Leben fortzusetzen.

Staatlich ist die deutsche Gerichtshegung insofern schon zu den Zeiten von Cäsar und von Tacitus gewesen, als ja die principes, die Fürsten es waren, die das Urtheil ausgaben. An ihre Stelle tritt später der staatliche Beamte, der Graf. Doch „gefunden", „geschöpft" wurde das Urtheil nicht von jenen, sondern vom Volke, von der Gerichtsgemeinde oder von ihrem Ausschusse, den Schöffen. Als diese Volksrechtsprechung nach der Uebernahme des fremden, gelehrten Rechts in die Brüche ging, da war es natürlich, daß die jetzt allein „des Rechts weisen", die doctores, die Räthe der Fürsten sich in die Gerichte hinein drängten. Und nicht lange währte es, da drängten sie die Vertreter der Volksrechtsprechung aus den Gerichten hinaus. So ist der regelmäßige Gang in unseren monarchischen Territorien, namentlich für die oberen Instanzen, — so auch beim Reichskammergerichte.

Digitized by Google

Anders in den städtischen Republiken.

Die Gestaltungen sind ursprünglich verschieden; doch zum Theil aus der alten Gerichtsverfassung heraus, in Anlehnung an das Schöffenthum hatte sich das Stadtregiment organisirt. Die Geschlechterverfassung, die vielleicht auch für die Städte ein ausschließlich gelehrtes Richterthum ermöglicht hätte, war längst in inneren Kämpfen gesprengt worden. Breitere Schichten der Bevölkerung, vielfach auch der Handwerkerstand, erlangten Zutritt zum Stadtregiment, das zugleich — wo die Städte soweit selbständig geworden waren — Träger der Gerichtsbarkeit war und dauernd blieb. Die Formationen sind mannigfaltig, regelmäßig doch war der Rath die zweite Gerichtsinstanz und Delegirte aus seiner Mitte saßen auch in der ersten Instanz, den „Niedergerichten". Dem Bedürfnisse nach rechtsgelehrter Berathung im Richtercollegium genügten die Städte zunächst durch Anstellung gelehrter Juristen als Stadtschreiber, als Syndici; unter den Vertretern der Rathsfamilien fanden sich späterhin brauchbare Juristen wohl stets in genügender Anzahl. Aber die obere Gerichtsinstanz war zugleich städtische Obrigkeit überhaupt, sie mußte verfassungsmäßig auch Vertreter der ungelehrten Berufe zu ihren Mitgliedern zählen. Das alte, allein urtheilende Schöffenthum freilich starb ab auch in den Städten, selbst der Name ging meist verloren; aber — nnd dies ist der springende Punkt — das allein schaltende gelehrte Richterthum, und gar das Beamtenrichterthum der monarchischen Territorien vermochte nicht, sich auch in den städtischen Republiken durchzusetzen. Das verhüteten die anderen Machtfactoren, indem sie eifersüchtig wachten über ihrem verfassungsmäßigen Rechte auf Theilnahme am gesammten Stadtregiment, also auch an der Rechtspflege. Machtfragen beeinflußten so zugleich die Umbildung der städtischen Gerichtsverfassungen, die in Folge dessen von den alten Gerichtshegungsgedanken nicht schlechthin alles über Bord warfen, sondern, was lebenskräftig war, lebendig erhielten.

Volksrechtssprechung im früheren Sinne beanspruchte man angesichts der Veränderungen im Rechte garnicht mehr. Es lag überhaupt wohl weniger eine positive Bewegung vor, als eine Ablehnung. In der Ablehnung kommt ja zumeist die Volksüberzeugung anschaulich zum Ausdruck! Man wußte zunächst nur, was man nicht wollte, und das war eben das ausschließlich berechtigte, gelehrte Richterthum. Immerhin ließ sich solch ablehnende Haltung begründen: Nach altem Rechte durften die Parteien

Digitized by Google

selbst in ihrem entscheidenden Rechtseide zugleich Thatsachen erledigen, von denen das Gericht vielleicht überhaupt nichts erfahren hatte. Das hörte nun auf. Denn nach dem neuen Rechte mußte zunächst der wahre Sachverhalt als Grundlage für den Rechtsspruch, gemäß dem Parteivorbringen und dem Beweismaterial, vom Gerichte festgestellt werden. Zu solcher richterlichen Thätigkeit aber waren doch wohl mindestens ebenso geeignet wie der gelehrte Jurist: die mitten im Leben stehenden Männer, die Berufsgenossen der Parteien.

So entwickelte sich in unseren Städten das, was wir heute „Schöffengericht" nennen: gelehrter Richter und ungelehrte Vertreter der Gerichtsgemeinde bilden das Gericht, beide grundsätzlich einander gleichberechtigt. Eine gewisse Arbeitstheilung ergiebt sich von selbst: bei Beurtheilung der That-, der Beweisfrage mag häufig — nicht zum Schaden der Sache — den „Schöffen" das Uebergewicht zufallen; kommt dagegen die Rechtsanwendung in Betracht, so wird regelmäßig der rechtskundige Richter seine wohlbegründete Ansicht durchsetzen. Jedenfalls waren auf diese Weise im Schoße der städtischen Gerichtscollegien gesichert die beiden unerläßlichen Grundlagen aller gesunden Rechtssprechung: Kenntniß des Rechts und Kenntniß des Lebens. Die Gleichstellung und Verschmelzung aber innerhalb des Gerichtskörpers unterdrückte oder milderte doch den verderblichen Gegensatz, der bezeichnet wird durch die Schlagworte „theoretische Rechtslehre" und „practisches Lebensbedürfniß." Und die ganze Einrichtung, die den uralten, nationalen Gedanken der Berechtigung des Volkes zur Theilnahme an der Rechtssprechung nicht untergehen ließ, — sie erhielt in den Städten vollends ihre Weihe dadurch, daß eben die Mitglieder des obersten Stadtregiments es waren, die auf den Richterstühlen saßen.

Dieser zuletzt erwähnte Umstand leitet hinüber zu noch einer anderen bedeutsamen Gerichtsformation in den deutschen Städten.

Dem mittelalterlichen Richter deutschen Rechts — nicht den Schöffen, die waren das wandelnde Gesetzbuch — dem Richter standen gewisse Rechtsschutzbefugnisse im Interesse der Parteien zu. Er ordnete der unbeholfenen Partei einen Rechtsbeistand aus der Zahl der Schöffen bei, den Fürsprecher. Er durfte, wenn das von den Schöffen gefundene Urtheil ihm ungerecht erschien, die Schöffen anweisen, sich besser zu berathen, bei einem anderen Schöffencollegium Rath zu holen. Nach einigen Stadtrechten (Hamburg z. B.) durfte er sogar die von den Parteien nicht angefochtene

Digitized by Google

Urtheilsfindung von sich aus zur Nachprüfung „an den Rath ziehen“. In gewissen Fällen konnte aber auch der alte sächsische Richter allein, ohne Schöffen oder Gemeindeumstand, richten; dann nämlich, wenn die eigentliche Rechtsfrage (also wer zum Eide kommen müsse) nicht streitig war noch sein konnte. — Es ist nun ein Verdienst der deutschen Städte, in Anknüpfung an diese Sätze des alten Rechts schon früh, namentlich zur Erledigung der Streitsachen des täglichen Verkehrs, des kleinen Mannes, eine Einzelrichterinstanz ausgebildet zu haben. Bemerkenswerth ist dabei, daß für das Verfahren in solchen Fällen irgend ausführliche Vorschriften überhaupt nicht gegeben wurden, mußte doch nach der Natur der Sache der städtische Einzelrichter oft genug als autoritative Vergleichsstelle segensreiche Thätigkeit üben. Zur Zeit der beginnenden Reception war dieses städtische Einzelrichterthum offenbar bereits consolidirt, der Laienspiegel behandelt es als zum „Bürgermeisteramt“ gehörig. Ein solches, zum belehrungs- und schutzbedürftigen Manne aus dem Volke sich herabneigendes Richterthum wurde später freilich auch im Landrechte entwickelt und hat nach Jahrhunderten den Ausgangspunkt gebildet für die großartige preußische Proceßreform der Friedericianischen Zeit. Doch den Vortritt haben auch in diesem Punkte die Städte genommen, und im Landrechte war es jedenfalls nicht möglich, für einen Einzelrichter die große Autorität zu beschaffen, die sich in den Städten von selbst ergab dnrch die Verbindung jener Rechtsschutzpflichten, überhaupt des Einzelrichterthums mit der höchsten Würde im Gemeinwesen, dem Bürgermeisteramte.

Sagte ich vorhin, daß die städtische Proceßgesetzgebung seit dem siebzehnten Jahrhundert fast aufgehört habe, so muß ich jetzt ergänzend hinzufügen, daß durch Ausbildung solcher Gerichtsverfassungen und zumal durch ihre Aufrechthaltung bis in unser Jahrhundert, bis an die Schwelle unserer Zeit — unsere Städte mehr beigetragen haben zur Bewahrung gesunder deutscher Prozeßgedanken, als durch jene älteren Gesetzgebungen unmittelbar über das Verfahren.

Nur an einem der entscheidenden Punkte möchte ich kurz veranschaulichen, was ich meine:

Der theoretische Streit über die Abgrenzung von Richter- [illegible] und Parteirecht in Bezug auf die Sachverhaltfeststellung [illegible]chen Verfahren schwebt seit gut hundert Jahren. Auf der [illegible] steht das „Verhandlungsprincip“, das den Richter

Digitized by Google

bindet ausschließlich an das Parteivorbringen, auf der anderen Seite das „Offizialprincip", gipfelnd in dem von Suarez in der preußischen Gesetzgebung des vorigen Jahrhunderts aufgestellten Satze, daß umgekehrt der Richter Pflicht und Recht habe, von sich aus dem wahren Sachverhalte nachzuforschen. Auch heute noch wird dieser Schulstreit zuweilen noch recht lebhaft geführt, weil unser Gesetz vermittelnd steht, ohne doch überall klare, zweifelfreie Directive zu geben. — Vielleicht wird doch auch in diesem Punkte die geschichtliche Entwickelung nicht immer genügend berücksichtigt. Am Gegensatze von Stadtrecht und Landrecht neuerer Zeit vermögen wir zu lernen, daß in die Controverse mit hineinspielt die Frage nach der Person des Richters. Si duo faciunt idem non est idem: es ist in der That nicht einerlei, ob die gleichen Befugnisse beigelegt werden einem so oder einem anders besetzten Gerichte. Denjenigen, die heute noch das den Richter so beengende „Verhandlungsprincip" vertheidigen, dient — wenn auch unausgesprochen — als beste Stütze doch wohl das Mißtrauen, das sich so leicht dem gelehrten Richter gegenüber einstellt. Und ohne alle Berechtigung ist ja ein solches Mißtrauen nicht, weil auch der beste Jurist als solcher noch keine Sicherheit dafür bietet, daß er stets offenes Auge und richtiges Verständniß auch für das Leben und dessen Bedürfnisse haben werde. — Die städtischen Gerichtsverfassungen hatten durch Aufnahme der „Schöffen" in das Gerichtscollegium solchem Mißtrauen den Boden entzogen. In den Städten war im Gegentheil Vertrauen in die Gerechtigkeitspflege besonders nahe gelegt, einmal weil die hochgestellten Richter in der That nach außen völlig unabhängig waren, und sodann, weil den Richterrechten auch erkennbare Richterpflichten zur Seite gesetzt waren.

In Hamburg und Lübeck nannte man noch in diesem Jahrhundert das Einzelrichterthum der Bürgermeister oder delegirten Rathsherren („Prätoren") die „Dieleninstanz". Also die Diele, der anheimelnde Eintrittsraum, den wir ja heute noch dort in den älteren Häusern finden, sie diente zugleich als Gerichtsstelle. Ich meine, daß solchem Brauche der Väter doch ein guter Gedanke untergelegt werden darf: auch dem Geringsten hatten die hohen Stadtrichter sogar ihr eigenes Haus zu öffnen, wenn Rechtshilfe zu bieten war; und die obersten Würdenträger im Stadtstaate durften sich nicht für zu gut halten, wenn sie vertrauensvoll um Rechtsschutz angesprochen wurden. — Das ist anschauliche Be-

Digitized by Google

thätigung von heute sogenannten „socialen Gedanken", und zwar an einem Punkte, der practisch von allergrößter Bedeutung ist, bisher aber doch vielleicht nicht überall genügende Berücksichtigung gefunden hat!

Es ist klar, daß bei derart gesunden Grundlagen der Gerichtsverfassung Gericht und Parteien einander genähert, ihre Verhandlungen leichter unter die Herrschaft der bona fides gebracht werden konnten. Treue und Glauben auch im Prozeßrechtsverhältnisse der Parteien zu einander und zum Gerichte, — das ist ein hohes Ziel, dem unsere Gegenwart mit mehr oder minder Bewußtsein doch wohl zustrebt in Wissenschaft wie in Gesetzgebung.

Nun meine ich wahrlich nicht, daß hiernach die städtische Rechtspflege in den hinter uns liegenden Jahrhunderten thatsächlich eine ideale gewesen sein müsse. Im Gegentheil, ich weiß sehr wohl, daß gerade die Vereinigung von oberster Staatsgewalt und Richterthum in derselben Hand oft genug intra muros der Städte Mißbrauch und Druck herbeigeführt hat; und bedenklich ist auch die schlaffere Aufsicht, die sich leicht einstellt im kleineren Gemeinwesen, dessen staatliche und gesellschaftliche Formationen sozusagen sich decken, zusammenfließen. Es ist hier eben wie in allen menschlichen Dingen: zuletzt entscheiden nicht nur die Einrichtungen, die Maßregeln, sondern auch und zumeist die Männer, die zu ihrer Anwendung berufen sind. — Aber wir heute sind doch so berechtigt als verpflichtet, den in jenen deutschrechtlichen Bildungen ruhenden Gedanken nachzugehen, sie ihres entbehrlichen Beiwerks zu entkleiden und ihren idealen, nationalen Kern zu verwerthen, auf daß wir unser heutiges Gerichtswesen bessern und für unsere Richterstühle auch immer die rechten Männer finden.

Das in den Städten entwickelte „Schöffengericht" ist freilich eine republikanische Einrichtung. Allein es ist eben nicht anders, in unserer deutschen Anschauung von Recht und Gericht steckt nun einmal ein republikanisches Element, — das sich aber sehr wohl verträgt mit dem monarchischen Sinne unseres Volks und mit unseren monarchischen Institutionen. Wir haben doch auch heute schon das Schöffengericht, nicht etwa nur für die niedere Strafrechtspflege, sondern auch im bürgerlichen Verfahren, und zwar an hervorragender Stelle: in den landgerichtlichen Kammern für Handelssachen. Als die Reichstagscommission in erster Lesung die gesonderten Handelsgerichte abgelehnt hatte, da hat unser stets energisch für sein Interesse eintretender Kaufmannsstand doch durch-

Digitized by Google

zusetzen gewußt, daß ihm in dieser Weise die Theilnahme an der Rechtssprechung in Handelssachen gewahrt blieb. Der Schöffengerichtsgedanke ist von uns in Preußen verwerthet worden bei Organisation der Instanzen für die Verwaltungsrechtspflege (Kreisausschuß, Bezirksausschuß). Und im Reiche haben wir für das Consularwesen, für das öffentliche Versicherungswesen, neuerdings auch für das Gewerbewesen — überall das „Schöffengericht". Die Entwickelung ist also im Flusse, sie wird verallgemeinert werden. Das muß auch geschehen, weil nur so die Kluft überbrückt werden kann, die doch auch heute schon zuweilen sich aufthut zwischen dem Beamtenrichterthum und der nicht im Rechte geschulten Bevölkerung. Nur so auch kann unseren Gerichten das ihnen gebührende Vertrauen gesichert werden.*)

Unser deutscher Richterstand braucht wahrlich in Leistungsfähigkeit und Integrität den Vergleich mit irgend einem anderen Richterstande der Welt nicht zu scheuen. Trotzdem und gerade deshalb dürfen wir — im Hinblick auf die geschichtliche Entwickelung der städtischen Gerichtsverfassungen — noch weitere Anforderungen stellen.

Wir brauchen ein innerlich vornehmes Richterthum, dem jeder Gerichtseingesessene sich willig unterwirft, das, als schönste Prärogative des Hochstehenden, für sich Recht und Pflicht in Anspruch nimmt, Gerechtigkeit auch dadurch zu üben, daß es ausgleichend eintritt, selbst eintritt zu Gunsten der schwächeren, unbeholfeneren Partei. Und deshalb brauchen wir ein in allen seinen Stellen social hochstehendes Richterthum. Das kann uns — die Worte sagen es schon — der Staat allein nicht schaffen. Hier muß die Gesellschaft mit eintreten und in richtiger Selbstbewerthung zum Gemeingute machen den doch so selbstverständlichen Gedanken, daß bei uns im Rechtsstaate auch der beste Mann eben nur gerade gut genug ist, um als Richter zu sitzen über uns anderen. Sociale Sitte und bewußte Haltung des Standes selbst können auch allein unseren Richtern jene wahre Unabhängigkeit gewähren, die, anschaulich für jedermann, jedermann gegenüber sich die rechte Autorität erzwingt. Bei uns wird es manchen befremden, es giebt aber doch zu denken, was Gneist uns beiläufig aus England be-

*) Vgl. K. Schneider, (Landgerichtsrath in Kassel) „Landwirthschaftliche Schöffengerichte," im 81. Bande dieser Jahrbücher, Heft 2 S. 319 ff. Ich habe diese treffliche, gehaltsvolle Abhandlung, die mit Wärme und Sachkunde energisch für eine Verallgemeinerung des „Schöffengerichts" eintritt, bei meinen obigen Ausführungen wiederholt verwerthet.

Digitized by Google

richtet: „eine Ertheilung von Orden an Richter findet dort nicht Statt. Als Richtertradition gilt sogar der Grundsatz, nur einmal im Leben zu Hofe zu gehen, um sich der Majestät vorzustellen und zu danken, und nachher nicht wieder."

Soll ich zusammenfassen, so möchte ich sagen: es handelt sich um sittlich-rechtliche Gedanken, die in den Vordergrund treten müssen, damit auch der Schein der Berechtigung denen genommen werde, die zuweilen noch heute den bürgerlichen Proceß betrachten als eine Maschine mit dem obersten Zweck, richterliche Fehlgriffe und namentlich richterliche „Uebergriffe" möglichst zu erschweren; — es handelt sich am letzten Ende darum, unsere Rechtspflege tüchtig zu machen auch für die Erfüllung ihrer höchsten Aufgabe, — die aber ist: läuternden, erziehenden Einfluß zu üben auf Sittlichkeit und Rechtsbewußtsein unseres Volks in allen seinen Schichten.*)

Im Fluge lassen sich solche Ziele nicht erreichen. Sie deshalb als unerreichbar garnicht aufzustellen, wäre verkehrt, kleinmüthig einem großen, aufstrebenden Volke gegenüber. Zur Erreichung müssen aber immer wieder bei uns — in Wissenschaft und Gesetzgebung — vorhanden sein die beiden Vorbedingungen, die ich schon nannte: der kühle Kopf, der u. a. auch den rechten Zeitpunkt für ein Fortschreiten zu wählen, das Maß des jeweilig erreichbaren zu berechnen weiß; und dazu das warme Herz, das freilich nicht mangeln darf.

Wer aber entschlossen ist, sich die großen Errungenschaften unserer historischen Schule nicht rauben zu lassen, wer festhält an der Ueberzeugung, daß „wahrhaft lebensfähiges Recht" für unser Volk sich überhaupt „nicht erfinden, sondern nur finden" läßt,**) weil eben unser Recht einen Bestandtheil unserer geschichtlich gewordenen nationalen Individualität bildet, — wer so denkt, der wird es wahrlich an Herzenswärme nicht fehlen lassen, wenn er tiefer eindringt in die Fragen, die ich hier ja nur oberflächlich habe berühren können.

Denn es sind Kernfragen unseres nationalen Gerichtswesens; Fragen, von denen, angesichts der Verdienste unserer Städte um deutsches Proceßrecht, auch heute noch für uns ein gutes Wort des

*) Vgl. Materialien z. d. neuen österr. Civilprozeßgesetzen, Wien 1897, Bd. I, S. 741. (Bericht des Permanenzausschusses des Abgeordnetenhauses.)

**) O. Gierke, Naturrecht u. deutsches Recht. Breslauer Rektoratsrede, Frankfurt a. M. 1883. S. 9.

Digitized by Google

Mannes gilt, von dessen Steinbild im Thiergarten ich meinen Ausgang nahm. — Ich denke an den Spruch, den Meister Eike von Repkow vor mehr als 650 Jahren seinem Buche als Geleitwort mit auf den Weg gab, an den schlichten, wackeren Reimspruch, den ich in unserer Redeweise vielleicht so wiedergeben darf:

Dies Recht hab' ich ja nicht selbst mir erdacht,
Das haben von Alters an uns übermacht
Unsere guten Vorfahren.
Ich wills — so ich kann — nur bewahren!

Digitized by Google

Die moderne Stilbewegung.

Von

G. Ebe.

Man hörte in letzter Zeit oft von einem Niedergange der Kunst, von einem Abwirthschaften der Modestilarten und einer hieraus hervorgehenden Stillosigkeit sprechen. Diese Bemerkungen waren nicht ohne Grund, aber sie deuteten nur auf das Ende einer Epoche, welche nun einer neuen Blüthe Platz machen sollte. In Wirklichkeit steht die Kunst im alten Glanze mitten im Leben und ist selbst noch lebendig, wie dies am besten die neueste mächtige, zu neuen Zielen hindrängende Bewegung beweist, welche man kurzweg als „die Moderne" bezeichnet. Eine frische Kunstrichtung tritt kampflustig auf den Plan und geht ernstlich darauf aus, dem Alten und Abgelebten ein Ende zu machen. Man wird diese Begeisterung für das Neue vielleicht als Strohfeuer taxiren, indeß wird man doch wohl mit der Thatsache rechnen müssen, daß der prometheische Funke in der Menschenbrust nicht erlöschen kann, daß die Lust zu selbstschöpferischen Thaten eine unverlierbare Eigenschaft des Menschengeistes ist, welche immer wieder im Stande ist, die unbegreiflichsten Umwandelungen der Kunst hervorzurufen. Sollte eine Zeit wie die unserige, welche in ihrem Forschungsdrang die Erde nach allen Richtungen durchkreuzt, welche, man möchte sagen alle Tage, neue naturwissenschaftliche Probleme ergründet, allein das Kunstgebiet als ein Caput mortuum ansehen, aus dem aller Geist herausdestillirt ist? Es ist dies nicht zu glauben, und es widerspräche auch der Forderung der Totalität, zu welcher die Menschennatur hindrängt. Jedenfalls wollen wir uns im Nach-

Digitized by Google

ſtehenden die neue Kunſtrichtung auf ihre innere Berechtigung einmal genauer anſehen.

Sollte es ſich vorläufig auch nur um Verſuche in der modernen Stilrichtung handeln, was noch keineswegs ausgemacht iſt, ſo wären auch dieſe wichtig genug, um auf ihren Inhalt geprüft zu werden; denn in der Kunſt reizt das Anſtreben mehr als der ruhige Beſitz und das Vollendete verliert ſofort an Werth. Ruht, wie Altmeiſter Goethe ſagt, in der Sehnſucht das größte Glück und darf die wahre Sehnſucht nur auf Unerreichbares gerichtet ſein, ſo kann ſich das heutige Geſchlecht, dem eine ſo große Umwälzung vorſchwebt, wohl als das glücklichſte preiſen.

Es mag nur ein Zufall ſein, daß gerade am Ende unſeres Jahrhunderts, ähnlich wie an der Wende des vorigen, ſich eine Epoche vorbereitet; denn ſelbſtverſtändlich muß ein zufälliger chronologiſcher Abſchnitt, wie der Abſchluß eines Jahrhunderts nicht nothwendig einen Wendepunkt im Geiſtesleben bezeichnen; aber immerhin verknüpft ſich mit dem Fin-de-siècle eine beſondere Idee von einem Abſchluß des Alten und dem Emporkommen des Neuen, die nicht ganz ohne treibende Wirkung auf die Geiſter ſein mag.

Seit dem Beginn der modernen Stilbewegung in der bildenden Kunſt bis heute iſt bereits mehr als ein Jahrzehnt vergangen, ſo daß es möglich ſein wird, die leitende Idee und das wirklich Erreichte in einem gewiſſen Zuſammenhange darzuſtellen, unabhängig von dem falſchen Antheil des Augenblicks und dem verwirrenden Streit der Meinungen. Die Bekenntnißformel der modernen Richtung lautet nun: Das Wiedermachen alter Stile ſoll abgethan, die hiſtoriſche Stilſchablone ſoll beſeitigt werden, und an Stelle derſelben ſollen originelle, dem heutigen Empfinden entſprechende Bildungen geſetzt werden. Friſcher Naturalismus, poetiſche Auffaſſung und Volksthümlichkeit gelten als die erſten Erforderniſſe, welche zu dem erſtrebten Ziele führen ſollen. — Freilich fehlt es vorläufig noch ſehr an einem allgemeinen Zutrauen zu der Leiſtungsfähigkeit des Neuen, und es wird vielleicht eher gelingen, den Waſſerſtoff zu verflüſſigen, als die Meinung über „die Moderne“ in eine feſte Formel zu bringen.

Die Gegner der Bewegung wollen dieſelbe nur für eine vorüberziehende Mode halten. Nun iſt zwar die Mode ein wahrer, nie verſiegender Jugendbrunnen für den nothwendigen Wechſel von Ideen und Formen, aber ſie bedeutet nicht immer einen Fortſchritt;

Digitized by Google

oft genug ist ihre einzige Berechtigung der Gegensatz zum Vergangenen. Danach wäre auch möglicher Weise die neue Richtung keine weittragende, keine Aufregung zu frischer That, getragen von tiefer Empfindung für das Schöne, sondern nur ein Irrlicht für das in seiner Altersschwäche noch einmal jung sein wollende Jahrhundert, oder das Neue wäre überhaupt nicht wirklicher, als der zweite Mond der Erde, dessen Dasein vorläufig nur eine Hypothese ist. Manchen der Gegner erscheinen Neuerungen in der Kunst im Ganzen unerheblich und sicher nicht als solche, die sich mit den Fortschritten in den Wissenschaften, mit der Erfindung neuer Heilmethoden, den wunderbaren Wirkungen der Röntgenstrahlen, der Telegraphie ohne Leitungen u. A. in Vergleich stellen lassen. Indeß ist ein eigentlicher Vergleich der wissenschaftlichen Leistungen mit den künstlerischen ausgeschlossen, das Schöpferische dieser liegt auf einem ganz anderen Gebiet, obgleich das Beispiel des großen Leonardo da Vinci zeigt, daß sich das höchste Kunstvermögen wohl einmal mit dem erfindenden Geiste auf dem Gebiete der Naturgesetze vereinigen kann. Die geistigen Thätigkeiten fließen aus derselben Quelle und sind sich ebenbürtig, wie es auch das großartige Beispiel Goethes beweist. Man kann auch weiterhin den Gegnern zugeben, daß die Grundlagen, auf denen der neue Stil sich aufbauen soll, zu manchen Bedenken Anlaß geben; so ist der Naturalismus als Gegensatz zur stilisirten Form keineswegs zum ersten Male ins Feld geführt, und die poetische Auffassung der Lebensvorgänge hat schon gelegentlich einen unschmackhaften Symbolismus zur Folge gehabt; auch die Betonung des Volksthümlichen ist bei dem augenblicklich der neuen Richtung anhaftenden Internationalismus keineswegs am Platze. Andererseits kann aber geltend gemacht werden, daß so manche wissenschaftliche Errungenschaften der Neuzeit, wie die Erkenntniß der Wirkung der Bakterien auf den menschlichen Organismus, die Heilkraft der thierischen Gifte u. A. noch ebenfalls zum Theil hypothetisch sind und die Eigenschaft der Tagesmoden, das Verfallen in eine gewisse Uebertreibung, theilen.

Kommen wir nun zu dem Kernpunkte der künstlerischen Bewegung, so finden wir denselben in dem allen anderen Kunstzweigen in der Umbildung zum Neuen vorangeeilten Kunstgewerbe, soweit sich dasselbe mit der Ausstattung unseres Heims beschäftigt. Die Malerei hat durch das Aufkommen der Freilichtmalerei, die Plastik durch die Wendung zur rücksichtslosen Lebenstreue und zur

Digitized by Google

Wahl der aus dem täglichen Leben gegriffenen Stoffe große Strecken eines neuen Weges zurückgelegt und in der spröderen Architektur beginnt mindestens der Stilpurismus einer freieren Auffassung Platz zu machen; aber es ist doch in erster Linie das Kunstgewerbe, welches eine neue vielversprechende Bahn gefunden zu haben scheint und auch bereits Erfolge aufzuweisen hat. Hochbegabte Künstler haben sich wieder des Handwerks bemächtigt, haben versucht, die Formen der Innendekoration, der Möbel und Geräthe, der Gewebe und Tapeten aus dem Gebrauch und dem Material zu entwickeln, frei von der hergebrachten geistlosen Nachahmung der historisch-stilistischen Schablone. Was könnte wohl wichtiger und zugleich volksthümlicher sein, als eine Kunst, die sich mit der Veredelung unserer täglichen, häuslichen Umgebung beschäftigt? Dieses Bestreben kommt allen Kreisen des Volkes zu Gute, auch den weniger bemittelten Klassen. Wie Antäus aus der erneuten Berührung mit der mütterlichen Erde, so schöpft der Künstler neue Kraft aus der innigen Versenkung in die nationale Wirklichkeit. Vielleicht führt der Aufschwung des Kunstgewerbes noch weiter und verhilft zur Begründung eines neuen Architekturstils; es würde sich in diesem Falle nur ein Vorgang wiederholen, der bereits einmal gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Rokokoperiode zu bemerken gewesen ist.

Die neue Bewegung ist eine allgemein europäische, wie es auch nicht anders sein kann. Die europäische Völkerfamilie, zu welcher auch der Abstammung wegen die Amerikaner zu rechnen sind, beherrscht politisch und wirthschaftlich die ganze Erde, und sie ist es allein, in der eine Fortentwickelung der Kunst stattfindet. Einzelne orientalische Länder mögen uns noch in einigen altererbten kunstgewerblichen Zweigen überlegen sein, aber sie beharren auf der einmal gewonnenen Stufe der Entwicklung. Die ersten Schritte zu Neuschöpfungen auf dem Gebiete der inneren Ausstattung der Wohnräume mit Geweben, Tapeten und Möbeln wurden in England gethan. Hauptsächlich war es die Jugend, welche sich mit Begeisterung den neuen Ideen hingab, aber auch aus den Kreisen der älteren Künstler fanden sich Proselyten, sowohl reine Realisten wie Idealisten, welche sich der Regeneration des Kunstgewerbes zuwandten. In der Bildung einer neuen Formenwelt machte sich indeß ein Anstoß von außen bemerkbar, der von der japanischen Kunst der Flächendekoration

Digitized by Google

ausging; es wird deshalb nothwendiger Weise hier ein kurzer Abriß derselben gegeben werden müssen.

Der Stil der Japaner ist vor etwa tausend Jahren von China herübergekommen, wurde aber durchaus national umgestaltet. Die Hauptbethätigung liegt auf dem Felde der Malerei. Ebenso wichtig wie die Nachahmung der Natur ist das Kopiren der Zeichnungen der alten Meister gewesen, so daß stets ein Schulzusammenhang stattgefunden hat. Japanische Eigenthümlichkeiten sind die große Sicherheit der Zeichnung, ein feines Naturgefühl, das Betonen des Landschaftlichen, der Mangel einer Linearperspektive, das Uebertreiben der Luftperspektive, das Vermeiden von Schatten und Reflexen, dagegen das Hervorheben der Spiegelungen im Wasser. Japanische Lackwaaren, Porzellane und Bronzen kamen schon seit dem 17. Jahrhundert nach Europa, und übten mit dem Chinesischen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen merkbaren Einfluß auf den europäischen Dekorationsstil, indem sie mit dem Rokoko verschmolzen, mit dem sie durch den Naturalismus eine gewisse Verwandtschaft hatten. Der japanische Holzschnitt und Buntdruck wurde indeß erst seit etwa zwanzig Jahren in Europa bekannt, und es konnte nicht fehlen, daß diese Erzeugnisse eine bedeutende Wirkung auf die Auffassung der neuen Ornamentformen ausübten, der dann im Kunstgewerbe seine Verwerthung fand. Die Japaner selbst äußern eine große Gleichgültigkeit gegen ihre Kunstgeschichte, der Gang derselben mußte erst durch europäische Forschung festgestellt werden. Die japanische Kunst hat viel Stil, aber keine Neigung zum Idealisiren, ihr eigentliches Gebiet ist das realistische, oft humoristisch aufgefaßte Genre und das impressionistische, ausschnittsweise wiedergegebene Landschaftsbild, in Verbindung mit Thier- und Menschengestalten; sie ist entschieden volksthümlich.

Das japanische Ornament zeigt eine Vorliebe für lange, schlankgebogene Linien, während die Spiralranke selten vorkommt. Unter den zur Verwendung kommenden Blüthenmotiven sind die zahlreichen Chrysanthemum-Arten zu nennen, dann die phantastischen Nachahmungen von Zwergbäumen und Wurzelgeflechten. Die Sumpfpflanzen einzeln oder als ganzes Vegetationsfeld kommen zusammen mit den niedrigen Thierarten, welche in diesen Landschaften leben, zur Darstellung. Die Wiedergabe der Waldwiese, des Farbenteppichs mit Gräsern, Kräutern und Halbsträuchern, mit Lilien und anderen Blumen kehrt oftmals wieder. Die

Digitized by Google

Japaner verwenden überhaupt eine ungeheure Anzahl von Pflanzenmotiven, vom Baumstamme bis zu den kleinsten Gräsern herab. Von Thieren sieht man besonders die Languste, die Libelle, den Fisch stets in einer gewissen Stilisirung. Vor Allem ist die japanische Kunst nicht gelehrt symbolisch, sondern giebt Formen, die ohne besondere Vorbildung verständlich sind. — Die Wirkung, welche die Japaner mit den einfachsten Mitteln in ihren Landschaften hervorzubringen wissen, ist ganz erstaunlich; so wird beispielsweise in einer Seelandschaft mit Inseln durch Abstufung eines einzigen Farbentons eine außerordentliche Fernwirkung hervorgebracht; eine andere Landschaft mit Enten, welche im Begriff sind, sich auf einen Teich niederzulassen, wirkt durch die geistreichen Abkürzungen, indem man von dem Teiche nur das Schilf gewahr wird. Die figürlichen Szenen zeigen oft Schauspieler in ihren Rollen, die Gestalten in einfacher Vornehmheit, die Gewänder in ungebrochenen Farben ausgetuscht, ohne Schatten, in einer gewissen Uebereinstimmung mit den europäischen Buchmalereien des frühen Mittelalters. Eine anmuthige Gartenszene zeigt einen jungen Mann, der einem jungen Mädchen den verflogenen Federball wiedergiebt; auf einem anderen Blatte läßt ein Gaukler zum Ergötzen der Kinder einen Pferdekopf tanzen u. s. w. Reizende Malereien finden sich auf den Kämmen, welche von den japanischen Frauen als Zierstücke im Haar getragen werden; sie bestehen aus Holz oder Elfenbein und sind mit Lackfarben und Gold, sowie mit Genreszenen, Thierbildern und ganzen Landschaften geschmückt. Die plastischen Arbeiten bleiben nicht hinter den gemalten zurück. Besonders anmuthige kleine Schnitzwerke bilden die etwa zollgroßen Netzke, deren man sich zum Befestigen der Medizinbüchse und des Tabaksbeutels am Gürtel bedient. Fliegende Vögel, Kiefernzweige mit dichten Nadelbüscheln, blühende Glyzinien, Chrysantemumzweige mit Schmetterlingen u. A. vervollständigen den Kreis der Darstellungen, in dem auch die Thon- und Metallpasen mit feinen Ornamentmustern und naturalistischen Figuren einen bedeutenden Raum einnehmen.

Das Prinzip der japanischen Ornamentik, die unbedingte Anlehnung an frische Naturbeobachtung, wurde nun auch von der in Europa neu zur Geltung kommenden Kunstrichtung aufgenommen; und in diesem Sinne wurden die alten klassischen Muster, die Akanthusranke, der Lorbeerzweig, Palmetten und Lotosblüthen durch heimische Pflanzenbilder, der Delphin und der Greif durch heimische

Digitized by Google

Thierbilder ersetzt. Auch in die Tafelmalerei ging das in Japan übliche Betonen des landschaftlichen Elements über. Neben diesen grundsätzlichen Anregungen fehlte es allerdings auch nicht an unmittelbaren Nachbildungen der japanischen Formen und zugleich an phantastischen Uebertreibungen des Einzelnen. Den nächsten Schritt zur praktischen Einführung des neuen Pflanzenornaments bildeten einige in Deutschland und Frankreich erscheinende Werke, welche sich mit der Pflanze und ihrer ornamentalen Verwendung beschäftigten, und welche ohne die japanische Anregung wohl nicht in dieser Art zu Stande gekommen wären. Eines dieser Werke „die Pflanze in Kunst und Gewerbe," von Anton Seder und anderen Künstlern herausgegeben, gehört zu den bahnbrechenden Arbeiten und muß deshalb hier erwähnt werden. In der Vorrede des genannten Werkes wird ganz richtig darauf hingewiesen, daß das Wesentliche einer architektonischen Stilbildung nicht in der Dekoration, sondern in der Konstruktion liegt, daß die Beschränkung, welche sich die alten Stile in der Benutzung weniger Pflanzentypen auferlegten, dem strengen Stilgefühl, der Forderung einfachster Verständlichkeit für den wiederkehrenden Gedankeninhalt, also einer der ersten Bedingungen für die Klassizität entsprang. Das Sederische Werk giebt nun allerdings das Bild der natürlichen Pflanzen und Thiere in einer Ausdehnung auf eine größere Anzahl von Spezialitäten, zeigt aber zugleich die Stilisirung derselben, in mehrfacher Berührung mit der japanischen Auffassung. Die Anwendung der Formen bewegt sich wesentlich auf dem Gebiete der kunstgewerblichen Dekoration und bietet vorzügliche Anregungen für die Komposition von Geweben, Tapeten, Gefäßen und Schmuckgegenständen, während der Kreis des eigentlich Architektonischen kaum berührt wird.

Ein zweites Werk dieser Richtung, „La Plante et ses applications ornamentales" von Eugène Grasset in Paris, geht wieder von dem Gedanken aus, daß man die todte Kunst der vergangenen Jahrhunderte nicht kopiren solle, und vermeidet deshalb jede Wiedergabe des überlieferten Ornaments. Nach Grassets Meinung soll der moderne Künstler das archäologische Wissen ganz abstreifen und jede Tradition abweisen, um einzig auf die Nachahmung der Natur zurückzukommen. Die Auffassung der Pflanze geht bei Grasset so ziemlich parallel mit der in dem Sederschen Werke, indeß ist in Wirklichkeit die Stilisirung keineswegs so frei von traditionellen Anlehnungen, wie der Verfasser verspricht — wie

Digitized by Google

dies in der That aber auch gar nicht erforderlich ist. Die Anwendung soll sich wieder nur auf das Kunstgewerbe beschränken.

Das schätzenswerthe Werk M. Meurers in Berlin „Die Pflanzenformen" tritt zu den obengenannten Arbeiten in einigen Gegensatz, indem der Verfasser von dem Grundsatze ausgeht, daß sich die technischen Künste fortdauernd gewisser überkommener Typen, als der einmal gefundenen, entsprechendsten Ausdrucksformen ihrer Ideen bedienen müssen. Der Künstler will indeß keine bedingungslose Nachahmung des stilistisch Fertigen, sondern redet einer frischen Naturnachahmung das Wort, verlangt aber für die schmückenden Pflanzenformen der architektonischen Gliederungen, auf die es ihm vorzugsweise ankommt, eine strenge Stilisirung, wie dieselbe in den altorientalischen, in den griechischen und römischen Stilen im höchsten Maße erreicht ist. Palmette, Lotos und Akanthus würden als allgemeine Schemata neben den neueren Pflanzenformen immerhin ihre Geltung behalten. — Endlich bietet das Handbuch der Pflanzenornamentik von Ferd. Moser eine Formenlehre, in reichlichen Motiven nach natürlichen Vorbildern, als Vorarbeit für eine nachfolgende Stilisirung, aber keineswegs im Sinne des Japanismus.

Wenden wir uns nun nach England als dem Lande zurück, in welchem sich die angekündigte neue Richtung zuerst auf praktischem Felde bethätigt hat, so liefert eine dort seit 1888 erscheinende Zeitschrift „The Studio" ein übersichtliches Bild des Geleisteten, nicht allein des auf englischem Boden Erwachsenen, sondern auch des in anderen Ländern Entstandenen. Nun müßten dem nachstehend gegebenen Referate eigentlich Abbildungen zur Seite stehen, da diese jedoch fehlen, so fühlt sich vielleicht einer oder der andere Leser veranlaßt, sich in den Jahrgängen der genannten Zeitschrift umzusehen, um den Mangel zu ergänzen. Als bezeichnend für unsere Zeit mag an dieser Stelle beiläufig der übergroße Antheil erwähnt werden, den die literarischen Arbeiten an der Verbreitung der neuen Ideen genommen haben. Dabei mag es sich wohl ereignet haben, daß Frau Fama kräftig in ihr Horn gestoßen hat, um gewisse Künstlerpersönlichkeiten in den Glanz einer bengalischen Beleuchtung zu rücken; aber dies ist ja ganz im Sinne des modernen Empfindens, welches in der Kunst wie in der Politik die Person an die Stelle der Sache zu setzen liebt und jedenfalls in jener mit größerer Berechtigung.

In den englischen Tafelbildern des neuen Stils, von denen

Digitized by Google

„The Studio“ eine Auswahl bietet, zeigt sich fast durchweg ein dekorativer Zug, der wohl mit japanischen Studien zusammenhängt, und ein Betonen der Farben- und Lichtwirkungen, welche den Gedankenausdruck in den einzelnen Gestalten, namentlich in den Köpfen zurückdrängt. In dem Inhalt der Gemälde ist eine starke Hinneigung zur neuesten Pariser Schule zu bemerken, die mit Vorliebe die Wiedergabe unbekleideter Frauengestalten in ihren Kreis zieht. Wie denn seiner Zeit der Impressionismus und die Freilichtmalerei, die im engsten Zusammenhange stehen, von der französischen Schule ausgegangen sind, und noch immer die Leitmotive der neuen Richtung bilden. Wie bekannt, verzichten die Impressionisten auf die Modellirung und geben nur ebene Flächen, die mit Farbenklecksen bedeckt sind. Bemerkenswerther Weise gelangt diese Malweise zu ähnlichen Resultaten wie die japanische Kunst und erinnert wie diese an die Buchmalereien des frühen Mittelalters. Eine weitere stark hervorstehende Eigenthümlichkeit der modernen Malerei, die aber jedenfalls mit japanischen Studien zusammenhängt, ist die intime Verbindung des Figürlichen mit der Landschaft. Ein beliebter, nur zu oft wiederholter Kunstgriff ist der Kontrast parallel aufsteigender unbelaubter Baumstämme zu bewegten Menschenbildern; auch die häufig wiederkehrenden Vordergrundstudien nach der Natur deuten den Quell an, aus dem die neue Richtung schöpfen will.

Einzelne Künstler führen das Traumhafte und Visionäre in ihre Kompositionen ein, und versuchen sogar Geister in zweifelhafter Körperlichkeit darzustellen, wieder andere verfallen in impressionistische Farbenexperimente und geben mehr Studien als Bilder. Um nur Einzelnes und zunächst Englisches namhaft zu machen, so giebt Solomon J. Solomon mit Vorliebe nackte Frauengestalten, zugleich mit starker Betonung des landschaftlichen Vordergrundes. In dieser innigen Verbindung großer Pflanzenformen mit der Figur liegt das Neue in der Auffassung des Künstlers und zugleich ein dekorativer Zug, der die Gedankenwelt in die zweite Linie rückt. In dieser Art sind von Solomon gemalt: das Urtheil des Paris, Echo und Narcissus, Simson in der Gewalt der Philister, der Ursprung der Liebe u. A. Das letztere Gemälde zeigt eine nackte Frauengestalt in einer Muschel im Meere stehend, von Amoretten umflattert; indeß wirken die Gestalten in den Verkürzungen nicht überzeugend. J. J. Shannon betont in seinen „Kindern im Walde“ wieder den Vordergrund mit dichtem Pflanzenwuchs. Der

Digitized by Google

Amerikaner Charles Dana Gibson mengt in seine modernen Genreszenen das Visionäre und stellt sogar eine Traumerscheinung in halber Wirklichkeit dar. Percy Sturdel giebt die Blüthenpracht japanischer Gärten mit Geschmack wieder, auch Miß Hill Burton bringt schöne Aquarelle aus Japan. Mortimer Minpes malt Szenen aus dem Leben in Japan in vorzüglicher Beobachtung der Natur. Ein Aquarell „die Harpien" von J. D. Batten stellt einen Greis, in einem Zimmer sitzend vor, dem die Harpien die Speisen rauben. Einen allegorischen Zug zeigen die meisten Bilder von Byam Shaw; von ihm: „Vision", Mann und Weib, in einem Kahn auf stürmender See treibend, begleitet von Geburt und Tod; „die Königin der Herzen", umgeben von ihrem Hofstaat, nicht ohne Humor u. A. Shaw ist zugleich durch Blumenstudien ausgezeichnet. Ein Beispiel von der Hervorhebung des Landschaftlichen giebt J. W. Waterhouse in dem Gemälde „Hylas und die Nymphen"; nur scheinen die Nymphen alle nach demselben Modell gemalt zu sein und haben ein allzu englisches Gepräge.

Die französischen Tafelbilder zeigen in der Hauptsache dasselbe Gepräge wie die englischen. „Der letzte Sonnenstrahl" von P. Chabas in Paris — im „Studio" abgebildet — giebt eine Wasserlandschaft mit entkleideten Frauen; „eine Frau bei der Toilette" von Eugen Lomont erscheint ganz verschwimmend in den Umrissen. Eine etwas affektirte Einfachheit ohne poetischen Reiz, verbunden mit realistischer Auffassung vertritt Levy-Dhurmer in Paris in seinem Bilde „Notre Dame de Penmarch". Bedeutender erscheint derselbe Künstler als Traum- und Märchenmaler, dies zeigen: „die Nacht", ein Frauenkopf mit leuchtenden Thautropfen am Haar; „Schäfer den Stern erblickend"; das Fest der Ceres", zwei Mädchen in einem Zedernforst, zum Theil von dünnen Stämmen verdeckt; „Maternité", die heilige Jungfrau mit dem Kinde thronend, im Abendzwielicht, und „Es war einmal eine Prinzessin", eine nackte badende Gestalt in einem märchenhaft phantastisch ausgeschmückten Raume. Eugen Carriere und E. Aman-Jean in Paris dehnen den Impressionismus auch auf das Porträt aus. Luigi Conconi aus Mailand zeigt sich in seinem Bilde „Confidenze", zwei sich unterhaltende Frauen darstellend, als entschiedener Impressionist aus der Pariser Schule. Die Landschaftsstudien von Hans Christiansen in Paris geben Häuser und Bäume mit starker Spiegelung im Wasser, an dem eine nackte weibliche Figur steht, und auf dem Schwäne schwimmen.

Digitized by Google

Die oben erwähnten Malwerke der französischen und englischen Schule haben wenig National-Unterscheidendes aufzuweisen; und dasselbe gilt auch von den neuesten deutschen Gemälden. Alle diese Schöpfungen entspringen demselben Prinzip und zeigen in der Hauptsache dasselbe Gepräge. Nationale Besonderheit findet sich in Deutschland vielmehr bei den älteren Meistern; denn von Dürer zu Cornelius, Rethel, Geselschap u. A. zieht sich ein festes geistiges Band. Selbst Boecklins poetischer Zauber ist schon in Dürerschen Blättern, wie Ritter, Tod und Teufel, Melancholie u. A. vorgedeutet. Boecklin, der zwar zu den älteren Meistern zu rechnen ist, ist doch durch den Grundzug seines Schaffens, durch die poetische Auffassung der Landschaft und die figürliche Darstellung symbolischer Naturwesen eng mit der neuesten Richtung verbunden und kann sogar als ihr Vorkämpfer gelten. Seine Gemälde haben den Vorzug, das glückliche Gleichgewicht zwischen Poesie und schöner Form innezuhalten, was bei seinen Nachfolgern nicht immer der Fall ist. Bei manchen modernsten Malwerken wird man an einen Ausspruch in Lessings Laokoon erinnert: daß die Malerei nicht die weite Sphäre der Poesie füllen kann, und mindestens über dem Bestreben, poetisch zu schildern, niemals die Forderung der Schönheit vergessen darf. Die nachstehend zu erwähnenden deutschen Bilder sind nur zufällig den Mittheilungen der Zeitschriften entnommen und machen keinen Anspruch auf Vollständigkeit; man wird deshalb eine Anzahl der ersten Namen vermissen; indeß handelt es sich an dieser Stelle um keine erschöpfende Aufzählung, sondern um eine allgemeine Charakteristik an wenigen Beispielen.

„Ein Sommerabend" von Lud. Herterich in München, mitgetheilt im „Studio", zeigt ein junges Paar Hand in Hand, sich in einem Garten ergehend, in dem hellen Baumstamme aufsteigen, und ist poetisch empfunden. Hans Thoma in Frankfurt a. M., anfangs Schüler von Schirmer und Canon in Karlsruhe, später im Anschluß an Rousseau, Corot und Courbet in Paris gebildet, giebt in seinen Landschaften, „die Ufer der Nidda" und „Bergrücken im Schwarzwalde" die Eigenschaften der Paysage intime wieder, während seine Figurenbilder meist ein allegorisches oder symbolistisches Element enthalten; so „der Wassergeist", „die Perle", letzteres ein Knäbchen mit der Perle, in einer von vier Wassergeistern emporgehobenen Muschel. „Das Wunder" zeigt einen jungen Bauern neben seinem Pferde, auf dem ein Engelchen sitzt; in dem Bilde „Singende Engel", erscheinen dieselben auf Wolken sitzend. Thoma

Digitized by Google

hat wie Max Klinger, Riemerschmid u. A. meist die Rahmen seiner Bilder bemalt und dieselben in Bezug zu dem Inhalte derselben gesetzt. Die Verzierungen der Thomaschen Rahmen zeigen Seethiere und Muscheln, die zwölf Thierzeichen der Sternbilder, Blumenmotive, Fische und dergleichen. Otto Tragy in München giebt in seinem Gemälde „Dämmerung" ein junges Mädchen, eine Feuerlilie betrachtend. Hieran schließt sich ein Bild von dem Norweger Pekka Halonen „Mot Finden", norwegische Männer, welche eine Spur im Walde verfolgen.

Die Freilichtmalerei hat sich besonders günstig für die Wandfresken erwiesen, durch sie tritt die Wiedergabe der Lichtwirkung, der strahlende Silberton des Ganzen, den wir an den Bildern Tiepolos bewundern, wieder in sein Recht, zugleich ist in diesen Schöpfungen die dekorative Auffassung so recht am Platze. Tief poetische Empfindung athmet in einem Wandbilde von Puvis de Chavannes für die Boston Library: „Virgil in einer Landschaft, unter schlanken Lorbeerbäumen stehend". Ueberhaupt hat Puvis de Chavannes für Frankreich die Prinzipien einer neuen dekorativen Malerei festgestellt. Eine Landschaft mit pflügenden Ochsen von Jean Paul Laurens schmückt den Saal des Kapitols in Toulouse. „Der Herbst" von René Menard zeigt zwei nackte Frauen in der Landschaft. Die Wandbilder von Viktor Prouvé im Stadthause zu Nancy stellen die Monate vor: der März ist durch einen Säemann, der Januar durch eine Mutter, welche zwei Kinder einhüllt, personifizirt u. s. w. Ein dekoratives Wandbild für ein Musikzimmer von H. Granville Fell zeigt die heilige Cäcilia inmitten musizirender Engel und erscheint als ein Nachhall der präraffaelitischen Schule in England. Der Schule von Glasgow gehören John Duncan und Charles H. Mackie an, sie haben mehrere dekorative Wandmalereien geschaffen: sagenhafte Vorgänge nach schottischen Volksliedern und den Gedichten von Tennyson, auch „ein Bacchantenzug" und „aus der Legende des Orpheus", beide letztere von Mackie und in moderner Auffassung. — Ein Wandgemälde „Abundantia" von Ismael Gentz in Berlin zeigt eine Frauengruppe, umgeben von Blumen und Früchten und hat einen schönen echt dekorativen Zug. Die Farbenskizze eines „jüngsten Gerichts" für die Kuppel in der Rotunde des östlichen Friedhofs in München von W. Volz fällt durch ihr kräftiges Kolorit auf. Christus erscheint thronend mit dem Buche des Lebens, ein Schwert geht aus seinem Munde, daneben schweben Engel mit den Leidens-

Digitized by Google

werkzeugen. In Medaillons erscheinen Seraphim, darüber ein Fries mit Verkündigungsengeln, die zu Pferde einhersprengen. Unten stehen die Gesetzestafeln des alten und neuen Bundes vor hohen Baumgruppen, Erzengel mit Flammenschwertern trennen die Gruppen der Seligen und Verdammten; noch weiter unten sieht man die Mauern des himmlischen Jerusalems und knieende Engel in friesartiger Anordnung. Die Skizze lehnt sich an die mittelalterliche Darstellungsweise an, zeigt aber manchen neuen Zug, besonders in der Hereinziehung des Landschaftlichen in die Komposition.

Große Erfolge hat die neue Richtung auf dem Gebiete der Buchillustration und des Plakatwesens errungen, jenem kommt die japanische realistische Manier in der Wiedergabe der Pflanzen zu Nutze, es bildete sich bald eine eigene Handschrift für die Auffassung von Blatt und Blüthe, wie sie ehemals unsere Kleinmeister der Renaissance besaßen; und die Plakate wurden erst wieder ganz für den Bereich der Kunst zurückerobert. Es kann indeß nicht verwundern, daß die geistreichen Erfindungen in der Minderzahl blieben und das zur Manier Gewordene, auch einzelnes Verrücktes zum Vorschein kam; wie denn überall mit Wasser gekocht wird, so geschieht dies auch von den Neueren. Die Staffirung des Vordergrundes mit großen Blumen und Blättern, in Verbindung mit dem Figürlichen, wird allzuoft ausgebeutet, und namentlich spielen die meist unbelaubt parallel aufsteigenden Baumstämme eine zu aufdringliche Rolle. Ein Buchtitel von Walter West, frisch erfunden, in der üblichen Verbindung mit Pflanzenranken giebt ein gutes Beispiel. Eine Buchillustration von dem Amerikaner Will Bradley kann die japanische Abstammung nicht verleugnen, sie zeigt eine Figur, von Rankenzügen umgeben. Andere Arbeiten derselben Art von A. Jones, Nelson, N. Opovat u. A. zeigen theilweise charakteristische neue Formenauffassung. Hieran schließen sich Entwürfe für Buchdeckel und für Kopfleisten zu Notendrucken, meist wieder in frischer Behandlung des Ornamentalen. Die Notentitelblätter von Hermann Hirzel in Berlin geben wieder die beliebten blätterlosen Baumstämme. Eine Anzahl der wie die vorigen im „Studio“ mitgetheilten Arbeiten der Schwarzweißkunst sind aus Wettbewerben hervorgegangen. Eine dahingehörige Aufgabe, eine allegorische Darstellung des Sommers, hat verschiedene Lösungen gefunden. Bei John Thurtle schwebt oben die Gestalt des Sommers vor der Sonne, unten ruhen die müden Schnitter zwischen den Korngarben;

Digitized by Google

bei Mary H. Houston erscheint der Sommer als nackte stehende Frauenfigur, hinter welcher Pflanzenranken hervorwachsen; bei Scott Calder und Miß Taylor zeigt sich eine schreitende geflügelte Figur auf einem Landschaftsgrunde, der mit Blumen gefüllt ist; May Dixon giebt eine Landschaft, deren Vordergrund ein Rosengarten bildet; Rosa C. Pethereck stellt ein junges Mädchen im Rosengarten dar u. s. w. Eine Illustration zur „Geschichte der rheinischen Städtekultur" von Joseph Sattler in Berlin verfolgt eine ganze andere Richtung als die vorigen, sie geht realistisch auf die alte Holzschnittmanier ohne Schatten und Modellirung zurück. Der schon als Maler weiter oben genannte Hans Thoma ist im „Studio" durch Originallithographien vertreten: die Quelle, die Rheintöchter und „die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten", letztere eine Zeichnung auf grünem Grunde mit weiß aufgesetzten Lichtern. Andere Lithographien von Hans Thoma, welche in der Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration" mitgetheilt sind, geben: „den Abend", einen flötespielenden Jüngling am Bache, „den Wächter des Thales", einen geharnischten Ritter auf einer Felsplatte stehend, als symbolische Gestalt. Skizzen desselben Künstlers stellen Kinderköpfe mit wechselndem Ausdruck, zu Friesen geordnet, dar. Die Illustrationen zur „Seeschwalbe" von J. D. Batten und H. Fairbairn, namentlich auch die zu den Liedern „Von Liebe und Tod" von W. B. Macdonald sind allzu japanisch mit ihren parallel aufsteigenden blattlosen Stämmen und den großen Blumen und Blättern im Vordergrunde, hinter denen sich das Figürliche zum Theil versteckt. Auch eine Illustration zu „Jeanne d'Arc" von Boutet de Monville folgt ganz dem japanischen Prinzip. Die Buchillustrationen zu Feenmärchen: der Riese und der Zwerg von Sunderland Rollinson, die Schwanenjungfrauen von John Thurtle, die goldene Gans von Morton Nauce, die rothen Schuhe von Emily A. Attwell treffen vortrefflich die Atmosphäre des Spukhaften. Zeichnungen von Sascha Schneider in München, in der Zeitschrift „Kunst und Kunsthandwerk" abgebildet, zeigen eine Gedankenkunst von großer Auffassung; das Blatt „eine Vision" erinnert mehr an Michelangelo als an den neuen Stil.

Zu den fruchtbarsten Illustratoren gehört Walter Crane in England, der eine große Anzahl reizender Spielbücher für Kinder geliefert hat, unter anderen: Floras Feast, eine Pflanzenmaskerade, Queen Summer oder das Turnier der Lilie und Rose, Legends for Lionel, The Babys Own Aesop u. A. Als Maler folgte Crane

Digitized by Google

anfangs der in England heimischen präraffaelitischen Richtung, als aber gegen 1865 die japanischen Bilddrucke nach London kamen, erfuhr er von diesen einen bedeutenden Einfluß, der sich auch in den Zeichnungen zu seinen späteren Märchenbüchern bemerkbar machte. Um 1871 ging Crane nach Italien und hielt sich immer noch an Meister wie Benozzo Gozzoli und dessen Zeitgenossen, zugleich an die früh-venezianische Schule und Mantegna. Auch das Studium Dürers und gleichzeitig der Parthenon-Skulpturen im British Museum wurde von Crane gepflegt, obgleich in seiner Ornamentik die japanische Auffassung vorherrschend blieb. Seit 1888 wandte sich Crane mit großem Erfolge den dekorativen Entwürfen für das Kunstgewerbe zu und bildete sich zu einem Vorkämpfer der in England neu entstehenden Richtung aus. Seine Entwürfe für Zimmerausstattungen, Glasbilder, gewebte Stoffe, Papiertapeten u. A. sind von Bedeutung und haben Schule gemacht. Daneben malte Crane Staffeleibilder, meist allegorischen und symbolischen Inhalts, die vielleicht im letzteren Sinne zu weit gehen und die Schönheit der Form vermissen lassen, wie seine „Pferde Neptuns", welche durch die Meereswogen personifizirt werden sollen. Die diesjährige Berliner Kunstausstellung enthielt von Crane zwei Bilder: Schwanenjungfrauen und „In den Lüften".

Die Plakate sind Lieblingserzeugnisse des modernen Stils geworden und haben sich zu bedeutendem Ausdrucke des Charakteristischen in künstlerischer Form erhoben; an einzelnen Auswüchsen fehlt es indeß nicht. „Le monde moderne" von Berneuil, eine Frauenfigur in einem Kahne von Schwänen begleitet, ist schon einigermaßen verrückt. In den Plakaten von Louis Rhead ist der Einfluß des Japanischen überwiegend; dies zeigt sich in der schattenlosen Behandlung, in dem Mangel der Modellirung, für welche feste Konturen und gleichmäßige Farbenausfüllungen der Flächen eintreten; auch hier spielen die Blumen neben der Figur eine hervorragende Rolle. Einige Plakate von Viktor Mignot und Henri Meunier in Brüssel zeigen echt künstlerische Durchführung. Ein Plakat von Paul Berthon giebt den oft wiederkehrenden träumerischen Frauenkopf mit unendlicher Haarfluth zwischen Lilienstengeln wieder. Théophile Alex. Steinlen, geboren in Lausanne, jetzt in Paris, wagt sich in seinen Plakatbildern in das moderne Leben; er giebt einmal ein charakteristisches Straßenbild, ein andermal eine Reihe schreiender Babys, das letztere Blatt zur Ankündigung einer Krippe. Von demselben eine Mutter mit ihrer Tochter und der Katze Cholo-

Digitized by Google

lade schlürfend. — Die Theaterprogramms mit Illustrationen bilden eine Pariser Spezialität; wir finden auf diesem Felde mehr oder weniger geistreiche Erfindungen von Chéret, A. Willette, M. Dumont, G. Ibels, J. Törop, Louis Moru u. A. Vor Allen muß Jules Chéret in Paris als der Schöpfer des künstlerisch aufgefaßten Plakats bezeichnet werden. Höchst wirksam ist z. B. sein Blatt mit den Ballettänzerinnen. Von Viktor Mucha ist ein Theaterprogramm mit der Figur der Sarah Bernhardt, von Eugene Grasset ein solches mit einem Herold zu Pferde vorhanden. Walter Crane giebt eine Winzerin mit dem Champagnerkelche, von Max Klinger in Dresden ist ein Frauenkopf vorhanden, von Nils Kreuger in Stockholm ein gemüthlicher Biertrinker. Ein Plakat für eine Kunstausstellung in Brüssel von van Ryssselberghe, giebt zwei Frauenfiguren, von denen eine eine Figurine in der Hand hält, mehr modern als charakteristisch. Auch der schon als Landschafter erwähnte Hans Christiansen, jetzt in Paris, hat auf dem Felde des Plakats Bedeutendes geleistet, stets im engen Anschluß an japanische Vorbilder; so namentlich einen Frauenkopf zwischen Blumen, eine klavierspielende Dame, unter deren Fingern aus den Tasten die Tonwellen sichtbar als feine Wellenlinien emporsteigen, beide Blätter für Les petits Auditoires bestimmt, u. A. Die Buchtitel desselben Künstlers zeigen wieder den Japanismus; es zeigen sich ein Kopf von Blättern umgeben, Tulpen an langen Stengeln, eine nackte weibliche Figur, ganz von einem Bandgeschlinge umhüllt, zwei nackte Figuren aus Schilfstengeln hervorwachsend u. s. w. Ebenso sind von Christiansen die vier Elemente im Plakatstil gezeichnet: die Luft als Wolkengebilde, das Feuer als feuerspeiender Berg, das Wasser als See mit Landschaft und Spiegelung im Wasser, die Erde als grüne Wiese mit Bäumen und Blumen. — Wenn aber der hysterische japanisirende Frauenkopf, der uns so oft auf den Plakaten unserer Anschlagsäulen entgegentritt — man weiß eigentlich nicht warum? — der ästhetischen Seite unserer Zeit als eigenster Ausdruck abgelauscht ist, so könnte man wohl an das Vorhandensein einer krankhaften Richtung auf diesem Spezialgebiete des Modestils denken.

Die Skulptur ist weniger leicht beweglich als die Malerei, aber auch sie nimmt Antheil an der neuen Stilisierung, indem sie die rücksichtslose Lebenstreue der Formen voranstellt und die aus dem gewöhnlichen Leben genommenen Stoffe nicht verschmäht. Constantin Meunier giebt in dieser einfach natürlichen Art die Statue eines

Digitized by Google

Steinarbeiters. Ein Bronzerelief von demselben „die Minenarbeiter“ zeigt eine Gruppe von Kohlenbergwerksarbeitern in einer Landschaft der Borinage schreitend. Die ernsten, fast düstern Männergestalten sind mit außerordentlicher Naturwahrheit dargestellt, zugleich mit Liniengefühl und dem Ausdruck eines inneren Lebens, das ganz auf die Arbeit gerichtet ist. Jef Lambeaux in Brüssel hat ein dekorativ aufgefaßtes großes Relief unter den Händen, die menschlichen Leidenschaften darstellend, in der Komposition an Rubens und Jordaens erinnernd. Im Mittelpunkt des Werks erscheint der Tod, zu seinen Füßen sinken die Laster hin, durch menschliche Gestalten symbolisirt; die Spitze des Reliefs bekrönt ein Christus am Kreuz. Die diesjährige Berliner Kunstausstellung enthielt von Pierre Charles van der Stappen in Brüssel eine Anzahl Skulpturwerke: die Wäscherinnen, die Städteerbauer, die Wasserträgerin, die Aehrenleserin, den Kunstarbeiter u. A, sämmtlich modern realistisch dem Stoff nach, aber doch als Ausdruck einer Idee. Jules Lagaë in Brüssel hat eine Bronzegruppe „Sühne“, geschaffen zwei mit einer Kette aneinandergefesselte Greise darstellend, dann „Mutter und Kind“. Paul Dubois in Brüssel giebt die Marmorstatuette einer sitzenden Dame im Ballkostüm, auf einem Stuhle mit durchbrochener Lehne und freigearbeiteten Füßen. Eine Marmorgruppe von P. Braeke in Brüssel, „die Verzeihung“ zeigt eine Mutter mit der vor ihr niedergesunkenen Tochter. Von André Cluysenaar rührt ein gefesselter heiliger Sebastian her, der im Tode an dem Baumstamm zusammengesunken ist. Die Silberstatue einer Serpentintänzerin von Miß Ruth Canton gehört ganz in den realistischen Kreis, von derselben Künstlerin ist eine Marmorfigur einer Hebe geschaffen. Ein Basrelief des Amerikaners Couper, jetzt in Rom, zeigt eine Mutter, die ihr Kind auf dem Rücken hält, von demselben ist eine Statuette eines Mädchens, auf einem Säulenstumpf sitzend und den Olivenkranz für den olympischen Sieger flechtend. Alex. Charpentier in Paris, Urheber einer Anzahl frisch erfundener Basreliefs liefert auch Zeichnungen, in denen er durch Eindrücken in das Papier eine Art Reliefwirkung herstellt. Er ist zugleich Kunsthandwerker und verwendet seine Basreliefs zum Schmucke der von ihm selbst entworfenen Möbel. Victor Prouvé lieferte das Denkmal für Carnot in Nancy. Am Fuße der Olive, welche mit ihren Zweigen die Todtenmaske Carnots umgiebt, stehen Hand in Hand der Friede und die Stärke, lebensvolle allegorische Gestalten. Jean Dampt in Paris hat eine

Digitized by Google

polychrome Büste der Gräfin von Bearn geschaffen; Kopf und Hände bestehen aus Elfenbein, die Bekleidung ist aus Birnbaumholz geschnitzt. Die linke Hand trägt die Figurine einer Frau, die mit ihrer Toilette beschäftigt ist, der Rand des Kleides ist auf der Brust mit Einlagen von Gold und Türkisen geschmückt, die rechte Hand stützt das Kinn und giebt dem Werke den Ausdruck sinnender Beschaulichkeit. Die Wirkung des Ganzen ist durchaus harmonisch. Die Brust des Kindes Duquesclin in Stein von demselben zeigt den jungen Krieger mit einem gewissen kindlichen Trotze gepaart. Der Helm ist von Kettengeflecht gebildet und die Hand hält den Griff eines Schwerts. L. O. Roty in Paris hat durch seine geistreich aufgefaßten Medaillen und Plaketten diesen Zweig der Kleinplastik wieder neu belebt. Der Künstler ist stets bestrebt, in dem engen Raume eine Idee wiederzugeben und Gleichgültiges auszuschließen. In seinen Figuren und Köpfen stützt sich Roty auf strenge Modellstudien, unter seinen Arbeiten finden sich sehr charakteristische Porträts.

Die Bethätigung der neuen Richtung im Kunstgewerbe trifft so recht den Kernpunkt, in dem sie den Hebel ansetzen kann, um die Menge für sich zu gewinnen. Und, in der That, was könnte es Wichtigeres geben, als die rein aus dem Bedürfnisse heraus, ohne die Zuthat der lästig und unverständlich gewordenen Symbole der vergangenen Jahrhunderte, geschaffene Ausstattung unseres Heims, unserer täglichen Umgebung? Freilich sind wir heute die unbestrittenen Erben der Aegypter, Babylonier, Griechen und Römer, sowie der neueren Völker des Mittelalters und der Renaissance, aber dieses ungeheure Erbe ist für das heutige Schaffen mehr ein Hinderniß als eine Förderung, indem dasselbe wesentlich dazu beiträgt, die modernen Leistungen unharmonisch zu machen. Das Kunstgewerbe der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts hat in schneller Aufeinanderfolge die Stilarten der vergangenen Epochen nachgeahmt. Darin lag ein gewisses Abwirthschaften und zugleich das Anzeichen für das nothwendige Eintreten eines Neuen, welches durchaus von der Erinnerung an die alten Muster frei sein, und sich durch Selbständigkeit auszeichnen mußte. So ganz leicht und ohne inneren Widerspruch wäre indeß ein solches Ziel doch nicht zu erreichen. Nehmen wir einmal an, die neue Richtung hätte hinreichend mit dem Veralteten aufgeräumt und die Grundlagen geschaffen, auf denen eine frische, unserer Zeit gemäße Kunst sich aufbauen ließe, so ergeben sich doch gewisse Gegensätze, deren reine

Digitized by Google

Auflösung nicht so leicht gelingen dürfte. Der Künstler wird immer das Bestreben haben, jedes einzelne Stück individuell zu gestalten und wird jede Wiederholung als unkünstlerisch ablehnen, aber mit dieser Art zu arbeiten, kommt er in Gefahr, nur Kuriositäten zu schaffen, welche einzig geeignet sind, die Sammlungen reicher Liebhaber zu füllen. Das kann aber nicht das Endziel einer volksthümlichen Kunst sein, die auch dem einfachen Bedürfnisse Genüge leisten will und deshalb nothwendig die Massenproduktion nach einem gegebenen Modell in ihr Programm aufnehmen muß. Vorläufig scheinen die Erfolge des neuen Stils nach der letzteren Richtung hin noch sehr fraglich zu sein.

Um nun wieder mit den englischen Arbeiten und zwar mit den Möbeln zu beginnen, so erscheint zunächst ihre Entwicklung aus konstruktiven Bedingungen, sowie die mäßige Verwendung der Schnitzerei als eine gesunde Reaktion gegen die Masken, Hermen, vielfach verkröpften Gliederungen und Akanthusranken des zuletzt in Aufnahme gewesenen Barockstils. Die englischen neueren Möbel werden meist aus massiven Hölzern hergestellt, besonders aus ausländischen Arten, Fourniere kommen selten zur Anwendung. Häufiger als der Schmuck durch Schnitzereien ist der durch Intarsien von Elfenbein. Die Engländer verlangen von ihren Möbeln zuerst Brauchbarkeit und dann erst, ziemlich beiläufig, Schönheit der Form. Namentlich in dem Freibleiben von architektonischen Gliederungen, den Säulenordnungen, Muschelaufsätzen, Konsolen und Hängezapfen, welches schon vorhin als eine Forderung des neuen Stils bezeichnet wurde, kann man wohl einen Fortschritt erkennen, aber gegen die mit dieser Negative angeblich erreichte, vielgerühmte Originalität läßt sich doch Manches einwenden. Wenig bekannte Stücke des Britisch Museum, besonders die Ueberbleibsel der ägyptischen Möbel, werden geradezu kopirt und als Schöpfungen im neuen englischen Stil auf den Markt gebracht. Weniger zu tadeln sind die Anlehnungen an den Stil Queen Anna vom Anfang des 18. Jahrhunderts, obgleich derselbe nur eine Nachahmung der Flammändischen Renaissance vom Ende des 17. Jahrhunderts war, oder die Nachahmung des Genre Chipendale, welches gegen 1750 in Nachfolge des Stils Louis XV. in England blühte, obgleich in beiden Fällen die neue Richtung keine Originalität für sich in Anspruch nehmen kann. Indeß giebt es wirklich frisch empfundene Möbelentwürfe, wie die des bereits verstorbenen William Morris: Kamineinrichtungen, Spiegel mit Wandbrettern u. A., welche zwar

Digitized by Google

ſtets einem älteren Vorbilde folgen, aber dieſen Umſtand nicht zu verſtecken ſuchen. Bei manchen der Neueren dagegen wird die geſuchte Einfachheit zu einem Vorwande, um die Forderungen der Kunſt abzulehnen. Unter dem Anſcheine einer Volkskunſt zeigen ſich Stühle in roher ſteifer Zimmermannsarbeit, Gehäuſe für Muſikinſtrumente, welche Küchenſchränken gleichen u. ſ. w. Wieder als beſſeres Beiſpiel bringt die Zeitſchrift „Art et Decoration“ eine Kaminverkleidung aus geſchnitztem Holz entworfen von Townsend, an welcher die romaniſirenden Einfaſſungsſäulen mit naturaliſtiſch gebildeten Kapitellen aus Baumzweigen geſchmückt ſind. Die einfachen Möbel von M. H. Baillie Scott, eigentlich rohe Zimmermannsarbeit mit einigen Kerbſchnittverzierungen und Eiſenbeſchlägen, ſind ohne Anmuth und Erfindung, namentlich ſind die Sitzmöbel nicht blos einfach, ſondern auch möglichſt unbequem. Die in Kerbſchnitt verzierten Truhen, Schränke, Bänke, Spiegelrahmen u. ſ. w. von Willette ſchließen ſich dem älteren nordiſchen Stile an, und entlehnen ihre Muſter von Norwegen. Andere Möbel mit eingelegter Arbeit, welche Landſchaften und Figuren darſtellt; es ſind Bilderrahmen, Seſſel und Truhen von Mabel de Grey, ſind wieder aufwandvoller gehalten und nähern ſich dem Bereich der Luxusmöbel.

Der engliſchen Art entſprechen die Möbel von Charles Plumet und Felix Aubert in Paris, ein Schreibtiſch, ein Hängeregal und ein Bücherſchrank mit offenen Seitentheilen. Die Möbel für ein Speiſezimmer von den Architekten Plumet und Selmersheim in Paris ſind wieder dem engliſchen Geſchmacke angenähert, erinnern indes öfters an zuſammengefügte Bambusſtäbe, bisweilen auch an das Genre Chipendale. Der Kamin iſt mit Geſchränk eingefaßt, das Buffet iſt mit einem Glasſchrank überbaut und hat übereckgeſtellte Seitenbehälter. Aehnlich iſt ein Wandſchrank ausgebildet. Ein Bücherſchrank von Jean Dampt iſt wieder engliſch, indes kommen in den offenen Seitentheilen ſehr willkürliche, keineswegs konſtruktive Formen vor. Ein Kinderſtuhl von demſelben iſt beſſer konſtruktiv aufgefaßt; ſehr anmuthig ſind die Ausläufer der hohen Rücklehne, welche durch zwei Kinderbüſten, welche ſich umarmen, gebildet ſind. Ein Speiſeſaal mit Kamin von Leon Benonville zeigt die Anwendung der Zimmermannsformen, ſowohl in der Theilung der Wandtäfelung, wie in dem Kaminaufſatz. Die Möbel von Le Coeur und Bigaux, ebenſo die von Coblence ſind im engliſchen Geſchmack gehalten.

Digitized by Google

Wenn man unter gewissen Einschränkungen den im Sinne der neuen Richtung in England und Frankreich geschaffenen Möbeln und anderen Theilen der Wohnhausausstattung einen gewissen nationalen Zug nicht absprechen konnte, so dürfte sich ein Gleiches von den bisherigen deutschen Leistungen nicht sagen lassen. Unsere Künstler sind aus dem Japanisiren in die Nachahmung der Engländer und Franzosen verfallen und eine eigentlich deutsche Form des Neuen soll sich erst noch ergeben. Vielleicht sucht man bei uns die Originalität allzu ausschließlich in der Vermeidung des historisch Ueberlieferten und verliert damit die nationale Eigenheit außer Acht. Um Wiederholungen zu vermeiden, mag gleich an dieser Stelle eine das gesammte deutsche Kunstgewerbe betreffende Bemerkung eingeschaltet werden. Die Forderung einer nationalen Kunst ist schon alt und wurde seit den siebenziger Jahren mit Nachdruck erhoben, die Einfachheit wurde schon immer als ein zu erreichendes Ziel hingestellt, und die Nachahmung heimischer Pflanzenformen ergab sich bereits aus der Wiederaufnahme des gothischen Stils. Auch die Eigenschaften, welche von jeher den Deutschen rühmlich ausgezeichnet haben, Sinnigkeit und Poesie, Naturschwärmerei, Humor, Liebe zur Behaglichkeit und Traulichkeit sind wohl auf das moderne Deutschland übergegangen. Aus welchen besonderen bisher nicht dagewesenen Bedingungen sollte sich nun ein Neues entwickeln, wenn man nicht ohne Weiteres dem von Außen kommenden Anstoße der japanischen und englischen Formenwelt folgen wollte? Man hätte also ruhig in der Fortbildung des Alten verharren können, wenn sich nicht dagegen die schon früher erwähnte, allgemeine Abneigung gegen das Wiedermachen der alten Stile und das Selbstbewußtsein der Modernen aufgelehnt hätte. Uebrigens hat das Kunstgewerbe neben seiner Bedeutung für den geistigen Ausdruck des Lebens noch eine national-ökonomische Wichtigkeit, welche nicht ganz unbeachtet bleiben konnte. Es ist durchaus nicht gleichgiltig, ob die deutschen Käufer ihren Bedarf an Stoffen, Geweben, Tapeten, Geschmeiden, Gläsern, Thongefäßen, Möbeln u. s. w. aus dem Auslande beziehen oder ob umgekehrt die Fremden diese Produkte bei uns kaufen. Die Gefahr, vom ausländischen Angebot überflügelt zu werden, lag aber vor, falls das deutsche Kunstgewerbe auf dem alten Wege verharrte und sich von der in England, Amerika und Frankreich in Fluß gekommenen Bewegung ausschließen wollte. Diese praktische Frage war um so wichtiger, als in den heutigen Zeiten des materiellen Aufschwungs

Digitized by Google

der künstlerische Schmuck nicht nur für öffentliche Bauten, sondern auch für die Wohnungen verlangt wird.

Suchen wir nun uns mit dem bisher in Deutschland im neuen Sinne Geleisteten bekannt zu machen, so finden wir doch manches Beachtenswerthe. So behauptete in der diesjährigen Berliner Kunstausstellung das Kunstgewerbe einen ehrenvollen Platz. Die von Rich. Riemerschmid, Paul Schultze-Naumburg, Pankok und Petrasch zur Ansicht gebrachten Möbel verdienten Beifall. Von Riemerschmid war eine schöne Kredenz aus Zirbelholz mit Schmiedeeisenbeschlägen vorhanden, von Schultze unter Anderen ein großer Lesetisch, von Pankok Stühle, von Petrasch ein Schrank in ungarischem Eschenholz, sämmtlich das Bestreben zeigend, mit einfachen Formen künstlerisch zu wirken. Hans Ed. v. Berlepsch in München brachte ebenfalls eine Anzahl Möbel, in etwas aufwändigeren Formen, künstlerisch fein gedacht, mehr in den Bereich der Luxusmöbel gehörend. Von demselben Künstler enthielt die vorjährige Münchener Ausstellung ebenfalls verschiedene Möbel, Schränke, einen Schreibtisch u. A. Der Schreibtisch ließ deutlich den konstruktiven Zusammenbau aus Rahmen und Füllung hervortreten; die Umrisse bewegten sich meist in gerader Linie; die Füllungen waren durch Reliefschnitzereien belebt, welche malerisch angeordnete und mit stumpfen Farben getönte Pflanzenmotive wiedergaben. Ein Tischchen von Kiefer und Deeg in München, gothisirend in moderner Auffassung, vereinigte Nähtisch und Schreibtisch. Ein Buffet von Rich. Riemerschmid ging auf die einfache Zimmermannsweise zurück und war mit Eisenbändern ausgestattet. Ein Spiegelrahmen von Pankok in München zeigte Reliefs und Intarsien, zum Theil in japanisirender Auffassung. Eine Truhe von Bildhauer H. Obrist erschien einfach in der Holzarbeit, war aber mit schönen, frischerfundenen Eisenbeschlägen geziert.

Aus einem Wettbewerbe um Sitzmöbel in Nußbaumholz für ein bürgerliches Heim theilt die Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration" einige der eingelieferten Entwürfe mit. Die Möbel von A. Schaubach in Mainz haben aus dem vollen Brett geschnittene Durchbrechungen, welche an spätgothische Formenanklingen, und sind ganz ohne plastische Schnitzereien. Die Entwürfe von William Müller in Berlin zeigen konstruktiven Aufbau und einiges flache Schnitzwerk nach antikisirenden Motiven. Aehnlich den vorigen sind die Möbel von Michael in München, nur etwas kapriziös in der Linienführung. Albin Müller giebt Möbel in

Digitized by Google

flüssigen Linien mit Flachornamentik in naturalistischen Pflanzenmotiven.

Von Hans Christiansen aus Flensburg, jetzt in Paris, werden in dem genannten Blatte zwei Entwürfe von Vorplatzmöbeln abgebildet, jedesmal ein Spiegel mit Toilettenkasten und Kleiderhaken, in Zimmermannskonstruktion mit ausgeschnittenen Seitenbrettern. In derselben Art zeigen sich ein Banksopha mit Ueberbau, ohne Schnitzerei und ein Kleider- und Wäscheschrank, der mit einiger Malerei geschmückt ist. Die Zeitschrift für Innen-Dekoration enthält Möbel für ein Schlafzimmer in Tyroler Gothik von Ant. Lochner in Stuttgart, in konstruktivem Aufbau und Verzierung durch Flachschnitzerei. Ein Nähtisch von R. Godron in München begnügt sich mit mäßiger Verwendung architektonischer Gliederungen im Charakter der Spätrenaissance; die Seitentheile sind mit Pfauen bemalt. Ein Tisch mit Flachschnitzereien von H. Kirchmayr in Klausen hat an den Ecken der Wangen Adler, welche je auf einem besiegten Vogel stehen; die Mitte der Wange schmückt ein Baum, unten mit sichtbarem Wurzelwerk, oben mit Zweigen und Blättern; die Füllungen der Zargen füllen Blätter von Farnkraut. Das Pflanzliche weist auf japanische Anregung hin, namentlich das Wurzelwerk des Baumes. Die Möbel für ein Schlafzimmer von Alfr. Moser in Furtwangen im gothischen Stil betonen wohl etwas zu stark ihre Herleitung aus der Zimmermannskunst. Die Schlafzimmer-Möbel mit Flachschnitzerei in Charakter der Tyroler Gothik von W. Kimbel jun. in München halten sich enger an alte Vorbilder; sie schmücken sich mit Zinnengesimsen und Friesen mit flachen Blattranken. Bernh. Wenig giebt einfache Möbel, eine Truhe, ein Schreibpult und eine Truhenbank. Dieselbe Einfachheit mit Hervorhebung des konstruktiven Aufbaues findet man bei den Möbeln von Jos. Plail in Königsberg bei Eger und in denen von Veillich und Heinr. Irmler in Wien. Ein Flügelgehäuse für die Bechsteinsche Fabrik, entworfen von M. Koch in Berlin, zeichnet sich durch reiche figürliche Schnitzereien aus; an den Füßen schlingen sich Nixengestalten empor. Ein Notenpult von demselben Künstler zeigt sich modern-naturalistisch, und ein Buffet, welches nach Kohs' Entwurfe von P. Schirmer in Berlin ausgeführt ist, hat wieder konstruktiven Aufbau und naturalistische Verzierungsmotive.

Die Zeitschrift „The Studio", deren Inhalt wir noch weiter verfolgen, bringt eine reiche Auswahl aus allen Zweigen des

Digitized by Google

Kunstgewerbes, meist in frischerfundener Form. Zu den künstlerischen Phantasiestücken von eigenem Reiz gehören die aus durchsichtiger Masse geblasenen Gläser von Prof. Karl Köpping in Berlin. Die Gläser haben die Form von Blumenkelchen auf zarten Stengeln, welche zuweilen von Ranken und Blättern begleitet sind; es sollen reine Zierstücke sein, die nicht für den Gebrauch bestimmt sind. Die Gläser Emil Gallés aus Nancy haben meist Vasenform und bestehen aus Ueberfangsglas, aus dem Blumen und Anderes reliefartig herausgeschnitten sind. Gallé, der seit 1884 die japanische Kunst studirt hat, ist nicht zum Kopisten geworden, er hat von derselben nur die Art der Naturauffassung entlehnt. Seine Gläser haben entweder die Form römischer Amphoren mit langen Hälsen oder sie bilden breite Urnen, flache Kelche, Flaschen u. A. und sind durch ihre schöne Färbungen bemerkenswerth. Der Schmuck ist durch Pflanzenmotive bewirkt, welche durch Aetzung oder Gravirung gewissermaßen in das Ueberfangsglas eingebettet sind. Henry Croß bildet aus gefärbter Glaspaste fein modellirte Reliefs, beispielsweise eine Venus in einer Muschel stehend, welche von Hippokampen gezogen wird.

Die Neubelebung des Kunstgewerbes erstreckt sich auch auf die Arbeiten in Kupfer und Zinn. Die Schüsseln, Teller, Krüge und Leuchter von G. S. Tanner erinnern zwar etwas an Formen des Holzstils; besser verziert mit Zweigen und Blüthen, die zu einem Fries verschlungen sind, zeigt sich eine Schüssel von Bessie Ridpoth. Die Kupfertreibarbeiten von Gottl. Wilhelm und Hugo Lind in München geben Blumenkübel, Wandbrunnen und dergleichen. Von J. Winhart sind nach Entwürfen Hermann Kellners verschiedene Schüsseln, Blumentöpfe, Kannen u. s. w. getrieben, in den Hauptformen im Anschluß an ältere Vorbilder, in der Dekoration im modernen Sinne. Auf den Schüsseln zeigen sich Blätter, Früchte, Hirschkäfer und A. C. Groß in München hat die Zinngefäße wieder in Aufnahme gebracht; ein Tafelgeräth nach Entwürfen desselben ist von Lichtinger ausgeführt. Brateau und Baffier in Paris beschäftigen sich ebenfalls mit der Herstellung modern stilisirter Zinngefäße.

Zu den künstlerischen Einzelleistungen von Bedeutung gehören die keramischen Arbeiten von dem Maler Theo Schmuz-Baudieß in München, von denen die Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration“ eine Auswahl abbildet. Es sind Majolika-Vasen, meist in nahezu zylindrischen oder krugartigen Formen; das Gefäß besteht aus

Digitized by Google

Thon, über welchen eine feine weiße Schicht gezogen ist. In diese werden die Verzierungen in einer Art Sgraffitotechnik eingeschnitten und das Ganze mit einer durchsichtigen farbigen Glasur überzogen. Der Künstler wiederholt sich nicht, jedes Stück ist nur einmal vorhanden. Die Dekoration ist durchaus naturalistisch, wie bei den Japanern. Die eigentliche Stilisirung der Motive ergiebt sich aus ihrem ungekünstelten Zusammenhange mit der Gesammtform. Die Handhaben der Gefäße sind oft aus plastisch vortretenden Blüthen gebildet. — Die Majolika-Gefäße von Max Läuger in Karlsruhe sind dagegen ganz glatt gehalten, zeichnen sich jedoch durch reiche farbige Pflanzendekoration in Anlehnung an heimische und japanische Muster aus. Auch A. Kähler in Nestved auf Seeland liefert Fayencen in künstlerischer Eigenart; derselbe hatte für die diesjährige Berliner Kunstausstellung keramische Arbeiten und einige große Mosaiktafeln nach Entwürfen O. Eckmanns und O. Reißtrups geliefert. Die Mosaiken waren durch Eindrücken von farbigen Stücken in frischen Kalkputz hergestellt. Eine Fayencevase W. Zsolnay zeigt Kupferlustre; die Fayencen von Frau E. Schmidt-Pecht in München wiederholen Schwarzwälder Muster und die keramischen Arbeiten des Dänen Herm. Köhler sind durch Köpfe von Adlern, Schwänen, dann mit den Figuren von Salamandern und Kröten plastisch belebt.

Die Porzellan-Dekoration der Meißener Manufaktur hat eine moderne Auffrischung erfahren, indem an die Stelle des alten, erprobten Rokokos der neue japanisirende Stil getreten ist, verbunden mit der Unterglasur und Päte-Malerei, welche letztere mit bunten Massen arbeitet. Beispielsweise taucht aus einer unregelmäßig gebildeten Schale, die als Wasserfläche, auf welcher Seerosen schwimmen, bemalt ist, eine phantastisch gebildete Nixe hervor. Eine zweite runde Schale mit Unterglasur-Malerei, zeigt wieder eine aus dem Wasserspiegel emportauchende Nymphe in ganzer Figur und zwei schwimmende Schwäne. Eine dritte Schale ist mit einem ländlichen Reigentanz in derselben Technik geschmückt. Die Vasen haben reizenden mehr oder weniger stilisirten Blumenschmuck; auf einem Gefäße entfalten sich prachtvolle Magnoliablüthen, in denen ein Mädchenkopf ruht u. s. w. — Die Königliche Porzellanmanufaktur in Kopenhagen hatte noch früher als die Meißener die Technik der Unterglasurmalerei und den neuen japanischen Dekorationsstil angenommen. Die Motive der Malereien sind allerdings meist der nordischen Thier- und Pflanzenwelt entnommen.

Digitized by Google

und werden oft von der heimischen Landschaft, den Fjorden und Landseen, begleitet. Wasserpflanzen, Algen und Moose, Fische, Möven, Enten und Eisbären sind am häufigsten dargestellt, aber auch die Nachbildung von Elephanten, Kängurus und anderer ausländischer Thierarten wird nicht verschmäht. Eine Vase von Mortensen ist mit gemalten Raben dekorirt, eine andere von Lüsberg mit Lilien. — Auch die Manufaktur von Sèvres hat verschiedene Vasen in neuen naturalistischen Stil von Laserre, Léveillé und Geblanx aufzuweisen. Eine von Vögeln getragene Porzellanschale, von Bourgeot, ist in „Art et Decoration" mitgeteilt.

Die bemalten Thonfliesen für die Minton-Fabrik von Leon V. Solon geben Renaissancemotive mit schön gezeichneten naturalistischen Blumen. Ein Gemälde auf Thonfliesen von H. Christiansen „die Nacht" zeigt eine unbekleidete Frauenfigur in einem Garten, der mit leuchtenden Blumen gefüllt ist. Ein anderes Fliesengemälde desselben Meisters enthält Leda mit dem Schwan, jene hinter einer Weide auf einer Wiese stehend, der Schwan halb versteckt hinter dem Schilf schwimmend, kräftig in Farbe mit goldenem Abendhimmel. Die keramischen Arbeiten von M. von Heider und seinen Söhnen in München sind beachtenswerth. Eine Friesplatte mit zwei kämpfenden Böcken, auf röthlichem, lichtgrau gefleckten Untergrunde, macht durch die zur Seite aufsteigenden Baumstämme eine in diesem Falle nicht besonders geglückte Konzession an die moderne Auffassung der Landschaft. Ein Fries mit einem schleichenden Panther und zwei Wieseln zwischen Zweigen ist besser. Die plastisch geschmückten Vasen mit Fisch- und Habichtsköpfen oder mit stilisirten Blumen von denselben Künstlern, sind allerdings keine Gebrauchsgegenstände, sie sind nicht undurchlässig für Wasser. Eine Fayencetafel mit Lilien giebt L. Bigaux in Paris. Von W. Crane sind Entwürfe zu Gemälden auf Thonvasen und Fliesen vorhanden. Ein Kachelofen von S. F. Hausleitner in München hat die Gesammtform einer abgestumpften Pyramide auf würfelförmigem Sockel, und ist mit der Jagd einer Katze auf eine Ratte verziert.

In der Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration" sind Schmucksachen abgebildet, welche von Möhring und Hirzel entworfen, von H. H. Werner und Louis Werner in Berlin ausgeführt sind: Broschen in Gestalt einer Blüthe zwischen Blättern, theilweise mit farbigem Email geschmückt. Die Schmucksachen von O. Lohr und Ed. Steinicken in München, theilweise durchbrochen,

Digitized by Google

theilweise auf Emailgrund, vergoldet, oxidirt, durch kleine Perlen und Edelsteine belebt, sind völlig originell. Auch die Schmucksachen von P. Merk, nach Entwürfen verschiedener Künstler, suchen neue Wege. Bei den Schmucksachen von K. Rothmüller in München herrschen naturalistische Pflanzenmotive vor, in Verbindung mit Perlen nnd Edelsteinen. Hieran schließen sich die größeren Arbeiten in Edelmetallen, obgleich bei diesen die neue Richtung nicht auffallend hervortritt. Die Silberbecher von O. Roloff in Berlin, in der obengenannten Zeitschrift mitgetheilt, zeigen die Formen der Spätrenaissance; ein Tafelaufsatz von demselben erscheint in Form der Columna rostrata, welche auf der Spitze eine schwebende Fortuna trägt. Eine Vase aus Silber hat im oberen Theile des Kraters naturalistische Weinranken, unten aber Akanthusblattwerk. Ein Deckelpokal in Silber mit Vergoldungen von Fr. von Miller in München ist in der Hauptform gothisch, im Einzelnen modern aufgefaßt; der Nodus zeigt grün emaillirtes Blattwerk, die Cupa ist von goldenem Gezweig mit silbernen Knospen und Blüthen umsponnen.

Von Victor Prouvé rührt eine Schale in Bronze her, „die Nacht", an deren Vordertheil ein Frauenkopf, „das Stillschweigen", erscheint; in den lang flatternden Haaren sitzen Nachtvögel, unter den Haaren sieht man eine Gruppe zusammenstürzender Figuren. Ein Schmuckkästchen von demselben Künstler zeigt eine symbolische stehende nackte Frauenfigur, zu ihren Füßen eine Chimäre, welche einen Amethist hält; die Flächen des Kästchens sind mit Zellenschmelz bedeckt, Ranken mit Passionsblumen darstellend. Prouvés Arbeiten zeugen zwar von poetischer Stimmung, zugleich aber von einiger nervöser Ueberreiztheit.

Die Schmucksachen von R. Lalique in Paris, ein Diadem mit Fuchsien und ein Armband mit Disteln, durch Steine und Email bereichert, wirken durch naturalistische Dekorationsformen. Ein Rahmen von Elfenbein mit goldenen Blüthen und Blättern hat Falize geschaffen. Das Email hat durch Alex. Fischer in London eine aussichtsvolle Wiederbelebung erfahren. Der Künstler giebt z. B. ein Kästchen in Silber mit Emaillen im Stil der Hochrenaissance und eine Schnalle in Silber mit durchsichtigem Email im altirischen Ornamentstil, sowie einen Gürtel mit figürlichen durchsichtigen Emaillen auf goldenen und silbernen Feldern, deren Motive Wagnerschen Opern entnommen sind, und an welche sich mit Edelsteinen besetzte nordische Bandgeschlinge ansetzen; das

Digitized by Google

Ganze ist auf schwedischem Leder montirt. Von demselben Künstler sind Triptychen, Epitaphe und Porträts in Champlevé-Emaille ausgeführt.

Verschiedene Entwürfe zu Glasmalereien von Walter E. Webster, Jünglinge in der Studirstube; von H. C. Graft, eine heilige Cäcilie mit Engeln; von J. Houry, das Porträt einer Malerin, sind ganz modern aufgefaßt. Mehr im Stile des Mittelalters hält sich eine figürliche zusammenhängende Komposition in einer Landschaft von David Gould in Glasgow. Ein Glasfenster in amerikanischem Opalescentglas von Baron Arild Rosenkrantz, stellt die Verkündigung dar, Maria befindet sich in einem Garten, aus dem die beliebten kahlen Baumstämme aufsteigen, und in der Höhe schweben die sieben Erzengel, darunter der Verkündigungsengel. Modern erscheinen auch die Entwürfe zu Glasmalereien von H. Christiansen, die wir aus der Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration" kennen lernen: Eine modisch gekleidete Frau in einer Winterlandschaft, weiter zurück ein Herr mit Zylinderhut; ein Schwan mit seinem Spiegelbilde im Wasser; eine Landschaft mit unbelaubten Stämmen, die Rahmung aus Blumen gebildet; ein mehrfach geschwungenes Band, dahinter eine Frauenbüste; unbelaubte Stämme, die sich im Wasser spiegeln; eine Seelandschaft mit einer Insel u. A. Ehrmann in Paris schließt sich in seinen Glasgemälden, besonders falls dieselben zum Schmucke älterer Kirchen bestimmt sind, mit Recht enger an den Stil des Mittelalters an, giebt aber doch modern ausdrucksvolle Figuren, vielleicht mit mehr Ausdruck, als thatsächlich in einem Glasbilde zur Wirkung kommen kann. In dieser Art zeigt sich seine „Erziehung der heil. Jungfrau". Noch strenger im alten Stil sind die Kirchenfenster von Grasset gehalten; dagegen zeigen seine für Profanbauten bestimmten Entwürfe den modernen Zug in der reichlichen Heranziehung des Landschaftlichen und in der Helligkeit der Farbentöne. L. O. Merson giebt gelegentlich ganz tafelbildmäßig wirkende Interieurs, wie in seinem „Christus mit den Jüngern in Emmaus", dann aber in seinen Glasbildern für Profangebäude reizende Kinderspiele. Von Besnard findet sich für den gleichen Zweck eine Landschaft mit Vögeln. Das eigentlich Stilmäßige der Glasmalerei, die den Hauptkontur bildende Verbleiung, ist jedoch bei allen vorgenannten Arbeiten streng innegehalten. Glasmalereien von Socard für Wohnräume zeigen den Anschluß an romanische Muster. Paul Follot, Albert Muret, letzterer naturalistisch und in Verbindung mit der Landschaft, haben ebenfalls Entwürfe zu Glasgemälden geliefert.

Digitized by Google

Um die Mannigfaltigkeit zu kennzeichnen, in der sich die neue Richtung auf kunstgewerblichen Gebiete entfaltet, seien hier noch die dekorativen Malereien auf Stoffen erwähnt: ein auf Seide gemalter Fächer von Willette, einen Pierrot zeigend, der eine nackte Schöne verfolgt, ganz in der Art Watteaus; die Malerei eines Windschirms für ein Jagdzimmer von Bruno Liljefos in Upsala, japanisirende Blumenstücke enthaltend, sonst das Leben und Treiben der Jagdthiere in poetisch gestimmter Landschaft schildernd. Gemalte Windschirme von Christiansen zeigen: eine Familienszene in einem Garten; ein Medaillon mit einem Frauenkopf mit Lilien zur Seite und eine schwebende Frauenfigur unter Sternen und Blumen. Ein Windschirm von Engelhard aus Leder ist nur am oberen Theile durch durchbrochene Auflagen aus patiniertem Bronzeblech geschmückt.

In das eigentliche Gebiet des Kunstgewerbes führen die Entwürfe zu Teppichen und Stoffmustern zurück. Die Muster zu Seidenstoffen von William G. Grimshaw zeigen große Blüthen, zwischen denen fliegende Schwalben erscheinen. Die Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration" bringt Entwürfe zu einem Knüpfteppich von G. Klemm in Dresden, M. A. Nicolai in München, R. Bossert in Köln, sämmtlich in einiger Anlehnung an persische Muster. Ein Wandteppich von Max Seliger in Berlin zeigt die knieende Gestalt eines Sonnenanbeters. Ein gestickter Wandteppich von demselben läßt den Einfluß Boecklins erkennen: in der Mitte erhebt sich der Paradiesesbaum mit der Schlange, bewacht von zwei wappenartig stilisirten Greifen, zu den Seiten stehen stilisirte Bäume, welche aus reichen Gefäßen hervorwachsen; das Ganze ist zum Theil in Applikationsarbeit und durchweg in kräftigen Farben hergestellt. Die Stickereimuster von H. Obrist geben Blüthen, Bäume mit Blättern, auch reine Phantasiemotive. — Die Kunstweberei in Scherrebek, einem Dorfe in der Nähe von Tondern in Schleswig, befolgte anfangs eine Kunstrichtung, welche sich der norwegischen anschloß, erst später kamen die Muster der alten heimischen schleswig-holsteinischen Hausindustrie hinzu. Ein sogenanntes Hamburger Kissen, ein Bauernmuster in weiß, schwarz, gelb, blau und roth, giebt ein Beispiel dieser letzteren Art. Vor Kurzem gab Otto Eckmann aus Hamburg, jetzt in Berlin, der Scherrebeker Fabrikation einen neuen Schwung. Die Eckmannsche Art der Flächendekoration zeigt nirgends Plastik oder Raumtiefe, keine Modellierung, keinen Wechsel von Licht und Schatten. Ein Wandteppich „Waldteich" zeigt nicht

Digitized by Google

den Himmel, wohl aber seine Spiegelung mit Mond und Sternen im Wasser; Bäume und Schilf spiegeln sich ebenfalls ab. Ein zweiter Wandteppich enthält Schwäne, auf einem Gewässer schwimmend, wieder mit Spiegelung, die Landschaft hat herbstlichen Charakter. Ein Wandbehang mit Apfelbaumzweigen ist am meisten japanisirend. Alfred Mohrbutter aus Hamburg, ebenfalls für Scherrebeck thätig, giebt im Gegensatz zu Eckmann wirkliche Bilder mit Tiefenwirkungen, wie beispielsweise in dem Wandteppich „Haidemühle". Julius Wohlers aus Hamburg kommt in seinem Teppich „Knabenreigen" wieder auf den Stil der alten Hausindustrie zurück. Uebrigens liefert Scherrebek bis jetzt nur Luxusartikel.

Ein Fenstervorhang von Frl. A. Herwegh hat ein Muster von flatternden Libellen. Die Applikationsarbeiten nach Kartons von de Rudder in Brüssel, von seiner Frau ausgeführt, zeigen echt künstlerische Eigenschaften. Auf den Lambrequins eines Baldachins im Hochzeitssaale des Stadthauses zu Brüssel sieht man die allegorischen Figuren der Stärke, der Vorsicht, der Gerechtigkeit, der Beredsamkeit, der Wahrheit und der Weisheit. Ein nach de Rudders Entwurfe ausgeführter Windschirm zeigt die drei Parzen; die Figuren können die japanische Abstammung nicht verleugnen. — Die gefärbten und chemisch entfärbten Stoffe von Isaak, von denen „Art et Decoration" einige Proben giebt, sind zu Wandtapeten, Portieren, Kleiderstoffen, Fächern und Fenstervorhängen bestimmt und bestehen je nachdem aus grober Leinwand, Crêpes de Chine, Seide, Sammet oder Plüsch. Das Muster wird durch ausgeschnittene und dem Stoff aufgeklebte Papierkartons festgelegt und danach die Färbung oder Entfärbung des Stoffes bewirkt. Die Formen sind naturalistisch nach japanischer Art, sie zeigen Wasser mit Algen und Fischen, Wasservögel im Rohrdickicht, Zweige mit Blättern, Lilien auf hohen Stengeln u. A. Die gewebten Stoffe von J. Flandrin enthalten beispielsweise ein junges Mädchen, Thee trinkend; Ranson giebt „den Frühling", Frauen zwischen blüthenbesetzten Bäumen wandelnd, Frauen und Kinder in einer Landschaft u. A.

Ein fruchtbares Feld für Erfindungen im neuen Stil haben die Muster zu Papiertapeten eröffnet; und es sind besonders die Engländer, die sich auf diesem Gebiete hervorgethan haben. Von Helen M. Cowan theilt das „Studio" eine Tapete mit, in der eine nackte Frauenbüste, nicht sehr geschmackvoll im regelmäßigen Muster wiederkehrt. Walter Crane hat seinen Tapetenmustern Namen

Digitized by Google

gegeben, welche den Darstellungen entsprechen: „La Margarete“ zeigt eine regelmäßig wiederkehrende Devise, mehr sonderbar als schön, zum Abschluß einen Fries mit Karyatiden, „The Meadows“ hat einen mit Butterblumen übersäten Grund, „The Peakok Garden“ enthält Pfauen in regelmäßiger Wiederholung in einem Rankenmuster. In den englischen Papiertapeten spielt der Baum eine bedeutende Rolle und wird nach persischen oder japanischen Vorbildern stilisirt. Eine Tapete von M. H. Wilson heißt „der Wald“; Arthur Silver lehnt sich an persische Muster an, Heywood Sumer bildet eine Zeichnung aus Feigen- und Olivenzweigen, welche von senkrecht aufsteigenden Stämmen ausgehen. Der schon öfter genannte Christiansen giebt ein Muster aus stilisirten Ranken mit Blättern und Blüthen, ein anderes mehr japanisirendes hat eine Zeichnung in zwei Tönen aus einer Farbe oder in zwei verschiedenen Farben. Ein Muster von Voysey mit Distelblättern und Blüthen bringt „Art et Decoration“, ebenda eine Tapete von Frl. Gandin, Fische zwischen Algen schwimmend. Adolphe Crespin in Brüssel giebt ein Muster mit regelmäßig wiederkehrenden Papageien und Blumenvasen, ein zweites mit Pfauenfedern, ein drittes mit Fischen. Crespin vermeidet die phantastischen Uebertreibungen in Form uud Farbe, seine Muster bilden einen ruhigen Hintergrund und schließen sich eng an natürliche Vorbilder an, nur Einzelnes beruht auf japanischen Studien.

Die Bucheinbände von Colden-Sanderson sind mit Ranken und Blattwerk verziert; D. S. Maccoll giebt einen die Gambe streichenden Putto in einem Kranze stehend und einen zweiten Einband mit phantastischen Linienspielen, welche ein Mittelfeld umziehen. R. Hentschel hat auf dem Deckel eine ganze Pflanze in moderner Auffassung angebracht; Victor Prouvé giebt eine Landschaft mit Schwänen und Tauben, Cypressenstämme an einem See und phantastische figürliche Darstellungen in Bezug auf den Inhalt des Buches. Eine Anzahl kleinerer Geräthe: Tintenfässer von A. Charpentier und F. P. Carabin, ein Handspiegel von Ludw. von Hoffmann, Aschenschalen von Lohr und Steinicken, geschmiedete Leuchter von O. Eckmann u. A. mögen nur nebenbei erwähnt werden. Wichtiger sind die Beleuchtungskörper für Gas und elektrisches Glühlicht, welche letzteren für die neuen Bestrebungen ein noch wenig angebautes Feld liefern. Ein gothischer Gaslüstre von Rud. Lotze zeigt eine glückliche Verwendung neuer Pflanzenmotive, ein Glühlichtlüstre von Kellner und Reinherz in

Digitized by Google

München ist in leicht gebogenen drahtartigen Formen hergestellt und mit natürlichen Blumen geschmückt, welche leicht mit Stuck überzogen und farbig behandelt sind. — Der Entwurf zu einem schmiedeeisernen Thor und Gitter von Harold Smith ist ein etwas schwächlicher Versuch, neue Pflanzenformen in diesen Zweig der Technik einzuführen. Ein schmiedeeisernes Gitter im Reichsbankbau zu Berlin von B. Mikfits ist an den oberen Endigungen mit naturalistischen Pflanzenformen geziert, die allerdings zu den unteren Akanthuskelchen und Akanthusranken in einem gewissen Gegensatz stehen.

Das Kunstgewerbe leitet unmittelbar zur architektonischen Dekoration der Innenräume über, denn es schafft die meisten Bestandtheile der Flächendekoration, Wandteppiche, Papiertapeten, Malereien, von denen oben schon die Rede war. Indeß darf man zweifeln, ob gerade die Engländer auf diesem wichtigen Felde bereits den richtigen Ton getroffen haben; sie verirren sich, namentlich in ihren Tapetenmustern, oft in ein Uebermaß des Bedeutungsvollen und geben Märchenszenen und Anderes in nicht sehr anmuthender, regelmäßiger Wiederholung. Wer möchte gern in diesen die Phantasie unruhig aufregenden Räumen wohnen? Vielen wäre vielleicht die monochrome Wand willkommener, als ein solches Figurengewirre. Zu den Bedenklichsten in diesem Genre gehören beispielsweise die Tapetenmuster von Gerhard Munthe in Christiania: Kinder im Nachthemd, in einer dunklen Stube gruselnd, oben fabelhafte Gestalten, unten ein drohender Drache; dann die „Thurm des Bluts" benannte Tapete von demselben, noch schlimmer als die vorige im Fratzenhaften der känguruartigen Bestien; endlich „die Töchter des Nordlichts" in Gesellschaft von Eisbären in einer Polargegend. Die Besiegung des Schablonenhaften in der Gestaltung der bewußten „guten Stube" und eine Reaktion gegen das allzu üppige Fortissimo der barocken Stuckdekorationen thut gewiß überall Noth; aber, was beispielsweise der englische Architekt C. H. B. Quennel an die Stelle setzen will, kann doch nicht befriedigen. Derselbe will Gesimse, Architrave, aufwandvolle Kaminmäntel und dergleichen vermeiden, wie dies seiner Zeit auch das Rokoko that. Sehen wir nur, was der Künstler in dem Entwurfe einer Raumdekoration an die Stelle des Alten setzen will: er umzieht die Wände in Dreiviertel der Höhe mit Holztäfelungen, deren Füllungen tapetenartig mit übergroßen stilisirten Pflanzenformen bemalt sind, bei denen die üblichen langen Stengel nicht fehlen;

Digitized by Google

das obere Drittel der Wände bedeckt ein gemalter Fries mit Rittern und Reisigen, welche aus einer Burg hervor zur Feenkönigin reiten; die Decke ist mit verstreuten Blumen bemalt, welche ein einfarbiges Oval einschließen. Das Ganze wirkt entschieden einförmig, und dürfte selbst nur dem Prinzip nach kaum in einer Folge von Räumen zur Anwendung kommen können.

Man fühlt wohl heraus, was der englische Architekt leisten will; er sucht die Bildungsprinzipien in dem Hervorheben des Konstruktiven und des Materials, im Ornament in einem Zurückgehen auf natürliche Vorbilder; damit verbindet sich ein Symbolismus, der über die natürliche Form hinaus auf einen höheren geistigen Inhalt deutet. Aber in dem vorhin gegebenen Beispiele, sowie an andern später anzuführenden, ist das Ziel noch keineswegs erreicht. Man kennt hinreichend die schönen verlockenden Buchdevisen: „Schmücke Dein Heim", „Mein Heim ist mein Stolz", „Zeige mir deine Wohnung und ich will dir sagen wer du bist" u. s. w., aber zweifellos müssen diese weisen Sprüche eine bedeutende Einschränkung erleiden, denn sie passen nicht für die Miethswohnung, auf welche doch immerhin der größte Theil der Menschheit, auch der besseren Klassen, angewiesen bleibt. Für das städtische Einzelfamilienhaus, die Vorstadtsvilla und das Landhaus könnte es schon leichter gelingen, einen das Ganze beherrschenden Ausdruck für den individuellen Charakter der Bewohner zu finden. Diese Bauten sind es auch hauptsächlich, welche die neue Richtung hoffen darf, der philiströsen langweiligen Nüchternheit einerseits, andererseits der Renaissancefexerei zu entreißen. Nur hat man öfter den modernen Charakter der Innenräume auf allzu billige Weise zu erreichen gesucht. Einige Friese mit naturalistischen, übergroßen Blumen oder die aus geraden, parallel laufenden Stengeln sich entwickelnden Pflanzenmotive, bei übrigens der alten Stilistik entnommenen Gliederungen, sollen schon den Charakter des Neuen geben; doch ist das Erfinden des Neuen eine schwierigere Arbeit, und begegnet, falls es wirklich geleistet wird, einem geringen Verständniß.

Fahren wir nachstehend in der Schilderung einiger englischen Versuche der Innendekoration fort. Die Architekten Ernest George und Peto wissen sich recht gut den Forderungen für die verschiedenen Gebäudeklassen anzupassen, und verschmähen gegebenen Falls nicht den Anschluß an die historischen Stilarten. Das Schlafzimmer einer Cottage zu Redroofs, Streatham Common, hat eine

Digitized by Google

flachgewölbte Leiſtendecke in Brettern und iſt ſonſt nur durch Möbel belebt; die Wände ſind mit Stoff behängt. Die Halle in Shiplake Court, Henley-on-Thames, zeigt Gothik in Verbindung mit Renaiſſance; die Holzdecke hat die übliche engliſche Dachform auf geſprengten Bindern, vielleicht etwas zu ſchwer im Einzelnen; die inneren Wandflächen ſind unverputzt und laſſen über der unteren Vertäfelung den Steinſchnitt ſehen. Die Halle in Buchan Hill enthält einen Steinkamin mit koloſſalem Mantel, im Stil der Spätrenaiſſance. Die Halle in North Mimms, Herts, ähnlich der in Shiplake Court, hat eine flache Balkendecke auf geſprengten Bindern im Stil der Renaiſſance mit großartigem Kamin und einer maleriſchen Quergalerie, an welche ſich die Treppe anſchließt. Bisweilen ſuchen die engliſchen Architekten ihren Raum-Dekorationen durch geſuchte Einfachheit, durch das abſichtliche Vermeiden aller Kunſtformen einen neuen Charakter aufzudrücken. Ein Beiſpiel dieſer Art liefert James A. Moris in ſeinem Schulhauſe zu Savoy Croft, Ayr in Schottland. Der Zeichenſaal hat ſchlichte Wände und eine ebenſo ſchlichte Balkendecke; einige Formen im Charakter des Empireſtils beſchränken ſich auf den Kamin. Die Halle deſſelben Gebäudes hat im unteren Theil der Wände eine einfache Holztäfelung, im oberen Drittel ein gemaltes Muſter; die Decke iſt ohne jede Verzirung flach geputzt. In demſelben Sinne iſt das Innere aller übrigen Räume behandelt. Das Innere der noch ſpäter zu erwähnenden Arngaſh-Bibliothek in Glenfarg von Alex. N. Paterſon, Glasgow, hat Wände in einfacher Holztäfelung, im oberen Drittel Holztheilung und verputzte Felder; die Decke zeigt ſchräge Seitenflächen, welche ſich dem mittleren flachen Deckentheile anſchließen und durch Holzleiſten in verputzte Felder getheilt ſind; beſtimmte Stilformen fehlen, allenfalls ſind die Profile antikiſirend gehalten.

G. Serrurier in Brüſſel geht offenbar von dem Gedanken aus, Räume für die mittleren Klaſſen mit einfachen Mitteln herzuſtellen. So zeigt die Stube eines Handwerkers die Wände im unteren Theile einfarbig und unverziert, im oberen Theile mit einzelnen, aufrechtſtehenden Pflanzen friesartig bemalt; die geputzte Decke ruht auf ſichtbaren Eiſenträgern. Die Möbel ſind der Geſammthaltung entſprechend einfach, leider aber ſo unbequem, daß kaum ein Handwerker mit denſelben zufrieden ſein würde. Ein Arbeitskabinet von demſelben Architekten iſt im Sockel, an den Thüreinfaſſungen und Wandtheilungen aus weiß gefugten Ver-

Digitized by Google

blendziegeln hergestellt, der untere Theil der Wände ist tapetenartig gemustert, der obere Theil wieder mit aufrechten Pflanzenmustern versehen; die Felder der Balkendecke sind mit Tapeten beklebt. Das Ganze, einschließlich des Mobiliars, wirkt steif englisch. Ein zweites Arbeitskabinet ist mit einer Holztheilung der Wände versehen, welche sich ohne Gesimsunterbrechung in der Decke fortsetzt; die unteren Wände und die Decke haben Tapetenmuster, die oberen Wandtheile, die in einer Kehle zur Decke übergehen, zeigen große gemalte Pflanzen. Der Entwurf einer Kaminnische zeigt einen Holzeinbau und ist im Innern mit Thonfliesen bekleidet; über dem Kamin erhebt sich ein einfaches Gerüst für Tafelgeschirr. Der obere Theil der Wand ist als Kehle gebildet, die Flächen sind mit schilfartigen Pflanzenformen gemustert. — Auf die Verwendung naturalistischer Blumistik am Aeußeren der Gebäude scheinen die Engländer noch nicht gerathen zu sein; jedoch haben Hankar und Crespin in Brüssel Aehnliches in der Fassadenmalerei eines Hauses zu Ixelles versucht. Hier erscheint Ceres inmitten von Kornblumen als Hauptbild, während die Fenster mit geschlängelten Linien umzogen und die Wandfelder ornamental stoffartig gemustert sind. Der von Hankar ausgestattete Saal in der Kolonialausstellung zu Tervuern erinnert in seiner phantastischen Linienführung an japanische Elemente. Ein Speisesaal von Victor Horta in Brüssel hat an den Wänden über einem niedrigen Holzpaneel ein gemaltes Gitterwerk von Pflanzen-Formen, die flache Balkendecke zeigt eine schlichte Holztäfelung, ein Deckengesims ist nicht vorhanden. Das breite durch Pfosten getheilte, im Stichbogen geschlossene Fenster eines Erkers ist mit Glasmalereien in einfachen geschwungenen Linien geschmückt, welche sich aber auf den unteren und oberen Theil der Glastafeln beschränken. Die Möbel sind mit Betonung der Konstruktion in gefälligen geschwungenen Linien gebildet. An der Kunsthalle in Newlyn sind Platten in getriebenem Kupfer, von Mackenzie herrührend, zum Schmucke der Fassade verwendet; sie stellen die vier Elemente dar: die Erde als Schlange zwischen Früchten, die Luft durch fliegenden Möwen, das Feuer durch einen Salamander, das Wasser durch Fische versinnlicht. Doch ist es immerhin bemerkenswerth, daß der Künstler nicht ohne ein Fabelthier, den Salamander, fertig geworden ist.

Den Vorzug national zu sein, und zugleich dem Naturalismus Spielraum zu lassen, haben für Deutschland die Innendekorationen im Stile der Tyroler Gothik. Es ist dies eine mit Frührenaissance

Digitized by Google

gemischte Spätgothik, die sich zwar wie alle Profangothik aus dem Kirchenstil herausgebildet hat, jedoch sowohl in das Schloß wie in die Bauernstube Eingang gefunden hat. Die Tiroler Gothik zeichnet sich durch weiche schlichte Formen aus und ist durchaus auf die Verarbeitung des Holzes gegründet. In den Flachschnitzereien finden sich stilisirte heimische Pflanzenmotive, dann die Formen der Jagd- und Hausthiere endlich Allegorien und Sprüche, alles im stimmungsvollen Zusammenklang. Hierzu treten noch gravirte Ornamente, die Belebung durch Farbe, plastische Einzelstücke und Maßwerksmuster. Allerdings muß man zugeben, daß besonders diese Stilform eng durch landschaftliche Eigenheit bedingt und begrenzt ist, und daß deshalb die allgemeine Begeisterung mit welcher gerade jetzt ihre Anwendung ins Werk gesetzt wird, wieder ebenso Modesache ist, wie die ehemalige Vorliebe für das süddeutsche Barock und Rokoko. Man darf allerdings hinzusetzen, daß bei uns die historische Berechtigung der Gothik vor anderen Stilen voransteht; denn sie hat, abgesehen von ihrer über zweihundert Jahre dauernden Blüthezeit, noch im 17., 18. und 19. Jahrhundert immer wieder frische Triebe gezeitigt. — In letzter Zeit hat Herm. Kirchmayr zu Klausen in Südtirol eine Anzahl Raumdekorationen in Tiroler Gothik, zugleich mit modernem Empfinden geschaffen, denen der Beifall nicht versagt werden kann; und welche in ihrer Art sicher für das deutsche Gefühl anheimelnder wirken, als die Nachahmungen der englischen neueren Leistungen. Der Entwurf zu einem Wohn- und Speisezimmer von Kirchmeyr zeigt die Wände mit geschnitzten und bemalten Täfelungen durchaus bedeckt; die Decke hat sichtbare, auf einem Unterzuge ruhende Balken. In einigen bemalten Wandfeldern kommen japanisirende Pflanzengebilde vor, indeß überwiegt bei Weitem der historisch-stilistische Zug. Der Entwurf zu einem Speisezimmer, wie der vorige in „Deutsche Kunst und Dekoration" abgebildet, zeigt wieder eine durchgehende, diesmal sehr reich ausgebildete Holztäfelung, welche durch ein konstruktives Gerüst getheilt wird; oben zieht sich ein Fries in Blendmaßwerk hin. Die Verzierungen sind in Kerbschnitt hergestellt oder bestehen aus flachgeschnitztem Blattwerk; auch der mittlere Teil der Deckenbalken ist durch Kerbschnitt verziert. Ein zweiter Entwurf zu einem Speisesaal von demselben Architekten benutzt die Form der gewölbten Decke aus Schloß Trostburg in Südtyrol, lehnt sich also ganz ausgesprochen an historische Formen an. Die Decke zeigt im Querschnitt einen Kleeblattbogen und ist durch Längsbalken nicht besonders

Digitized by Google

organisch getheilt; die Wände sind ganz in Holz getäfelt und die Verzierungen in Kerbschnitt ausgeführt. Ein Entwurf von demselben zu einem Wohn- und Speisezimmer hat holzgetäfelte Wände und eine Bretterdecke auf sichtbaren Balken; die gemalten Wandfelder sind mit stilisirtem Laubwerk in moderner Auffassung geschmückt.

Ein Beispiel der Uebertragung steifer englischer Formen giebt ein von Jos. Draeger in Wien entworfener Vorplatz mit eingebauter Treppe; ähnlich wirkt die Erkerstudie von Hartmann und Ebert in Chemnitz, welche auch das englische mit Geschränk überbaute Sopha aufgenommen hat. Die Diele, welche zu den alten aus dem Bauernhause übernommenen Raumtypen gehört, giebt durch die in ihr gelegene, oft zu einer oberen Gallerie führende Treppe stets eine glückliche Gelegenheit zu malerischer Ausgestaltung. Eine Diele von Aug. Nolden in Düsseldorf, im Charakter der Spätrenaissance, leidet wohl an Ueberfüllung; eine andere Diele in einer Villa zu Blasewitz von Fr. Schneider zeigt die übliche Deutschrenaissance u. s. w.

Die Bibliothek im neuen Justizpalaste zu München von Fr. v. Thiersch ist im deutschen Barock gehalten und ist mit moderner Ornamentik versehen. Im Stil schließt sich die Bibliothek den Werken Effners an, was auch in der Ornamentik der durchbrochenen Schrankfüllungen und den Brüstungsgittern der Galerie hervortritt; dagegen sind die Stuckverzierungen der Korridorgewölbe völlig im modernen Geiste gedacht und sind aus Wasserpflanzen zusammengesetzt. Die angeführten Beispiele neuer deutscher Innendekoration ließen sich leicht noch vermehren, indeß zeigen sie sämmtlich eine Verschmelzung mit dem historischen Formenkreise.

Schwieriger als die mit dem Kunstgewerbe zusammenhängenden Dekorationsformen fügen sich die eigentlichen Architekturgliederungen in den neuen Rahmen; auch beschränkt sich das auf diesem Felde bereits Geleistete auf gewisse einfachere, der höheren Monumentalilität entbehrende Gebäudeklassen. — Zweifellos tragen die in früheren Stilepochen geschaffenen Bauwerke jedesmal den ureigenen Stempel des Meisters und der Zeit, aber sie stehen deswegen nicht losgelöst von dem Vorhergehenden, obgleich sie keine Kopie desselben sind. Wenn uns Moderne nicht ebenfalls ein geistiges Band mit Vor- und Nachwelt verknüpfte, so wäre die Forderung der Monumentalität, der ewigen Dauer für die Bauwerke eine Thorheit; wir sowohl als unsere Nachkommen würden sich dann ja stets unter unbequem und unverständlich ge-

Digitized by Google

wordenen Resten der Vergangenheit bewegen; und wir müßten wünschen, daß diese Reste so rasch als möglich beseitigt würden um anderen zeitgemäßen Schöpfungen Platz zu machen. Auch die Anpassung an die Umgebung, welche heute so oft für den Stil eines neuen Gebäudes bestimmend wird, liefe dann eigentlich nur auf den Werth einer Theaterdekoration hinaus. Namentlich das Letztere ist aber keineswegs der Fall, denn man hat ein Recht, von der künstlerisch-harmonischen Vollendung nicht nur des einzelnen Gebäudes, sondern auch eines Straßen-, ja eines Städtebildes zu sprechen. — Andererseits wäre es freilich ein Unrecht gegen unsere Zeit, wenn man ihr nicht eine eigene Gestaltung der Kunstformen zugestehen wollte; und in der That wird eine solche stets selbst ungewollt und unbewußt, vorhanden sein. In dem Obigen hätten wir zwei sich entgegenstehende, schwer zu vereinigende Forderungen, aber der Gegensatz ist nur ein scheinbarer: der Zusammenhang mit der historischen Entwicklung muß aufrecht erhalten bleiben, ohne den Fortschritt zu Neubildungen zu hindern, diese dürfen aber keinen Sprung ins Blaue machen. Der Mangel einer geschlossenen Stileinheit wird übrigens unserer Zeit zum Theil mit Unrecht zum Vorwurf gemacht, sie ist in der Hauptsache eine unvermeidliche Folge unserer ausgebreiteten Kenntniß der alten Monumente. Jedenfalls ist unsere Zeit in keiner Beziehung schlechter, als irgend eine frühere; das geistige Leben pulsirt ebenso kräftig als irgend sonst; und es ist nur bemerkenswerth, daß diese auf allen Seiten des wissenschaftlichen und praktischen Lebens willig zugestandene Thatsache allein für das Gebiet der Kunst noch besonders gegen Zweifel geschützt werden muß. Vielleicht ist es auch heute schon ein überwundener Standpunkt, der sonst Viele bewog, die Freiheit des Schaffens in der Architektur, welches sich nicht mit der archäologisch genauen, juristischen Wiedergabe der einmal aus irgend welchen Gründen gewählten Stilnüance begnügte, als unzulässig anzusehen, oder dem Architekten, der seinen eigenen Weg gehen wollte, mit Mißtrauen zu begegnen. Umsomehr als für Skulptur und Malerei die Duldung des Neuen schon längst hergebracht war, weil in diesen Kunstzweigen das Verlassen der alten stilistischen Ideale weniger ins Auge fiel und sich der Beurtheilung des größeren Publikums entzog.

Allerdings ist als ein Hauptpunkt hervorzuheben, daß der stetige Fortschritt in der Architektur weniger auf der Seite der Dekoration liegt, sondern hauptsächlich in den flüssigeren, neuen

Digitized by Google

Bedürfnissen in vollkommenerer Weise entsprechenden und durch neue konstruktive Methoden bedingten Raumschöpfungen. Die Dekoration ist ein mithelfender Faktor, aber das Bestimmende ist sie nicht. Das eigentliche Element der Architektur, die Raumbildung mittels Wand und Decke, die Kongruenz des Aeußern mit dem Inneren, die auf perspektivisch künstlerische Wirkung berechnete Aufeinanderfolge der Räume, richten sich zwar nach den kosmischen Gesetzen, sind aber kein Abbild einzelner Naturerscheinungen, sondern freie Erfindungen des Menschengeistes, in denen er dem weltbauenden Geiste nachahmt.

Eine besondere Eigenschaft der Baukunst, welche so recht das innere Wesen derselben trifft, ist die innige Verbindung zwischen künstlerischer Phantasie und den technischen Bedingungen. Stets ist der Uebergang zu einer neuen Stilform mit der Lösung eines konstruktiven Problems, namentlich in der Deckenbildung, verknüpft; man könnte die Geschichte der architektonischen Stilentwicklung nicht von der Ausbildung der Deckenkonstruktionen trennen. Die Anwendung der Balkendecke in Holz und Stein, dann der steinernen Gewölbdecke, endlich der ganz oder theilweise in Eisen hergestellten flachen oder gebogenen Decke bezeichnet ebensoviele Abschnitte in der stilistischen Umwandlung. In der That hat stets in der Bildung des Einzelraums, in der überlegten Aneinanderreihung der Räume und ihrer organischen Eingliederung in den Stockwerksbau der wahre Antrieb zum Fortschritt gelegen; dieses Moment bleibt auch für das Schaffen der Gegenwart und Zukunft in voller Geltung und kann durch eine neue Auffassung der Dekoration kaum aus der Bahn gedrängt werden. — Wir sehen hierbei ganz von dem aus Paris importirten Ausstellungsstile ab, der an seinem Platze nicht zu tadeln ist, aber die tollsten Sprünge der Phantasie gestattet, und deswegen ohne Nachwirkung auf den Monumentalbau bleibt.

Die in Jahrhunderten erfolgte Ausbildung gewisser Raumtypen, die übrigens keineswegs so zahlreich sind, als man vielleicht vermuthen könnte, sondern sich in wenige Hauptklassen einordnen lassen, eben weil die grenzenlos schweifende Phantasie durch die konstruktiven Bedingungen in enge Schranken gebannt wird, begründet zugleich die niemals abzuschüttelnde Macht der Ueberlieferung. Giebt es nicht vergangene Kunstepochen, deren großartige Leistungen noch heute unübertroffen sind? Ist es denn überhaupt so leicht, das beste Alte zu übertreffen, das sich oft bis an die Grenzen des dem Menschengeiste Erreichbaren hinbewegt? Weshalb sollte sich die

Digitized by Google

Architektur jemals dieses Schatzes entäußern, selbst, wenn es überhaupt möglich wäre; bildet derselbe nicht den allzeit befruchtenden Boden, aus dem bewußt oder unbewußt die Schöpfungen der der Jetztzeit emporsprießen? Und, wir fragen weiter, was soll nun der Ansturm „der Moderne", der sich wesentlich doch nur auf eine Umformung des Ornaments richtet, auf diesem eigentlich architektonischen Gebiete leisten? Unzweifelhaft ergeben sich aus dieser Betrachtung engere Grenzen für die neue Richtung, als die Vorkämpfer derselben zugestehen wollen. Keineswegs soll die Wichtigkeit der architektonischen Dekoration unterschätzt werden, denn sie ist kein äußerlich Anhängendes, keine beliebige Luxuszuthat, vielmehr geht sie aus den inneren Bildungsgesetzen der Einzeltheile und Gliederungen hervor, und verbindet sich mit diesen zu einem harmonischen Ganzen. Aber an dieser Dekoration im großen Sinne hat wieder die Ornamentik nur einen kleinen Antheil; Plastik und Malerei stehen als die eigentlich sprechenden, inhaltsvollen Bestandtheile voran. Die beliebte Einfachheit ist deshalb auch nur eine Umgehung des gestellten Problems, keine Lösung desselben; ebenso wie die seinerzeit beliebte Milchkaffee-Farben nur die Unfähigkeit darthaten, volle Farbenakkorde zu schaffen.

Ein hervorragendes Beispiel des Zurücktretens des Ornaments gegen die konstruktiven Gliederungen bieten die griechischen Bauwerke. So selbständig und frei sich ihr Organismus entwickelt, so tritt doch eine selbständige Ornamenterfindung nur im engen Anschlusse an die altorientalischen Lotos- und Palmettenmuster, sowie an die flache Sternblume derselben Kunst hervor; selbst ein neu hervortretendes, gefiedertes, gezacktes und in Gruppen getheiltes Blatt, offenbar heimischen Pflanzen, in den meisten Fällen dem Akanthus nachgebildet, ist vielleicht ursprünglich aus der Palmette hervorgegangen. Die naturalistischen Bestandtheile der Pflanzenornamentik, welche die mykenisch-achäische Epoche in den Kreis ihrer Bildungen aufgenommen hatte, verschwinden in der klassischen Zeit oder setzen sich bescheidener Weise höchstens noch in der Vasenmalerei fort. Die Römer erschöpfen sich in äußerst naturalistischen Pflanzenbildungen, verlassen jedoch in der Monumentalarchitektur selten den griechischen Kreis; die altchristliche, die byzantinische und romanische Kunstperiode geben nur konventionelle Wiederholungen des antiken Blattwerks. Erst in der arabischen und noch mehr in der gothischen Baukunst kommen neue naturalistische und zugleich der heimischen Flora entnommene Pflanzenformen

Digitized by Google

mit Macht zur Geltung, freilich um später wieder die Stilisirung vorwalten zu lassen. Die Renaissance erscheint zunächst auch auf diesem Spezialgebiete an die antik-römischen Muster gebunden, und bevorzugt besonders die Akanthusranke an den Bauwerken, aber in der Kleinkunst derselben Epoche zeigt sich wieder ein lebensvoller Naturalismus; denn fast jeder Meister gebraucht sein eigenes individuell gebildetes Blattwerk. Endlich machen Rokoko und der Stil Louis XVI. einen verschwenderischen Gebrauch von heimischen Blatt- und Blüthenformen, ohne die aus der Antike entlehnten Typen auszuschließen.

Aus dem oben Gesagten läßt sich leicht ein Schluß auf den möglichen Einfluß machen, den die neue dekorative Richtung auf den Gang der Architektur ausüben wird; derselbe wird sich in ziemlich engen Grenzen halten. Allerdings hing es mit dem Wiedermachen der alten Stile zusammen, wenn die modernen Architekten mehr als gut war die Herrschaft über die mit dem Bau zusammenhängenden dekorativen Formen verloren, indem die Mitarbeiter: Stuckateure, Ornamentbildhauer in Stein und Holz, Tischler, Schlosser u. A. nun ihren eigenen Weg nahmen. Bis auf einen gewissen Grad hatte diese Selbständigkeit des Kunsthandwerks sogar sein Gutes, da dasselbe veranlaßt wurde, sich auf seine Bedeutung zu besinnen. Zwar mögen die Zeiten vorbei sein, in denen der Architekt im Stande war, einen großen Bau soweit in den Händen zu behalten, daß er Zeit und Gelegenheit fand, alle Einzelheiten bis zum Schlüssel und Schlüsselblech nach seinen Entwürfen fertigen zu lassen, wie dies noch von Joh. Balthasar Neumann, dem großen Würzburger Barockmeister, bezeugt wird, aber die neue Richtung fordert doch von dem Architekten wieder eine intimere Beschäftigung mit seinem Werke und einen ziemlich weitgehenden Einfluß auf seine Mitarbeiter. Es ist deswegen doch kein Grund vorhanden, die moderne Theilung der Arbeit und den hieraus hervorgehenden Reichthum an Motiven zu beklagen, wenn es nur der Architekt versteht, die Harmonie der Theile aufrecht zu erhalten.

Ebenfalls aus dem Obigen folgt, daß das aus dem Bauernhause hervorgewachsene einfache Landhaus und das städtische Einzelfamilienhaus die geeigneten Punkte bilden, um die neue Richtung wenigstens in der Negative, in der Vermeidung des hergebrachten historisch-stilistischen Formenapparates, zu bethätigen. Das Bauernhaus hat sich in allen Epochen so ziemlich unverändert erhalten und ist von den wechselnden stilistischen Einflüssen ziemlich frei geblieben.

Digitized by Google

Seine Schönheit ist wesentlich malerisch und durch die Gruppirung der Massen bedingt; der Bau hat einen entschiedenen Bezug zur umgebenden Natur, erst mit Wiese, Bäumen und womöglich Wasser zusammen findet derselbe seine Vollendung. Die Diele, der Hauptraum des Hauses, besitzt eine unverwüstliche Poesie und giebt wieder Gelegenheit zu malerischer Ausgestaltung, die sonst in keinem andern Wohnraume möglich ist. Namentlich die schon oben hervorgehobene Verbindung mit einer oberen Galerie, zu welcher eine freiliegende Treppe emporführt, das große Fenster und Anderes können nur in der Diele ihren Platz finden.

Wenden wir uns nun noch einmal dem Inhalte des „Studio" zu, so finden wir auch in England die neue Richtung fast nur durch das Landhaus vertreten, soweit sich dasselbe an das Bauernhaus anlehnt. Die Cottage in Harpenden von Ernest Georg und Peto zeigt in diesem Sinne den gemischten Stein- und Holzbau und verzichtet auf jede Fassaden-Ornamentik. Die Cottages zu Leith von denselben Architekten sind einzig durch erkerartige Ausbauten und Giebel ausgezeichnet; der Oberstock besteht aus Fachwerk und ist theilweise beschiefert. Englische Gewohnheiten entsprechend, sind die Erker nicht ausgekragt, sondern beginnen von unten an. Ein Kurhaus und eine Lesehalle daselbst, wieder von denselben Künstlern, zeigen einfache, durch Gruppirung malerische Formen, letztere wieder mit Beschieferung des Obergeschosses, ähnlich wie die deutschen Fachwerkshäuser im Bergischen. Arbeiterhäuser besserer Art, in Bolton Road, Port Sunlight, von O. Owen, in zweigeschossiger Anlage, erscheinen vollständig als Bauernhäuser. Mehrere Cottages zu Port Sunlight, von demselben Architekten, in geschlossenem Reihenbau, zeigen die englische Eigenthümlichkeit der Wiederholung eines einzigen Modells. Uebrigens ist das einzelne Haus mit dem auf Konsolen vorgekragten oberen Fachwerksgeschoß und dem Giebel mit verzierten Windbrettern nicht ohne Reiz. Die Arbeiterhäuser zu Croswell von Brewill und Bailey, zweistöckig mit Giebel, wiederholen wie die vorigen dasselbe Modell in geschlossenem Reihenbau. Die Arngash-Bibliothek in Glenfarg von Alex. N. Paterson in Glasgow hat den Charakter eines Landhauses in mäßig ausgebildeten Stilformen der Frührenaissance. Das eingeschossige Gebäude ist durch Erkerausbauten malerisch belebt. — Es fehlt auch nicht an einzelnen Versuchen zur Gestaltung öffentlicher Gebäude in neuer Richtung, jedoch ist beispielsweise der im „Studio" mitgetheilte Fassadenentwurf zur Whitechapel-Gemäldegalerie in London

Digitized by Google

von C. Harrison mehr sonderbar als schön. Die Fassade ist polychrom durchgebildet, die Hauptwirkung beruht auf großen, undurchbrochenen Mauermassen, zu denen sich ein zweckmäßiges Innere kaum denken läßt. Man sieht schon aus den vorigen, wenigen Beispielen, daß Neues von Bedeutung auf dem Gebiete der Architektur noch nicht vorhanden ist, und daß die englischen Leistungen den deutschen keineswegs voranstehen. — Der schon weiter oben erwähnte Architekt Hankar hat sein eigenes Wohnhaus in Brüssel in romanisirenden Formen, in gemischter Ziegel-Hausteinbauweise, aber doch im Ganzen im modernen Sinne erbaut. Ein Erker, welcher mit einer Altane abschließt, ist von schmiedeeisernen Stützen überragt, welche den Dachvorsprung tragen. Eine Ladeneinrichtung in Brüssel von demselben Architekten erinnert in der Linienführung an Japanisches. Das Naturhistorische Museum im Jardin des Plantes zu Paris von Dutert, in antikisirenden Stilformen ausgeführt, erhält eine Belebung im modernen Sinne durch Thierskulpturen von Frémet u. A., welche auch zur Bildung der Gliederungen verwendet sind; so bilden Löwenbüsten die Kapitelle der Pfeiler, in den Friesen erscheinen Muscheln und die Eisengitter sind mit naturalistischem Pflanzenwerk verziert.

In Deutschland sind eine Anzahl hervorragender Architekturwerke vorhanden, welche dem letzten Jahrzehnt entstammen: Kirchen, Denkmäler, öffentliche und Privatgebäude, aber sie kommen an dieser Stelle nicht weiter in Betracht, da sie keineswegs der neuen Richtung huldigen, sondern einem ruhigen Fortschritt in der Ausbildung der Typen für die verschiedenen Gebäudeklassen. Doch bildet das bloße Vorhandensein dieser Werke eine scharfe Kritik gegen die Ausdehnung, welche die neue Richtung über ihren eigentlichen Bereich, das Kunstgewerbe, hinaus beanspruchen möchte. Auch dürften die fraglichen Bauwerke wenig anders aussehen, wenn sich an ihnen die japanisch abgeleitete Ornamentik, statt der stilgerecht erfundenen, hätte zeigen wollen. — Das Waarenhaus Wertheim in Berlin von Alfr. Messel könnte beispielsweise für Deutschland als Ausdruck der neuen Richtung für die betreffende Gebäudeklasse gelten, obgleich der Grundriß dem der älteren Pariser Magazine ähnlich ist, und auch für die Verwendung gothischer Formen an Kaufhäusern und Magazinen englische und amerikanische Muster vorhanden sind. Neu an der Wertheimschen Fassade ist das entschiedene Vorwiegen der Vertikaltheilung, welche das Gebäude als ein Ganzes erscheinen läßt. Unzweifelhaft wäre eine Horizontaltheilung der Fassade nach Stock-

Digitized by Google

werken künstlerisch ebenso berechtigt gewesen, indeß kann man zugeben, daß die zweckliche Bestimmung des Hauses für ein einziges Geschäft durch das Unterdrücken derselben klarer ausgesprochen ist. Die zwanglose Benutzung der Formen mehrerer historischer Stilarten giebt der Erfindung eine gewisse Frische, und unbedingt lobenswerth ist die Durchbildung der einzelnen Theile mit künstlerischen Mitteln. Die Bauten von Karl Hocheder in München, ein Meßner- und Chorregentenhaus und der zugehörige Pfarrhof in Giesing, sind nicht in der Weise neu, wie das oben erwähnte Waarenhaus, denn sie zeigen ausschließlich Formen des süddeutschen Barocks, aber sie sind frei von aller Schablonenhaftigkeit und deshalb selbst als einfache Putzbauten bemerkenswerth. Selbstverständlich können diese Bauten nicht den Anspruch erheben, einen Stil für die Folge festzunageln, wie denn überhaupt die Herrschaft einer einzigen historischen Stilnüance für unsere Zeit ausgeschlossen erscheint; es muß genügen, wenn im einzelnen Falle eine typische Form für eine besondere Gebäudeklasse gefunden wird, wie dies hier der Fall ist. Ein Feuerhaus, ein Turbinenhaus und ein Schulhaus in München, von demselben Architekten, zeigen ebenfalls Putzbau in einfachen Barockformen.

Den weitgreifendsten Einfluß auf die Raumgestaltung der modernen Architektur auszuüben, könnte wohl das Eisen in seiner Anwendung auf die Deckenbildung berufen sein. In der That kann man seit dem Anfang unseres Jahrhunderts die hohe Bedeutung der Eisenkonstruktionen für den Hoch- und Ingenieur-Bau bemerken, zugleich die stetig fortschreitende Entwicklung der durch Eisen möglich gewordenen Konstruktionen; wenn es auch meist Nützlichkeitsbauten sind, bei denen das neue Material in umfangreicherer Weise zur Geltung gekommen ist. — Die Unbeschränktheit in der Annahme von Raumgrößen, die Durchführung eines ausgesprochenen Pfeilerbaues, die freie Wahl jeder Deckenform mit beliebiger Anlage der Lichtöffnungen, die starke Verminderung der Mauerdicken, alles dies sind Vortheile, welche mit der Verwendung des Eisens Hand in Hand gehen. Durch Eisenträgersysteme ist es möglich geworden, Räume in einer Weite zu überspannen, an die bei Anwendung von Steingewölben nicht zu denken war; die Widerlager werden auf das geringste Maß zurückgebracht, und hierdurch eine tiefgreifende Aenderung der Innenarchitektur bewirkt. Das Eisen wird zwar stets nur das statische Gerippe bilden, den Rahmen, während die Füllungen aus anderem Material hergestellt werden. Zu den Stützen wird immer häufiger das Gußeisen in Anwendung kommen.

Digitized by Google

Beispiele großer Eisenkonstruktionen im Hochbau geben die Bahnhofshallen, die Markthallen, die Ausstellungsräume. Eine andere Verwendung des Eisens geht aus seiner Verbindung als Flacheisen und Eisengeflecht mit Stein und Zementmörtel hervor. In dieser Konstruktion erscheint das Eisen nur als Hilfsmaterial. Einen Versuch, das Eisen als Kunstform zu zeigen, bietet der Trokaderopalast in Paris von Davioud und Bourdais. Hier zeigt die Decke der halbkreisförmig um den großen Konzertsaal geführten Halle die unverhüllte Eisenkonstruktion, indem einfach sichtbare Eisenbalken radial von der Wand zu den Pfeilern gelegt sind. Reicher noch ist eine ebensolche sichtbare Eisenbalkenkonstruktion in den beiden den Mittelbau begrenzenden Haupteingangshallen ausgeführt. Hier gliedern große, sich über je vier Eisensäulenpaaren kreuzende Kastenträger die reichen Kassettendecken, und sind ihrerseits ohne Ummantelung nur durch seitliche, regelmäßig gesetzte Nietstreifen und eine füllungsartige Verzierung des Untersichtsblechs belebt. Das Haus Tassel, rue de Turin in Brüssel, ein an beiden Seiten eingebautes Einzelfamilienhaus, sogenanntes Dreifensterhaus, ausgeführt von Victor Horta, zeigt an der Sandsteinfassade einen breiten, flachrund vorspringenden Erker, der im zweiten Stock mit einer Brüstung und Altane abschließt. Der Erker wird im Entresol durch steinerne Rundpfeiler getheilt, im Hauptgeschoß durch schmale eiserne Stützen; auch die breiten, laubenartigen Oeffnungen im zweiten Stock über dem Erker sind durch Eisensäulen getheilt und mit einem außen sichtbar bleibenden Eisenträger überdeckt. Die Einzelformen der Fassade sind mit Freiheit von der Gothik oder der Antike abgeleitet. Indeß wäre es in diesem Falle immer noch die Frage, ob die Anwendung des sichtbaren Eisens mehr als eine Laune ist, da dasselbe hier weiter keine statische Funktion erfüllt, als die auch allenfalls von Steinmaterial ausgeübt werden könnte. Das Innere des Hauses zeigt denselben Charakter wie die Fassade: alte Stilformen in moderner Auffassung. Zugleich ist das gesammte Mobiliar, die Beleuchtungsgegenstände und Teppiche von Horta entworfen.

Hiermit wäre mein etwas kaleidoskopischer Bericht zu Ende, aber ich möchte mit dem Rektor in Reuters „Stromtid“ fragen: wer weiß das Ende?

Digitized by Google

General von Göben.

Von

Emil Daniels.

(Schluß).

Nach dem Friedensschlusse beabsichtigte König Wilhelm, Göben ein Armeekorps zu verleihen, nahm jedoch aus unbekannten Gründen davon wieder Abstand, und gab dem General nur das Eichenlaub zum Pour le mérite. Das war freilich auch eine ganz außerordentliche Auszeichnung, denn sie bedeutete, daß der Träger des Ordens sich die Dekoration zweimal erworben hatte. Göben begab sich, um seinen Dank abzustatten, nach Berlin: „Da kommt eben eine Botschaft vom Konprinzen, daß er mich morgen zu sprechen wünscht, nachdem der König mich gesehen. Allerhand Teufeleien mit der Uniform sind zu besorgen; das große oldenburgische Ordensband und dergleichen Geschichten. Ein geplagter Mensch, der Gott danken wird, wenn er wieder bei seiner lieben Lütt ist!" König und Konprinz empfingen den tapferen Degen, dem das Haus Brandenburg soviel verdankte, mit aufrichtiger Freundschaft und Hochachtung: „Der König so frisch und wohl wie seit Jahren nicht und so herzlich und gut wie immer . . . . . Was wir wohl nicht gedacht hätten: jetzt stellt sich heraus, daß der Kronprinz mich zu seinem Chef des Stabes verlangt hatte, während ich bisher gerade das Umgekehrte annahm. Blumenthal erzählte mir, daß er, als er sich beim Konprinzen gemeldet, ihm gesagt, er setze voraus, daß Seine Königliche Hoheit ihn zu sich berufen, daß ihm . . aber der Konprinz geantwortet, er wolle ihm nicht verhehlen, daß er gewünscht habe, mich zu bekommen, und daß er um mich gebeten

Digitized by Google

habe; er hege aber trotzdem das Vertrauen u. s. w. . . . . Ich hoffe morgen Abend . . abzureisen, übermorgen Abend gegen 9 Uhr bei Dir zu sein. Adieu! mein lieb, lieb Lütt. Nun komme ich wieder als Lieutenant im Leibregiment zu Dir, oder allenfalls als Hauptmann im 16. Regiment!"

Göbens Aeußerung, daß er nach dem Kriege regelmäßig krank werde, hatte sich auch im Jahre 1866 wieder bestätigt. Er erlitt einen Choleraanfall und behielt nach dessen Ueberwindung einen hartnäckigen Husten übrig. Zugleich begann auch Frau von Göben zu kränkeln. Die Aufregungen der beiden Kriege und die aufreibende Pflege, der sie sich am Bette des leidenden Gatten unterzog, gingen über die Kräfte der zarten Frau. Da griff König Wilhelm ein und schickte mit Hilfe der Königlichen Privatschatulle, deren geheimen heilkräftigen Zauber so viele in Verlegenheit befindliche Militärpersonen erfahren haben, das Ehepaar zu seiner Erholung nach dem Süden. Sowohl Göben als auch seiner Gemahlin bekam die italienische Reise vorzüglich: „Sie war," schrieb Göben einer bekannten Dame, „ursprünglich auf vier Monate wenigstens geplant, jetzt aber werden wir sie auf drei Monate reduziren, theils aus pekuniären Rücksichten, theils — ja es ist nicht zu leugnen — weil ich trotz allem Herrlichen, was uns hier umgiebt, Sehnsucht nach Deutschland habe, nach den Menschen, nach den Dingen dort, vor Allem vielleicht nach den täglichen Nachrichten der Zeitungen. Ich verfolge mit solch lebhaftem Interesse die in Deutschland sich entwickelnden Verhältnisse, daß es mir sehr schwer wird, gerade jetzt den Mangel an vaterländischen Zeitungen zu ertragen. . . . . Erzählen will ich nicht von unserer Reise, ... was wir gesehen, es ist ja das aller Welt längst Bekannte, das wohl von fast Allen einmal Ersehnte. Italien! Das Mittelmeer! Florenz, Rom, Neapel! Und endlich die Alpen! Was sagen nicht diese Worte! Und doch, so schön das Alles ist: „Doch nach der Heimath ziehts mich hin!" Deutschland ist mir doch über Alles herrlich! . . . . . Aber herrlich ists auch hier, in Neapel mit seinem Golf, seinen Inseln, seinen lieblichen Gestaden, vom Vesuv überragt, wie in Rom inmitten der großartigen Trümmer des Alterthums und hier im lieblichen Florenz, das noch so reich ist an Schätzen der Kunst und der Wissenschaft aus seiner Glanzzeit, die ja gleichzeitig war mit deren Wiederaufblühen in Italien. Jetzt ist es Hauptstadt Italiens, aber das macht sich wenig fühlbar, da das: „Auf wie lange?" Allem aufgeprägt ist. In der That macht

Digitized by Google

sich in ganz Italien das Gefühl des Provisorischen, des Unfertigen geltend; es sind noch zu viele widerstrebende Elemente, zu viele feindliche Interessen zu überwinden, als daß nicht noch auf lange hinaus schwere Kämpfe zu bestehen, schwere Zweifel am glücklichen und dauernden Gelingen des Einheitswerkes gerechtfertigt wären. So freilich mag auch bei uns, im lieben Deutschland, Mancher denken, während ich doch da das größte Vertrauen hege, daß Gutes und Großes daraus werden wird . . . . . Neubildung eines mächtigen und freien, einheitlichen Deutschlands. . . ."

Fast noch mehr als die Rückkehr der eigenen Gesundheit erfreute den General die Heilung der geliebten Frau: „Diese Reise, . . der Süden mit allem Schönen und Neuen, was dieses herrliche Land, dieses Meer ihr boten, . . vielleicht noch mehr der Anblick der hier aufgehäuften Wunderwerke antiker und neuerer Kunst haben bei Marianne Wunder gethan. Sie ist wie von neuen Lebenskräften durchströmt, ihr Geist hat die alte Frische und Elastizität wiedergewonnen, nnd damit fühlt sie sich auch körperlich wieder kräftiger und tüchtiger und freut sich wieder des Lebens mit allem Guten und Schlimmen, welches es mit sich bringt. Das ist ein herrliches Resultat!" Die Jahre zwischen dem Krieg von 1866 und dem von 1870 waren vielleicht die glücklichsten in dem ganzen Leben unseres Helden: er befand sich in leidlicher körperlicher Verfassung, wurde weniger von Geldsorgen geplagt und genoß hohen Kriegsruhm. Die vielleicht formvollendetste seiner schönen kriegsgeschichtlichen Schriften, die Abhandlung über das Gefecht von Kissingen, entstand in den geschilderten mild sonnigen Tagen. Aber nur ein paar Jahre war ihm dieses behagliche Dasein vergönnt, dann traf ihn das schreckliche Unglück, daß seine Marianne einem abermaligen und nunmehr hoffnungslosen Siechthum verfiel. Es handelte sich um ein schweres Magengeschwür. Von Gram verzehrt, von den trübsten Ahnungen heimgesucht zog Göben gegen Frankreich ins Feld.

Er erhielt für die Dauer des Krieges den Befehl über das VIII. rheinische Armeekorps, gehörte also zur ersten Armee unter Steinmetz: „Als ich von Dir wegfuhr," schrieb er aus Saarbrücken an die Generalin, „Dein Taschentuch noch winken sah, da war ich so traurig, daß ich mich kaum beherrschen konnte . . . So sind wir denn nun bereit zu Allem, mein lieb' Weib, und Du kannst für uns ruhig sein. Wir bilden einen guten Haufen . . . Heute ist der Befehl gekommen, keine Zeitungskorrespondenten ohne

Digitized by Google

Digitized by Google

In weiteren Kreisen der Armee sah man nur den neuen Ruhm, welchen der Kommandeur des VIII. Armeekorps für die preußischen Fahnen erworben hatte, und vor welchem vorläufig alle Kritik verstummte. „. . . Boyen begleitet mich . . . hinaus, um mir zu sagen, ich sei über ihn hinweggeklettert; ich möge glauben, daß er in Bezug auf mich sich dessen geradezu gefreut habe.“ Was die gewaltigen Menschenopfer betraf, so thaten sie Niemandem weher, als gerade dem, der, seiner pflichtgemäß erwogenen Ueberzeugung folgend, sie angeordnet hatte: „Der Krieg ist ein schrecklich Ding, und eine furchtbar schwere Verantwortlichkeit lastet auf dem, der so entsetzliches Leid heraufbeschwört. Du weißt, mein Lütt, was die Leute nie glauben wollen, daß ich, so sehr ich Soldat bin, und so kräftig ich das Ding anfasse, wenn es einmal da ist, doch durch und durch Friedensmann bin.“ Diese menschenfreundlichen Gesinnungen erstreckte Göben, dessen Geist mit der Universalität der deutschen Bildung durch und durch getränkt war, auch auf die Franzosen: „Da sind wir denn in Frankreich eingerückt, und gleich geht die Noth los mit all dem Jammer, den der Krieg für die Einwohner mit sich bringt. Requisitionen von Lebensmitteln, Fourage, Holz gegen Bons erregen schon Schrecken genug, denn der Bon ist schließlich doch nur ein Stück Papier, von dem es den Leuten immer unsicher ist, ob es je in Geld verwandelt werden kann. Dazu kommt nun aber, daß die Soldaten denken, in Feindesland gut leben zu müssen, und daß sie sich, wo immer möglich, alles Eßbare anzueignen suchen. Ich habe die strengsten Befehle erlassen und alle möglichen Vorsichtsmaßregeln ergriffen, aber doch kommen immer Fälle vor, daß arme Teufel, meistens Weiber, jammernd hereinstürzen: ihnen sei Alles genommen: Speck, Hühner, Schweine, Kühe, und sie hätten nichts mehr für sich und ihre Kinder.“ Auch in diesem Punkte befand sich Göben nicht in völliger Harmonie mit Bismarck, der der Ansicht war, daß der deutsche Soldat den Anspruch habe, in Feindesland nicht nur zu leben, sondern gut zu leben, ja den zuweilen die Stimmung anwandelte, das barbarische Kriegsrecht der alten Zeiten dem modernen vorzuziehen. Das sind Unterschiede der persönlichen Eigenart, die gerade bei Männern von Geist am schärfsten ausgeprägt erscheint. Im Uebrigen ist nicht zu bezweifeln, daß Bismarcks Behandlung des feindlichen Landes, wenn er diese Angelegenheit aus eigener Machtvollkommenheit zu regeln gehabt hätte, zwar härter, als von dem Könige und den Generalen verfügt wurde, ausgefallen wäre, aber

Digitized by Google

doch immer mit den Grundsätzen der Kultur und der Religion zu vereinbaren gewesen sein würde. Gewisse Fesseln und Grenzen hätte der eiserne Kanzler auch immer respektirt.

Der Leser kennt unseren Helden schon gut genug, um zu wissen, daß seine freisinnige nationale Weitherzigkeit nicht mit sentimentaler kosmopolitischer Fremdbrüderlichkeit verwechselt werden darf. Der Kluft, die deutsches und französisches Wesen von einander trennt, war er sich deutlich bewußt, und er war eine durch und durch deutsche Natur, zum gallischen Sprunge weder geneigt noch auch nur im Geringsten fähig. Nur der gute Geschmack seines alles entbehrliche trockene Detail vermeidenden Stiles erinnert an ein Talent, das in unserem westlichen Nachbarlande weiter als bei uns verbreitet ist. In einem Schreiben, das am 12. August während des Vormarsches auf Metz abgefaßt ist, spricht sich Göben seiner Gemahlin gegenüber in Bezug auf die beiden Nationalcharaktere sehr bezeichnend aus. Vorher jedoch redet er von einer viel materielleren Sache: „Wenn Du 'mal von Erbsenwurst hörst, so denke, daß wir davon oft ausgezeichnete Suppe essen. Ist eine gelieferte Sache, welche sich außerordentlich bewährt. Mit dem „Fechten mit Verzweifelnden" ist es nicht so schlimm; der Kaiser mag vielleicht verzweifelt sein, obwohl er sehr phlegmatisch ist. Die Soldaten dagegen werden durch Niederlagen nicht sowohl verzweifelt und also mehr entschlossen, Alles daranzusetzen, als vorher, als vielmehr entmuthigt. Sie können aber überhaupt nicht gegen uns; es ist bei ihnen Alles zu leicht, zu unsolide, ich möchte sagen zu wenig edel in seinen Grundlagen gegenüber dem bei uns doch schließlich Alles treibenden Pflichtgefühl. Die Franzosen selbst haben wohl darüber gespottet, die Thoren! Bei ihnen ist's Schaum, der zerrinnt, während unsere festen Grundlagen auch in schlimmen Momenten sich bewähren. Adieu, mein Lieb!"

Um den siegreichen Ausgang der Schlacht von Mars la Tour hat Göben sich ein bedeutendes Verdienst erworben, obwohl er persönlich an dem Kampfe nicht Theil nahm. Aber er schickte auf den Kanonendonner hin, ohne Befehl dazu erhalten zu haben, die Brigade Rex über die Mosel, die die hart bedrängte Division Stülpnagel davor bewahrte, erdrückt zu werden: „Prinz Friedrich Karl sprach mir seinen Dank für die geleistete Unterstützung aus. Ich meinerseits stellte bei meinem Korps den Grundsatz auf, „ein Hundsfott, wer nicht hilft, wo er helfen kann", während vielfach gesagt wird, „kein Schritt ohne einen Befehl". Dazu sage ich meinen

Digitized by Google

untergebenen Generalen immer wieder: „selbständig handeln! Ich vertrete Alles!“ So denke ich, soll mein Korps überall Ehre einlegen, daß Jeder sich freut, wenn er mit ihm in Berührung ist. . Meine beiden braven Regimenter, das 40. und das 72., gingen von Gorze aus rechts hinauf . . . Ihre Wirkung ist ungeheuer gewesen. Sie stießen, aus dem Gehölz auf die offene Fläche, dort ein breiter Rücken, debouchirend, auf die Reserve des Feindes, die Kaiserliche Garde zusammen mit mehreren Linienregimentern . . . Und die braven Regimenter haben schließlich dem Allen gegenüber wohl tausend Schritt Terrain gewonnen. Ihre Verluste sind groß. Das 72. hat 36*) Offiziere verloren, das 40., welches schon 25 früher verloren hatte, wieder 15; beide Obersten sind gefallen . . . Und die Zahl der Mannschaft ist entsprechend. Das 72. formirt ein Bataillon in zwei Kompagnien statt in vier. Aber das ist der herrliche Trost: jener breite Rücken ist auch der Theil des Schlachtfeldes, auf dem die Franzosen am dichtesten zusammenliegen; mit wahrer Wonne durchritt ich ihn, zählte mehrere hundert todte Gardegrenadiere, Gardechasseurs, Gardeartilleristen und dabei noch Hunderte von Linienfoldaten. Dann ritt ich hinab zu den Regimentern, sagte ihnen einige Worte, erzählte, wie es da oben aussehe, und daß mich diese herrlichen Leistungen trösteten über die schmerzlichen Verluste, die sie erlitten . . . Und jetzt sage ich meinem lieben, lieben Weibchen gute Nacht.“

Bei Gravelotte fiel dem VIII. Korps die verhältnißmäßig wenig dankbare Aufgabe zu, den Feind festzuhalten, er hatte eine so starke Stellung inne, daß sich wenig mehr gegen ihn ausrichten ließ; die Entscheidung führte der Angriff der Garde bei St. Privat herbei. Immerhin war die kräftige Mitwirkung der Rheinländer eine unerläßliche Vorbedingung des Erfolges, und mit welcher ungeheuren Energie das Armeekorps sich geltend machte, bewiesen seine Verluste: 3600 Mann auf weniger als 30000, also reichlich zwölf Prozent des Bestandes. Der kommandirende General befand sich immer, wo es am heißesten herging; er erhielt für die persönlichen Gefahren, welche er an dem ebenso furchtbaren wie ruhmvollen Tage gelaufen war, das eiserne Kreuz: „Und Du bist mein herrliches, starkes und liebes Weib“, schrieb er an dem Tage nach der entsetzlichen Schlächterei; „Gott segne Dich! Wenn mal im Kampf irgend ein schwieriger Moment kommt, da denke ich immer an Dich und

*) Ein preußisches Regiment zählt ungefähr 60 Offiziere.

Digitized by Google

kräftige mich in Gedanken an mein einzig Lieb . . . Ich komme eben vom Tisch herauf und da schallt vom Bivouak der 16. Division die Musik der Retraite herüber. Zum Schluß das Gebet; und die Melodie paßte genau zu den Worten: Gott segne mein lieb Töchterlein. Ja! Du bist mein All, an Dich denke ich immer und überall, im Gefecht, wenn die Kugeln pfeifen, und wenn ich Nachts einen Augenblick erwache."

Göbens Vorgesetzter war, wie schon erwähnt, Steinmetz: „Der alte Herr ist hartnäckig bis zum tollsten Eigensinn und hat namentlich einige fixe Ideen, wie „Alles zusammenhalten", was er in ganz unzulässiger Weise übertreibt. Mit einer Natur, wie Steinmetz es war, vermochte auch Göben trotz aller Klugheit und Ruhe nicht ohne mancherlei Reibereien auszukommen. Sie gipfelten in einem heftigen persönlichen Konflikt während der Schlacht bei Gravelotte, wo Göben schließlich dem Oberbefehlshaber der 1. Armee den Rücken kehrte. Aber wie er der Klügere war, so war er sich auch der Pflichten, die ihm seine intellektuelle Ueberlegenheit auferlegte, voll bewußt; er suchte am Tage nach der Schlacht den alten Starrkopf auf und brachte es „durch festes aber zugleich herzliches Aussprechen" dahin, daß „der alte Bursche" ihm versöhnt die Hand reichte und in Zukunft seine für Göbens Selbstgefühl unerträglichen „Detail-Einmischungen" unterließ. Als Steinmetz einige Zeit nachher sein Kommando aufgeben mußte, schieden die beiden Generale als Freunde und nicht ohne Bewegung von einander.

Das VIII. Korps blieb während der ganzen Belagerung bis zum Falle von Metz vor der Festung liegen. Am Tage nach der Schlacht von Sedan schrieb Göben an seinen greisen Vater, den Veteranen von Belle-Alliance: „Ich kann es nicht lassen, Dir am heutigen Jubeltage einige Worte zuzurufen . . . . es drängt mich, Dir in diesen Freudenstunden einige Zeilen zugehen zu lassen, Dir und allen Lieben dort . . . . William*) ist zu seiner und meiner Freude am 1. tüchtig mit ins Feuer gekommen**) . . . . Wenn es Dir und der lieben Mama nur gut geht. Ich bin immer bange, daß die Aufregung dieser Zeit Euch lieben Alten schaden möge. Aber Gottlob sind alle Aufregungen doch schließlich freudige. Und die ertragen sich gewiß leichter. Eine ungeheure Zeit! Und man

*) Der Bruder Augusts, der bei Langensalza gegen die Preußen gefochten hatte, und der nun auch als Oberst und Regimentskommandeur der 1. Armee angehörte.

**) Bei einem Ausfallsgefecht.

Digitized by Google

fühlt sich doch glücklich und stolz im Bewußtsein, unserem herrlichen Volke, unserer glorreichen Armee anzugehören .... Nach diesen Schlägen kann man doch hoffen, selbst wenn in Paris die größte Wuth und selbst die Revolution zum Ausbruch käme, daß der Friede, der süße Friede in nicht zu langer Zeit hergestellt wird."

Der neue Kommandeur der 1. Armee, der Prinz Friedrich Karl, war während der ganzen Belagerung „außerordentlich nett" gegen den alten Waffengefährten von Düppel. Er forderte Göben auf, so oft er wolle, ins Hauptquartier zum Essen zu kommen, eine Einladung, von der Göben jedoch selten Gebrauch machte, denn es beunruhigte ihn, sein Korps zu verlassen. Er sagte von sich selbst, so kalten Blutes er inmitten der Gefahr wäre, so wehrlos sei er gegen Aufregung und Furcht, wenn er fern von den ihm untergebenen Truppen weile und sie in der Gefahr wisse. Als er einmal doch zum Diner beim Prinzen gegangen war, erzählte ihm der hohe Herr u. A., Zar Alexander II. habe, von dem österreichischen Botschafter zu bewaffneter Einmischung zu Gunsten des hilfesuchenden Frankreich gedrängt, erwidert: „Si j'arme, ce ne sera certainement pas contre la Prusse." „Was denn den österreichischen Ideen einen famosen Dämpfer aufgesetzt hat." Wie das in einer kühnen und selbstbewußten Armee immer leicht vorkommt, unterschätzte Göben die Zahl der Gegner, die er vor sich hatte: er glaubte, daß Bazaine 90—100000 Mann stark sei, und daß es einem großen Theil des betreffenden französischen Heeres gelungen wäre, in nördlicher Richtung zu entkommen. Er war ganz entsetzt, als sich bei der Kapitulation von Metz herausstellte, daß der französische Marschall nach Abzug der Kranken, Rekonvaleszenten, Mobilgarden und der eigentlichen Festungsbesatzung noch über 150000 Kombattanten verfügte. Während der ganzen Dauer der Einschließung erwartete er jeden Tag, die Franzosen den Versuch zum Durchbruch machen zu sehen. Er glaubte, daß ein derartiges Unternehmen besonders in südöstlicher Richtung, nach der deutschen Grenze zu, die günstigsten Chancen habe, wenigstens zu Beginn der Cernirung. Wenn er Bazaine wäre, schrieb er seiner Frau, würde er sich nicht in Metz einschließen lassen, sondern sich darauf stützen, und er verschwor sich hoch und theuer, daß er an Stelle des Marschalls herauszukommen wissen werde. Wir müssen uns hüten, auf dieses Urtheil des preußischen Generals hin den Stab über Bazaines Strategie zu brechen — es kommen für eine Kritik des französischen Feldherrn noch manche Gesichtspunkte in Betracht, die wir hier nicht erörtern

Digitized by Google

können; Göben selbst weist einmal darauf hin.*) Indessen für Göben selber ist seine an Bazaines Verhalten geübte Kritik charakteristisch. Moltke hat gesagt, der wahre Werth der deutschen Generalität von 1870 würde sich eigentlich erst haben feststellen lassen, wenn ihren Erfolgen vom Schicksal Rückschläge beschieden gewesen wären. Wir dürfen nun überzeugt sein, daß das Unglück unseres Helden Muth, Kraft und Initiative nicht gebrochen haben würde, daß er mit dem Verhängniß gerungen haben würde wie Napoleon im Jahre 1814, daß er, wie Gneisenau und Scharnhorst im Jahre 1811, „trotz Wogendrang und Wettern" dem fast sicheren Verderben erhobenen Hauptes und gesammelten Geistes entgegengegangen wäre. Darum vermochte er, der objektive und weltbürgerliche Geist, auch den regel- und hoffnungslosen Widerstand nicht zu tadeln, den die französische Nation nach der Vernichtung und Mattsetzung ihrer regelmäßigen Streitkräfte dem eingedrungenen Landesfeind entgegensetzte: „Denke, es wäre anders gekommen; denke, die Franzosen marschirten nach gewonnenen Schlachten auf Berlin; könntest Du mich noch lieb haben? aber nein! das thätest Du doch! aber wäre es meiner und Deiner würdig, wenn ich da nicht sagte: „Kampf, auch hoffnungsloser Kampf bis zum Untergang? Jedes Mittel ist gut gegen den Feind des Vaterlandes! Ja! mein lieb' Weib und mein Freund, so würdest Du und so würden wir sagen, und darum kann ich das nicht tadeln am Feinde. Aber ich wünschte, sie thäten es in edlerer Weise, und ich hoffe, wir Preußen (ich sage wohlbedacht Preußen) wir würden in anderer Art, in echt preußischer Art solchen Todeskampf kämpfen."

Indem er mit der Möglichkeit des Erwachens ähnlicher Gesinnungen bei dem eingeschlossenen Gegner rechnete, bewachte Göben mit Argusaugen das ihm zur Beobachtung anvertraute Fort Queuleu, heute Fort Göben genannt. „Es machte sich, als ich oben den Höhenzug erstiegen hatte, ... gerade das Vergnügen, tüchtig zu schießen. Es ist augenscheinlich aber nichts als ein Vergnügen, denn solch ein Fort beginnt ohne jeden äußeren Grund plötzlich zu kanoniren, schießt eine halbe, eine ganze Stunde lang und hört ebenso ohne irgend ein erkennbares Motiv wieder auf. Es ist beobachtet, daß oft das Feuer beginnt, nachdem eine Gesellschaft Damen durch unsere Fernrohre auf dem Walle des betreffenden Forts gesehen ist." Je weniger leicht er die vor Metz noch zu

*) II, 333.

Digitized by Google

thuende Arbeit nahm, desto höher ehrt es seinen heitern und stolzen Heldensinn, daß er unaufgefordert an Moltke schrieb, man möge 1—2 Korps von der ersten Armee wegnehmen und sie zur rechtzeitigen Niederschlagung der jenseits der Loire vor sich gehenden levée en masse verwenden. Er rechnete Bazaine gegenüber auf die immer sorgfältiger ausgeführten Befestigungslinien, vermittelst deren die Belagerungsarmee sich gegen einen Ausfall deckte, und noch mehr auf die bessere Beschaffenheit der deutschen Truppen. Freilich, was die Bewaffnung der Infanterie betraf, so waren die Franzosen im Vortheil: „Ihr Chassepot ist entschieden eine Verbesserung des Zündnadelgewehrs .... Unsere Jäger haben .. genommene ... Chassepots auf den Vorposten und haben sich recht gut damit eingeschossen ..... die auf 1000 und 1200 Schritte heranfliegende Kugel ruft die höchste Ueberraschung hervor, da wir nicht gut über 800 und die Jäger allenfalls mal bis 1000 schießen können." Jedoch machte das weiter tragende Gewehr nach der Ansicht Göbens wenig aus im Vergleich zu der sorgfältigen Ausbildung des preußischen Soldaten für das zerstreute Gefecht und vor allem bei der moralischen Superiorität unseres Offizierkorps über das französische: „... Prinzen und einfache Lieutenants sind Tag und Nacht und bei jedem Unwetter immer aufs beste bei der Hand. Ueberhaupt unsere Offiziere! Sie in ihrer treuen Pflichterfüllung geben uns mehr als alles Andere unsere Ueberlegenheit..... Das Lied „Was kraucht?" kenne ich, aber der Füsilier Kutschke ist eine mythische Person; beim 40. Regiment ist Niemand dieses Namens."

Vor Metz feierte Göben seine silberne Hochzeit, unter Thränen, denn er wußte, daß seine Ehe für dieses Leben ihrer Auflösung entgegenging. Natürlich ließ er sich in seinen Briefen nichts merken, sie athmen im Gegentheil eine Zuversicht, die ihn viel kostete. „Heute ist die zweite Ananas verzehrt, d. h. zur Bowle benutzt, und ich habe meines lieben Herzensweibes Wohl getrunken und wieder getrunken: unser Polterabend vor 25 Jahren! Eigentlich, die Wahrheit zu sagen, wenn ich ein Glas Wein trinke, denke ich immer: mein lieb' Lütt, aber an solchem Tage ist dann noch etwas Besonderes dabei, etwas wie Andacht und stilles Gebet..... Heute ging es mir wie neulich schon einmal; im Schreiben hörte ich plötzlich Deinen Ruf: „Lieber!" Deine liebe Stimme so natürlich und so gut, daß mir die Thränen in die Augen traten..... Nun ist der 10. da, und mit Wonne und Glück blicke ich auf

Digitized by Google

dieſes ſchöne Vierteljahrhundert zurück. Dank Dir, mein guter Engel! Und ich denke, wir wollen uns auf ein neues, ſchönes, wenn nicht Vierteljahrhundert, dazu ſind wir doch wohl zu alt, ſo doch vorläufig Jahrzehnt vorbereiten. Das ſoll ein wunderſchönes Jahrzehnt werden! . . . .

. . . Dein Brief vom 10. iſt gekommen, mit dem Gedicht und mit den Veilchen, welche noch ſchön duften. Ja der Frieden, Frieden!? Ich denke mir, daß doch ſchließlich eine Vermittelung ſeitens der neutralen Mächte ſtattfinden wird. . . . . Und ich glaube, ſei mir nicht böſe, aber Du weißt wohl, ich bin in ſolchen Dingen immer gemäßigt, vielleicht zu ſehr, daß das Schlußreſultat ſein wird, daß wir das Elſaß behalten, daß aber die Feſtung Metz nur geſchleift wird, die Stadt jedoch bei Frankreich bleibt."

Endlich kapitulirte das eingeſchloſſene Heer. Das Zartgefühl Göbens, ſeine ritterliche und dabei einfache Geſinnung, ſpiegelt ſich aufs Anmuthigſte in folgendem Schreiben: „Demnächſt marſchire ich durch Metz, wie der Prinz geſtern ſchon den Wunſch ausgeſprochen hat, (zeigen, imponiren!) . . . . ich aber — Du wirſt wohl ſagen, wie damals die Königin: „Das ſieht ihm ähnlich" — habe den General Barnekow beauftragt, mich bei der heutigen Uebergabe zu vertreten. Gilt's die Franzoſen zu kloppen, ſo bin ich mit Freuden dabei; aber die armen Kerle da als Kriegsgefangene glorieus zu empfangen, das iſt nicht meine Sache. Ich denke für den alten braven Burſchen, deſſen aktive Laufbahn mit dieſem Kriege ihren Abſchluß erreicht, bildet das dagegen „den Glanzpunkt ſeiner militäriſchen Erinnerungen." Bei einem ſo goldenen Gemüth bedarf es keiner Erklärung, warum ſich Kronprinz Friedrich Wilhelm zu dieſem General ganz beſonders hingezogen fühlte.

Nach dem Falle von Metz wurde das VIII. Korps mit dem I. oſtpreußiſchen zuſammen dem Kommandeur des zuletzt genannten Korps, Manteuffel, unterſtellt. Die Aufgabe der ſo umgeſtalteten erſten Armee beſtand darin, nach dem nordweſtlichen Frankreich zu marſchiren, nach der Normandie und Picardie, von dieſer Seite her die Belagerung von Paris zu decken, die ſich organiſirenden Milizen zu zerſtreuen und das Land zu entwaffnen. Schon zu Beginn des franzöſiſchen Feldzuges hatte Göben ſeine alte Freundſchaft mit Manteuffel, „der ganz der alte Gentleman iſt", erneuert; am Morgen der Schlacht von Mars la Tour hatten die beiden Generale auf einer Anhöhe, von welcher aus der König in Begleitung Bismarcks und Moltkes rekognoszirte, einander feierlich gelobt, zuſammenzu-

Digitized by Google

halten und sich nie im Stich zu lassen. Der Marsch von Lothringen nach der Picardie ging über Châlons s. M.: „Der Anblick dieses Uebungslagers allein erklärt die Niederlagen der französischen Armee. Sie haben dafür ein vollständig offenes, ganz unbebautes Terrain gewählt, kaum leichte Bodenschwellungen bietend, ein Terrain, wie wir es gerade zum Exerzieren wählen könnten, aber für die Manöver vollständig verwerfen, als keinerlei praktische Uebung bietend. Da haben sie sich nun jahraus, jahrein in derselben, natürlich nach dem ersten Male schon ganz stereotyp gewordenen Weise bewegt. . . . Und so ist es denn natürlich, daß, als wir das Terrain benutzten, als wir die Waldungen genommen, so ungesehen ihre Flanken angriffen, als überhaupt jetzt die Nothwendigkeit an sie herantrat, große Massen in koupirtem Terrain zu handhaben, daß da sofort Alles stockte, daß sie Zeter schrien, weil wir uns in die Wälder versteckt!*) u. s. w., daß sie überhaupt geschlagen wurden und sich nicht zu helfen wußten. Sie hatten nicht studirt, sie hatten keine praktischen Uebungen, wie konnte es da anders kommen?" Unsere Taktik wirksam anzuwenden, das verstanden Tausende von Offizieren, aber ihre unterscheidenden Merkmale mit solcher logischen Schärfe erörtern zu können — eine für Strategie und Kriegsgeschichte gleichwichtige Sache — bleibt das Vorrecht so gebildeter Geister wie Göben.

Die Heeressäulen der ersten Armee erreichten Compiègne; in dem dortigen berühmten Luftschloß Napoleons III. schlugen Manteuffel und Göben ihre Quartiere auf: „Es ist ein Treiben im Schlosse, wie es wohl noch nie gewesen sein mag. Alle Räume sind nämlich geöffnet, und den Soldaten ist erlaubt, sich das Schloß anzusehen. So durchziehen sie denn in hellen Haufen die langen Reihen der Säle und Zimmer und studiren mit Interesse Alles, was sie enthalten . . . . Ein eigenes Gefühl war es doch, als ich heute beim Essen den Teller mit dem N und der Krone darüber vor mir sah; ebenso die Gläser . . . . Habe mit Manteuffel zu Mittag gegessen. Er hat noch immer seine alte Kabinetsstellung im Sinn, ich möchte sagen in den Knochen und murrt von diesem Standpunkt aus über Manches, was jetzt geschieht, Großes wie Kleines; mag auch oft Recht haben, obgleich seine Auffassung auch wieder eine einseitige ist und den Verhältnissen, wie sie einmal gegeben sind, den politischen

*) Ueber eine ähnliche erheiternde Auffassung der preußischen Taktik von Seiten der österreichischen Infanterie im Jahre 1866 vgl. meine Besprechung des Friedjungschen Buches im diesjährigen Aprilheft der Preuß. Jahrb.

Digitized by Google

Zuständen und Erfordernissen vor Allem, wenig Rechnung trägt. Er selbst äußerte mal: ich weiß es wohl; ich bin ein Phantasiemensch, ich lebe in meiner eigenen Welt, welche oft von der Wirklichkeit sehr verschieden ist" . . . . Er ist mit dem Pferde gestürzt . . . . und hat beide Knochen des Unterschenkels gebrochen, hat aber ausgehalten und durchgesetzt, daß er, obgleich vom Pferde gehoben und am Stocke schwer gehend, die Kampagne zu Pferde mitmacht. Mir gegenüber ist er in jeder Beziehung die Rücksicht und Aufmerksamkeit, aber auch die kameradschaftliche Herzlichkeit selber . . . . . Er hat mir heute, wo wir fast drei Stunden beisammen saßen, vieles sehr Interessante erzählt aus seinem Hofleben, so auch, daß er bei dem Könige, als derselbe die Regentschaft übernommen und ihm ja bekanntlich entschieden abgeneigt gewesen, nur dadurch seine spätere feste Stellung gewonnen, daß derselbe gesehen, wie er treu an dem erkrankten Könige gehangen und selbst, als Alles sich der aufgehenden Sonne zugewendet, sich geweigert, dem Prinzen Vortrag zu halten und die geheimen Kabinetssachen zu unterbreiten, bis nach Wochen der kranke König soweit zur Besinnung gekommen, daß er den Prinzen mit der Führung der Regierung beauftragte."

Nach wie vor wachte der Kommandeur des VIII. Armeekorps mit heiligem Eifer darüber, daß die Truppen sich in ihren Ansprüchen an die Zivilbevölkerung des feindlichen Landes auf das Maß des Nothwendigen beschränkten. Mit Behagen erzählte er seiner Frau, wie er, von den Prussiens unbehelligt, „wohl 60—80 Gänse auf der Straße watscheln fand, . . . auf den Feldern . . . dicht neben einander eine große Heerde Puter, eine solche Gänse, eine solche Hühner (thatsächlich als Heerde auf dem Felde und hielt sich neben den beiden anderen doch ganz in sich vereinigt) und etwas weiter hin die Kuh- und die Schweineheerden antraf." Sein ganzer Nationalstolz wurde rege, als ihm die Einwohner von Compiègne sagten: „Lieber sechsmal preußische Truppen als einmal französische! Die Preußen achten Alles heilig, was die französischen Soldaten verhöhnen."

Vor Amiens konzentrirte sich die französische Nordarmee zum Widerstand, nachdem sie an Stelle Bourbakis einen neuen Oberbefehlshaber in der Person des gewesenen Ingenieuroberſten, nunmehrigen Generals Farre erhalten hatte: „Wird den Kohl nicht machen", schrieb Göben mit Seelenruhe der Generalin. Die Franzosen hatten vor Amiens, wie Chuquet behauptet, 25000 Mann,

Digitized by Google

wie Göben schätzte, 45000 versammelt. Die erste Armee, die durch Schlachten und Krankheiten stark dezimirt war und außerdem bedeutende Detachements vor den Festungen Mézières und La Fère stehen hatte, zählte kaum 30000 Kombattanten. Manteuffel wollte Farre erst nach der Heranziehung jener Detachements angreifen, aber er fügte sich der abweichenden Meinung Göbens, welcher vorwärts drängte und mit Recht, weil die Feinde gleichfalls beträchtliche bei Rouen und Lille postirte Truppenmassen heranzuziehen vermochten: „Manteuffel hat die Entscheidung des zu Thuenden ganz in meine Hand gegeben; es ist für mich etwas Rührendes, daß er dann so ganz zurücktritt, herzlich um meinen Rath bittet und den auch pure annimmt. Er ist kein Feldherr und ist sich dessen ganz klar bewußt." Der Vormarsch der Preußen führte zu den Gefechten von Villers-Bretonneux (am 27. November): „Schlacht von Amiens nennt sie Manteuffel!" Die Nordarmee setzte sich theils aus Linie, theils aus Miliz zusammen; die Linientruppen schlugen sich „gut und hartnäckig", während die Haltung des Volksaufgebots, wie auch Chuquet bestätigt, viel zu wünschen übrig ließ. Das Ergebniß der Kämpfe bildete die vollständige Niederlage der Franzosen, die 3000 Mann verloren, während die Preußen nur 1000 einbüßten. In der Korrespondenz mit seiner Gattin giebt Göben zu verstehen, daß der Sieg dem VIII. Korps und seiner eigenen Führung zu verdanken sei, während der Oberbefehlshaber und Kommandeur des I. Korps Fehler gemacht habe: „Nicht so ganz gut ging es beim I. Korps, welches ... sich zu weit rechts gezogen hatte und überhaupt zu lebhaft zum Angriff geschritten war und schließlich den Feind nicht zwingen konnte. Er behauptete sich hartnäckig im Gehölz bei Gentelles und ging endlich selbst mit einigen (geringen) Erfolgen wieder zum Angriff über." Die von den Rheinländern ausgetheilten Schläge hatten jedoch den Gegner so mürbe gemacht, daß er von 100000 Mann angegriffen zu sein glaubte und das stark befestigte Amiens räumte, trotzdem die erste Armee über kein Belagerungsmaterial verfügte: „Eine große Freude, um so größer, da wir uns sagten, daß wir eigentlich keine Aussicht hatten, die Stadt zu nehmen ... So geht es im Kriege; man ahnt oft garnicht, was für famose Resultate man erzielt hat." Die Deutschen zogen triumphirend in Amiens ein: „Um sechs Uhr bin ich essen gegangen mit Manteuffel, beide Stäbe zusammen. Du siehst, ich vertrage mich gut mit ihm, was ja in jeder Hinsicht förderlich, was aber wirklich auch sehr leicht ist, da er sich in Allem

Digitized by Google

und Jedem immer als, was man nennt ein durchaus anständiger Kerl, erweist."

Auch unter preußischen Generalen pflegt oft eine Eifersucht zu herrschen, welche der abgemeinen Sache gefährlich ist, und es stellt der Klugheit des hochkonservativen Junkers ein glänzendes Zeugniß aus, daß er sich von dem begabteren Untergebenen leiten ließ. Was Manteuffel fehlte, das war die Fähigkeit, intuitiv zu erkennen, wann Vorsicht und wann Kühnheit angebracht war: Erst hatte er zur Unzeit gezögert, gegen die Nordarmee vorzurücken, dann war er, während der Kanonendonner rollte, von nervöser Unruhe überwältigt, unüberlegt hitzig draufgegangen. Nach der Einnahme von Amiens ergriff ihn wieder der Kleinmuth; er zeigte sich bestrebt, seine Streitkräfte möglichst zusammenzuhalten, während Göben umgekehrt auf die Okkupirung von recht viel Terrain drang, weil sich nur so die Entwaffnung des Landes gründlich durchführen ließ: „Es ist wirklich merkwürdig, Gambetta und seine Agenten lassen Hunderttausende und Hunderttausende der besten Gewehre aus England und Amerika kommen, und wir zerschlagen ihnen unsererseits täglich Tausende dieser acquirirten Waffen, thatsächlich allein das eine Korps Tausende täglich. So wurden allein in Avinal ehegestern 700 Gewehre aller Art abgeliefert und hier in . . Buchy liegen um 2 Uhr schon auf Haufen wenigstens 120 auf der Mairie, darunter mehrere der vorzüglichsten englischen oder amerikanischen Hinterlader. Alles wird vernichtet, da wir diese Waffen nicht mitschleppen können." Der Marsch der ersten Armee ging von Amiens auf Rouen; nach Göbens Begriffen in viel zu langsamem Tempo. Um rascher vorwärts zu kommen, griff er zu einem im dänischen Kriege erprobten Mittel: Er spiegelte dem Oberbefehlshaber vor, daß er zunächst nur eine Rekognoszirung in der Richtung auf Rouen ausführen wolle, führte jedoch in Wirklichkeit sein Gros nach der genannten wichtigen Stadt. Unterwegs stieß seine Avantgarde mehrfach auf Mobilgarden, schlug indessen „dieses Gewölk schlechter Milizen", um einen napoleonischen Ausdruck anzuwenden, leicht in die Flucht: „In Buchy wurde ein Kerl eingebracht, ein Mobilgardist, war auf einem Boden im Stroh gefunden. Er war gerade im Umkleiden gefaßt worden, hatte eine braune Zivilhose, die er vorher unter seinen Uniformhosen getragen, über sie gezogen, hatte die famose weiße Zipfelmütze aufgesetzt, hatte seinen Uniformrock über dem Arm, sein Uniformképi in der Hand. So wurde er angeschleppt, und er jammerte immer: „Ich bin ein pauvre malheureux; erst vor vier

Digitized by Google

Tagen haben sie mich aus meinem Hause geschleppt; ich bin 38 Jahre alt und dachte sicher, frei zu sein; als die ersten Schüsse fielen, habe ich mich auf dem Boden versteckt." Da habe ich denn Mitleid gehabt und habe befohlen, daß er, da er ein so ungeheuer braver Kerl ist, in sein Heimathland entlassen wird, zu allgemeinem Vergnügen der Preußen."

Die beherzte Strategie Göbens bewährte sich abermals glänzend: General Briant, der mit 35 000 Mann bei Rouen stand, wurde, wie bei Chuquet zu lesen ist, vom VIII. Korps gerade da angegriffen, wo er sich am sichersten glaubt; er meinte in eine „Mausefalle" gerathen zu sein und retirirte schleunigt nach Havre. Die Rheinländer besetzten Rouen. „. . . Eine prächtige Stadt! . . . Ich ritt . . . nach dem schönen Platz vor der Mairie und ließ dort neben der Statue Napoleons I. ein Bataillon 70er und zwei Bataillone 40er mit klingendem Spiel vorbeimarschiren."

25 000 Franzosen stützten sich, wie erzählt, auf Havre, das mit starken Fortifikationen umgeben war, 60 000 unter General Faidherbe befanden sich in Artois und Französisch-Flandern, unangreifbar dank den hier so zahlreichen Festungen wie das Korps bei Havre de Grace. Die erste Armee dagegen war noch immer nicht mehr als 34 000 Mann stark und hatte davon noch Garnisonen für Amiens und Rouen abzugeben. Unter diesen Verhältnissen wies Moltke Manteuffel an, bei Beauvais eine Zentralstellung zwischen Briand und Faidherbe einzunehmen und die beiden französischen Generale auseinander zu halten, damit sie keinen Versuch zum Entsatz von Paris zu unternehmen vermöchten. Auf diesen defensiven Zweck beschränkte Moltke die Thätigkeit der ersten Armee, ein offensives Vorgehen gegen die Nordarmee widerrieth er Manteuffel, in Anbetracht seiner Schwäche. Göben war mit den bezeichneten Instruktionen umso weniger einverstanden, als Faidherbe gegen die Somme vorrückte und sogar vorübergehend Amiens in seine Gewalt brachte, ausgenommen die Zitadelle. Er schlug seinerseits vor, daß die Preußen die Offensive ergreifen und, an die Somme eilend und sie überschreitend, versuchen sollten, Faidherbe von den Festungen an der belgischen Grenze abzudrängen. Sein Rath fand bei dem Oberbefehlshaber der ersten Armee eine gute Statt: „Ich muß bei Manteuffel wirklich anerkennen, daß er immer willig auf meine Ansichten eingeht, denn das ist bei einem Oberbefehlshaber, der dann seinerseits die Verantwortung dafür trägt, immer eine seltene Sache." Es wurde also beschlossen, die erste

Digitized by Google

Armee rückwärts nach der Somme in Marsch zu setzen; die Kolonnen bewegten sich in der Richtung auf die Nordsee, gegen Dieppe. Göben, der dazu angelegt war, sich das Strategische auch in der Theorie deutlich zu vergegenwärtigen, war vollständig im Klaren darüber, daß die levée en masse der Franzosen von 1870 weit entfernt davon war, eine entschiedene und allseitige Volkserhebung zu sein, etwa wie die der Spanier von 1808. Unzweifelhaft müssen die Anstrengungen, welche die Nation auf Gambettas Antrieb machte, als rühmliche bezeichnet werden, und ihre segensreichen Nachwirkungen sind mit Händen zu greifen, denn nur daß die Franzosen nach dem schmählichen Zusammenbruch des Kaiserthums doch noch ihre Ehre gerettet haben, hat es möglich gemacht, daß sie heute wieder eine große Rolle in der Welt spielen, geistig wie politisch. Immerhin waren sie im Jahre 1870 weit entfernt davon, wie die Spanier dem „Ketzer" Napoleon I. gegenüber, Alles an Alles zu setzen und sich buchstäblich unter den Trümmern ihres Vaterlandes begraben zu lassen; dazu hatte das blühende Land viel zu viel zu verlieren. Ein wirklicher wilder Verzweiflungskampf der Besiegten würde der großentheils durch Paris paralysirten deutschen Invasionsarmee noch schwerere Aufgaben gestellt haben, als sie ohnehin zu lösen hatte: „In diesem Theile der Normandie liegen ganz wie in Westphalen die Gehöfte vereinzelt, ein jedes mit schönen Bäumen umgeben, sodaß es im Sommer sehr hübsch sein muß. Da jeder Hof mit einem tüchtigen Wall ähnlich den Steinwällen in Westfalen umgeben ist, auf und längs denen die Baumreihen stehen, so ist es sehr erfreulich, daß wir dieses Land friedlich durchziehen. Ich sehe mich manchmal um mit dem Gedanken, es wäre doch eklig, diese Gruppe anzugreifen."

Ohne Widerstand zu finden, bemächtigte das VIII. Korps sich Dieppes: „Da bin ich in Dieppe, und indem ich hinausblicke auf das Meer, und seine Wogen am Strand heraufbrausen höre, wird mir ganz weich ums Herz: Es war in Neapel, wo wir auch so von unserm Balkon auf das Meer hinsahen, und wo wir zum Strand hinübergingen, uns an den schwellenden Wellen zu freuen, wie ich es hier vorher gethan. Dort wohnten wir nicht in so glänzendem Salon, wie ich hier als feindlicher Führer, wo es aber nur heißt: „Das Beste für den Kommandirenden!" Aber im Großen und Ganzen war es ebenso, und wir waren so glücklich, ich kann nur sagen so glücklich, wie wir es nur vereinigt sein können. Morgen muß ich der Brigade, welche ich hier habe,

Digitized by Google

vierzigstes und siebzigstes, Ruhe geben, nachdem sie fünf Tage starke Märsche gemacht. Außerdem brauche ich den morgenden Tag, um Dieppe an Pferden, Schuhzeug, Zigarren und Kaffee ordentlich auszupressen . . . Wann kommen preußische Truppen 'mal wieder nach Dieppe! Aber ‚prächtig ist's hier am Meere. Jeder Füsilier ist gehoben bei dem Gedanken, daß wir bis hierher gelangt sind, und die braven Burschen stehen staunend am Strande und schauen hinaus in die grünen Wogen. Auch eine Poesie im Kriegerleben, wie es sie so oft bietet! . . . Nun bin ich wieder aufgestanden, um Dir zu sagen, eben lese ich in den „Times", welche ich hier gefunden, das Telegramm des Kaiservotums des Reichstages vor seinem Schlusse. O mein lieb' Weib! Als ich das las, da habe ich geweint, und dann bin ich aufgestanden, um es Dir zu erzählen. Und nun erzähle ich Dir noch, daß das Meer herrlich brauset. Fluthzeit jetzt! Schlaf wohl!"

Von Dieppe ging es in Gewaltmärschen weiter an die Somme: „Es ist eine wahre Freude, meine Infanterie marschiren zu sehen, immer geordnet und geschlossen, und sehr selten auch nur ein Einzelner hinterher humpelnd. Allerdings lasse ich bei so anhaltenden und starken Märschen grundsätzlich alle einmal Fußkranken auf Wagen nachführen, als das einzige Mittel, um sie rasch geheilt zu bekommen und wieder bei den Truppen zu haben. Aber das vermindert nicht das Verdienstliche, daß gar keine Nachzügler, keine sogenannten Maroden da sind, die dann nur zu leicht Marodeurs werden. . . . Es ist nicht allein Disziplin, es ist auch die prächtige Natur der Rheinländer, immer willig, immer frisch, und dabei zugleich die besten gutmüthigsten Kerle der Welt."

Faidherbe hielt an der Somme, bei Albert, Stand, sodaß die bei Amiens anlangenden Preußen nur durch den Fluß von der Nordarmee getrennt waren. Der französische Feldherr hatte aus den Festungen mindestens 50000 Mann mitgebracht, während die Erste Armee für das Feld nur 26000 Mann disponibel hatte. Angesichts dieses Unterschiedes in der Zahl gerieth Manteuffel, nachdem die Stunde zum Handeln gekommen war, abermals ins Schwanken, aber Göben rief ihm zu: „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt, und hierbei ist viel zu gewinnen!" Der kluge ostelbische Junker unterwarf sich von Neuem; er überließ sogar Göben den Oberbefehl für die Dauer der zu liefernden Schlacht und begnügte sich selber mit dem Kommando der Reserve. Als Göben die endgiltige Genehmigung seines Vorgesetzten zum Angriff erlangt hatte, war er in

Digitized by Google

eine freudige, um nicht zu sagen übermüthig lustige Stimmung versetzt: „Ich schreibe die Disposition für den Angriff zu morgen. Du siehst, der Entschluß hat gesiegt . . Zur Feier der Schlacht habe ich meine neue Schabracke und mein neues Zaumzeug herausgegeben. . Dinergeschichten, denn ich komme gerade vom Essen herauf: 1) Ein Berliner ist in Weimar, als Göthe begraben wird. Er erzählt, als er zurückkehrt von seiner Reise: „Na in Weimar sind sie komische Kerls; da haben sie einen Skribenten begraben, und sie machen einen Lärm, als ob ein preußischer Stabsoffizier gestorben wäre."

2) In Bayern ist doch gute Disziplin. Rittmeister Haferfack sagte noch gestern dem Wachtmeister: „Mit dem Eselsberger geht es nicht mehr. Der Schmierfink ging gestern Nachmittag, an einem Sonntag, wieder ganz schmutzig auf die Promenade. Zweimal rief ich ihn: „Eselsberger! Eselsberger!" aber der Kerl hörte nicht, und als ich hinlief und ihn herumdrehte, da war er es nicht einmal! Geben Sie dem Eselsberger drei Tage Arrest wegen Schmutz und wegen Bosheit." Du siehst, man ist noch guter Dinge im Feldlager! Solche Schnurren werden immer viele erzählt und von uns einfachen Troupiers herzlich belacht."

Die Franzosen hatten sich hinter der Hallue aufgestellt, einem Flüßchen, das in die Somme geht. Ihre Front hatten sie nach Süden, nach der Somme zu. Göbens Plan war nun, den rechten Flügel der Nordarmee zu umgehen und den Gegner so im Rücken zu fassen. Der deutsche Feldherr traute dem feindlichen Heere weder an Haupt noch an Gliedern die Gewandtheit und Energie zu, die dazu gehörten, um rechtzeitig die Front nach Westen herumzuwerfen. Aber Göben unterschätzte Faidherbe, einen ausgezeichneten General, der rasch die Absichten der Preußen durchschaute, und der aus seinen Truppen, trotzdem sie größtentheils aus Mobilgarden bestanden, etwas zu machen wußte. Als die erste Armee am 23. Dezember nach Ueberschreitung der Somme gegen die Hallue anrückte, fand sie die Franzosen hinter dem Flüßchen bereits aufmarschirt, „in einer formidablen Stellung." Die Deutschen nahmen die Dörfer am Fuße des Plateaus, auf dem sich Faidherbe aufgepflanzt hatte, und behaupteten sie trotz „zweier wüthender Gegenangriffe." Der Kern der französischen Position, das Plateau, war indessen schon von Natur schwer einnehmbar, und der Oberbefehlshaber der Nordarmee hatte das Terrain so vorzüglich benutzt, daß preußischerseits an eine Fortsetzung der Offensive garnicht gedacht werden durfte. Als die Nacht hereinbrach, hielt

Digitized by Google

Göben die Schlacht für verloren. Betrübt schrieb er der Generalin: „Unser Erfolg ist nur ein halber, was, wenn man sich die Wahrheit sagt, eigentlich heißt keiner. Denn der Feind steht da uns gegenüber, wie er gestern dastand, und so wirklich glänzend auch unser Kampf gewesen ist, so ist er dagegen ohne nachhaltigen Erfolg. Der Feind .... hat sehr zähe gefochten.“ Göben war so gedrückt, daß er beschloß, Manteuffels Operationsplan, der eine Art von Manöverkrieg in sich schloß, nunmehr keinen längeren Widerstand entgegenzusetzen. Aber am folgenden Tage wiederholte sich die Wandlung der Dinge, welche zu Beginn des Feldzuges gegen die Nordarmee eingetreten war. Daß die Preußen mit Selbstvertrauen draufgingen, hatte damals zu der nicht nöthigen Räumung von Amiens geführt, jetzt erlahmte angesichts der unerschütterlichen preußischen Schlachtordnung die Widerstandskraft der Vertheidiger der Hallue. Die Deutschen brachten dank den eroberten Dörfern die kalte Winter-Nacht unter Dach und Fach zu, sie kochten ab und schliefen ruhig, während die armen Sieger oben auf den Höhen, von denen aus sie auf unsere Dörfer herabblickten, bei strengem Frost ohne Feuer und ohne Nahrung bivouakiren mußten. Einen solchen Zustand der Dinge vermochten besonders die Mobilgarden, aus denen Faidherbes Armee großentheils bestand, nicht zu ertragen. Sie zwangen ihren Feldherrn, der schon Siegesdepeschen über Siegesdepeschen in die Welt gesendet hatte, am 24., gegen Heiligabend, den Rückzug anzutreten. Die Rechnung Göbens, der bei der Entwerfung seines Operationsplanes natürlich auch die minderwerthige Qualität der französischen Truppen in Betracht gezogen hatte, stimmte doch! Faidherbe retirirte drei Tagemärsche weit, bis unter die Wälle des Festungsgürtels im Nordwesten, das werthvolle Gebiet der Picardie gab er preis. Und — was noch viel schwerer wog — die Preußen hatten ihr Prestige der Unbesiegbarkeit wiederum auf Kosten der Moral der republikanischen Heere befestigt; 3000 Mann hatten diese ungeübten und deshalb großen Verlusten ausgesetzten Truppen auf dem von den Feinden behaupteten Schlachtfeld liegen lassen, während der Angreifer nur 1000 verlor. Die moralische Verfassung, in welche das schneidige Vorgehen der Preußen gegen doppelte Uebermacht das französische Volksheer versetzt hatte, spiegelt sich deutlich in folgendem Histörchen ab: „Der Jäger-Kommandeur Major von Bronikowski aß bei mir und erzählte mir: Das Bataillon hat einen zwölfjährigen Jungen bei sich, wie es viele giebt, dem eine

Digitized by Google

Jägeruniform gegeben, und der zu allem Möglichen und Unmöglichen gebraucht wird. Ein braver Junge übrigens, der im Gefecht immer bei den Schützen ist. Der kommt bei der Verfolgung am 25. mit einem großen Säbel in der Hand zum Oberstlieutenant: „Ich melde mich mit zwei Gefangenen," und er bringt 1 Offizier und 1 Mann. Der Oberstlieutenant sagt dem Offizier: „Aber wie haben Sie sich von dem Jungen können gefangen nehmen lassen?" und er antwortet sehr beschämt: „Ja! ich war ausgetreten, hatte den Säbel abgeschnallt und die Hosen abgezogen, da stürzt er herzu, zieht meinen Säbel aus der Scheide und nimmt mich gefangen!" Und als der Bengel den Offizier zurücktransportirt, begegnet er auch noch dem Soldaten und schleppt ihn richtig auch mit, seinen Säbel schwingend."

An solchen amüsanten Geschichtchen ist der Göbensche Briefwechsel überhaupt nicht arm. So schrieb der General im September, aus dem Feldlager vor Metz: „. . . . Straßburg unser! Jedesmal, wenn ich mir das heute sage, wird mir das Herz warm und weich . . . Und gestern ist auch die von uns zur Umgehung von Metz neu gebaute Eisenbahnlinie quer durch . . . Pont à Mousson eröffnet worden, sodaß auch die Verbindung mit Saarbrücken hergestellt ist. Diese letztere Linie ist mir auch deshalb interessant, weil Major B . . . . sie vor einigen Jahren rekognoszirt und entworfen hat, was er uns schon früher sehr interessant erzählte. Er hat sich da nämlich für einen französischen Zivilingenieur ausgegeben, der beauftragt sei, das Tracé der Linie zu entwerfen, und die französischen Maires und selbst die Gendarmen sind ihm eifrig behilflich gewesen, haben seine Instrumente mitbedient u. s. w."

Manteuffel beschloß, die gewonnene „Schlacht" vom 23. — „ich sage Gefecht, aber Manteuffel titulirt Alles Schlacht" — in folgender Weise auszunützen: Göben sollte mit einem großen Theil der verfügbaren Streitkräfte auf Bapaume im Artois vorgehen und von hier aus die Belagerung Péronnes decken. Das an der oberen Somme gelegene Péronne war zwar als Festung unbedeutend, indessen bildete es für die Nordarmee ein Débouché, sowohl gegen die Belagerer von Paris als auch gegen unsere Etappenstraßen. Die guten Bürger von Bapaume, deren Kehlen noch heiser waren von dem Jubel über Faidherbes Siegesdepeschen, sahen mit offenem Munde eine preußische Armee sich bei ihnen ins Quartier legen. Ein biederer Schlächtermeister sagte zu dem Kommandeur der Bonner

Digitized by Google

Königshusaren, Oberst von Loë*): „Es ist immer dieselbe Geschichte; ich lese die Telegramme, welche unsere Siege verkünden, und vier Stunden nachher rücken die Preußen ein und essen mir meinen Laden leer.“ Göben war mit den ihm ertheilten Instruktionen, die ihn an die Stellung von Bapaume fesselten, nicht ganz einverstanden. Er meinte: „Einen solchen Moment des Schreckens und der Zerstörung, wie ihn der Rückzug der Nordarmee natürlich hervorgerufen hat, muß man möglichst ausbeuten“, und wälzte „extravagante Dinge“ in seinem Gehirn. „Ich habe die Ueberzeugung, daß man hier mit frischer Kühnheit viel machen kann, was sonst unmöglich schien. Dabei ist es ein reiches Land, welches viel leisten kann, nicht blos an Lebensmitteln, sondern auch an Wagen, z. B. um das ganze Gepäck zu fahren. . . . Dann macht sich Alles leichter. Aber es ist auch eine Freude, unsere Truppen zu sehen, oder ich sollte eigentlich sagen, zu hören, wie sie nach allen diesen Strapazen . . . frisch und fröhlich singend am Schluß des Marsches einrücken. Dreimal bin ich heute ans Fenster getreten, durch wirklich prächtigen, klangvollen Gesang hingezogen, und ich sah immer auch mit Vergnügen auf die Einwohner drüben, welche mit Erstaunen diese staubbedeckten Bataillone einherziehen sahen, alle in bester Ordnung und laut und melodisch singend.“

Was Göben wollte, das war, in Gewaltmärschen auf Arras zu gehen, eine ebenso wichtige wie schwach besetzte Festung, und den genannten Waffenplatz zu überrumpeln. Vielleicht hegte er den noch verwegeneren Gedanken, die Nordarmee, die sich zwischen Arras und Douai aufgestellt hatte, auf ihrem rechten Flügel zu umgehen und ihr dann, mit dem Rücken gegen Lille und die belgische Grenze, eine Vernichtungsschlacht zu liefern. Aber mit Sicherheit läßt sich nicht feststellen, wie weit die Pläne unseres Helden gegangen sind, ebensowenig wie sich genau erkennen läßt, warum er sie aufgegeben hat. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, daß er die bezeichnete Entsagung ausschließlich aus Rücksicht auf Manteuffel hat üben müssen. Unmuthig schrieb er an seine Gattin: „Ich sitze an Manteuffels Faden fest.“ Vielleicht würde Manteuffel seinem talentvollen Unterführer nochmals freie Hand gelassen haben, wenn er nicht seinerseits an Weisungen des großen Hauptquartiers gebunden gewesen wäre. Hier besorgte man, die Zernirungsarmee vor Paris von der unteren Seine her im Rücken gefaßt zu sehen,

*) Herr von Loë ist erst vor ganz kurzer Zeit als Generaloberst der Armee aus dem aktiven Dienst geschieden.

Digitized by Google

denn in Rouen stand unter General von Bentheim nur ein schwaches Korps, während diesem gegenüber, bei Havre, große französische Truppenmassen zusammengeballt waren. Unter den geschilderten Verhältnissen war Moltke dagegen, daß Göben im Nordwesten gar zu viel wagte, die Aufgabe der ersten Armee war nicht, die Heere der Republik zu vernichten, sondern blos die Belagerung von Paris zu decken. Moltke kam sogar auf die Idee zurück, in der Zentralstellung von Beauvais eine „große Reserve", die aus Streitkräften Manteuffels gebildet war, aufzustellen: „Du siehst einen sehr vergnügten Mann vor Dir", schrieb Göben der Generalin, als Moltke auf die Formirung jener großen Reserve verzichtete. Göben blieb ohnehin schwach genug: Nach Abzug des Belagerungskorps vor Péronne zählte seine Armee nur 16 Bataillone, die mit je 1000 Bayonneten ins Feld gerückt waren, aber nach soviel Kämpfen und Strapazen durchschnittlich nur noch 600 Bayonnete unter den Fahnen hatten. Dazu kamen 27 Eskadrons. Das Ganze mochte 13 000 Kombattanten stark sein, und wurde am 2. Januar bei Bapaume von 40 000 Franzosen angegriffen, die Faidherbe zum Entsatz Péronnes heranführte. Die eigentliche Schlacht entwickelte sich jedoch erst am folgenden Tage, dem 3. Januar, nachdem Göben von Péronne her noch 2000 Mann Infanterie herangezogen hatte. Faidherbes Schlachtplan beruhte auf dem Gedanken, vermittelst der kolossalen französischen Uebermacht die Preußen nach links hin zu überflügeln. Göben hatte sein kleines Heer in zwei Treffen aufgestellt: das erste bildete die Division Kummer, 12 Bataillone und 16 Eskadrons zählend; dahinter stand das zweite, von unserem Helden in eigener Person kommandirt, 7 Bataillone und 27 Eskadrons stark. Diese Schlachtordnung hatte den Sinn, daß Streitkräfte disponibel blieben, welcher einer Umfassungs-Bewegung des Gegners entgegengeworfen werden konnten. Von ihrem wirklich bedeutenden Feldherrn begeistert und durch ihre Uebermacht mit Selbstvertrauen erfüllt, warfen sich die Franzosen mit stürmischen Elan auf die Division Kummer. Nach zähem Widerstande vermochte Generallieutenant von Kummer den furchtbaren Choc nicht länger auszuhalten und forderte in Meldungen, von denen eine immer trostloser klang als die andere, Sicherung seiner linken Flanke. Wenn jetzt nicht das zweite preußische Treffen wirksam in Aktion trat, war die Schlacht verloren. Da ist es überaus charakteristisch, wie Göben die genannte Reserve verwendete; die Art und Weise, wie er in diesem Augenblick operirte, hat den Sieg an unsere Fahne gefesselt: Von

Digitized by Google

den 7 Bataillonen, aus welchen sich das zweite Treffen zusammensetzte, sendete er nach dem linken Flügel des ersten Treffens, also dem Ort der dringenden Gefahr, nur ein Jägerbataillon und ein Bataillon vom 33. Regiment. Dagegen wurden 3 Bataillone und 8 Eskadrons in gerade entgegengesetzter Richtung dirigirt, nämlich nach dem linken Flügel des Feindes. Der Zweck dieses Manövers, dessen Ausführung dem damals 34jährigen Prinzen Albrecht oblag, war, die Franzosen glauben zu machen, daß sie ihrerseits überflügelt seien. Aber es mußte längere Zeit verfließen, ehe die Entsendung des Prinzen Albrecht sich beim Feinde geltend machen konnte, wie inzwischen die Widerstandskraft der Division Kummer stählen, ohne ihr Verstärkung zu schicken, die nicht verfügbar waren? Natürlich ohne eine Ahnung davon zu haben, folgte Göben in der geschilderten Situtation dem Beispiel eines Generals aus dem Alterthum, den Moltke für den größten General aller Zeiten erklärt hat, nämlich Hannibals. Hannibal ließ bei Cannä die römische Armee durch Hasdrubal an der Spitze der numidischen Kavallerie umgehen, auf die Flügel stellte er seine gute Infanterie, in das Zentrum die schlechtere. Während Hasdrubal die ihm aufgetragene Evolution vollzog, begab sich Hannibal an den Ort der härtesten Bedrängniß, nämlich zu den wankenden Schlachtreihen im Zentrum. Das heldenmüthige Beispiel, das der Oberbefehlshaber gab, stärkte die unzuverlässigen Truppen der karthagischen Mitte, sie nahmen sich zusammen und hielten solange Stand, bis Hasdrubal im Rücken der Römer erschien und ihnen nun eine furchtbare Diversion machte. Zu der weltgeschichtlichen Aktion von Cannä bietet die Schlacht von Bapaume in dem bezeichneten Punkte mutatis mutandis eine überraschende Analogie. Als der Adjutant Kummers den Oberbefehlshaber mit Bitten um Unterstützung bestürmte, sagte Göben: „Truppen habe ich nicht mehr zur Hand, aber ich selber werde mal hinreiten."

Inzwischen waren die „braven Jungen" Kummers aus einer Position nach der anderen vertrieben worden: „Hüet hent se uns geschwart," gestanden sich die sonst so fröhlichen Rheinländer niedergeschlagen. Da erschien Göben. Als die Regimenter ihn erblickten, drängten sie sich an der Chaussee, zu deren beiden Seiten sie postirt waren, zusammen, die Helme flogen auf die Spitzen der Bayonnete, und wie aus einem Munde erscholl der Jubelruf: „Hurrah! Nun geht es wieder vorwärts!" Von Rührung und Sorge übermannt winkte Göben den Truppen mit der Hand zu; er vermochte kein

Digitized by Google

Wort hervorzubringen. Dann folgte noch ein Ringen von „furchtbarer Schwere . . . Ich glaubte eine Stunde lang, Alles sei hin.“ Schließlich aber gingen die Berechnungen des deutschen Strategen doch ohne Rest auf; es zeigte sich, daß er seine Steine so geschoben hatte, daß der Gegner schachmatt war. Oder, um das konventionelle mathematische Bild fallen zu lassen und dem in Wirklichkeit mehr psychologischen Charakter kriegerischer Begebenheiten gerecht zu werden: Faidherbe, dem die Umgehung des kleinen deutschen Häufleins auf seiner linken Flanke nicht gelang, und der nun obendrein in der eigenen linken Flanke gefaßt wurde, verlor das Vertrauen auf die quantitative Ueberlegenheit des französischen Heeres und begann von der qualitativen Ueberlegenheit der Prussiens das Schlimmste zu befürchten. Daß die Offensive des Prinzen Albrecht nur eine Demonstration war, daß 40000 Mann sich nicht davor zu ängstigen brauchten, von drei Bataillonen überflügelt zu werden, entging den Franzosen völlig, so konsternirt waren sie über die edle Dreistigkeit der Preußen. Die Nacht brach herein und setzte dem Kampfe ein Ziel; Faidherbe benutzte ihre Schatten, um, wie er selber sagt, sein Heer zu retten; er bildete sich ein, sein Gegner habe Verstärkungen von Paris her erhalten, und ihm drohe das Schicksal Napoleons bei Sedan. In Eilmärschen suchte er den Schutz von Arras und Douai.

Ebenso wenig wie an der Hallue wußte Göben in der Nacht, welche dem Treffen von Bapaume folgte, daß er gesiegt hatte; vielmehr erwartete er wiederum, daß die Franzosen mit dem Sonnenaufgang den Angriff erneuern würden. Und viel trostloser erschien ihm dieses Mal die Lage als an der Hallue. Von den neunzehn deutschen Bataillonen hatten zwei noch nicht gefochten, da sie vom Feldherrn wohlweislich für den Nothfall aufgespart worden waren, aber die anderen siebzehn zeigten sich aufs Furchtbarste erschöpft. Göben faßte den Entschluß, keine zweite Schlacht anzunehmen, sondern für den Fall eines erneuten Vorgehens der Franzosen die Belagerung von Péronne aufzuheben und hinter die Somme zurückzugehen. Der Gedanke, daß die seiner Führung anvertrauten Truppen einen Echec erleiden sollten wie die Bayern bei Orléans, war seinem preußischen Stolze unerträglich. Er hatte schon seit der spanischen Zeit beständig an nervösen Herzbeschwerden gelitten, aber in der Nacht vom 3. auf den 4. Januar bildete sich bei ihm ein richtiges kariöses Herzleiden aus, das ihn bis zu seinem Tod nicht wieder verlassen und arg gequält hat.

Digitized by Google

Als der Morgen graute, war der Feind verschwunden; der Kommandant von Péronne gab die Hoffnung, rechtzeitig entsetzt zu werden, auf und kapitulirte. Im Besitz des Schlachtfeldes wie des strategischen Objekts, um das gekämpft worden war, stand Göben als Sieger da. Indessen scheinen die Gefahren, mit welchen die Defensive bei Bapaume verknüpft gewesen war, zu lehren, daß Moltke und Manteuffel besser gethan hätten, Göben freie Hand für die von ihm geplante Offensive zu lassen, da besonders so unvollkommenen Soldaten wie denen Gambettas gegenüber der Hieb die beste Vertheidigung war. Die von Neuem bewiesene glänzende Befähigung Göbens wurde im Großen Hauptquartier vollständig gewürdigt und neidlos anerkannt. Der General erhielt für Bapaume das Großkomthurkreuz des Königlichen Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern, und als Manteuffel abgerufen wurde, um das Kommando der gegen Bourbaki neu gebildeten Südarmee zu übernehmen, wurde Göben sein Nachfolger. Mit 54 Jahren Jahren erreichte er das Höchste, zu dem man es in seinem Berufe bringen konnte, das Kommando einer Armee: „Ich will gleich sagen, daß ich nicht denke, daß ich es behalten werde; es sind ja viele ältere und unter ihnen selbst Voigts; aber daß man gerade in diesem kritischen Moment mir das Kommando übergiebt, beweist doch, daß der König gutes Vertrauen zu mir hat, und das freut mich."

Als Oberbefehlshaber der ersten Armee gewann Göben über Faidherbe die Schlacht von St. Quentin. (Am 19. Januar.) Mit 34000 Mann schlug er 45000 Franzosen; er verlor 3000, der Gegner 15000 Mann. Statutengemäß erhielt Göben für den selbständig erfochtenen Sieg das Großkreuz des Eisernen Kreuzes, die höchste Dekoration, welche in dem Kriege von 1870 zu gewinnen war. Der Name, unter dem unser Held in der Geschichte fortlebt, ist der des Siegers von St. Quentin, als solchen hat ihn auch die Kunst verewigt. Gleichwohl will ich den Verlauf der Aktion, welche den Gipfelpunkt von Göbens Leben bildet, nicht genauer erzählen. Ich glaube, den mir zugemessenen Raum nützlicher angewendet zu haben, indem ich meinen Helden an der Hallue und bei Bapaume, inmitten von Noth und Bedrängniß, schilderte. Diese Kämpfe veranschaulichen uns besser, was wir an August von Göben besessen und verloren haben, als das Treffen von St. Quentin, bei welchem Alles verhältnißmäßig glatt ging. Nur ein Streiflicht will ich auf die

Digitized by Google

geniale Art werfen, in der der Kommandeur der ersten Armee das letzte und größte seiner Engagements angelegt und durchgeführt hat: Er rückte gegen St. Quentin, wo die Nordarmee an der oberen Somme stand, in der Weise vor, daß die eine Hälfte seines Heeres das linke, die andere das rechte Sommeufer heraufzog. Die kanalisirte Somme war nur auf den vorgefundenen festen Brücken, z. B. bei Amiens und Péronne, zu überschreiten, sodaß die preußischen Streitkräfte zersplittert und ohne vereinigungsfähig zu sein gegen Faidherbe anrückten. Göben disponirte so, weil die bezeichnete kühne Form des Anmarsches ihm Chancen verschaffte, den Feind zu umzingeln und zu vernichten. Daß seine geniale Verwegenheit großentheils ihr Ziel erreicht hat, bewiesen die gemachten 11000 unverwundeten Gefangenen. Fortes fortuna adjuvat! Als Göben es im Laufe der Aktion für nöthig fand, die auf dem linken Ufer kämpfenden Truppen um 3 Bataillone zu verstärken, fand er die Brücken bei Groß-Seraucourt unzerstört. Wie ganz anders dieser bewegliche Geist, der immer die den besonderen Umständen entsprechenden Maßregeln zu ergreifen verstand, die Angriffsschlacht von St. Quentin leitete, als die Defensivschlacht von Bapaume, zeigt folgendes Beispiel: Er, der bei Bapaume ängstlich zwei Bataillone für den kommenden Tag gespart hatte, gab bei St. Quentin in großartiger Siegesgewißheit seine letzten Reserven aus der Hand und ließ, als er dann in der linken Flanke überflügelt zu werden drohte, einfach einen Haken bilden.

Wenn Göben in einer französischen Stadt spazieren ging, hatte er immer die Taschen voll Sous, um sie unter die Leute zu vertheilen, die durch den Krieg an den Bettelstab gekommen waren. Als er vor Metz einmal ein Dorf hatte anzünden lassen, weil aus ihm auf preußische Fourageurs geschossen worden war, konnte er die Nacht nicht schlafen und war am nächsten Morgen froh, daß das Feuer nicht ordentlich angegangen war. Wenige von den Besiegten haßten ihn; wenn er die zahlreichen Beschwerdeführer, die auf seinen Promenaden an ihn herantraten, geduldig anhörte, flüsterten sich die Hunderte von Zuschauern, welche sich bei solchen Gelegenheiten um die hagere gebückte Gestalt mit der blauen Brille zu versammeln pflegten, achtungsvoll zu: C'est le fameux général savant." Niemals wollte Göben in den Häusern, wo er Quartier nahm, en famille speisen: als General hatte er manchmal Verfügungen zu erlassen, welche die Bevölkerung des feindlichen Landes hart betrafen, und es hätte ihn zu viel gekostet, drakonische Ordres angesichts bittender und weinender Frauen aufrecht zu erhalten.

Digitized by Google

Deshalb wollte er „französische Frauenzimmer“ so wenig sehen wie irgend möglich.

„Wer weiß, wie es im Jenseits ist,“ schrieb Göben nach der Beendigung des Krieges an die Generalin. „Daß ich mit Dir vereinigt bin, dessen bin ich ganz gewiß, und es wäre . . sehr gut möglich, ja, ich wünsche es selbst, daß wir dann hieher auf diese schöne liebe Erde zurückblicken können.

Jetzt gute Nacht! meine liebe, liebe Seele! ja! man sagt das wohl so hin, aber Du bist meine Seele, denn in Dir ist mein ganzes Leben hier auf Erden und in aller Ewigkeit. Das ist meine Religion, in der ich freudig lebe und freudig sterbe, die Religion der Liebe!“

Der Tag von St. Quentin war der letzte glückliche im Leben des Generals; kurz nach seiner Rückkehr aus dem Felde wurde ihm durch den Tod der Gattin „der Lebensnerv“ durchschnitten. Er überlebte seine Gemahlin noch neun Jahre, pflichtgetreu das Generalkommando des VIII. Armeekorps verwaltend. Sein dankbarer Kaiser machte ihn zum Chef des 2. Rheinischen Infanterieregiments Nr. 28 und schmückte die Brust des Helden mit dem Schwarzen Adlerorden. Die ihm bewilligte Dotation von 200000 Thalern kam zu spät, denn sie, der das Vermögen Freude bereitet hätte, war nicht mehr. Im Jahre 1880, im 63. Lebensjahre, verschied der stets kränkliche Mann. Moltke brach bei der Todesnachricht in Thränen aus; der Kronprinz reiste zum Begräbniß; nach dem Adoptivsohn und dem Bruder warf er eine Handvoll Erde auf das Grab, in dem der Sieger von St. Quentin in seinen Heldenehren schläft.

August von Göben verband mit militärischem Genie eine edle geistige Bildung und ein verfeinertes und doch einfaches Gemüthsleben; sein Name gehört nicht allein der preußischen Kriegs- sondern auch der deutschen Kulturgeschichte an; auf den verschiedensten Gebieten menschlicher Bethätigung gereichte er der Nation zur Ehre!

Digitized by Google

Sozialdemokratie und Gewerkschaftsbewegung.

Von

Max Lorenz.

Seit der Oeynhausener Kaiserrede hat der „Vorwärts“ eine ständige Rubrik unter dem Titel „Kampf um das Koalitionsrecht“ eingerichtet, in der er eine Menge „Material“ gegen die geplante Maßregel zusammenträgt. Es ist begreiflich, daß die Sozialdemokratie auch in diesem Falle wieder vorgiebt, der einzige Hort der deutschen Arbeiterschaft, die einzige Freundin und uneigennützige Förderin der Gewerkschaftsbewegung zu sein, die auch jetzt, bei drohender Noth, ihr treu zur Seite bleibt.

In den folgenden Zeilen will ich den Beweis führen, daß in Wahrheit die Gewerkschaftsbewegung von der sozialdemokratischen Partei bisher stets gemißhandelt ist, daß diese Partei weit davon entfernt gewesen ist, eine Gewerkschaftsbewegung mit den ihr eigentlichen Zielen und Zwecken auch nur als möglich und nützlich anzuerkennen.

Ziel und Zweck der Gewerkschaftsbewegung liegt bekanntlich in der Erringung besserer Arbeitsbedingungen innerhalb der bestehenden Gesellschafts- und Wirthschaftsordnung. Um dieses Ziel zu erreichen, muß oft, gegenüber einem unwilligen Unternehmerthum, zum Kampfmittel des Streiks gegriffen werden. Selbstverständliche Voraussetzung der Existenz der Gewerkschaften und des von ihnen in Hoffnung auf den Sieg ergriffenen Kampfesmittels ist die materielle Möglichkeit, bessere Arbeitsbedingungen von den Unternehmern erzwingen zu können. Wenn die „Kapitalisten“ nichts haben, können sie natürlich, auch auf den gewaltigsten Druck hin, nichts geben.

Digitized by Google

Entgegen solchem Sinn der Gewerkschaftsbewegung schreibt nun der zur Zeit anerkannteste Theoretiker der deutschen Sozialdemokratie, Karl Kautsky, in seinem Buch: „Das Erfurter Programm in seinem grundsätzlichen Theil erläutert," Seite 241:*)

„Die Hebung der Arbeiterklasse, die der Klassenkampf bewirkt, ist weniger eine ökonomische als eine moralische. Die wirthschaftlichen Verhältnisse der Proletarier im Ganzen und Großen verbessern sich in Folge des Klassenkampfes und seiner Errungenschaften nur wenig und langsam — wenn sie sich überhaupt verbessern. Aber die Selbstachtung der Proletarier steigt und die Achtung, welche die anderen Klassen der Gesellschaft ihnen zollen; sie fangen an, sich den Höhergestellten ebenbürtig zu fühlen und deren Schicksal mit dem ihren zu vergleichen. — — — Diese moralische Hebung des Proletariats ist gleichbedeutend mit dem Erwachen und steten Wachsthum seiner „Begehrlichkeit". Viel rascher wächst dieselbe als die mit der heutigen Ausbeutungsweise verträglichen Verbesserungen seiner wirthschaftlichen Lage zunehmen können. Alle diese Verbesserungen, von denen Manche hoffen, Andere wieder fürchten (!), sie werden die Arbeiter zufrieden machen, müssen zurückbleiben hinter den Ansprüchen der Arbeiter, welche die naturnothwendige Folge ihrer moralischen Erhebung sind. Die Folge des Klassenkampfes kann daher stets nur eine Zunahme der Unzufriedenheit des Proletariats mit seinem Loose sein. . . Und somit erscheint schließlich der Klassenkampf als zwecklos und fruchtlos, wenn er über die bestehende Produktionsweise nicht hinausstrebt. Je höher er den Proletarier hebt, desto ferner sieht dieser sich von dem Ziel seines Strebens, einem zufriedenen seinen Anschauungen von Menschenwürde entsprechenden Dasein. . . . Solange demnach der Klassenkampf des Proletariats im Gegensatz stand zum Sozialismus, solange er nichts weiter bezweckte, als durch Konzessionen im Rahmen der gegenwärtigen Gesellschaft dem Proletariat eine befriedigende Stellung zu erobern, war es unmöglich, daß er sein Ziel erreichte. Er glich einer Schraube ohne Ende. Ganz anders, seitdem die sozialistische Bewegung mit der Arbeiterbewegung verschmolzen worden: jetzt hat diese ein Ziel, dem sie sich zusehends nähert, jetzt werden alle Seiten dieses Kampfes bedeutsam, auch diejenigen, die nicht unmittelbar praktische Folgen nach sich ziehen, wenn

*) Stuttgart bei J. H. W. Dietz.

Digitized by Google

sie nur das Selbstbewußtsein und Ansehen des Proletariats, seinen genossenschaftlichen Zusammenhalt und seine Disziplin fördern. Jetzt wird auch manche anscheinend verlorene Schlacht zu einem Sieg, jetzt bedeutet auch jeder verlorene Streik, jeder abgelehnte Gesetzentwurf, der den Interessen des Proletariats hätte dienen sollen, einen Schritt vorwärts zum Ziel der Erringung eines menschenwürdigen Daseins."

Wir „bürgerlichen" Gewerkschaftsfremde freuen uns, wenn es in oft opfervollen gewerkschaftlichen Kämpfen wenigstens einzelnen Arbeiterkategorien geglückt ist, sich zu höherer Lebenshaltung durchzuringen. Kautsky hat für solche „Aristokraten" unter der Arbeiterschaft nur Haß und Verachtung. Auf Seite 212 seiner erwähnten Schrift schreibt er:

Mitunter sind es blos einzelne Gewerbe, deren organisierte Mitglieder sich als „Aristokraten" der Arbeit vom „Pöbel" absondern und auf dessen Schultern höher zu steigen suchen. . . . Wo die Gewerkschaftsbewegung zu einer Pflege einseitigen Kastengeistes und zu aristokratischer Abschließung der besser gestellten Arbeiter führt, da trägt sie nicht nur nichts zur Hebung des gesammten Proletariats als Klasse bei, sie ist sogar im Stande, dieselbe zu hemmen und zu verzögern."

Vielleicht aber ist es nur der abstrakte Theoretiker, der den Sinn der Gewerkschaftsbewegung so verkehrt?

Die der praktischen Politik gewidmeten Organe der sozialdemokratischen Partei haben keiner anderen Meinung Ausdruck gegeben. Dafür giebt es keinen Beweis von größerer Schlag- und Leuchtkraft, als das Verhalten des sozialdemokratischen Zentralorgans nach dem großen Hamburger Streik. In zwei Leitartikeln, vom 7. und 9. Februar 1897, erklärte der „Vorwärts" triumphierend, daß die Streikenden zwar geschlagen seien, die Sozialdemokratie aber einen großen Sieg erfochten habe.

„Es giebt Niederlagen, die für die Unterliegenden mehr werth sind, als ein Sieg. Eine solche Niederlage war die Pariser Kommune, die trotz des Untergangs ihrer Kämpfer ihren Zweck erfüllte: die Rettung der Republik, und für die Arbeiter aller Länder ein leuchtendes Beispiel ward, eine Quelle der Begeisterung und Kraft, der Ausgangspunkt einer neuen, stärkeren Bewegung, eine mächtig vorgeschobene Etappe auf dem Wege zum endgiltigen Sieg. Aehnlich der Hamburger Streik. Er ist

Digitized by Google

mehr werth für uns als ein Sieg. („Vorw." vom 9. Febr. 97.)

Was der „Vorw." hier erklärt, ist — Niemand kann es verkennen — genau der Kautskysche Gedankengang. Bis in die letzten Tage hinein aber hat der „Vorw." das Unglück, den Beweis zu erbringen, daß das innerste Wesen sozialdemokratischer Bestrebungen sich mit dem eigentlichen Zweck der Gewerkschaftsbewegung nicht verträgt. In seiner Nummer vom 7. d. M. bringt er einen Leitartikel über den unlängst abgehaltenen einunddreißigsten englischen Gewerkschaftskongreß. Dieser Artikel verkündet jubilirend, daß auch der stolze Strom der englischen Gewerkschaftsbewegung im Begriff sei, in das Meer des kollektivistischen Sozialismus einzumünden und darin unterzugehen. Ganz besonders bemerkenswerth aber ist der dafür angeführte Grund. Auf dem Kongreß führte ein gewisser O'Grady aus:

„Haben wir je ruhig überlegt, wohin alle unsere Anstrengung und Betheiligung in Wirthschaft und Politik uns unwiderstehlich zuführen? In ihrer gegenwärtigen Form kam die Gewerkschaftsbewegung ins Leben als Protest gegen den zügellosen Individualismus in der Industrie. Bislang war ihr ganzes Bestreben, dem Arbeiter einen gerechten Antheil am Arbeitsprodukte zu sichern. Aber ist dies ihr einziges Ziel? Wenn ja, dann muß es irgendwo eine Grenze geben, wo unsere Forderungen aufhören müssen. Aber ich behaupte, daß es keinen einzigen Trade-Unionisten gebe, der so närrisch wäre, diesen „gerechten Antheil" definiren zu wollen."

O'Grady entwickelt nun, als ob er unmittelbar vorher Kautsky gelesen hätte, daß die „Begehrlichkeit" der Arbeiter in der kapitalistischen Gesellschaft niemals ein Ende finden könne und kommt, unter Darlegung der Marxschen Entwickelungstheorie, zu dem Schluß: „Und wenn der Trade-Unionismus eine Kampfmacht bleiben will, so muß er kollektivistisch werden. Wir müssen vor Allem eine bewußte Macht in der Politik werden und auf das Ziel hinarbeiten, wohin unser wirthschaftliches Leben strebt." Ganz im Sinne der deutschen Sozialdemokratie fordert der Engländer denn auch, daß die englischen Arbeiter sich „von den vorhandenen politischen Parteien loslösen" und eine selbständige Arbeiterpartei bilden.

Das Bemerkenswerthe an dieser Forderung ist die Begründung. O'Grady könnte z. B. sagen: Die Gewerkschaftsbewegung konnte

Digitized by Google

in England Erfolg haben, weil es Jahrzehnte hindurch den Weltmarkt fast ausschließlich beherrschte, die englischen Unternehmer konkurrenzlos ungeheure Gewinne erzielten und so die materielle Möglichkeit bestand, höhere Löhne und sonstige bessere Arbeitsbedingungen, wenn auch nicht freiwillig zu gewähren, so doch sich abringen zu lassen. Jetzt wird England von der Konkurrenz anderer Weltmächte bedrängt, die Geschäfte gehen nicht mehr wie früher, die Gewinne sind mühevoller und geringer, jene materielle Möglichkeit zu Zugeständnissen an die gewerkschaftlichen Kämpfer fehlt, diese Kämpfer haben demgemäß nicht mehr die Möglichkeit nachhaltiger Erfolge, also: die Gewerkschaftsbewegung ist sinnlos geworden; an ihre Stelle muß die revolutionär-politische mit ihrem kollektivistischen Endziel treten. Solche Begründung hätte Hand und Fuß und wäre, wenigstens vom Arbeiterstandpunkte aus, unanfechtbar. Denn von den Arbeitermassen kann nicht verlangt werden, daß sie sagen: Wenn die Konkurrenz unseren Arbeitgebern nicht mehr gestattet, Löhne zu zahlen, die uns ein menschenwürdiges Dasein ermöglichen, nun gut, dann wollen wir wie die Thiere leben! Es ist vielmehr psychologisch nicht nur begreiflich, sondern selbstverständlich, daß sie dem Gedankengange nachgehen: Wenn die bestehenden Wirthschaftsverhältnisse uns eine menschliche Existenz nicht mehr gewähren, dann wollen wir nicht von unserem jetzigen Zustande zu einem tieferen herabsteigen, sondern lieber darüber nachdenken, ob wir nicht einen anderen, für uns vortheilhafteren Wirthschaftszustand finden können. Solchem psychologisch begreiflichen Gedankengange indes geht O'Grady nicht nach. Er folgt lieber Marx-Kautskyschen Spuren, basirt die Arbeiterbewegung auf das psychologische Moment der immer wachsenden Begehrlichkeit und wirft nicht ohne Spott die Behauptung auf, es gebe keinen Trade-Unionisten, wohl überhaupt keinen vernünftigen Menschen, der den von der ursprünglichen Gewerkschaft begehrten „gerechten Antheil" definiren könne.

Es besteht aber gar kein Grund zu solchem Spott. Die Kautskysche Lehre von der unersättlichen „Begehrlichkeit", die sich O'Grady zu eigen macht, ist psychologisch unhaltbar. Und der „gerechte Antheil" läßt sich thatsächlich definiren, sogar doppelt, nämlich objektiv und subjektiv.

Objektiv nämlich fände der „gerechte Antheil" seine Grenze an der materiellen Möglichkeit, an der Leistungskraft der Unternehmer. Davon sprachen wir schon. Wo nichts mehr ist, kann nichts mehr ge-

Digitized by Google

geben werden. Die Arbeiter brauchten an dieser Grenze nicht Halt zu machen. Sie könnten auf den politisch-revolutionären Weg abschwenken. Diese objektive Schranke des „gerechten Antheils" darf aber O'Grady und überhaupt kein Gewerkschaftler offen zugestehen. Denn damit spräche er der Gewerkschaftsbewegung das Todesurtheil.

Es giebt nun aber auch noch eine subjektive Grenze des „gerechten Antheils". Die Begehrlichkeits-Lehre nämlich ist psychologisch falsch. Die Begehrlichkeit wächst garnicht unaufhaltsam. In allen Lebenskreisen und Lebensständen tritt einmal eine Sättigung der Begehrlichkeit ein, mit der Reife des Alters und dem Besitz einer einigermaßen festen und erträglichen Stellung. Die menschliche Seele ist im Durchschnitt doch so beschaffen, daß die weiche Bequemlichkeit und die liebe Gewohnheit über Habsucht und Ehrgeiz den Sieg davontragen. Das gilt auch für den Arbeiter, der eine gewisse Höhe der Lebensführung erreicht hat. Kautsky selber liefert den Beweis dafür, wenn er gegen „einzelne Gewerbe" predigt — er hat da z. B. die Schriftsetzer im Auge — deren organisirte Mitglieder sich als „Aristokraten" der Arbeit vom „Pöbel" absondern." Eine Arbeiterorganisation, die vielleicht in vielen Jahren Manches errungen hat, wird sich im Allgemeinen hüten, durch einen leichtsinnigen Kampf in wenigen Wochen Alles aufs Spiel zu setzen. Es kann, wie überall, auch hier gelegentlich ein Ausnahmefall eintreten. Ein solcher war z. B. der letzte englische Maschinenbauerstreik, der um verhältnißmäßig sehr geringfügiger Dinge Willen unternommen wurde. Aber hier war die Triebfeder gar nicht die proletarische „Begehrlichkeit" im Kautskyschen Sinne, sondern eher das Gegentheil. Nicht als „Lohnarbeiter", die ihre Stellung als solche für menschenunwürdig hielten, führten sie den „Klassenkampf" im Interesse der Beseitigung des Unternehmerthums überhaupt; sondern gerade als Arbeiterstand, vom übertriebenen Standesgefühl, ja Standesdünkel gestachelt, wollten sie noch mehr respektirt werden, wollten sie geradezu einmal zeigen, welche Macht sie eigentlich bedeuten. Die Sozialdemokratie perhorreszirt den Begriff „Arbeiterstand"; sie kennt nur eine Arbeiterklasse. „Arbeiterstand" schließt eine gewisse Stetigkeit der Lebensführung, Ruhe, Festigkeit, Selbstbewußtsein, Standesgefühl und Standesdünkel in sich. Es giebt solche Arbeiterkategorien. Kautsky bezeichnet sie verächtlich als „Aristokraten" und nennt ihr Selbstbewußtsein nicht Standesgefühl, sondern „Kastengeist". Das ist so recht eigentlich die Aufgabe der Gewerkschaftsbewegung, die

Digitized by Google

Proletariermasse zur Höhe eines in sich gefesteten, selbstbewußten Arbeiterstandes emporzuführen. Damit aber verträgt sich nicht die Lehre von der immer wachsenden Begehrlichkeit und die Theorie des Klassenkampfes. In dem Begriff eines „Arbeiterstandes" liegt nun auch die subjektive Grenze des „gerechten Antheils". Die Begehrlichkeit einer Arbeiterschaft, die sich zu einem Stande entwickelt hat, ist gestillt. Der erlangte Lohn wird als ein geziemender, „gerechter" empfunden. Damit soll nicht gesagt sein, daß nun alle Wünsche schweigen, daß die „Gerechtigkeit" des Antheils als eine absolute empfunden wird, daß lauter Glück in der Arbeiterschaft und Frieden zwischen Unternehmer- und Arbeiterstand herrscht. Es giebt noch Wünsche und Ziele, aber sie liegen innerhalb der Grenze gegebener Verhältnisse. Es handelt sich um ein Mehr oder Weniger, und nicht um Alles oder Nichts.

Diese psychologische Begrenzung des „gerechten Antheils" verkennt O'Grady. Was er über die immer wachsende Begehrlichkeit und über die eigentliche Ziellosigkeit der „alten" Gewerkschaftsbewegung sagt, klingt so einfach, so schlicht und selbstverständlich, so überzeugend, so logisch, es ist aber psychologisch falsch. Durch das rein Logische seines Gedankenganges offenbart sich O'Grady als vom Marxschen Geiste erfüllt. Das nämlich ist das psychologische Charakteristikum des Marx und der Marxisten, daß man eine Thatsache zutreffend beobachtet, einen Gedanken richtig faßt, um dann aber von diesem Ausgangspunkte eine einzige Gedankenlinie nach einer Richtung bis zur äußersten Konsequenz zu ziehen. Die Menschen sind begehrlich, auch die Arbeiter, die Begehrlichkeit geht immer weiter, in Lohnfragen bis zum absoluten Endpunkt, d. h. bis dahin, wo der Lohn überhaupt aufhört, wo das Lohnsystem durch den Kommunismus überwunden ist. Das ist die Logik des Marx und auch die O'Gradys. Das ist die von den sich tausendfach durchkreuzenden Wirklichkeiten des Lebens absehende Logik der Idee, d. h. „Ideologie".

O'Gradys Ausführungen beweisen deutlich, daß nirgends in der Welt das eigentliche Wesen und die Selbständigkeit der Gewerkschaften anerkannt wird, wo der Geist des Marx und der Sozialdemokratie von irgendeinen Arbeiter- oder Arbeiterführerhirn Besitz genommen hat. Sozialdemokratie und Gewerkschaftsbewegung schließen sich aus, stehen in prinzipiellem Gegensatz zu einander. Die Sozialdemokratie treibt überall nur Mißbrauch mit der Gewerkschaftsbewegung.

Digitized by Google

In der augenblicklichen Situation allerdings hütet sich die Sozialdemokratie, ihre „prinzipielle" Stellung zur Gewerkschaftsbewegung zum Ausdruck zu bringen. Der „Vorwärts" bringt täglich den Nachweis, daß die gewerkschaftlichen Organisationen das beste Mittel sind, den Strom der wirthschaftlichen Entwicklung in festem Bette ruhig dahinfließen zu lassen. In seiner heuchlerischen Taktik geht das sozialdemokratische Zentralorgan in einem Leitartikel vom 20. d. M. sogar so weit, den Nachweis zu führen, daß die gewerkschaftlichen Organisationen die soziale Wirkung der großen Krisen abgeschwächt und somit den Bestand der bürgerlichen Ordnung gefestigt haben. Die bürgerlichen Freunde der Gewerkschaftsbewegung glauben es natürlich, daß sie so wohlthätige Wirkungen haben könnten. Nur hat gerade die Sozialdemokratie kein Anrecht, mit solchen Gründen sich der Gewerkschaften anzunehmen. Denn das im Grunde noch nie abgestrittene Ziel der Sozialdemokratie liegt doch jenseits der bestehenden Staats- und Wirthschaftsordnung.

Auf die Tagesordnung des Parteitages, den die Sozialdemokratie vom 3. Oktober an in Stuttgart abhalten wird, ist noch nachträglich, in Folge der Oeynhausener Kaiserrede, „Das Koalitionsrecht" als Verhandlungsgegenstand gesetzt. Das wird zweifellos die interessanteste Auseinandersetzung dieses Parteitages werden, interessant auch für die bürgerlichen Gruppen und ganz besonders für die Freunde der Gewerkschaftsbewegung. Es wird nämlich nicht angehen, daß der betreffende Berichterstatter — R. Fischer, der frühere Berliner Reichstagsabgeordnete — gleich dem „Vorwärts" sich nur in Angriffen gegen die Kapitalisten und den Klassenstaat und in Lobreden auf die wohlthuende Wirkung der Gewerkschaften ergeht, um zum Schluß im gewaltigen Hymnus auf die Sozialdemokratie auszubrechen, die allein von jeher die Gewerkschaftsbewegung gefördert habe und noch jetzt ihre einzige Vertheidigerin sei.

Der sozialdemokratische Parteitag sollte vielmehr durch die Forderungen der bürgerlichen Presse gezwungen werden, sich über das prinzipielle Verhältniß zwischen Sozialdemokratie und Gewerkschaftsbewegung zu äußern. Das Material, das hier in Eile zusammengetragen ist, redet doch schon eine ganz andere Sprache, als sie der Vorwärts aus „taktischen" Gründen in diesen Tagen zu führen beliebt. Dieses Material aber, d. h. der Nachweis des Mißbrauchs, den die Sozialdemokratie mit der Gewerkschaftsbewegung stets getrieben hat, könnte noch stark vermehrt werden.

Digitized by Google

Zur Medizinalreform IV. Die Gründe des Fehlschlagens.

Von

Geh. Medizinalrath **Hüppeden.**

Nach den letzten Aeußerungen des Ministers für Medizinalangelegenheiten im Abgeordnetenhause vom 17. März d. J. sind die Bemühungen um eine befriedigende Medizinalreform wiederum fruchtlos gewesen. — Bekanntlich war von den Abgeordneten Dr. Kruse und Dr. Martens am 4. Mai 1896 der Antrag gestellt „die Staatsregierung zu ersuchen, in kürzester Frist den seit langer Zeit in Aussicht gestellten Gesetzentwurf über die Medizinalreform vorzulegen, welcher insbesondere das Verhältniß der Kreisphysiker dahin regelt, daß dieselben unter Beschränkung ihrer Privatpraxis und entsprechender Erhöhung ihres pensionsfähig festzusetzenden Gehalts in höherem Maße als bisher den Aufgaben der gerichtlichen Medizin und der öffentlichen Gesundheitspflege sich widmen können." — Nie im Laufe der vorhergehenden Jahre hat das immer von Neuem angeregte Kapitel der Medizinalreform eine ähnlich eingehende Behandlung im Hause erfahren wie dieses Mal. Wer sich mit der Frage noch nicht beschäftigt hatte, fand Gelegenheit zu so vollständiger Belehrung bezüglich der hygienischen Mißstände und der Mängel der Medizinalverwaltung in Preußen, daß ein Zweifel an der Nothwendigkeit gründlicher Reformirung nicht bestehen konnte. Es fehlte daneben auch nicht an bestimmten Vorschlägen zu Verbesserungen, beispielsweise bezüglich der Abtrennung der gerichtsärztlichen Thätigkeit von den Verwaltungsgeschäften der Physici. Jedoch nahm dieser Theil der Verhandlung

Digitized by Google

der Kritik des Bestehenden gegenüber nur geringe Zeit in Anspruch. Unter den Mittheilungen des ebenfalls an der Debatte theilnehmenden Finanzministers war von besonderem Interesse die Hinweisung auf den Weg, welchen die Reform mit Rücksicht auf die bestehende Gesetzgebung einzuschlagen habe. Es wurde von ihm anerkannt, daß auch vom finanziellen Standpunkte sich die Reform empfehle — ganz abgesehen von der humanitären Seite der Aufgabe.

Der Antrag Kruse-Martens wurde der Budgetkommission zu näherer Prüfung übergeben. Nach einem Referate des Abgeordneten Grafen Douglas wurde Namens der Kommission folgender Antrag gestellt: „die Königliche Regierung zu ersuchen, dem Landtage möglichst bald einen Gesetzentwurf vorzulegen, der eine den jetzigen Ansprüchen der Gesundheitspflege entsprechende Reorganisation der Medizinalbehörden in allen Instanzen herbeiführt." Dieser Antrag wurde ohne Widerspruch beziehungsweise unter Zustimmung des Kultusministers und des betreffenden Regierungskommissars, auch des Vertreters des Finanzministeriums unter Verwerfung des Antrags Kruse-Martens einstimmig vom Hause angenommen.

So war denn, wie man annehmen durfte, der erste Schritt zu einem Werke gethan, dessen segensreicher Einfluß auf allen Gebieten des sozialen Lebens nicht ausbleiben konnte, wenn es gelang, ihm die richtige Ausgestaltung zu geben. Daß im Uebrigen hier Schwierigkeiten nicht geringer Art zu überwinden sein würden, blieb wohl Niemandem verborgen und wäre von jedem Sachverständigen anerkannt, wenn auch nicht die regelmäßig wiederholten Klagen aus den Verhandlungen des Hauses in einer Reihe von Jahren und die gewohnten Enttäuschungen durch unerfüllt gebliebene Versprechungen der Regierung darauf hingewiesen hätten.

Mit großen Erwartungen und nicht geringer Spannung sah man dem Entwurfe des Ministeriums entgegen, welcher in der Zeit vom 3. bis 5. Mai 1897 einer Kommission zur Prüfung vorgelegt wurde. Da seit Annahme des Douglasschen Antrags fast ein Jahr verflossen war und seit weit längerer Zeit nach Mittheilungen des Ministeriums daselbst Vorarbeiten für die Reform stattgefunden hatten, so durfte man eine nach allen Seiten gründliche und bis ins Einzelne ausgearbeitete Vorlage erwarten. Wie sehr man sich hierin täuschte, sollte sich alsbald zeigen.

Von vornherein wurde die Kommission verständigt, daß von

Digitized by Google

einer Aenderung in der Zentralinstanz Abstand genommen sei, da alle Einrichtungen derselben bislang gut funktionirt hätten und Anlaß, eine Veränderung in ihnen eintreten zu lassen, sich nicht fühlbar gemacht habe; daneben theilte der Vorsitzende, Ministerialdirektor von Bartsch mit, daß die genannten im Entwurfe enthaltenen Vorschläge nach der ursprünglichen Auffassung des Ministeriums nicht alle erforderlich erschienen seien und daß eine so weit gehende Reform nur auf die einstimmige Forderung des Abgeordnetenhauses in Aussicht genommen werde. Er bezeichnete dabei unsere allgemeinen hygienischen Verhältnisse als befriedigende, indem er auf den Bericht über das Sanitätswesen des preußischen Staates für die Jahre 1889, 90 und 91 hinwies. Auch theilte er mit, daß man absichtlich vermieden habe, bezüglich der Konferenz mit den übrigen Ministern, abgesehen von dem Justizminister, in Verbindung zu treten. Erst nach Abschluß der Verhandlungen würden der Finanzminister und der Minister des Innern mit dem Kultusministerium in Angelegenheiten der Medizinalreform konferiren. Diesem Entschlusse entsprechend haben auch Kommissarien der andern Ministerien an der Konferenz nicht Theil genommen.

Wie man sieht, hat sich die Stellungnahme zum Antrag Douglas nachträglich geändert. Es wäre unter diesen Umständen besser gewesen, wenn das Kultusministerium offen nnd mit Entschiedenheit die durch denselben gegebene Aufforderung zurückgewiesen hätte. Man würde damit viel fruchtlose Verhandlungen und Zeitverlust vermieden haben. Daß die bezüglichen Mittheilungen des Vorsitzenden und des Regierungskommissars Geheimrath Förster zu einer gründlichen Aussprache in der Konferenz selbst keine Veranlassung gaben, ist sehr zu bedauern, aber erklärlich. Ein Theil der Mitglieder konnte in seiner Beamtenstellung sich kaum äußern, nachdem seitens des Vorsitzenden eine Generaldiskussion gar nicht gewünscht, vielmehr lediglich die Vorlage zur Debatte gestellt war. Ein anderer Theil, insbesondere Mitglieder der konservativen Partei, hatte um so weniger Grund, gegen die Stellungnahme des Ministeriums aufzutreten, als er überall einer eingreifenden Reform auch in andern Punkten entgegen war.

Als wesentliche Aenderungen in der Stellung und Thätigkeit der Physici (Kreisärzte) sind in der Vorlage beantragt:

1. Abtrennung der gerichtsärztlichen Thätigkeit von den übrigen Physikatsgeschäften und Ueberlassung der Anstellung besonderer Gerichtsärzte an die Justizverwaltung,

Digitized by Google

2. Völlige Ueberführung der künftig voll zu besoldenden Kreisärzte unter Aufhören der Privatpraxis in die Beamtenstellung.

Außerdem sind

3. Bezirks-, Kreis- und Ortsgesundheitsräthe zur Berathung der Verwaltungsbehörden und

4. die Gründung und Unterhaltung öffentlicher Untersuchungsanstalten für die Zwecke des Gesundheitswesens durch die Provinzen in Aussicht genommen.

Hier auf den Inhalt der Konferenz näher einzugehen, würde zu weit führen und dem Interesse der meisten Leser nicht entsprechen. An einem andern Orte (Deutsche Medizinische Wochenschrift 1897 Nr. 37 und 38) ist dies bereits von mir geschehen. Trotz mancher werthvollen Mittheilungen wird man ohne Voreingenommenheit kaum behaupten können, daß die schwierige und vielfach komplizirte Frage der Medizinalreform eine wesentliche Klärung durch die Konferenz gewonnen hat. Ueber die meisten Punkte wurde Einigung nicht erzielt. Nur bezüglich der Uebernahme der Kosten für die geplanten Untersuchungsstationen durch die Provinzen erklärte sich allgemeiner Widerspruch.

Auch unter den Medizinalbeamten hat Einigung bezüglich der Vorlage nicht stattgefunden. Zwar hatte sich eine ad hoc zusammen getretene Delegirtenversammlung im Anschluß an eingehende Referate hervorragender Mitglieder des Medizinalbeamtenvereins im Allgemeinen einverstanden erklärt. Allein in der öffentlichen Versammlung wurde in Folge eines Drucks von außen, dem nach Lage der Umstände nachgegeben werden mußte, die Debatte über die Medizinalreform als inopportun von der Tagesordnung abgesetzt. In Folge dessen sah sich die opponirende Partei Berliner Medizinalbeamten veranlaßt, ihrerseits eine Umfrage bei sämmtlichen Kollegen zu halten. Das Resultat soll den Ansichten der Delegirtenversammlung entgegengesetzt gelautet haben, indem die wesentlichsten Punkte bezüglich der künftigen Amtsstellung der Kreisärzte, ihre Loslösung von der Privatpraxis und mit Vollbesoldung verbundene ausschließliche Beamtenstellung verworfen wurden. — Von Veränderungen in der Zentralinstanz wurde vorsichtiger Weise bei den Verhandlungen der Medizinalbeamten nicht geredet.

Der Herr Minister drückte sich über die Zukunft der Reform am 17. März d. J. im Abgeordnetenhause folgendermaßen aus: „Die ganze Medizinalreform wird sich auf einige wenige Aenderungen beschränken, wenigstens so weit ich bis jetzt sehe; fertig ist die

Digitized by Google

Sache noch nicht. Der Hauptpunkt wird eine wesentliche Besserstellung der Kreisphysiker oder Kreisärzte sein und von unten wird sich das System in die Höhe bauen müssen." Man habe sich mit dem betheiligten Ministerium (Finanzministerium) über den Umfang der wesentlichen Grundsätze der Reform geeinigt. Als Resultat dieser Verhandlungen ist später den Regierungspräsidenten ein Entwurf zugegangen und durch die Zeitungen der Oeffentlichkeit übergeben, der den Mittheilungen des Kultusministers inhaltlich entspricht.

So ist man nach zwei Jahren auf demselben Standpunkte angelangt, den der Antrag Kruse-Martens vertrat. Bis auf die beabsichtigte Erhöhung des Gehalts der Physici oder künftigen Kreisärzte soll Alles beim Alten bleiben. Daß man sich in Regierung und Landesvertretung mit diesem Resultate befriedigt fühlen sollte, ist ebensowenig anzunehmen, wie daß die Medizinalbeamten selbst es wären. Grade von diesen wurde, ganz abgesehen von der Besoldungsfrage, die Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände am lebhaftesten empfunden. Nur bei den Rednern der konservativen Partei war neben dem Abgeordneten Rickert in den diesjährigen Verhandlungen des Landtags die Freude darüber unverkennbar, daß dieses Mal die drohende Wolke der Reform vorüber ziehen würde.

Allen denjenigen, welche sich mit diesem Abschlusse nicht begnügen wollen, wird die Frage nahe liegen: Welche Gründe haben einer weitergehenden Reform entgegen gestanden? Haben sich seit zwei Jahren jene Thatsachen geändert, welche zu der einstimmigen Verurtheilung der Zustände unserer Medizinalverwaltung geführt haben? Nicht einmal der Versuch ist gemacht worden, die damals mitgetheilten belastenden Einzelheiten als übertrieben oder gar unrichtig hinzustellen. Im Gegentheil, es sind, wie es ganz natürlich ist, seit jener Zeit neue Vorkommnisse bekannt geworden, die das verurtheilende Material vervollständigen. Man erinnere sich der bedeutenden Summe, welche im letztjährigen Etat zur Bekämpfung der granulösen Augenentzündung gefordert wurde. Ist es nicht ohne Weiteres klar, daß diese Forderung nur deshalb gemacht werden mußte, weil rechtzeitige Vorbeugungsmittel nicht angewandt wurden?

Wir müssen uns daher nach andern Gründen umsehen. Sie sind unschwer zu finden.

Zunächst ist es eine Thatsache, daß die Bedeutung guter Ver-

Digitized by Google

waltungseinrichtungen für die Gesundheitsverhältnisse der Bevölkerung bis jetzt nicht in ihrem vollen Umfange anerkannt wird. Wäre es anders, kennte man allgemein den Einfluß, welchen die Regierung in dieser Beziehung zum Wohl des Ganzen ausüben kann, so würde der Druck der öffentlichen Meinug schon lange bewirkt haben, daß statt fruchtloser Velleitäten man mit Thaten vorgegangen wäre. Die Presse ist hier ihrer Aufgabe, aufklärend zu wirken, nicht genügend gerecht geworden. So steht das große Publikum den hier behandelten Fragen unwissend und meist arglos gegenüber, die Folgen ungenügender Schutzvorrichtungen als unvermeidbare Uebel ertragend. Aber auch die Kenntnisse der höher Gebildeten sind bezüglich der öffentlichen Gesundheitspflege nur mangelhaft. Nicht ohne Einfluß für die Stellungnahme in der Reformfrage bleibt außerdem, daß pekuniäre Opfer und unter Umständen unvermeidbare Eingriffe in das freie Dispositionsrecht welche mit der Durchführung hygienischer Gesetze verbunden sind, hauptsächlich der besitzenden und gebildeten Klasse zur Last fallen, während der nicht besitzende Theil der Bevölkerung in hervorragendem Maße die Vortheile genießt. Die Statistik lehrt, daß Krankheit und Tod namentlich in Epidemien leichter an der Thür des Armen Einlaß finden als beim reichen Manne. So wird denn das Verständniß der Reform nicht allein durch Unwissenheit, sondern auch durch kurzsichtiges Vordrängen eigener Interessen beeinträchtigt. — Es sollte doch nicht übersehen werden, daß noch andere Konsequenzen zu berücksichtigen sind, die freilich bislang kaum Beachtung gefunden haben.

Zwei Faktoren gewährleisten den Bestand der Staaten: Die Wehrhaftigkeit der Bevölkerung schützt vor äußeren Feinden, ihre Zufriedenheit vor inneren Umwälzungen.

Kraft und Gesundheit des Volkes sind Vorbedingungen seiner Wehrhaftigkeit. Die Pflicht der Selbsterhaltung gebietet den Regierungen, die Feinde der Wehrhaftigkeit, Krankheit und Siechthum zu unterdrücken. Die Bemühungen unserer Heeres-Medizinalverwaltung gehen unausgesetzt dahin, für die Gesundheit der Soldaten möglichst alle Vorbedingungen zu schaffen. Sie beginnen aber erst mit der Einstellung der Rekruten. Nicht minder wichtig wäre es, wenn die Bevölkerung, aus welcher das Heer hervorgeht, eine ähnliche Fürsorge fände. Es würde damit nicht allein die Zahl der Einstellungsfähigen erheblich vermehrt werden, auch an Qualität, an innerer Kraft würde die streitbare Jugend gewinnen.

Digitized by Google

Wie viel in Beziehung auf das prozentische Verhältniß der Dienstunfähigen und auf die Widerstandskraft der Dienstpflichtigen zu wünschen übrig bleibt, darüber wird die Statistik der Militärverwaltung am besten Auskunft geben können. Daß hier sehr viel zu wünschen übrig bleibt, ist auch ohne den Beleg durch Zahlen ohne Weiteres zweifellos. Die Verwaltung des Heeres hätte also allen Grund, auf Einführung der Medizinalreform zu dringen. Würde es sich um Mängel und Mißstände bei sonstigem Material handeln, bei Lederzeug, Geschützen oder Pferden — man würde keinen Augenblick zögern, mit Forderungen hervorzutreten. Ist das Material an Menschen etwa weniger wichtig? Zu erklären ist die Passivität der Militärverwaltung daraus, daß mehr einstellungsfähige junge Leute zur Disposition stehen, als der Verwaltung möglich ist, zu verwenden. Haben wir aber nicht Zeiten gehabt, wo der letzte Mann gestellt werden mußte? Steht Deutschland nicht jetzt noch großen politischen Aufgaben gegenüber, die trotz aller moderner Friedensbestrebungen schwerlich ohne Kampf zu überwinden sind?

Nicht lediglich aus Nächstenliebe suchte man durch Erlaß der sozialpolitischen Gesetze die wirthschaftlich Schwachen zu unterstützen. Schon die Bezeichnung weist darauf hin, daß politische Rücksichten vor anderen als Triebfeder zu betrachten sind. Man sah ein, daß ohne außerordentliche Maßregeln ein großer Theil der Bevölkerung Gefahr lief, unverschuldet durch Unfälle, Krankheit und Alter arbeitsunfähig zu werden und damit dem Elende anheimzufallen und mußte erkennen, daß die Pflicht der Selbsterhaltung der Staatsregierung gebiete, hier Abhülfe zu schaffen. Wie im Anfange des Jahrhunderts durch die Reform der auf Volksbewaffnung gegründeten Heeresverfassung, so sind gegen den Schluß desselben durch die sozialpolitischen Gesetze Neuerungen entstanden, deren Tragweite und Wichtigkeit für den Bestand des Staates kaum überschätzt werden kann. Immer und immer wieder muß man den Muth der Männer bewundern, welche nach beiden Richtungen hin schöpferisch vorzugehen wagten. Hier ergänzend einzutreten, ist die Aufgabe der Medizinalreform. Man hat nicht bedacht, daß den sozialpolitischen Gesetzen jene Maßregeln hätten vorhergehen sollen, die das Auftreten und die Verbreitung von Krankheiten zu hindern geeignet sind. Man führe verständige Gesetze für die öffentliche Gesundheitspflege mit Hülfe einer guten Medizinalreform ein — dann wird man weniger in die Lage kommen, den Arbeiter auf die Hülfe

Digitized by Google

des Krankenkassengesetzes und der Invalidenversicherung hinzuweisen. Daß hier auch ein pekuniärer Vortheil unberücksichtigt geblieben ist, sollte man in der Reichsregierung um so weniger übersehen, als das Reich direkt, noch mehr freilich indirekt mit seinen Finanzen an den Resultaten der sozialpolitischen Gesetze betheiligt ist. (Zuschuß zur Invaliden- und Altersversicherung).

Deutschland sollte sich den Ruhm und Vortheil nicht nehmen lassen, wie mit seinen Heereseinrichtungen und der sozialen Gesetzgebung so auch in hygienischen Dingen allen übrigen Kulturländern voranzugehen. Daß die öffentliche Gesundheitspflege im Laufe der kommenden Jahre schließlich in der Gesetzgebung ihren berechtigten Ausdruck finden wird, ist nicht zweifelhaft. Es ist das die nothwendige Folge fortschreitender Bildung und Einsicht. — Freilich wird man keine augenblicklichen Erfolge erwarten dürfen. Jahre werden vergehen, ehe dem blöden Auge des großen Haufens die Segnungen der Reform sichtbar werden. Geht es nicht mit vielen andern Neueinrichtungen ebenso und sind etwa andere politische Aufgaben in wenigen Jahren zu lösen?

Nach den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses im Mai 1896 mußte man annehmen, daß nicht allein das Haus selbst, sondern auch die Regierung, jedenfalls nach den gefallenen Aeußerungen ihrer Vertreter das Finanz- und das Kultusministerium die Zeit für gekommen erachte, die Medizinalverhältnisse nach verschiedenen Richtungen und in allen Instanzen der Verwaltung zu reformiren. Bei der Schwierigkeit und Wichtigkeit der Aufgabe und mit Rücksicht darauf, daß die Reform bestimmt war, den Geschäftskreis sämmtlicher Ministerien zu berühren, wäre es am besten gewesen, das Gesammtministerium bei der Aufstellung des Entwurfs zu betheiligen. Ich erinnere beispielsweise bezüglich des Ministeriums für Handel und Gewerbe an die zweckmäßiger Weise einzuführende Ueberwachung der Betriebe durch hygienisch gebildete Aerzte, bezüglich des Ministeriums für öffentliche Arbeiten an die Bedeutung der Hygiene für die Aufstellung von Bauordnungen, bezüglich des Ministeriums des Innern an den Einfluß auf die Verwaltung, welcher den Medizinalbeamten, wenn auch mit Ausschluß der Exekutive, einzuräumen sein wird; bezüglich des Kultus- und Unterrichtsministeriums an die Schularztfrage, bezüglich des Finanzministeriums an die nicht unbedeutenden Anforderungen der Reform in finanzieller Beziehung. Daß man dem nächstbetheiligten Kultusministerium die Aufstellung des Entwurfes allein überließ, war ein

Digitized by Google

Fehler. Der weitere Verlauf der Angelegenheit läßt darüber keinen Zweifel bestehen. Im Interesse der Wahrheit und mit Rücksicht auf die Bedeutung der Sache ist auf die vom Ministerium gegebene Begründung seiner Stellungnahme Folgendes zu erwidern: Die Sachlage ist durch die Verhandlungen des Jahres 1896 im Abgeordnetenhause, in welchem die Mißstände unserer Medizinalverwaltung rücksichtslose Beleuchtung fanden und durch Mittheilungen der Presse*) so klar dargelegt, daß an einer Reformbedürftigkeit auch der Zentralinstanz, des Ministeriums, keinem Unbefangenen ein Zweifel bleiben kann. Die dort angeführten Thatsachen haben seitens des Herrn Regierungskommissairs keine Widerlegung gefunden, auch ist dazu kein Versuch gemacht worden. Sie eben sind es, welche zu dem einstimmigen Beschluß der Versammlung Veranlassung gaben. Will man übrigens mit der Behauptung des Gegentheils nur sagen, daß die Geschäftsführung in der Abtheilung für Medizinalwesen eine tadellose sei insofern, als eine Stockung oder Vernachlässigung im regelmäßigen Verkehr nicht eintrete und sämmtliche Eingänge ihre sachgemäße Erledigung fänden, so ist dagegen schwerlich eine Einwendung gerechtfertigt. Das Desiderat für die Thätigkeit des Medizinalministeriums liegt nicht auf der formellen Seite; es betrifft die schaffende Kraft, deren Mangel bitter empfunden wird. Es bedarf vor Allem des Verständnisses dafür, daß die Zentralinstanz nicht warten darf, bis Uebelstände und Krankheitsursachen sich entwickelt haben, sondern daß man vorbeugend entgegentreten muß. Dazu bedarf es neuer Einrichtungen und Gesetze. Diesen Aufgaben ist die Abtheilung für das Medizinalwesen im Großen und Ganzen nicht gerecht geworden, mag seine Thätigkeit auch im einzelnen Falle alle Anerkennung verdienen. Der Hauptfehler liegt nicht am Wollen, vielmehr am Können und beruht wohl hauptsächlich darin, daß ein Jurist und kein Arzt an der Spitze der Verwaltung steht. Ich lasse einen hierher passenden Satz aus dem bereits erwähnten Aufsatze der Deutschen Medizinischen Wochenschrift folgen:

„Manche traurigen Verhältnisse erklären sich daraus, daß das Können der Verwaltungsmänner wohl dazu ausreicht, offenkundigen Mißständen konkreter Art mit Hülfe von Fachleuten entgegenzutreten, daß es aber des geübten Auges ärztlich gebildeter Männer bedarf, um hygienische Mißstände in ihren Ursachen und Anfängen

*) S. Preuß. Jahrbücher 1896, Heft 3.

Digitized by Google

zu erkennen, bevor sie eine Ausdehnung gewonnen haben, der gegenüber die angeordneten Maßregeln der Behörden oft machtlos bleiben. So blieb Manches ungeschehen, dessen Zweckmäßigkeit von Sachverständigen längst erkannt war."

Demselben Aufsatze entnehme ich folgenden die Behauptung befriedigender Zustände in unseren Gesundheitsverhältnissen betreffenden Passus:

„Einer vorurtheilslosen Beurtheilung wird der Inhalt des Berichts über das Sanitätswesen nicht den günstigen Eindruck machen, wie ihn der Herr Ministerialdirektor empfing. Im Gegentheil wird man in ihm vielfache und zweifellose Beweise für die Nothwendigkeit einer weitgehenden Medizinalreform finden. Wahrscheinlich wurde das Urtheil des Herrn Vorsitzenden durch die auf Seite 3 des Berichts mitgetheilten Resultate der Sterblichkeitsstatistik bestimmt. Während im Jahre 1875 dieselbe in Preußen 26,3 Todesfälle auf 1000 Einwohner betrug, waren es 1888 nur 22,9; in den dazwischen liegenden Jahren war das Verhältniß zwar schwankend, indessen im Allgemeinen doch ohne große Sprünge zum Bessern neigend. Ich würde es für unrichtig halten, in diesen Zahlen etwa nur einen vorübergehenden, im Grunde belanglosen Zufall sehen zu wollen. Sie haben, wie ich glaube, eine tiefere Bedeutung. Nur im kleinsten Theile sind sie aber nach meinem Dafürhalten durch die Maßnahmen der Medizinalverwaltung beeinflußt, in der Hauptsache vielmehr den gehobenen Lebens- und Verdienstverhältnissen zu verdanken. Auch ohne gute medizinalpolizeiliche Maßregeln haben jene durch Besserung der Ernährung und der Wohnungen einen mächtigen Einfluß auf Gesundheit und Sterblichkeitsziffer der Bevölkerung.

Wie ist es möglich, von befriedigenden sanitären Verhältnissen zu sprechen, wenn man im Berichte liest, daß in den Jahren 1889 7093, 1890 6088 und 1891 5997 Menschen in Preußen am Typhus starben? Gehört nicht der Typhus zu den vermeidbaren Krankheiten par excellence? Kann es Befriedigung erwecken, wenn der Bericht mittheilt, daß in so und so viel Fällen der Typhus nachweisbaren groben Verstößen gegen die ersten Regeln der Hygiene zuzuschreiben war, nach deren Abstellung die Krankheit verschwand? Ist es nicht vielmehr ein Vorwurf, daß man überhaupt solche Mißstände bestehen ließ und sie nicht rechtzeitig beseitigte, ehe der Typhus auftrat? Kann unsere oberste Gesundheitsbehörde Befriedigung empfinden, wenn sie die Verwüstungen betrachtet, welche die

Digitized by Google

Tuberkulose in der Bevölkerung Jahr für Jahr verursacht? (Es starben in Preußen im Jahre 1891 über 80 000 Einwohner an Tuberkulose.) Sind ihr die Mängel in der Ueberwachung der Prostitution verborgen geblieben (s. S. 129 und 130 des Berichts), und kennt sie nicht die Ausdehnung der chronischen Pest in der Bevölkerung, der Syphilis? Der Bericht, dessen Lektüre nur dringend empfohlen werden kann, weist in allen Kapiteln auf zu beseitigende Mißstände der verschiedenen Felder der öffentlichen Gesundheitspflege hin, die hier nicht im Einzelnen berücksichtigt werden können. Und dieser Zustand soll als befriedigend angesehen werden! Eine drastische Antwort hat in jüngster Zeit die Arbeit des neuerdings in das Medizinalministerium berufenen Professor Kirchner über die Ausdehnung und Folgen der granulösen Augenentzündung im Osten der Monarchie gegeben."

Demnach war der Standpunkt, von welchem das Ministerium die Aufgabe der Reform in Angriff nahm, von vornherein ein unrichtiger. Ein anderer Fehler kam hinzu. — Wie bereits oben mitgetheilt, wurden der Konferenz für die untere Instanz der Medizinalverwaltung Aenderungen unterbreitet, die entschieden einen bedeutenden Fortschritt darstellen würden. Ich bezeichne die Abtrennung der kreisärztlichen Thätigkeit von der Privatpraxis, die Ueberlassung der Anstellung besonderer Gerichtsärzte an das Justizministerium und damit die Beschränkung der kreisärztlichen Thätigkeit auf Verwaltungsgeschäfte und die Bildung von Untersuchungsstationen für Gesundheitszwecke in den einzelnen Provinzen. Weshalb jetzt diese Pläne fallen gelassen werden und man sich im Wesentlichen auf die Erhöhung des Physikatsgehaltes beschränken will, ist bislang nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen. Man kann kaum umhin anzunehmen, daß der Einfluß der Berliner Medizinalbeamten es war, welcher auf die Aenderungen der Ansichten im Ministerium eingewirkt hat. Freilich waren bereits in der Maikonferenz die vorgeschlagenen Veränderungen in der Stellung der Medizinalbeamten nicht ohne lebhafte Opposition geblieben. — Richtig wäre es gewesen, den Medizinalbeamten die ausgiebigste Gelegenheit zum öffentlichen Austausch ihrer Meinungen über die Reform zu geben. Aus den Begründungen, welche den sich bekämpfenden Ansichten zur Stütze gedient hätten, würde das Ministerium ohne Zweifel brauchbare Hinweise für den einzuschlagenden Weg haben entnehmen können. Man wäre dann in der Lage gewesen, sich, ohne Rücksicht auf divergirende Ansichten der Fachmänner, über den Parteien stehend

Digitized by Google

ein eigenes Urtheil zu bilden. Durch Veränderungen in den Verwaltungseinrichtungen werden die Privatinteressen der Medizinalbeamten in erheblichster Weise beeinflußt. Die Objektivität wird dadurch gefährdet. Deshalb ist das Urtheil der Medizinalbeamten mit Vorsicht aufzunehmen.

Auf Grund des veröffentlichten Entwurfs wird voraussichtlich die Reform in nächster Sitzungsperiode des Abgeordnetenhauses zur nochmaligen Berathung kommen. Bei Annahme der Vorlage wird man sich sagen dürfen, daß ein den Physicis längst gegebenes Versprechen, das der Gehaltserhöhung, damit eingelöst wird. Wie groß die Erhöhung sein soll, ist zur Zeit freilich noch nicht bekannt. So berechtigt dieser Entschluß auch wäre, würde es doch ein Irrthum sein, in ihm einen wesentlichen Fortschritt auf dem Wege der Medizinalreform sehen zu wollen. Die Hoffnung, welche von autoritativer Seite im Abgeordnetenhause Ausdruck fand, daß das System sich von unten in die Höhe bauen würde, dürfte kaum gerechtfertigt werden. Wenn man hier und am andern Orte (Zeitschrift für Medizinalbeamte) die Reform mit einem Bau vergleichen will, so ist zu bedenken, daß jeder Bau nach einem vorher entworfenen Plane ausgeführt, auch das Fundament dem Plane angepaßt sein muß, soll es seinen Zweck erfüllen. Dieser Plan fehlt aber hier.

Möge man also der auf alle Fälle berechtigten Erhöhung der Physicatsgehalte zustimmen, aber daneben das größere Ziel nicht aus dem Auge verlieren. Möge man sich fragen: Ist denn Alles, was im Jahre 1896 über die Nothwendigkeit der Medizinalreform geredet wurde, eitel Thorheit gewesen? Sind die Tausende von Todesfällen und die vielfach größere Zahl von Erkrankungen, von denen damals als Folge einer ungenügenden Fürsorge des Staates die Rede war, nur ein Produkt überreizter Phantasie gewesen? Sind jene Behauptungen jemals widerlegt worden oder gründen sie sich auf Thatsachen? Hat auch der Finanzminister sich geirrt, als er die Nothwendigkeit und den finanziellen Nutzen der Reform anerkannte? Soll man sich, wenn das nicht der Fall, bei der Vorlage und einem nochmaligen Aufschub der Reform ins Ungewisse beruhigen oder gebietet es die Pflicht, auf dem Beschlusse des Jahres 1896 zu beharren und den Antrag Douglas noch einmal an das Gesammtministerium zu richten? —

Die Zeitverhältnisse liegen für Reformen in der Verwaltung

Digitized by Google

nicht ungünstig. Nicht in der Sache selbst ist der Grund dafür zu finden, daß die bisherigen Versuche erfolglos blieben, sondern in der Art ihrer Inangriffnahme. — Where a will there a way. Der Weg wird und muß sich finden lassen. In der That ist er bereits vorgezeichnet. Freilich wird man ihn nicht von einzelnen Personen abhängig machen dürfen. Hier stehen höhere Interessen auf dem Spiele.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Geschichte.

Leopold Freiherr von Hoverbeck (geboren 1822, gestorben 1875). Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte von Ludolf Parisius. Zweiter Theil. Abtheilung I. Verfassungskampf und budgetloses Regiment. Von 1862 bis zum dänischen Kriege. Mit dem Gruppenbild der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses vom Sommer 1862. Verlag von J. Guttentag. Berlin. 1898.

Max von Forckenbeck. Ein Lebensbild von M. Philippson. Verlag von Karl Reißner. Dresden und Leipzig. 1898.

Das Philippsonsche Buch beruht theilweise auf noch unveröffentlichten Tagebüchern und Briefen hervorragender Politiker, aber bei der bekannten Unzuverlässigkeit jenes Geschichtsschreibers (vgl. Preuß. Jahrb. 55, 365) wird man im Allgemeinen eine bei Philippson stehende Notiz nur dann für richtig halten dürfen, wenn sie vermittelst einer anderen Quelle oder durch innere Wahrscheinlichkeit ihre Bestätigung findet. Durch Anmerkungen wie: „Dies Alles natürlich nach ganz authentischem Material“ oder: „Dies Alles nach der Korrespondenz in Forckenbecks handschriftlichen Mittheilungen und einigen uns von anderer Seite freundlichst vorgelegten Briefen“ möge sich der Leser nicht imponiren lassen. Eigentlich glauben darf man dem Verfasser der „Geschichte des preußischen Staatswesens seit dem Tode Friedrichs des Großen“ nichts; dazu arbeitet er viel zu unsolide: „Der Reichstag,“ so heißt es in der Forckenbeck-Biographie, „nahm . . . die früher wiederholt verworfene Erhöhung der Zölle auf Getreide, Holz und Vieh an; der Landtag übertrug die daraus erfließenden Mehreinkünfte auf die Kreise, das heißt hauptsächlich auf das flache Land und den auf diesem herrschenden Großgrundbesitz und führte dann die Börsensteuer ein. Quando dormitat pater Homerus, aber das Uebermaß seiner soporösen Zustände hat bewirkt, daß Philippson, der mit seinen 52 Jahren schon fast so viele Bücher geschrieben hat wie Ranke mit 90, kaum eine

Digitized by Google

einzige Leistung von Werth aufzuweisen vermag. Abgesehen von seiner Kritik- und Gedankenlosigkeit hat Philippson noch so ziemlich alle anderen Mängel, die einen Historiker disqualifiziren. Wenn der, wie Philippson sagt, „so streng urtheilende Ranke" als die wichtigsten Eigenschaften eines Historikers „Kritik, Penetration, Präzision" bezeichnet hat, so weist die Forckenbeck-Biographie diese Vorzüge so wenig auf wie historischen Sinn oder künstlerische Gestaltungskraft. Nicht eine Zeile steht in dem Buch, bei der man in Bezug auf den geschilderten deutschfreisinnigen Politiker ausrufen möchte: „So konnte nur er handeln und sprechen!" Aus diesen Gründen kommt der Lebensbeschreibung des wackeren und bedeutenden Forckenbeck leider nur ein geringes Verdienst zu; wir hätten dem verewigten Oberbürgermeister von Berlin ein würdigeres Denkmal in der Literatur gegönnt.

Ein Mann von ganz anderem Schlage als Philippson ist Ludolf Parisius. Sein Buch über Hoverbeck ist ernst, gediegen, männlich. Aber in einem Punkte sind sich Parisius und Philippson vollständig gleich: sie sind beide keine Geschichtsschreiber. Parisius hat sich in Vielem mit Glück versucht: in der Mathematik, der Jurisprudenz, der Politik, der Publizistik, der Poesie, jedoch als der Siebenzigjährige dann auch noch die Gunst Klios gewinnen wollte, hat er einen Korb erhalten. Hoverbeck war ein tüchtiger, einflußreicher Mann, dessen Andenken von seinen Parteigenossen mit Recht in Ehren gehalten wird, aber mehr nicht; für einen geschichtlichen Helden kann man ihn doch nicht gelten lassen. Wer ein mehrbändiges Werk über ein solches Sujet wie das Leben Hoverbecks schreibt, dem fehlt der historische Sinn, das Verständniß für die Dimensionen von Menschen und Dingen. Hoverbecks Leben wäre ein passender Gegenstand für einen Essay; ein voluminöses Werk vermag man schlechterdings nicht damit zu füllen. Deshalb erzählt Parisius tausend andere Dinge, die mit dem eigentlichen Thema wenig zu schaffen haben, und inmitten aller dieser nicht zur Sache gehörenden Geschichten kommen einem die Thaten und Erlebnisse des Titelhelden so vor wie karge Brocken, die in einer Brühe schwimmen. Der oben zitirte Band des Buchs (II, 1) handelt so ziemlich von der ganzen Geschichte Preußens in den Jahren 1862 und 1863; der Name Hoverbeck erscheint überhaupt nur sporadisch. Und was uns neben dem Biographischen geboten wird, das ist auch an und für sich, abgesehen davon, daß es nicht dorthin gehört, in einer unerträglich dilettantenhaften Weise behandelt. Der geistesklare Mathematiker Parisius hat in seiner historiographischen Thätigkeit keine Ahnung von dem, was er will; ohne die Methode der Geschichtswissenschaft zu kennen, schreibt er einfach darauf los und bietet seinen Lesern in konfusem Durcheinander bald Biographie, bald Geschichtserzählung, bald Materialsammlung. Auf jeder Seite hat man den unerquicklichen Eindruck, daß der Verfasser von seiner Arbeit nichts versteht; das Ganze ist wüst und schlechthin unlesbar.

Gleichwohl steht die Parisiussche Schrift entschieden über der Philippsonschen. Erstens ist Parisius eine Persönlichkeit, ein Mann von durch-

Digitized by Google

gebildeter politischer Ueberzeugung, der als solcher auch bei Andersdenkenden Achtung erwecken wird. Philippson dagegen ist wenig gesinnungsvoll und vor Allem, was für einen Geschichtschreiber doch absolut nothwendig ist, keine Persönlichkeit. Ferner hat Parisius mit großem Fleiß allerhand Material zur Geschichte der Konfliktszeit zusammengetragen, mit welchem er selber freilich nichts anzufangen weiß, das anderen Forschern jedoch höchst nützlich sein wird. Wenn man das Werk von Parisius unter den Gesichtspunkten seiner eigentlichen Bestimmung kritisirt, als ein wissenschaftliches Lesebuch, dann muß es als sehr schlecht bezeichnet werden, dagegen läßt sich der sogenannten Hoverbeckbiographie der freilich unbeabsichtigte Erfolg nicht absprechen, daß sie eine werthvolle Quellensammlung darstellt. Es ist eben eine alte Erfahrung, wenn ein tüchtiger Mann etwas angreift, so wird, wenn er es auch unglücklich angreift seine Mühe nie ganz verloren sein. Als ein Beispiel, ein wie gutes Hilfsmittel die besprochene Schrift stellenweise für das Studium der preußischen Geschichte ist, verweise ich auf einen wahrscheinlich schon wieder in Vergessenheit gerathenen Brief Wilhelms I. aus der Konfliktszeit, an Herrn von Saucken-Julienfelde gerichtet, der in der „Frankfurter Zeitung" von 1894 veröffentlicht worden war und den Parisius in sein Werk aufgenommen (S. 65.) und so für die Wissenschaft gerettet hat. Es heißt in diesem nach Form und Inhalt hochinteressanten Schriftstück u. A.: „Die Unteroffiziere sollen (nach dem Willen der Fortschrittspartei) Offiziere werden, nicht etwa wie dies Jedermann in Preußen seit 1808 werden kann, nämlich durch Ablegung eines und desselben Examens, sondern ohne diese Gleichmäßigkeit der Bildungsstufe zu beweisen, damit ein Chisma in den Offizierstand komme, damit Unzufriedenheit sich in demselben nach und nach einschleiche, damit die Demokraten nach und nach eine Offizier-Kaste für sich heranbilden können, die, weil sie weder gebildet noch durch Gesinnung gestählt, fest zum Thron stehen, für die Revolution zu gewinnen sind. Da von den jetzigen Offizieren die Treue und Aufopferung für König und Thron zu erwarten ist und durch dieselben diese Gesinnnng auf die Truppe verpflanzt wird, darum wird der Offizierstand in jeder erdenklichen Art und Form begeifert, und dann wundert man sich noch, daß der Offizier aigrirt wird und wirft ihm dies sogar noch vor!

Wenn man sich heute über die Dreyfusaffäre unterhält, hört man fast immer die Aeußerung, so etwas könnte bei unserem Offizierstand nicht vorkommen. Warum nicht? Weil König Wilhelm der Alte unsere erprobten militärischen Institutionen vor dem Ansturm des Radikalismus gerettet hat. Noch vor wenigen Jahren verlangte der Abgeordnete Richter im Reichstage das freie Avancement der Unteroffiziere. Nun wohl! Der Oberstlieutenant Henry war so ein frei Avancirter! Das preußische Offizierkorps ist abgeschlossen durch einen geistigen Zensus; es trägt einen aristokratischen Charakter; unter sich sind die Mitglieder, mögen sie Generale oder Sekondlieutenants sein, sozial gleich; wenn der Fähnrich

Digitized by Google

Lieutenant wird, dann sagt er stolz: „Mehr als Offizier kan
werden". In Frankreich setzt sich das Offizierkorps aus zwei
sozialen Schichten zusammen: den Zöglingen von Saint Cy
avancirten Unteroffizieren; die eine Schicht ist gebildet, die a
bildet. Verkehr, besonders Familienverkehr, findet demgemäß
Unter den geschilderten Verhältnissen vermag sich ein einheitlicher e
geist nur schwer zu entwickeln, und die feineren Bestandtheile des O
schweben beständig in Gefahr, von den roheren demoralisirt
Daß wir von dem gerühmten freien Avancement verschont geblie
einer der Gründe unserer Ueberlegenheit über Frankreich.

Literarisches.

Goethe und Maria Paulowna.

Am 24. Juni d. J. beging der Großherzog Carl Alexa
Enkel Carl Augusts, seinen 80. Geburtstag. Das Goethe- u
Archiv, die hochherzige Stiftung seiner ihm am 23. März 1897
Gemahlin Sophie, das ist dessen Leiter Bernhard Suphan
Mitarbeiter, die Herren Dr. Wahle, Fresenius und Schüddek
keine zartere Huldigung erdenken, als die Darstellung der B
seiner Mutter zu Goethe und damit auch zu Schiller und sein
Das von den Nachfolgern der Offizin H. Böhlaus prächtig a
Buch, zugleich deren Huldigungsgabe, ist zunächst freilich — so
wohl höfische Rücksicht — nur in hundert Exemplaren zur Ver
Großherzogs selber im Auftrage seines Enkels, des Erbgroßherzo
Ernst, des Besitzers des Archivs, gedruckt worden und entzieht
lich der Oeffentlichkeit.*) Wenn wir gleichwohl die Aufmerksam
lenken, so geschieht es wegen der Bedeutung dieser zwar nich
unbekannten, aber noch nicht so zu Hauf gebrachten „Urkunden
geistvollen Anmerkungen, mit denen sie ausgestattet sind. Hoffe
das Büchlein doch noch publici juris, bis dahin bliebe die Bo
Archiv selber zu erbitten.

Ueber den Eintritt der Kaisertochter, des „Lichts der Morg
wie Goethe, oder des „neuen Sterns aus Morgenland", wie
nannte, in Weimar hat vor Kurzem Ludwig Geiger in seinem B
Alt-Weimar" Kap. 4 manches Interessante gebracht, das zur
taugen mag. Damit auch das Theater bei den Huldigungen n

*) Zum 24. Juni 1898. Goethe und Maria Paulowna, Urkund
gegeben im Auftrage des Erbgroßherzogs Wilhelm Ernst von Sach
Hermann Böhlaus Nachfolger. 1898. 204 S. gr. 8°.

Digitized by Google

treten bliebe, mußte Schiller in aller Eile ein Festspiel verfassen und in vier Tagen gerieth ihm die „Huldigung der Künste", die am 12. November 1804 gespielt werden konnte. Es war zum Glück auch der Familie des schon dem Tode zuwelkenden Dichters, denn er hatte den Ton getroffen, der der vielseitig gebildeten und mit großen Mitteln Vieles fördernden Großfürstin außerordentlich wohl that. Alles was sie spricht, schreibt Schiller an Wilh. von Wolzogen, ist Geist und Seele. Und welch ein Glück, daß sie Deutsch versteht! (Sie schrieb es auch später, wie denn S. 60 fgd. zehn deutsche Briefe an Goethe vom 5. 7. 1816 bis 1. 1. 1824 abgedruckt sind, aber lieber französisch.) Denn so erst kann man sich ihr ganz zeigen wie man ist, und mit ihr möchte man so recht von Herzen wahr sein." Gewiß ein herrliches Zeugniß für die Mutter der Kaiserin Augusta. Ihre große Herzensgüte und Bescheidenheit spricht der französische Brief an Charlotte von Schiller aus (S. 68) der unmittelbar nach des Dichters Tode geschrieben ist. Darin:

> Vos enfants existent, Madame, et plus que jamais ils ont besoin de vous: voudriez-vous bien m'accorder la préférence sur tout autre pour remplir à leur égard vos intentions? Il me sera bien doux de recevoir de vous le soin d'un dépôt si précieux et de pouvoir vous prouver les sentimens sincères que je vous porte et que j'ai à jamais voués à votre époux.

Suphan weist im Schlußwort (S. 191 fgd.) darauf hin, daß man mit Unrecht den Preis ihrer werkthätigen Liebe in Goethes — mit Respekt sei es gesagt, doch etwas geschraubten dichterischen Zuschriften und devoten Briefen vermissen würde, da er ja in dem Maskenzuge von 1818, der Goethischen „Huldigung der Künste", sagt Suphan sehr glücklich, die von Herder gepredigte Humanität so schön erfüllt sehe.

Nach Allem, was wir von der vortrefflichen Fürstin hier erfahren, ist dem Schlußredner gewiß auch darin beizustimmen, daß sie, deren Verdienst bisher nicht in gleichem Maße anerkannt sei, wie das ihrer Vorgängerinnen Anna Amalie und Luise, als Hüterin edelster nationaler Güter, als Bewahrerin „der Weimarischen Idee"*) zu verehren sei.

Doch es muß hier genügen, nur noch kurz den Inhalt des Buches und die Hauptbearbeiter der Kapitel anzugeben.

1. Dichtungen Goethes für und an M. P. (Wahle) S. 1—10.**)
2. Briefe Goethes, 44 Stück, z. Th. sehr eingehende geschäftliche „unter-

*) Gott gebe, daß besagte „Weimarische Idee" auch allezeit als ein wirksames Ideal unser geistiges Leben befruchte und nicht zu einer leeren Vokabel und damit zu einem Spott herabsinke! —

**) Ich hätte den Stücken aus dem Maskenzuge d. 18. Dezember 1818 gern noch die Strophe vorangestellt, die Hempel 1 Bd. 2, 435 zu lesen steht, „der Abwesende dem Maskenfest. Zum 16. Februar 1818." Das war der Geburtstag der Großfürstin, geb. 1786.

Digitized by Google

thänigste Vorträge" S. 11—59 und 12 Briefe M. P.s S. 6
(Suphan.)
3. Zeugnisse gemeinsamer Thätigkeit und zwar 1. die Großher
freie Gewerkschule S. 73—109. 2. Das Lesemuseum S. 10
betreffend. (Schüddekopf.)
4. Die Weimarischen Kunstfreunde (WKF.) (Schüddekopf. Hier
hörte eigentlich auch G.s Brief Nr. 1, die Widmung des B
Hackert S. 13. Vgl. jedoch S. 182.) S. 123—126.
5. Maria Paulowna in Aeußerungen von Goethe, Schiller und
genossen S. 128—148 (Fresenius). Ein ungemein interes
Abschnitt, der jedoch noch mancherlei nachträgliche Ergänzungen
6. Nachwirken S. 151—153, besonders interessant der Brief L
an Freiligrath vom 31. 12. 1841. (Schüddekopf.)
7. Erläuternde Beigaben und Schlußwort S. 157—199, dazu Pe
Register 201—204. (Suphan.)*) K

Theodor Körner und die Seinen.

Unter obigem Titel bieten die Herren Dr. W. Emil Peschel
gründer des Körnermuseums der Stadt Dresden, und Dr. Eugen Wild
Gymnasialoberlehrer in Greifswald, ein zweibändiges, das gesamm
graphische Material zusammenfassendes Werk, das von dem Verlage
Seemann in Leipzig) mit vielen Abbildungen, Faksimiles und zwei
ausgestattet ward.**) Leider ist an keiner Stelle der Antheil des ein
des andern Verfassers deutlich. Die Einheit des Ganzen liegt,
Werth des 1885 von der Stadt Dresden übernommenen Muse
dem Familienhaften, das zu einer organischen Geschichte doch zu lü
oder richtiger zu jäh abgebrochen bleibt. Es kommt dazu, daß
unsere Literatur wichtigere Abschnitt, das Freundschaftsband des
Christian Gottfried Körners zu Schiller jedem Gebildeten längst v
für die Freunde des jugendlichen Helden (* 23. 9. 1791, † 26. 8.
gleichgiltig erscheinen kann, denn der freilich die poetische Forme
des jungen Dichters beherrschende Stil Schillers hat mit den pers

*) S. 177 zieht Suphan zur Erläuterung des Goethischen Sprüchleins
Zierlich Denken und süß Erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern
Strophen des Kanzlers Müller heran, die der Prinzeß Helene von Me
das ihr seltsam vorkommende „zierlich Denken" ausdeuten wollen,
Hand von Schillers Abhandlung über Anmuth und Würde zwar. „
soll darnach heißen „geschmückt mit Anmuth." Daran hat nun G
nicht gedacht, sondern wie S. 147 an die Delikatesse der Gesinn
„wenn ich es nicht um der Hoheit willen thäte, die es zu wünschen
ob sie gleich, nach ihrer leisen und zierlichen Art, nichts Entschiedenes

**) 1 Bd. 401 S. 2 Bd. 271 S. größtes Lexikon. 8°. Preis 12 Mk., geb

Digitized by Google

Beziehungen des Vaters wenig gemein, sie wäre dieselbe geworden, selbst wenn Schiller niemals das Haus des Freundes in Loschwitz betreten hätte. Theodor war ein Knabe von noch nicht 14 Jahren, als Schiller starb. Aber 1810 besorgte der Vater für Cotta die erste Ausgabe der sämmtlichen Werke Schillers und die damalige Jugend wußte bald ihren Schiller auswendig.

Was die Zugabe der Bilder betrifft, so müssen wir gestehen, daß wir von einem Verlage kunsthistorischer Werke und Zeitschriften etwas Anständigeres erwartet hätten, als diese billigen Autotypien. Nur das Titelbild des ersten Bandes macht eine Ausnahme, eine ansprechende Heliotypie nach dem schönen Standbilde Ernst Hähnels, das sehr glücklich den Vortrag des Liedes illustrirt: „Du Schwert an meiner Linken.“*)

Wir haben den Fleiß zu rühmen, mit dem die Herrn Verfasser das allmählich sehr angeschwollene biographische Material zu Hauf gebracht und gesichtet haben. Daß für manche Einzelheiten, besonders die letzten Lebenstage des jungen Lützowers betreffend, Schwierigkeiten bestehen, die von der Eitelkeit und Unwahrhaftigkeit Friedrich Försters geschaffen sind, ist bekannt, ebenso, daß die Texte keineswegs mit urkundlicher Treue von dem Vater und Beauftragten der Familie (zuerst Karl Ad. Friedr. Streckfuß, später Förster, der die Hempelsche Ausgabe besorgte) zum Abdruck gebracht sind. Die Herren Verfasser haben die peinlich genauen kritischen Untersuchungen meines verewigten Freundes Dr. Friedrich Latendorf († 1. 5. 1898 zu Schönberg bei Ratzeburg) wohl gekannt, ohne ihm immer die Ehre zu geben, die seine unbestechliche Wahrheitsliebe verdiente.

Ich gestehe übrigens, daß ich auch den hochverehrten Freund von einer übertriebenen literarischen Werthschätzung des unserer Jugend zusagenden Dichters nicht freispreche. Darüber kann man sehr verschiedener Meinung sein, einig sind und bleiben wir in der Bewunderung der heldenhaften Gesinnung, die getreu blieb bis zum Tode, dem schönen Soldatentode, für den, wie er gesagt hat, keiner zu gut ist. Xs.

Ueber deutsch-volkliches Sagen und Singen. Streifzüge im Gebiete deutschen Schrift- uud Volksthumes mit besonderer Rücksicht auf die deutsche Ostmark von Dr. Adolf Harpf. Leipzig, Verlag von Julius Werner. 148 S. Gr. 8°. Preis 2 Mark (1 Fl. 20 Kr.)

Der Verfasser unseres Büchleins bekennt sich zu dem literarischen Jung-Deutschland Oesterreichs, das aber mit Stolz auf die allgemeine

*) Ist die Eisenbraut auch nicht „wenige Stunden vor seinem Tode“ gedichtet, wie der Vater in der Ausgabe von „Leyer und Schwert“ drucken ließ, so ist doch bezeugt, daß er sie in seinem letzten Quartier, im Herrenhause zu Gottesgabe, am Abend des 25. August, vor seinen Genossen am Klaviere sang.

Digitized by Google

deutsche Geistesgeschichte zurückblicken darf, in der Oesterreich ei
hervorragende Rolle gespielt hat. Er folgt im Allgemeinen für die
Zeit der Geschichte der altdeutschen Dichtung von Khull (Graz
Unter der Rubrik „Deutschen Volkes Sagen“ erhalten wir zunächst
gedrängten Abriß der sogenannten deutschen Mythologie, leider n
seit Wagner Mode gewordenen Verhimmlung tiefsinniger Unverständlic
einer traurig lückenhaften Tradition. Da wird denn gar viel recht P
matisches schulmäßig wie sichere Wissenschaft behandelt, ich erwähn
nur den angeblichen Gott Phol, der auf unsicherer Lesung des
burger Verrenkungssegens beruht, vielleicht in einigen deutschen Orts
auch enthalten ist. Von einem „Riesenbaum“ der deutschen Myth
reden, heißt den Mund doch etwas zu voll nehmen. Man muß vi
von traurigen Bruchstücken, zersprengten Trümmern eines Baues
dessen Gestalt kaum zu ahnen ist.

Festeren Boden gewinnen wir im 2. Kapitel: „Deutschen
Singen.“ S. 25 fgd. Auch hier ist das Volksgemäße gegen die
und Schulpoesie gebührend hervorgehoben. Damit kommen wir wie
die Gesinnung heran, die den Ausgang der germanischen Studie
zeichnet, und die wohl am stärksten in Jacob Grimm ausgeprägt n
vor ihm freilich in Herder —, die demüthige Schätzung des Volks
als einer Emanation des göttlichen, die Verachtung des bloß Individ
des Eigenwitzigen. Im Volke, im sogenannten „gemeinen Mann“
alles Heil. Die Würdigung Herders (S. 28) wird man gelten lasse

Dagegen halte ich das Lob der Nibelungenstrophe S. 43 für
verkehrt. Die Strophe ist schon an sich eine gefährliche epische For
der Endreim bedingt leider hier so wenig ein „Zusammendräng
Gesagten“, daß er vielmehr zu leerem Ausflicken verleitet.

Die Proben aus Herders Volksliedern und Uhland sind gut ge
Weiter lehnt der Verfasser die landschaftliche Beschränkung ab, zu kate
jedoch. Jacob Grimm gönnte uns die Mundart noch wie den beq
Hausrock. Schade wär's doch auch um Hebels alemannische, K
pfälzische, Stielers oberbayerische Gedichte, um die reizenden Gstanzl
Schnadahüpfln! Auch das soll man nicht vergessen, welche Kra
Erfrischung für unsere „allgermanische Haupt- und Heldensprache“ (
eben in den Rinnsalen der Dialekte geschöpft wird. Wie Luthe
Goethe es machten, so dürfen wir es wohl auch noch.

Im 2. Buche handelt der Verfasser von Oesterreichs deutschvöl
Schriftthum. Im ersten Kapitel „Aus Oesterreichs deutschem Blü
alter“ darf er sich recht con amore in österreichischem Landespatrio
ergehen. In der That hat Oesterreich in der Lyrik die Führung.

*) Doch würde zu rathen sein, die wahre klassische „Plastizität“
einzugraben; so ein Unwort ist nicht einmal römisch, geschweige „vi
was selber nicht schön ist.

Digitized by Google

ist noch keineswegs so absolut sicher, daß der größte, Walther von der Vogelweide, eben ein Oesterreicher gewesen sei, nur, daß er hier die Kunst gelernt hat, aber dafür ist wieder der Dichter des Nibelungenliedes höchst wahrscheinlich ein Oesterreicher, nur nicht der von Kürenberg, wie Franz Pfeiffer phantasirte.

Die Behauptung S. 65, Niederdeutschland habe gar keinen Antheil an der Lyrik des Mittelalters, darf in dieser Allgemeinheit auch nicht bestehen. Ich erinnere hier außer an einen Grafen Lippe nur an den von Veldegge. Auch das „reine Mittelhochdeutsch" als literarisch gebotenes Idiom gehört in das Reich der Fabel, wie steif auch die Lachmannschüler der strikten Observanz sie festhalten mögen.

Auch dawider ist zu protestiren, daß der gute Walther bereits ein Anwalt des verschwommenen Humanismus und der Toleranz sei, der Juden und Heiden gleichwerthig mit Christen sind. Ein deutliches Bild von der Individualität Walthers, der besonders ausführlich behandelt ist, erhalten wir leider gleichwohl nicht. Freilich ist es bei solchen Herren Mode, gleich drauf los zu bewundern, ehe man eigentlich versteht. Hätten es doch lebende Dichter auch einmal so gut! Es thut mir Leid, auch in die stereotype Verurtheilung des höchst unsittlichen Ulrich von Lichtenstein nicht einstimmen zu können. Es sind dieselben Leute, die in Entzücken gerathen können, wenn von den reizend vorgetragenen Schweinereien des Boccaccio die Rede ist; hier, wo unendlich viel Kunst und Geist ist, sehen sie nichts.

Wir kommen zum „jungen Oesterreich" S. 89 fgd. Sehr brav gemeint ist Alles, was hier von Grillparzer, Anastasius Grün, Moritz Hartmann, B. Carneri (er lebt noch s. S. 110), Robert Hamerling und manchen tüchtigen jüngeren Dichtern*) vorgetragen wird.

Ich glaube, nicht das verjudete Wien, sondern die steirische Landeshauptstadt Graz ist augenblicklich die Hochburg der deutschen Literaturbewegung in Oesterreich. Noth thäte es, daß wir im Reich wieder mehr Fühlung mit diesen höchst ehrenhaften Bestrebungen gewönnen.

Wer eine Anzahl zum Theil sehr gewandter und talentvoller jüngster Dichter Oesterreichs will kennen lernen, dem nenne ich noch das Scheffel-Gedenkbuch, das Ad. Jarosch in Graz herausgiebt (Dresden, bei R. von Grumbkow).

Weimar, im September 1898.

Franz Sandvoß
(Xanthippus).

*) Irrthümlich wird Reinhold Fuchs ihnen zugerechnet, der ein geborener Chemnitzer, freilich ein warmer Freund der mißhandelten Deutschen im Kaiserstaate ist.

Digitized by Google

Digitized by Google

Weib gegeben worden ist, so heißt diese: „Aesthetische Weltauffassung.“ Danach wäre also die ästhetische Weltauffassung und in deren Folge die Fähigkeit künstlerischer Darstellung nicht Sache rein männlicher Begabung, auch nicht Sache der rein weiblichen; die Künstlerseele enthielte vielmehr Männliches und Weibliches in sich. Das künstlerisch begabte Genie wäre in gewissem Sinne Mann und Weib zugleich. Dem entsprechend schreibt auch Frau Ellen Key: „Ohne Zweifel besitzt das Genie oft etwas von der Eigenart des anderen Geschlechts.“ Hier möchte man sich auch an die italienische Schule der Lombroso und Genossen erinnern. Die behaupten bekanntlich, daß das weibliche Genie — eine George Sand und George Eliot z. B. — starke Abweichungen nach dem männlichen Typus in rein äußerlicher Beziehung, in Körper- und Gesichtsbildung aufweise. Diese Italiener betrachten das als eine Entartung, als eine Anormalität, und in ihrer naturalistischen Weise sehen sie die eigentliche Geistesbegabung und Seelenverfassung als eine Folge der körperlichen Bildung an, die eigentlich eine Mißbildung sei. Warum aber sollte man nicht umgekehrt, von einem psychologischen und spiritualistischen Standpunkte aus, die seelische Verfassung als das Primäre und Bedingende ansehen, und in der Mischung von Männlichem und Weiblichem nicht eine Anormalität, eine Entartung, sondern einen Höhepunkt, eine Vollendung erblicken? Warum sollte nicht gegenüber dem modernen Lombroso der alte Plato mehr im Recht sein, der im „Gastmahl“ tiefsinnig von einer Zeit erzählt, in der die Menschen nicht Männlein und Weiblein, sondern zugleich Mann und Weib gewesen seien. Dieses Menschengeschlecht aber sei so gewaltig und stark gewesen — es waren wohl eben vollendete Genies —, daß die Götter sich bedroht gefühlt hätten. Aus Furcht hätten sie jeden dieser Menschen getheilt, und seit der Zeit erst gebe es Mann und Weib. In solchem Lichte betrachtet, gewinnt auch Frau von Staëls Ausspruch eine ganz besondere Bedeutung: „Das Genie hat kein Geschlecht“.

Das Genie also ist zugleich Mann und Weib. Die Fähigkeit künstlerischer Darstellung setzt eine gewisse Mischung von Männlichem mit Weiblichem voraus. Der „reine Mann“ kann — nach Dreßler — groß sein auf dem Gebiete der „reinen Mathematik“. Er rechnet, ordnet, systematisirt, schematisirt, rubrizirt. Und das „reine Weib“, vorausgesetzt, daß dieser Typus in seiner ungefähren, annähernden Eigenart wenigstens möglich und zu finden ist?

Ich will bekennen, daß ich die obigen Bemerkungen in der Hauptsache im Hinblick auf eine Schriftstellerin geschrieben habe, die mir psychologisch eines der interessantesten Phänomene bedeutet, das mir in der Literatur je vorgekommen ist. Ich meine Frau Maria Janitschek. Sie nähert sich so ungefähr dem Typus des „reinen Weibes“. Sie ist bei Weitem die weiblichste unter allen weiblichen Autoren. Ihr Genie scheint nicht darin zu bestehen, daß sie zum Weiblichen noch etwas Männliches

Digitized by Google

angenommen hat, sondern das Weib in sich verdoppelt hat. Auch diesen Fall hat Frau Ellen Key vorgesehen, wenn sie schreibt, was ich übrigens so allgemein nicht möchte gelten lassen: „Auch das weibliche Genie verdoppelt sich, aber dadurch, daß es zwei Male Weib wird" (S. 61). Frau Janitscheks Bücher zeugen von einer unglaublichen Gefühlskraft und glühenden Phantastik. Rücksicht auf irdische Möglichkeiten, wirkliche Menschen und Verhältnisse kennt sie nicht. Suchende Sehnsucht und schweifende Ruhelosigkeit ist die Grundstimmung. Schon allein die Titel ihrer Bücher bezeugen es: „Verzaubert", „Irdische und unirdische Träume", „Lichthungrige Leute", „Pfadsucher", „Im Sonnenbrand", „Ins Leben verirrt", „Gelandet". Auf Frau Janitschek trifft genau die Schilderung zu, die Dreßler in dem zitirten Aufsatz von dem Weibe entwirft, die sich vom Manne, mit dem sie „Ein Fleisch" sein sollte, getrennt hat: „Das Fühlen irrt vom Verstande ab, dessen Gehilfin zu sein es einzig berufen war, und ergeht sich frei in den Wundern der Schöpfung. Vergessend, daß es bestimmt war, die kalte todte Wirklichkeit des Verstandes mit wärmendem Hauche zu beleben, mit den Blumengewinden Schönheit und Liebe die kahlen, starren Mauern der Verstandesgesetzlichkeit zu umranken, flattert es schrankenlos, willkürlich hinaus über alle Grenzen des Wirklichen, verliert Halt und Boden, und brütend über den unergründlichen Tiefen des Jenseitigen kommt es zu Fall." Auch das „zu Fall kommen" trifft auf Maria Janitschek zu. Sie nämlich hat ihren „Sündenfall" erlitten und zwar in der Novellensammlung „Vom Weibe".*) Dieses Buch ist unerhört schamlos, womit ich aber garnicht gesagt haben will, daß es auch nur ein bischen frech, lüstern, gemein wäre. Nach dem ruhelosen Schweifen durch alle Welt und dem unbefriedigenden Brüten „über den unergründlichen Tiefen des Jenseitigen", kann endlich einmal ein Moment kommen, in dem verzweiflungsvoll der bunte, verhüllende Mantel der Phantasie abgeworfen wird und die lodernde Gluth, die das Erotische mit rosigem Schimmer verschönt und verklärt, erkaltet: nackt bleibt dann das brutal Geschlechtliche übrig. Frau Janitschek hat jenen Moment wohl erlebt, als sie ihr eigentlich sehr tiefgründiges Buch „Vom Weibe" geschrieben hat.

Von ganz anderer Art ist Gabriele Reuter, die mit ihrem Roman „Aus guter Familie"**) starken Erfolg gehabt hat. So weit die Janitschek sich von der Wirklichkeit entfernt, so eng klammert sich die Reuter daran. Sie giebt die genaue, fast möchte man sagen: aktenmäßige „Leidensgeschichte eines Mädchens", der Tochter eines höheren Beamten, die natürlich, wie alle Mädchen, darauf veranlagt ist, Frau zu werden, die den Mann ersehnt mit einer Heftigkeit, die mit steigendem Alter zunimmt, ihn ersehnt aus Gründen der Liebe sowohl wie auch der Versorgung, und die den Mann nicht bekommt, zuletzt darum nicht bekommt, weil sie keine standesgemäße

*) Bei S. Fischer, Berlin 1896.
**) Bei S. Fischer, Berlin, 1897. Fünfte Auflage.

Digitized by Google

Mitgift in die Ehe zu bringen vermag. Das Buch ist der sogenannten Anklageliteratur zuzurechnen. In diesem Genre sind die schreibenden Frauen bekanntlich groß. Die Frauen, mehr Wille als Verstand, müssen immer etwas wollen, etwas fordern, etwas vertheidigen. Die Lust des „reinen Schauens", die Fähigkeit zu „interesseloſem Interesse", damit aber auch die Möglichkeit zu höchsten, tendenzloſen Kunstwirkungen ist ihnen fast stets versagt, auch der Reuter. Dafür besitzt sie aber jenen schönen Muth der gedrückten Frau, die in der Noth, wenn die Dinge auf die Spitze getrieben sind, die konventionellen Hüllen fallen läßt, jenen starken feurigen Muth, wo dann die Gluth des lange gedrückten Herzens aus den flammenden Augen lodert und der gerechte Zorn der gequälten Seele in anklagenden Worten über die bebenden Lippen springt.

Und nun, zum Dritten noch, ein neues Bild: Hans von Kahlenberg. Wie kommt Hans unter die Damen? Es ist nur ein pseudonymer Hans, dessen eigentlicher Name in Kürschners Literaturkalender als Fräulein Helene von Monbart verzeichnet ist. Als dieses Fräulein im Alter von nur fünfundzwanzig Jahren anno 1895 ihren ersten „großen" „sozialen Roman" in die Welt warf, um dann 1896 und 97 zwei ebenso „große" und „soziale" folgen zu lassen*), da setzte sie — möchte ich glauben — den „Hans" nicht nur wegen der bekannten Abneigung der vorurtheilsvollen Welt gegen „Blaustrümpfe" auf das Titelblatt, sondern sie kam sich wohl selber so als ein rechter „Teufelskerl" vor und sprach zu sich: „Warum bist Du nur eigentlich als eine Helene und nicht lieber als ein Hans auf die Welt gekommen"? Und entschieden und muthig, wie sie sicherlich ist — sonst nämlich schreibt man nicht in dem Alter und in der Frist drei soziale Romane — setzte sie sich vielleicht hin und taufte sich, mit Feder und Tinte, in Hans um.

Man glaube nun aber nicht, daß ich die Autorin verspotten will. Im Gegentheil, ich lege ihr meine Bewunderung zu Füßen und mache ihr ein Kompliment, indem ich erkläre: sie hatte ein Recht zu solcher Taufe. Es spricht wirklich ein starker, männlicher Geist aus ihren Büchern. Diese Bücher behandeln alle möglichen sozialen Probleme und Richtungen, Zustände und Geschehnisse: Anarchismus, Sozialismus, soziale und unsoziale Pastoren, Fabrikanten, Jubiläumsfeiern, Streiks.

Ueber alle diese Dinge redet Fräulein von Monbart mit wirklichem Sachverständniß; ja, noch mehr — das giebt ihren Büchern erst den künstlerischen Elan — sie steht in allen diesen Dingen mitfühlend. Und sie steht — das wieder hebt ihre Dichtungen auf eine hohe ästhetische Stufe — allen diesen Dingen unparteiisch, mit „interesseloſem Interesse," gegenüber. Der reiche Fabrikant ist ihr nicht nur das Scheusal in Menschengestalt. Sie macht aus ihm einen begreiflichen, ja einen noth-

*) „Ein Narr." 1895. „Die Jungen." 1896. „Misere." 1897. Sämmtlich bei Carl Reißner, Dresden und Leipzig.

Digitized by Google

wendigen Charakter. Ebenso aus dem antisozialen Superintendent
im Grunde der Seele so antisozial gar nicht ist und der dem
rabiaten jungen Theologen wohlwollend und wehmüthig zugleich v
„Ah diese jungen Leute . . . diese jungen Leute! Sie vergessen,
Kirche trotz ihres gesegneten und heiligen Ursprungs eine Institut
Fleisch und Blut ist, den Gesetzen der Körperlichkeit unterworfen
muß essen und trinken. Die Kirche ist selbst eine Macht, die alle
kratischste Macht. Eine Macht braucht Publikum," er wehrte
Hand einen Einwand des jungen Pfarrers ab — ein Schatt
Traurigkeit ging über sein rundes joviales Gesicht, das Bewußtse
alten, ewigen Widerspruchs zwischen dem Reich dieser Welt und de
nicht von dieser Welt ist. . . . „Das klingt Ihnen nicht gut. In
Alter drängt man sich zum Martyrium. Ich bin ein alter Mann
die Kirche ist viel älter noch — beinahe zweitausend Jahre alt
Hat dieser Superintendent nicht eigentlich auch Recht? Das ist
Schlimme für die nach Gerechtigkeit Suchenden, daß es so viele en
gesetzte Rechte giebt. Man achte auf die feine Parallele: „Ich
alter Mann — und die Kirche ist viel älter noch." Da ist in
Worten ein Zustand geschildert und zugleich in seiner Tragik — der
des Alters — begründet. Helene von Monbart ist überhaupt mei
in der Ausdrucksweise, in der Fähigkeit, mit wenigen Worten eine
stand oder ein Bild anschaulich vor uns zu stellen. Ein paar B

Ein Anarchist, der von Haus aus Metallarbeiter ist, wird so gesc
„Sie fuhr zurück vor dem Ausdruck in den Augen des Mannes .
ob aller Eisenglanz der ungeheueren Metallmassen ringsum sich re
und konzentrirte in zwei glühenden, lebendigen Pupillen. In diesem
blick fühlte sie deutlich den Dynamitarden". Oder sie stellt einen
Offizier und seinen „entarteten" „dekadenten" Sohn gegenüber: „C
ristische Repräsentanten zweier Generationen, zweier Zeitepochen, vo
die eine ganz abgeschlossen ist, stark, imposant, von einer augen
halbbarbarischen Thatsächlichkeit und Prosperität, und die andere no
schmerzliches, unruhiges, zielloses Werden, epigonisch, embryonisch
fruchtbare Herbstzeit, wie sie die große Natur braucht nach der Er
Athem zu schöpfen, den Acker zu düngen, den Keim zu senken".
folgende Szene: „Fahnen wehten, Kanonen donnerten, Glocken
Truppen zogen vorüber mit klingendem Spiel: riesige Leiber, noch
durch die hohen, seltsam geformten Blechmützen und federbuschum
Helme, Kavallerie in ihren grellbunten Uniformen, den Erdboden
machend unter dem rhythmischen Fall ihrer abertausend Pferdehufe, A
Mann, Roß und Geschütz, ein Einziges bildend von unbeschr
Präzision und Schrecklichkeit . . . Der Kaiser selbst in der weißen
du Korps-Uniform mit schwarzem blanken Stahlküraß und goldene
unter fliegendem Adler . . . hinter ihm die glorreichen Fahnen der

Digitized by Google

zerschossen und zerfetzt ... gegen Abend die ganze Riesenstadt aufflammend in elektrischem Licht, blauen und rothen Feuergarben wie der Schlußeffekt einer ungeheuren Opernszene."

Groß ist auch die Gabe psychologischer Beobachtung und Analyse. Sie schildert einen Kreis moderner junger Leute: „Was einer sprach, sich berauschend am Rhythmus seiner Stimme, neue malerische Worte findend in der Feuerfarbe der inneren Flamme, sich selbst übertreffend in immer kühneren Gedankensprüngen, genial für den Augenblick, von dieser entzückenden gefährlichen Genialität der Jugend und Leidenschaft, die dem Aufflackern eines Strohfeuers gleicht und die Kehle trocken und den Kopf wüst zurückläßt wie ein Rausch." Sogar in den Irrgängen der perversen fin de siècle-Erotik weiß sich diese junge Dame zurechtzufinden, wovon mehrere Stellen in „Die Jungen" Zeugniß ablegen (z. B. Seite 76, 86). Hervorheben muß ich noch eine Szene: Ein alter blinder Großvater hält sein todtes Enkelkind im Arm, das sich — ein blutjunges Mädchen — geschändet, zum Fenster hinausgestürzt hat. Ein furchtbarer Anblick, nicht wahr? Ein Maler, der die Beiden gut gekannt hat, wohnt der Szene bei. Was bedeutet sie ihm? — Ein Bild! „Georg Helmers war nach Hause gegangen, immer noch die hellen Thränen in den Wimpern. Aber die Augen unter den bethränten Wimpern leuchteten weltfroh und sieghaft. Er hatte sein Bild, das Bild, von dem er träumte, das in ihm träumte seit Jahren. Er malte es schon, probirte die Stellungen, disponirte Lichter. ... Er war glücklich." („Die Jungen" Seite 108.) Diese Szene ist so wahr, so entsetzlich wahr. Denn so ist die Kunst, so grausam, so thronend über allem Leid, so Schmerz und Tod triumphirend in Glück und Leben verwandelnd!

Ich glaube nicht, daß ich auf Fräulein Helene v. Monbart noch mehr Lob schütten könnte. Mit allem diesem Lobe will ich natürlich nicht gesagt haben, daß sie nun die größte Schriftstellerin ist, die unsere Zeit hat. Ich könnte manches Unreife und sogar Komische an diesen Büchern aufdecken. Aber wozu? Wenn das Fräulein inzwischen zugenommen hat an Kunst und Verstand, d. h. an Kunstverstand, wird sie Manches davon sicherlich selber empfinden. Mir bedeuten diese Bücher eine Verheißung. Wenn diese erfüllt wird, dann allerdings werden wir, nach zehn Jahren vielleicht, in Deutschland einen Künstler ersten Ranges mehr haben. Ich schreibe absichtlich Künstler, nicht Künstlerin; denn — das Genie kennt eben kein Geschlecht.

Berlin-Steglitz. Max Lorenz.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

17. Septemb

Kaiserin Elisabeth †.

Heute wurde unsere Kaiserin, die am 10. September in Ge
schwerer Erkrankung Erholung suchend, von einem blindwüthenden An
getödtet worden war, in der Gruft der Kapuziner beigesetzt, je
scheidenen, vom Kaiser Mathias für sich und die Kaiserin
errichteten Begräbnißstätte, in der mit Ausnahme des im Mausol
Graz ruhenden Ferdinand II. alle Regenten aus dem Hause Habsbu
nahezu alle Erzherzoge und Erzherzoginnen den letzten Ruheplatz g
haben. Der deutsche Kaiser und mit ihm die Fürsten des Reiches o
Erben, Könige und Kronprinzen, Gesandte und besondere Vertret
europäischen Staaten gaben ihr das Geleite auf dem letzten W
drückten dem in wahrem, tiefem und edlen Schmerze trauernden
und seiner Familie ihr Mitgefühl und den Abscheu vor der Mordt
die Niemand außer jenen Bluthunden zu begreifen vermag, die
grauenhaftesten Formen des Wahnsinns zu einer unheilvollen Se
bunden hat. Das schwarze Thor hat sich geschlossen, der Guard
Kapuziner hat, wie es die Hofgesetze vorschreiben, den Schlüssel des
an sich genommen, der die irdischen Ueberreste einer Nachfolgerin
Theresias enthielt, Tausende der schönsten und künstlichsten, ab
schlichter und volksthümlicher Blumengewinde thürmen sich in und
düstern Räumen, die Thränen fließen sanfter, Klagen und Verwünsc
gehen über in ernstes und leidenschaftliches Verlangen nach dem
unserer Fürsten und Fürstinnen, die wehrlos dem tückischen Angr
gefährlichsten Narren ausgesetzt sein sollen, während Alles, was
Waffen zu führen vermag, jede Stunde bereit ist, für sie das Leben zu la

Aber die Frage der Bekämpfung des Anarchismus, dieser hä
aller geistigen Krankheiten, von denen die Menschheit schon befallen
ist, die durch den Mord an unserer Kaiserin in Jedermanns Mun
wurde, vermag das Interesse der Ueberlebenden nicht so ausschlie
Anspruch zu nehmen, als man hätte erwarten müssen; nament
Oesterreicher sind von ihr abgelenkt durch die aufs Höchste gesteigert

Digitized by Google

nahme für die gemordete Kaiserin selbst. Nicht der Mörder, nicht die That, nicht die begleitenden Umstände derselben, nicht der Anarchismus beschäftigen Geist und Gemüth der Gebildeten, sondern die Persönlichkeit der Kaiserin, die unter den Schatten des Todes plötzlich in einem helleren Lichte erscheint, als da sie unter den Lebenden weilte, abseits, so weit als möglich abseits von dem Gewühle, in dem die freche Neugierde ihre Triumphe zu feiern pflegt. Trotz der strengen Diskretion, die sich ihre Umgebung auferlegt hat und noch auferlegt, dringen Mittheilungen über ihren Charakter und ihr inneres Wesen in die Oeffentlichkeit, die ein freudiges Staunen hervorrufen, denn es ist zu erkennen, daß es geistige Bedeutung war, was sie andere Lebenspfade aufzusuchen veranlaßt hat, als sie den Gekrönten vorgezeichnet sind, daß sie die Welt der Höfe geflohen hat, weil sie dieselbe nur zu richtig erkannt hatte, daß sie die Einsamkeit gesucht hat, weil sie auf einer Höhe der Weltanschauung und geistigen Reife stand, zu der kein Kammerherrenschlüssel und kein Sternkreuz der Palastdamen den Zugang erschließt, sondern nur jene Himmelsgabe, die alle hochgesinnten Menschen verbindet, wo immer ihre Wiege gestanden sein mag: der Zauberstab der Genialität. Die wenigen Tagebuchblätter, die Dr. Christomanos, der Begleiter und Vorleser der Kaiserin, bis jetzt veröffentlicht hat, waren inhaltreich genug, um den Enthusiasmus, der aus ihnen spricht, auch kühleren Naturen begreiflich zu machen. Wer die Kaiserin in den Tagen, in denen sie sich noch nicht den Pflichten der sogenannten Repräsentation entziehen zu dürfen glaubte, zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, konnte kaum die entsprechenden Worte finden, um den Eindruck ihrer Erscheinung, ihres Auftretens, des unmittelbar ihrer Natur entspringenden, wahrhaft königlichen Wesens wiederzugeben; ein einziger Blick in ihr Seelenleben genügt, uns von der ewigen Wahrheit zu überzeugen, daß geistige Größe jede irdische überragt, daß das einst so frohe, einfache, fast hausbackene Wittelsbacher Kind in der Schule des Lebens, die nirgend so schwere Aufgaben stellt, als im Umkreis der Throne, zu einer Tiefe des Empfindens und einer Weite des Denkens gelangt ist, die sie uns noch königlicher erscheinen läßt, als sie jemals unter den Kaisern und Königen, Eminenzen und Durchlauchtigkeiten im Strahlenkranze des Diademes erschien. Wer in der Erkenntniß der Psyche das höchste Ziel, den nachhaltigsten Genuß des Forschers schätzt, der empfindet ein heißes Verlangen, mehr und mehr von der hohen Frau zu hören, die ihre Juwelen verkauft hat, um Kunstwerke schaffen lassen zu können, und während der Beschäftigung mit Tolstoi, Gerhard Hauptmann und Ibsen die Anregung in sich fand, Shakespeare ins Griechische zu übersetzen. Und doch möchte man den Wunsch, es möge eine eingehende Schilderung ihres Lebens und Seins veröffentlicht werden, fast zaghaft zurückdrängen; man hat zu viel Liebe für sie im Herzen, um nicht ihre Abneigung gegen die Berührung mit der platten Neugierde zu begreifen. Es müßte ein Buch

Digitized by Google

sein mit jenen sieben Siegeln, die keine gemeine Seele öffnen kann, ein Buch für die Exzellenzen ohne Hofrang, ein Buch für die kleine Gemeinde derer, die ein Wesen von so kaiserlicher Art verstehen können!

* * *

19. September.

Der schwergeprüfte Kaiser hat zu seinen Völkern gesprochen und die Worte seines Manifestes lauten anders, als er sie sonst zu wählen gewohnt war. Welcher merkwürdige Entwicklungsgang spiegelt sich in den Aeußerungen eines Monarchen ab, der fünfzig Jahre lang sein schweres Amt mit immer ernster stimmenden Gesinnungen verwaltet, die härtesten Schicksalsschläge ertragen, die qualvollsten Enttäuschungen erlebt hat und nun durch den häßlichsten Mord der Gefährtin sich beraubt sieht, die ihm stets dann am nächsten stand und am tapfersten zu ihm gehalten hat, wenn er am schwersten leiden mußte! Es würde ein werthvolles Blatt der Geschichte sein, das uns einst Kunde gäbe von der Stellung der Kaiserin Elisabeth zu ihrem Gemahl als Regenten, aber es wird schwerlich geschrieben werden. Der Kaiser hat sie geliebt und geehrt und wird ihr Gedächtniß ehren nach seiner Art, aber er wird schweigsam und zurückhaltend bleiben nach ihrer Art, wo es sich darum handelt, jene Schranke zu achten, welche die Eigenart der Kaiserin um ihr persönliches, von Rang und Beruf losgelöstes Dasein aufgerichtet hat. Auf das Bestimmteste sind durch die Worte des Kaisers jene Gerüchte widerlegt, die ihm die Absicht, der Krone zu entsagen, zugeschrieben haben. „Aus der unwandelbaren Liebe Meiner Völker" schließt Franz Joseph den Dank für die Antheilnahme derselben an seinem Schmerze, „schöpfe Ich nicht nur das verstärkte Gefühl der Pflicht, auszuharren in der Mir gewordenen Sendung, sondern auch die Hoffnung des Gelingens. Ich bete zu dem Allmächtigen, der Mich so schwer heimgesucht, daß Er Mir noch Kraft gebe, zu erfüllen, wozu Ich berufen bin. Ich bete, daß Er Meine Völker segne und erleuchte, den Weg der Liebe und Eintracht zu finden, auf dem sie gedeihen und glücklich werden mögen."

Von politischen Folgen der wahnsinnigen That von Genf, die in einem Regierungsakte Ausdruck finden würden, kann nicht gesprochen werden. Dem Zartsinne und feinen Takte des Kaisers liegt es gewiß am allerfernsten, eine Aenderung der politischen Zustände seines Reiches durch einen Appell an das Mitgefühl erzielen zu wollen. Er, der für sich nichts mehr zu hoffen und nichts zu fürchten hat, war schon in den ersten Stunden, die er wieder den Staatsgeschäften widmete, darauf bedacht, Anderen ein Tröster zu sein und lange gehegte Hoffnungen zu erfüllen: er sanktionirte die vom Reichsrathe bereits beschlossenen Gesetze über die Erhöhung der Beamtengehalte und setzte ihre Wirksamkeit schon auf den 1. Oktober fest. Das gute Herz des Kaisers, das in dieser spontanen edlen Handlung sich neuerdings unverkennbar geäußert hat, wird in den

Digitized by Google

n Tagen ohne Zweifel auch frei von dem Verdachte geworden sein, die Treue und Anhänglichkeit der deutschen Unterthanen von den mentarischen Kämpfen berührt worden sei, die sie gegen die Maßen der Regierung geführt haben. Der Kaiser wird sich davon überzeugen, daß die Stellung der Deutschen in seinem Reiche Veränderungen esetzt ist, die nicht ohne Aufwühlung der nationalen Gefühle vor sich können, seine reiche politische Erfahrung aber wird ihn belehren, daß Grundzug des deutschen Wesens, der es zur gesicherten Stütze der rchischen Staatsform macht, auch durch die heftigsten Parteikämpfe ausgetilgt werden kann.

Es wurde in diesen Tagen der schmerzlichen Erregung auch in den organen fast aller Parteien die Frage aufgeworfen, ob das tragische gniß, von dem das Kaiserhaus und mit diesem auch alle Völker Oester-Ungarns betroffen worden sind, auf die Entwickelung der inneren, schen Zustände der Monarchie einen Einfluß üben werde? Nichts e bezeichnender für die Auffassung sein, die man bei uns zu Lande Politik hat, wie sehr bei uns Gefühlsäußerungen die Erwägung von und Bedürfniß übertönen! Haß und Hoffarth spielen im Kampfe er Nationalitäten eine so hervorragende Rolle, daß man sich wohl Ansicht zuneigen könnte, die Gemüthserschütterung, der alle weicher amten Naturen unterworfen waren, könnte eine Milderung der Leidenen hervorrufen und einen Grad von Versöhnlichkeit erzeugen, der allmählichen Entwirrung der parlamentarischen Verhältnisse förderlich würde. Die Frage ist jedoch auf jener Seite, gegen die sie zunächst gesein mußte, bereits mit aller Entschiedenheit verneinend beantwortet worden. Tschechen haben in mehreren, nicht mißzuverstehenden Erklärungen zu nen gegeben, daß sie aus ihrer Angriffsstellung gegen die Deutschen einen Schritt zurückzuweichen gedenken. Sie bestehen auf dem Scheine, hnen Graf Badeni leichtsinnig ausgestellt hat, und behaupten das der Gleichheit aller nationalen Ansprüche, ohne sich auf eine Erung des Bedürfnisses nach dieser formalen Gleichheit einzulassen und Rücksicht auf die Frage zu nehmen, ob dieselbe mit den Interessen Staatsverwaltung vereinbar ist und ob ihre Durchführung nicht viel- zum Unrecht wird, weil sie den Deutschen in Böhmen in ihrer Getheit eine unerträgliche Last aufbürdet, dagegen auf tschechischer Seite einer geringen Zahl von Beamten eine größere Auswahl von Stellen dabei die Gelegenheit zu agitatorischer Wirksamkeit bietet. Sie wollen einmal den Deutschen beweisen, daß sie die Herren der Situation und sich für die Zurücksetzung rächen, die nach ihrer Ansicht dem chenvolke seit Jahrhunderten widerfahren ist. Die Deutschen sollen büßen, daß die deutschen Habsburger nicht in die Fußstapfen Podieund der Jagellonen getreten, sondern bestrebt gewesen sind, ihrer macht das Gepräge eines einheitlich verwalteten Staates zu geben, sie

Digitized by Google

sollen dafür büßen, daß Ferdinand II. und seine Nachfolger nach der böhmischen Rebellion im dreißigjährigen Kriege sich bei diesen Bestrebungen auf dieselben katholischen Deutschen gestützt haben, mit denen sie die Rebellion zu Boden geschlagen haben. Sie vergessen dabei, daß auch der Sieg des Winterkönigs und seiner Partei am weißen Berge kein Sieg der tschechischen Nation geworden wäre, sondern dieselbe in eine noch größere Abhängigkeit von einer deutschen Dynastie und deren politischen und religiösen Anhängern gebracht hätte, als ihnen der erzwungene Anschluß an das Haus Habsburg auferlegte.

Wo die Tschechen hassen, da kann der Deutsche allein nicht lieben, er kann sich die Bedingungen seiner Existenz in Böhmen nicht einseitig von den Tschechen diktiren lassen, um so weniger, als er sich bewußt ist, daß gerade die Stärkung des deutschen Elements in Böhmen die Herrschaft der Dynastie in diesem Königreiche befestigt hat und daß eine fortgesetzte Rückbildung der während nahezu drei Jahrhunderten ausgebildeten Verwaltungseinrichtungen eine Lockerung des einheitlichen Gefüges der Monarchie unaufhaltsam nach sich ziehen müßte. Der Deutsche kann an seinem Leibe nicht weiter experimentiren lassen, denn dessen Kraft und Gesundheit ist für Oesterreich und für das Kaiserhaus jedenfalls wichtiger und weniger entbehrlich, als die Befriedigung der Großmachtsgelüste der Tschechen. Die Sprachenverordnungen Badenis aber, an denen das Ministerium Thun keine wesentliche Aenderung vornehmen will, sind auf nichts Anderes gerichtet, als auf die Schwächung der im geschlossenen Gebiete wurzelnden Kraft der Deutschen in Böhmen und deshalb sind sie unerträglich, dem Staate und der Dynastie schädlich.

Ueber diese Thatsache kann kein Gefühl hinwegtäuschen; die Deutschen dürften sich die Sprachenverordnungen nicht gefallen lassen, wenn die Tschechen auch ebenso liebenswürdig, bescheiden und schmeichelnd mit ihnen umgehen würden, wie sie heute absprechend, rücksichtslos und verletzend hochmüthig gegen sie auftreten. Die Opposition gegen die Bestellung tschechischer Beamten auf deutschem Boden und gegen den Zwang zur Erlernung der tschechischen Sprache kann von den Deutschen niemals aufgegeben werden; ein Anderes ist es, ob die Bethätigung dieser Opposition nur in der Form der Obstruktion Erfolg haben kann, vor Allem, ob die Deutschen in Oesterreich insgesammt keine andere Aufgabe mehr haben, als das Parlament bei seiner Unthätigkeit zu erhalten, ob sie den absolutistischen Tendenzen der Militär- und Feudalpartei in die Hände arbeiten und ihren eigenen Einfluß auf alle anderen staatlichen Funktionen untergraben sollen. Dies werden die Abgeordneten der deutschen parlamentarischen Vereinigungen bei Wiedereröffnung des Reichsrathes, die in den nächsten Tagen stattfindet, allen Ernstes zu erwägen haben.

Dem Reichsrathe werden vor Allem die Vorlagen für den Ausgleich mit Ungarn unterbreitet werden. Diesen gegenüber sollen alle Parteien

Digitized by Google

des Hauses ihr Urtheil aussprechen können; eine voreilige Verhinderung der parlamentarischen Verhandlung über den Ausgleich durch Obstruktion kann unmöglich im Interesse der Deutschen liegen, solange die Annahme gestattet ist, daß es im Reichsrathe überhaupt keine Majorität für ein die westliche Reichshälfte benachtheiligendes Ausgleichsgesetz giebt. Die Annahme der ungarischen Anträge nöthigenfalls durch die letzten Mittel zu verhindern, welche die Geschäftsordnung einer starken Opposition in die Hand giebt, kann vielleicht gerechtfertigt werden, die Unterdrückung der vorhergehenden Meinungsäußerung niemals. Was man über diese Frage in manchen Parteiblättern lesen muß, beweist einen Mangel an politischer Schulung, die man nur aus der Jugendlichkeit der deutschnationalen Bewegung und aus der auch bei den Deutschen vorwaltenden Gemüthsaffektion erklären kann. Nichts scheint für temperamentvolle Naturen schwieriger zu erringen zu sein, als die Ueberzeugung, daß der politische Werth eines Volkes oder auch einer Volkspartei nicht allein von der Stärke des Wollens und Begehrens, sondern noch weit mehr von der richtigen Abschätzung der zur Verfügung stehenden Kraft und von der Bedeutung der eigenen Leistung abhängt. Ruhmredige Selbstanpreisung kann im politischen Kampfe keine Wirkung haben: „deutsche Art" in Reden und Artikeln zu erheben, mit Begeisterung von den Erfolgen der Stammverwandten zu sprechen, ist die Sache der Jünglinge, die sich für die Aufgaben des Lebens vorzubereiten haben. Politik wird nur von Männern gemacht und diese sollen wissen, daß die Entscheidung in dem Widerstreit der realen Mächte dem schärferen Blick für die Schwäche des Gegners, der Ausnützung des günstigen Augenblicks und der Vereinigung der Kräfte auf ein erreichbares Ziel zufällt. Wir wiederholen unsere Behauptung, daß die Vermengung des nationalen Streites in Böhmen mit der Verhandlung über den Ausgleich mit Ungarn unklug und zwecklos ist. Sie könnte nur dann eine politische Aktion bilden, wenn die Deutschen bereit wären, um den Preis der Aufhebung der Sprachenverordnungen für die Ausgleichsgesetze zu stimmen. Das können und dürfen sie nicht: daher kann auch die Ausgleichsverhandlung keinen Hebel bilden, um die Tschechen aus ihrer gegenwärtigen Position zu entfernen. Man lasse die Majoritätsparteien über den Ausgleich zu Worte kommen — daran wird die Majorität zerschellen oder es wird sich erweisen, daß die Begünstigung der Tschechen der Regierung nicht den geringsten Vortheil bringt. Bis dahin können die Deutschen ihr Pulver trocken halten. Ihre Zeit kommt sicher und um so rascher, je ruhiger und gelassener sie die Ereignisse an sich herankommen lassen. Man muß uns brauchen, man muß unser Wissen und Können im Parlamente brauchen! Ohne Parlament regiert man mit Beamten und Soldaten; wenn sie mundtodt sind, gelten die Deutschen nicht mehr als Tschechen und Polen. —

*

Digitized by Google

Der Mord-Anarchismus und die Mittel seiner Bekämpfung. Die Rede des Kaisers in Oeynhausen. Die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause. Der russische Abrüstungs-Vorschlag.

Als die Kunde von der gräßlichen Ermordung der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich eintraf, schlug ich den Jahrgang 1894 unserer „Jahrbücher" auf und las nach, was damals im Augustheft bei der Nachricht von der Ermordung des Präsidenten Carnot gesagt worden war. Die Welt steht leider, was die moralische Krankheit dieses Mordfanatismus betrifft, noch genau auf demselben Punkt: wir könnten einfach, was damals gesagt worden ist, heute von Neuem abdrucken und brauchten nur die Namen darin zu ändern.

Damals wie jetzt hat man nach internationalen Maßnahmen gerufen. Aber jetzt wie damals sieht man ein, daß auf diesem Wege nichts zu erreichen ist; ja schlimmer als das, diese verkehrte Forderung lenkt ab von demjenigen, was allein einen gewissen Erfolg haben könnte. Nicht neue Gesetze und Bestimmungen, am wenigsten internationale, sind im Stande, den Anarchismus zu unterdrücken: allein eine wohlüberlegte und energische Thätigkeit der Polizei und der Gerichte in jedem einzelnen Staat kann einigen Schutz gewähren. Hierauf also ist die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung zu lenken, damit sie Schmach und Schande rufe über diejenigen Regierungen, die es an der rechten Sorgfalt und vollen Thatkraft in der Bekämpfung der unheimlichen Sekte haben fehlen lassen. Wenn dann erst jede einzelne Regierung ihre Pflicht thut, ergiebt sich das praktische internationale Zusammenwirken von selbst.

Eine angesehene Berliner Zeitung empörte sich bei der Nachricht der neuen anarchistischen Unthat, daß diese Anarchisten jahraus, jahrein ganz offen bei uns ihre Versammlungen halten dürften. Falscher konnte die Entrüstung wirklich nicht angebracht werden. Gerade diese öffentlichen Versammlungen sind in jeder Beziehung das bestdenkbare Hilfsmittel gegen den Anarchismus. Zunächst geben sie der Polizei Gelegenheit, alle die Anhänger der gefährlichen Ideen von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Kennt man sie erst und merkt, wer die regelmäßigen Besucher dieser Versammlungen sind, so kann man ihren Spuren weiter nachgehen und sie beobachten. Aber das ist noch der geringste Vortheil, den das öffentliche Versammlungsrecht dieser Leute bietet. Kämen sie im Geheimen zusammen, was ja nie völlig zu unterdrücken ist, so würden sie da ihre letzten und eigentlichen Ideen zum Ausdruck bringen, ihren Fanatismus durch gegenseitiges Zusprechen auf den höchsten Grad steigern, jungen Leuten, die zu ihnen gerathen, die wildesten Vorstellungen erwecken von Großthaten, die sie ausführen können, um den Märtyrerruhm zu erwerben. Alles das ist in öffentlichen Versammlungen ausgeschlossen. Die Versammlungen sind polizeilich überwacht und unsere Gesetze bestrafen die

Digitized by Google

Aufforderung zu strafbaren Handlungen, ja bei Dynamit-Verbrechen schon das „Anpreisen oder als etwas Rühmliches Darstellen" auf das Strengste. Die Redner hüten sich also von vornherein, von der „Propaganda der That" zu sprechen, oder wenn es stattfindet, so wird der Schuldige sofort unschädlich gemacht.

Die Anarchisten spielen daher in ihren öffentlichen Versammlungen die Rolle von Leuten, die ihren eigenen Grundsätzen nicht nachzuleben wagen. Sie sind moralisch gelähmt. Niemand wird einen besonderen Fanatismus erregen, bei dessen Rede der Hörer empfindet, du möchtest wohl Andere zur That aufreizen, hast aber selbst nicht einmal die Courage, zu sagen, was du meinst. Nicht die Lehren des Anarchismus als solche sind ja das eigentlich Gefährliche, dazu sind sie viel zu absurd, sondern die Reizung der bösen Leidenschaften der Menschen. Auf die bösen Leidenschaften aber wirkt nur, wer selbst Leidenschaft zeigt. Ein Anarchist, der mit kühler, künstlicher Abwägung seiner Worte spricht, arbeitet schon nicht mehr für die Propaganda der That. So hebt ein öffentlicher Anarchismus so zu sagen sich selber auf — vorausgesetzt, daß Polizei und Gerichte klar und energisch genug sind, sich nichts vormachen zu lassen und auch versteckte und verkleidete Aufforderungen zum Verbrechen zu packen und zu ahnden. Das ist der Punkt, auf den Alles ankommt, wo Gesetze und internationale Vereinbarungen werthlos sind, und die Praxis, gestützt auf die öffentliche Meinung, Alles macht. In Deutschland haben wir da über keinen Mangel zu klagen: es geschieht eher hie und da zu viel. In der Schweiz dürfte es anders stehen. Darum muß ganz Europa den Schweizern so lange mit Vorwürfen zusetzen, bis sie eine strengere Praxis angenommen haben. Nach der jüngsten fürchterlichen Erfahrung wird das kaum noch nothwendig sein.

Wer diesen Gedankengang billigt, wird die politische Ueberlegung der Blätter, die die Unterdrückung der öffentlichen Anarchistenversammlungen forderten, nicht gerade hoch einschätzen. Charakteristischer Weise war es eine Zeitung, die „Berliner Neuesten Nachrichten", die auch alle die Maßregeln, die das Polenthum unterdrücken sollten und es thatsächlich so außerordentlich gefördert haben, immer aufs Heftigste befürwortete. Zum Glück hat sich bei der Anarchistenfrage die Regierung durch solchen Fanatismus nicht einschüchtern lassen.

Der Anarchismus steht in seinem Personalbestand und in seiner historischen Entwickelung in einem engen Zusammenhange mit der Sozialdemokratie. Man darf es daher nicht ablehnen, wenn abermals eine anarchistische Greuelthat uns gezeigt hat, welche Gefahren die heutige glänzende und stolze Kulturwelt umlauern, auch zu untersuchen, ob etwa hier gewisse Quellen des Verbrecherthums zu finden sind, die man verstopfen könnte. Die Sozialdemokraten weisen das von vornherein zurück, da sie ganz und gar nichts mit dem Anarchismus zu thun hätten; ihre Lehre sei das direkte

Digitized by Google

Gegentheil: jener wolle den Staat mit seiner öffentlichen Gewalt abschaffen; der Sozialismus wolle umgekehrt die Funktionen und die Gewalt des Staates bis aufs Aeußerste steigern; der Anarchismus sei daher vielmehr die extremste Ausbildung des individualistischen Liberalismus als des Sozialismus.

Diese Argumentation ist theoretisch ganz richtig, trifft aber nicht den entscheidenden Punkt. Nicht auf die abstrakte Doktrin kommt es an, sondern auf die praktische Thatsache, daß Sozialdemokraten und Anarchisten beide in der extremsten Opposition gegen den heutigen Staat stehen und einen leidenschaftlichen Haß gegen ihn und gegen die herrschenden Gesellschaftsklassen nähren. Aus diesem Haß, nicht aus der Theorie, entspringen die Verbrechen. Ob die Sozialdemokraten als moralisch Mitschuldige an den anarchistischen Unthaten zu betrachten sind, hängt nur davon ab, ob man sagen kann und darf, daß ihre Verhetzung bösartig genug ist, um zum Verbrechen zu treiben.

Ich glaube, die Frage ist damit scharf genug gestellt, aber es scheint mir unmöglich, sie ehrlicher Weise mit Ja zu beantworten. Gewiß führen die sozialdemokratischen Redner und Blätter manch scharfes Wort im Munde und hier und da z. B. bei Streiks, führt die Reizung auch wohl zu Thätlichkeiten und selbst zu Verbrechen. Aber es liegt wenigstens in Deutschland nicht das Geringste vor, was gestattete, die sozialdemokratische Agitation mit den anarchistischen Unthaten in Beziehung zu setzen. Die Sozialdemokratie ist in ihrem Ton, je mehr sie äußern Erfolg gehabt hat, immer milder geworden — nur der völlig Verblendete, der die Wahrheit nicht sehen will, kann das leugnen. Sie hat überdies ein offenbares Interesse daran, daß ihre Entwickelung in Deutschland nicht durch irgendwelche Gewaltthätigkeiten gestört werde. Die sozialdemokratische Presse hat ganz mit derselben Entrüstung und in ganz ähnlichen Ausdrücken wie die bürgerliche das Genfer Verbrechen verdammt und verurteilt. Eines ihrer Blätter ist so weit gegangen, sich denen anzuschließen, die die Wiedereinführung der Prügelstrafe fordern. Ob die Sozialdemokratie aus einer revolutionären Partei sich in eine Reformpartei einmal verwandeln wird, darüber mag man streiten. Unbestreitbar aber ist, daß, so wie sie unter der Zucht der deutschen Gesetze sich heute und seit Jahren in Deutschland verhält, ihr irgend eine Gemeinschaft mit der anarchistischen Politik des Mordes nicht nachgesagt werden kann. Dies auszusprechen fordert nicht nur die Gerechtigkeit, sondern auch die politische Klugheit. Denn es ist ganz klar, daß, wenn wir uns irgend welche Maßregeln dächten, die heute die Sozialdemokratie in Deutschland niederdrückten — angenommen es gäbe solche — das die Gefahr des Anarchismus nicht mindern sondern vermehren würde. Einer Partei von mehr als 2000000 Wählern kann auf keine Weise plötzlich der Garaus gemacht werden. Die Unterbindung der gesetzlichen politischen Thätigkeit dieser Masse wurde aber ohne Zweifel viele ihrer Mitglieder

Digitized by Google

auf ungesetzliche Bahnen drängen. Eine große organisirte Partei wie die heutige sozialdemokratische hat in ihrem eigenen Schwergewicht ein gewisses Regulativ: sie hält auf Disziplin und hütet sich vor Verkehrtheiten. Eine auseinandergesprengte Masse würde eine Unsumme von verbrecherischen Instinkten, die jetzt gebunden sind, entladen. Ob aus anderen Gründen diese oder jene direkten Maßregeln gegen die Sozialdemokratie zu ergreifen sind, mag man erwägen und Vorschläge machen, aber der Anarchismus kann dazu keinerlei Veranlassung geben.

Auch in Deutschland sind wir gewiß gegen anarchistische Verbrechen keineswegs gefeit, aber von allen Völkern, scheint mir, sind wir verhältnißmäßig immer noch am besten gesichert. Die organisirte sozialdemokratische Partei entfremdet zwar die Massen dem Staat und den nationaleu Idealen, sorgt aber doch zugleich dafür, daß nicht einzelne rabiate Personen ihre Taktik durchkreuzen und ergänzt dadurch gewissermaßen in ihrem eigenen Interesse die Vorsichtsmaßregeln der Polizei.

Sollte sich die Nachricht bewahrheiten, daß die italienische Regierung zu einer allgemeinen Konferenz über gemeinsame Maßregeln der Staaten gegen den Anarchismus einladet, so würden wir es für einen bedauerlichen Fehler halten, wenn unsere Regierung sich darauf einließe. Die einzig richtige und zugleich würdigste Antwort wäre, zu erklären, daß in Deutschland gegen den Anarchismus bereits alle denkbar wirksamen Anordnungen getroffen sind und auch ausgeführt werden, auch allen auswärtigen Regierungen jede gewünschte Unterstützung stets gewährt worden ist. Jeder Staat müsse in seiner Sphäre das Richtige thun. Eine allgemeine Konferenz würde den Schein einer großen Aktion erwecken, die nachher doch keinen Inhalt hätte und das ist immer schädlich.

* * *

Natürlich fehlt es in Deutschland nicht an Parteisüchtigen, die aus dem öffentlichen Unglück für sich Kapital schlagen und daraus ein Motiv für ihre Politik ableiten möchten. Am wenigsten darf man das Kirchenmännern, im Besonderen den katholischen übel nehmen. Sie haben ihre Weltanschauung und vertreten sie. Die „Kölnische Volkszeitung" und die „Germania" führen aus, daß die Wurzel des Uebels im Unglauben steckt; schon die Kinder werden nicht mehr recht gelehrt, das vierte Gebot zu halten und die Anarchisten ziehen nur die Konsequenzen der modernen Wissenschaft, die auf Atheismus und Materialismus aufgebaut ist und auf den Kathedern gelehrt wird. So lange diese Quellen nicht verstopft sind, wird man sich vergeblich abmühen gegen den Umsturz. Nur schade, daß die beiden führenden katholischen Organe nicht auch gleich ihren letzten Gedanken ausgesprochen haben, daß nämlich der Boden, in dem die bösen Wurzeln stecken, der Protestantismus ist. Die Reformation, die das Individuum aus den Banden der kirchlichen Zucht löste, ist die Ursünde. Das mag man nun glauben oder nicht, jedenfalls ist es konsequent; die Leute sagen, was sie wollen und man

Digitized by Google

Gegentheil: jener wolle den Staat
der Sozialismus wolle umgekehrt
Staates bis aufs Aeußerste steigen
die extremste Ausbildung des
Sozialismus.

Diese Argumentation ist
entscheidenden Punkt. Nicht
auf die praktische Thatsache,
in der extremsten Opposition
leidenschaftlichen Haß gegen
klassen nähren. Aus diesem
Verbrechen. Ob die Sozial
anarchistischen Unthaten zu
kann und darf, daß ihre
zu treiben.

Ich glaube, die Frage
mir unmöglich, sie
führen die sozialdemokra
im Munde und
wohl zu Thätlichkeiten
in Deutschland nicht
Agitation mit den
Sozialdemokratie
immer milder
nicht sehen will
Interesse daran
welche Gewalt
ganz mit de
bürgerliche
Blätter ist
der Prog
Partei
man
deutschen
irgend
nach
rechnen

ist es auch unrichtig zu behaupten, daß die kurze
das immer nur auf zwei bis drei Jahren gegeben
auf zwölf Jahre verlängert wurde, seiner Schärfe
seinen Zweck habe verfehlen lassen. Niemand kann
eben, daß, wenn das Gesetz als ein dauerndes ein-
man dadurch die Sozialdemokratie mit Stumpf und Stiel
Partei hat ja auch unter der Herrschaft des Ge-
t, daß man das unmöglich bloß auf die Hoffnung,
los zu werden, zurückführen kann. Im Gegentheil,
Ansicht, daß die einsichtigsten Führer sich nach den
Gesetzes zurück sehnen, weil das Martyrium die Partei
einer positiven Politik überhob und unlautere Elemente
ge Befristung war aber durchaus nothwendig als
Regierung. Im Ganzen und Großen ist ja das Gesetz
orden; aber es sind doch auch Dinge vorgekommen, die
mit dem Wortlaut zu vereinigen waren, und ohne die
jeden Schritt vor dem Reichstag rechtfertigen zu müssen,
ille gewiß zahlreich und peinlich geworden. Diskretionäre
für die Polizeibehörde, die sich doch auch mit einer
denschaft erfüllt, eine gar zu große Versuchung.

n sucht man den Mißerfolg des Sozialistengesetzes zu
e Thatsache, daß sich unter seiner Herrschaft die sozial-
immen schneller vermehrt haben, als seitdem. Sie haben
890 nahezu verdoppelt, von 763000 auf 1427000. Von
von 1893—98 aber haben sie sich nur um 350000 und
t, also in den acht Jahren seit Erlöschen des Gesetzes
ensoviel als in den drei letzten Jahren unter diesem Gesetz.
n allerdings diejenigen vollständig geschlagen, die da glauben,
neuerung des Sozialistengesetzes das Wachsen der sozial-
Partei aufhalten zu können. Um sich dem Gewicht dieser
ziehen, hat man eine Ausrede gefunden, die fast zu lächerlich
ie verdiente, erwähnt zu werden. Da sie aber immer wieder
uß man sie doch ernsthaft zurückweisen. Man behauptet
Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen im Jahre 1890
zu erklären, daß vor diesen Wahlen das Sozialistengesetz nicht
iert war. Die Sachlage war aber diese: die Wahlen haben
er vollen Herrschaft des Gesetzes stattgefunden, dessen Ablauf erst ein
r später stattfand. Irgend ein Nachlassen in der Handhabung des
: niemals behauptet worden. Man wußte während der Wahlzeit
ar nicht, ob die Regierung das Gesetz fallen lassen würde oder nicht.
marck war noch im Amt, und Niemand im Lande ahnte, daß sein
o nahe bevorstand. Im Gegentheil wußte jeder Politiker, ob
mokrat oder Nicht-Sozialdemokrat, daß es nur eines Wortes aus

Digitized by Google

seinem Munde bedurft hätte, um ein solches Gesetz, mit Ausnal
weisungsbefugniß, sogar dauernd zu erhalten; und die
wurden und werden von vielen Konservativen nicht als
sondern als eine schädliche Maßregel angesehen. Nur weil Fi
aus welcher Erwägung auch immer, dieses Wort nicht gespr
die Konservativen vorläufig das ganze Gesetz abgelehnt.

In dem neuen Reichstage wäre aber noch reichlich Zeit g
das Gesetz zu verlängern, wenn man es wollte, und währe
wußte noch Niemand, ob es geschehen würde oder nicht. Es
einfache Unwahrheit, die den historischen Thatsachen ins Gesic
damalige Vermehrung der sozialdemokratischen Stimmen a
verlängerung des Sozialistengesetzes zurückzuführen.

Ebenso falsch aber ist es, aus dem Wachsen der sozialdemokra
das Fiasko des Gesetzes deduziren zu wollen. Das Gesetz hat
Sozialdemokraten nicht vermindert, es hat die sozialdemokr
nicht unterdrückt, aber es hat sie innerlich sehr wesentlich ver
das der wahre Werth und die wahre Bedeutung dieses Ge
ist, deshalb ist es gut, daß es nunmehr aufgegeben ist.
Fehler, es wieder zu erneuern. Es hat seine Dienste gethan
von nun an muß mit andern Mitteln gefochten werden.

* * *

Der Kaiser hat in Oeynhausen eine Rede gehalten, in
mals ein Gesetz zur Verhinderung der Streiks verkündigt h
dabei denen, die zu Streiks anreizen, Zuchthausstrafe angedro
die „Köln. Ztg." das für einen bloßen lapsus linguae erklärt
es auch wohl sein. Es bleibt aber der Plan, die Koalitio
Arbeiter, die ohnehin durch die Vereinsgesetzgebung stark ei
durch schwere Strafandrohungen weiter zu beschränken.

Nein, wird entgegnet, das ist durchaus nicht die Absicht
ist vielmehr, die Freiheit des einzelnen Arbeiters zu schütze
Terrorismus, den heute die Massen gegen den Einzelnen ausü
dieses Terrorismus werden Streiks in Szene gesetzt, die
industrie schwer schädigen und zahllose einzelne Familien ins U
unendlich viele Arbeiter werden im Stillen dankbar sein, wenn
Despotismus der Genossen befreit werden.

Wie so häufig im Leben, enthalten beide Gedankenreihen
und das Problem ist mit einem einfachen Ja oder Nein
Auf der einen Seite bedürfen die Arbeiter eines engen Z
und eines starken Korpsgeistes, wenn sie Unternehmern ge
völlig willenlos sein wollen, auf der anderen terrorisirt diese
schluß häufig den Einzelnen und beschränkt ihn in seiner F
weiß ja noch nicht, wie das neue vom Kaiser angekündigte G
wird; die Ankündigung hat aber den Eindruck gemacht,

Digitized by Google

ausschließlich gegen die Arbeiter gerichtet sei, denn ihre ungeheure Mehrzahl legt zur Zeit jedenfalls mehr Gewicht darauf, sich den Unternehmern gegenüber organisiren zu dürfen, als solche Organisationen von gar zu schroffem Vorgehen abzuhalten. Man kann die Arbeiter ja darauf verweisen, daß sie als Entschädigung dafür in unserer sozialen Versicherungsgesetzgebung und der freien Volksschule Vortheile und Wohlthaten genießen, wie die Arbeiter keines anderen Volkes der Welt. Aber das genügt ihnen nicht und mit Recht nicht. Nicht nur, daß viele der sozialen Leiden ihres Standes, namentlich im Wohnungswesen, der Arbeitslosigkeit und der Witwen- und Waisenversorgung noch nicht gebessert sind; was sie verlangen, sind vor Allem die vollen Rechte freier, gleichberechtigter Staatsbürger. Statt ihnen hier entgegen zu kommen, ihnen noch weitere Fesseln anzulegen, wäre ein schwerer verhängnißvoller Fehler, der der Sozialdemokratie massenhaft neue Rekruten zuführen muß.

Das Ziel, die wirthschaftlich und ethisch so verderblichen Streiks aus der Welt zu schaffen, ist so berechtigt wie möglich (und schon die Rede als solche, auch wenn es nicht zu einem Gesetz kommt, wird abschreckend wirken und manchen Streik im Keime ersticken) aber das Mittel kann nicht in einseitigen Strafgesetzen gefunden werden.

Die Vorstellung, als ob durch Koalitionsfreiheit und Gewerkvereine das Verhältniß von Unternehmerthum und Arbeiterthum seine normale und definitive Gestaltung erfahren könnte, muß sicherlich aufgegeben werden. Ich habe das auf den Verhandlungen des letzten „evangelisch-sozialen Kongresses*) eingehend dargelegt; die englischen Gewerkvereine haben sehr viel gute, aber auch viel ungünstige Erscheinungen zu Tage gebracht. Wenn ich glaube, daß man trotzdem in Deutschland jetzt mit aller Entschiedenheit für die Freigabe dieser Vereine und gegen weitere Einschränkung der Koalitionsfreiheit eintreten muß, so geschieht das nicht aus dem Grunde, weil von den Vereinen so besonders viel zu erhoffen ist, sondern aus politischen Erwägungen. Es ist eine Forderung der Gerechtigkeit, daß der Staat nicht die Freiheit einer Klasse seiner Bürger, auf die alle er in der Stunde der Gefahr zählen soll, zu Gunsten einer anderen einschränke, und es ist das einzige Mittel, das wir haben, einen Keil in die Sozialdemokratie zu treiben, sie zu spalten und von innen heraus aufzulösen. Auch bei vollster Freiheit würden sich bei uns, wo die Arbeiterschaft zum großen Theil noch in ganz anderen Ideen lebt, die Gewerkvereine doch nur sehr langsam entwickeln und mittlerweile wird ein Moment kommen, wo man organische Einrichtungen, die die Fehler dieses Systemes vermeiden oder ausgleichen, schaffen kann. Hierbei muß dann auch das Problem, wie ein starker, disziplinirter Verband der Arbeiterschaft, dessen diese nicht entbehren kann, mit der Freiheit des Einzelnen auszugleichen ist, seine Erledigung finden.

* * *

*) Erschienen bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen.

Digitized by Google

Der Oeynhausener Rede hat sich unmittelbar der Versuch des Unternehmerthums angeschlossen, aus der Genfer Mordthat für sich Kapital zu schlagen und irgend welche weiteren Maßregeln zur Stärkung der Staatsautorität, wie sie es nennen, zu erlangen. Man kann sich der Besorgniß nicht entschlagen, daß abermals reaktionäre Bestrebungen, wie sie mit großer Mühe in den letzten Jahren im Reichstage und im Abgeordnetenhause abgewehrt worden sind, drohen.

Dies führt uns zu der bevorstehenden Wahl im Abgeordnetenhause. Niemand interessirt sich recht dafür und das ist sehr gefährlich. Jene Weltanschauung, die glaubt die Krankheit der Zeit durch mehr Kirchenthum, durch Unterdrückung der Freiheit der Wissenschaft, durch allgemeine Polizeiaufsicht heilen zu können, droht in Preußen zur vollen Herrschaft zu gelangen. Der aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangene Reichstag ist noch unsere letzte Zuflucht. Wenn in den bevorstehenden Wahlen zum Preußischen Abgeordnetenhauses die Konservativen, von denen sich die Freikonservativen, seitdem sie unter die Führung des Herrn von Stumm gerathen sind, kaum noch unterscheiden, die absolute Majorität erlangen, so ist die höchste Gefahr, daß man versuchen wird, was man im Reich nicht erlangen kann, in Preußen durchzusetzen. Darum haben Alle, denen an der Erhaltung eines gemäßigten und verständigen Regiments in Preußen gelegen ist, bei diesen Wahlen das Interesse, die liberale Seite zu stärken. Die Nationalliberalen haben ja die böse Episode vom Jahre 1894, den Frankfurter Parteitag und das Umsturzfieber überwunden und sich in der letzten Session ganz wacker gehalten. An sie muß man sich jetzt in erster Linie halten. Aber man kann auch ohne jedes Bedenken weiter nach links gehen und nicht nur für Männer der freisinnigen Vereinigung, sondern auch für Männer der freisinnigen Volkspartei eintreten, weil ohne diese Rückenstärkung die Nationalliberalen an Zahl zu schwach sein würden. Was so lange eine bloße Phrase war, hat jetzt wirklich eine praktische Wahrheit, das Wort von der großen liberalen Partei. Selbst die Sozialdemokraten haben ein Interesse daran, die Liberalen im Landtag zu stärken und ihre Unterstützung muß mit Dank angenommen werden. Es wird ja nicht viele Leute geben, die es verstehen, wenn man sagt: zum Reichstag müßt ihr rechts wählen, zum Landtag links. Aber die Wenigen, die es begreifen, daß dieses Wort einen guten Sinn hat, können doch auf den Ausgang der Wahlen einen recht wesentlichen Einfluß ausüben. Der Konservativismus ist heute in den oberen, besitzenden Klassen des Volkes so stark, daß seine Uebertreibungen nach rechts uns mit größerer Gefahr bedrohen, als der Ansturm der Sozialdemokraten von links. Nicht vor der Revolution haben wir uns heute in Deutschland zu fürchten, sondern vor der Reaktion. Das muß offen ausgesprochen werden und danach muß man handeln. Wir bitten alle unsere Freunde und Gesinnungsgenossen, in diesem Sinne bei den Landtagswahlen thätig zu sein.

* * *

Digitized by Google

Die bei Weitem wichtigste, das Weltenschicksal in sich tragende Abwandlung, welche die europäische Politik in den letzten zwanzig Jahren erfahren hat, ist die Wendung Rußlands von der Balkan-Halbinsel nach Asien. Die russischen Staatsmänner haben nach den Erfahrungen des letzten Türkenkrieges begriffen, daß sie nicht stark genug sind, dem allgemeinen europäischen Widerstande gegenüber die Balkan-Halbinsel zu unterwerfen. Auch im Bunde mit Frankreich wagen sie nicht den Kampf aufzunehmen. Nur mit diplomatischen Mitteln vertreten sie noch ihre Politik am Goldnen Horn und am Aegeischen Meer und haben mit ihrer ganzen ungeheuren Macht eine allgemeine Frontveränderung vollzogen. Was sind die wenigen 1000 Quadratmeilen und ein Dutzend Millionen Einwohner des heutigen türkischen Reichs gegen die ungeheuren Länderstrecken und die vielen hundert Millionen neuer Unterthanen, die sich in Asien erwerben lassen?

Die „Nouvelle Revue" in Paris hat kürzlich einen Aufsatz gebracht, in dem behauptet wird, daß diese Wendung doch noch nicht so ganz definitiv vollzogen sei; die alte russische Politik lebe noch fort und kein Geringerer als der Minister des Auswärtigen selbst, Graf Murawiew sei im Herzen ihr Anhänger. Nur gezwungen durch den Kaiser, der wieder unter dem Einfluß des Finanzministers Witte und des Fürsten Uchtomski stehe, halte er jetzt die neue Richtung ein. Die „Nouvelle Revue" wünscht natürlich, daß Rußland wieder zu seiner alten Balkan-Politik zurückkehre, weil allein auf diesem Wege der Konflikt zu entzünden ist, in dem Frankreich zu seinem Revanchekriege gelangen kann. Die ganze Gegenüberstellung der russischen Minister aber ist eine reine Phantasie. Richtig ist, daß man der öffentlichen Meinung in Rußland, die mit allen ihren Traditionen an der Eroberung Konstantinopels und der Befreiung der Glaubensbrüder vom türkischen Joche hängt, noch nicht ganz offen zu sagen wagt, wie sehr man die Bahnen dieser Politik verlassen hat. Der Vortheil und die Größe des neuen Zieles ist aber so einleuchtend, daß in der russischen Diplomatie schwerlich noch Zwiespalt darüber herrscht und vom Grafen Murawiew sind Aeußerungen aus der Zeit, als er noch in Kopenhagen war, bekannt geworden, die ihn als einen ebenso entschiedenen Anhänger der neuen Richtung zeigen, wie den Fürsten Uchtomski, ihren eigentlichen Vater selber.

Die Leser dieser „Jahrbücher" erinnern sich der Mittheilungen, die Uchtomski einem unserer Mitarbeiter, Herrn Dr. Rohrbach im vorigen April gemacht hat (Mai-Heft): ein grandioses Gemälde von der zukünftigen Hegemonie Rußlands über alle asiatischen Völker, denen es die europäische Kultur bringen wird. Bisher hat England geglaubt, daß ihm diese Mission in der Geschichte zugefallen sei, aber England ist nach Meinung der Russen im Niedergang begriffen. Binnen kurzer Frist wird es den Kampf mit Rußland um die asiatische Herrschaft aufnehmen müssen und dabei unterliegen. Rußland kann jeden Augenblick über den Pamir mit

Digitized by Google

Digitized by Google

ber warum soll er auch nicht? Biarritz ist milde und schön, und es ist dem Kriegsminister zu gönnen, daß er sich nach den Strapazen des Manövers in einem angenehmen Badeorte erholt.

Dem Kaiser Napoleon haben seine Friedens- nnd Abrüstungsvorschläge nicht gerade viel genützt. Außer dem sächsischen Landtag in Dresden wollte sich Niemand entschließen, darauf einzugehen. Aber die Dinge sind ch in der Geschichte oft ähnlich, ohne sich doch vollständig zu gleichen.

Rußland ist in einer wesentlich andern Lage, als es Frankreich in nen Jahren war. Rußland will zunächst und für absehbare Zeit garnicht obern und unterwerfen. Es ist zufrieden, wenn der Sultan in Konntinopel, der Schah in Teheran und der Bogdychan in Peking den ünschen, die ihnen von St. Petersburg zugehen, Gehorsam leisten. Der ultan tritt vorläufig zurück, der Mann mit dem Zopf ist jetzt der Wichste. Der Khedive in Aegypten thut ja auch Alles, was die Engländer n rathen. Wenn der Mandschu-Kaiser in ganz friedlicher Weise eine nliche Freundschaft mit den Russen schließt, so sind sie zufrieden. Will es nicht, so giebt es andere Mitglieder der Dynastie und einsichtige taatsmänner in Peking, die erkennen, wo das wahre Interesse Chinas gt. Je näher sich entlang den Schienensträngen der sibirischen Bahn russische Macht an die große Mauer heranwälzt, je mehr sich die ssische Besiedelung am Amur und am Stillen Ozean verdichtet, desto hr wird die Einsicht der Chinesen wachsen, was für gute Freunde und achbarn sie an den Russen haben.

Mit anderen Worten: die mächtige Göttin. die Zeit ist für die Russen. Rußland braucht, um einmal die Herrschaft über Asien zu winnen, weder England noch sonst Jemand den Krieg zu erklären. Es reitet fort, langsam, sicher, unaufhaltsam, bis England sich nicht länger zügeln vermag und ihm den Krieg erklärt.

Die Friedens-Botschaft des Zaren ist in der That ein diplomatischer eisterzug.

Nach den Reden Chamberlains war zu erwarten, daß England nunehr bereit sei, bei der nächsten Gelegenheit den Handschuh aufzunehmen d den Strauß mit Rußland auszufechten. Rußland ist zwar darauf gestet, wünscht es aber nicht. Die Friedens-Botschaft schafft Frist und nn leicht dahin wirken, daß in den parlamentarischen Staaten die üstungen einigermaßen verlangsamt werden, während Rußland, das emand kontroliren kann, freie Hand behält und überdies eine Steigerung ner Rüstungen gar nicht mehr nöthig hat.

Ist dies der wahre Sinn der Friedensbotschaft oder sollte Rußland ne unermeßlichen Eroberungsabsichten in Asien, die zunächst die englischen teressen, zuletzt aber die Freiheit der Welt bedrohen, wirklich aufgeben ollen? Dazu müßte es seinen ganzen Charakter verändern. Jedes gesunde olk hat den Expansions- und Kolonisationstrieb in sich. Dieser Trieb

Digitized by Google

darf aber nicht ausarten; er darf nicht in eine wilde ziel- und grenzenlose Eroberungsgier ausschlagen. Bei den Russen hat er jetzt diese gefährliche Richtung angenommen, weil es die einzige ist, nach der der Volksgeist sich entfalten darf. Die fürchterliche Knechtschaft im Innern, die Union des Staates mit einer versteinerten Kirche, die jede geistige Vertiefung unterbindet und tödtet, zwingt Alles, was das Russenthum an geistigem Schwung hat, in die auswärtige Politik, auf die Befriedigung und den Stolz einer ungeheuren Herrschsucht.

Man vergleiche den Geist, in dem in Deutschland die Kolonisationsbewegung getrieben wird, mit den ungeheuerlichen Vorstellungen von slavischer Größe, in denen die russische Phantasie sich bewegt, um den Unterschied zu begreifen: was wir wollen ist freier Raum für die natürliche Entwickelung unseres Volksthums; was die Russen wollen, ist Herrschaft, Hoffnung auf eine Weltherrschaft. In dem Augenblick, wo die russische Regierung ihren Unterthanen nicht mehr diese Genugthuung böte, würden sie die Freiheit verlangen und die Freiheit sprengt den russischen Staat auseinander. Die Politik der Staaten ist nichts Willkürliches, sondern die Vollziehung eines unerbittlichen Schicksals.

Der Schachzug der russischen Diplomatie, der so ausgezeichnet berechnet erscheint, den Lieblingswünschen der Völker zu schmeicheln und sie dadurch in den Dienst eines augenblicklichen Bedürfnisses der russischen Staatskunst zu stellen, scheint nun aber leicht in das Gegentheil umschlagen zu können, wenn nämlich die Friedens-Konferenz scheitert und die Völker gerade daran erkennen, daß sie sich durchaus nicht der Ruhe hingeben dürfen, sondern sich in einer höchst gefährdeten Lage befinden. Zunächst sind die Franzosen in Aufregung gerathen, weil die Konferenz ihrer Natur nach mit einer allgemeinen Anerkennung des Besitzstandes eröffnet werden müßte. Nicht bloß die Tagespresse, sondern auch ein Mann, wie Ernest Lavisse hat in der „Revue de Paris" erklärt, das würde Erneuerung des Frankfurter Friedens bedeuten und die Franzosen würden sich lieber in Stücke reißen lassen, als derart ihrer großen nationalen Hoffnung auf Wiedererwerbung von Elsaß-Lothringen entsagen. Aber selbst wenn die Russen als einladende Macht, wie Lavisse hofft, eine Formel finden, die diese Prüfung für die Franzosen ausschließt, so ist ganz gewiß keinerlei Formel zu finden, die den Rüstungen gleichmäßige Grenzen setzt und keine Behörde, die die Ausführung kontrolirte und sicherstellte. Wollen wir etwa darauf verzichten, unsere Flotte auf die Höhe der russischen zu bringen? Werden die Franzosen, ganz abgesehen von der Landarmee gegen uns, darauf verzichten, eine Flotte zu besitzen, die den Engländern, wenn auch nicht gewachsen, ihnen doch Respekt einflößt? Werden die Engländer den Grundsatz, daß sie zur See zwei vereinigten Großmächten überlegen sein müssen, aufgeben wollen? Können die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika

Digitized by Google

vermeiden, gerade jetzt sich eine große Rüstung auch für die Friedenszeit zuschaffen, wie sie sie nie besessen haben?

Rast nicht die Welt in allen Strömen fort?

Indem die russischen Diplomaten mit sarkastischem Lächeln den Demo- ten ihre Redensarten aus dem Munde genommen haben, werden sie sich ch klar gemacht haben, wohin sie den Zug dirigiren wollen. Zunächst ziehen so lange als möglich und wenn dann endlich eine Konferenz sammentritt, eine ganz allgemeingehaltene Resolution, die die Segnungen s Friedens preist, feststellt, wie sehr alle Regierungen von der Ueber- gung durchdrungen sind, daß man gut thut, den Unterthanen die Last ht zu schwer zu machen und hofft, daß nunmehr der Friede für lange it verbürgt ist. Wenn es den Engländern und Franzosen recht ist — r brauchen nichts dagegen zu haben. Namentlich auf die Engländer nmt es an: ob ihre Diplomatie geschickt genug ist, die russische Maske lüften.

25. 9. 98. D.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zu- gangen, verzeichnen wir:

nographisches Protokoll über die in der Zeit vom 14. bis 19. März 1898 abgeführten Verhandlungen der von der Prager Handels- und Gewerbekammer veranstalteten Enquête behufs Feststellung der Ursachen des Niederganges unserer Industrie und der Mittel zur Abhilfe. Prag, Handels- und Gewerbekammer.

ele, Prof. Dr. G. — Kosmogonie und Religion. 8°. 30 S. 50 Pf. Berlin, Conrad Skopnik.

ltmer, F. G. — Jenny Rochert. Schauspiel in 4 Akten. Berlin, Carl Waltenberg.

gele, F. X. v. — Vorträge und Abhandlungen, herausgeg. v. R. Graf du Moulin Eckart. 398 S. Mk. 8,40. Leipzig, Duncker & Humblot.

rth, Albrecht. — Geschichte Formosa's bis Anfang 1898. 187 S. Bonn, Carl Georgi.

yewa de Teodor. — Beethoven et Wagner. 8°. 260 S. Paris, Librairie académique Perrin et Cie.

low, Prof. Dr. G. v. — Die neueste historische Methode. Separatabdruck aus der Historischen Zeitschrift. B. 81. München und Leipzig. Oldenbourg.

ey, Fritz. — Der Kampf um das Deutschthum. Heft 17. Südafrika nieder-deutsch 72 S. Einzelpreis 1 Mk — bei Abnahme der ganzen Reihe 80 Pf. Herausgegeben vom Alldeutschen Verbande. München, Lehmann.

rlyle, Thomas. — Ueber Helden, Heldenverehrung und das Heldenthum in der Geschichte. 6 Vorlesungen. 288 S. Geh. Mk. 1,25, geb. Mk. 1,50. (No. 1149—1153. Bibliothek der Gesammtliteratur des In- u. Auslandes.) Halle a. S., Hendel

ets, Lic. theol. — Lazaristen und Jesuiten. Ein Beitrag zur Charakteristik der Lazaristen (Missionspriester) und ihrer Verwandtheit mit den Jesuiten. 45 S. Friedrich Andreas Perthes, Gotha.

ndelskammer zu Halle a. S. Jahresbericht 1897. Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

rpf, Dr. A. — Ueber deutschvolkliches Sagen und Singen. Streifzüge im Gebiet deutschen Schrift- und Volksthumes mit besonderer Rücksicht auf die deutsche Ostmark. 148 S. 2 Mk. Leipzig, Julius Werner.

elfferich, Karl. — Deutschlands Münzreform und die Silberentwerthung. 60 S. Stuttgart, Bons & Co.

hresbericht der Handelskammer zu Köln. 1897. 308 S. Köln, Druck von Du Mont Schauberg.

rrilton, Dr. — Eine moderne Kreuzfahrt. Mit 5 Vollbildern und 25 Textillustrationen. Oktav. (V, 334 S.) Mk. 4,60. Weinheim, Fr. Ackermann.

han. — Der Einfluss der Seemacht auf die Geschichte 1783—1812. Die Zeit der französischen Revolution und des Kaiserreichs. Auf Veranlassung des Kaiserlichen Ober-Kommandos der Marine, übersetzt vom Vice-Admiral Batsch. 8 L. 416 S Berlin, Mittler & Sohn.

Digitized by Google

Nagl, D. J. W. und ***Zeidler, J.*** — Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschicht
11 u. 12. Preis 60 kr. = 1 Mark. Wien, Carl Fromme.

Penzler, Johs. — Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Sechster Band. 26. D
1894 — Ende 1895. Oktav. (409 S.) Leipzig 1896, Walther Fiedler.

Rehmke, Prof. Dr. Joh. — Aussenwelt und Innenwelt, Leib und Seele. 48 S.
wald, Abel.

Tappenbeck, Wilhelm. — Die Religion der Schönheit. Oktav. (96 S.) Mk. 2.
Hermann Haacke.

Baldwin, James Mark. — Die Entwickelung des Geistes beim Kinde und bei d
(Methode und Verfahren.) Uebersetzt v. Dr. Ortmann. 466 S. Berlin, Re
Reichard.

Ben, Eliser. — Die Judenfrage und der sozialistische Judenstaat. 67 S. Bern, Steig

Bendt, Franz. — Der Drehstrom. Seine technische und wirthschaftliche Be
Oktav. 38 S. Mk. 1. Braunschweig, George Westermann.

Berlin, Israel. — Der Haushalt der Gesellschaft. Eine Abhandlung über den
und die Herstellung neuer Existenzmittel. 86 S. Bern, Semminger.

Der rothe Bismarck. Nachdruck untersagt. 16 S. Berlin, V. Pauli's Nachf. (H.

Bleibtreu, Carl. — Dies irae. Erinnerungen eines französischen Offiziers an
Preis Mk. 1. 108 S. Neue Auflage. Stuttgart, Krabbe.

Burckhardt, Jacob. — Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien. Oktav. I
Mk. 10. Das Buch erscheint am 1. Oktober 1898. Basel, C. F. Lendorff.

Fuchs, P. J. — Deutsches Wörterbuch auf etymologischer Grundlage mit Ber
tigung wichtiger Mundart- und Fremd-Wörter sowie vieler Eigennamen. S
Hobbing & Büchle.

Fr. Fr. — Denken und Handeln. Den deutschen Männern und Frauen gewidm
Verfasser von Zurück zu Christus. 72 S. 2. 10000. Berlin, A. Koch. (Birke
b. Berlin.)

Hintze, Otto. — Forschungen zur Brandenburgischen und preussischen Ge
11. B. 1. Hälfte. 299 S. Leipzig, Duncker & Humblot.

Handelskammer zu Halle a. d. Saale. Jahresbericht der. 1897. Halle a. S. Buc
des Waisenhauses.

Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer für Unterfranken und Aschaf
in Würzburg. 1897. 260 S. Würzburg, Kgl. Universitätsdruckerei Stürtz.

Junge, Prof. Dr. Friedrich. — Martin Luther. Sein Leben dem deutschen
4. Aufl. Oktav. VIII. 161 S. Mk. 1,25. Berlin, 1898. Siemenroth & Trosche

Kowalewski, Gustav. — Geschichte der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförd
der Künste und nützlichen Gewerbe. Hamburg, Herm. Seippel.

Limprecht, Carl. — Der Ursprung der Gothik und der altgermanische Kunstch
Preis Mk. 1. Elberfeld. Selbstverlag des Verfassers.

v. d. Leyen, Friedrich. — Indische Märchen. 168 S. Preis Mk. 1,25, in Biblio
Gesammtlitteratur 1188—1191. Halle a. S., Otto Hendel.

Möller, F. — Ueber die Stellenlosen-Versicherung für Kaufleute. 20 S. Fr
a. M., Mahlau.

Norden. Dr. Walther. — Der 4. Kreuzzug im Rahmen der Beziehungen des Aben
zu Byzanz. 108 S. Berlin, B. Behr (E. Bock.)

Pan. — Prospect-Buch. 36 S. 1895, 96, 97.

Riegel, Hermann. — Unter dem Striche. Bunte Bilder aus Natur und Leben.
vermehrte Auflage. Oktav. VI, 188 S. Mk. 2. Berlin, 1898. C. A. Schwetschke

Seeck, Otto. — Die Entwicklung der antiken Geschichtschreibung und andere p
Schriften. Oktav. 339 S. Mk. 5. Berlin 1898. Siemenroth & Troschel.

Strecker, Karl. — Der Sang von Mönchgut. 127 S. Bergen-Rügen, Ferdinand

v. Soden, H. — Reisebriefe aus Palästina. 216 S. In Leinwand gebunden
Berlin, Julius Springer.

Supan, Prof. Dr. A. — Dr. A. Petermann's Mittheilungen aus Justus Perthe
graphischer Anstalt. 44 B. 1898, 145—120 S. Gotha, Justus Perthes.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des He
gebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entsch
über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sa
Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papie
schrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhand
Dorotheenstr. 73/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 73/74.
Druck von J. S. Preuss, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Theodor Fontane als Dichter und Kritiker.

Rede, gehalten in der am 23. Oktober veranstalteten Gedächtnißfeier der Berliner „Freien Literarischen Gesellschaft“.

Von

Max Lorenz.

Der verstorbene Ehrenpräsident dieser Literarischen Gesellschaft, Theodor Fontane, stammt so väterlicher- wie mütterlicherseits aus Frankreich — und wird doch als der erste und beste Preußendichter gerühmt. Als Siebzigjähriger war er ein Vorkämpfer der Jüngsten und Modernsten in unserer Literatur. Er war ein Dichter, und das Wesen der Dichtkunst ist die Synthese, und er war lange Jahre angestellter Kritiker, und die Kritik kann der Analyse nicht entbehren. Zehn Jahre lang gehörte er der Redaktion der Kreuz-Zeitung an, um darauf zwanzig Jahre für die Vossische thätig zu sein. Welch' ein wandlungsfähiger Mensch, welche Beweglichkeit, welche Entwickelung, welche Gegensätze! wäre man versucht auszurufen, wenn man nur die erwähnten Thatsachen einander gegenüberstellt. Und doch glaube ich, daß wir keine einfachere, einheitlichere, geschlossenere dichterische und menschliche Persönlichkeit in unserer Literatur zu finden vermögen, als Theodor Fontane. Wohl finden wir unter den Größen unserer Literatur in allen Ländern gemischte, vielgestaltige, wandlungsfähige, zweideutige, ich möchte sagen: gebrochene Charaktere, die als Künstler und als Menschen Gegensätze in sich bergen, Gegensätze, die mit einander ringen, bis es zu irgend einer Entscheidung kommt. Wir haben eine Reihe von Künstlern, die ganz anders endigen, als sie angefangen haben. Um ein paar Beispiele zu erwähnen: im Westen Maupassant, im Norden Strindberg, im Osten

Digitized by Google

Tolstoi. Auch aus Deutschland lassen sich Fälle anführen. Fontanesche Art aber hat keine Spur solcher Gegensätzlichkeit und Zweiheit. Er ist Eins. Darin aber liegt — wie mich dünkt — auch die Schwierigkeit ihn zu schildern. Wo verschiedene Elemente vorhanden sind, wo Gegensätze mit einander ringen, wo eine Entwickelung bis zu einem bestimmten, psychologisch nothwendigen Ende stattfindet, da kann man diese Entwickelung mit Worten verfolgen, den Kampf der Gegensätze beschreiben. Ueber eine Zweiheit, über die Zwei als eine zusammengesetzte Größe, läßt sich leicht etwas aussagen; über die Eins nicht. Sie ist etwas von vornherein Gegebenes, Fertiges. Man hätte den Wunsch, Fontanes Wesen mit einem einzigen Wort zu kennzeichnen, mit einem Wort, das die Einheit und Geschlossenheit eines abgerundeten Charakters kennzeichnen könnte. Ein solches Wort hat die Sprache nicht.

Wenn wir auch ein solches Wort nicht haben, so giebt es — glaube ich — doch eine Wortverbindung, die den innersten Kern Fontanescher Art zu bezeichnen vermag. Fontane hat sie selber geprägt. Es ist das Wort, das in dem hinterlassenen Werk des Dichters der alte Pastor Lorenzen dem märkischen Edelherrn von Stechlin ins offene Grab nachruft: er war ein „Mann und ein Kind." Dieses Wort, recht gedeutet, legt auch Fontanesche Eigenart erschöpfend bloß.

Er war ein Kind! An einem Kinde von wenigen Monaten schon ist nichts so merkwürdig und so entzückend, wie die geradezu unersättliche Lust zu schauen. Auch das Kleinste und Unbedeutendste, worauf die Augen fallen, sieht solch ein Kind mit Staunen und empfindet im Schauen immer neues Glück. Es kann sich garnicht satt sehen an Alledem, was zum ersten Mal in seine Kinderaugen fällt. Diese Lust am Schauen, diese naive Freude, ja auch dieses Staunen über immer neue Eindrücke ist Fontane bis in sein spätestes Greisenalter zu eigen gewesen. Immer hatte er seine Lust daran, noch etwas zu erleben, sei's ein Großes, sei's ein Kleines.

Eigentlich ist mir Alles gleich,
Der Eine wird arm, der Andre wird reich,
Aber mit Bismarck, — was wird das noch geben?
Das mit Bismarck, das möcht ich noch erleben.
— — — — — — — — — — — — — —
Eigentlich ist Alles nichts,
Heute hält's und morgen bricht's.
Hin stirbt Alles, ganz geringe
Wird der Werth der ird'schen Dinge;

Digitized by Google

Doch wie tief herabgestimmt
Auch dies Wünschen Abschied nimmt,
Immer klingt es noch daneben:
Ja, das möcht' ich noch erleben:

Ein Kind sieht immer Neues und hat immer neue Freude daran. Das Kind wird zum Manne. Und der Mann fängt auch noch immer neue Bilder mit den Augen auf; aber er hat auch gesehen, wie schöne und beglückende Bilder dahingeschwunden sind in Nacht und Tod. Er hat viel Freude gehabt an Allem, was Neues ihm begegnet ist. Aber wenn dies Neue altert und stirbt, so ist das ein Verlust und ein Schmerz. Die Erscheinungen erfreuen, wenn sie kommen, und betrüben, wenn sie gehen.

In dem ew'gen Kommen, Schwinden
Wie der Schmerz liegt auch das Glück.

Und dieses Werden und Vergehen, dieser Wechsel von Glück und Schmerz erzeugt Wehmuth. Sie ist ein Grundgefühl in Fontanes Seele. Wehmuth, die aber noch immer den Muth in sich birgt, nicht Wehleidigkeit.

Alles, was ist, vergeht einmal, und das Wissen des ewigen Wechsels erzeugt Wehmuth. Wenn nun aber Andere dieses Bewußtnicht haben? Wenn auch das Kleinste, das kleinste Menschlein z. B., das so bald und so spurlos vergeht, sich geberdet, als ob es der Mittelpunkt der Welt wäre, schafft und rafft, als ob es ewig leben müßte und sich ungeheuer wichtig vorkommt? Und sind nicht fast alle Menschen, und gerade die vom Durchschnitt so beschaffen? Solch Menschentreiben zu beobachten erzeugt nothwendiger Weise eine Mischung von Spott und Mitleid, und diese Mischung bedeutet die feine, vornehme Stimmung der Ironie, die Fontane so sehr zu eigen war. Wenn die lieben Mitmenschen sich so geberden, und wenn Alles, was ist, doch nur von kurzer Dauer ist, soll da ein Weiser viel Wesens davon machen, soll man da Alles ernst, würdig, feierlich nehmen? Das vermochte Fontane nicht. Im fehlte der „Sinn für Feierlichkeit."

Wenn auch die Kleinen meist so komisch sind und alle so spurlos verschwinden, trotz alles „Gehabes", die Großen, die ganz Großen, die Helden haben doch leuchtende Spuren hinterlassen! Das haben sie wohl. Aber das Schicksal bestimmt, die Welt gestaltet, die Menschen umgestaltet — das haben sie nach Fontaneſcher Anschauung im tiefsten Grunde doch kaum.

Digitized by Google

Ein Gott wird gekreuzigt auf Golgatha,
Es brennen Millionen Scheiter,
Märtyrer hier und Hexen da,
Doch es kribbelt und wibbelt weiter.

„Das ganz Alltägliche bleibt immer siegreich und am meisten das Gemeine", schreibt er in seinem Memoirenwerk „Von Zwanzig bis Dreißig". Und er giebt an derselben Stelle eine ausgezeichnete Illustration dazu. Er hat eben geschildert, wie mehr komisch als erhaben im Grunde der 18. März des Revolutionsjahres auf ihn gewirkt hat. Am 19. März nun kamen, wie alle Tage auch, die Frauen der kleinen Bürger und der Arbeiter in seine Apotheke, um Leberthran zu kaufen. Der war von den Aerzten für die skrophulösen Kinder verordnet. Denen gaben sie aber den Thran nicht, sondern brauchten ihn zum Brennen. Auch am 19. März also kamen sie, wie sonst immer, sich ihren Leberthran holen, die Frauen der Männer, die am Tage vorher auf den Barrikaden für Freiheit und Volksrechte gekämpft hatten. Diese ganze Situation nun faßt Fontane in die köstlichen Worte zusammen: „Freiheit konnte sein, Leberthran mußte sein".

Nicht nur aus der Ueberzeugung, daß das Gewöhnliche und selbst Gemeine sich doch meistens siegreich behauptet, auch aus einem anderen Grunde noch lag es Fontaneſcher Eigenart fern, sich in das Wesen der ganz Großen zu vertiefen. Der Held, der Staatsmann und der Feldherr ist immer von einem Heiligen- und Glorienschein der Ideen, eines Ideals umgeben. Er repräsentirt nicht nur einen Menschen, sondern ein Prinzip. Ideen aber, Abstraktionen und Prinzipien lagen Fontane schon garnicht. Dazu war er wieder viel zu sehr „Kind", viel zu sehr der sinnlichen Lust des konkreten Schauens ergeben. Ein Kind sieht dies und das und hat an Allem als Einzelnem seine sinnliche Freude. Die Einzelerscheinungen zu verbinden, Begriffen unterzuordnen, Ideale aufzustellen liegt ihm und auch der Kindernatur Fontanes völlig fern. Das Einzelne, das augenfällig in die Sinne dringt, erregt Aufmerksamkeit, sinnliche Lust. Aber Ideen und Prinzipien lassen sich nicht sehen und greifen.

Wenn der Sinn für die Wesenheit der Ideen fehlt, wenn die Anschauung vorherrscht, daß das Alltägliche und Gewöhnliche über das Sonntägliche und Seltene den Sieg davonträgt, wenn Ironie die Grundstimmung für Welt- und Menschenauffassung bildet — so könnte in alledem eine gewisse Gefahr liegen. Das künstlerische

Digitized by Google

Schaffen könnte den Charakter annehmen, daß der Künstler mit einem geistreichen Witz über Großes und Kleines leicht dahingeht, mit einem Witz, der gelegentlich ein Mal durch einen Tropfen Wehmuth und Weltschmerz eine etwas dunklere und interessantere Färbung erhält. Es existiren dergleichen Kunstwerke. Oder aber: der Künstler könnte es auch aufgeben, Menschen und Menschenwerk zu betrachten, da das doch Alles eitel und vergänglich und noch dazu in seiner Wichtigthuerei, komisch und unästhetisch ist; er könnte seine leiblichen Augen schließen, den Blick nach innen richten, die eigene Seele studiren, in sich selbst zurückgezogen der Lust inneren Schauens fröhnen. Auch dergleichen giebt es. Möglich wäre es auch, sowohl Menschen wie das eigene Ich fahren und die Seele in die große unverfälschte Natur aufgehen, mit ihr Eins werden zu lassen; das giebt dann die eigenthümliche Rauschstimmung eines naturalistischen Pantheismus, der sich bei Künstlern unserer Zeit gleichfalls vorfindet. All das aber ist mit Abwendung von der realen Welt oder Aufgebung der eigenen Persönlichkeit verknüpft. Es ist etwas Feminines darin, und in der That läßt sich gewissen modernen Kunstprodukten ein femininer Zug garnicht absprechen. Dergleichen aber war nichts für Fontane. Er war viel zu stark, gesund, er war viel zu sehr Persönlichkeit. Er war eben ein Kind und ein Mann.

Ein Mann! Und die männliche Kraft ist ein ganz besonderer Wesenszug, der auf Fontanes menschliche und künstlerische Art bestimmend eingewirkt hat.

Aus dieser männlichen Kraft heraus erwächst dann auch ein Gefühl für Größe und Heldenthum, aber nicht für ein „offizielles" Heldenthum, das mit Staatsaktionen verknüpft ist. Fontanes Heldenthum dürfte wohl genau das sein, das der Pastor Lorenzen seinem Patron von Stechlin so schildert: „Mein Heldenthum — soll heißen, was ich für Heldenthum halte — das ist nicht auf dem Schlachtfelde zu Hause, das hat keine Zeugen oder doch immer nur solche, die mit zu Grunde gehen. Alles vollzieht sich stumm, einsam, weltabgewandt. Wenigstens als Regel. Aber freilich, wenn die Welt dann ausnahmsweise davon hört, dann horch ich mit auf, und mit gespitzterem Ohr, wie ein Kavalleriepferd, das die Trompete hört. . . . Echtes Heldenthum, oder ums noch einmal einzuschränken, ein solches, das mich persönlich hinreißen soll, steht immer im Dienst einer Eigenidee, eines allereigensten Entschlusses. Auch dann noch, wenn dieser Entschluß schon das Verbrechen streift."

Digitized by Google

Als Beispiel wird folgender Fall angeführt: Ein amerikanischer Polarforscher, ein Lieutenant Greeley, wird mit vier Genossen vom Schiff abgetrennt. Sie haben nur wenig Proviant bei sich, aber doch genau soviel, daß sie eine ihnen bekannte Ansiedelung erreichen können. Der Stärkste muß den Proviant tragen. Greeley merkt, daß die Vorräthe schneller, als berechnet, zu Ende gehen und daß der Träger heimlich davon entwendet. Die Drei, vom Hunger völlig geschwächt, haben nicht mehr die Kraft, dem einen Stärkeren offen entgegenzutreten. Man läßt ihn, scheinbar in aller Harmlosigkeit, vorausgehen und Greeley schießt ihn von hinten nieder. Pastor Lorenzen erklärt, das bewundern zu müssen. Denn Greeley hatte „die Führer- und die Befehlshaberstelle, zugleich die Richterpflicht und hatte die Majorität von drei gegen eine Minorität von einem zu schützen. Greeley hatte unter allen Umständen Recht und Ordnung, die durch die Verhältnisse gegeben waren, zu vertheidigen. Solche durch Verhältnisse gegebene Ordnung darf von einem Einzelnen nie gestört und vernichtet werden — das ist Fontanesche Weltanschauung. Höher als der Einzelne stehen ihm stets die „Verhältnisse", das heißt die das Verhalten und die Stellung der Einzelnen zu einander regelnde Ordnung. Dieser Sinn für Ordnung ist nichts weiter als der nothwendige Ausdruck des männlichen Kraftgefühls. Wer kraftvoll und muthig wagt, die Dinge nüchtern anzuschauen, wie sie thatsächlich liegen, sieht, daß individuelle Kraft und persönliches Wollen sehr bald und überall ihre Grenze finden und daß sie sich mit dieser Grenze durch Beschränkung abfinden müssen. Kraft, Beschränkung und Ordnung gehören psychologisch immer zusammen, nur daß natürlich die Grenzen der Ordnung je nach dem Maße der Kraft näher oder ferner gesteckt sind. Stärker als der Einzelne sind die Verhältnisse und Ordnungen, die ihn umschließen, die Ehe und Familie, die sozialen Beziehungen, der Staat. So proklamirt denn Fontane in „Irrungen Wirrungen" geradezu den Satz: „Ordnung ist Ehe", und die Liebe kann und soll da nicht allzuviel mitsprechen. Bis zu welcher Schärfe Fontane das Recht der Verhältnisse gegenüber dem Recht der Einzelnen betont, dafür giebt es in dem eben genannten Roman einen besonders charakteristischen Fall. Botho schwankt, ob er Lene nicht doch heirathen und die Liebe über Standesvorurtheile und Familienrücksichten triumphiren lassen soll. Auf einem Ritt über Berlin hinaus trifft er auf die Begräbnißstätte des ehemaligen Berliner Polizeipräsidenten v. Hinckeldey, der bekanntlich im Duell

Digitized by Google

gefallen ist. Er fragt sich: „Was predigt das Denkmal mir? Jedenfalls das eine, daß das Herkommen unser Thun bestimmt. Wer ihm gehorcht, kann zu Grunde gehen, aber er geht besser zu Grunde, als der, der ihm widerspricht“. Ein „moderner“, ich möchte sagen: ein freisinniger Mensch könnte gerade aus dem Fall Hinckeldey viel eher die entgegengesetzte Lehre ziehen: wer verdorrte, lebensunfähige Verhältnisse nicht bricht, der muß elendiglich zu Grunde gehen. Die stärkste Ordnung aber, die am sinnfälligsten in die Augen springt, ist der Staat. Es giebt keinen anderen Dichter, der, nicht etwa aus irgendwelchen Ueberlegungen und abstrakten Prinzipien heraus, sondern ganz urwüchsig die Macht des Staates als eine durchaus nothwendige und heilsame Realität empfunden hätte. In dem seine Kinderjahre behandelnden Memoirenwerk spricht er gelegentlich von den polnischen Freiheitskämpfen und der Begeisterung, die auch in Deutschland und besonders bei deutschen Poeten dafür geherrscht hätte. Für seine Person aber knüpft er daran die Bemerkung, „daß ich vielfach und mit getheiltem Herzen auf Seite der Polen stand und überhaupt, aller meiner Freiheitsliebe unerachtet, jederzeit ein gewisses Engagement zu Gunsten der geordneten Gewalten, auch die russische nicht ausgeschlossen, in mir verspürt habe, Freiheitskämpfe haben einen eigenen Zauber, und ich danke Gott, daß die Geschichte deren in Fülle zu verzeichnen hat. Was wäre aus der Welt geworden, wenn es nicht zu allen Zeiten tapfere, herrliche Menschen gegeben hätte, die, mit Schiller zu sprechen, „in den Himmel greifen und ihre ewigen Rechte von den Sternen herunter holen“. So hat denn alles Einsetzen von Gut und Blut, von Leib und Leben zunächst meine herzlichsten Sympathien, obenan die Kämpfe der Niederländer, neuerdings die Garibaldischen. Aber noch einmal, es läuft, mir selber verwunderlich, ein entgegengesetztes Gefühl daneben her und so lange die Revolutionskämpfe des sicheren Sieges entbehren, begleite ich all diese Auflehnungen nicht bloß mit Mißtrauen (zu welchem meist nur zu viel Grund vorhanden ist), sondern auch mit einer größeren oder geringeren, ich will nicht sagen in meinem Rechts- aber doch in meinem Ordnungsgefühle begründeten Mißbilligung. Ein Zwergensieg gegen Riesen verwirrt mich und erscheint mir insoweit ungehörig, als er gegen den natürlichen Lauf der Dinge verstößt. Ich kann es nicht leiden, daß ein alter Schäfer eine Kur ausführt, die Dieffenbach oder Langenbeck nicht zu Stande bringen konnten. Jeder hat ein ihm zuständiges Maß, dem gemäß er siegen oder unterliegen muß und

Digitized by Google

in diesem Sinne blicke ich auch auf sich gegenüberstehende Streitkräfte. Ich verlange von 300000 Mann, daß sie mit 30000 Mann schnell fertig werden und wenn die 30000 trotzdem siegen, so finde ich das zwar heldenmäßig und wenn sie für Freiheit, Land und Glauben einstanden, außerdem auch noch höchst wünschenswerth, kann aber doch über die Vorstellung nicht weg, daß es eigentlich nicht stimmt. Ich habe nichts dagegen, dies mich stark beherrschende Gefühl, das mich mehr als einmal von der meine Sympathie fordernden Seite auf die schlechtere Seite hinübergeschoben hat, als philiströs oder subaltern oder meinetwegen selbst als moralisches Manko gekennzeichnet zu sehen, es kommt mir nicht auf Feststellung dessen an, was hier zu loben oder zu tadeln ist, sondern lediglich auf Aufklärung über einen bestimmten inneren Vorgang und demnächst darüber, ob sich solche Gefühlsgänge, sie seien nun richtig oder falsch, auch wohl sonst noch in einer auf freies Empfinden Anspruch machenden Seele vorfinden mögen." Diese Aeußerungen sind für Fontanes Art, gerade auch für seine künstlerische Art ganz ungemein bezeichnend. Ich frage: Warum eigentlich wünscht er die Uebermacht der größeren Masse, der größeren Zahl? Aus Gerechtigkeitssinn nicht; denn er ist klug genug, zu begreifen, daß das größere Recht oft auf Seite der kleineren Macht ist. Ich glaube, antworten zu müssen: den Sieg der größeren Zahl verlangt er aus ästhetischen Rücksichten. Ich möchte sagen: es fällt ihm schlecht in die Augen, wenn das Größere unterliegt; das ist kein Verhältniß, keine Ordnung. An derselben Stelle übrigens macht er die Bemerkung, daß wenn zwei Jungen, ein großer und ein kleiner, sich prügeln, den Sieg des größeren verlangt und meint, dieses Verlangen werde bestimmt durch „die Macht der rein äußerlichen Erscheinung". Nun — diese „Macht der rein äußerlichen Erscheinung" ist eben das Aesthetische. Gewöhnlich werden Staat und Kunst, individuelles Ausleben und staatlicher Zwang als Gegensätze empfunden. Der Staat wird als etwas, wenn auch Nothwendiges, so doch Unästhetisches, Unkünstlerisches angesehen. In Fontane haben wir den sehr seltenen Fall, daß ein Dichter auch den Staat und die Ausübung der ganz realen und brutalen Staatsgewalt als ästhetisch empfindet, und zwar ganz naiv so empfindet.

Die ästhetische Grundlage seines Ordnungssinnes wird übrigens auch an einem für sich sehr unbedeutenden und kleinen Fall deutlich. Er geht einmal, noch als junger Mann, mit [illegible] ebenfalls noch jungen Storm die Linden hinunter, nach Kranzler zu.

Digitized by Google

Storm äußert den Wunsch hineinzugehen, befand sich aber in nichts weniger als zureichender Toilette. Das empfand Fontane als peinlich, als um so peinlicher, da gerade Gardekürassier-Offiziere den Eingang besetzt hielten. Fontane ist hier sicherlich nicht von dem Gefühl der Leute beseelt, die es als Schande empfinden, mit ärmlich Gekleideten gesehen zu werden. Aber es ist unästhetisch, es stört den einheitlichen Anblick, mit zu kurzen Hosen eigenartigster Färbung, einem blank getragenen Röckchen und einem statt der Wäsche seltsam um den Hals geschlungenen Shawlungeheuer dort hineinzugehen, wo sonst Alles reich und vornehm, blank und leuchtend ist. Von demselben ästhetischen Empfinden eingegeben ist auch die Aeußerung, die Botho zu Lene über die originelle Frau Dörr macht, als es sich darum handelt, sie auf einen Spaziergang mitzunehmen oder lieber zu Hause zu lassen. Sie muß zu Hause bleiben, denn — so erklärt Botho —: „Frau Dörr, wenn sie neben Deiner Mutter sitzt oder den alten Dörr erzieht, ist unbezahlbar, aber nicht unter Menschen. Unter Menschen ist sie blos komische Figur und eine Verlegenheit." —

Ich bin in diesem Stück meiner Ausführungen von der männlichen Kraft und dem Persönlichkeitsgefühl ausgegangen, das Fontane zu eigen war. Im Zusammenhang damit habe ich seinen Ordnungssinn und sein Staatsgefühl erläutert. Dieses Persönlichkeitsgefühl wirkt noch in anderer Richtung bestimmend auf die Art seines künstlerischen Gestaltens ein und trennt ihn von allermodernsten Kunstrichtungen. Wir haben heute eine Anzahl Künstler, die mit Virtuosität es fertig bekommen, in die Seelen Anderer hineinzuschlüpfen, völlig in den Gestalten, die sie darstellen wollen, aufzugehen und ihre eigene Persönlichkeit möglichst zu verlieren. So ist Fontanes Darstellungsart nie beschaffen. Er bleibt stets außerhalb der Dinge und Verhältnisse, die er schildert; er verharrt auf seinem eigenen Standpunkte; er wahrt stets den von ihm darzustellenden Menschen gegenüber eine gewisse Distanz. Es liegt ihm garnichts daran, die Dinge etwa ihrer innersten Natur nach nur objektiv hinzustellen. Was er giebt, sind vielmehr nur Bilder, die er mit den ihm eigenen Augen sinnenfällig wahrgenommen hat. So naturwahr die Fontaneschen Gestalten auch dem Leben entnommen sind, sie tragen doch alle die subjektive Eigenart ihres Schöpfers an sich. Wie zwischen sich und den Menschen, so wahrt er auch zwischen sich und der Natur eine gewisse Distanz. Wir haben in der modernen Kunst Figuren, die ihr individuelles,

Digitized by Google

spezifisch menschliches Selbst möglichst abstreifen und durch völliges Versenken und Einswerden mit der Natur wieder Größe und Ruhe gewinnen möchten. Ein bezeichnendes Beispiel dafür findet sich bei Knut Hamsun, in einer Meditation, die er den Lieutenant Glahn in dessen Waldeinsamkeit anstellen läßt. „Alles läßt sich mit mir ein, vermischt sich mit mir, ich liebe Alles. Ich nehme einen trockenen Zweig auf und behalte ihn in der Hand. Der Zweig ist beinahe verfault. Seine dürftige Rinde macht Eindruck auf mich. Mitleid durchzieht mein Herz." Er legt den Zweig ganz behutsam auf den Boden zurück und vermag sich nur thränenden Auges davon zu trennen. Soweit geht Fontanes Naturgefühl nie, daß ihm ein vertrockneter, angefaulter Zweig Thränen entlocken könnte, weil er sich mit ihm gewissermaßen eines Wesens fühlte. Hamsuns Naturgefühl ist ein naturalistischer Pantheismus. In Fontanes Art, Menschen sowie Natur zu empfinden, liegt etwas Monotheistisches. Er steht vor den Menschen und vor der Natur als einheitliches, selbständiges, in sich geschlossenes, überlegenes Wesen.

In der Fontaneschen Kunst eigenen Mischung von Persönlichem und Sachlichem, Subjektivem und Objektivem scheint mir übrigens das innerste Wesen des Realismus zu liegen, im Gegensatz zum Naturalismus sowohl, wie Idealismus. Im Naturalismus trachtet der Künstler danach — im Gefühl individueller Schwäche sicherlich — in den Menschen und in der Natur aufzugehen, die Verhältnisse nur objektiv, ihrer innersten, „wirklichen" Natur nach zu schildern. Daß diese Sehnsucht, sich zu entäußern, aufzugeben, in der That ihren Grund in individueller Kraftlosigkeit hat, wird darin ganz deutlich, daß sich der Naturalismus sehr schnell und mit begreiflicher Folgerichtigkeit zum Mysticismus und Symbolismus entwickelt hat. Nach der rechten Seite hin steht der Realismus wieder im Gegensatz zum Idealismus. In diesem ordnet sich die Individualität eines Künstlers einer bestimmten, als objektiv richtig und verbindlich geglaubten Weltanschauung unter, von der heraus ein bestimmter Maßstab an Mensch und Natur angelegt wird. Die realistische Kunst erfordert eine selbständige Persönlichkeit, die mit dem geraden und klaren Spiegel der Augen die Bilder der Außenwelt unversehrt auffängt, eine Persönlichkeit, die den Muth hat, die Dinge in ihrer nackten Natürlichkeit zu betrachten, die — um Fontanesch zu reden — „sich nichts weiß machen läßt". Der realistische Dichter muß von gerader, natürlicher, kraftvoller und offener Natur sein, mit freiem Blick, gesunder Schau- und Sinnenlust, unbeirrt

Digitized by Google

von philosophischen Abstraktionen und ungequält von Unlust und unstillbarer und unerfüllbarer Sehnsucht. Die realistische Kunst, da sie den Muth hat, den Dingen gerade entgegenzusehen und anzuerkennen „das, was ist", muß im Grunde optimistisch und heiter sein. Es ist eine Lust, zu schauen. Fontane nun scheint uns durch und durch ein solcher realistischer Künstler zu sein, der geschlossenste, konsequenteste, maßvollste und sicherste Realist, den die deutsche Dichtkunst aufzuweisen hat. Und er war auch der erste und älteste der Realisten. Er wurde es nicht erst, als im Kampfe gegen die klassicistischen Epigonen der Realismus Mode wurde. Fontane konnte seiner ganzen Naturanlage von Anbeginn nichts Anderes sein, als Realist. Ehe denn der Realismus Mode wurde, war er. Darin liegt auch, wie mich dünkt, seine literargeschichtliche Bedeutung.

Der Realismus ist im Grunde optimistisch, da er die Welt, „das, was ist", anerkennt. Er ist darum aufbauend, bestätigend, nicht verneinend und zerstörend. Er ist Synthese. Die Kritik aber ist Analyse. Und Fontane, dieser erste und im Grunde beste unserer Realisten war nahezu zwanzig Jahre hindurch Kritiker, Theaterreferent der „Vossischen Zeitung". Wie hat er das fertig gebracht? Was vermochte er als Kritiker zu bedeuten?

Gestatten Sie, daß ich aus einer Reihe seiner Kritiken, die er zu verschiedensten Zeiten über verschiedenste Stücke geschrieben hat, ein paar Stellen in Eile verlese! Bekannt und viel gerühmt ist es, daß er, ein Siebzigjähriger, der Wegbereiter Hauptmanns gewesen ist. Ueber dessen Drama „Vor Sonnenaufgang" schreibt er: „Der Ton ist bei Arbeiten wie dieser, die viel von der Ballade haben, nahezu Alles. Denn er ist gleichbedeutend mit der Frage von Wahrheit oder Nicht-Wahrheit. Ergreift er mich, ist er so mächtig, daß er mich über Schwächen und Unvollkommenheiten, ja selbst über Ridikülismen hinwegsehen läßt, so hat ein Dichter zu mir gesprochen, ein wirklicher, der ohne Reinheit der Anschauung nicht bestehen kann und diese dadurch am besten bekundet, daß er den Wirklichkeiten ihr Recht und zugleich auch ihren rechten Namen giebt." Sogar der im Naturalismus noch ein gutes Stück mehr leistenden „Familie Selicke" gegenüber verhält er sich — wenn auch ein bischen skeptisch — so doch durchaus nicht abweisend. „Ich habe keine bestimmte Antwort darauf; man muß es abwarten, wie so vieles Andere. Einmal geht das, einmal laß ich mir das gefallen, sogar unter wärmster und bewundernder Anerkennung gefallen. Und wenn der Oster-

Digitized by Google

montag mal wieder auf den 7. April fällt, dann mag e
mal wieder gehen." Derselbe Mann aber, der nicht
Hauptmanns Erstlingswerk Worte wärmsten Lobes schrei
dern auch unter „wärmster und bewundernder Anerkennun
„Familie Selicke" sich „gefallen" läßt, derselbe Mann schreibt
Drama Heyses: „Die Weisheit Salomos": Diese wenigste
persönlich durch die Mitteltakte hin begleitenden Zweifel
in der Frage nach der historischen, ja, die Wahrheit zu
auch nur der menschlichen Möglichkeit dessen, was uns vor
zu Szene vorgeführt wurde. . . . Die große Schlußsze
aber Wandel hierin, indem sie mich plötzlich auf die Stell
von der aus das Stück betrachtet sein will. Geschichte
schichte her. Ja, weitergehend, auch der alltägliche Mensch
hier nicht in Frage. . . . Was zur Erscheinung gebracht
soll, ist nicht Wirklichkeit, sondern das Ideal." Fontane
nach dem Schillerschen Grundsatz: „Was sich nie und n
hat begeben" u. s. w. habe Heyse ein Stück geschaffen, „da
auf kulturhistorische Korrektheit noch auf Durchschnittswah
lichkeit, sondern lediglich auf sein poetisches Vollmaß, auf S
und Erhebung angesehen sein will. Der Realismus, der
Zeit beherrscht und dem ich selber ein so großes Recht
— so groß ist dieses Recht nicht, daß jede andere Weise
zu verstummen hätte." Für Fontane sehr charakteristisch
Art, wie er einmal ein Lublinersches Stück — „Der Na
kritisirt: „Man muß nicht mehr wollen, als man kann
über sich hinaus Streben ist respektabel, oft groß, und A
kleidet es auch. Lieber ein natürlicher Kult von Vitzlipu
ein Zwangskult von dem „Kunsthöheren". Lubliner ist ein
und auf seinem eigensten Gebiet, auf dem Gebiete der Einfä
und Schürzungen fast ein großes Talent. Er ist auch ein
glücklicher Einfälle. . . . Vor zehn, zwölf Jahren, als er
habe ich das Alles nicht so stark empfunden. Jetzt aber
auf dem Standpunkte, daß ich, neben vielem Anderem, a
dramatischen Tausendkünstler gelten lasse, den Lustspiel-Be
. . . Ich bewundere das jetzt ganz aufrichtig und quäl
Menschen mehr mit Feststellung der Grenze zwischen Ku
Kunstfertigkeit."

Ein solcher Kritiker, der nahezu für Alles ein paar
würdige und lobende Worte fand, war natürlich sehr belie
es ist begreiflich, daß am 4. Januar 1890, als Fontanes

Digitized by Google

jähriger Geburtstag offiziell — unter Anwesenheit des Kultusministers — gefeiert wurde, der Leiter der „Voss. Ztg." erklären konnte, „es sei ihm in fast zwanzigjähriger Thätigkeit an unserer Zeitung nicht einmal als Theaterreferent gelungen, sich Feinde zu machen." Dies spricht gewiß für die Liebenswürdigkeit des Menschen. Aber was beweist es für die Tüchtigkeit des Kritikes? Verräth es nicht eine arge Geschmacklosigkeit, Hauptmann und Schlaf, Heyse und Lubliner zugleich zu loben? Ich glaube nein? Um von vornherein meine Meinung über Fontane als Kritiker zu sagen: auch als solcher ist er, wie als Dichter, Realist gewesen. Auch die Theaterwelt sah er an, wie sie wirklich ist, und nicht, wie sie sein sollte und doch nicht sein kann. Es besteht aber in dieser Theaterwelt die unerschütterliche Thatsache, daß „Im weißen Rößl" mehr aufgeführt wird und aufgeführt werden muß, als „Rosmersholm". Für hundert Ibsen-Vorstellungen findet sich nirgends in der Welt ein Publikum. So sind eben die Menschen beschaffen. Auch in der Kunst herrscht das Gemeine und Alltägliche über das Seltene und Sonntägliche. Und auch in der Kunst wie im Leben muß der Realist, der realistische Kritiker, den Muth haben, dieses „Gemeine" anzuerkennen, weil es eben existirt und eine Macht ist. Ist es vielleicht von einem Theaterdirektor zu verlangen, daß er an dem Abend, an dem das „weiße Rößl" zum hundertsten Male vor überfülltem Hause paradirt hat, vor den Vorhang tritt und dem höchst vergnügten Publikum etwa folgende Rede hält: Liebenswürdiges Publikum! Die Thatsache der hundertsten Aufführung dieses völlig unliterarischen Stückes, das mir meine Kasse bis an den Rand zu wiederholten Malen gefüllt hat, beweist Alles für Ihren schlechten Geschmack. Aus Gründen der Strafe sowohl wie der Erzählung wird jetzt in meinem Kunsttempel 200 Mal „Rosmersholm" und dazwischen eingestreut 100 Mal „Die Macht der Finsterniß" zur Darstellung gelangen." Kann man dergleichen verlangen? Natürlich nicht. Ist es aber unmöglich, wahrer Kunst beim breitesten Publikum Eingang zu verschaffen, dann ist es auch geschmacklos, allen Witz und alle — oft nur zu affektirte — Entrüstung gegen diese Posse und jenen Schwank ins Feld zu führen. Hier kann es — zumal in einer Tageszeitung, die doch lange Auseinandersetzungen über Kunstideale und Theaterprinzipien garnicht gestattet — nur darauf ankommen, jedes in seiner Art zu verstehen und zu behandeln. Das ist die Art Fontaneſcher Kritik. Und diese Art ist nicht in Schwäche begründet. Nur wer einen festen

Digitized by Google

Standpunkt und klare Augen hat, kann Gutes und Schl
Hohes und Niederes an sich vorüberziehen lassen,
selber verwirrt und schwindelig zu werden. Jedes in sein
verstand Fontane zu würdigen. Es mußte nur eine Art
eigenartig sein, gesteckte Grenzen nicht überspringen wollen.
wo Eigenart, Einheitlichkeit ist, da ist auch Wahrheit, wen
nur subjektive Wahrheit. Hauptmanns Drama ist von ein
heitlichen Grundstimmung getragen, aber auch Heyses Werk.
die Stimmungen auch grundverschieden sind, — wenn s
rein und stark in den Dichtern erklingen, dann sind sie ber
dann sind sie wahr und natürlich. So wird auch Ibse
Fontane gewerthet, in den „Gespenstern" z. B.: „Wir werde
hingerissen bezw. niedergeworfen durch die Wahrheit, die dar
sondern einfach durch Ibsens Glauben, durch den künstlerischen
seines Schaffens. Was heißt Wahrheit? Der Dichter, als
Stück schrieb, war von einer Idee erfaßt, die ihm Wahrhe
und die es ihn drängte, als Wahrheit zu bekennen." Im Ue
allerdings meint Fontane über den großen Norweger, un
Meinung ist echt Fontanesch: „Was aber seine mannig
Menschheit beglückenden Probleme angeht, so kann ich nur m
alten Kopelke (aus „Familie Selicke"), dem ich mich überhaup
wandt fühle, sagen: „Alles Mumpitz". Da spricht wieder ga
„Kind" aus Fontane, das wohl Lust hat am sinnlichen Schauer
keinen Blick für Probleme, Ideen, Räthseltiefen. Das „Kind" F
vermag den „Greis" Ibsen im Grunde gar nicht zu verstehen, w
— wohlgemerkt — den „Greis" ebensowenig als Tadel mein
das „Kind". Die kindliche Schaulust gegenüber der Schaubüh
Frische mit der Fähigkeit nicht nur, sondern dem Verlangen
Eindrücke aufzunehmen, und der gute Glaube und hoffnungsvoll
mismus treten sehr schön in folgender Aeußerung des „alten Fo
vor: Wir sind beim Experimentiren und Alles, was sich gegen
Experimentirkünste sagen läßt, ist ihre Kärglichkeit und Schüchte
Der Mitbewerb ist viel zu klein und beschränkt. Solche Unberühmt
die morgen schon Berühmtheiten sein können, giebt es viele." Be
möchte ich übrigens noch, daß der bewußte Realist und Förder
neuen Kunst nicht etwa erst im Jahre der „Freien Bühne"
erstanden ist. Bereits 1885 schreibt er in seinem Buche über Fr
Scherenberg: „Die Bedeutung der Scherenbergschen Gedichte lieg
einfach in ihrer Originalität. . . . Originelle Dichtungen sind nun
noch lange nicht schöne Dichtungen, und dem Grundwesen der

Digitized by Google

nach wird das blos Originelle hinter dem Schönen immer zurückzustehen haben. Gewiß. Und ich bin der Letzte, der an diesem Fundamentalsatze zu rütteln und zu rühren gedenkt. Anderseits aber krankt unsere Literatur — wie jede moderne Literatur — so schwer und so chronisch werdend an der Doublettenkrankheit, daß wir, glaube ich, an einem Punkt angelangt sind, wo sich das Orginale, wenigstens vorübergehend, als gleichberechtigt neben das Schöne stellen darf. In Kunst und Leben gilt dasselbe Gesetz, und wenn die Nachkommen einer zurückliegenden großen Epoche das Kapital ihrer Väter und Urväter aufgezehrt haben, so werden die willkommen geheißen, die für neue Güter Sorge tragen, gleichviel wie. Zunächst muß wieder was da sein, ein Stoff in Rohform, aus dem sich weiter formen läßt". —

— Als Dichter wie als Kritiker war Fontane derselbe, mußte derselbe sein, weil er als Mensch eine Einheit war, die sich immer gleich bleiben muß. Und er — 1819 geboren — lebte in Zeiten, in denen die Einheit eines Charakters sehr wohl hätte in die Brüche gehen können. Aber weder Reaktion noch Revolution haben ihm einen Knick gegeben. Nicht Hegel und nicht die Feuerbach, Bauer und Strauß, Marx und Lassalle haben seiner Natur Bahn weisen können, obwohl er mit Manchem von diesen direkt oder wenigstens indirekt in Berührung gekommen ist. Das hat er mit Bismarck gemein, von Gedankenströmungen sich niemals den Kurs der Lebensfahrt zu bestimmen lassen. Durch die Einheit seines Wesens, durch seine Natürlichkeit, seine Güte und Liebenswürdigkeit, durch seine Weisheit, Kraft und Verständigkeit hat er uns mit seinem Leben ein Vorbild und ein Beispiel gesetzt. Er hat sich zum Ruhme nicht nur durchgedichtet, sondern — was im Grunde mehr bedeutet — zum Ruhme durchgelebt. Als er, der noch so Heitere und Lebensvolle, starb, schnell und schmerzlos, wars, wie wenn eine Sonne plötzlich von Wolken verhüllt wird. Wenn wir aber an sein Leben denken und uns in seine Werke vertiefen, vermögen wir nicht länger traurig zu sein. Durch die Wolkenschleier unserer Trauer bricht die Erinnerung, an eine lichte und klare, warme und sonnige Gestalt, wie ein schönes und tröstendes Abendroth.

Digitized by Google

Ein Kulturbild aus dem Reformationszeitalter.

(Der Augsburger Reichstag im Jahre 1548 nach einem fürstlichen Tagebuch.)

Von

Dr. Cr. Meyer,
Staatsarchivar, München.

Karl V. hatte sein Meisterstück der Staatskunst vollbracht. Der schmalkaldische Bund war zersprengt. Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, das Haupt des Bundes, mußte am Abend des 24. April 1547 vor seinem „allergnädigsten Kaiser und Herrn", den er noch eben als „Karl, der sich den fünften römischen Kaiser nennt", zu tituliren pflegte, das „Knie beugen", die spanische Reverenz machen, wie das in der damaligen spanischen Hofsprache genannt wurde. Landgraf Philipp von Hessen that wenige Wochen darauf, am Abend des 19. Juni, „auf dem großen Saale in des Kaisers Losament zu Halle, im Beisein vieler Herren, Kurfürsten, Fürsten, fremder Potentaten, Botschafter, Grafen, Obersten, Befehlshaber und einer großen Anzahl anderer Leute, so viel als ins Gemach gehen und von außen durch die Fenster darein sehen konnten", gleichfalls den Fußfall und leistete demüthige Abbitte, erwirkte aber nichts weiter, als daß er sich keiner ewigen Gefangenschaft zu versehen habe. Die andern Fürsten, Herren und Städte des Bundes waren den Häuptern entweder schon zuvorgekommen in rascher und schmachvoller Unterwerfung, oder ihnen schleunigst gefolgt. Durch unermeßliche Kontributionen, Lieferungen von Geschütz und Kriegsmaterial aller Art hatten sie die Gnade des Kaisers und Aufhebung der über sie verhängten Acht erkauft; die

Digitized by Google

demüthigen Formen der Aussöhnung, die Keinem erlassen wurden, mochten im Augenblick gegen diese materiellen Opfer gar nicht in Anschlag gebracht worden. Mit Recht wurde ihnen schon damals gesagt: hätten sie nur den vierten Theil dessen, was sie dem offenkundigen Feinde ihres Glaubens und ihrer Freiheit zahlen mußten, daran gesetzt, beide zu vertheidigen, so würden sie den Krieg Jahre lang haben führen können, was ebenso viel hieß, als ihn siegreich führen. Dergleichen ist in ähnlichen Situationen stets mit dem gleichen Rechte gesagt worden, hat aber niemals verhindert, daß dasselbe sich stets wiederholt hat.

Karl V. war ein zu gewiegter Politiker, um seinen Sieg zu überschätzen. Er wußte wohl, daß er nur so weit Gehorsam fand, als die Gegenwart seiner Soldateska denselben erzwang. Alles hing daher davon ab, ob er die genügende Truppenmacht so weit zerstreuter Gebiete, vom Fuße der Alpen bis zu den Küsten der Nordsee, zusammenzuhalten vermochte. Das war aber zumeist eine finanzielle Frage. Denn der Soldat jener Zeit, der echte, richtige Söldner, machte seine Dienste ganz allein vom Beutel abhängig. Wurde er gut und vor Allem pünktlich bezahlt, so war das Größte mit ihm möglich. Stockte dagegen der Sold, so erfolgte sofort Lösung der Disziplin, offene Widersetzlichkeit und eine vollständige Zersplitterung der Heere. Nun hatte dieser „deutsche Krieg" dem Kaiser mindestens drei Millionen Goldgulden gekostet, aber alle Strafgelder und Kontributionen, alle päpstlichen Hülfsgelder und die der katholischen Reichsstände hatten nicht mehr als anderthalb Millionen gebracht. Es war eine bedenkliche Ebbe im kaiserlichen Schatze, und die Fugger und Welser, die wohl hätten helfen können, waren nicht mehr so unbedingt zum Kreditgeben geneigt, wie etwa zehn oder zwanzig Jahre früher.

So war es jetzt die Hauptaufgabe der klugen Männer im Rathe des Kaisers, neue Geldquellen aufzuspüren — ein Geschäft, dem sie sich mit um so größerem Eifer widmeten als es Jedermann, den Kaiser selbst nicht ausgenommen, wohl bekannt war, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil davon nebenab in ihre Taschen floß. Freilich waren die eigentlichen Goldbäche, die in den reichen Städten oder in den Schatzkammern der größeren fürstlichen Rebellen entsprangen, schon abgeleitet, und was noch übrig blieb, konnte auch bei den umsichtigsten Bohrversuchen nicht mehr so ergiebig ausfallen. Aber die Menge mußte auch hier ersetzen, was die Fülle zu wünschen übrig ließ.

Digitized by Google

Es kam also darauf an, möglichst viele „Schuldige“ von dem vergangenen Kriege her zu erspähen, nicht um sie zu bestrafen, sondern nur um sie bezahlen zu lassen, so viel als sich nur immer aus ihnen herauspressen ließ. Unter diese eigenthümliche Kategorie von Schuldigen wurden auch die Grafen von Waldeck gezogen, um welche man sich sonst am kaiserlichen Hofe und in der kaiserlichen Politik wenig zu bekümmern pflegte.

Das alte gräfliche Haus Waldeck gehörte zu denen, auf die das volksmäßige Wort des Freidank:

„Breite Eigen werden schmal,
Wenn man sie theilet nach der Zahl“

in vollstem Sinne seine Anwendung gefunden hat. Fortwährende Theilung eines nicht übermäßig großen Besitzes ließen eine Linie nach der andern aufschießen, trugen aber nicht dazu bei, das Gesammtgut des Hauses zu vermehren oder seine politische Stellung zu verbessern. So war es gekommen, daß die früher reichsunmittelbaren Grafen im fünfzehnten Jahrhundert sich unter die Lehnsherrlichkeit eines mächtigeren Nachbars, des hessischen Landgrafen, begeben mußten, ohne damit ihre Reichsstandschaft aufzugeben. Es war dies eines der unzähligen unklaren staatsrechtlichen Verhältnisse, mit denen der Organismus des Reichs in den letzten Zeiten des Mittelalters sich beschwert hatte. So lange Alles im ebenen Geleise fortging, mochte man sich leidlich dabei behelfen, aber jede Krisis mußte Gelegenheit zu den fatalsten Verwirrungen für alle Betheiligten geben.

Zur Zeit des schmalkaldischen Krieges gab es nicht weniger als vier regierende Herren im kleinen Waldecker Lande: Philipp IV. von der Wildungschen Linie und die drei Brüder: Wolrad II., Philipp V. und Johann von der Eisenbergischen Linie. Alle diese hatten ihrem Lehensherrn, dem hessischen Landgrafen Philipp, als er sie zur Lehnsfolge im Jahre 1546 aufbot, Gehorsam geleistet, wie es getreuen Vasallen ziemt und wie sie es bei Strafe der Verwirkung ihrer Lehen schuldig waren. Doch waren sie nicht in den Fall gekommen, für ihren nächsten Lehensherrn das Schwert gegen ihren obersten Lehensherrn, den Kaiser zu ziehen. Ehe noch das kaiserliche Heer den Landgrafen an seinem eigenen Herde aufsuchen konnte, entschloß er sich zur Unterwerfung und die aufgebotenen Vasallen wurden entlassen. Ein kaiserlicher Kommissar verkündete allen denen, welche für den Landgrafen und gegen den Kaiser die Waffen getragen, vollständige Amnestie unter der Be-

Digitized by Google

dingung, daß sie sich fortan ruhig hielten. Die Waldeckschen Grafen wirkten, wie die meisten der mit ihnen in gleicher Lage befindlichen Herren und Ritter, zu größerer Sicherheit noch eine förmliche Urkunde darüber von eben diesem kaiserlichen Kommissar aus, vor dem sie sich persönlich gestellt hatten, und durften sich nunmehr der Hoffnung hingeben, unbelästigt zu bleiben.

Da erfolgte wie ein Blitz aus heiterer Luft am 17. März 1548 eine Zitation an die drei Brüder Wolrad, Philipp und Johann, sich zur persönlichen Verantwortung vor dem Kaiser, der damals zu Augsburg residirte, am 16. April zu stellen. Dem kaiserlichen Mandate mußte unter damaligen Umständen gehorcht werden, wo spanische, italienische und deutsche Truppen durch ganz Niederdeutschland kantonirten und jede Widersetzlichkeit durch das schärfste summarische Verfahren geahndet werden konnte. Es machten sich daher die drei Brüder schleunigst reisefertig.

Schon am 6. April konnten die gräflichen Brüder mit einigen erprobten Räthen und weniger Dienerschaft vom Schlosse Waldeck ausreiten dem Süden zu. Mit diesem Datum beginnt das Tagebuch, dem die folgenden Schilderungen entnommen worden. Es ist von dem Grafen Wolrad eigenhändig und meist in großer Ausführlichkeit geschrieben, natürlich in lateinischer Sprache, wie es sich für einen so gelehrten Herrn ziemt. Der „Gelehrte" ist ein Beiname, der ihm damals sehr häufig und nicht bloß aus Schmeichelei beigelegt wurde. Das Tagebuch vergegenwärtigt uns ein Stück deutscher Geschichte in der Unmittelbarkeit des selbsterlebten Begegnisses, wie keine andere geschichtliche Aufzeichnung dieser Zeit.

In schweren Sorgen wurde die Reise angetreten. Namentlich mußte Wolrad aus triftigen Gründen Schlimmes fürchten. Er hatte sich bei verschiedenen Gelegenheiten als eifriger Verfechter der neuen Lehre bemerklich gemacht. Zu dem letzten, ganz verunglückten Vereinigungsversuch der beiden Glaubensbekenntnisse, dem Religionsgespräch zu Regensburg im Winter 1545—1546, war er auf den Wunsch des großen Straßburger Theologen Bucer von Seiten seines Lehnsherrn, des Landgrafen Philipp, zwar nur als Zuhörer gesandt worden, aber sein Glaubenseifer hatte ihn fortgerissen, so daß er einmal die hämischen Invektiven des kaiserlichen Kaplans Malvenda, allerdings nicht sehr parlamentarisch unterbrach. Daß ihm Malvenda Rache geschworen hatte, wußte er, und gleichfalls, was jener bei dem Kaiser galt. Außerdem bekümmerten ihn allerlei

Digitized by Google

an sich geringfügige Streithändel mit seinen Nachbarn, wie sie jeder deutsche Territorialherr damals dutzendweise hatte. Aber das Gefährliche dabei war, daß er Protestant und seine Gegner Katholiken waren, darunter der neue Erzbischof Adolf von Köln, den man als einen besonderen Günstling des Kaisers betrachtete und zugleich auch als einen besonders heftigen Feind der neuen Lehre und ihrer Anhänger. Man hatte den Grafen einstweilen wissen lassen, daß er sich zu Augsburg nicht bloß wegen Hochverraths gegen den Kaiser, sondern auch wegen Friedensbruchs gegen harmlose Nachbarn zu verantworten habe werde. Seine Brüder durften die Sache leichter nehmen. Sie konnten in Augsburg auf einflußreiche Gönner hoffen, vor Allem auf den Herzog Wilhelm von Cleve, der damals bei dem Kaiser und König Ferdinand viel galt, weil man ihn gut brauchen konnte. Dieser Clevesche Herzog war ihrer noch lebenden Mutter leiblicher Bruder, Wolrad aber aus der ersten Ehe des Vaters, entbehrte also diese mächtige Verwandtschaft. Beide jungen Grafen standen noch in den Jahren, wo man frischer in die Welt hinaussieht, der eine war 27, der andere 26 Jahre alt. Wolrad dagegen hatte beinahe schon das vierzigste Jahr erreicht. Die jüngeren Brüder waren noch unverheirathet, er aber seit zwei Jahren mit einer innig geliebten jungen Frau, Gräfin Anastasia von Schwarzburg verbunden, die ihm schon ein Töchterchen geboren hatte. Daß er Weib und Kind in diesen Zeiten schutzlos zurücklassen mußte, war nicht der geringste Theil seines Kummers, denn wer bürgte dafür, daß er nicht als Geächteter seiner Heimath für immer den Rücken kehren mußte?

Je näher man Augsburg kam, desto deutlicher zeigten sich die Merkmale der traurigen Zustände, unter denen die Gesinnungsgenossen der Großen damals seufzten. Schon in Nürnberg war Alles voll Angst und Verwirrung über die weiteren Pläne des Kaisers in Bezug auf Religion und bürgerliche Freiheit. In der Reichsstadt Weißenburg begegneten die Augen der zum Thore Einreitenden zuerst den kaiserlichen Fahnen, als Zeichen, wer jetzt hier der wahre Herr sei. Bei Donauwörth übernachtete man in demselben Zimmer der Herberge zum Löwen, wo kurz vorher der Landgraf von Hessen neunzehn Wochen lang als Gefangener gehalten und von seiner spanischen Wache nicht wenig gequält worden war — eine Erinnerung, die nicht eben ermunternd wirkte. Vorher, zwischen Monheim und Weißenburg, war Graf Wolrad mit genauer

Digitized by Google

Noth aus augenscheinlicher Todesgefahr gerettet worden: sein Pferd war in der Furth eines angeschwollenen Baches gestürzt und er im Bügel hängen geblieben.

So ritten sie denn schweren Herzens am Mittag des 14. April in Augsburg ein. Im Gewirr des Reichstags, des stattlichsten und schicksalsschwersten des ganzen sechszehnten Jahrhunderts, hätten sich die Waldecker Herren wohl schwer zurecht gefunden, wenn sie nicht alsbald sich an einen trefflichen Führer und Berather gewendet hätten. Dies war Graf Wilhelm von Nassau-Dillenburg, einer der bedeutendsten deutschen Fürsten dieser Zeit, obwohl an Landbesitz vielen nachstehend. Aber er hieß nicht umsonst der „reiche" Graf, und was mehr war, er kannte den kaiserlichen Hof und alle leitenden Persönlichkeiten aufs Genaueste, galt mit Recht für einen der treuesten Diener des Kaisers, machte aber kein Hehl daraus, daß er offen der neuen Lehre zugethan sei. Er hielt es darin anders als sein großer Sohn Wilhelm von Oranien, der den wohlverdienten Ruhm seines Vaters ganz verdunkelt hat. Jener Graf Wilhelm nahm die mißlichen Angelegenheiten der ihm nahe verwandten Waldecker sofort in seine Hand. Sein Rath war es, der Wolrad bestimmte, Alles daran zu setzen, den Handel mit dem Kölner Erzbischof auf gütlichem Wege zu schlichten. Graf Wilhelm suchte persönlich den hohen geistlichen Herrn auf. Freilich konnte er ihn nicht sprechen, da er noch mit einem tüchtigen Rausche vom vorgehenden Tage zu Bette lag. Schließlich gelang es dem Vermittler, den Erzbischof zu einem Vergleich zu bewegen, allerdings nur gegen schwere Opfer seitens Wolrads. Damit war eine große Gefahr für die Hauptangelegenheit, die Rechtfertigung vor dem Kaiser wegen Hochverraths, abgeschnitten.

Mittlerweile war auch dieser Hauptprozeß in Gang gesetzt, aber der Gang war und blieb schneckenhaft. Nicht sehr ermuthigend lautete es, wenn Kurfürst Moritz von Sachsen inmitten einer zahlreichen Gesellschaft von höchsten und hohen Herren und Frauen bei seiner Schwiegermutter, der Landgräfin von Hessen, sein Erstaunen darüber ausdrückte, daß Graf Wolrad auf dem Reichstag erschienen sei. Moritz selbst konnte allerdings damals kein direktes Interesse haben, dem Grafen zu schaden, aber seinem Freund und Mitgesellen bei dem Verrath an den Glaubensgenossen, dem wilden Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach — sehr mit Unrecht der deutsche Alcibiades genannt — war Wolrad persönlich unangenehm und seine Gegenwart in Augsburg nicht wenig unbequem.

Digitized by Google

Formell wurde der Hochverrathsprozeß in der Art geführt, daß die Angeklagten ihre mündliche und schriftliche Vertheidigung in eigener Person oder durch ihre Beauftragten bei gewissen, dazu deputirten kaiserlichen Räthen anbrachten. Diese hatten dann an den Kaiser zu referiren, von dem das Urtheil gesprochen werden sollte. Thatsächlich verhielt es sich aber anders. Der Kaiser selbst kam eigentlich nur im letzten Aufzug oder in der Schlußszene dieser Tragödie auf die Bretter und Alles wurde von seinen Ministern, dem jüngeren Granvella und Viglius auf eigene Hand entschieden.

Erst nach einer ganzen Anzahl müßig verbrachter Tage gelangten die Waldecker Grafen zur Audienz bei Granvella. Er hörte den Vortrag ihres rechtskundigen Beistandes ruhig an, aber die Antwort, die er ertheilte, gab keine günstigen Aussichten. Da mußte man sich denn in Geduld fügen und auf die kaiserliche „Resolution" — ein Wort, das damals in Deutschland noch wenig gehört und, wie das gräfliche Tagebuch sagt, erst von den neuen Leuten, die jetzt herrschten, neu hereingebracht war — so lange warten, als dies den „Halbgöttern am Hofe" gefiel, sie warten zu lassen. Richtig genug bemerkt einmal selbst einer der ersten kaiserlichen Räthe, der Vizekanzler Dr. Seld, es sei die Art dieses Hofes, die Menschen durch Verzögerung umzubringen.

Dieselbe Klage, die die Waldecker Grafen führten, ertönte von allen Seiten. Die Ursache davon ist nicht schwer zu finden: Alle kaiserlichen Minister und Räthe waren fleißig an der Arbeit, aber der Arbeit war zu viel. Der eine Mann, auf dessen Schultern Alles lag, war damals noch dazu alt und krank. Es war der bekannte Nikolaus Starendt, der „erlauchte Herr von Granvella", wie ihn Graf Wolrad und viele andere Hochgeborene dieser Zeit ironisch zu betiteln pflegten. Denn der bis zu dem grenzenlosesten Einfluß emporgestiegene ehemalige Schreiber aus Burgund, in dessen Hand die große Politik und die Regierung der halben Welt lag, war und blieb ihnen trotz seiner Nobilitirung nur ein pfiffiger und vom Glück begünstigter Emporkömmling. Daß ihn der Kaiser wie einen Vater ehrte, ist eine vielleicht etwas sentimental gefärbte Aeußerung eines damaligen Beobachters, gewiß aber ist, daß er alle Geschäfte ihm überließ und sich nur die letzte Entscheidung vorbehielt, die natürlich immer so ausfiel, wie sie der allmächtige Minister vorbereitet hatte. Damals aber lag er, der Sechszigjährige, schwer darnieder, und wenn auch sein Geist und seine Geschäftskenntnisse nicht zu entbehren waren, so konnte er doch unmittelbar

Digitized by Google

nicht mehr in die Geschäfte eingreifen. Dies überließ er seinem Sohne Anton, dem Bischof von Arras, demselben, der sich später nach dem Tode des Vaters dem Kaiser ebenso unentbehrlich zu machen wußte, wie es der Vater gewesen war. Nur mit diesem jüngeren Granvella hatten daher die Waldecker Verkehr, aber da der ältere von dem Kaiser nach wie vor als untrügliches Orakel benutzt und ihm alle Geschäfte vorgetragen und nichts entschieden wurde, bis der arme Gichtbrüchige einen schmerzfreien Augenblick gefunden hatte, wo er seinen Rath ertheilen konnte, so war er es in der letzten Instanz, von dem auch die Sache der Waldecker Grafen abhing. Natürlich trug dies nicht dazu bei, den ohnedies langsamen Geschäftsgang zu beschleunigen. Ohnedies waren gerade damals politische Angelegenheiten weltgeschichtlicher Tragweite in Menge zu erledigen. Jetzt endlich sollte die große Frage der Zeit, die kirchliche, gelöst werden. Die Protestanten auf der einen Seite, der Papst und das von ihm beherrschte Konzil auf der anderen, die drohende Haltung des neuen französischen Königs Heinrich II., die Verhältnisse Ungarns, der Waffenstillstand mit Soliman II. und viele andere Dinge von gleicher oder ähnlicher Bedeutung — das alles wurde vor dem Bette des alten Granvella erwogen. Der Kaiser selbst aber blieb nach wie vor ein Mann, der jedem raschen Entschluß abhold war, der jede Entscheidung, auch wenn er sie innerlich schon getroffen hatte, formell wenigstens möglichst lange hinausschob. Wie hätte man die Zeit für eine solche Bagatellsache, wie die der Waldecker Grafen, finden sollen? Ein kaiserlicher Sekretär erzählte ihnen, wahrscheinlich um sie zu trösten, daß ein Landsmann von ihnen, der nichts weiter als die kaiserliche Unterschrift für ein Dokument haben wollte, zehn Monate in Augsburg sich herumtreiben mußte, bis er sie glücklich erlangte. Aber selbst ein Mann, wie Graf Wilhelm von Nassau, wartete damals schon viele Monate auf eine kaiserliche Resolution; er hatte bereits 30000 Goldgulden in Augsburg verzehrt, was bei ihm, dem reichen Grafen, angehen mochte. Aber mit solchem Troste war natürlich den armen Grafen wenig gedient.

Wollte man einen Blick oder gar ein Wort des Allmächtigen erhaschen, so mußte man früh auf den Beinen sein und es sich nicht verdrießen lassen, stundenlang vor der Thüre des Bischofs zu stehen, umschwirrt vom Gedränge anderer hohen und niederen Sollicitanten aller Nationen und Länder, fremder Gesandten, kaiserlicher und königlicher Hofleute und Räthe. Aber auch, neben geist-

Digitized by Google

lichen Herren und Mönchen, Kammerdiener der höchsten und hohen Herrschaften, Zwerge, Neger und andere seltsame Gestalten aus der Umgebung des Kaisers, der daran großen Gefallen fand, drängten sich durch die Menge der meist hochgebornen Antichambrirenden und waren meist glücklicher als sie. Jenen öffnete sich die geheimnißvolle Thüre, die zu dem Gemach des Ministers führte, sie hatten nur das Recht, durch die Spalte ihnen nachzusehen. Ging dann die Thür auf, so trat der Bischof natürlich nicht allein, sondern schon umdrängt von einer Schaar besonders Begünstigter heraus, und man konnte meist nur sagen, daß man ihn gesehen oder einen freundlichen Gruß erhascht habe.

So ging es Tag für Tag vom 20. April bis zum 28. Mai. Aber wie sich Wolrad mit Luther tröstete: „endlich ist nicht ewig, der Elende leidet wohl, aber nicht allwege," so geschah es. Als die Grafen am Morgen des 28. Mai ihren gewöhnlichen Posten bezogen hatten, rief ihnen der Bischof entgegen: morgen um acht Uhr sollten sie ihre Resolution haben. Am 29. Mai zur festgesetzten Stunde öffnete ihnen der französische Kammerdiener Leonhard die Thüre des bischöflichen Gemaches. Ihnen gegenüber sahen sie den Minister stehen, zu seiner Linken den Vizekanzler Dr. Seld. Derselbe verlas die kaiserliche Entscheidung. Die jüngeren Grafen hatten auf die Forderung, welche ihre Mutter gegen den Kaiser zu haben glaubte, zu verzichten und außerdem dem Letzteren 5000, Wolrad dagegen 8000 Goldgulden zu bezahlen.

Wolrad war am härtesten getroffen. Denn 8000 Goldgulden mag ungefähr das Vier- oder Fünffache seiner gesammten jährlichen Einkünfte betragen haben; diese waren außerdem noch durch eine nicht unbedeutende jährliche Rente an seine Stiefmutter und mancherlei Schulden vom Vater her belastet. Wolrad mußte sich sagen, daß er ruinirt und zum Bettler gemacht sei, und es kann nur Mitleid erwecken, zu sehen, welche vergebliche Mühe er sich gab, die harten Herzen seiner Feinde zu erweichen.

Allerlei zu denken giebt eine gelegentlich hingeworfene Aeußerung Granvellas: Der Graf wisse doch, mit welcher Uneigennützigkeit er für seine Person gegen ihn verfahren sei, da er bisher weder irgend einen Geldgewinn gezogen habe, noch künftig daraus ziehen werde. Möglich, daß dies ein versteckter Wink für Wolrad war, der ihn jedoch nicht verstanden hat. Alle Schilderungen des kaiserlichen Hofes dieser Zeit stimmen darin überein, daß man mit

Digitized by Google

Geld bei den Granvellas, Vater und Sohn, sehr viel ausrichten konnte. Der Kaiser sah ihnen dabei durch die Finger. Es gehörte zu seinen Eigenthümlichkeiten, daß er seine Diener gern gut gestellt sah, aber er selbst gab nicht gern Geld aus, hatte freilich auch immer Ebbe in seiner Kasse, trotz Mexiko und Peru. Wo er sicher war, daß das Staatsinteresse nicht darunter litt, war es ihm daher ganz erwünscht, wenn sich seine Minister Nebeneinnahmen verschafften. Auf diese Art berechnete man die jährlichen Einkünfte des älteren Granvella auf 70 000 Dukaten, von denen nur ein kleiner Theil aus dem kaiserlichen Beutel floß. Auch der Sohn hatte schon einen hübschen Anfang gemacht. Auch er stand sich außer seinen Pfründen auf 16 bis 17 000 aus bloßen Nebeneinnahmen. Die Sache war so allgemein bekannt, daß Granvella selbst gelegentlich einen Witz darüber machte. Als er nach dem Schluß des Reichstages schwere Kisten und Kasten zur Versendung in die Niederlande packen ließ, fragte man ihn, was sie enthielten: „peccata Germaniae" war die Antwort. Auch unser Tagebuch spricht oft genug von den Harpyen am Hofe, erwähnt auch, daß die andern kaiserlichen Räthe offenbar aus Neid sich oft über die unersättliche Raubgier der Familie Granvella beklagten: aber Graf Wolrad scheint keinen Versuch gemacht zu haben, sich auf diese Art loszukaufen. Wäre dies geschehen, so würde das Tagebuch, das auch in solchen Dingen sehr genau ist, nicht davon schweigen. Ehrenhaft war dies gewiß, ob aber auch klug, darf man dahingestellt sein lassen.

Um des lästigen Bittstellers entledigt zu werden, gab man dem Grafen zu verstehen, daß, wenn er sich nicht bald zur Zahlung bequeme, die kaiserliche Forderung noch verschärft werden könnte. Das wirkte. Wolrad beeilte sich jetzt, die Schuldurkunde ausgefertigt zu erhalten, und athmete etwas freier, als ihm die Versicherung gegeben wurde, der Kaiser werde auch leidliche Fristen für die ratenweise Bezahlung setzen. Am 18. Juni war die Reinschrift besorgt, Unterschrift und Siegel angebracht. Dafür mußten noch 200 Goldgulden in die kaiserliche Kanzlei gezahlt werden.

Aber noch war keine Möglichkeit, Augsburg zu verlassen. Es war dem Hauptschuldigen Wolrad noch eine besondere Genugthuung aufgespart, die seinen Brüdern erlassen wurde. Er sollte nämlich den Kaiser knieend um Verzeihung und Gnade bitten, wie es allerdings manche andere Fürsten vorher schon hatten thun

Digitized by Google

müssen. Der Graf wehrte sich aus allen Kräften dagegen, aber er mußte sich fügen. „Wehe," sagte das Tagebuch, „es kommt der Götzendienst der Aegypter wieder auf!" Granvella dagegen meinte lächelnd, warum er sich so sträube, etwas zu thun, was andere viel größere Fürsten auch gethan hätten? Seld gab wenigstens Hoffnung, er wolle dafür sorgen, daß es im Beisein möglichst weniger Zeugen vor sich gehe. Doch zog es sich immer noch einige Tage hin, obwohl der Fußfall in einigen Minuten abgethan sein konnte.

Am Morgen des 21. Juni schickte er seinen Rath Magister Liborius Florus nochmals an den bevollmächtigten Minister. Derselbe stellte Granvella vor, daß sein Herr in dem übertheueren Augsburg durch längeren Aufenthalt ganz ruinirt werde. Es sei nahe daran, daß der Graf seine Pferde verkaufen müsse. Jedenfalls hatte er schon mehrere Darlehen aufnehmen müssen, denn das Geld, das er ursprünglich für die Reisekosten bestimmt hatte, war längst verzehrt. Wenn man hört, daß er das von ihm bewohnte Quartier wöchentlich mit mehr als zehn Goldgulden bezahlen mußte und dafür nichts weiter als die leeren Wände und Stallung hatte, daß er für den standesmäßigen Unterhalt seiner eigenen Person und einer Anzahl höherer und niederer Diener sorgen mußte, so begreift man, daß die 1000 Goldgulden, die ihm seine Schwiegermutter zu der Reise geliehen hatte, nicht weit reichen konnten. Das schien denn auch einigen Eindruck auf den Bischof zu machen. Hier war gar nichts mehr herauszupressen. Er war so überaus gnädig, die Audienz bei dem Kaiser sofort anzusetzen. Florus mußte zu seinem Herrn rennen und ihn herbeiholen, wo und wie er ihn fände. Er fand ihn auch bald, und zwar in dem unscheinbarsten Alltagskostüm, sogar in bedenklich abgetragenen Schuhen. Aber er durfte sich nicht erst in die spanische Hoftracht werfen, sondern mußte, so wie er war, folgen; nur den seidenen Mantel konnte er umwerfen. Das Weitere schildert das Tagebuch in großer Ausführlichkeit und Anschaulichkeit, daher wir uns hier unmittelbar an dasselbe anschließen wollen.

„Als wir (d. h. Wolrad und sein Rechtsbeistand Florus) in den kaiserlichen Palast gekommen waren, fanden wir den Kaiserlichen Sekretär Pfinzing auf dem Gang an der hinteren Treppe. Florus fragte ihn sofort, wo es zu dem Bischof gehe.

Er hieß uns in eine Stube treten, die uns gerade gegenüber

Digitized by Google

lag. Ich klopfte daher an, der Thürhüter wollte uns zuerst nicht eintreten lassen. Da kam ein anderer älterer Thürhüter dazu und führte uns hinein und dann weiter durch diese und eine andere Nebenstube bis zu einem Vorsaale unmittelbar vor dem kaiserlichen Gemache. Als wir da warteten, schlüpften nach und nach vornehme Hofleute herein. Nach einer kurzen Weile kehrte jener ältere Thürhüter, der uns hereingelassen, aus dem kaiserlichen Gemache zurück und meldete, der Bischof von Arras sei allerdings bei dem Kaiser, aber der Kaiser noch nicht angekleidet. Inzwischen befahl ich Gott meine Seele mit Gebet und Meditation.

Es dauerte noch einige Zeit, da trat der einäugige Pappenheim, der Reichsmarschall, herein. Der fragte den Magister Florus, wer das sei, der da am Ofen stehe. Florus antwortete, das sei der Graf Wolrad von Waldeck. Darauf sagte der Marschall: „Das ist ja wohl der Graf, der den Fußfall vor dem Kaiser thun soll." — „Ja wohl," war die Antwort. Der Marschall begrüßte mich und sagte: „Herr, Ihr müßt Euer Schwert ablegen, wenn nur ein Edelknabe bei der Hand wäre, um es zu halten!" Der Marschall, als ein biederer und schlichter Mann, machte sich selbst auf und holte unsern Adrian (von Zeetzen) herbei und gab ihm das Schwert. Dann kam er wieder und instruirte uns über die Zeremonie beim Fußfall. Ich sollte das Gesicht zu Boden kehren, bis mich der Kaiser aufstehen und herantreten hieße. Ich dankte ihm für diese Belehrung, ebenso auch, daß er mich unbelästigt in meinem Quartier gelassen habe."*) Nun war es fast zehn Uhr geworden. Da kam der Freiherr von Schaumburg (der Bruder des Kölner Erzbischofs), der kaiserliche Schloßhauptmann und der Oberste der kaiserlichen Leibwächter, der von Zeltingen und viele andere Italiener und Spanier vom kaiserlichen Hofstaate. Auch fehlte Pater Malvende, der kaiserliche Kaplan, nicht. Der sah mich tückisch von der Seite an und lachte in einem fort. Er konnte sich kaum enthalten, daß er nicht gar mit dem Finger auf mich gezeigt und gesagt hätte: ‚So habe ich's gewollt, schlimmer konnte es Dir nicht kommen!' Neben dem eigentlichen Wohngemach des Kaisers liegt eine kleine Stube, und ich hoffte, daß da die Zeremonie vor sich gehen werde. Aber ein kaiserlicher Lakai kam und breitete einen Teppich vor dem Sessel aus, der an der Wand stand und der selbst mit einem anderen Teppich von Gold und Seidenstoff bedeckt

*) Der Reichsmarschall hatte von Amtswegen die Vertheilung der Quartiere für die beim Reichstage Anwesenden zu besorgen.

Digitized by Google

war, und so sah ich denn, daß hier im Vordergrund die Sache abgethan werden solle. Als der Marschall Pappenheim bemerkte, daß sich alle Augen auf mich richteten, sagte er: „Herr Graf, Ihr würdet besser thun, wenn Ihr in die Stube daneben ginget. Sobald sich der Kaiser hier niedergelassen hat, will ich die Thüre öffnen, damit Ihr Euren Fußfall thun könnt." Ich gehorchte ihm sofort. Da kam Dr. Petrus Malvende mit ernsthaftem Gesicht auf mich zu und begrüßte mich. Zuerst that ich, als hörte ich es nicht, aber ich sah, wie er seine Handschuhe auszog und an mich herantrat. Da bot ich ihm denn meine Hand. Er sagte auch kein Wort als: ‚Ich will Euch nicht hinderlich sein.' Was der spanische Jupiter damit sagen wollte, begreife ich nicht. Nun kam ein anderer Thürhüter heran und hieß uns auf der Bank niedersitzen, indem er meinte: ‚Der Kaiser wird nicht sobald herauskommen.' Ich wußte, daß man den Thürhütern hernach ein Trinkgeld zu geben habe, und bat Malvende, er möge sich erkundigen, wieviel man bei solchen Gelegenheiten zu geben pflege. Er versprach es, kam aber bald wieder und sagte, die Thürhüter überließen das ganz meiner Großmuth, sie würden keine bestimmte Summe nennen.

Da kam noch ein dritter Thürhüter und sagte: ‚Herr Graf, warum geht Ihr nicht in den Vorsaal.' Ich antwortete: ‚Weil mich der Marschall hier hat warten heißen.' — ‚Gut, gut, in Kurzem wird es vor sich gehen.' Nun war es auf den Schlag elf Uhr, da knarrte die Thüre und die Hofleute machten ihre Reverenzen. Als sich der Kaiser auf den Sessel niedergelassen hatte, öffnete Pappenheim die Thüre und rief mich: Nun ist's Zeit, nun kommt, Herr Graf! Ich stand auf; zu meiner Linken hatte ich Liborius. Wir beugten zwei Mal das Knie und das dritte Mal ließen ich und er uns auf beide Knie nieder. Darauf hielt Liborius vor allen diesen Zuhörern folgende Anrede in deutscher Sprache: ‚Allerdurchlauchtigster, unüberwindlichster, gnädigster Kaiser und Herr! Vor Ew. geheiligten Kaiserlichen Majestät erscheint mein hochgeborener Herr, der Graf Wolrad von Waldeck und bekennt, daß er Ew. Majestät zur Zeit des Aufruhrs im vorigen Jahre schwer beleidigt hat. Er bekennt auch, daß er eine schwere Strafe verdient hat und bereut das Gethane aufs Schmerzlichste. Aber er vertraut auf Ew. Majestät angeborene Gnade, daß ihm diese Schuld erlassen [illegible] warum er demüthigst fleht, und daß Ew. Kais. Majestät [illegible] seine Unterthanen wieder zu Gnaden aufnehmen möge

Digitized by Google

um Gottes und Ew. Kais. Majestät Barmherzigkeit willen. Mein genannter Herr Graf wird das außer seinem schuldigen Dienst mit allem Eifer zu verdienen suchen und niemals in seinem Leben Ew. Majestät Ungehorsam erzeigen, sondern mit Christi Beistand das thun, was einem treuen und ehrlichen Grafen des Reiches zu thun ziemt.'

Darauf schwieg Liborius. Der Kaiser rief nun den Bischof von Arras und den Dr. Seld heran und sprach einige Worte leise auf Französisch mit ihnen. Dann ließ er durch den Vizekanzler Dr. Seld antworten, indem derselbe fast die ganze Anrede des Liborius wiederholte und noch hinzufügte: ‚Der unüberwindlichste, allerdurchlauchtigste Kaiser nimmt nach seiner angeborenen Gnade den Grafen Wolrad von Waldeck mit seinen Unterthanen für diesmal wieder in seine Huld auf, doch mit der Bedingung, daß Alles, was in dem Kapitulationsvertrage steht, von dem Grafen erfüllt und gehalten werde. Und wenn sich der Graf von nun an treu und ehrlich hält, so soll er und seine Unterthanen einen gnädigen Kaiser an ihm haben.'

Darauf winkte mir der Kaiser zu. Weil mir aber geboten war, zu Boden zu schauen, bis er mich bei Namen rufen werde, so stieß mich Liborius an. Ich löste daher schnell meine rechte Hand und legte sie in die des Kaisers; der stand sofort auf und ging wieder in sein Gemach, und auch ich machte mich etwas geschwinder wie eine Schnecke zur anderen Thüre. Als ich in die äußere Stube kam, fragte ich den Thürhüter: ‚Wieviel bekommt Ihr?" „So viel beliebt; wir sind unser Sechs.' ‚Was würdest Du sagen, wenn ich Jedem einen Goldgulden gäbe?' ‚Wir würden sehr dankbar sein.' So gab ich ihm denn sechs Goldgulden und trug ihm auf, wenn Einer von meinen Leuten käme und die Unterschrift für den Beweisbrief verlangte (die Urkunde, daß er vom Kaiser zu Gnaden aufgenommen sei und die Abbitte geleistet habe), solle er ihm behülflich sein, was er versprach.

Das war das Ende dieser Tragödie. Es erübrigt nur noch, 800 Goldgulden zu bezahlen. Der das Leben gegeben hat, wird auch das Geld geben." Und er hat es gegeben. Der Graf konnte seine Schuld zu den festgesetzten Fristen richtig abtragen, ohne seinen Unterthanen beschwerlich zu fallen und ohne zum Bettler zu werden. Vielmehr hat er noch ein langes Leben, auch in guten Vermögensumständen verbracht, denn er war ein trefflicher, sparsamer Wirth, wie auch seine ihm an Gesinnung und Bildung gleiche

Digitized by Google

Gattin Anastasia, die Tochter der durch ihr muthiges Auftreten gegen Alba bekannten Gräfin Katharina von Schwarzburg.

„Dies war nicht allein ein geharnischter Reichstag, denn ohne die spanischen Soldaten und deutschen Knechte, so der Kaiser mit in Augsburg brachte, liegen bereits in der Besatzung daselbst zehn Fähnlein Landsknechte; so lag auf dem Lande um Augsburg herum hispanisches und italienisches Kriegsvolk. Aus dem Niederland waren 600 Reuter, so auf dem Lande herum ausgetheilt; zwölf Fähnlein Hispanier hatten die Winterlager zu Biberach gehalten und wurden zu dieser Zeit in die Landschaft am Bodensee geführt; zu Weißenburg im Nordgan lagen 700 neapolitanische Reuter im Winterlager . . . . Sondern es war auch ein ansehnlicher, pompösischer Reichstag. Denn es waren Kaiserliche und Königliche Majestäten, alle Kurfürsten in Person und trefflich Park zur Stätte, der Kurfürst von Brandenburg mit seinem Gemahl, der Kardinal von Trient, Herzog Heinrich von Braunschweig mit seinen beiden Söhnen, Markgraf Albrecht, Herzog Wolfgang, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog Augustus von Sachsen, Herzog Albrecht von Bayern, der Herzog von Cleve, Herr Wolfgang, Hochmeister zu Preußen oder Deutschmeister, der Bischof von Eichstädt, Herr Julius Pflug, Bischof zu Naumburg, der Abt von Weingarten, Frau Maria, des Kaisers Schwester, und seiner Schwester Tochter, die Wittfrau von Lothringen, das markgräfliche Frauenzimmer, item fremder Potentaten Gesandte; sonst viele Aebte, unzählig viel Grafen, Freiherrn, Reichsstädter, ansehnliche Gesandte, fürtreffliche Männer und daß ich gleichwohl Michael den Juden nicht vergesse, der sich auch als ein großer Herr verhielt, auf der Gassen stattlich gekleidet, den Hals voll goldener Ketten, auf'm wohlstaffirten Pferde ritt, seiner Diener zehn, zwölf, alle Juden, doch nicht anders als reisige Knechte um ihn her, von Person ansehnlich, wie man auch sagte, sein rechter Vater wäre ein Graf von Reinfeld." So schildert der Pommer Bartholomäus Sastrow den ersten Eindruck, den er beim Betreten der Reichstagsstadt empfing, und alle weiteren Geschichten und Geschichtchen, die er und Andere in Fülle von dem Leben in Augsburg zu erzählen wissen, rechtfertigen die Prädikate des geharnischten, ansehnlichen und pompösischen Reichstages, wie kein anderer vor und nach hier gehalten worden ist. Je unbehaglicher sich die meisten Anwesenden fühlten, desto mehr suchten sie sich durch Genüsse aller Art, wie sie diese Stadt und diese Zeit bot, zu übertäuben. Denn unter den vielen Kurfürsten, Herzögen,

Digitized by Google

Fürsten, Grafen und Herren aus allen Landen des weiten römischen Reiches gab es kaum Einen, dem nicht der Gang der Dinge Aerger oder Angst erweckt hätte. Die siegreiche katholische Partei konnte mit dem Tergiversiren und Transigiren der kaiserlichen Politik nicht einverstanden sein, am wenigsten die geistlichen Herren. Sie hatten in Augsburg eine Fortsetzung und Vollendung der ersten Triumphe erwartet, welche die kaiserlichen Waffen auf dem Schlachtfeld errungen hatten. Statt dessen glaubten sie wahrzunehmen, daß es dem Kaiser nicht sowohl um Wiederherstellung des alten Glaubens, als um Niederwerfung der Rebellen gegen seine weltliche Autorität zu thun sei. Von dieser Seite her waren sie nicht weniger bedroht als die ketzerischen Gegner, die jetzt als Gefangene oder schwer gedemüthigt vor dem Kaiser zitterten. Wie alle diejenigen über die Lage dachten, die, ohne an der Rebellion Theil genommen zu haben, weder die Wiederherstellung des alten Glaubens, noch die der kaiserlichen Machtvollkommenheit wollten, bedarf keiner Ausführung. Aber selbst die Freunde und Bundesgenossen des Kaisers, denen er den größten Theil seiner Erfolge verdankte, waren mißtrauisch und übelgelaunt. Ein scharfsichtiger fremder Beobachter urtheilte, daß sich der Kaiser alle Protestanten und Katholiken, Geistliche und Weltliche verfeindet habe, und daß seine Freunde, ein Herzog Heinrich von Braunschweig, ein Markgraf Albrecht von Kulmbach, nicht viel werth seien, weil sie bei veränderten Umständen dem Sieger folgen würden, was denn auch wirklich schon nach drei Jahren eintraf.

Graf Wolrad hätten seine Geschäfte wohl Zeit gelassen, an dem tollen Treiben seiner fürstlichen Standesgenossen Theil zu nehmen; denn er hatte durch ein ganzes Vierteljahr nicht viel Anderes zu thun, als jeden Morgen eine oder ein paar Stunden bei dem Bischof von Arras zu antichambriren. Der übrige Tag gehörte ihm. Aber der Graf war dazu leider garnicht geneigt. Eine wunderliche Ausnahme in der Schaar dieser damaligen deutschen Fürsten und Herren, die wenigstens in der Verehrung des Bacchus nnd Gambrinus sich zu einem Glauben bekannten und darüber Luther und den Papst vergaßen. Es ist nicht übertrieben, was damals ein nüchterner Italiener von unseren Landsleuten nach Hause schrieb: „Dem Wein ist diese Nation weit mehr als Martin Luther ergeben, ohne Ausnahme irgend welcher Klasse von Personen, und die Großen sind dem Trinken mehr ergeben als Andere, und mit der übelen Gewohnheit, sich zu berauschen, ist es

Digitized by Google

so weit in Deutschland, daß sie es nicht bloß kein Fehl, sondern für Tugend und Großheit halten und Leute für arglistig und wenig werth achten, die sich nicht betrinken wollen. Auch sagte mir eines Tages der Bischof von Trient, da wir von diesen Religionsspaltungen in Deutschland sprachen: ‚Ich wollte lieber im Stande sein, bei Gastmahl eine halbe Tonne Wein zu trinken, als alle Texte bei St. Lucas und Matthäus auswendig zu wissen; denn ich hoffte, dann wohl bei irgend einer Gelegenheit bei diesen Fürsten viel ausrichten und sie in der Religionssache vielen Dingen zustimmen machen zu können, die ich auf anderem Wege sehr schwierig achte.' So sagte auch Eck, der Rath des Herzogs von Bayern, eines Tages, daß mit deutschen Fürsten nicht gut zu negociiren sei, als eine oder zwei Stunden des Morgens."

Das gräfliche Tagebuch ist auch in diesen Dingen sehr genau und aufrichtig. Es verzeichnet gewissenhaft die verschiedenen Einladungen, die an die Waldecker Herren meist insgesammt ergingen, und die Gäste, die sie in ihrer eigenen Herberge sahen und bewirtheten. Auch verschweigt es nicht, wenn je ein Mal ein Becher zu viel geleert wurde, doch ist dieses selten genug vorgekommen. Es fehlte unserm Grafen denn doch zu sehr jene behagliche Lebenslust, die es sich auch in den ungemüthlichsten Situationen noch immer gemüthlich zu machen weiß — ein Zug unseres Volkscharakters, der seine liebenswürdigen, aber auch bedenklichen Seiten hat. Selbst der gefangene Johann Friedrich, der doch noch ganz andere Ursache hatte über Schaden und Schande zu klagen, als unser Graf, ließ es sich nicht so hart anfechten. Er führte in seinem Gewahrsam ein ganz vorzügliches Leben und vertrieb sich seinen Kummer und seine Sorgen gerade so, wie seine Sieger und Peiniger sich die ihrigen zu vertreiben pflegten. Da es doch zu weit war, um sein gutes, schweres Torgauer Bier nach Augsburg kommen zu lassen, that er sich nach einem Ersatz um und fand ihn in dem Schwabacher, wozu ihm ab und zu eine Wagenladung zugeführt wurde. Auch gab es bei ihm fast Tag für Tag gemüthliche Geselligkeit bei der Mittags- und Abendtafel, deutsche und wälsche Gaukler, Sänger und Tänzer produzirten ihre Tänze, und der vielgeprüfte Märtyrer der Glaubensfreiheit ergötzte sich weidlich an ihnen. Sogar Würfelspiel gehörte zu den gewöhnlichen Vergnügungen dieses Kreises. Soll doch der Herzog von Alba einmal den ganzen Sold, den der Kaiser den deutschen Landsknechten schuldete und ihm übergeben hatte, dort verspielt haben, worüber eine höchst

Digitized by Google

gefährliche Meuterei ausbrach, die einigen Spaniern das Leben kostete. Würfelspiel galt aber in den Augen des Grafen Wolrad für einen argen Greuel, während es der doch eben so fromme Kurfürst zu den Adiaphoris gerechnet zu haben scheint, weil es ihm und seinen Gästen die Zeit vertrieb. Wolrad vergißt nicht, auf die Verderblichkeit dieser Unterhaltung bei verschiedener Gelegenheit hinzuweisen, namentlich als einmal zwei Edelknaben des Kurfürsten Moritz bei dem Würfeln in Zank gerathen waren, der damit endete, daß der Eine den Andern jählings über den Haufen stach. Man kann sich denken, daß dies die gründliche Mißachtung, die Wolrad gegen den Verräther hegte, nur noch vermehrte. Aber wir haben schon früher gehört, daß auch Andere, sogar der getreue Carlowitz, über das damalige Benehmen des neuen Kurfürsten nicht wenig empört waren. Es schien, als ob die drei bösen W: Wein, Weiber und Würfelspiel, ihn ganz in Besitz genommen hätten, und sein Kumpan bei allen Ausschweifungen, der wüste Kulmbacher Markgraf, konnte es kaum schlimmer treiben als er.

Ueber Moritzens Aufführung während des Augsburger Reichstages berichtet auch Sastrow mehrfach. „Hertzog Moritz machte Kundschaft (Bekanntschaft) im bayerischen Frauenzimmer, hatt' auch sein Kurtzweil in seiner Herbergen, so eines Doctoris medicinae Haus. Der hatte eine erwachsene Tochter, eine schöne Metze, hieß Jungfrau Jacobine; mit der badete er, runsete (spielte) auch sampt Marggraf Albrechten täglich mit ir. Und hielten also Haus, daß der Teufel darüber lachen mochte und viel Sagens in der ganzen Stadt davon war." Was bei Johann Friedrich vorging, mochte es auch nicht immer mit der beinahe puritanischen Sittenstrenge unseres Grafen harmoniren, wurde von diesem doch begreiflicher Weise so gelind als möglich beurtheilt. Es findet sich kaum eine leise Andeutung, daß nicht Alles so war, wie man es von dem Ideal eines Märtyrers erwartete. Denn als solcher galt er nicht blos dem Grafen Wolrad, sondern weitaus dem größten Theil seiner deutschen Zeitgenossen. Selbst die kaiserlichen Landsknechte scheinen ihn so angesehen zu haben. Das Tagebuch führt einen interessanten Beleg dafür an. Zwei kaiserliche Soldaten, beide nicht mehr ganz nüchtern, standen vor einem Bilderladen, wo unter anderen auch ein Porträt des Kurfürsten hing. Da fällt es dem Einen bei, schlechte Späße zu machen über die Schramme, das Andenken von Mühlberg, welche auf der Wange des Kurfürsten zu sehen war. Der Andere verweist ihm das. Es kommt zum Wort-

Digitized by Google

wechsel, sie ziehen die Schwerter und der Zweite ersticht den Ersten, den Spötter, rettet sich aber spornstreichs durch die Flucht.

Das Unglück und die Art, wie es getragen wurde, hatte alle Schuld des Mannes in den Augen seiner Glaubensgenossen getilgt. Denn wenn man eine nur etwas scharfe Kritik hätte anlegen wollen, so hätte man seiner grenzenlosen Unfähigkeit denn doch mit Recht den größten Theil des Mißgeschickes zuschreiben müssen, das die Protestanten seit dem Herbste 1546 getroffen hatte. Aber davon ist bei Wolrad keine Rede, und er ist hierin mehr wie anderswo nur das Organ der öffentlichen Meinung.

„Heute war es der ewig von uns Deutschen zu betrauernde Jahrestag, daß der erlauchte Kurfürst Johann Friedrich an der Elbe mit wenigen Getreuen gefangen wurde, indem sich sein Heer zur Flucht wandte und ein großer Theil seines Adels zum Feinde abfiel" — so lautet am 24. April die Geschichte der Mühlberger Schlacht, die wir freilich etwas anders kennen. Aber was folgt, rechtfertigt schon einigermaßen die Parteistellung: „Die spanische Wache des Gefangenen und die übrigen spanischen Jackenspitzen gaben drei gewaltige Freudensalven vor seiner Wohnung und jubelten und schrien Viktoria. Doch der mannhafte Fürst sah aus dem Fenster ruhig zu und lachte über das tolle Gebahren der Schufte." Es ist das würdige Gegenstück zu der heroischen Passivität, mit der er gerade zwei Monate vorher, am 24. Februar 1548, aus demselben Fenster zugesehen hatte, wie sein treuloser Vetter Moritz, mit dem kurfürstlichen Schmucke bekleidet, den kaiserlichen Thron feierlich berannte und die als Lohn des Verraths ihm verheißenen fürstlichen Lehensfahnen aus der Hand des Kaisers empfing.

Was unser Graf für den Gefangenen thun konnte, beschränkte sich freilich nur auf gute Wünsche und brünstige Gebete für seine Befreiung, wie sie damals täglich von tausend Kanzeln in ganz Deutschland zum Himmel emporstiegen. Wo die kaiserliche Macht oder die spanische Soldateska allzu schwer drückte, z. B. in Augsburg selbst, durften es die Geistlichen allerdings nicht wagen, [illegible] Namen des Märtyrers zu nennen, aber wenn sie am Schluss[illegible] Predigt regelmäßig die Gemeinde zu einem Gebete für [illegible] aufforderten, welche um des Glaubens willen gefangen [illegible] seien, wußte doch Jedermann, für wen gebetet wurde. [illegible] Heimsuchung nur eine vorübergehende sei, wie die von [illegible] land wegen der Sündenschuld, die das Volk auf [illegible] — in dieser Ueberzeugung beharrte und tröste[illegible]

Digitized by Google

Graf. Es ist dieselbe, die alle ernsteren und tieferen Gemüther erfüllte, und sie sollte sich bald herrlich bewähren. „Die auf Gott vertrauen, werden nicht zu Schanden werden. Auch die mächtigsten Reiche haben ihre Zeit", heißt es bei Erwähnung eines treffenden Urtheils des Kaisers über Johann Friedrich. Als er im Jahre 1547 mit eigenen Augen das fruchtbare Land und die festen Städte seines Gegners sah, meinte er: „Der Herzog Johann Friedrich ist von kräftiger Statur und hat gewaltige Schenkel, aber seine Beine sind zu schwach, um so viel Gut gleichmäßig zu tragen" — zugleich ein nicht eben feiner Spott über die körperliche Unbehilflichkeit des wackern Herrn, dem sein Torgauer Bier nur allzu gut zu bekommen pflegte. — Einen zarten Liebesdienst konnte der Graf doch dem verehrten Fürsten erweisen, von welchem dieser wohl nie etwas erfahren hat. Bei dem Herumstreifen in den Straßen der Stadt wurde Wolrad vor einem Laden das Porträt des Kurfürsten gewahr, das von dem Händler absichtlich so ausgehängt war, daß es einem anderen, dem des Großtürken, gerade ins Gesicht schaute. Rasch kaufte der Graf beide für sechs Batzen, um dieser schmachvollen Schaustellung seines Helden ein Ende zu machen. Nach einigen Wochen wurden seine Augen wieder durch denselben Anblick beleidigt, und wieder verfuhr er auf dieselbe Art. Bekanntlich pflegte die katholische Partei dem Kurfürsten und allen Schmalkaldenern ein geheimes Einverständniß mit dem Großtürken als ärgstes aller ihrer Verbrechen vorzuwerfen. Thatsächlich existirte nichts davon, aber es ist nicht zu leugnen, daß man es im schmalkaldischen Lager nicht ungern sah, wenn der Kaiser durch den Erbfeind der Christenheit etwas in Athem gehalten wurde. Um sich direkt mit ihm zu verbinden, dazu hätte man ein weites Gewissen haben müssen, wie es die allerchristlichsten Könige von damals hatten.

Als warmer Patriot empfand es Wolrad besonders schwer, daß fremde Soldaten, und nun gar die so gründlich verhaßten Spanier, den edlen deutschen Fürsten bewachten. „Es ist und bleibt ein Kummer und eine Schmach für uns Deutsche, daß Spanier unter Trommelschall vor die Wohnung des trefflichen Johann Friedrich rücken dürfen, um da die Nachtwache zu beziehen", notirte er im Tagebuch, als er Abends um acht Uhr die verschiedenen Wachen hatte aufziehen sehen.

Der Kaiser erhielt eine deutsche Wache, und das erschien Wolrad ebenso unpassend, wie die spanische bei dem Kurfürsten.

Digitized by Google

Es ist das ein kleiner, aber doch sehr charakteristischer Zug für die ganze Stellung des Kaisers zu dem deutschen Volke und Wesen. Er gilt eben nicht für einen Deutschen, wie er selbst auch niemals es darauf abgesehen hat, für einen solchen zu gelten. Er war, wenn er überhaupt einen besonderen nationalen Typus repräsentirte, ein verwälschter Niederländer mit einer gewissen phlegmatischen Vorliebe für das spanisch-aristokratische und katholische Wesen. Unter allen Erscheinungen der damaligen Welt giebt es aber gewiß keine entschiedeneren Gegensätze, als diese spanische Art und die deutsche des Reformationszeitalters, die so durch und durch demokratisch und protestantisch war. Doch hat unser Wolrad den Respekt vor der geheiligten Person des Reichsoberhauptes auch in seinen vertrautesten Aufzeichnungen nicht bei Seite gesetzt. Begreiflich zog es ihn nicht allzu sehr in die Nähe dieser fremdartigen Majestät, in deren Umgebung die Deutschen, auch wenn sie zur siegenden Partei gehörten und die erfolgreichsten Dienste geleistet hatten, doch immer über die Achsel angesehen wurden. Hier war nur für Spanier, Wallonen und Franzosen oder verwelschte Niederländer, wie der gebietende Herr selbst, ein passender Platz, allenfalls für geschmeidige Italiener, die der Kaiser übrigens nicht mochte, wahrscheinlich weil er ihrer Loyalität nicht traute. Hier hörte man selten ein ehrliches deutsches Wort. Der Kaiser selbst sprach mit seinen Vertrauten und Ministern ja nur französisch, hier und da einmal spanisch oder italienisch, bei feierlichen Staatsakten allenfalls lateinisch, deutsch hat er nie gelernt, wenn man sein vlämisches Patois nicht dafür gelten lassen will. Ueber seine und seines Bruders Ferdinand Lebensweise auf dem Augsburger Reichstage berichtet Sastrow Interessantes. „Die Herren auf dem Reichstage, die weil so viel königliche und fürstliche Frauenzimmer zur Stelle, die auch viel fürstliche und gräfliche Fräuleins bei sich hatten von stattlichem, rittermäßigem Stande, deren doch viele schön und wohl geputzt, bankettirten trefflich, hatten fast alle Tage und Abende Tänze, welsche und deutsche. Sonderlich König Ferdinandus war selten ohne Gäste, wurden stets herrlich, dazu mit allerlei Kurzweil von prächtigen Tänzern traktirt. Hatt' überaus stattliche, wohlgeordnete Musicam, non solum instrumentalem, verum etiam vocalem. Neben anderen Kurzweilen stund allewege hinter ihm ein Stocknarr, den wust er frei zu stellen und mit gleichem lächerlichen Gespräch zu begegnen. Hatte gemeiniglich königliche, chur- und fürstliche Personen utriusque sexus zur Gesellschaft am

Digitized by Google

Tische sitzen, mit denen er ohne Aufhören kurzweilige Gespräche hielt, denn der Mund stund ihm nimmer stille. Ich habe auf den Abend bei ihm einen Tanz gesehen, daß ein spanischer Herr, so ein lang Kleid bis auf die Erde, daß man von deren Füßen nicht wohl etwas sehen konnte, an hatte, ein Fräulein aufzog und mit demselben ein Algarde oder Passioneſa (wie sie es nennen, ich verstehe es nicht) tanzete. Er that ab und zu gewaltige Sprünge, sie auch; wußte ihm von allen Seiten zu begegnen, daß es mit Lust anzusehen war. Und war dann der Tanz zu Ende, fing ein ander Paar einen welschen Tanz an. Dagegen sein Herr Bruder, der römische Kaiser, ungeachtet daß seine Schwester und Schwestertochter, sein Bruder und desselben Tochter, die Herzogin von Bayern, alle Churfürsten und so viel Fürsten da zur Stelle, hielt gar kein Bankett, ja behielt Keinen bei sich. Wenn sie allbereit auf den Dienst warteten, aus den Kirchen in sein Gemach, da er sich an den Tisch setzte, begleiteten, gab er ihnen dann einem nach dem anderen die Hand, ließ sie gehen und setzte sich allein an den Tisch, redete auch nicht, sondern einmal, als er aus der Kirche in sein Gemach kam, sich umher sahe und Carlowitzen*) nicht gewahr wurde, sagte er zu Hertzog Morizen: ‚Ubi est noster Carlevitius?‘ und als er antwortete: ‚Gnädigster Kaiser, er ist etwas schwach!‘ rief er seinen Medicum: ‚Vesali, Ihr sollt zum Carlowitz gehen; der soll etwas krank sein; seht, daß Ihr ihm helfet!‘ Ich habe ihn auf etlichen Reichstagen viel Mal essen gesehen, da sein Herr Bruder König Ferdinandus auch zur Stelle; aber den nie zu sich gezogen, sondern wenn die Essen aufgetragen wurden von jungen Fürsten und Grafen, jedes Mal vier Trachten (Gänge), in einer jeden sechs Gerichte, vor ihm auf den Tisch gesetzt, die oberen Schüsseln nach einander davon genommen. Gegen die, davon er nicht begehrte, schüttelte er den Kopf; davon er aber essen wollte, winkete er mit dem Kopfe, zog dasselbige vor sich. Und durfte wohl stattliche Pasteten, Wildpret und wohlzugerichtete Ferkula wegtragen lassen und behielt eine Bratportion, ein Kälberkopf und dergleichen. Ließ sich nicht vorschneiden, braucht auch das Messer nicht viel, sondern schnitt so viel Stücklein Brod, so groß als er jedes Mal in den Mund stach, und vom Gericht, davon er essen wollte. An dem Brode, da es ihm zum Besten gefiel, löste er mit dem Messer; sonst brach ers mit den Fingern von einander, zog

*) Cristof von Carlowitz, der bekannte Kanzler des Kurfürsten Moritz von Sachsen.

Digitized by Google

die Schüssel unter das Kinn und aß so natürlich, jedoch reinlich und sauber, daß man seine Lust daran zu sehen hatte. Wenn er trinken wollte (wie er dann nur drei Trunke über die Mahlzeit that), so winkte er seinen Doctoribus Medizinae, die vorm Tische stunden; die gingen hin zum Tresor, darauf stunden zwei silberne Flaschen und ein Kristalglas, da gerne $1^1/_2$ Stück ingingen, gossen aus beiden Flaschen das Glas voll. Das trank er rein aus, daß nichts darin blieb, sollt er auch zwei oder mehr Malen Athem holen, ehe ers von dem Munde zog. Sonst redete er nicht über Tisch. Stunden wohl Schalksnaren hinter ihm, die allerlei Possen reißen konnten, er kehrte sich aber nicht daran, mochte etwa, wenn sie etwas gar Kurzweiliges sagten, mit einem halben Lächeln den Mund verziehen. Ließ sich auch nichts anfechten, daß viel da stunden, so den Kaiser essen sehen wollten. Hatt' eine stattliche Kantorei, auch Musicam instrumentalem, die sich in den Kirchen wohl hören ließen, aber in seinem Gemach klangen sie nicht. Die Mahlzeit wehrte nicht wohl eine Stunde; wurd' Alles weggeräumt, Sessel und Tisch zusammengeschlagen und aus dem Gemach getragen, daß nichts mehr als die vier Wände blieben, allenthalben mit köstlichen Tapeten behängt. Wann ihm dann das Gratias vorgebetet, reichte man ihm ein Federkielchen, damit säuberte er die Zähne, waschte sich und stellte sich in eine Ecke des Gemaches nach dem Fenster; da mochte ein Jeder kommen, übergeben Supplikationes oder berichten, mündlich, dem sagt' er sofort, wo er Bescheid bekommen sollte. Dem, und nicht dem Vater, folgte Kaiser Maximilianus auch mehrentheiles." —

Das einzige Mal, wo Wolrad dem Kaiser gegenüber zu stehen kam, war jene traurige Szene der Abbitte, aber auch da ging es ganz spanisch feierlich still, ohne ein einziges Wort ab. Doch war unser Graf viel zu sehr ein Deutscher, als daß er nicht auch das Gute und Große an seinem Feinde und Bedränger anzuerkennen gewußt hätte. Diese und jene Anekdote, die er von dem Kaiser hörte und aufzeichnete, leistet dafür Gewähr. So das anderweitig, so viel wir wissen, nicht aufbewahrte Gegenstück zu dem freilich auch sagenhaften großmüthigen Worte in der Wittenberger Schloßkirche vor dem Grabe Luthers: „Ich führe keinen Krieg mit Todten." Als der Kaiser vor dem Beginn des Augsburger Reichstages in Ulm weilte, wurde er darauf aufmerksam gemacht, daß in dieser Stadt von einem ketzerischen Geistlichen eine freche Schmähschrift gegen seine Person verfaßt worden sei. Er fragte

Digitized by Google

den Angeber bloß, ob das geschehen sei, ehe er die Stadt wieder zu Gnaden angenommen habe, oder vorher. Als es sich herausstellte, daß jenes Pamphlet der früheren Zeit angehörte, schnitt er alles Weitere mit den Worten ab: „Damals waren die Ulmer unsere Feinde, jetzt sind sie wieder zu Gnaden angenommen."

Den römischen König Ferdinand, den Bruder des Kaisers, hat Wolrad nur ein einziges Mal gesehen bei einem Spazierritt. Auch er durfte, wenn auch minder markirt als sein Bruder, als ein fremder Fürst gelten. Auch in ihm war nichts Deutsches, als das Blut des Vaters und der zufällige Umstand, daß er über eine Anzahl der schönsten deutschen Länder, das Erbe der Habsburger, als eigentlicher Landesherr gebot, während sein Bruder sich bloß mit der mehr imaginairen Stellung eines Kaisers begnügte und dafür in den Niederlanden, Spanien und Italien als wirklicher Herrscher waltete. Ferdinand hat wenigstens Deutsch gelernt und sich auch nothdürftig in der Muttersprache seines Volkes auszudrücken vermocht. Dagegen beurkundet das Tagebuch ein lebhaftes Interesse für den Erzherzog Maximilian, den ältesten Sohn des römischen Königs. Er führte damals den Vorsitz im Reichsrath, dem später sogenannten Reichshofrath, und in dieser Stellung kam er auch mit den Waldecker Grafen in geschäftliche Berührung. Denn hier hätte eigentlich ihre Sache entschieden werden sollen, und der Form nach geschah es auch so, in Wirklichkeit aber waren es die Granvellas und Vigilius, in deren Hand die Entscheidung lag, wie bei allen wichtigeren Angelegenheiten, gleichviel ob sie deutsche oder ausländische waren. Doch mochte immerhin die Fürsprache eines so hochgestellten Prinzen von Werth sein, und so bemühten sich denn auch die Waldecker Grafen vielfach darum. Maximilian bezeigte sich theilnehmend und wohlwollend, das war aber auch Alles, was er gewähren konnte, doch auch dafür war ihm Wolrad schon dankbar. Er rühmt öfters seine Herablassung und Freundlichkeit, er bekennt seine Hoffnungen, die er gerade auf diesen Fürsten gesetzt hat. Es waren dieselben, die damals fast ganz Deutschland oder doch das ganze protestantische Volk hegte. Man glaubte zu wissen, der Erzherzog sei der gereinigten Lehre günstig gesinnt und bloß durch seine Stellung als Sohn und Neffe gehindert, sich offen für sie auszusprechen. Im Gegensatz zu Oheim und Vater machte ihn auch das in seiner Art und Natur entschieden überwiegende deutsche Element populär. Wolrad wünschte ihm, daß der, welcher die Herzen der Könige in seiner Hand hat,

Digitized by Google

es so lenken möge, daß er seine trefflichen Naturgaben zur Ehre Gottes, zum Vortheil seiner Unterthanen und zu seinem eigenen Seelenheil anwende und daß er die Schmeichler und Ohrenbläser von sich fern halte.

Dieser fromme Wunsch ist bekanntlich in Erfüllung gegangen. Denn wenn auch Maximilian als Nachfolger seines Vaters auf dem Kaiserthron es nicht vermochte, mit den Traditionen seines Hauses ganz zu brechen und sich offen für die Reformation zu erklären, so hat er doch wenigstens bei allen Parteien den Namen eines wohlwollenden, friedfertigen und gerechten Fürsten erworben. Damals handelte es sich gerade darum, ihn als Statthalter seines kaiserlichen Oheims nach Spanien zu schicken. Es war dies einer der vielen feingesponnenen Fäden der Granvellas oder des Kaisers selbst, welche durch das jähe Zufahren des Kurfürsten Moritz zerrissen wurden. Man wollte ihn aus dem Lande der Ketzerei entfernen und in das Paradies des wahren Glaubens schicken, weil man ihm von dieser Seite her nicht traute. Aber man wollte auch durch seine Entfernung Raum für Don Philipp, den Sohn des Kaisers, gewinnen, den dieser gern als seinen Nachfolger auch auf dem Kaiserthrone oder mindestens als den Nachfolger seines Bruders Ferdinand gesehen hätte. Maximilian mußte sich fügen, obgleich er es ungern genug gethan hat, da auch sein Vater von Seiten des Religionspunktes — den andern verschwieg man ihm einstweilen noch — dafür gewonnen war. So rüstete er sich damals zu seiner spanischen Reise, unter Anderem auch durch Aderlässe und stärkende Bäder, als Präservativ gegen die üblen Einflüsse des spanischen Klimas.

Der „geharnischte Reichstag" verleugnete auch darin seinen Charakter nicht, daß es häufig in den Straßen der Stadt zu blutigen Auftritten unter dem Kriegsvolk aller Nationen kam. Nichts Gefährlicheres konnte es für den Kaiser geben, als solche Szenen, und es geschah alles Mögliche, um sie zu vertuschen. Zwar kam es in Augsburg niemals so weit, wie im Lager vor Halle, wo einmal Spanier und Deutsche eine förmliche Schlacht geliefert und auf spanischer Seite siebenzig, auf deutscher achtzehn Todte gezählt worden waren, wo ein spanischer Grande seinen Versuch einer Friedensstiftung mit einem tödtlichen Bade in der Saale bezahlt hatte, wo der Erzherzog Maximilian von den wüthenden Haufen insultirt und verwundet worden war und der Kaiser selbst honigsüße Worte hatte hergeben müssen: „Liebe

Digitized by Google

Deutsche, ich weiß, Ihr habt keine Schuld!" — sie hatten aber dies Mal wirklich Schuld — „gebt Euch zufrieden, ich will morgen die Spanier hängen lassen." Es mag ihm sauer genug angekommen sein, aber wenn er auch die Spanier nicht hängen ließ, so durfte er doch auch den deutschen Rädelsführern kein Haar krümmen. Als er seine Residenz in Augsburg aufschlug, war es das erste, daß er einige Galgen und Räder als Warnungszeichen für seine trotzige Soldateska mitten in der Stadt vor dem Rathhause aufrichten ließ, und sie sind oft genug gebraucht worden. Erhob sich ein Streit zwischen dem Kriegsvolk, so konnte man sicher sein, daß das Volk für die Deutschen und gegen die Spanier Partei nahm; so ein Mal an den Fleischbänken, wo die rüstigen Fleischerknechte ihren Landsleuten beisprangen und eine Anzahl Spanier auf dem Platze blieb. Es war dies eines der vielen Symptome des tiefen Hasses, welcher damals das ganze deutsche Volk gegen die Spanier erfüllte. Wie unser Volk von jeher und auch damals geartet war, gehörte viel dazu, bis sich ein solcher Haß ansammelte: denn leider war es ja in seiner arglosen Gutmüthigkeit immer nur zu sehr geneigt, sich die Haut über die Ohren ziehen zu lassen und das höchstens für einen seltsamen Spaß zu halten.

Aber die Spanier betrugen sich nicht blos wie übermüthige Sieger, sondern wie eingefleischte Teufel. Freund und Feind war ihnen gleich, und was sie an unerhörten Schändlichkeiten aller Art in den Territorien katholischer oder mit dem Kaiser verbündeter Herren verübten, war fast noch ärger, als was in Feindes- und Ketzerland geschah. Die deutschen Landsknechte dieser Zeit waren freilich auch keine Lämmer und Leben und Eigenthum von Freund und Feind war unter Umständen auch bei ihnen vogelfrei: aber weil sie ihre deutsche Nationalität nicht verleugnen konnten, brachten sie es nie und nirgends zu jener raffinirten Bestialität, welche nicht blos den spanischen, sondern ziemlich allen Soldaten romanischer Nationalität gleichsam angeboren zu sein scheint, sobald sie im fremden Land sich die Zügel schießen lassen zu dürfen glaubten. Ihre kannibalische Wollust empörte mit vollem Rechte unser Volk am allermeisten, das von solchen Greueln nicht einmal eine Ahnung hatte. Man lese nur die Schilderung, welche Sastrow, der Begleiter des kaiserlichen Heeres auf dem Zuge von Sachsen nach Schwaben im Sommer 1547, also nach wiederhergestelltem Frieden, davon entwirft.

Digitized by Google

Auch unser Tagebuch giebt eine Reihe selbsterlebter oder von Anderen mitgetheilter Charakterzüge über das Gebahren dieser Rotte und der Volksstimmung in Deutschland. Es erwähnt der nichtswürdigen Vexationen, welche die spanische Besatzungen in verschiedenen süddeutschen Reichsstädten, in Hall, Heilbronn, Ulm, Weißenburg 2c. an der wehrlosen Bevölkerung verübten. Man hatte sie hier überall gegen das ausdrückliche kaiserliche Wort aufgenommen, daß sie weder die Bewohner noch die Religion stören dürften. Aber wo sie einmal sich eingenistet hatten, waren beide verloren. So mochte denn die bloße Drohung, Spanier zu schicken, genügen, um eine Stadt wie Regensburg zur Annahme des Interims zu schrecken. Während des Feldzugs in Sachsen hatte ein Spanier einem Bauernweibe Gewalt anzuthun versucht, der Mann aber den Frevler erschlagen und sich sofort auf flüchtigen Fuß gesetzt. Er eilte auf die Burg eines benachbarten Grafen und erzählte dort seine Geschichte. Der Graf gab ihm vier Kronen und versprach ihm noch mehr, wenn er noch mehr von diesem Ungeziefer ausrotte. Wolrad sah mit eigenen Augen vor den Thoren von Monheim drei Leichname von Bauern auf das Rad geflochten, völlig nackt — „gegen alle gute deutsche Sitte und Scham" — die sich der unerträglichen welschen Plagegeister durch Selbsthülfe zu entledigen gesucht hatten. Hätte sich ein Führer gefunden, so wäre überall der Volkszorn losgebrochen, und keine Frage, daß die doch wenig zahlreichen Fremdlinge sofort vernichtet worden wären. Aber die geheiligte Person des Kaisers und die Politik nahmen derlei Schändlichkeiten unter dem Deckmantel gewöhnlicher Exzesse des Krieges. Doch hat nichts so sehr dazu beigetragen, den Kaiser um den letzten Rest von Popularität zu bringen und seine schmähliche Katastrophe von 1552 vorzubereiten, als das Gebahren seiner „spanischen Bösewichte", vom Herzog von Alba an bis herunter zu den gemeinen Hackenschützen. Plündern und Stehlen verstand sich bei dieser Rotte von selbst. Als einmal ein paar Spanier in Augsburg gehenkt wurden, meinte Sastrow, der der Exekution zusah: „sie werden eben gestohlen haben, wie das ihre Art ist." Als bei dem Kurfürsten Moritz in die Silberkammer eingebrochen wurde, war ganz Augsburg am folgenden Morgen fest davon überzeugt, daß die ergriffenen Diebe Spanier sein müßten. Es waren aber zufällig Franzosen, Landsleute der Granvellas, die sich denn auch mit landsmannschaftlichem Eifer der Schuldigen annahmen. Doch half es dies

Digitized by Google

Mal nichts. Moritz war zu erbittert und die Thäter wurden gehenkt, aber nach einigen Stunden vom Galgen abgeschnitten und von einem großen Kondukt fremder Soldaten feierlichst beerdigt. Denn, sagt das Tagebuch — bei diesen Leuten gilt Stehlen für kein Verbrechen.

Hätten die Spanier keinen weiteren Unfug begangen, als die gründliche Zerstörung der Wildbahnen des württemberger Herzogs Ulrich, so würde das Landvolk ihr Andenken eher gesegnet als verflucht haben. Fast täglich kamen damals ganze Wagenladungen Wild aus dem Württembergischen in Augsburg an, als Gaben der dort kantonirten spanischen Truppen an ihre Landsleute in der Reichstagsstadt. Ein einziger Gerber soll nach dem Tagebuch im Laufe dieses Frühlings und Sommers nicht weniger als 900 Hirschhäute verarbeitet haben. Der Zusatz enthält eine traurige Wahrheit: „So haben die armen Deutschen so viel Sorgfalt auf die Wildbahnen verwandt zu großem Schaden des Landmannes und zum Gespötte der Spanier und der Kaiserlichen Hofschranzen." Herzog Ulrich hat unter den damaligen deutschen Fürsten bekanntlich den Preis als Nimrod davongetragen, obwohl nur wenige von dem Jagdteufel ganz frei waren, zu welchen Wenigen auch unser Graf gehörte. Selbst der fromme Kurfürst Johann Friedrich ist auch hierin nicht ganz vorwurfsfrei. Es wurde als ein Zeichen Gottes angesehen, daß ihn sein Unglück gerade in der Mitte seiner größten Wildbahnen, in der Lochauer Haide bei Mühlberg getroffen habe, wo er so oft zu größtem Verdruß und Schaden seiner Unterthanen dieser noblen Passion gefröhnt hatte.

Das Gebet Wolrads: „Herr befreie uns von diesem unseligen Volke!" ist damals in kräftigen Variationen täglich und stündlich von Hunderttausenden zum Himmel emporgestiegen. Auch er hat es ganz so empfunden wie der einfache Sinn des Volkes, wenn er sein liebes Vaterland als ein von Feinden erobertes und verwüstetes beklagt. Alle Schönfärberei damaliger und späterer Parteidarstellung im kaiserlichen Interesse konnte das Gewicht der Thatsachen nicht aufheben. Man sagte und sagt wohl noch: „Die Spanier sind Truppen des Kaisers gewesen, also konnten sie keine Feinde sein." Es ist dieselbe Logik, welche die Wallonen und Kroaten des dreißigjährigen Krieges auch als „befreundete Truppen" aufmarschiren läßt, weil sie ein deutscher Kaiser gegen das deutsche Volk losgelassen hat. Aber diese Logik ist weder 1547 noch 1630 von dem deutschen Volke begriffen worden,

Digitized by Google

dessen Begriffsfähigkeit doch sonst nicht allzu enge beschränkt zu sein pflegt. Der Beweis dafür liegt darin, daß man 1552 Moritz wirklich als den Befreier Deutschlands und achtzig Jahre später den Schweden Gustav Adolph als einen von Gott selbst gesandten Erretter aus namenloser Knechtschaft ansah und sich bis auf den heutigen Tag durch alle Parteideklamationen darin nicht hat irre machen lassen.

Man braucht deshalb noch keineswegs den konfessionellen Standpunkt unseres Grafen zu theilen, um in seine so oft wiederholten Gebete für die Befreiung des deutschen Vaterlandes einzustimmen. Diese Gebete geben viel zu denken. Es versteht sich von selbst, oder verstand sich wenigstens damals von selbst, daß eine übrigens so wohlgeartete Natur wie die Wolrads auch des letzten und festesten Ankergrundes aller sittlichen und männlichen Würde, eines kräftigen Patriotismus, nicht entbehrte. Daß er bei ihm sich aufs Innigste mit der konfessionellen Stellung verschmolz, ist in der damaligen Zeit gleichfalls selbstverständlich, denn eine der treibenden Kräfte der Reformation, vielleicht die bedeutendste unter allen, war das energische Nationalgefühl der Zeit, welches die Anmaßungen, Geldschneidereien und Gewissenstyrannei des „welschen Mönches“ — der populärste Titel des Papstes bei dem deutschen protestantischen Volke — nicht länger mehr ertragen mochte. Man kann auch für die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts noch gelten lassen, was unbestritten für den Anfang desselben gilt, daß Alles, was deutsch fühlte und dachte, sich von der verwelschten alten Lehre abwandte. Aber wie konnte es geschehen, daß eine so überwiegende Majorität sich von einer so geringfügigen Minorität schlagen und unterdrücken ließ, wie es im schmalkaldischen Kriege und nachher geschah? An physischem Muthe hat es jener damals so wenig, wie zu irgend einer Zeit unserem Volke gefehlt. Warum aber diese wehmüthigen Klagen, dieses duldende Harren, diese kummervollen Seufzer nach der Hilfe des himmlischen Herrn, da man doch selbst sich recht wohl hätte helfen können? Der äußerliche Pragmatismus der Zeitläufe liegt so klar vor, daß es sehr leicht ist, zu demonstriren, weshalb die Schmalkaldener geschlagen werden mußten und der Kaiser Sieger blieb. Aber damit ist nichts gewonnen. Denn hinter diesen nächsten Gründen, die jedes Kind verstehen kann, liegt wieder ein anderer dunkler Hintergrund, woran aller landläufiger Pragmatismus zu Schanden wird.

Es ist leicht zu sagen, man hätte weniger beten und besser die

Digitized by Google

Arme regen sollen, dann würde es anders gekommen sein. Aber die englischen Puritaner haben jedenfalls noch mehr gebetet und gesungen, als die frömmsten unserer Landsleute von damals, und es würde sich übel mit der geschichtlichen Wahrheit vertragen, wenn man behaupten wollte, daß sie dadurch irgendwie zu kurz gekommen seien. Wenn unsere deutschen Protestanten dieselbe Sicherheit und Freudigkeit des Gewissens gehabt hätten wie jene, so würden sie jedenfalls ebenso gefochten und gesiegt haben. Aber diese fehlte, weil man nach angeborener volksthümlicher Art zu viel reflektirte und darüber das Gemüth und das Gewissen in Zweifel und Unschlüssigkeit versetzte. So ging man mit halbem Herzen in den Kampf. Das Gewissen gebot, für das gereinigte Evangelium Gut und Blut zu opfern, aber es verbot auch, gegen die Treue, die man dem Kaiser schuldete, zu handeln. Luther selbst ist über dieses Dilemma nie hinweggekommen, und er war glücklich zu preisen, daß ihm der Tod den Anblick der praktischen Resultate dieser Glaubenszweifel ersparte. Als man geschlagen und hart bedrängt war von einem arglistigen und treulosen Sieger, da hatte man wohl den Muth des passiven Widerstandes, den Heroismus des Märtyrerthums, da fühlte man sich Eins und sicher im Gewissen, als es galt, zu leiden und nicht zu handeln. Das ist der Eindruck, den die Gebete unseres Tagebuches machen; es ist auch hierin ein getreuer Spiegel der Gesinnung in dem besten Theile unserer Nation.

Ein anderer Zug einer weniger ehrenvollen Geisteshaltung, die gleichfalls wesentlich die Niederlage des Protestantismus verursachte, ist kaum in einer leisen Andeutung wahrzunehmen. Ein großer Theil des deutschen Volkes in dieser Zeit wird von jenem allerdings grellen Worte eines italienischen Beobachters, dessen schon oben gedacht wurde, getroffen: „Dem Weine ist diese Nation noch mehr als Martin Luther ergeben.“ Setzt man statt Wein behaglichen Lebensgenuß, so ist nichts Uebertriebenes daran. Man ehrte und liebte diesen gereinigten Glauben, er war und blieb das theuerste Kleinod der Seele, aber man ging doch nur sehr schwer daran, um seinetwillen das ganze leibliche und bürgerliche Dasein aufs Spiel zu setzen. Man fühlte sich damals in der allseitig verbreiteten Wohlthätigkeit und Weichlichkeit eines genußlichen Lebens so gemüthlich, wie zu keiner andern Zeit. Man suchte sich, nur um darin nicht gestört zu werden, durch die gewöhnlichen Sophistereien des Herzens zu betrügen, und es gelang nur zu gut. Besonders haben

Digitized by Google

unsere sonst so wackeren Reichsstädter in dieser Katastrophe darin ein Uebriges gethan, und vor Allen vielleicht am meisten die Augsburger, die freilich auch am härtesten dafür gestraft wurden.

Als unser Graf nach seiner gewohnten Art die stolze Inschrift des gewaltigen Rothen Thores in sein Tagebuch notirte: „Die goldene Freiheit hat diese Bollwerke aufgethürmt . . .", bemerkte er: „jetzt ist die Freiheit der Augsburger so ziemlich von Stroh". Und so war es auch, denn Karl V. „stellte jetzt obersten Bürgermeister hier vor", und es war ein strengerer als seine städtischen Kollegen, die der damalige Volkswitz „Gurgelmeister" zu taufen pflegte. Wolrad fand es zwar boshaft, aber doch einigermaßen wahr. Wollte einer der eigentlichen Bürgermeister dem kaiserlichen Kollegen ja einmal sein altes reichsstädtisches Selbstbewußtsein fühlen lassen, so mochte er sich an dem, was dem Bürgermeister Jakob Herbrot gerade in diesen Tagen widerfuhr, ein warnendes Beispiel nehmen. Dieser Jakob Herbrot gehörte zu denen, welche im Vertrauen auf ihre vollen Geldkästen, ihre stattlichen Häuser und prächtigen Gärten immer noch nicht begreifen wollten, daß es Zeiten geben könnte, wo ihnen das Alles nichts helfen sollte. Als er einmal von dem Kaiser zu einer Privataudienz zitirt wurde, entschuldigte er sich mit vorgeblichem Unwohlsein. Aber der Kaiser schickte ein Kommando Spanier, welche den stolzen Herrn aus dem Bette und im ärgsten Negligé über die Gasse in den Arrest transportirten. Das Schlimmste folgte jedoch erst später. Er mußte wegen Mißachtung der kaiserlichen Majestät eine sehr hohe Strafe zahlen und sein Amt verlor er ohnedies bald darauf, wie alle seine Kollegen. Denn nachdem der Kaiser durch dergleichen Schreckmittel die ohnehin schon genugsam eingeschüchterte Bürgerschaft ganz geschmeidig gemacht hatte, griff er aus kaiserlicher Machtvollkommenheit geradezu in die Verfassung der Stadt ein, zerstörte die alte Zunftordnung und setzte ein streng patrizisches Regiment ein. Freilich hatte er, wie den Glauben, so auch die Freiheit der Stadt zu schützen versprochen, als sich ihm im Herbst 1546 die Augsburger unterwarfen. Aber Ketzern und Rebellen brauchte man ja nach der Doktrin der kaiserlichen Hoftheologen und welschen Hofjuristen kein Wort zu halten.

Unter allen den unglaublichen Dingen, die im Laufe des schmalkaldischen Krieges geschehen waren, mochte wohl die Uebergabe von Augsburg das Unglaublichste gewesen sein. Jedermann wußte, daß die Stadt, die stärkste Festung in ganz Deutschland, einer Belagerung auch von einem viel furchtbareren Heere, als dem

Digitized by Google

damaligen kaiserlichen, auf lange hinaus gewachsen war. Jedermann kannte ihre unermeßlichen Vorräthe an dem herrlichsten Geschütz, das damals überhaupt gefunden wurde; denn hier waren ja die weltberühmten Gießereien, deren Erzeugnisse die aller Konkurrenten im In- und Ausland weit übertrafen. Der eigentliche Nerv des Krieges, Geld, war hier in solcher Fülle aufgespeichert, daß nicht blos die kaiserlichen Finanzen, sondern die aller damaligen Potentaten der Christenheit hierher für ihre stets wiederkehrende Ebbe Zuflucht zu nehmen sich gewöhnt hatten. Das Vermögen der Fugger wurde allein an baarem Gelde auf vier Millionen Goldgulden geschätzt — eher zu niedrig als zu hoch — also nach dem heutigen Goldwerth und dem damaligen Prozentsatz etwa 200 Millionen Mark. Sie und die Welser und die Baumgartner hießen nicht umsonst die reichsten Kaufleute der Christenheit. Wenn sie gewollt hätten, hätten sie allein ein ebenso großes Heer, wie es der Kaiser damals nothdürftig unterhielt, reichlich bezahlen können. Dazu besaß die Stadt in ihrem ritterlichen Mitbürger Schärtlin, dem berühmtesten deutschen Heerführer jener Zeit, einen Feldherren, wie man ihn nur wünschen konnte. Und doch hatte das Alles, sammt der allgemein vorhandenen Begeisterung des Volkes für das Evangelium und seine städtische Freiheit und einem ebenso allgemeinen Hasse gegen das welsche Pfaffenthum und Franzenthum am Hofe des Kaisers nichts geholfen, die Stadt war doch übergeben worden.

Es war ein öffentliches Geheimniß, daß die Geldsäcke, die Harpyen, wie sie unser Tagebuch regelmäßig nennt, die Fugger, Welser, Baumgartner, Hochstetter, das hinter dem Rücken des Volkes bewerkstelligt hatten. Ihr Interesse als Bankiers der ganzen vornehmen Welt konnte keinen Krieg vertragen, und es verstand sich darum auch ganz von selbst, daß sie fast allein in der großen Stadt mit dem alten Glauben nicht gebrochen hatten, weil es der ihrer hohen Kunden war. Das Tagebuch erwähnt beiläufig der letzten Versuche, die der treffliche Schärtlin machte, um diese kleine, aber begreiflich sehr mächtige Partei zu beseitigen. Als er sah, daß seine muthigen und verständigen Vorschläge zur Vertheidigung durch ihre Intriguen stets durchkreuzt wurden, habe er den Entschluß gefaßt, diese Leute aus der Stadt zu verbannen und sich zum Diktator zu machen. Er sei aber wieder davon abgestanden, indem er mit einem seltenen Beispiel von Selbstverleugnung lieber für sich Gefahr an Leib und Vermögen erdulden, als das Blut seiner

Digitized by Google

Mitbürger vergießen lassen wollte. Es ist von diesem Plane Schärtlins anderweitig nichts bekannt. Man weiß nur, daß er Alles aufbot, um den Magistrat zum muthigen Ausharren zu bewegen, aber Alles umsonst, und daß er ihm und der Stadt endlich verachtungsvoll den Rücken kehrte. Die Weichherzigkeit des Motivs paßt auch nicht auf die derbe und harte Art des Mannes, wohl aber ist es charakteristisch genug für unseren Grafen, und nicht bloß für ihn allein, daß er diesen Zug lobend erwähnt. Es spiegelt sich eben auch darin jene Scheu vor einem ganzen und durchgreifenden Handeln, die bald auf edlere, bald auf gemeinere Triebfedern zurückgeführt werden mag, in jedem Falle aber die Ursache des Unglücks und der Schmach gewesen ist und immer sein wird.

Doch hatten es die Anderen nicht besser gemacht als die Augsburger, obwohl sie jetzt diesen alle Schuld zuschoben und nach der gewöhnlichen Art des Maulheldenthums demonstrirten, daß Alles ganz anders gekommen wäre, wenn jene sie nicht verrathen hätten. Unser Tagebuch tadelt mit Recht diesen Haß der anderen Reichsstädte gegen die Augsburger und Ulmer als einen solchen, der in den eigenen Eingeweiden wühlt, aber die Gemeinheit und Feigheit, die sich dahinter versteckte, brandmarkt es doch nicht nach Gebühr.

Es ist der korrekten protestantischen Denkweise dieser Zeit völlig entsprechend, daß die andere Gefahr, die des gereinigten Evangeliums, das Gemüth des Beobachters viel schwerer bekümmerte, als die weltliche Tyrannei des Kaisers. Freilich gehörte schon ein ungewöhnliches Maß von Stumpfsinn oder Selbsttäuschung dazu, wenn man nicht bemerkte, worauf es hier in Augsburg und anderwärts abgesehen war. Die kaiserliche Staatskunst liebte zwar auch hier leise aufzutreten und das Wild ordentlich von allen Seiten mit Netzen zu umstellen, und erst, wenn der rechte Augenblick gekommen war, wurden diese mit rascher und geschickter Hand zugezogen und die zappelnde Beute erbarmungslos gewürgt. Noch war in Augsburg die neue Lehre nicht geradezu unterdrückt oder ihre Bekenner als solche verfolgt worden. Doch deutete schon jetzt Manches auf das hin, was bald kommen sollte. Der Rath hatte, seinem übrigen Benehmen entsprechend, vor der Uebergabe der Stadt aus freien Stücken, aber natürlich ganz in der Stille dafür gesorgt, daß einige kleinere von den vielen Kirchen, die in der That zu viel für die Bedürfnisse des neuen Kultus waren, in Stand gesetzt und

Digitized by Google

dem katholischen Kultus zurückgegeben wurden. In der Kapitulation selbst war nichts derartiges ausbedungen und nach dem Wortlaut, daß in der Religion nichts geändert werden sollte, die Stadt zu garnichts verpflichtet. Man glaubte aber durch eine solche Liebesdienerei sich an dem Kaiser einen gnädigen Herrn erworben und weitere unangenehme Maßregeln abgewendet zu haben. Aber wie man es nicht besser verdiente, so wurde man auch behandelt. Der Kaiser erklärte, daß er sich mit diesen kleinen Kirchen nicht begnüge, er wolle den Dom und einige andere Hauptkirchen haben, und es blieb nichts übrig, als auch hierin nachzugeben. Mit absichtlichem Gepränge wurde nun der katholische Kultus in der Stadt, die seiner lange genug entwöhnt war, wieder eingebürgert. Gab es auch, außer den wenigen patrizischen Familien, die sich noch zu der alten Kirche hielten, Niemand unter den Einheimischen, der an ihm Theil nahm, so füllten sich doch die Kirchen mit den vielen Fremden, die der Reichstag und die Anwesenheit des Kaisers in die Stadt zog. Auch gab man sich, nach einer Notiz in unserem Tagebuche, mit Erfolg Mühe, aus dem benachbarten Bayerischen, das nur durch den Lech von der Stadt getrennt war, andächtige Schaaren heranzulocken. Es gehörte zu diesem System, daß alle höheren Feste mit möglichst auffallendem Glanze gefeiert wurden. So bewegte sich an Fronleichnam seit langen Jahren zum ersten Mal wieder eine Prozession durch die Straßen. Der Kaiser, der römische König, eine Menge der höchsten Herren aller Nationen folgten ihr, und was Wolrad, wie alle Protestanten, am tiefsten kränkte, darunter viele, die sich zu dem Evangelium bekannten. Schon Tags vorher war Feierabend durch die städtische Polizei geboten worden, da sich die Prediger entschieden weigerten, das Feiertagsgebot von ihren Kanzeln zu verkündigen. Ein paar arme Weber, die sich unpassende Aeußerungen über den „heidnischen" Pomp der Prozession erlaubt haben sollen, wurden gefaßt und mit absichtlicher Schaustellung in Ketten durch die Straßen geführt. Es geschah nicht bloß, wie das Tagebuch meint, nach der Maxime: dat veniam corvis, vexat censura columbas, oder deutsch: die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen, sondern es sollten auch die corvi damit eingeschüchtert werden, die freilich schon ohnehin Schrecken genug in den Gliedern hatten! —

Diese Fronleichnamsprozession war ein Stück des „pomposischen" Reichstages, und der Kaiser wußte es, wie gesagt, so einzurichten, daß so oft wie möglich dergleichen aufgeführt wurde.

Digitized by Google

Der Zufall half ihm dabei. Der Tod des nahe verwandten Königs Siegmund von Polen wurde Veranlassung zu prunkenden Exequien am 6. Mai in der Domkirche. Daran betheiligten sich auch die anwesenden protestantischen Kurfürsten. Unser Tagebuch wird hier ganz seinem sonstigen gemäßigten Style untreu. Es kann nicht derbe Worte genug finden, um diese weibische Feigheit zu brandmarken. Was ihn noch besonders kränkte, war, daß auch die Landgräfin Christine von Hessen wie eine „Taube" unter „Krähen" dabei zugegen war. Obgleich sie als Tochter des streng katholischen Herzogs Georg von Sachsen, aber auch nicht weniger als Gemahlin des protestantischen Landgrafen keine Ursache hatte, die neue Lehre für so viel besser in ihren Früchten zu halten als die alte, so gehörte sie doch zu ihren eifrigsten und treuesten Anhängerinnen. Der römische König Ferdinand hatte selbst einige hohe Herren zu ihr gesandt und hatte bei ihr die Einladung zu dieser katholischen Feier auf eine Art angebracht, daß sie nicht wohl anders konnte, als ihr Folge zu leisten, obgleich sie es mit den schwersten Gewissensängsten that. Aber wenn sie sich nicht gänzlich alle Hoffnung auf einen Erfolg des heiligen Werkes, das sie sich zu ihrer nunmehr einzigen Lebensaufgabe gemacht hatte, der Befreiung ihres Gemahls, abschneiden wollte, so durfte sie den Kaiser und seinen Bruder nicht durch eine Ablehnung beleidigen. Diese Gewissensangst war eben auch ein Stück der schweren Dornenkrone des Martyriums, welches diese Fürstin zu tragen hatte. „Unglaubliche Geduld" rühmt Graf Wolrad als die größte ihrer Tugenden. Die hatte sie in ihrer Ehe auch in glücklichen Tagen zur Genüge erproben können — man denke nur an die angetraute Nebenfrau, die sie dem Gatten zugestehen mußte — um wie viel mehr aber jetzt, wo sie Alles vergessend nur für seine Befreiung lebte und auch starb. Denn ihr Tod, der schon im nächsten Jahre erfolgte, hatte keine andere Ursache, als die übermäßigen körperlichen Anstrengungen und die Seelenleiden, die mit ihrer trostlosen Aufgabe unzertrennlich verbunden waren. Wo sie auch hinblickte und die Hand nach Hülfe ausstreckte, da fand sie feindliche oder kalte Gesichter und Herzen. Ihr eigener Schwiegersohn Moritz von Sachsen that wohl ungefähr so viel, als er Schande halber nicht lassen durfte, aber das war sehr wenig und fruchtete gar nichts. Ihr Gemahl quälte sie nach seiner selbstsüchtigen Art mit fortwährendem Drängen um Hilfe. Er stellte sich womöglich noch unglücklicher über seine Leiden, als

Digitized by Google

zu Muthe war, oder als er das Recht hatte zu sein, nur um nach der Weise solcher Charaktere den Anderen zu verzweifelter Ueberspannung seiner Kräfte zu treiben. Man kann sich denken, was sie bei den Berichten von den groben und höhnischen Ungebührlichkeiten seiner spanischen Wache, denen er Tag und Nacht ausgesetzt war, empfand, oder als sich das Gerücht verbreitete, er sei aus Verzweiflung über seine Leiden in Wahnsinn verfallen.

Noch war das Gemüth des deutschen protestantischen Volkes zu sehr erfüllt von der befreienden und erhebenden Macht der neuen Lehre; es fühlte noch zu sehr die Innerlichkeit des Evangeliums in ihrer ganzen Kraft, als daß auf dem Wege, den der Kaiser hier in Augsburg einschlug, viele Proselyten für die alte Kirche gewonnen worden wären. Es bedurfte erst einer beträchtlichen Herabstimmung der öffentlichen Geister, bis die äußeren Formen des katholischen Kultus wieder anders als fremdartig und abstoßend zu wirken vermochten. Dreißig Jahre später war das deutsche Volk so weit gelangt, und die natürliche Reaktion gegen jene doktrinär idealistischen Tendenzen des eigentlichen Reformationszeitalters machte ihr Recht geltend. Jesuiten und Kapuziner haben dann nicht ermangelt, den ihnen günstigen Umschwung des öffentlichen Geistes auszubeuten, und wenn auch ein großer Theil der Erfolge der sogenannten Gegenreformation äußeren Gewaltmitteln zuzuschreiben ist, so wird man doch auch billiger Weise zugestehen müssen, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil derselben auch ohne äußere Gewalt erreicht worden ist. Wie man damals, zur Zeit der vollkommensten Niederlage der protestantischen Sache, über diesen Punkt dachte, spricht unser Tagebuch überall aus.

Nachdem das Interim am 15. Mai publizirt worden war, begann eine neue Reihe von Beängstigungen und Demüthigungen für den Rath der Stadt Augsburg. Gerade hier konnte der Kaiser natürlich am wenigsten gestatten, daß man das Produkt seiner klugen Staatskunst als todtgeboren behandelte, und die städtische Obrigkeit hätte ihm gerne den Willen gethan, wenn sich nur unter den Geistlichen und dem Volke ein nicht zu heftiger Widerstand kundgegeben hätte. Erst nach Entlassung des angesehensten Predigers der Stadt und grimmigsten Gegners der neuen Bekenntnißform, Dr. Wolfgang Musculus, waren dem Interim, wenigstens in Augsburg, die Wege geebnet. Die übrigen Kollegen des geistlichen Ministeriums machten zwar ihrem Haupte keine Schande, doch hielt es nicht so schwer, nachdem man einmal den Schlag

Digitized by Google

gegen dieses glücklich geführt hatte, auch sie nach und nach zu beseitigen, und das Interim herrschte jetzt bis ins Frühjahr 1552 in den veränderten Gotteshäusern der Stadt, von welcher das gemeinsame Bekenntniß aller Anhänger des gereinigten Evangeliums den Namen trug. So war ihr der „geharnischte und pomposische Reichstag“ theuer genug zu stehen gekommen; er hatte die religiöse und zugleich auch die politische Freiheit gekostet, viel mehr als dem armen Waldecker Grafen, dessen Geldbeutel wohl auch schwer gelitten hatte, dessen Gewissen und Ehre aber rein geblieben waren, auch in jener bösen Stunde, wo er vor dem „allergnädigsten“ Kaiser auf den Knien gelegen hatte.

Digitized by Google

Die volkswirthschaftliche Bedeutung der „Ringe“.*)

Von

Dr. Ernst von Halle,

Privatdozent der Staatswissenschaften an der Universität Berlin.

I. Unter den Erscheinungen, welche uns die letzten Jahrzehnte auf wirthschaftlichem Gebiet im Gegensatz zu den Erwartungen der sogenannten liberalen Schule in der Volkswirthschaft gebracht haben, sind die Kartelle und die mit ihnen zusammenhängenden Fragen anscheinend eine der jüngsten. Ein Zweig des Problems der Organisation unserer heutigen Volkswirthschaft, beschäftigten sie zum ersten Mal im Verlauf des achten Jahrzehnts weitere Kreise der Oeffentlichkeit. In Deutschland tauchten gelegentliche Mittheilungen über sie bei den Schutzzollverhandlungen, in Amerika bei einer Eisenbahnenquete des Staates New-York Ende

---

*) Der Aufsatz war eine Probevorlesung vor der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität im Sommer 1897, ist aber durch einige Zusätze ergänzt, die namentlich die bis Ende des Jahres erschienene einschlägige Literatur in Betracht ziehen.

Von der im Septemberheft 1895 an dieser Stelle von Pohle gegebenen Ausführung über „Kartelle“ ist er unterschieden erstens dadurch, daß der Versuch einer erheblich weiteren Absteckung des Feldes für die richtige Erkenntniß der Stellung des Problems zu andern gemacht ist; zweitens lag das Streben vor, zu vermeiden, schon in der Aufstellung der Definition die Frage unter einen solchen Gesichtswinkel zu bringen, daß dadurch das Endurtheil bereits zum Theil vorgezeichnet war. Die ausschließliche Hervorkehrung der „Absicht der Erzielung des höchstmöglichen Kapitalprofits“ als Zweck der Kartellbildung läßt eine ganze Gedankenreihe unter den Tisch fallen, deren gleichmäßige Prüfung sowohl zur Erkenntniß des historischen Werdens, als des derzeitigen Wesens und Seins und schließlich für die Gewinnung eines richtigen Werthurtheils durchaus unerläßlich ist.

Digitized by Google

der Siebziger auf. 1883 lenkte Professor Kleinwächter die Aufmerksamkeit der nationalökonomischen Wissenschaft auf das von ihm recht eigentlich entdeckte Phänomen. Von dem Interstate-Commerce-Gesetz des Jahres 1887 bis Ende 1897 wurden in den Vereinigten Staaten allein neun Unions- und Einzelstaats-Erhebungen, sowie ferner eine solche in Kanada darüber veranstaltet. 1894 hatte der Verein für Sozialpolitik die Kartellfrage auf Grundlage eines umfangreichen Sammelbandes von Untersuchungsmaterial und zweier vorläufiger Referate von Stieda und Menzel zum Gegenstand einer ausgedehnten Verhandlung gemacht. Im selben Jahre brachte ein Schippelsches Referat dieselbe vor den sozialdemokratischen Parteitag zu Frankfurt am Main. Seit 1890 vergeht wohl kaum ein Monat, der nicht diese oder jene Veröffentlichungen über Kartelle, Unternehmerverbände, Pools, Trusts, Syndikate, Ringe und dergleichen verzeichnete. In einer Darstellung der amerikanischen Kartellbewegung konnte ich bereits 1895 fast 13 Seiten lediglich englischer und amerikanischer Literatur beibringen. Jannet, Babled, Brouilhet, Raffalovich, Dubois u. A. m. in Frankreich, van den Schalk in Holland, Jollos, Janschul in Rußland, Kleinwächter, Weißkirchner, Rosenberg, Hitschmann, Dacynska, Steinbach, Neuwirth, die Prager Handelskammer, Landesberger, Grünhut in Oesterreich, Steinmann-Bucher, Großmann, Schönlank, Braun, Sarter, Oldenberg, Matern, Friederikovich, Pohle, A. Voigt, Liefmann in Deutschland; das sind die Namen einiger der Verfasser von mehr oder weniger umfangreichen und sachlichen neueren Büchern und Aufsätzen über den Gegenstand. Er wird in den meisten wirthschaftlichen Zeitschriften neuerdings ständig verfolgt und hat in der Berliner Zweiwochenschrift „Industrie" (neuerdings „Industriezeitung") sogar ein eigenes Organ gefunden. Die Handbücher der politischen Parteien widmen ihm längere Aufsätze. In jedem neueren Kompendium und Lehrbuch der Nationalökonomie, in jedem Vorlesungskurs erhält er einen entsprechenden Platz.

II. Im Nachfolgenden soll nun zunächst der Versuch gemacht werden, dieses Problem in Zusammenhang mit der größeren Gruppe von volkswirthschaftlichen Erscheinungen zu bringen, der es angehört. Dies scheint nöthig, um es, seines ephemeren Charakters entkleidet, auf den endgiltigen Werth oder Unwerth prüfen zu können. Alsbald wird sich nämlich ergeben, daß wir es nicht mit einer modernen Neubildung in jeder Beziehung zu thun haben, vielmehr es sich nur

Digitized by Google

um die neue Form handelt, die eine alte Erscheinung angenommen hat. Und dann wird man weiter ermessen können, inwieweit oft als integrirende Bestandtheile der Kartellfrage erscheinende Umstände und Zustände Ursache, inwieweit sie Wirkungen oder schließlich gar nur zufällige Begleiterscheinungen örtlicher, zeitlicher oder persönlicher Art sind.

Die größere Gruppe, den Oberbegriff, benenne ich im Nachstehenden mit dem Namen „Ringe“. —

Ein Ring ist eine freiwillige Vereinigung von Kapitalien durch Persönlichkeiten, welche ein Verfügungsrecht über dieselben haben, um dadurch auf einem Markt die Kontrole über die Versorgung mit einer bestimmten Waare zu erhalten und diese Kontrole zur Erzielung eines Kapitalgewinnes auszunutzen.

Diese allgemeine Definition der Ringe, eines Komplexes von Vereinigungsbestrebungen und -formen, umfaßt eine Reihe recht verschiedenartiger Erscheinungen in Handel und Gewerbe, begrenzt auf der einen Seite von Vereinigungen, die lediglich die äußere Wahrnehmung allgemeiner beruflicher Interessen im Auge haben, auf der andern durch Vereinigungen, bei denen eine gesetzliche, ausschließliche Privilegirung den Ring in ein Monopol verwandelt, oder wo ihn ein amalgamirtes Riesenunternehmen ersetzt.

III. Solche Ringe sind keine neue Erscheinung. Die ältere Zeit kannte eine Reihe von Formen derselben:

1. Solche, die man heute als Corners oder Schwänzen bezeichnet; verschiedene Formen der Spekulation, mit dem Zweck, im Interesse der Urheber die Versorgung eines Marktes derart zu regeln, daß die Käufer, die auf diesen Markt zur Anschaffung der nothwendigen Lebensmittel und Bedarfsgegenstände angewiesen waren, einen übertrieben hohen Preis zu bezahlen hatten. Diese Versuche, sich durch Ausbeutung einer Zwangslage der Konsumenten zu bereichern, suchte die mittelalterliche Gesetzgebung, namentlich auf dem Felde der unentbehrlichen Lebensbedarfsversorgung, speziell Getreidehandel, Hopfenhandel ꝛc., mit Entschiedenheit zu bekämpfen; — sofern sie nicht in bestimmten Fällen es für rathsam erachtete, durch Gewährung einer Monopolberechtigung bestimmte Versorgungsfunktionen an Individuen oder Gruppen zu übertragen und diesen dann gewisse Pflichten zugleich mit gewissen Rechten aufzuerlegen.

Das nicht staatlich gewährte „Monopol“ und „Darda-

Digitized by Google

nariat" waren strafbare Dinge im Römischen und mittelalterlichen Recht. Vorkäufer, accapareurs, forestallers, regraters, enhancers und wie sie heißen mögen, wurden fortgesetzt mit Strafen an Vermögen und Freiheit bedroht, weil sie eine unrechtmäßige Schmälerung der Gesammtheit zu Gunsten Einzelner, die Usurpirung einer nicht legitimen Macht und die Anwendung unzulässiger Mittel im Auge hatten. — Andererseits sah es die Gesetzgebung als ihre Aufgbe an, die „Ueberführung" der Märkte, Preisdrückerei, Ueberproduktion unter Umständen zu verbieten oder zu verhindern.

2. gab es große Syndikate von Händlern, welche einen erheblichen Einfluß ausübten. Diese wurden bald speziell und bisweilen ausschließlich privilegirt, wie die großen Handelskompagnien für gewisse Handelsrichtungen und Waaren; bald erhielten sie auch nur gewisse Rechte neben anderen — alles Formen, die im See- und Kolonialhandel vielfach vorkommen —; bald traten sie freiwillig auf, wie die großen Konsortien etwa der Pfefferkäufer in Lissabon und wurden von den Regierungen benützt und geduldet; bald hatten auch sie, wenn ihre Thätigkeit der Oeffentlichkeit bekannt wurde, eine moralische oder gerichtliche Verurtheilung zu erwarten, wie die großen Minensyndikate, an denen die Fuggers betheiligt waren. — Bei dieser Gruppe kommen, wie bei der vorigen, gewisse spekulative Momente mit in Frage, indeß ist der Unterschied, daß sie neben dem spekulativen, privatwirthschaftlichen, wesentlich einen allgemein volkswirthschaftlichen Zweck mit im Auge hatten, beziehungsweise diesen implicite mit verfolgten.

3. finden wir in den aufkommenden Hausindustrien und Manufakturen des 17. und 18. Jahrhunderts vielfach, wie z. B. Schmoller zeigt, Verabredungen über die Produktion und Marktversorgung.

4. In gewisser Beziehung anders zu beurtheilen, soweit die Mittel und gewisse Zwecke in Frage kommen, sind die Zünfte und Gilden der Gewerbetreibenden. Ursprünglich vielfach freie Vereinigungen von Berufsgenossen, werden sie allmählich zu staatlich anerkannten Trägern weitgehender Rechte und Pflichten, denen die Versorgung bestimmter Märkte mit bestimmten Produkten anheimfällt, und die für ihr Gebiet eine weitgehende Regelung von Produktion und Absatz einführen und sich gefallen lassen müssen. Bei ihnen liegt der Unterschied gegenüber den vorigen Gruppen, wie auch den neueren Industriekartellen darin, daß sie nur in be-

Digitized by Google

schränktem Umfang kapitalistisch produziren. Doch wird die Schwierigkeit gehoben, die Analogie klar, wenn man ihre durch die Aufwendung von Erziehungskapital erworbene Arbeitsgeschicklichkeit, später das geldeswerthe Meisterrecht, als das in die Vereinigung eingebrachte Betriebskapital auffaßt.

Die erste Gruppe umfaßt also Erscheinungen der Spekulation, die zweite Erscheinungen des Handels, die dritte und vierte Erscheinungen der Gütererzeugung. Es handelt sich um Probleme, denen man instinktiv eine verschiedenartige Behandlung zu Theil werden ließ.

IV. Als dann im vorigen Jahrhundert die physiokratische Schule aufkam, da warf sie zunächst alles Derartige in einen Topf. Von Frankreich, England und Nordamerika verbreitete sich damals die Weltanschauung, welche einer neuen wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Gliederung unter dem Schlagwort der freien, ungehinderten Entfaltung des Individuums die Wege öffnen wollte. An die Stelle der hergebrachten und festgefügten Gewerbe- und Ständeverfassung sollte eine neue, natürliche Ordnung der Dinge treten. Die zwei Grundanschauungen der ursprünglich amerikanischen Erklärung der Menschenrechte, daß alle Menschen frei und gleich geboren seien, waren der Ausdruck der Prinzipien des laisser-faire und des Individualismus. Das dritte Schlagwort, welches die französische Revolution hinzufügte, die Brüderlichkeit, kam hierbei insofern zur Geltung, als man annahm, im Zustand der natürlichen Freiheit sei ihre Ausübung ein Gebot des Selbstinteresses. Es soll hier nicht im Einzelnen nachgewiesen werden, wie die Praxis von vornherein einer verschiedenen Auffassung über das Wesen der neuen Grundsätze das Wort redete, deren Gegensätzlichkeit die Theorie einer statischen Weltanschauung in den Oberbegriffen gewisser letzter, ewiger Gesetze der Harmonie oder der göttlichen Weltordnung versöhnt glaubte. Die Franzosen und Amerikaner in ihrer Revolutionsgesetzgebung legten den Schwerpunkt auf den Individualismus und verboten für die Zukunft alle gesetzlich anerkannten, oder privaten Fachvereinigungen ausschließlichen Charakters, Privilegien und Vorrechte für Einzelne oder Gesellschaften. Alle Verbände von Standes- und Berufsgenossen wurden aufgehoben. Der erste, zweite und vierte Artikel des französischen Dekretes vom 14./17. Juni 1791 verbot ihre Wiederzulassung für alle Zukunft. „Es soll keinerlei Korporationen im Staate geben", führte Le Chapelier Namens des Verfassungsausschusses in der Constituante aus. „Es giebt nur das Einzel-

Digitized by Google

interesse des Einzelindividuums und das Gemeininteresse der Gesammtheit." Damit blieb man Angesichts der unausrottbaren staatszentralistischen Anschauung Frankreichs noch hinter den Amerikanern zurück, die die Idee eines vom Einzelinteresse verschiedenen Staatsinteresses bis in die Gegenwart nur bedingt gelten zu lassen geneigt sind.

Immerhin fand in der Folge auch in Amerika eine erhebliche Durchbrechung der unhaltbaren Grundsätze auf dem Gebiet des Aktienwesens, der „Korporationen", statt. In den übrigen Ländern vollzog sich die Entwickelung von vornherein anders. Nirgends hob man radikal und unbedingt die bestehenden Einrichtungen auf. Die Tendenz der Gesetzgebungen bewegte sich allerdings in dieser Richtung, aber in England führte stets der Geist des laisser-faire. Man wollte die bisherigen Einrichtungen ihrem allmählichen, wie man annahm, natürlichen Absterben überlassen, zeitweilig überzeugt, dies werde zur Atomisirung der Gesellschaft führen. Als man hier 1844 die letzten der alten Vereinigungsverbote aufhob, waren die maßgebenden Persönlichkeiten indes schon nicht mehr völlig sicher, hiermit die Geschäfte des atomistischen Individualismus zu besorgen. In Deutschland wurden auf dem Gebiet des Gewerbes die letzten der alten Privilegien erst durch die Gewerbeordnung von 1869 für das Gesammtgebiet im Wesentlichen beseitigt. In einer Reihe von Staaten war die Gewerbefreiheit jedoch schon seit lange eine Thatsache, und in der Großindustrie war allgemein die generelle Zulassung an Stelle der einzelnen Konzession getreten. Hinsichtlich privater Vereinigung kam dann in der Folge in der Rechtsprechung die Anschauung zur Geltung, daß dieselben zulässig seien, soweit sie nicht im Allgemeinen gegen die guten Sitten verstoßen; im Februar 1897 noch hat das Reichsgericht ausdrücklich Kartelle für zulässig erklärt. In Oesterreich existirt gesetzlich eine gewisse Koalitionsbeschränkung, ohne praktisch allerdings erhebliche Geltung zu haben. In Frankreich hat das Gesetz über die Berufssyndikate von 1884 auf gewissen Gebieten bewußt einen Bruch mit der alten, atomistischen Auffassung herbeigeführt, während im Uebrigen die Rechtsprechung die Kartelle trotz der noch bestehenden, prohibitiven Gesetze duldet. Nur in Amerika hat man sich neuerdings veranlaßt gesehen, in zwei Bundesstaats- und einigen Dutzend von Einzelstaats-Gesetzen gegen alle Arten von Ringen Stellung zu nehmen, und in Rußland sind die Ringe gesetzlich verboten und werden unterdrückt, soweit sie nicht besonders vom Staat begünstigt

Digitized by Google

werden. — Als Endergebniß, als praktischer Erfolg der ganzen Entwickelung auf dem Gebiete der Rechtsanschauung ist um das Jahr 1890 herum für fast alle Länder eine weitgehende, thatsächliche Duldung wirthschaftlicher Vereinigungen anzusehen. —

V. Es haben sich, wie im Eingang angedeutet, die Erwartungen der Individualisten nicht erfüllt. Mehr als 100 Jahre nach der Einleitung einer Politik der individuellen Freiheit und Einzelwirksamkeit ist man zu der Erkenntniß gelangt, daß eine gruppenmäßige Zusammenfassung dem Gesellschafts- und Wirthschaftsleben auch heute noch unentbehrlich ist. Wie von Friedrich List auf dem Gebiet der Wirthschaftspolitik eine Kritik gegen eine ausschließliche Tauschwerthstheorie zu Gunsten einer danebenstehenden Theorie der produktiven Kräfte geltend gemacht wurde, so ist auf dem Gebiet der Produktionslehre neben die Erkenntniß vom Wesen der Wirksamkeit des wirthschaftlichen Individuums die Anschauung von der Nothwendigkeit einer Theorie der gesellschaftswirthschaftlichen Prozesse getreten. Wer den Entwicklungsgang der Epoche und die realen Grundlagen des Umschwunges von der älteren zur neueren Auffassung erfassen will, wird seine Aufmerksamkeit zunächst in drei Richtungen zu lenken haben:

1. zu verfolgen, wie die politische Entwickelung sich wirthschaftlich äußerte, indem einer freiwilligen Lockerung in der französischen und dänischen, sowie einer unfreiwilligen, von England erzwungenen, in der portugiesischen Kolonialpolitik nach Mitte des 17. Jahrhunderts, vor Allem aber der Losreißung der Vereinigten Staaten und der spanischen Kolonien vom Mutterlande im Laufe von wenigen Generationen bis zur Aufhebung der Charter der ostindischen Kompanie, 1859, der Bruch mit dem alten Kolonialsystem folgte. Wie alsbald in der fortschreitenden Besiedelung von Nordamerika, Australien, Südamerika und Südafrika und der Erschließung Ostasiens jene Zeit der Erweiterung des Orbis terrarum für den Weltverkehr inaugurirt wurde, die mit der Erschließung Inner-Asiens auf dem Landwege zu Beginn des 20. Jahrhunderts extensiv endgültig ihren Abschluß finden wird.

2. ist die Ausgestaltung der Verkehrsmittel und -wege vermittels der neuen Technik zu verfolgen, die ermöglichte, die politisch nunmehr gewährte Absatz- und Verkehrsfreiheit praktisch auszunutzen.

3. ist zu beobachten, wie der Umschwung in der Produktionstechnik durch die Einführung der Dampfkraft und Zerlegung der Produktionsprozesse in verschiedene Stadien eine beim Eintritt des

Digitized by Google

geistigen Umschwunges im 18. Jahrhundert eben erst in den Anfängen wahrnehmbare oder ahnbare Revolution hervorrief. Die Produktivität steigerte sich gewaltig, indem eine Theilung und Vereinigung im Produktionsprozeß durchgeführt, die geistige Einrichtung und Leitung desselben von der physischen Regulirung und Ueberwachung losgelöst, die eigentliche Kraftleistung aber auf die Elemente überwälzt wurde.

Zur Einführung dieser Umgestaltung auf dem Felde der Produktionsordnung ergab sich die möglichste Unbeschränktheit des Einzelunternehmers als das Nützlichste, da ihm eine umfangreichere Organisation durch die Gesetzgebung bei seinem schnellen Vormarsch in unbekannte Gebiete nicht zu folgen vermochte. Längere Zeit schien die durch die Erschließung der Welt und die sich ausdehnenden Märkte, durch die Erweiterung der Produktionskapazität und durch die rasch zunehmende Verbrauchskraft weiter Klassen rapide gesteigerte Absatzmöglichkeit für die Nützlichkeit des freiesten, ungehindertsten Wettbewerbes in der Waarenproduktion Zeugniß abzulegen. Vom ersten großen Aufschwung in den Dreißigern, zu Beginn der Wirthschaftsaera mit den neuen Verkehrsmitteln, bis zum Anfang der Siebziger, schien ein nur ganz vorübergehend durch gelegentliche, „natürliche" Rückschläge unterbrochener Aufschwung die Richtigkeit der Sayschen Anschauung von der Unerschöpflichkeit der menschlichen Konsumtionskraft und damit, sofern nur die technischen Prämissen erfüllt waren, von der endlosen Ausdehnbarkeit der Produktion unwiderleglich darzuthun.

Nun aber war es plötzlich mit dem Aufschwung zu Ende. An die Stelle der vorübergehenden, naturgemäßen, kurzen Krisen trat die chronische Depression, deren Wirkung bis in die Gegenwart fortdauert. Es war zunächst nur eine kleine Schaar, die die volle Bedeutung des Umschwunges um das Jahr 1880 erfaßte. In Wahrheit bedeuteten seine Ereignisse, die sich in Deutschland in der Rückkehr zum Schutzzollsystem, der Inaugurirung der Sozialreform, der Verstaatlichung der Eisenbahnen und dem Emporschießen der Kartelle dokumentirten, den abermaligen Eintritt einer Wendung im Gange der Gesammtentwickelung. Die rein extensive Epoche war vorüber. Nunmehr galt es, für die neuen wirthschaftlichen Gebilde eine Platzbestimmung und Abgrenzung des Wirkungskreises in die Wege zu leiten. —

VI. Wenn wir nun finden, daß bei diesem Suchen nach einer neuen Organisation die „Ringe" in einer neuen Form, als Kartelle,

Digitized by Google

alsbald eine erhebliche Rolle zu spielen beginnen, so liegt auf der Hand, daß sie nicht, wie früher behauptet wurde, lediglich aus dem Schutzzoll, oder aus den mit der sozialen Gesetzgebung zusammenhängenden, berufsgenossenschaftlichen Einrichtungen, oder aus dem Bestreben zur allgemeinen Regelung der Arbeiterfrage — wobei man auch die Arbeiterverbände als Ringe ansehen könnte, wie gleich zu zeigen sein wird —, oder aus besonderen Eisenbahnkombinationen, oder überhaupt aus irgend welcher wirthschaftlichen Einzelursache hervorgegangen und zu erklären sind. „Die Kartelle“ oder sonstigen modernen Ringe sind nicht, wie in der Presse der Manchesterleute wohl noch gelegentlich behauptet wird, als Rückfälle in alte Irrthümer anzusehen, oder, wie gewissen privatkapitalfeindlichen Kreisen erscheint, ein besonderer Trick beutegieriger Kapitalisten, und schließlich auch nicht, wie die sozialdemokratischen Theoretiker vermeinen, der apokalyptische Reiter, der den jüngsten Tag der kapitalistischen Betriebsweise verkündigt. Vielmehr, mögen alle jene gedachten Gründe, oder einzelne derselben im Spezialfall jeweilig eine mehr oder minder bedeutende Rolle gespielt haben: die Entstehung des Gesammtkomplexes dieser Ringe ist, das ergeben die empirischen Untersuchungen, auf eine der wirthschaftlichen Entwickelung zu Grunde liegende Gesammttendenz zurückzuführen.

Hier ist einzuschalten, daß die Vereinigungen der Arbeiter, gerade so, wie die nicht ausschließlich privilegirten Zünfte, unter die obige Definition gebracht werden können, sofern man die Arbeit als Waare, die Arbeitskraft als Produktionsmittel derselben, als Kapital, ansieht; eine Auffassung, der ich persönlich mich anzuschließen nicht geneigt bin.

Daß Ringe, korporative und berufliche Verbände, fach- und standesgenossenschaftliche Vereine der Auffassung der physiokratischen wie der manchesterlichen Schule als ein absolutes Uebel erschienen, lag einerseits in der ungenügenden Erkenntniß der Menschennatur und des gesellschaftlichen Charakters derselben; sodann in jener Ansicht von der Existenz der sogenannten ewigen ökonomischen Gesetze, die indessen in Wirklichkeit nichts Anderes waren, als konstruirte Idealvorstellungen; ferner in der ungenügenden historischen Kenntniß der Entwicklung der Dinge und der unterschiedlichen Zustände zu verschiedenen Zeiten; schließlich in der Unmöglichkeit der Voraussicht, welche sozialen und wirthschaftlichen Postulate die Zukunft aufstellen werde: denn der Menschengeist fügt fortgesetzt durch seine erfinderische Thätigkeit der geistigen und

Digitized by Google

materiellen Welt neue Gebilde hinzu, die die Anordnung des Bisherigen verwandeln. So ging man dereinst unendlich zu weit, indem man den momentanen Anforderungen der Praxis instinktiv Rechnung trug und durch Berufung auf angeblich ewige Grundsätze Dasjenige allerdings am wirksamsten befürwortete, was zur Zeit nöthig war: Aufhebung des Bisherigen, Freiheit für die Anbahnung des Kommenden.

Heute stehen wir auf dem Standpunkte des Bildes von Ruskin: „Die wechselnden Elemente in dem gesellschaftlichen Problem haben nicht dieselbe Natur wie die konstanten; sie verändern das Wesen des Stoffes, den wir beobachten, im Moment des Hinzutrittes. Sie wirken nicht mathematisch, sondern chemisch und führen Verhältnisse ein, die alle unsere bisherige Kenntniß unanwendbar machen."

Diese chemischen Veränderungen haben sich durch Vorgänge auf den Gebieten der Politik, des Verkehrswesens und der Technik ergeben und alsdann eine Reihe von Sekundärerscheinungen erzeugt. — Die alten Gewerbe sind einem unaufhaltbaren Zersetzungsprozeß anheimgefallen. Die neuen Gebilde, die an ihre Stelle treten, unterscheiden sich von ihnen einmal durch den Wirkungskreis, die Absatzfläche. „Die lokalen, einzeln in sich abgeschlossenen, homogenen und inkohärenten Wirthschaftszellen haben," wie Hobson sagt, „einen Prozeß der Integration und Differenzirung durchgemacht; denn über sie hat sich der Machtbereich des Weltmarktes gestellt." Wirthschaftspolitik und Verkehrsmittelentwicklung haben diesen zu einer immer realeren Wirksamkeit verholfen. In der Produktionstechnik schließlich hat die Maschine einen Platz eingenommen, die zu immer komplizirterer Arbeitstheilung und Arbeitsvereinigung in Fabrik und Großbetrieb führt, weiterhin aber eine Trennung der technischen und kapitalistischen Funktionen zur Folge hat. Hier hat sich die Differenzirung in doppelter Richtung geltend gemacht: der Produktionsprozeß ist unendlich mannigfaltiger zerlegt, indem Produktionsmittel und Produzentengruppen sich wesentlich vermehrten; und das Produktionskapital und der Produktionsunternehmer haben sich von den in der Produktion beschäftigten Arbeitern vollkommen getrennt. Die abermalige Integrirung aber hat bisher eine Wiedervereinigung noch nicht vollkommen durchgeführt, sondern nach Frau Dazynskas richtigen Ausführungen einen zweiarmigen Strom erzeugt, mit einer Doppelgliederung in Kapitalistenverbände und Arbeiterverbände.

VII. Eine vollkommene Durchforschung unserer heutigen Wirth-

Digitized by Google

schaft erstens unter dem Gesichtspunkte des unpersönlichen Kapitals, der Trennung des kapitalistischen vom technischen Apparat, d. i. der Loslösung des Kapitaltitels zunächst von der Materie und sodann von der Persönlichkeit, und zweitens unter dem Gesichtspunkte des Einflusses der Maschinenproduktion auf die Anordnung des Produktionsprozesses in seinen verschiedenen Stadien ist eine bisher noch nicht gelöste Aufgabe. Weder besitzen wir bereits eine völlige Würdigung der heutigen Kapitalmaschinerie mit ihren Hauptformen der Uebertragung von Forderungsrechten, der Kreditgewährung, und des Credit mobilier, noch endgiltig abgeschlossene Untersuchungen über den gesammten volkswirthschaftlichen Charakter des heutigen technischen Produktionsprozesses in seinen verschiedenen Stadien, wenngleich in letzterer Hinsicht u. A. von Sachs und Herrmann, von Hobson und Dyer, neuerdings auch von Hadley einige Anfänge gemacht sind. Solche Untersuchungen aber wären eine Voraussetzung für die richtige Erkenntnis des Wesens der Ringe in ihrer heutigen Gestalt. —

Hatten wir in der älteren Zeit im Wesentlichen zwei Formen der Ringe, die rein spekulativen und gewisse Syndikate der Händler vor uns, während die Großgewerbe nur Anfänge, und Gilden und Zünfte gewisse nicht allzuweit auszudehnende Parallelen mit ihnen aufwiesen, so treten zu den ersten beiden Formen neuerdings eine Reihe weiterer Gruppen durchgebildeter Ringe hinzu. Jene älteren entstanden auf solchen Gebieten des Produktionsprozesses, wo das Kapital bereits eine überwiegende Rolle zu spielen vermochte, im Wesentlichen also in Spekulation und Handel. Heute beherrscht das Kapital diese Gebiete stärker als je, hat sich daneben als Handelsobjekt im Kredit und Titelhandel eine eigene Organisation geschaffen und auf der Mehrzahl der Theilfelder des Gewerbes einen immer stärker anwachsenden Einfluß errungen; es beherrscht die Urproduktion der Mineralgewinnung, während es nur in der Natur des Ackerbaues nach wie vor noch ein erhebliches Hinderniß zur überwiegenden Bethätigung findet; es durchtränkt die verschiedenen Stadien des Produktionsprozesses.

Nach der Entstehung der kapitalhändlerischen Institute und der kapitalistischen Ausbildung der gewerblichen Produktion ist die Bildung von Ringen auch auf diesen Gebieten vor sich gegangen; und zwar haben sie in der Mehrzahl der Fälle im Geltungskreis des „Laisser-faire" zunächst ein freies Feld gefunden. In einigen indeß hat der Staat von vornherein sich

Digitized by Google

veranlaßt gesehen, dem freien Wirken der Kräfte die Feststellung von Berechtigungen und Verpflichtungen, Begünstigung oder Statuirung von Monopolen gegenüberzustellen. Hierher z. B. gehören auf dem Kapitalmarkt die Banknoten, im Verkehrswesen die Eisenbahnen und Telegraphen, im Gewerbe Versorgung mit Gas, Wasser, gewisse öffentliche Dienste.

VIII. Es erübrigt hier, auf die von den verschiedenen Schriftstellern gewählten Methoden der Eintheilung der heutigen Ringe einzugehen, die, bald unter dem Gesichtspunkt der rechtlichen Form, bald hinsichtlich der Kategorien von Gegenständen, auf die sie sich erstrecken, bald hinsichtlich der verschiedenen Phasen der wirthschaftlichen Thätigkeit des Menschen im Produktionsprozesse bald hinsichtlich des Umfangs der einigenden Maßregeln speziell durchgeführt sind. Die große Mehrzahl der Beobachter ist sich einig in der Erkenntniß, daß die Ringe heut zu Tage ständig an Bedeutung zunehmen, daß sie an Zahl, an Umfang, an Intensität der Vereinigung wachsen und daß die Möglichkeit eines unbedingten Verbotes derselben ausgeschlossen ist. Thatsachen, wie deduktive Schlußfolgerungen haben, sich gegenseitig bestätigend, zu der Erkenntniß geleitet, unter den vorhandenen Wirthschaftsformen verlange der extreme Grundsatz der freien Konkurrenz eine Unmöglichkeit. Das Stephensonsche Wort: „wo Vereinigung möglich ist, ist Konkurrenz unmöglich", enthält ein gut Theil Wahrheit; noch richtiger aber ist, daß wo die Konkurrenz unmöglich geworden, Vereinigung nöthig ist und damit ist man eben zu dem Schluß gekommen: das Prinzip der Kartelle, wie sie sich als Ergebniß eines geschichtlichen Prozesses unter bestimmten Verhältnissen in allen industrietreibenden Ländern heute herausgebildet haben, muß einen vernünftigen Kern haben. Denn überall sind sie die Kinder der Gewerbefreiheit und der Maschinenwirthschaft.

Es giebt noch solche, die sich auf gewisse ethische Prinzipien derart verpflichtet glauben, daß sie bei der Aufstellung eines Systems, wie etwa z. B. Say es that, mit Bedauern anerkennen, gewisse Thatsachenreihen ließen demselben sich nicht unterordnen, ohne hierdurch einen Zweifel an der Richtigkeit des Systems zu fassen; Persönlichkeiten, die die Vereinigungsthatsachen ignoriren möchten; ferner giebt es noch vereinzelte Anschauungen, die das laisser-faire um jeden Preis auf irgend welche bestehenden Thatsachen durchgeführt wissen möchten und somit auf wirthschaftlichem Gebiet den Kampf bis zum Ueberleben des Stärksten ungehindert

Digitized by Google

weiter gehen lassen wollen. Wem aber nicht, wie diesen, die Wirthschaftsordnung Zweck, sondern Mittel ist, der muß gegenüber den heutigen Ringen, um sie richtig beurtheilen zu können, lediglich die Frage aufstellen, ob sie einen Zweck der Wirthschaftlichkeit zu erfüllen im Stande sind, ob sie das richtigste Mittel hierzu sind, und ob dieses Mittel nicht etwa in anderen Richtungen, vor allem sozial, derart schädliche Nebenwirkungen äußert, daß seine Anwendung deshalb unter allen Umständen zu verhindern, nach einem Ersatz zu suchen ist.

IX. Der Zweck der heutigen Volkswirthschaft ist, die Bedürfnisse aller Mitglieder derselben in entsprechendster Weise zu befriedigen. Das involvirt, daß es nicht darauf ankommt, daß dieser oder jener Einzelne, oder eine Klasse, sich auf die für sie billigste Weise zu versorgen im Stande ist, vielmehr, daß die Bedürfnißbefriedigung für alle Subjekte der Volkswirthschaft in der der jeweiligen Gesammtlage entsprechend ökonomischsten Weise vollzogen wird, während gleichzeitig die Kontinuität der Versorgung gesichert bleibt. Es kann auf die Dauer nicht darauf ankommen, den Markt zu gewissen Zeiten möglichst billig mit Waaren zu versehen, sofern die Produzenten hierbei nicht eine entsprechende Entschädigung für ihre angewandte Thätigkeit erhalten, die Unternehmer keinen entsprechenden Unternehmerlohn, die Arbeiter keinen entsprechenden Arbeitslohn. Es kann nicht die Aufgabe sein, eine Produktion dauernd fortzusetzen, bei der sich die angewandten Kapitalien nicht wieder ersetzen und vermehren. Es war in früheren Zeiten bei den Händlersyndikaten eine Ursache der Vereinigung, daß in gewissen Fällen zu befürchten war, ein gleichzeitiges Auftreten vieler Käufer werde eine allzugroße Steigerung der Preise, oder gleichzeitige Versorgung eines Marktes von verschiedenen Seiten werde eine Ueberfüllung und damit Gefährdung der Resultate ihrer Operationen zur Folge haben. Heute hat sich wiederum vielfach eine ähnliche Gefahr gezeigt, und da liegt heute dieselbe Ursache für die finanziellen und industriellen Ringe vor. Mag der Markt klein oder groß sein, er wird immer Grenzen der zeitlichen und örtlichen Versorgungs- wie Aufnahmemöglichkeit erreichen, gegen deren Ueberschreitung sich die Betheiligten zu schützen suchen. Gewiß liegen oft andere, weniger berechtigte unmittelbare Gründe der Ringorganisation zu Grunde. Der Hauptgrund der Entstehung und Fortentwicklung der Gesamterscheinung ist die Gefahr der Konkurrenz unter gewissen allgemeinen Bedingungen.

Digitized by Google

Auf die finanziellen Ringe, die Konsortien zur Uebernahme von Anleihen, Gründersyndikate, Vereinigungen von Bankgruppen und dergleichen soll hier nicht näher eingegangen werden. — Betrachten wir die neue Form der gewerblichen Unternehmerverbände, die Kartelle im engeren Sinne, etwas genauer.

In der Großindustrie ist die Produktion spekulativ, und ferner hat die Einführung der Maschinenproduktion eine vielfache Zerlegung des Produktionsprozesses zur Folge gehabt. — Die Herstellungszeit eines einzelnen Gutes ist allerdings scheinbar verkürzt. An die Stelle der in vielen Richtungen verwendbaren, einzelnen Werkzeuge sind aber komplizirte, nur für einen Zweck verwendbare Maschinen, und an die Stelle der allgemein geschulten und weiter schulbaren Arbeiter zum Teil die nur für eine Richtung der Arbeitsleistung brauchbaren, mechanischen Anordnungen von Werkzeugen gesetzt. Mit anderen Worten: Der Betrieb verlangt für seine Anlage mehr Zeit und die Darbietung größerer Mengen Kapital. Einmal eingerichtet, kann er alsdann das in ihm angelegte Kapital nur in ganz beschränktem Umfange neuen Zwecken dienstbar machen. Ist somit durch die Maschine die Produktivität gesteigert, so erfordert die Zerlegung der Arbeit eine größere Mannigfaltigkeit der Produktionsprozesse, während auf der andern Seite für ein einmal eingerichtetes Unternehmen eine zunehmende Starrheit eintritt. Es kann hier Angebot und Nachfrage nicht mehr so rasch wirken, wie es etwa Adam Smith, weit mehr aber noch seine Epigonen annahmen. Vielmehr hängt die Möglichkeit, einmal angelegtes Kapital aus einem Unternehmen wieder zurückzuziehen, davon ab, daß es in einem langwierigen Liquidationsverfahren durch jene Reihe aufeinanderfolgender Produktionsprozesse. die bei der Anlage des Unternehmens vorgeschwebt haben, in natürlicher Abnutzung der Produktionsmittel wieder flüssig gemacht wird. Somit ist der Produktionsprozeß in Wahrheit oft ein sehr lange vorher begonnener und festgelegter; und das Wesen der Arbeitstheilung und Arbeitsvereinigung in der Maschinenwirthschaft, sowie die spezifischen Eigenschaften der Maschinen selbst ergeben Anforderungen neuer Art.

Dadurch eben erfährt die Produktion jene weitere Umgestaltung: sie nimmt nothwendig den spekulativen Charakter an. Wer eine Großunternehmung einrichtet, muß dabei der voraussichtlichen Nachfrage nach dem Gegenstand der beabsichtigten Produktion für eine längere Zeit eventuell für Jahre im Auge haben. Bei der fortgesetzten

Digitized by Google

Arbeitstheilung erhält die Produktion von Produktionsmitteln, von Produktionsmitteln für Produktionsmittel, u. s. w. ad infinitum, eine immer größere Wichtigkeit, die erforderliche Spekulation fortgesetzt komplizirtere Voraussetzungen. Die Herstellung eines Stückes Tuch in der Weberei kann sich heute vielleicht in eben so vielen Stunden, als früher Wochen bewerkstelligen lassen. Zieht man den ganzen Herstellungsprozeß der hierzu erforderlichen Produktionsmittel in Betracht, so ist derselbe thatsächlich ein unendlich langwieriger geworden: Und die Starrheit welche im Maschinenproduktionsprozeß in den verschiedenen Phasen vorhanden ist erheischt die Innehaltung gewisser mathematischer Verhältnisse in diesen; d. h. um so und so viel Produkte liefern zu können, müssen bestimmte Mengen von Vorprodukten erzeugt worden sein u. s. f. Soll wirthschaftlich zweckmäßig produzirt werden, so müssen in den verschiedenen Phasen ganz bestimmte Kapitalien arbeiten.

Indem nun das System der freien Konkurrenz galt, war jeder Kapitalist in der Lage, einen anscheinend zur Zeit gewinnbringenden Geschäftszweig zu betreiben. Trotz der Vergrößerung des Marktes wurde zunächst durch die verbesserten Kommunikationsmittel die Uebersichtlichkeit erleichtert. Da Jeder aber individuell dastand, gelangten häufig gleichzeitig eine Reihe von Beobachtern zu dem gleichen Schluß, die Anlage eines bestimmten Unternehmens werde sich rentiren. Hatten sie nun alle ihr Vorhaben ausgeführt und dabei womöglich durch ihre starke Nachfrage noch eine Vergrößerung der Betriebe zur Erzeugung von Vorproduktionsmitteln verursacht, bezw. in einzelnen Phasen der Vorproduktion ganz ungleiche Mengen von Kapitalien angelegt, so fragte es sich, ob für die nunmehr ungeahnt gesteigerte Mehrproduktion und Arbeitskapazität der Unternehmen eine entsprechende Aufnahmefähigkeit des Marktes ausfindig zu machen sei, sowie, ob nicht das Gleichgewicht in den einzelnen Zweigen selbst gestört sei. — Es folgte nach dem Aufschwung die latente Krisis, die sich der landläufigen Auffassung als Ueberproduktion bezw. als Unterkonsumtion darstellte, in Wirklichkeit eine zeitlich oder sachlich unrichtige Eintheilung und Einrichtung der volkswirthschaftlichen Produktion bedeutete. Eine verfehlte Produktion von Gütern und Produktionsmitteln entstand und gefährdete nicht nur die augenblickliche, sondern auch die zukünftige Lage der Produzenten: den Ertrag der volkswirthschaftlichen Produktion.

Für das einzelne Unternehmen ergab dann eine zeitweilige Erhöhung und damit Verbilligung der Produktion zeitweilige Vor-

Digitized by Google

theile, für die Gesammtheit verschlimmerten gerade diese Palliative den Krankheitszustand. — Im Kampf der Unternehmungen mit einander siegte häufig nicht der moralisch Tüchtigste, sondern der Skrupelloseste, und ein Einzelunternehmen, das einmal zu Boden geschleudert war, wurde von einem neuen Erwerber, der es um ein Billiges erstanden hatte, alsbald unter günstigeren privatwirthschaftlichen Bedingungen wieder in den Kampf hineingeführt.

Je nachdem man alsbald in diesem oder jenem Zweig sich dem Punkte näherte, wo eine größere Anzahl von Betrieben mit großem fixen Kapital über eine Produktionskapazität verfügte, die das voraussichtliche Aufnahmevermögen des Marktes erheblich überschritt, während man sich von der Gefährlichkeit oder gar Aussichtslosigkeit eines Kampfes überzeugen mußte, schritt man zu Vereinigungen ringartigen Charakters. Diese erstreckten sich von allgemeinen Abmachungen über Verkaufsbedingungen auf Preisvereinigungen, auf eine Regelung der Produktion quantitativ und zeitlich hinsichtlich der Fabrikationsvertheilung, lokal hinsichtlich der Theilung des Versorgungsgebietes, schließlich auf die ganze oder theilweise Auftheilung der geschäftlichen Erträge unter die Kartellirten: man gelangte von allgemeinen zu qualifizirteren Abmachungen, zur Einsetzung eigener Organe für die Ausübung bezw. den Vollzug gemeinsamer Funktionen. Häufig hatte eine schließliche Amalgamation der gesammten Unternehmungen den Uebergang vom Ring zum Quasi-Monopol als Endergebniß. — Es wäre interessant im Einzelnen zu zeigen, wie diese Kartellirungen und Amalgamationen diese zentripetale Organisation der volkswirthschaftlichen Unternehmungen in den verschiedenen Ländern eine verschiedene Tendenz und ein ungleiches Tempo in den beiden Parallelrichtungen der Vereinigungen der Finanz- und derjenigen der Industrieunternehmungen verfolgen. In Deutschland z. B. finden wir auf dem Gebiet des Finanzapparats eine stramme, rasch zunehmende zentralisirende Bewegung. Die Reichsbank und eine Reihe anderer Banken mit ihren zahllosen rasch sich mehrenden Filialen und Gruppen von Hintermännern, die schnell den finanziellen Theil des Geschäftslebens in wenige Ringe bezw. Riesenunternehmen hinein aufsaugen, sehen neben sich eine große Anzahl nicht allzu straffer Kartelle. 1891 soll es deren 153, 1897 196 gegeben haben, Liefmann kennt 230—250, die von 345 seit den sechsziger Jahren entstandenen 1897 noch bestehen. In Amerika umgekehrt, haben wir eine Desorganisation des Bankwesens, wilde Konkurrenz und

Digitized by Google

Kämpfe der Finanzgruppen, dagegen eine unendlich straffere Organisation, ein ungleich schnelleres Fortschreiten der Organisation oft bis zur völligen Amalgamation in einer Reihe der wichtigsten Großgewerbe. Ich kenne hier mehr als zwei Dutzend einheitlicher Riesenunternehmen für einen ganzen Zweig. Das sind Unterschiede in den Erscheinungen, die nicht ohne ursächlichen Zusammenhang sein dürften.

X. Privatwirthschaftlich hat der Ring für die Mitglieder hier wie dort erhebliche Erfolge zu verzeichnen. Und volkswirthschaftlich? Daß die Beseitigung der Konkurrenz unter allen Umständen ein Uebel ist, kann nach dem Gesagten nicht behauptet werden.

Bei allen ringartigen Gebilden hat man aber zwischen zwei Formen zu unterscheiden, welche sich äußerlich derselben Mittel bedienen und bis zu einem gewissen Grad auch anscheinend dieselben Zwecke verfolgen: Spekulantenringe und Unternehmerringe. Ein jedes Werkzeug kann in der Hand verschiedener Handhaber entgegengesetzten Zwecken dienstbar gemacht werden, der Heilung und der Tödtung, dem Aufbau und der Zerstörung. So auch die Ringe. Von gewissenlosen Spekulanten ins Leben gerufen, haben neuerdings z. B. die bekannten Kaffeeschwänze in Hamburg, die Getreide- und Fleischcorners in Chicago, der Theering in London, das berühmte Kupfersyndikat in Paris und selbst große zentralisirte Riesenunternehmungen, wie der Bindfadentrust in New-York, der Stärketrust in Chicago kläglichen Schiffbruch gelitten, ungeheures Unheil gestiftet. Dabei waren das Entscheidende die Mittel die angewandt und der Zweck, der jeweils bei dem Unternehmen verfolgt oder im Verlauf desselben zur Geltung gebracht wurde; nicht dagegen kam es wie behauptet ist, etwa allein auf die Thatsache an, ob die Ringveranstalter an dem betreffenden Gewerbe, in dem dieser ins Leben gerufen wurde, beruflich interessirt waren. An sich ist natürlich in erster Linie nur der Ring etwas Normales, der von den Angehörigen des einschlägigen Gewerbes gebildet wird. Es giebt indes Beispiele, daß Finanzleute einen nützlichen Ring in gewissen Industrien mitstützten, wie das bekannte Seidensyndikat von Turin. Der Kaffeering üblen Angedenkens umgekehrt wurde von Kaffeehändlern geführt.

Auch ist die Annahme unrichtig, daß der spekulative Ring unter allen Umständen etwas Unangemessenes sei. Nicht nur an der Fondsbörse, auch an der Waarenbörse, nicht nur im Terminhandel, auch im normalen Umsatzgeschäft bilden sich fortwährend Ringe auf kurze Zeit mit legitimem Zweck. Z. B. thun sich im

Digitized by Google

Hamburger Salpetermarkt, sowie die Zufuhren allzu groß werden, die Händler zusammen, kaufen das Gesammtangebot auf, um es allmählich wieder abzusetzen. Ein machtvolles Syndikat des Minenkönigs Colonel North hielt mehrere Jahre den Kamphermarkt unter seiner Kontrole, beutete aber nur gelegentlich diese Macht durch allzu hohe Anforderungen aus. (Eine eigenthümliche Nebenerscheinung war hierbei übrigens der Zusammenbruch des vorher bestehenden Kampherfabrikationskartelles auf dem Kontinent). Die Spekulation an sich ist heute nothwendig und legitim. Im Einzelfall aber ist ihr gegenüber zu fragen, ob sie auch volkswirthschaftliche Zwecke mit verfolgt oder mit erfüllt, ob die Mittel verständig und mäßig, oder ob sie unverständig oder unmäßig angewandt sind.

Das Ziel, Regelung der Versorgung und Erzielung eines Kapitalgewinnes, das die Ringe im Auge haben, hat eben einen doppelten Charakter. Da in Wahrheit durchaus nicht zu allen Zeiten und unter allen Umständen die Interessen der Gesammtheit und des Individuums oder einer Gruppe von Individuen als identisch anzusehen sind, so kann auf diesen beiden Gebieten die Wirkung eine sehr verschiedenartige sein.

Hinsichtlich der Versorgung können Unterschiede bestehen, insofern z. B. ein Ring das Interesse haben mag, ganz gewaltige Mengen von wenig erwünschten Gegenständen abzusetzen; wie etwa eine Versorgung des Marktes mit ungeheuren Mengen minderwerthiger Waaren, oder moralisch oder gesundheitlich schädlichen Dingen, wie billigen und schlechten Alkoholicis; oder die Produktion kann unter Bedingungen geführt werden, die die Arbeiter schädigen, wie niedrige Löhne, ungünstige Arbeitsbedingungen, während die dadurch ermöglichte billige Herstellung dem Produkt einen großen Absatz und daher den Ringen hohe Kapitalgewinne sichert. In schutzzollabgeschlossenen Wirthschaften kann der Binnenlandespreis durch Versorgungsbeschränkung hoch gehalten, erhebliche Mengen billigen Materiales dagegen nach dem Ausland verkauft werden. Diese Maßregel kann unter Umständen indes für einzelne Großbetriebe oder Ringe nothwendig sein, und angesichts der wirthschaftlichen Lage auch nicht unter allen Umständen volkswirthschaftlich als ein absolutes Uebel gelten, da hierdurch die Kontinuität der Unternehmungen, d. i. nationales Kapital in schlechten Zeiten, erhalten werden kann, und den Arbeitern Beschäftigung gesichert bleibt. — Es kann das Interesse des Ringes an der Versorgung umgekehrt insofern vom Gesammtinteresse abweichen, als er unter

Digitized by Google

gewissen Umständen von der Einschränkung der Versorgung durch Erzielung höherer Profite Vortheil erwartet. Das hierauf bezügliche Preisgesetz hat gerade die erheblichsten Wirkungen bei den Gütern des primären Lebensbedarfes und der Massenkonsumtion, wo eine unverhältnißmäßige Preissteigerung gegenüber den Versorgungseinschränkungen innerhalb gewisser Grenzen stattfindet.

Das sind einige der auf die Versorgung bezüglichen Gesichtspunkte. —

Hinsichtlich der erzielten Profite ist zu beachten, in welcher Weise sie gemacht werden, ob sie Hand in Hand gehen mit einer besseren Anordnung und Vertheilung der Produktion, mit einer Erleichterung und Regelung der Versorgung, mit einer Hebung der Stellung und Lebensbedingungen der in der Produktion beschäftigten Arbeiter, oder ob die Macht von den Ringmitgliedern lediglich im eigenen Interesse verwendet wird. Eine jede Zeit konstruirt sich einen Begriff des legitimen Kapitalprofites sowohl hinsichtlich der Art, wie er gewonnen wird, als hinsichtlich der Höhe; und hier kommt dann im Einzelfall in Frage, inwieweit der Ring diesen Anschauungen in seiner Wirkung entspricht.

XI. Der Charakter des Ringes endlich, sein vertragsmäßig begrenzter Wirkungskreis, ergiebt aber von vornherein, daß er nur innerhalb gewisser Grenzen wirthschaftliche Aufgaben zu erfüllen vermag. Nur auf dem Felde seiner lokal und zeitlich begrenzten und definirten Wirksamkeit kann er Funktionen ausüben, nur innerhalb des Gefüges der gesammten Wirthschaftsordnung einen bestimmten Platz einnehmen. Seine Macht zum Guten und zum Bösen ist begrenzt. Von der Erfüllung weitergehender Aufgaben ist er als solcher ausgeschlossen. Weder kann der einzelne Ring, noch eine Gruppe von Ringen eine umfangreiche Wirksamkeit hinsichtlich der Regelung und Ordnung der gesammten Volkswirthschaft ausüben; nicht kann sich seine Wirksamkeit auf die technische Verbilligung und Verbesserung der Produktion in weiterem Umfange erstrecken, nicht ist von ihm eine erhebliche und entschiedene Wirksamkeit in der sozialen Arbeiterfrage zu erwarten. Vielmehr würden dieses alles Postulate sein, die sein Wesen verkennen. Allerdings vermag und wird er in der Verfolgung seiner eigentlichen Ziele überall hier eine gewisse wohlthätige Wirkung implicite ausüben, die von seinen Verehrern als integrirender Bestandtheil seines Wesens alsdann reklamirt wird.

Auf dem Gebiete der zweckmäßigsten Anordnung der Produktion genießt das konzentrirte Riesenunternehmen technisch erhebliche Vor-

Digitized by Google

theile; z. B. kann es die Produktion lokal am wirksamsten vereinigen, nur in den besteingerichteten Fabriken produziren, Verbesserungen allgemein durchführen und dergleichen, während die niedrigeren Formen des Ringes hier Kompromisse schließen müssen, allerdings in gewissen Fällen bereits höhere Kartelle gleichfalls zur Schließung von einzelnen Unternehmern gegen Zahlung von Abstandsgeldern, gelangt sind.

Auf dem Gebiet der Arbeiterfrage reklamiren die Kartelle eine Identität der Interessen mit denjenigen der Arbeiter; diese ist nun allerdings wohl erheblicher, als Pohle in den Preußischen Jahrbüchern zugegeben hat, die Macht ist auch selbst in Amerika nicht wesentlich mißbraucht worden. Immerhin erhöhen die Kartelle die Macht der Unternehmer erheblich und setzen unter Umständen selbst die organisirten Arbeiter, durch die zu Gebote stehende Kapitalmacht in den Nachtheil, wie sich für das Schifffahrtskartell beim Hamburger Strike nachweisen ließ. Es ist nicht zu erwarten, daß sie die endgültige Lösung der sozialen Schwierigkeiten bieten dürften wie man sich dies von gewisser Seite ursprünglich von den Arbeiterorganisationen, als man sich darin getäuscht sah, aber von einem Neben- und Miteinanderarbeiten der Unternehmer- und Arbeiterorganisationen sicher versprach.

Ueberhaupt triumphirt der Ring nicht immer über die Einzelunternehmungen. In einigen Zweigen sind die Großbetriebe Mitglieder einer großen Anzahl von verschiedenen Ringen, so in der chemischen Industrie, und in den Metall- und Erzgewerben. Das arbeitsvereinigende Großunternehmen überragt hier die Ringe. Andrerseits sind die neuerdings rasch zunehmenden sogenannten Arbeitgeberverbände, Vereinigungen von Produzenten verschiedenster Zweige mit wesentlich abweichenden Zielen.

Die Ringe, die Kartelle können hinsichtlich der Stabilisirung der Volkswirthschaft nur beschränkt wirksam sein, selbst sofern sie dieses wollen, und nicht lediglich privatkapitalistische Gesichtspunkte in den Vordergrund stellen, für die einerseits unter Umständen ein erhebliches Schwanken in den Preis- und Produktionsbewegungen Quelle des Vortheils sein kann, andererseits die Differenz zwischen Herstellungs- und Verkaufspreis in jedem Augenblick die maßgebende Rolle spielt. Auch wo keine Erhöhung der Verkaufspreise eintritt, kann ein Druck auf die Einkaufspreise des Rohmateriales, auf die Gestellungskosten des Produktionsprozesses den für sie erwünschten, für die Volkswirthschaft aber einen unerwünschten Erfolg erzielen.

Digitized by Google

Immerhin kommen nach der Richtung bei der fortschreitenden Bildung von Ringen einzelne der Schwierigkeiten wieder in Wegfall. Verkaufsgenossenschaften der Urproduzenten, und andererseits genossenschaftlicher Zusammenschluß der Konsumenten können den Kartellbildungen in den Zwischenstadien erfolgreich die Spitze bieten. In gewissen Zweigen, wie z. B. der Sprengstofffabrikation, haben sich bereits unentwirrbare Rattenkönige von Ringen durch alle Phasen der Produktion hindurch angebahnt, die sich untereinander theils die Stange halten, theils durch weitere Amalgamirungen und Kartellirungen wieder nach außen hin vereinigen. Doch ist für eine nahe Zukunft eine vollkommene Durchführung solcher Organisationsbildung nicht wahrscheinlich. Sowohl in einzelnen Zweigen der Urproduktion — namentlich in der Landwirthschaft, wie andrerseits in der Konsumtion bestehen erhebliche Hindernisse einer gleichmäßig mitfortschreitenden Entwickelung. Daher ist die Annahme naheliegend, die Weiterbildung des Kartellwesens werde in nächster Zeit eine fortschreitende Ungleichheit der Vertheilung wirthschaftlicher Macht im Gefolge haben. Nur die vollkommene Ausbildung einer genossenschaftlichen Organisirung von Angebot und Nachfrage in allen Phasen des Güterversorgungsprozesses könnte aber eine Stabilisirung im Gleichgewicht in Wahrheit zur Folge haben.

So ergiebt sich, inwieweit eins der beiden neuerdings von Neurath vorgeschlagenen Hilfsmittel zur Beseitigung von Krisen wirklich Erfolg haben könnte: allgemeiner Ersatz der festen Schulden durch Dividendenantheil an den Unternehmen und Kartellbildung. Ohne eine allumfassende Organisation kann die letztere keinenfalls angesichts der heutigen Produktionstechnik durchgreifend wirken.

XII. Jene Ungleichheit der Macht wäre aber eines der mit der Kartellbewegung verbundenen Uebel unter dem heute noch vorherrschenden Regime des laisser-faire, indem einer gewissen Klasse von Produzenten eine erhebliche Macht überwiesen würde, ohne daß sie zunächst eine entsprechende Verantwortlichkeit besäße. Sie vermögen ihre Profite zu Ungunsten der unorganisirten wirthschaftlichen Gegenkontrahenten erheblich zu erhöhen, indem sie sowohl die Produktion wie die Versorgung innerhalb gewisser Grenzen nach ihrem Gutdünken reguliren; ein Gutdünken, das freilich solange sie nicht gesetzlich privilegirt sind, sowohl durch die Gefahr einer aufkommenden Konkurrenz, als eines Verlustes von Kundschaft, einer Einschränkung der Produktion von Rohmaterialien

Digitized by Google

und der Konsumtion der Produkte, einer Erschütterung der gesicherten Position der Unternehmungen, begrenzt wird.

Die Versuche eines übermäßigen Ausbeutens der Situation in den Corners und Kartellen, Trusts und selbst Riesenamalgamationen haben fast stets für den Urheber in den letzten Jahren unheilvoll geendet. Nur wer sich als Meister der Beschränkung erwies, blieb erfolgreich.

Immerhin erhöht der Ring die Macht zum Profitmachen auf Kosten der übrigen Welt, wobei durchaus nicht gesagt sein soll, daß jede Ausnutzung einer wirthschaftlichen Macht, apriori eine Ungerechtigkeit involvirt. Auch scheint es nicht uneingeschränkt richtig, mit Bücher und Pohle folgern zu wollen, daß der Unternehmergewinn im Ring etwas weniger Berechtigtes wäre, als in dem mit größerer Verantwortlichkeit und Risiko arbeitenden Einzelunternehmen. Wenn auch im Ring gewisse Gefahren des Verlustes vermindert werden, aber nur gewisse, so erfordert derselbe auf der andern Seite ein ungleich größeres Talent an Organisation, Voraussicht und Unternehmerfähigkeit, welchem eine entsprechende Entschädigung für seine soziale Wirksamkeit zukommt. Kommt es zu einem faktischen Monopol so kann allerdings die Frage vom steuerpolitischen Standpunkt von Interesse werden.

XIII. Hier berührt sich die Frage der Kartelle übrigens mit der anderen der zunehmenden Unpersönlichkeit des Unternehmens, d. h. des vollkommenen Ueberganges derselben in Gebilde des Credit Mobilier; dies kommt jedoch hier in diesem Zusammenhang nur indirekt in Betracht. Es ist keine Frage die mit dem Kern des Ringproblems, sondern eine solche, die mit dem Aktienproblem zusammenhängt. Naturgemäß ist das Riesenunternehmen des Ringes angesichts der erforderlichen Kapitalmenge dem Einzelunternehmer noch ferner gerückt, als etwa die heutige Großunternehmung, aber das einschlägige Problem liegt doch auf einem andern Feld.

Vom Standpunkt des Kapitalismus angesehen, genießt der Ring den Vorzug, eine gesichertere Anlage zu bieten, und die neueren amerikanischen Untersuchungen haben dementsprechend die wohlerklärliche Thatsache ergeben, daß die Verwandlung der Einzelunternehmungen in Trusts eine erhebliche Vergrößerung des Kreises der finanziellen Interessenten an demselben, d. h. eine Verbreitung des marktfähigeren Aktienmateriales in weitere Klassen zur Folge gehabt hat. — Bis zu einem gewissen Grade ist durch das Wesen des Rings die Anschauung begründet, der Profit stelle sich als ein

Digitized by Google

Uebergang vom Unternehmergewinn zur Rente dar. Da ist es interessant zu sehen, wie hier ein gleicher Vorgang bei der neuen Klasse von „Staatsaktien“, den Industrietiteln, sich vollzieht, der mit Zunahme der Rentenbildung sich seiner Zeit bei der ersten Klasse der Möser-Listschen „Staatsaktien“, dem Grundbesitz vollzogen hatte: Uebergang vom Großbesitz zum Kleinbesitz, Heranziehung weiterer Klassen zum Genuß der Erträge.

XIV. Die letzte Frage bleibt bei den Ringen auf alle Fälle das Bedenken des ungeheuren Machtzuwachses nach allen Seiten, die Stärkung der Staaten im Staate.

Soweit man der Bewegung nun nicht grundsätzlich ablehnend oder gleichgiltig gegenüber gestanden hat, haben sich die neueren Vorschläge im Wesentlichen dahin präzisirt, diesem Machtzuwachs einen Zügel anlegen zu wollen; in zweiter Linie ist die Regelung der Profite ins Auge gefaßt. Man hat das Gefühl, einer Bewegung gegenüber zu stehen, deren Ergebnisse noch zu sehr im Werden sind, als daß sie bereits einer umfangreichen gesetzlichen Regelung das Wort redeten. Die bisherigen Maßregeln Amerikas sind durchweg ein Schlag ins Wasser gewesen. Neuerdings haben zwei Staaten sich dem Problem in vorsichtiger Weise genähert.

Kanada, indem es für die kartellirten Gewerbe die Schutzzölle aufgeben will. Es dürfte hiervon kaum eine Beseitigung der Ringe erwarten. Auch ist dazu zu bemerken, daß deutsche, französische und amerikanische Erfahrungen gezeigt haben dürften, daß, wo und insofern eine Schutzzollpolitik als richtig anerkannt wird, die Kartellirung gerade das nothwendige Korrelat gewährt, um den unter Umständen der äußeren Konkurrenz an Gefährlichkeit nicht nachstehenden inneren, ruinösen Wettbewerb zu regeln. Eine Aufhebung des Zolls würde, wenn die Betheiligten den Ring für nöthig ansehen, die Beschleunigung der Bildung internationaler Kartelle zur Folge haben, deren es bereits heute nach Liefmann allein vierzig giebt, die Deutschland mit umfassen.

Die österreichische Gesetzgebung zweitens schickt sich an, einen weitergehenden Schritt zu thun; sie will die Kartelle nicht schematisch, sondern sachlich behandeln. Sie erkennt die Berechtigung derselben unter Umständen an, und will sie demgemäß anerkennen, aber durch ein Aufsichts- und Strafenrecht, durch Eintragung in ein Register, Vetorecht gegenüber gewissen Beschlüssen und Einblick der Oeffentlichkeit eine mäßige Kontrole ausüben. Zunächst sollen einzelne leicht erfaßbare Kartelle getroffen werden, bei denen der

Digitized by Google

Steuerfiskus eine Kontrolmöglichkeit besitzt. Das Gesetz, wie es im zweiten Entwurfe vorliegt, scheint noch nicht völlig durchgereift zu sein. Es dürfte bestenfalls einen Theil des Kerns der zukünftigen Lösung in sich tragen. —

XV. Eine genauere Beschäftigung mit dem Problem in seinem ganzen Umfang, grundsätzlich und im Einzelnen scheint mir folgendes Urtheil zu rechtfertigen:

Die Ringe in allen Phasen des Güterproduktionsprozesses unserer heutigen Wirthschaft können unter Umständen berechtigte, nützliche und nöthige Veranstaltungen sein. Sie sind mit Genugthuung zu begrüßen, indem sie Zeugniß ablegen für die erfinderische Kraft des menschlichen Geistes, instinktiv den neuen Erscheinungen durch Regelung und Ordnung die beste Seite abzugewinnen. Sie sind speziell in Deutschland in erfreulichem Maße der Bethätigung schöpferisch wirthschaftlicher Fähigkeiten zur Grundlage geworden, und haben, wie die Großunternehmungen überhaupt, dazu beigetragen, das Interesse tüchtiger Kräfte in weiterem Umfange dem Wirthschaftsleben zuzuführen, als in der Vergangenheit zum Nachtheile der öffentlichen Wohlfahrt der Fall gewesen.

Sie schließen andererseits Gefahren in sich und haben bisweilen Gefahren hervorgerufen und gedroht, welche der Beobachtung, der Vorsorge und der Vorkehrung bedürfen. Bei der Prüfung dieser Gefahren ist wohl zu untersuchen, ob sie thatsächlich mit den Ringen zusammenhängen, oder nur in diesen als Theile der großen Frage der technischen und kapitalistischen Produktionsanordnung überhaupt sich äußern.

Die Bewegung selbst ist eine Analogie zu Vorgängen in früheren Zeiten unter gewissen Verhältnissen ähnlicher Art; in ihrer modernen Form ist sie heute noch nicht auf einem Standpunkt angekommen, auf dem man ihr mit allzu weitgehenden gesetzlichen Maßnahmen nahetreten könnte. Wenn sie aber einen solchen erreicht hat, so müßte die Aufgabe der Gesetzgebung sein, ihre Uebel zu bekämpfen, das Gute zu erhalten und weiter zu entwickeln, nicht indem sie Verbote oder eine weitgehende Verstaatlichung anbahnt, sondern indem sie mit Vorsicht die richtige Grenze zwischen der Wahrung des allgemeinen Interesses und der Sicherung und der Erleichterung der individuellen Fortentwickelung der einzelnen Klassen und Gruppen im Auge hat. Bei einer solchen Regelung kommt es nicht weniger auf Mittel der Moral als auf solche der Gesetzgebung an. Wenn man die unberechtigten Ringe bekämpft, den

Digitized by Google

berechtigten Gelegenheit giebt, ihren Weg auf den beiden Bahnen des Großbetriebes und des, wie die Amerikaner es nennen, Korporationsproblems weiter zu suchen, so ist die Direktive in einer Richtung zu suchen, jenem Ziele zu, an welchem wir in näherer Zukunft eine wirthschaftliche Integration wieder durchgeführt zu erblicken hoffen müssen; der Wiedervereinigung von Kapital und Arbeit in einheitlichen berufsgenossenschaftlichen Organisationen, anstatt solcher der Unternehmer und Arbeiter getrennt. In diesem Sinne liegt auch in den Ringen ein Schritt zur Lösung der sozialen Frage in ihrer heutigen Form, der Frage nach der Form einer Reorganisation unserer nationalen Volkswirthschaft.

Die Anzeichen, daß eine solche eintreten wird und muß, ergeben sich nicht nur aus der historischen Betrachtung der bisherigen Entwicklung, und noch weniger sind sie etwa nur Spiegelbilder ethischer Idealvorstellungen, oder subjektive Wünsche. Sie beruhen nicht nur in der Menschennatur und dem Wesen der Gesellschaft, vielmehr auch in allererster Linie in der Technik der heutigen Produktionsordnung. Das Studium der Technik und ihrer Philosophie leitet uns hier in neue Bahnen der Erkenntniß. Friedrich Kapp hat gezeigt, wie der Mensch seine Organe unbewußt in die Welt der Technik projizirt und wie hieraus die Produktionsmittel der Gegenwart entstehen. Weitere Betrachtungen lehren uns dann, wie diese Produktionsmittel ihre eigenen Daseinsbedingungen mitbringen, die aus der Natur ihres Materials, ihres Baues und ihrer Aufgaben entspringen. Es liegt auf der Hand, daß sie rückwirkend einen Einfluß auf die Gesellschaft, die sie benützt, ausüben müssen und auf deren Produktionsanordnungen. —

Es wäre dankbar, im Einzelnen auszuführen, wie der technische Fortschritt, der auf dem Uebergang vom „Kraftschluß“ zur „Zwangsläufigkeit“ in der Maschinentechnik beruht, im Wirthschaftsleben eine Parallele im Uebergang vom freien Wirken der Kräfte zur bewußten Ordnung und Gruppirung haben muß. Ferner wie die verschiedenartigen Transmissionen u. s. w. mehr und mehr in vereinfachte und vereinheitlichte Anordnung überführt werden — alles Erwägungen, die sich aus dem Studium der Werke eines Reuleaux, Rühlmann, Bourdeau unweigerlich ergeben.

Ich möchte aber nur einen Gesichtspunkt noch hervorheben: Für die Aufspeicherung von latenter Kraft zu zukünftiger beliebiger Verwendung hat Reuleaux das Wort „Haltung“ eingeführt. Die Maschine ist eine solche „Haltung“ von aufgespeicherter

Digitized by Google

Arbeitskraft, das Fabrikunternehmen in erweitertem Umfange gleichfalls. Das heutige Aktienwesen, der Credit mobilier, das Großkapital ist als eine entsprechende „Haltung" auf dem Felde des Eigenthumsrechts anzusehen, welche Jene zu balanziren sucht. Das „Kartell" aber ist das Staubecken „die Haltung", in der die Kapitalisten die Erträge der Maschinenproduktion auffammeln, um sie in der geeigneten Form der Kraftvertheilung wieder herauszunehmen, statt sie im Strom der freien Konkurrenz fortfluthen zu lassen. Es „hält" die Kräfte der freien Konkurrenz und nimmt ihnen die zerstörenden Wirkungen.

Digitized by Google

Russische Zensurverhältnisse.

Von

G. M. Libanoff.

Unter den Krankheiten, mit denen die russischen Regierungskreise behaftet sind, ist eine besonders stark und hartnäckig. Es ist die alte Lichtscheu der Regierung, die die Zustände im Lande und ihre Maßnahmen vor den Augen der Gesellschaft mit einem dichten Schleier der Finsterniß verhüllt. Eine öffentliche Meinung darf es nach Ansicht der Regierung in Rußland nicht geben. Ihr naturgemäßes Organ, die russische legale Presse, befindet sich in einer Lage, die dem Zustand einer vollständigen Rechtlosigkeit sehr nahe kommt. Eine ganze Reihe bedeutsamer Themata sowohl auf dem Gebiet der theoretischen Fragen wie des praktischen Lebens darf von ihr gar nicht berührt werden, und eine Reihe anderer Themata darf sie nur unter der Bedingung behandeln, daß keine Meinungen zum Ausdruck gebracht werden, die den Stempel der politischen Anrüchigkeit tragen — daher muß sie stets auf der Hut sein und sich der größten Vorsicht befleißigen. Ueber das in diesem Sinne gute Betragen der Presse wacht das nimmer ruhende Auge der uniformirten Zensoren und der freiwilligen Beobachter in Zivil, vor deren gefährlicher Aufmerksamkeit selbst die Sprache Aesops schlecht schützt, die sich die Journalisten und Schriftsteller in Rußland zu eigen gemacht haben; die Presse ist zu dieser Sprache, zu einer Aneinanderreihung von Räthseln gezwungen worden, die den Uneingeweihten wenig verständlich sind:

Aber wenn auch die russische Regierung einen so großen Gefallen daran findet, im Dunkeln, unter der ausschließlichen Begleitung von Lobeshymnen zu handeln, so erheischen die Interessen der Gesellschaft doch das direkte Gegentheil. Die Gesellschaft muß wissen, was in

Digitized by Google

diesem geheimnißvollen Dunkel, das durch die Bemühungen der Minister geschaffen ist, vor sich geht; es ist für Alle nützlich, auch jene Punkte zu fixiren, um die sich das Dunkel am meisten verdichtet, jene Fragen, um die durch die Bemühungen der Regierung eine so außerordentliche Ruhe hergestellt wird. Treu ihrer allgemeinen Politik, tritt auch hier die Regierung sozusagen wie der Dieb in der Nacht auf, indem sie in aller Stille mittelst geheimer Maßnahmen die öffentliche Besprechung dieser und jener Angelegenheit unmöglich macht, oder indem sie sie in eine künstliche oder einseitige Beleuchtung rückt. Die russische Gesellschaft kennt nur die Resultate dieser Maßnahmen. Sie sieht, wie die durch das Leben in den Vordergrund gerückten Fragen hartnäckig verschwiegen werden oder aber eine völlig einseitige Besprechung in der Presse erfahren; sie beobachtet, wie die einen Preßorgane untergehen, die andern von Strafen überhäuft werden und die dritten, wie von Bleichsucht betroffen, sich elend dahinschleppen; aber die wahren Ursachen von Alledem bleiben für sie in den meisten Fällen ein Geheimniß.

Es verlohnt sich, diese Geheimnisse zu entschleiern. Wenn sie bekannt sind, wenn wir wissen, welch starker Druck auf die Presse und auf ihre Richtung ausgeübt wird, so wird es möglich, einige für die gegenwärtige russische Regierung charakteristische Züge zu kennzeichnen. Von diesem Bestreben geleitet, werden wir uns die Mühe geben, zu zeigen, worüber die russische Literatur in den letzten siebzehn Jahren — wir beginnen mit dem Jahr 1881 — schweigen mußte.

Seit jener Zeit hat die reaktionäre Strömung keine Unterbrechung auf längere Zeit erfahren, und auch die neue Regierung hat in dieser Hinsicht keine Neuerung gebracht. Nikolaus II., ein ehrerbietiger Sohn, führt bezüglich der Presse, wie auch auf allen andern Gebieten nur die Sache seines ihm unvergeßlichen Vaters weiter. In dem Verhalten der russischen Regierung gegenüber der Presse bilden somit alle diese siebzehn Jahre eine einheitliche Periode, die von einer Idee beherrscht wird. Diese Idee wollen wir uns nunmehr hier näher ansehen. Selbstverständlich können wir uns nur bei den wichtigsten Thatsachen aufhalten, und nur bei Betrachtung der gegenwärtigen Verhältnisse werden unsere Hinweise einen detaillirten Charakter annehmen.

Der Druck auf die Presse wird, wie gesagt, mittelst geheimer Maßnahmen ausgeübt. Wir müssen hinzufügen, daß die

Digitized by Google

russische Gesetzgebung Bestimmungen über diese Maßnahmen enthält. Der § 140 des Gesetzes über die Zensur und die Presse besagt: „Wenn aus Erwägungen der Regierung eine Veröffentlichung oder eine Besprechung irgend einer Angelegenheit von Staatsbedeutung in der Presse im Verlauf einiger Zeit für unangebracht befunden wird, so werden die Redakteure der Preßorgane, die keiner Präventivzensur unterworfen sind, auf Grund einer Verfügung des Ministers des Innern von der Oberverwaltung in Preßangelegenheiten davon benachrichtigt." Die Paragraphen 154—156 geben dem Minister des Innern das Recht, nach seinem persönlichen Gutdünken der Zensur unterworfene periodische Preßorgane für ihre schädliche Richtung auf acht Monate zu unterdrücken und das Abdrucken von Betrachtungen über die Unvollkommenheit der russischen Gesetzgebung, Verwaltung und Justiz auf immer zu verbieten. Preßorgane, die der Zensur nicht unterworfen sind, können für Nichterfüllung der ihnen auf Grund des § 140 zugegangenen Vorschriften auf drei Monate unterdrückt, und den periodischen Preßorganen kann für die Dauer von zwei bis acht Jahren das Recht entzogen werden, Anzeigen zu drucken. In Preßorganen, die der Zensur unterworfen sind, bedecken die Zensoren Alles das mit Druckerschwärze, was auf Grund ihrer eigenen Erwägungen sowie der der Regierung sich für die Veröffentlichung nicht eignet. Bücher von weniger als zehn Druckbogen unterliegen der Präventivzensur und sind folglich derselben Willkür des Zensors, der mit geheimen Instruktionen versehen ist, unterworfen. In Folge dessen ist in Rußland eine Broschürenliteratur über die Fragen des öffentlichen Lebens ganz unmöglich. Bücher endlich von zehn oder mehr Druckbogen, die in den beiden Hauptstädten erscheinen, unterliegen zwar vor ihrer Drucklegung keiner Präventivzensur, müssen jedoch vor ihrem Erscheinen auf dem Büchermarkt von der Zensur durchgesehen und können von ihr konfiszirt werden, so daß auch in diesen Fällen den „unpassenden Nachrichten" der Weg zu der russischen Lesewelt vollständig versperrt wird.

Welcher Art sind nun die Gegenstände, Fragen und Personen, die so sorgfältig vor der unbescheidenen Neugierde der Gesellschaft, vor den geringsten Lichtstrahlen, die durch die Presse auf sie geworfen werden können, geschützt werden?

Der Zar mit seinen zahllosen Verwandten befindet sich ganz besonders unter der wachsamen Vormundschaft der Zensur. Es ist dies

Digitized by Google

in der That eine Vormundschaft und nicht bloß ein Schutz. Die Zensur schützt nicht nur den Kaiser gegen eine Unhöflichkeit Seitens der Presse, sondern sie schützt auch die Presse gegen ein überflüssiges Vertrauen in die Worte und die Handlungen des Selbstherrschers. Schon durch das Gesetz wird vorgeschrieben, daß Preßerzeugnisse, in denen Handlungen persönlichen Charakters des Kaisers oder seiner Verwandten beschrieben oder die von ihnen gebrauchten Redewendungen mitgetheilt werden, nicht anders gedruckt werden dürfen, als mit Genehmigung des Ministers des Hofes (§ 73 des Zensur- und Preßgesetzes), und die Oberverwaltung für Preßangelegenheiten wird nicht müde, die Redakteure der periodischen Preßorgane an die Nothwendigkeit zu erinnern, diese Vorschrift zu beachten. Im Verlauf von nur drei Jahren, vom Jahr 1889 bis 1891, hat sie aus diesem Anlaß sechs Zirkulare erlassen, in denen den ungehorsamen Redakteuren mit der Entziehung des Rechts, Anzeigen zu drucken, mit dem Verbot des Einzelverkaufs ihrer Organe, mit der Unterdrückung ihrer Organe selbst, mit Geldstrafe, mit Gefängniß und schließlich einfach „mit einer sehr strengen Strafe" gedroht wird. Es ist schwer zu entscheiden, ob die Zensur auf diese Weise den Landesherrn vor der Möglichkeit, seine eigenen Reden in der Presse zu lesen, schützen wollte oder ob sie befürchtete, daß, wenn die Zarenworte unbehindert veröffentlicht würden, es ersichtlich werden könnte, daß das Selbstherrscherthum am Ende nichts weiter als eine Fiktion ist. Es ist auch möglich, daß diese beiden Momente für das Verfahren der Zensoren ausschlaggebend gewesen sind. Jedenfalls ist es Thatsache, daß, als Nikolaus II. in den ersten Jahren seiner Regierungszeit auf den Berichten der Gouverneure über neue Schulbauten „erfreulich", „trostreich", „angenehm" und andere Worte niederschrieb, der Presse verboten wurde, in Betrachtungen über die Volksbildung auf diese allerhöchsten Notizen Bezug zu nehmen. Der Selbstherrscher mag also, soviel ihm beliebt, an den Rand der Akten notiren, die Staatsgeschäfte nehmen unbekümmert darum ihren Gang. Dieser Gang entspricht natürlich den Wünschen der den Thron umgebenden Kamarilla und die Bemerkungen des Selbstherrschers werden der Gesellschaft durch die Presse nur insoweit bekannt, als es der Zensur gefällt.

Während die Zensur so das Recht des Zaren auf öffentliche Kundgebung seiner Meinung einschränkt, sucht sie durch übertriebene Höflichkeit in anderen Beziehungen eine Entschädigung eintreten zu lassen. Schon am 3. Dezember 1881 ist den Redakteuren der

Digitized by Google

periodischen Preßorgane anheimgestellt worden, der fehlerlosen Wiedergabe des allerhöchsten Namens und Titels im Druck eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Am 8. Januar 1891 erging an die Redakteure von Neuem die Warnung, daß Druckfehler in Mittheilungen über allerhöchste Personen „unvermeidlich administrative Bestrafungen für die Schuldigen nach sich ziehen werden." Offenbar stehen die russischen Minister und Zensoren am Ende des neunzehnten Jahrhunders nicht viel über jenen Bojaren des Alexei Michailowitsch, welche die Polen mit Krieg bedrohten in Folge „der nicht geringen Vorwürfe, der Schmach und der Ehrbefleckung, die dem großen Herrscher angethan worden war durch Fehler beim Gebrauch seiner Titel, wie sie in den in Polen gedruckten Büchern vorgekommen waren." Wenn jene Zensoren, die um zwei Jahrhunderte zu spät auf die Welt gekommen zu sein scheinen, ein paar Geschichtsbücher durchlesen wollten, in denen sie die Antwort der polnischen Senatoren des siebzehnten Jahrhunderts auf solche Prätensionen finden würden, so dürften sie vielleicht doch eine gewisse Scham ob ihrer allzu großen Fürsorge empfinden.

Die fürsorgliche Administration gestattet der russischen Bevölkerung kein übermäßiges Interesse an dem Kaiserlichen Palast und seinen Bewohnern, selbst in Fällen, wo ein solches Interesse, wie man meinen sollte, keine Beleidigung enthalten kann. Als Alexander III. ernstlich erkrankte und dies nicht weiter verheimlicht werden konnte, traf der Minister des Innern sofort die Verfügung, daß „in den Zeitungen und Journalen nicht nur keine Artikel über den Krankheitszustand — außer Bulletins — gedruckt werden dürfen, sondern auch keine Artikel anderer Art über dasselbe Thema, ja nicht einmal über die für den Zaren abgehaltenen Litaneien" (Zirkular vom 18. Januar 1894). Diese Verfügung ist noch einige Male wiederholt worden (am 21. September und am 14. Oktober), bis endlich der Zar verstarb. Des Wehklagens, das aus diesem Anlaß die konservative russische Presse erhob, wurde die Zensur gleichfalls überdrüssig; am 9. November 1894 erfolgte eine Verfügung, „keine Artikel mehr über die Krankheit und die ärztliche Behandlung des in Gott ruhenden Kaisers Alexander III. zu veröffentlichen." Mit dem Erfolg dieser Verfügung, durch die der übergroßen Trauer Seitens der abhängigen Presse ein Ziel gesetzt wurde, konnte man nur zufrieden sein; aber es drängte sich Einem doch die Frage auf, was wohl die treuen Unterthanen in ihrem Innersten

Digitized by Google

empfinden müssen, die auf Befehl der Zensur ihre Trauer einzustellen haben. Man könnte fast annehmen, daß die Zensur am Ende selbst nicht an das Vorhandensein von treuen Unterthanen in der Presse glaubt.

Den regierenden Zaren Nikolaus II. hat die Zensur mit ihrer übereifrigen Fürsorge ebenfalls nicht verschont. Als er im Jahr 1896 seine europäische Reise antrat, wurden den Redakteuren am 14. August „mündliche Weisungen" betreffs ihres Verhaltens ertheilt. Später sind diese durch ein Zirkular der Oberverwaltung in Preßangelegenheiten noch ergänzt worden. In diesem Zirkular wurde vorgeschrieben, daß Artikel über die Kaiserreise der Zensur des Ministers des Hofes vorgelegt werden müßten. Vielleicht befürchtete man, daß dem Zaren Nikolaus II., der als Thronfolger im fernen Osten einmal Malheur gehabt hatte, etwas Aehnliches im Westen widerfahren könnte.

Die Zensur erstreckt ihre Achtung vor der Krone auch auf die ausländischen Monarchen, wenigstens soweit sie sich mehr oder minder den Zaren zum Vorbild auserkoren haben. Unter Alexander III. genoß der türkische Sultan ihren besonderen Schutz. Am 10. Oktober 1888 mußten die Redakteure einen Revers unterschreiben, daß sie in der Presse keine „Aeußerungen, durch welche die Ehre des türkischen Sultans angetastet wird", zulassen würden. Nach fünf Jahren wurden, „da originelle, wie auch den ausländischen Preßorganen entnommene Artikel, in denen der Sultan Abdul Hamid lächerlich gemacht wird, von Neuem zu erscheinen beginnen," die Redaktionen darauf aufmerksam gemacht, daß die frühere Verfügung ihre Gültigkeit nicht verloren habe und daß überhaupt die Preßorgane, wenn sie sich den Abdruck von Artikeln zu Schulden kommen lassen würden, die für die gekrönten Häupter der Rußland freundlichen Mächte beleidigend seien, zu den „strengsten Bestrafungen" Anlaß geben würden (Zirkular vom 1. März 1893). Unter Nikolaus II. erlangte auch die deutsche Kaiserfamilie den Schutz der russischen Zensur. Am 4. April 1896 wurde „in Folge von dreisten Angriffen gegen den deutschen Thronfolger" den Zeitschriften vorgeschrieben, „sich einer unangebrachten Polemik zu enthalten" — wiederum unter Bedrohung mit Bestrafung.

Die Bemühungen der russischen Regierung, den Kampf, der sich im Lande abspielt, todtzuschweigen, steigern sich zusehends seit ziemlich langer Zeit. Noch im Jahr 1879 erfolgte das Verbot, stenographische Berichte über politische Prozesse vor ihrem Erscheinen

Digitized by Google

im „Regierungsboten“ (Prawitelstwennij Wjestnik) zu bringen. Im Jahr 1880 wurde verboten, Nachrichten über politische Prozesse und über die Voruntersuchungen zu drucken, und dieses Verbot wurde in den Jahren 1882 und 1885 wiederholt. Im Jahr 1882 verbot die Regierung unbedingt, jedwede Mittheilungen über politische Verbrecher zum Abdruck zu bringen. Da sie indeß befürchtete, daß auch diese Maßnahmen sich als ungenügend erweisen könnten und daß die Gefühle, die die russische Gesellschaft beseelen, doch noch einen Weg zum Hervortreten in der Presse finden würden, so ging sie noch weiter und verbot im Jahr 1882, irgendwelche Mittheilungen über Scharfrichter, und in dem folgenden Jahr, über die Zusammensetzung der geheimen Polizei und ihre Thätigkeit zu machen. Von dieser Zeit an verliefen die politischen Prozesse unter einem vollständigen Stillschweigen der Presse, und wenn in ihr zufällig irgendwelche Nachrichten dieser Art durchschlüpften (so z. B. erschien im Jahre 1887 in der „Nowoje Wremja“ und dem „Swjet“ eine Mittheilung über den Prozeß von Jassewitsch), so brachte die Oberverwaltung für Preßangelegenheiten sofort die alte Verfügung in Erinnerung. Aber selbst bloße Andeutungen über die Möglichkeit eines politischen Kampfes in Rußland erscheinen der Regierung gefährlich. Als im Jahr 1889 in der russischen Presse eine Mittheilung über die Explosion einer Dynamitbombe in Zürich erschienen war, wurde die Veröffentlichung solcher Nachrichten für „unpassend“ befunden und eine derartige Publikation für die Zukunft verboten. Am 12. Oktober 1894 erfolgte die Vorschrift, nichts über die Verhaftung eines Offiziers in Petersburg mitzutheilen. Am 14. Oktober desselben Jahres erging der Befehl, keine Artikel und Notizen zu bringen über Droshshin, diesen Märtyrer des Tolstoismus, der mit wilder Grausamkeit zu Tode gequält wurde.

Mit solchen Mitteln glaubt man die Gesellschaft und das Volk noch irreführen und ihnen die Ueberzeugung beibringen zu können, daß im Lande Alles ruhig sei, daß man auf keinen Widerstand stoße, keinen Kampf zu führen habe, und dies in einer Zeit, in der alljährlich Hunderte von Personen politischer Verbrechen angeklagt werden und in Gefängnisse und in die Verbannung wandern. Die finstere Tragödie dieses Kampfes ist ja außerhalb Rußlands allerdings sehr wenig bekannt, aber es wird nicht gelingen, ihn vor der russischen Gesellschaft zu verheimlichen, selbst dann nicht, wenn die gesammte legale Presse zum vollständigen Stillschweigen gebracht sein wird.

Digitized by Google

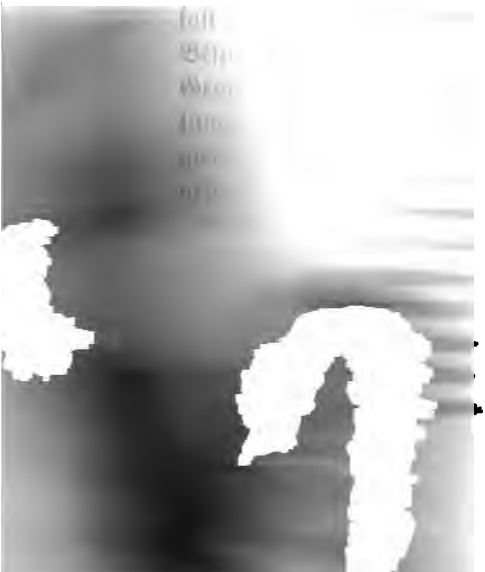
Merkwürdig ist, daß die Thätigkeit der höchsten staatlichen Institutionen Rußlands der Presse gegenüber ähnlich gestellt ist, wie die Thätigkeit der sogenannten Staatsverbrecher. Ueber jene muß die Presse ein fast ebenso strenges Stillschweigen beobachten, wie über diese. So erging an die Preßorgane eine Vorschrift unter Bedrohung mit administratioen Strafmaßnahmen, nichts zu drucken über die Debatten im Staatsrath, da eine Veröffentlichung solcher Debatten „den Vorschriften des Gesetzes widerspricht und mit einer Achtung gegenüber den höchsten Staatsinstitutionen unvereinbar ist." Mit derselben Motivirung wurde diese Verfügung im Jahr 1895 wiederholt. Achtung und freie Meinungsäußerung gelten also als gegensätzliche Begriffe. Aber eine Verheimlichung der im Staatsrath gehaltenen Reden genügt nicht, man möchte auch die Beschlüsse des Senats geheim halten. Wie im Zirkular der Oberverwaltung vom 4. Januar 1889 ausgeführt wird, „werden manchmal in der Presse Entscheidungen des Regierungssenats über einzelne Angelegenheiten, durch die den lokalen Regierungsorganen für einen bestimmten Fall Weisungen ertheilt werden, veröffentlicht, und dabei verleiht die Presse diesen Entscheidungen den Charakter von Bestimmungen mit allgemeiner Geltung, obgleich sie nach dem Gesetz einen solchen Charakter nicht haben." Die Oberverwaltung ersuchte daher auf Befehl des Ministers die Redaktionen, „sich mit besonderer Vorsicht den Nachrichten der genannten Kategorien gegenüber zu verhalten". Die Angelegenheiten des unter Alexander III. begründeten und unter seinem Nachfolger fortbestehenden Komitees der Sibirischen Eisenbahn, das unter dem Vorsitz des Thronfolgers – des gegenwärtigen Kaisers – tagte und anderen Regierungsinstitutionen gegenüber fast ganz unabhängig gestellt war, wurden gleichfalls der öffentlichen Besprechung zum größten Theil entzogen. Der Presse ist auf Grund des Zirkulars vom 16. März 1893 nur gestattet, „Mittheilungen über die Sitzungen des Komitees ausschließlich dem „Regierungsboten" zu entnehmen und von den vom Komitee verhandelten Angelegenheiten nur diejenigen zu besprechen, über die im „Regierungsboten" eine Mittheilung gemacht worden ist."

Ebenso sorgfältig wird die Administration vor einer Indiskretion Seitens der Presse von der Zensur geschützt. Hier vor Allem sucht man dem Publikum die Ueberzeugung beizubringen, daß die Politik der Regierung und dementsprechend die Zusammensetzung ihrer Administration dauerhaft und unveränderlich bleiben müssen. Daher

Digitized by Google

wird bei Beginn einer neuen Regierung gewöhnlich ein Verbot erlassen, Gerüchte über eine Veränderung in der Bekleidung der höheren Staatsämter zu veröffentlichen. Ein solches Verbot enthielten die in den Jahren 1881, 1882 und 1884 erlassenen Verfügungen. Mit größerer Berechtigung und Offenheit sind diese Verfügungen in den Jahren 1895 und 1896 wiederholt worden. Ferner wird vor allen wichtigen Handlungen der administrativen Organe ein undurchdringlicher Vorhang herabgelassen. Gewöhnlich sind diese Handlungen durch einen solchen Vorhang verdeckt, auch ohne daß besondere Maßnahmen getroffen werden, da die Preßorgane, die ihn heben und die Handlungen der administrativen Organe kritisiren wollen, je nach der Bedeutung der von ihnen berührten Personen entweder ihr Eingehen oder die Verhängung einer Reihe mehr oder minder ernsthafter Maßnahmen riskiren. Es fehlt aber auch nicht an Fällen, in denen Administratoren, die sich in der That verbrecherischer Handlungen schuldig gemacht hatten, schon im Voraus von der Zensur gegen die Möglichkeit ihrer Zitirung vor die öffentliche Meinung gesichert wurden. Manchmal fand eine solche Sicherstellung statt im Interesse der Administratoren selbst, die sich „wohl nur hinreißen" ließen und „unschuldig gefallen sind", manchmal im Interesse des „Prestiges" der Regierung. So z. B. wurde 1893 vorgeschrieben: „den Bericht über den Prozeß des Winnitzaer Kreishauptmanns Penetkewitsch," der angeklagt war, Verbrechen im Dienste begangen zu haben, „nicht zu drucken und überhaupt keine Nachrichten über diesen Prozeß zu bringen"; nichts zu berichten über den Prozeß des ehemaligen Polizeimeisters von Kasan — einen Prozeß, der im Senat verhandelt werden sollte; keine Mittheilungen zu bringen über die Beleidigung, die dem Orenburger Bischof Makari zugefügt worden war. Im Jahr 1894 wurde verboten: Berichte zu bringen über den Prozeß des vereideten Sachwalters Pelikan, der vor Gericht gestellt worden war wegen Beleidigung des Odessaer Polizeimeisters; Mittheilungen zu bringen über den Prozeß, zu dem die Bestechung der Petersburger Polizei durch den Kaufmann Schifler Anlaß gegeben hatte; endlich über die Voruntersuchung, die in Sachen des Gensdarmerielieutenants Bruni eingeleitet worden war. Alle diese Verfügungen sind von der zentralen Zensurbehörde ausgegangen und an die in den beiden Hauptstädten herausgegebenen Preßorgane, die ohne Präventivzensur erscheinen, gerichtet. Wenn in den Hauptstädten über Prozesse, die vor dem Gericht und zwar manch-

Digitized by Google



Digitized by Google

urtheilung ihrer Vorgesetzten, in diesem Fall des Direktors der Kaiserlichen Theater und des Ministers des Kaiserlichen Hofes. In Anbetracht des Obigen erachtet es die Oberverwaltung daher für nothwendig, die Redakteure der periodischen Preßorgane zu warnen, daß Artikel, die den bezeichneten ähnlich sind, in der Presse zugelassen werden." Man muß sich in der That nur darüber wundern, daß es diesen weisen Mandarinen bis jetzt noch nicht eingefallen ist, dem Publikum zu verbieten, im Theater Beifall oder Mißfallen zu äußern und sich dadurch auf das Gebiet der Urtheile, die „lediglich der vorgesetzten Behörde" vorbehalten sind, zu begeben. Ueber diese Naivetät könnte man nur lachen, wenn man nicht wüßte, daß die gesammte kaiserliche Administration mit ebenso großem Eifer und mit noch größerem Erfolg als die Direktion der Kaiserlichen Theater sich gegen jede Kritik wahrt.

Von allen Zweigen der Administration wird nächst der Geheimpolizei das Heer von der Zensur am schärfsten vertheidigt. Die Armee darf keinem Verdacht ausgesetzt werden; über sie dürfen keinerlei Gerüchte umlaufen. Es ist strengstens verboten, Nachrichten über den Zustand der Armee, ihre numerische Stärke, über Mobilisirungspläne und über alle Kriegsvorbereitungen, sowie über Kriegsmanöver außer den in den offiziellen Organen gebrachten zu publiziren; Mittheilungen über Konzentrirung der Armee in der einen oder in der anderen Gegend dürfen niemals in der Presse erscheinen (Zirkulare der Oberverwaltung vom 12. August und vom 24. November 1886). Um unbegründete Vermuthungen und unnützes Gerede Seitens des Publikums zu vermeiden, wurde im Jahr 1895 auch verboten, Mittheilungen über die Bewegungen der Schiffe und der Marinemannschaften der Flotte des Schwarzen Meers zu bringen. Im Jahr 1886 wurde wahrscheinlich zu demselben Zweck vorgeschrieben, nichts über die transkaspische Eisenbahn zu drucken. Ueberhaupt unterliegt die Ordnung, die in dem Marine- und Militäramt herrscht, keinerlei Kritik. Im Jahr 1893 hatte die offiziöse „Nowoje Wremja" einmal verabsäumt, die in den maßgebenden Sphären vorherrschenden Ansichten genau zu verfolgen und brachte einen Artikel, in dem die in der Flotte eingeführte Forderung eines Zensus für die Marineoffiziere einer Kritik unterzogen wurde. Sofort wurde ein strenges Zirkular erlassen, in dem es hieß: „Ein so scharfer Tadel eines Gesetzes, das durch die Nothwendigkeit hervorgerufen und unter Mitarbeit der besten Offiziere der Flotte ausgearbeitet worden ist, die mit der früheren

Digitized by Google

Ordnung genau vertraut sind, kann n
dessen schreibt die Oberverwaltung
Befehl des Ministers des Innern v
156 des Zensur- und Preßgesetzes
Redakteuren vor, keine Artikel üb.r
Die Berufung auf die Paragra
diesem Fall einen rein kasuis
Artikeln ist nicht gesagt, daß
einen oder andern Regierungsa
die Unmöglichmachung einer P
mußte sich aber natürlich füge

Uebrigens schützt die Z
öffentliche Meinung nicht nur
und ihre Verfügungen, sonde
Theilen. Im Jahr 1892 w
drucken, die das innere Leb
die Grundlagen der militäri
das für „ein inneres Leben"
Thatsachen. Im Jahr 18
richten über den Zusamme
einer Kavalleriedivision und
hatte. Am 30. Januar 189
welches geboten wurde, „k
Mord und die Verwundungen
kajastraße (in Petersburg) von
der Leibgarde Seiner Majest
fügungen
die
Die russischen
die Rohheit
Bürger

Digitized by Google

hauptmann, vom Minister bis zum Spitzel ist mit einem Zensurnebel umhüllt, hinter dem man nichts sehen kann. Die russische Staatsleitung liegt daher lediglich in den Händen der Minister; die Regierung kann hängen, erschießen und verbannen, Niemand hat darüber zu sprechen. Im Staatsrath wird die Politik der Minister von vier bis fünf Mann gutgeheißen, die Senatsbeschlüsse werden nicht ausgeführt, die Administratoren verfahren ganz nach Willkür, Niemand darf etwas davon wissen, Alle müssen die Ueberzeugung haben, daß in Rußland eine beneidenswerthe Ruhe herrsche.

Einen ähnlichen Nebel deckt die Oberverwaltung für Preßangelegenheiten über das öffentliche Leben. Auch über die Fragen, die das Leben verschiedener Volksklassen berühren, ist die legale Presse genöthigt, mehr zu schweigen als zu reden. Zur Bestätigung des Gesagten einige Thatsachen. Nach der Konstituirung eines speziellen berathenden Kollegiums über die Bedürfnisse des Adelsstandes und über die Mittel ihrer Befriedigung erfolgte am 19. Mai 1897 eine Verfügung, nichts zu drucken über die Arbeiten dieses Kollegiums, wie auch über die Meinungen einzelner seiner Mitglieder. Die Regierung wünscht also keine vorzeitige Bekanntmachung über die Höhe der Liebesgaben, mit denen dies Kollegium den Appetit des ersten Standes zu befriedigen gedenkt. Mit nicht minderer Sorgfalt verhält man sich gegenüber dem Leben der Bevölkerung der Städte. Schon am 28. November 1888 wurde den Preßorganen, die ohne Präventivzensur erscheinen, vorgeschlagen, sich überflüssiger und leidenschaftlicher Urtheile über die städtischen Wahlen und die Regierungsmaßnahmen, die sie regeln sollten, zu enthalten. Noch interessanter ist das Zirkular vom 4. Februar 1893, durch welches vorgeschrieben wurde, „sich einer Polemik über die Wahlen zu enthalten und überhaupt keine Artikel über diese Angelegenheit zu bringen, da eine jede fremde Einmischung, indem sie die Leidenschaften schürt, ohne der Sache einen wesentlichen Nutzen zu bringen, nur geeignet ist, die Beziehungen der Wähler zu einander zu verschärfen und die Gesellschaft unnöthiger Weise zu beunruhigen." Die russischen Stadtverordneten-Versammlungen und die Magistrate, diese Ausgeburten der Fiktion einer städtischen Selbstverwaltung, unter ihnen insbesondere die Petersburger Stadtverordneten-Versammlung genießen seit der Einführung der neuen Städteordnung eine lebhafte Zuneigung der Behörden, die sie vor einer Kritik Seitens der Presse bewahrt. Am 7. Mai 1893 wurde es verboten, künftig irgendwelche Artikel zu bringen über die Art und Weise, wie in dem Fall, daß die

Digitized by Google

städtischen Wähler nicht alle Stadtverordneten gewählt haben, das Manko an Stadtverordneten Seitens der Regierung vervollständigt werden könnte. Die Berichte über die Sitzungen der Stadtverordneten-Versammlungen können auf Grund des Zensurgesetzes in der Presse nur mit Genehmigung des Stadthauptmanns erscheinen. Im Jahr 1896 lenkte die Oberverwaltung für Preßangelegenheiten ihre Aufmerksamkeit darauf, daß in Petersburg diese Bestimmung manchmal umgangen werde, und schrieb vor, künftig diese Artikel nicht anders als mit Genehmigung des Stadthauptmannes zum Abdruck zu bringen. Zugleich zeigte sie sich — auf Befehl des Ministers, sowie auch aus eigenem Antrieb — immer bereit, die dunklen Affären des Petersburger Stadtverordneten-Kollegiums zu verdecken. Als sich z. B. in den Jahren 1891—1892 die traurige Pochert-Affäre abgespielt hatte (der Einkauf unbrauchbaren Mehls für die Stadt durch die Stadtverordneten-Versammlung), fand der Minister ziemlich bald, daß sie schon „genügend aufgeklärt" sei, und befahl aus diesem Grund der Presse, „eine weitere Polemik über diesen Gegenstand einzustellen" (Zirkular vom 14. Januar 1892). Im Jahr 1892 wiesen einige von den Petersburger Preßorganen auf den antisanitären Zustand vieler Häuser in der Hauptstadt hin und brachten die Befürchtung zum Ausdruck, daß diese Häuser Pflanzstätten der Cholera werden könnten. Unglücklicher Weise stellte sich heraus, daß die Eigenthümer solcher Häuser in den meisten Fällen Stadtverordnete waren, und so ließ denn das Eintreten der gütigen Zensur für diese nicht lange auf sich warten. „Eine unvermeidliche Wirkung solcher Artikel," meinte die Oberverwaltung, „muß die Entrüstung der Gesellschaft gegen die Hausbesitzer sein, namentlich wenn die Hausbesitzer Stadtverordnete sind. Außerdem wird durch solche Artikel indirekt auch ein ungünstiger Schatten auf die Behörden geworfen, die das Vorhandensein von sanitären Mißständen zulassen. Daher schlägt die Oberverwaltung vor, derartige Artikel, welche Unzufriedenheit eines Theils der Bürger und Mißtrauen Seitens der Einwohnerschaft zu den von ihr gewählten Stadtverordneten wachrufen, nicht zum Abdruck zu bringen," unter Hinzufügung, „daß der Abdruck solcher Artikel administrative Strafmaßnahmen nach sich ziehen kann." Also nach Ueberzeugung der Zensur muß die Handlungsweise der Stadtverordneten und der Behörden eine gerechte Entrüstung der Gesellschaft hervorrufen, aber die Zensur hofft, diese Entrüstung zu ersticken, indem sie der Presse den Mund stopft. Ob aber auch die Bewohner der gesundheitsschädlichen Häuser ihre Entrüstung

Digitized by Google

Versammlung und die Behörden bloß
e geschöpft haben? Uebrigens geht das
Frieden unter den städtischen Einwohnern
, daß sie sogar die durch Gummischienen
reiste Ausfälle" verbietet (Zirkular vom
üssen in der That Spaßmacher in dieser
ihre Späße würden auch wirklich ganz lustig
Wirkung so überaus traurig. Die Zensur,
verordneten-Versammlung gegenüber ein so
det, mag nur ein Mitglied dieses Kollegiums
verordneten Kedrin, der die Versündigung
llen pflegt. Als dieser im Jahr 1896 vor
orden war wegen einer angeblichen Ver-
n, erfolgte eine Verordnung an die Presse,
ischen Bericht über die Gerichtsverhandlung
eil vor seiner Verkündung in endgültiger
tare und Schlußfolgerungen zum Abdruck
Vorschrift wurde wiederholt, als der Prozeß
im Appellationsgerichtshof verhandelt wurde,
sich diesmal das Druckverbot auch auf
e Gerichtsverhandlungen. Das Festessen, das
Herrn Kedrin von den Petersburger Rechts-
wurde, gab Anlaß zu einer neuen Verfügung,
e während des Banketts gehalten würden, noch
Reden zum Abdruck zu bringen (Zirkulare vom
und vom 30. Januar 1897).

Zensurbehörde so aufs Sorgfältigste die Interessen
höheren Klassen und Personen schützt, die in
eren Weise ihre Hand an das fiskale und gesell-
n gelegt haben, verhält sie sich gegenüber den
Bedürfnissen der Arbeiterklasse — der landwirth-
der industriellen — in hohem Grade feindselig.
wurde unter dem Vorsitz des Gehilfen des
nern Sipjagin ein besonderes Kollegium eingesetzt
über die Auswanderung der Bauern aus ihren
aber der Presse wurde befohlen, über diese Be-
e Resultate zu schweigen (Verfügung vom 5. April
chen wurde am 2. Juli 1895 verboten, irgend
en zu bringen „über eigenmächtige Auswanderungen
wie über Maßnahmen, die aus diesem Anlaß von

Digitized by Google

Digitized by Google

zwungen, die brennendsten Fragen des Volkslebens todt zu schweigen. Sie soll ein passiver und stummer Zeuge der Raubzüge des Adels und der Stadtväter, des Ruins der Dörfer und der schonungslosen Ausbeutung der Fabrikarbeiter sein; sie soll den Kämpfen der arbeitenden Klasse um ihr Recht zusehen, ohne zu wagen, die Sympathie für sie zum Ausdruck zu bringen, noch der gesammten Gesellschaft klar zu machen, wie entsetzlich im Grunde ihre Lage ist. Mit gebundenen Händen steht die legale Presse dem Volkselend gegenüber, abseits von dem kühnen Kampf, den die Arbeiterklasse hier oder da auf eigenes Risiko hin eingeleitet hat.

Muß man sich da noch wundern, daß auch andere Fragen aus dem Gebiet des wirthschaftlichen Lebens nicht frei in der Presse behandelt werden können? Im Jahr 1889 wurde verboten, die Protokolle derjenigen Sitzungen der Börsenkomitees sowie der ökonomischen Gesellschaften zu veröffentlichen, in denen die Tarifsfrage behandelt würde. In dem folgenden Jahr wurde verboten, etwas über die Getreidetarife zu drucken, „solange der Presse darüber keine neue amtliche Verfügung zugehen wird", und im Jahr 1893 wurde vorgeschrieben, den doppelten Zolltarif „ausschließlich unter einem wirthschaftlichen Gesichtspunkt zu betrachten, ohne die Vermuthung auszusprechen oder anzudeuten, daß ihm eine feindselige Tendenz gegenüber Deutschland innewohnt". Im Februar 1894 erfolgte das Verbot, über den Handelsvertrag mit Deutschland zu schreiben, „solange er im Staatsrath durchberathen wird". Die Presse muß in Folge der Maßnahmen, die ihr gegenüber getroffen werden, jedesmal schweigen, sobald eine wichtige allgemeine Angelegenheit in Angriff genommen wird. Die im Jahr 1892 von dem Verweser des Ministeriums der Staatsdomänen, Jermoloff, veranstalteten Berathungen über die landwirthschaftlichen Angelegenheiten, die im Jahr 1892 geplante Einführung einer Salzsteuer, die ersten Schritte, die im Jahr 1893 zur Einführung der Metallwährung eingeleitet wurden — dies Alles wurde von Zirkularverboten der Oberverwaltung für Preßangelegenheiten begleitet. Als vor zwei Jahren die allgemeine Volkszählung vorgenommen wurde, verbot die Oberverwaltung durch die Verfügung vom 25. November 1896, in der Presse irgendwelche Nachrichten über die Thätigkeit der lokalen Volkszählungskommissionen vor Vollendung der gesammten Zählungsoperation in sämmtlichen Ortschaften, das heißt vor dem 1. Februar 1897, zu bringen. Das Zirkular vom 3. Dezember 1896 gestattete überhaupt das Erscheinen von Nach-

Digitized by Google

richten, die auf die Volkszählung Bezug haben, in der Presse nicht anders als mit Genehmigung des Vizepräsidenten der Ober-Volkszählungskommission, und diese sonderbare Verfügung ist erst nach Vollendung der Volkszählung (am 31. Dezember) aufgehoben worden. Sogar Mittheilungen über die Verhandlungen des Kongresses der Syphilidologen in Petersburg im Jahr 1897 durften nur nach ihrer Durchsicht von dem Direktor des Medizinaldepartements in der Presse erscheinen. Die Verfügung des Ministers, durch welche dies angeordnet wurde, stützte sich auf den berüchtigten § 140 des Zensurgesetzes; die Frage über die Syphilisverbreitung scheint demnach in Rußland als eine „geheime Frage von Staatsbedeutung" angesehen zu werden.

Daß eine Regierung, die eine so krankhafte Nervosität in einer verhältnißmäßig ruhigen Zeit an den Tag legt, beim Eintreten ernsthafter Nothfälle ganz den Kopf verliert, ist kein Wunder. Anstatt gegen den eingetretenen Nothstand ernstlich zu kämpfen, unternimmt sie einen unnützen Krieg gegen die Presse, die warnend auf das eingetretene Unglück aufmerksam macht und über seine Dimensionen Aufklärung giebt. Der Schrecken vor einem gedruckten wahren Wort, ein geradezu panischer Schrecken übertrifft bei der Regierung oft alle anderen Rücksichten. Und das Bestreben, das Volk und die Gesellschaft in einer glückseligen Unkenntniß, in vollständigem Dunkel zu belassen, gewinnt Oberhand über das Bestreben, die Gefahr, die dem gesammten Lande droht, zu überwinden. So war es z. B. in den letzten Cholerajahren. Bereits im Jahr 1891 wurden alle Nachrichten über das Cholera-unglück der Kontrole des Medizinaldepartements unterstellt. Am 13. Juni 1892 wurde verboten, in der Presse Artikel zu bringen, die eine Beunruhigung in der Gesellschaft erregen. Aber die Cholera schritt vorwärts, ohne auf die Strenge der Zensur Rücksicht zu nehmen, und gleichzeitig mit ihrem Auftreten loderten auch Unruhen auf unter der in geistiger Nacht dahinlebenden Bevölkerung, die durch das ewige Lied von der öffentlichen Ruhe und der obrigkeitlichen Fürsorge eingelullt war und sich plötzlich in der Macht des schrecklichen Unglücks sah. Die Presse verstand es nicht, diese Ereignisse in einem rosigen Licht zu schildern, und am 16. Juli erschien ein neues Zirkular, welches lautete: „Angesichts der Hartnäckigkeit, mit der die periodische Presse die Epidemie, die durchaus keine schrecklichen Dimensionen hat, ausnutzt, um das Publikum mit sensationellen Artikeln irre zu leiten, erachtet es die Oberverwaltung

Digitized by Google

für Preßangelegenheiten für nothwendig, die Redakteure der Preßorgane zu warnen, daß von jetzt ab ein jedes Mal, sobald ihrerseits etwas Aehnliches wiederholt wird, sie den Minister des Innern ersuchen wird, gegenüber ihren Organen die strengsten administrativen Maßnahmen anzuwenden". Sodann wurde am 10. Februar 1893 angesichts der neuen Cholera-Erkrankungen der periodischen Presse verboten, irgendwelche eigene Nachrichten über diese Erkrankungen zu bringen; es wurde ihnen vorgeschrieben, sich auf den Wiederabdruck der Nachrichten des „Regierungsboten" zu beschränken. Im Jahr 1894 verbot der Minister des Innern „mit Rücksicht auf das Erscheinen unrichtiger Nachrichten und Artikel über die Erkrankungen an der Cholera und den sanitären Zustand der Hauptstadt, die in ganz unberechtigter Weise das Publikum aufregen", unter Drohung mit administrativen Strafmaßnahmen, über die Cholera in Petersburg Nachrichten ohne vorläufige Durchsicht durch den Stadthauptmann zu bringen.

Im Hungerjahr 1891 war der Presse nicht nur die Möglichkeit genommen, die wahren Dimensionen des Unglücks, unter dessen Last das Volk zusammenbrach, festzustellen, sondern auch nach den Ursachen dieses Unglücks zu forschen — sie durfte nicht einmal ohne spezielle Erlaubniß Seitens der Behörden zu Spendeleistungen zu Gunsten der Hungernden auffordern (Zirkular vom 12. November 1891). Als die Krönungskatastrophe auf dem Chodinskyfelde zu Moskau ausgebrochen war, erfolgte sofort eine Verfügung, über dieses Ereigniß „keine falschen und übertriebenen Nachrichten zu bringen, die mit den Berichten, welche im Regierungsboten erscheinen werden, nicht übereinstimmen" (Zirkular vom 13. Mai 1896). Zwei Monate später, am 18. Juli, wiederholte der Minister diese Verfügung und schrieb zugleich vor, „bei der Besprechung der Allerhöchsten Ukase über die Unfälle, die sich auf dem Chodinskyfelde an den Tagen der geheiligten Krönung ereignet haben, den Ton und die Ausdrücke zu vermeiden, welche geeignet sind, die Leidenschaften zu erregen, und sich sorgfältig eines Räsonnirens über die Thätigkeit der höheren lokalen Behörden bei dem Arrangement des Volksfestes auf dem Chodinskyfelde zu enthalten." Man muß der Diskretion der Zensur alle Achtung zollen, die selbst in einem geheimen Zirkular es verstanden hat, mit der Sprache zurückzuhalten und den Namen des Onkels des Zaren, des wirklichen Urhebers der Chodinskykatastrophe, nicht zu nennen.

Auch auf dem Gebiet der Fragen, die mit dem geistigen Leben

Digitized by Google

des Landes in Zusammenhang stehen, wird die Stimme der Presse unterdrückt; auch auf diesem Gebiet wird sie von den Bedürfnissen und den Interessen des wirklichen Lebens durch die Mauern der Zensorenzirkulare getrennt. Das Leben der Lehranstalten stellt vor Allem ein Staatsgeheimniß dar, und eine Enthüllung wird der Presse streng verboten, selbst in den Fällen, wo es für einen nicht geringen Theil der Gesellschaft schon ein öffentliches Geheimniß ist. Sobald in einer höheren Lehranstalt sich der studirenden Jugend, deren Geduld durch ein absurdes System oder durch Chikane Seitens ihrer Vorgesetzten auf eine harte Probe gestellt war, eine Erregung zu bemächtigen begann, flogen sofort Zirkulare aus, welche verboten, irgend etwas darüber zu schreiben. So wurde im Jahr 1886 verboten, über die Unruhen in der Petrowschen Akademie und in der Moskauer Universität zu schreiben. Im Jahr 1887 erfolgte das Verbot, Mittheilungen über die Ruhestörungen in der Moskauer Universität zu bringen. Und in dem folgenden Jahr wurde „angesichts der traurigen Ereignisse der jüngsten Zeit" verboten, sogar Artikel über Studentenunruhen in andern Staaten zu bringen (Zirkular vom 2. Februar 1888). Ende 1892 und Anfangs 1893 wurden ähnliche Verfügungen getroffen, nichts zu schreiben über die Geschichte, die sich in der Nadjeschdinschen Hebeammenschule in Petersburg abgespielt hatte. In demselben Jahr 1893 wurde verboten, über die Mißhelligkeiten in dem Rath der Moskauer Malerei- und Bildhauereischule etwas zu bringen. Später hat die Regierung allerdings solchen Eingriffen gegenüber ihre Taktik etwas geändert. Bei Beginn der Unruhen in der Moskauer Universität im Jahr 1896 verbot sie Mittheilungen darüber zu drucken, „bis eine neue spezielle Verfügung erscheint" (Zirkular vom 20. November 1896). Aber späterhin, als sie selbst einen Bericht über dies Ereigniß veröffentlicht hatte, schlug sie den Zeitungen vor, diesen Bericht sofort abzudrucken und erlaubte zugleich, „die bekannt gemachten Ereignisse unter Zugrundelegung der im Regierungsbericht festgestellten Thatsachen zu besprechen" (Zirkular vom 4. Dezember 1896). Die Regierung nöthigte also, ebenso wie gelegentlich der Chodinskykatastrophe und des Streiks im Jahr 1896, die Presse, die Ereignisse in dem Lichte darzustellen, in dem es den herrschenden Sphären erwünscht war. Mit Eifer schützt die Zensur die Mittelschule davor, daß die geringsten Lichtstrahlen auf sie fallen. Nicht allein das innere Leben dieser Schule, das Verhalten der Pädagogen und ihre Forderungen an die

Digitized by Google

Schüler, wie auch die Strafen, die diesen auferlegt werden, sondern auch das allgemeine System, das für die mittlere Bildung festgesetzt ist, stellen in den Augen der Zensur ein Tabu dar, dessen Berührung ihnen als Schändung eines Heiligthums erscheint.

Im Jahr 1890 wurde im „Regierungsboten" eine offizielle Mittheilung veröffentlicht über die Aufgaben der Kommission, die im Ministerium der Volksaufklärung zur Revision des Programms des Gymnasialkurses eingesetzt war. Aber gleichzeitig wurde den Redaktionen „vorgeschlagen", sich einer Besprechung dieser Angelegenheit gänzlich zu enthalten, wie überhaupt der Frage des Gymnasialunterrichts, „denn die Meinungen, die nicht selten in der Presse darüber ausgesprochen werden, neigen sogar dahin, die Grundlagen des bestehenden Lehrsystems zu erschüttern, und haben dadurch nur Schaden gestiftet" (Zirkular vom 8. März 1890). Im Jahr 1892 erfolgte das Verbot, Nachrichten über die angeblich bevorstehende Revision des Programms, die Verkürzung des Gymnasialkurses u. s. w. zu bringen, und nach vier Jahren wurde dies Verbot wiederholt, mit Androhung von Strafen für seine Uebertretung (Zirkulare vom 23. November 1892 und vom 29. April 1896). Die anderen Maßnahmen der Regierung auf dem Gebiet der Volksaufklärung, oder, um uns präziser auszudrücken, auf dem Gebiet der Einschränkung der Volksaufklärung wurden in gleichem Maß vor einer Kritik bewahrt. So verbot die Regierung, als sie den Uebergang der Komitees für Volksbildung in das Ressort des Ministeriums der Volksaufklärung vorbereitete, am 22. April 1895, etwas darüber in den Zeitungen zu bringen.

Es giebt übrigens auch Fälle, in denen die Zensur mit der Regierung divergirt und die Aufgabe übernimmt, die von der Regierung begangenen Fehler wieder gut zu machen. So geschah es, als Nikolaus II. die Erlaubniß gab, daß diejenigen Schüler der Gymnasien und der andern Schulen, welche nicht der griechisch-orthodoxen Konfession angehören, dem orthodoxen Gottesdienst nicht mehr beizuwohnen brauchen. Der Zensoren bemächtigte sich sofort ein großer Eifer für die Staatskirche, und am 3. Oktober 1897 wurde der Befehl erlassen, „keine Artikel und Notizen zu drucken über die Allerhöchste Anordnung betreffend die Befreiung der Schüler, welche nicht der orthodoxen Konfession angehören, von einem obligatorischen Besuch des orthodoxen Gottesdienstes an Feiertagen, wie auch über das am 20. August des laufenden Jahrs im Schawler Gymnasium stattgehabte Ereigniß." Es ist nicht

Digitized by Google

uninteressant, damit eine andere in der letzten Zeit getroffene Verfügung der Zensur zusammenzustellen: keine Artikel und Auszüge aus den litthauischen ausländischen Publikationen, deren Einfuhr in das Reich verboten ist, zu bringen (Zirkular vom 13. Oktober 1897). Da alle diese Publikationen unterschiedslos verboten sind, nicht wegen ihres Inhalts, sondern wegen der Schrift, mit der sie gedruckt worden sind, so ist das Ziel dieser Verfügung klar: dadurch wollte die Zensur den „übelgesinnten" Leuten die Möglichkeit nehmen, die Unschuld einiger verbotenen litthauischen Publikationen darzuthun und dadurch den Zaren und die Minister zu einem neuen, den Zensoren unangenehmen Schritt zu bewegen.

Von den Fragen, die mit dem Dasein der in Rußland bedrängten Nationalitäten und Konfessionen verbunden sind, hat insbesondere die Judenfrage der Zensur viele Sorgen bereitet. Diese Frage, mit der so viel Bedrückungen, so viel Unglück und Thränen, ja sogar Blut verknüpft sind, wollen die Behörden in der Presse nicht anders besprochen sehen, als in der Form kanzleimäßiger, leidenschaftsloser Berichte. Im Jahr 1890 hatte die Oberverwaltung für Preßangelegenheiten auf Befehl des Ministers die folgende Mittheilung an die Redaktionen geschickt: „Seit einiger Zeit fehlt leider in unserer periodischen Presse eine ruhige und kaltblütige Besprechung einer so großen Frage unseres inneren Lebens, wie die Judenfrage es ist; die einen Preßorgane sind bemüht, im Widerspruch mit der Wahrheit die Lage der Juden in einem traurigen Licht darzustellen, die andern überschütten die gesammte jüdische Bevölkerung mit einem summarischen Tadel; aber die Artikel über diesen Gegenstand enthalten größten Theils keine Hinweise, welche als nützliches Material für die Lösung der genannten Frage dienen könnten. Die Oberverwaltung schlägt daher den Redaktionen vor, sich des Abdrucks solcher Artikel zu enthalten, die, ohne sich durch einen gründlichen Inhalt auszuzeichnen, nur geeignet sind, eine fruchtlose und erregte Polemik zu erzeugen". In demselben Jahr schickte die Oberverwaltung „mit Rücksicht auf die umlaufenden Gerüchte, daß einige Personen die absurde und dreiste Absicht haben, einen Protest gegen eine angebliche Unterdrückung der Juden zu erheben", an die Redaktionen den Befehl, einen derartigen Protest nicht zum Abdruck zu bringen, mit der Drohung, im Uebertretungsfall ihre Organe zu verbieten. Am 1. August 1893 wurde der Wiederabdruck von Publikationen über Sammlungen zu Gunsten des Komitees des „Vereins für Hilfe an jüdische Handwerker und

Digitized by Google

Landbebauer in Syrien und Palästina" aus der Zeitung „Der Galiläer" untersagt.

Schließlich darf noch ein Zug der russischen Zensur, der Vieles in der gegenwärtigen russischen Presse erklärt, nicht unbeachtet bleiben. Ein unfreiwilliges Schweigen wird in der Presse nicht nur über diese oder jene allgemeine Frage hergestellt, sondern auch über einzelne Personen, die sich die Antipathie der machthabenden Sphären zugezogen haben. So z. B. erfolgte am 28. September 1896 die Verfügung, keine Adressen abzudrucken, die an den kürzlich aus dem Dienst entlassenen Professor der Moskauer Universität Erißmann gerichtet sind, wie überhaupt keine Artikel und Mittheilungen, in welchen eine Sympathie für seine Dienstthätigkeit zum Ausdruck gebracht wird, zu bringen. Am 2. Oktober 1896 und am 24. März 1897 erfolgten ähnliche Verfügungen bezüglich des Arztes J. J. Malessen aus Anlaß seiner Entfernung aus den Aemtern des Chefs der medizinisch-statistischen Abtheilung des Semstwos des Saratowschen Gouvernements und des Direktors der dortigen Feldschererinnen-Schule. In andern Fällen wird zur Sicherung der Ruhe und der Harmonie zwischen der Presse und den behördlichen Forderungen solchen Personen, die aus irgend einem Grunde den Behörden und den Männern, die der Zensur vorstehen, unangenehm sind, das Arbeiten für die Presse verboten. Hier sind zwei Verfügungen, die einer gewissen Pikanterie nicht entbehren. Am 12. November 1894 schreibt die Oberverwaltung für Preßangelegenheiten den Redaktionen der Organe, die einer Präventivzensur nicht unterstellt sind, vor, keine Artikel des ehemaligen Mitglieds des Syr-Darjaer Kreisgerichts in Taschkent, Semjon Iwanowitsch Gussein, ohne vorangegangene Durchsicht in der Oberverwaltung, zum Abdruck zu bringen. Am 13. Oktober 1897 erfolgt die Verfügung, eine Zeitlang keine Artikel des Professors Gersewanoff über die technische Bildung zu bringen. Diese Verfügung, die erst am 31. Dezember 1897, als die Frage über die technische Bildung schon aus den Zeitungsspalten fast ganz verschwunden war, aufgehoben wurde, ist um so bemerkenswerther, als sie nicht einen den Behörden als verdächtig bekannten Schriftsteller betraf, sondern einen Mann, der im Regierungsdienst den sehr geachteten Posten des Direktors des Eisenbahnen-Ingenieur-Instituts inne hat. Offenbar kennt die russische Zensur keine Rücksichten, wenn es gilt, dem Vergehen vorzubeugen, das in der Störung der öffentlichen Ruhe durch Kundgebung eigener Meinungen besteht.

Digitized by Google

Wie stark aber der „präventive" Druck, der auf die russische Presse heute ausgeübt wird, auch sein mag, so erweist er sich doch als ungenügend, um den allzu weit gehenden Forderungen der Regierung an die Presse Realisirung zu verschaffen. Andererseits wechseln diese Forderungen so rasch und wachsen so stark an, daß selbst der Theil der Presse, der ihnen entgegen zu kommen bereit ist, sich ihnen nicht rechtzeitig anzupassen vermag. Das Resultat davon sind Strafen, die mit freigebiger Hand verschiedenen Preßorganen ausgetheilt werden. Ohne auf die weiter zurückliegende Zeit zurückzugreifen, wollen wir nur an das erinnern, was in dieser Hinsicht von der Regierung Nikolaus II. gethan worden ist. Am 29. Oktober 1894 verbot der Minister des Innern auf zwei Monate den Einzelverkauf der „Peterburgskaja Gaseta". Das folgende Jahr 1895 war gekennzeichnet durch eine Reihe von Strafmaßnahmen gegen die Presse. Am 13. Januar wurde die Zeitung „Kurskij Listok" auf zwei Monate verboten. Am 20. Januar wurde von den Ministern der Volksaufklärung, des Innern, der Justiz und dem Oberprokurator des Synods beschlossen, das Erscheinen der Zeitung „Russkaja Schisnj" gänzlich zu verbieten. Am 1. Februar wurde der Einzelverkauf der Zeitung „Theatralnija Wjedomosti" verboten. Am 15. Februar wurde der Monatsschrift „Nabludatjel" die erste Verwarnung ertheilt für „hartnäckige Verfolgung einer schädlichen Richtung, die zum Vorschein getreten sein soll" — Jedem, der diese Monatsschrift kennt, wird dies nur ein ungläubiges Lächeln abnöthigen. Am 17. Februar wurde der Einzelverkauf der Zeitung „Kiewljanin" für einen Monat verboten. Am 15. März wurde die Zeitung „Saratowskij Dnjewnik" auf vier Monate unterdrückt. Endlich am 27. Oktober verbot man den Einzelverkauf der „Russkija Wjedomosti" ohne Angabe der Dauer dieses Verbots; wieder erlaubt wurde der Einzelverkauf dieser Zeitung am 24. Januar 1896.

Das folgende Jahr 1897 bot bezüglich der Zahl der Strafen, die auf die Presse niederregneten, etwas fast noch nicht Dagewesenes. Aehnliches können nur die reaktionärsten Jahre der Regierungszeit des ersten Nikolaus aufweisen. Die seit der Ernennung des Herrn M. P. Solowjoff zum Chef der Oberverwaltung für Preßangelegenheiten besonders reizbar gewordene Zensur warf sich auf die Presse mit einer finsteren Wuth, Hiebe wurde nach rechts und nach links, eigenen Anhängern und Gegnern ausgetheilt, und es verging fast kein Monat, ohne daß der periodischen Presse einige Wunden

Digitized by Google

geschlagen wurden. Am 4. Januar wurde der Einzelverkauf der Zeitung „Utro" verboten; wieder erlaubt wurde er am 4. Februar. Zur selben Zeit wurde die erste Verwarnung der Zeitung „Lutsch" ertheilt, deren Einzelverkauf zugleich verboten wurde. Am 10. Januar erfolgte die zweite Verwarnung an die Zeitung „Chosjain" (der Landwirth). Am 14. Februar wurden der Einzelverkauf des „Graschdanin" und des „Swjet", am 15. Februar der „Glasnost" verboten; neu erlaubt wurde der Einzelverkauf dieser drei Zeitungen am 16. März. Am 27. Februar wurde die Zeitung „Minskij Listok" auf acht Monate verboten. Am 28. Februar erfolgte das Verbot des Einzelverkaufs der Zeitung „Ruß"; neu erlaubt wurde er am 8. Mai. Am 15. März wurde der Zeitung „Samarskij Wjestnik" auf vier Monate unterdrückt. Am 8. April erfolgte das Verbot des Einzelverkaufs der „Nowosti" (erneuert am 8. Mai). Am 17. Mai wurde die Zeitung „Sibirskij Wjestnik" auf acht Monate verboten. Am 20. Mai erhielt die Zeitung „Chosjain" die dritte Verwarnung und wurde auf zwei Wochen unterdrückt; nach ihrem Neuerscheinen wurde sie der Präventivzensur unterstellt. Am 21. Juni wurde die in lettischer Sprache in Riga erscheinende Zeitung „Desnaja Lapä" auf acht Monate verboten. Desgleichen am 28. Juni der „Odesskij Listok" auf zwei Monate; dieses Verbot wurde übrigens vor Ablauf dieser Zeit, nämlich am 21. August, aufgehoben.

Mit der zeitweiligen Abreise des Zensurchefs Solowjoff ins Ausland trat für die Presse ein kurzes Athemholen ein; nach seiner Rückkehr begannen von Neuem die Wuthausfälle der Zensur. Am 10. November wurde der Zeitung „Russkij Trud" die erste Verwarnung ertheilt für „eine dreiste Ausdrucksweise über die orthodoxe Geistlichkeit." Am 14. November fand dieselbe Maßnahme Anwendung gegenüber der Zeitung „Swjet", die einen Aufruf der Warschauer Studenten in Sachen der sechs Professoren abgedruckt hatte, welche die Errichtung eines Denkmals von Murawjoff begrüßt hatten. Am 15. November wurde den Zeitungen „Mirowije Otgoloski", „Syn Otjetschestwa", „Narod" und der in deutscher Sprache erscheinenden „St. Petersburger Zeitung", welche diese Mittheilung des „Swjet" abgedruckt hatten, das Recht entzogen, private Anzeigen zu drucken; ein Recht, das ihnen erst am 29. November wiedergegeben wurde. Am 15. November wurde auch der Einzelverkauf des „Russkij Listok" verboten (neu erlaubt am 15. Dezember). Am 29. November wurde das Drucken privater

Digitized by Google

Anzeigen im „Peterburgskij Listok", am 1. Dezember in dem „Birshewija Wjedomosti" und dem „Russkij Trud" verboten; diese Verbote sind am 15. und 18. Dezember wieder aufgehoben worden. Durch die Verfügung vom 7. Dezember verbot der Minister des Innern die Warschauer Zeitung „Gazeta Polska" auf sechs Monate. Am 10. Dezember beschlossen die Minister des Innern, der Volksaufklärung, der Justiz und der Oberprokurator des Synods, die Monatsschrift „Nowoje Slowo" gänzlich zu verbieten. Am 13. Dezember wurde der Zeitung „Sibir" die zweite Verwarnung ertheilt. Am 18. Dezember wurde der Einzelverkauf des „Utro" verboten. Endlich am 31. Dezember wurde die Zeitung „Kasbek" auf acht Monate verboten.

Das laufende Jahr 1898 hat der russischen Presse ebenfalls schon allerlei Angenehmes gebracht. Am 10. Januar wurde der Zeitung „Mirowije Otgoloski" die erste Verwarnung ertheilt für den Hinweis auf die geringen Dimensionen der bäuerlichen Antheile am Gemeindelande. Am 17. Januar wurde der Zeitung „Sibir" die dritte Verwarnung ertheilt, mit Unterstellung dieser Zeitung unter die Präventivzensur. Am 18. Januar wurde dem „Grashdanin" verboten, private Anzeigen zu drucken (neu erlaubt wurde es ihm am 26. Januar). Im Januar verbot der Höchstkommandirende des Kaukasus auf acht Monate die in Tiflis erscheinende armenische Zeitung „Ardsagan" in Folge ihrer „schädlichen Richtung." Am 1. Februar verbot der Minister des Innern den Einzelverkauf der Zeitung „Glasnost". Im Februar wurde für acht Monate der „Nischegorodskij Listok" (das Wiedererscheinen dieser Zeitung wurde jedoch vor Ablauf dieser Frist erlaubt) und der „Krimskij Wjestnik" verboten. Im selben Monat wurde der Einzelverkauf der Zeitung „Russkij Trud" verboten. Im März wurden unterdrückt auf einen Monat die Zeitungen „Odesskij Listok" und „Odesskija Nowosti", auf zwei Monate die „Donskaja Rjetsch". Im April wurde der Einzelverkauf der Zeitung „Glasnost" verboten, die bald darauf gänzlich einging. Im Mai wurde die Zeitung „Russkija Wjedomosti" auf zwei Monate verboten. Es erhielt die erste Verwarnung die Monatsschrift „Sjewernij Wjestnik", die erst im vorigen Jahr von der Präventivzensur befreit worden war. Im Juni wurde der Einzelverkauf der vom Fürsten Uchtomskij redigirten Zeitung „Peterburgskija Wjedomosti" verboten für den Abdruck eines aus Anlaß der Hungersnoth vom Grafen Bobrinskij an den Tulaer Gouverneur Stolle gerichteten offenen Briefes. Es wurde ferner gänzlich verboten

Digitized by Google

das Erscheinen der früher auf acht Monate verboten gewesenen armenischen Zeitung „Ardsagan" in Tiflis. Weiter wurde der Einzelverkauf der Zeitungen „Birshewija Wjedomosti" und „Peterburgskaja Gaseta" verboten. Die Zeitung „Wjatskij Krai" ist auf acht Monate unterdrückt worden, auch die unter Präventivzensur in Kischinew erscheinende Zeitung „Bessarabjetz" wurde auf einen Monat verboten. Im Juli wurde die Zeitung „Ruß" gemaßregelt. Nach der Entstehung dieser Zeitung im vorigen Jahr wurde ihrem Verleger vom Zensurchef Solowjoff ein Mann als verantwortlicher Redakteur aufgedrängt, der sich als geheimer Agent der Regierung entpuppte; hierauf stellte der Verleger das Erscheinen der Zeitung ein. Im Juli dieses Jahrs begann sie wieder zu erscheinen, aber bereits nach der fünften Nummer erhielt sie eine Verwarnung für einen Artikel des Grafen Tolstoi über die Hungersnoth.

Also in drei und dreiviertel Jahren sind zu verzeichnen: 8 Fälle der Entziehung des Rechtes, in Zeitungen Privatanzeigen zu drucken, 19 Verbote des Einzelverkaufs von Zeitungen, 19 Fälle zeitweiliger Verbote von Preßorganen, 7 Fälle von Ertheilung der ersten Verwarnung, darunter 2 an Monatsschriften und 5 an Zeitungen, 2 Fälle von Ertheilung der zweiten Verwarnung an Preßorgane, 3 Fälle der Ertheilung der dritten Verwarnung mit Unterstellung der betreffenden Organe unter eine Präventivzensur und 3 Fälle vollständiger Unterdrückung von Preßorganen (der Zeitungen „Russkaja Shisnj" und „Ardsagan" und der Monatsschrift „Nowoje Slowo"). Wahrhaftig, wenn der Vater die Presse mit Ruthen züchtigte, so züchtigt sie der Sohn mit Skorpionen.

Die hier mitgetheilten Thatsachen zeigen mit genügender Klarheit, wieviel Sinn und Wahrheit in dem Gerede jener naivliberalen Schriftsteller war, die sich seiner Zeit darüber gefreut hatten, daß im Ukas Nikolaus II., durch den ein (von der Akademie der Wissenschaften zu verwaltender) Fonds für Unterstützung armer Literaten begründet wurde, auch das Wort „Publizistik" vorgekommen war; sie erblickten darin quasi eine Anerkennung der Daseinsberechtigung der Publizistik. Nein, der Publizistik ist Nikolaus II. nicht mehr geneigt als sein Vater. Die Regierung bekundet auch unter ihm eine bis zur Krankhaftigkeit leidenschaftliche Hinneigung zur Finsterniß. Auch unter ihm ist sie ein entschiedener und unbeugsamer, wenn auch nicht immer aufrichtiger Feind des freien, gedruckten Wortes und verdeckt sorgfältig mit dem Zensurmantel vor den Augen der Presse alle ihre wunden Punkte und

Digitized by Google

alle Schäden des Volkslebens. Es erscheint fast vergeblich zu versuchen, sie zu überzeugen, daß unter einer solchen Politik vor Allem die Maßnahmen, die sie zur Hebung des Landes zu treffen hat, leiden müssen, da sie selbst genöthigt ist, unbeholfen im Dunkeln herumzutappen. Die sozialen Gruppen, aus denen die Regierung zusammengesetzt ist und die sie stützen, haben sehr gut verstanden, daß die erste Bedingung der Erhaltung ihrer Herrschaft das Nichtvorhandensein eines Selbstbewußtseins in den Massen ist, und sie scheuen sich daher nicht, dies offen zu bekennen. Und es muß anerkannt werden, daß die Bemühungen, das Wachsthum eines solchen Bewußtseins in der Volksmasse zu verhindern, soweit sie auf die Presse gerichtet waren, einen zweifellosen, sogar ziemlich ernsthaften Erfolg gehabt haben. Das beständige Ersticken ehrlicher Stimmen hat für allerhand Reptilien und für Leute, die nie eine Gesinnung gehabt haben, eine breite Bahn eröffnet und ihren Händen einen nicht geringen Theil der Presse ausgeliefert. Aber die immer wachsende Strenge der Strafmaßnahmen und die beständige Verlegenheit, in welche die Zensur neuerdings gerathen ist, zeigen doch deutlich, wie stark das Bedürfniß ist, gegen das die Regierung den Kampf führt und wie hohe Anstrengungen er von ihr fordert. Alle diejenigen aber, denen die Wahrheit theuer ist, die nicht mit verbundenen Augen leben wollen und die es schmerzt, ein in Finsterniß umherirrendes Volk um sich zu sehen — sie können mit der absolutistischen, jedweder Oeffentlichkeit abholden Regierung nichts gemein haben. Ihre Sache ist es, dem in den Massen erwachenden Bedürfniß entgegen zu kommen, ihnen die Binden von den Augen zu lösen und laut auszusprechen, was die Regierung so ängstlich verschweigen möchte.

Digitized by Google

Mustergiltiges Deutsch.

Von

Georg Kewitsch in Freiburg-Baden.

Schon das Thema deutet an, dass es sich nicht um die Mundarten handelt, nicht um die Sprache, wie wir sie in den einzelnen Gauen Deutschlands in Stadt und Land vom gemeinen Volk sprechen hören, sondern um die Verkehrssprache der Gebildeten, um die Sprache der Schule, der Kanzel, des Gerichtssaals, der Bühne, des Vortrags überhaupt.

Ist diese Sprache in unserm deutschen Vaterlande und darüber hinaus bei allen Deutschen überall gleich? Keineswegs. Jede Landschaft hat ihre Besonderheiten, die oft so eigenthümlich sind, dass man Jemandem schon an seiner Sprache anmerken kann, aus welcher Gegend er herstammt.

Viele halten diese Mannigfaltigkeit für einen Vorzug. So sagt der Germanist Kluge in einem Aufsatz der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 18. 10. 97, wo er gegen die Einheitsbestrebungen in der Bühnensprache ankämpft: „Die Landschaft, der Boden, auf dem wir leben, hat auch sein Recht. Etwas Erdgeschmack der Sprache muss geschont bleiben. Wie das Heimathsgefühl, darf auch der heimathliche Sprachklang, die Sprachfarbe als angeborenes Recht respektirt werden. Oder sollen wir mit allen Mitteln auf die große Nivellirung hinarbeiten, die Stammesart und Eigenart verpönt?"

Diese Worte haben gewiss etwas Anheimelndes, und gern möchte man sich ihnen anschließen. Bei weiterer Überlegung kommt man aber zu dem Schluss, dass mit dieser Gefühlsäußerung nichts anzufangen ist; sie hat ihre volle Berechtigung für die

Digitized by Google

Mundarten, nicht jedoch für die Gemeinsprache. Die Mundarten, ja, die kleben an der Erdscholle, die haben den Klugeschen Erdgeschmack; dagegen die Schriftsprache ist gerade von der Scholle losgelöst, frei gemacht, sie dient dem Verkehr Aller mit Allen. Und von „angeboren" kann man bei der Sprache überhaupt nicht reden. Brächte man Kinder im Säuglingsalter aus den verschiedensten Gegenden nach einem Ort, etwa in den Schwarzwald nach Freiburg, überließe sie in Abgeschlossenheit der Erziehung einer Pariserin, so würden alle Kinder, obgleich sie in Deutschland geboren sind, gleichmäßig Pariser Französisch lernen und sprechen. Wäre eine fesche Wienerin als Erzieherin ausgesucht, so würden alle Kinder das reinste Wienerisch allmählich sprechen unbekümmert um die Erdscholle, auf der sie leben.

Dies Beispiel soll zeigen, dass die Sprache an sich nicht nothwendig verschieden sein braucht, obgleich sie es immer sein wird. Bei sesshaften Leuten, wie es Bauern, Fischer u. A. sind, werden die Kinder an der Sprache der Eltern festhalten und sie auf die nächste Generation übertragen; kleine Änderungen werden sich auch hier mit der Zeit einstellen, da eine völlige Abgeschlossenheit dauernd nirgend stattfindet, und auch sonst neue Anschauungen, andere Bedürfnisse die Sprache beeinflussen. Dagegen bei beweglichen Volksschichten wird die erlernte Muttersprache sich den neuen Verhältnissen nach und nach anpassen mit Wirkung und Gegenwirkung. Dies geschieht oft schneller als man glaubt.

Der Zweck jeder Sprache ist ausschließlich die Vermittlung von Gedanken, die gegenseitige Verständigung. Daher wird man unter den jetzigen Kultursprachen jener den Vorzug zuerkennen müssen, die in der Aussprache eines Volkes die wenigsten Abweichungen zeigt. Von solchem Ideal ist zur Zeit unsre deutsche Sprache noch weit entfernt. Aber der Zug der Sprachentwicklung geht in der Gegenwart, in unserm Jahrhundert 18*) mit seinem riesigen Bahn- und Schiffsverkehr, mit unwiderstehlicher Macht dahin, dass die großen Gegensätze der Aussprache immer mehr

*) Das Jahrhundert 18 ist dasjenige, welches mit dieser Zahl geschrieben wird; es umfasst die Jahre 1800 bis 1899. Das 19. Jahrhundert ist ein gezähltes und umfasst die Jahre 1801 bis 1900. Es ist also 18 Kardinal-, 19 Ordinalzahl. Die erste Bezeichnungsart ist wegen der gleichen Vorstellung der Jahreszahlen bequemer, während man bei der zweiten immer noch um 1 erhöhen muss, ja sogar um 2, sobald man vom nächsten Jahrhundert, dem 20., redet. Wahrscheinlich haben uns diese Redeweise die Gelehrten eingeimpft mit Anlehnung ans Lateinische. So sagt man auch: Im ersten

Digitized by Google

ausgeglichen werden. Diese Thatsache muss auch Kluge anerkennen, er sagt es selbst. „Als Wilhelm Grimm den alten Göthe in Weimar besuchte, war er über das unverfälschte Frankfurter Deutsch des Dichters überrascht — und doch war er als Hanauer ein halber Landsmann des Dichters. In einem Menschenalter hatte die Schriftsprache solche Fortschritte gemacht! Unsere Klassiker reimen nicht rein, weil es keine gereinigte Einheitsaussprache gab." (So ist z. B. in Gretchens Gebet im Faust:

Ach neige,
du schmerzenreiche

für solche Deutschen, die (g) als Verschlusslaut sprechen, überhaupt kein Reim vorhanden; für solche, die neije sprechen, liegt ein unreiner Reim vor; für Göthe aber war der Reim vollkommen, denn er sprach neiche). „Es ist ein andauernder Ausgleichungsprozess, durch den wir schließlich zu einer Einheitsaussprache gelangen. Alle Analogien lassen darauf schließen. Aber künstlich lässt sich das nicht erzielen."

Dies „künstlich" soll sich beziehen auf den Beschluss der Germanistischen Sektion der jüngsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dresden, wo die folgende von Prof. Siebs-Greifswald eingebrachte These einstimmig angenommen worden war:

„Die im ernsten Drama übliche Bühnenaussprache pflegt als Norm für die deutsche Aussprache zu gelten. Sie ist aber nicht im deutschen Sprachgebiete durchaus dieselbe und ist, vom wissenschaftlichen Standpunkte betrachtet, nicht in jeder Beziehung zu billigen. Deshalb ist aus orthoepischen Gründen für Bühnen und Schulzwecke eine ausgleichende Regelung der Aussprache wünschenswert; sie ist aber auch darum wichtig, weil dereinst etwaige Verbesserungen der Orthographie auf ihr werden fußen müssen. For allem ist nötig,

1. die Unterschiede der Aussprache zwischen den einzelnen Bühnen des ober-, mittel- und niederdeutschen Sprachgebietes auszugleichen, sei es nach Maßgabe der Sprache der Gebildeten, sei es nach historischen oder ästhetischen Gesichtspunkten;

Jahrzehnt unsers oder dieses Jahrhunderts, aber in der Regel nicht: Im 5. Jahrzehnt, sondern: In den 40er Jahren. Beim Einzeljahr wendet man nur die Kardinalzahl an z. B. Das Jahr 1888 war das Todesjahr der beiden ersten Deutschen Kaiser Wilhelm I und Friedrich I (nicht Friedrich III; wer wären dann Kaiser Friedrich I und Friedrich II? Der römische Kaiser deutscher Nation Friedrich III regierte 1440—93). Das Cinquecento-Jahrhundert ist die Zeit von 1500 bis 1599!

Digitized by Google

2. die Unterschiede in der Aussprache des einzelnen Lautes zu beseitigen, die nur nach Maßgabe der Orthographie willkürlich geschaffen sind und von der Wissenschaft verworfen werden.

Die germanistische Sektion der 44. in Dresden tagenden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner würde es mit Freude begrüßen, wenn der deutsche Bühnenverein bereit wäre, sich zu gemeinsamer Arbeit an diesem nationalen Werke mit der germanistischen Wissenschaft zu verbinden."

Den Theaterintendanten konnte solche Vereinbarung nur erwünscht sein. Während bisher ihre Ausspracheanordnungen dem Odium persönlicher Willkür und unberechtigten Zwanges ausgesetzt waren, können sie jetzt sich einfach auf die Ergebnisse der Konferenz berufen, die im April d. J. in Berlin tagte, und werden damit gewiss größere Willigkeit bei den Schauspielern, Kunstrichtern und Zuhörern finden als bisher.

Ich gestehe, dass ich mir nicht zu erklären weiß, wie Kluge so zu sagen im selben Atem die Thatsache der Ausspracheangleichung, die er eine Segnung nennt, anerkennen und trotzdem sofort hinterher zu sagen vermag, er bestreite die Möglichkeit des Erfolges und spreche überhaupt dem Unterfangen einer Aussprachevereinbarung jede Berechtigung ab. Ich frage: Warum soll eine weitere Einigkeit in der Aussprache unmöglich sein bei dem gewaltigen Fortschritt, den unser Jahrhundert darin gemacht hat? warum soll die Förderung derselben unberechtigt sein? Kluge ist denn auch alsbald von verschiedenen Seiten bekämpft worden, ich nenne Professor Gartner in der Ztschr. des Allg. Deutschen Sprachvereins, Pf. Spieser, den Herausgeber der Reform, Monatsschrift für Rechtschreibung; bei dem letztern ist es um so mehr bemerkenswert, als er an der Erforschung der Elsässischen Mundarten beteiligt ist.

Die Schauspieler sind zur Zeit die einzigen, die berufsmäßig sich eine einheitliche Musterausprache so gut es geht aneignen müssen. Es heißt Unmögliches von ihnen verlangen, dass sie in Basel und Freiburg allemannisches, in Stuttgart schwäbisches, in München und Wien bairisches, in Dresden sächsisches, in Berlin märkisches, in Hannover ostfälisches Deutsch im Drama vortragen sollen; sie können nicht bei jedem Theaterwechsel die Aussprache umlernen, oder man müsste ihnen die Freizügigkeit verbieten, damit jedes Theater seine eigene Lokalfärbung in der Aussprache bewahre. Wollten sie aber wirklich im Landesdialekt sprechen, man

Digitized by Google

würde sie ohne weiters auspfeifen. Vergegenwärtigen wir uns den Vortrag der Schauspieler in landschaftlichem Dialekt.

In Berlin würden wir z. B. hören:

Jrau, Freund ist alle Theorie,
doch jrün des Lebens joldner Baum

in Hannover und Brunswik = Braunschweig:

Dä stößet kein Nächen vom sichern strand

in Thüringen, Schlesien, Österreich:

Wer wogt es, Rittersmonn oder Knopp,

und im Gesang:

Wie eine Tonne schlank

in Stuttgart und Freiburg:

Wirdik ehre(n) wir die Maischter,
aber frai ischt uns die Kunscht

und in andern Städten wieder anders.

Vielleicht möchte hier mancher Leser glauben, dass Gebildete in jenen Gegenden also nicht reden; leider ist es aber doch so. Natürlich sprechen nicht alle Gebildeten so, aber doch noch recht viele. Berlinisches Deutsch findet Vertreter bis in die höchsten Regierungskreise. Am unverbesserlichsten sind die Sachsen. Es ist unmöglich den Ernst zu bewahren, wenn ein richtiger Sachse an erhabener Stelle redet. So leitete z. B. ein Gymnasiumsdirektor seine Ansprache in der Aula, nachdem die Festkantate gesungen war, folgendermaßen ein:

Deire Gollejen! Cheliepde Dseechlinge tieser An/chdalt!
Äben sinn die Deene tes herrlijen Lietes verglungen u. s. w.

Und ein Pastor sprach von der Kanzel herab betend zur Gemeinde:

Herr Chesu Krist, pekleide uns durchs Läben!

Während uns am Süddeutschen auffällt, dass er die Konsonanten meistens stimmlos hart ausspricht, glauben wir beim Sachsen die harten Konsonanten weich, die weichen Konsonanten hart ausgesprochen zu hören. In Wirklichkeit spricht er beide Arten gleich, nur nicht stimmlos hart wie der Süddeutsche, sondern stimmlos weich. Die normale Aussprache giebt die weichen Konsonanten stimmhaft, die harten stimmlos. Daher darf man auch auf Luthers Schreibweise keine Schlüsse bauen in bezug auf Lautverschiebung, denn ihm als Sachsen fehlte in seiner Sprache der sichere Maßstab, wann der Konsonant weich, wann hart war. So erklärt sich der Unterschied und das Schwankende seiner Rechtschreibung im Vergleich zur jetzigen.

Digitized by Google

Aus dem Dargestellten geht jedenfalls so viel hervor, dass im gebildeten Publikum das Vorhandensein einer mustergiltigen Sprache empfunden wird. Wenn wir selbst uns vielleicht auch gehen lassen und in zwangloser Unterhaltung reden, wie uns der Schnabel gewachsen ist, so gestatten wir doch dem Schauspieler keineswegs, dass auch er auf der Bühne rede wie er will und seiner Muttersprache folge; der Schauspieler soll mustergiltig reden. Dies Verlangen macht sich geltend auch im geselligen Verkehr, wo man diejenigen belächelt, die nicht gelernt haben ihren Dialekt abzuschleifen und an ihrem landschaftlichen Deutsch festhalten.

Wollte nun einer glauben, diese als Muster, als Norm geltende Sprache sei etwas für alle Zeiten Unveränderliches, der befände sich in einem schweren Irrtum. Sprache ist Leben, sie ist in fortwährendem Fluss. Unsere Normalsprache ist nicht starr und soll auch nicht starr werden. Sie heißt mit Recht nur „mustergiltig", das will sagen: Unsere Sprache, die der allgemeinen Verständigung dient, hat sehr vieles, was allen Deutschen schon jetzt gemeinsam ist. Die einzelnen Landesdialekte haben aber mehreres, was einer Einigkeit geradezu widerstrebt; man wird daher das Gute vorziehen und das Schlechte verwerfen. Endlich findet sich auch manches, das in seiner Verschiedenheit erträglich ist und daher schwankt oder gleich gut ist. Gleichberechtigt ist ja an sich jede Mundart. Da indes keine Mundart den andern so überlegen ist, dass alle übrigen sich ihr einfach zu unterwerfen haben, so ist eben eine gegenseitige Verständigung nötig.

Eine Feststellung dessen, was mustergiltig sei, ist ein unabweisbares Bedürfnis nicht blos für uns, die wir den Gegnern und Zweiflern die Antwort nicht schuldig bleiben wollen, sondern vor allem für die Schauspieler und die Lehrer, insbesondere diejenigen, die Ausländern die deutsche Sprache lehren wollen. Der Ausländer will das „beste" Deutsch lernen, dies allein; denn er hat keine Zeit und keinen Anlass, die verschiedenen landschaftlichen Besonderheiten sich auch noch anzueignen. Kommt er in die Notlage, den Lehrer zu wechseln, so kann bei dem jetzigen Zustand leicht der Fall eintreten, dass der zweite Lehrer das für schlecht erklärt, was der erste als gut empfohlen hatte; ich brauche nur an die Aussprache von sp, st in Hamburg und Freiburg zu erinnern.

Was gehen uns die Ausländer an? wird hier mancher ausrufen. Gemach! es ist doch nicht ganz gleichgiltig. Für uns

Digitized by Google

Deutsche ist es auch von politischem Vorteil, dass wir eine weit und breit anerkannte einheitliche Sprache haben. Prof. Schröer hat auf diesen Punkt besonders sein Augenmerk gerichtet und in einem Vortrag, der im Märzheft 1898 der Preußischen Jahrbücher veröffentlicht ist, dargethan, dass die ausgewanderten Deutschen nicht aus Mangel an Vaterlandsliebe ihre Muttersprache so schnell aufgeben und sie gegen die fremde Sprache schon in der nächsten Generation völlig vertauschen, sondern weil Deutsch zu lernen für die fremde Umgebung zu schwer ist und die eingewanderten Deutschen an einer anerkannten Gemeinsprache keinen Halt haben, da die Einigkeit fehlt. Die deutsche Sprache breitet sich nicht aus, sie erobert nicht, sie weicht sogar zurück, nicht blos draußen im Ausland, sondern auch daheim im Inland.

Den nachhaltigsten und umfassendsten Einfluss übt die Schule aus. Daher muss darnach getrachtet werden, dass keiner zum Lehrberuf zugelassen werde, der nicht die Hochsprache mustergiltig spricht. Auf Orthographie, ja, darauf legt man Wert; sie giebt in der Schule den Hauptmaßstab für die Beurteilung der Fähigkeiten ab. Und auch später sind wir gar sehr geneigt, alle die Leute zu verhöhnen und als ungebildet zu belächeln und an den Pranger zu stellen, die bei angestrengter Arbeit mit der Zeit die vielfach ganz unsinnigen Regeln der Rechtschreibung vergessen haben und eben schreiben wie sie sprechen. Man prüft wohl, ob ein Schulamtskandidat im Französischen und Englischen eine gute Aussprache habe, und auch da wird ein Fehler leichter verziehen als in der Orthographie, nach einer guten Aussprache im Deutschen fragt man nicht. Wenn ein Schwabe oder Sachse sich die ganz fremdartigen Laute im Französischen und Englischen aneignen muss und auch aneignet obgleich mühsam, so wird er es im Deutschen doch wohl auch zu Stande bringen, zumal er da jünger ist. Für Kinder, deren Muttersprache eine Mundart ist, wird die Schulsprache immer etwas neues, fremdes sein, warum soll ihnen der Lehrer nicht das „beste" Deutsch lehren? Die landschaftliche Schulsprache zu lernen macht ihnen dieselbe Schwierigkeit wie die mustergiltige.

Wird ein Lehrer mit landschaftlicher Sprache nach einer andern Gegend versetzt oder nach einem andern Staate berufen, so werden seine neuen Schüler über ihn lachen, zum mindesten im Unterricht abgelenkt werden, da ihnen die ungewohnte Sprache dieses Lehrers mehr oder weniger komisch vorkommt. Aus diesem Zwiespalt

Digitized by Google

zwischen Lehrer und Schüler erwächst kein Gewinn; der Hör- und Schreibfehler sowie des Ulks ist da kein Ende, wie jeder weiß, dem dergleichen Spaß beschieden war. Wird dagegen vom Lehrer als Bedingung seiner Anstellung verlangt, dass er ein korrektes Deutsch nicht blos schreibt, sondern auch spricht, so kann sein gutes Beispiel als Vorbild auf die Schüler nur vorteilhaft wirken, und das kommt dann weiter der Gesamtheit zu gut. Steht erst mustergiltige Aussprache auf dem Programm aller Schulen, und die Pflege guter Aussprache geht alle Lehrer an, sowohl die Lehrer an Niederschulen, als an Mittel- und Hochschulen, dann folgen Kanzel, Gerichtssaal u. s. w. von selbst.

Sollen wir darauf warten, bis jenes geschieht? Nein. Schon der einzelne vermag durch sein gutes Beispiel auf seinen Umgangskreis fördernd einzuwirken, denn das Vorhandensein einer mustergiltigen Aussprache wird überall empfunden, wo Sinn für Gemeinsamkeit und Zusammenschluss aller Deutschen gepflegt wird. Was uns zur Zeit noch fehlt, ist die Anerkennung und das Streben nach Aneignung dieser Mustersprache in weiten Kreisen der Gebildeten. Die Feststellung derselben für die Bühne hat die eingangs erwähnte Kommission übernommen, es kann also jeder sich darüber unterrichten. Das Ergebnis der Beratung hat der Referent Prof. Siebs veröffentlicht in der Schrift: Deutsche Bühnenaussprache. Verlag Ahn-Köln. Preis 2 M. Man findet darin eine eingehende Darstellung des Sievers-schen Vortrages über den Lautbestand der gegenwärtigen Musteraussprache, der auch die wissenschaftliche Grundlage bei der Entscheidung streitiger Fragen abgab. Im übrigen war bei der Beurteilung maßgebend der Sprachgebrauch, wie er zur Zeit an den Bühnen im Vortrag des ernsten Dramas vorherrscht. Ob nun die Schule dies Bühnendeutsch unbesehen sich zu eigen machen soll, bleibt zunächst noch eine offene Frage; denn erstens ist es billig, dass die Lehrerwelt zuvor sich darüber äußere, zweitens ist nicht ausgeschlossen, daß die Verhältnisse der Schule eine andere Berücksichtigung erheischen als die Bühne. Und dann: an der Bühne ist die Wirksamkeit des Intendanten und Vorlesers viel nachhaltiger, sie greifen ohne Verzug sofort ein, wo sich eine Aussprachеunart bemerkbar macht, und den Schauspielern liegt selbst daran, eine tadellose Aussprache zu gewinnen; in der Schule sind wir zunächst auf den guten Willen der Lehrer angewiesen und auf das Verständnis, das sie der Sprache entgegenbringen. Einzelne

Digitized by Google

wichtige Punkte, über die die Konferenz sich einigte, seien hier aufgeführt:

Die Vokale werden als weit und eng unterschieden, je nachdem die Zunge flach liegt oder mit dem Gaumen eine Enge bildet. Die weiten Vokale stehen fast immer in geschlossenen Silben und sind kurz, ausgenommen (e), (*ä*), (*a*); die engen Vokale stehen in geschlossenen und offenen Silben, sie sind lang und kurz. Beispiele für weite Vokale: mit, hübsch, öfter, hell, zum, oft; leer, *Bär;* für enge lange Vokale: schief, wüst, schön, Mehl, Ruhm, Lohn; riechen, fühlen, hören, sehen, rufen, schonen; für enge kurze Vokale: die, Pyramide, Ökonom, Chemie, du, Nomade. Vom (*a*) wird gesagt, dass sein Klang überall gleich sei. Ich unterscheide jedoch ein hinteres dunkles (*a*) und ein vorderes helles (a); weit sind beide, denn die Zunge liegt flach. Beispiele für helles kurzes (a): matt, Hast, halt, naná; für dunkles langes (*a*): *Mahl, kam, Kahn, Schaar, Maass, Staat; malen, kamen, Fahne;* für dunkles kurzes (*a*): *Tarif, Fagótt, Patrón, Paris, Malachit, Aórta.* Diese Beispiele zeigen völlige Uebereinstimmung mit denen der übrigen Vokale. Um die Schauspieler vor nachlässiger Aussprache zu bewahren, werden die engen kurzen Vokale als „verhaltene Längen" bezeichnet, z. B. in Mêdîzîn; selbstverständlich spricht in Wirklichkeit kein Mensch die beiden ersten Silben lang.

Die meiste Schwierigkeit in der Feststellung der Aussprache machte das (e). Der Grund dafür liegt darin, dass dieser Buchstabe mehr Laute als irgend ein andres Vokalzeichen darzustellen hat, und dass seine Aussprache in den einzelnen Gauen Deutschlands schwankt. Hinzu kommt, dass sowohl das enge (e), als das weite (e)=(ɛ) kurz und lang gesprochen wird, und eine Neigung besteht, in einer Reihe von Wörtern das weite (ɛ) minder weit zu bilden und allmälig in das enge (e) umzuwandeln, man vergleiche: Feder, Väter, Vetter. Besonders macht sich dies geltend in Wörtern, die wir mit (ä) schreiben z. B. Väter, dänisch, mäßig, thätig, ähnlich, täglich u. a. Anderseits giebt es Gegenden, wo grade (ä) übermäßig weit gesprochen wird; es klingt durchaus unschön. Sogar in der unbetonten Endsilbe (er) kann man es dort hören z. B. Klausner; offenbar ein Überrest aus dem Mittelhochdeutschen: klôsenære. Die Konferenz hat sich dahin entschieden, dass es nicht wünschenswert wäre, wenn alle langen (e) in einer einzigen Lautart aufgingen; die kunstmäßige Sprache würde dadurch eines wertvollen Mittels der Klangwirkung beraubt werden. Sie warnt

Digitized by Google

aber vor Übertreibung sowohl in der Bildung der Enge als der Weite. Gewiss würde die Unsicherheit und Schwankung in der Aussprache des (e) sich verringern, wenn die Deutschen sich entschlössen, das weite (e) mit einem andern Buchstaben zu bezeichnen, also wenn sie (ɛ) in das deutsche Alphabet einführten. Das (e) in den schwachen Vor- und Nachsilben soll gemurmelt gesprochen werden, in den stärkeren Vorsilben jedoch voll und deutlich. Beispiele: gəbietə, redən, Schäfər; dagegen ər-, vər-, zər-, und wohl auch ənt-, əmp-. Ebenso sind die unbetonten Fürwörter mit vollem Laut zu sprechen, also ər, es, der, des, dem den. Ob die gleichen Artikelwörter flüchtiger als die Fürwörter, insbesondere ein, eine, eines, einer gegenüber dem Zahlwort gekürzt gesprochen werden soll, wie es in Braunschweig und dem weiteren Gebiet Ostfalen in gebildeten Kreisen üblich ist, darüber hat sich die Konferenz nicht ausgelassen. Obgleich die gekürzte Aussprache manches für sich hat, so vermute ich doch, dass die Konferenz davon nichts wissen will.

Die viel umstrittene Frage, ob der Vokal in Wörtern wie Tag, Rad, Grab, Gas, Trog, grob, Ost, Hof, Zug, Schmid, Jagd u. a. kurz oder lang zu sprechen sei, ist dahin beantwortet worden, daß der lange Vokal sich mehr empfehle, weil die Biegungsformen überall die Länge aufweisen. Die Konferenz hat sich aber durch diese grammatische Begründung nicht festnageln lassen; wo die Kürze überwiegend vorherrschte oder der Wohlklang und die Sinnunterscheidung mitsprach, entschied sie sich für die Kürze. Beispiele: Herzog, Bischof; der Wâl, aber der Walfisch, das Walross, die Wâlstat, aber die Walküre, der Bârsch, aber barsch. Ähnlich: die Jâgd, aber der Jagdhund, das Râd aber der Radfahrer. Im Vertrag zwischen Faust und Mephistopheles

Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
dass ich mir selbst gefallen mag,
kannst du mich mit Genuss betrügen:
das sei für mich der letzte Tag!
die Wette biet ich!
Top!
Und Schlag auf Schlag!

fordert der Wohlklang bei mâg, Tâg, Schlâg das betonte lange (â), dagegen bei Schlág zum ersten das betonte kurze (a).

Nach meiner Meinung gehört dieser Ausspracheſall zu den schwankenden; die lebende Sprache befindet sich hier bei ihrer Ent-

Digitized by Google

wicklung noch im labilen Gleichgewicht. Dass der Nominativ von den übrigen Kasus abweicht, kommt auch im Lateinischen und Griechischen vor z. B. miles, militis, θρίξ, τριχός. Die geschlossene Silbe stützt den kurzen Vokal. Ob man zur Erklärung aufs Mittelalter zurückgreifen soll, dafür liegt kein zwingender Grund vor. Auch in nehme nimmst nahm, komme kam u. a. wechselt die Länge des Vokals. Regelmäßig sieht das freilich nicht aus, aber dass es schlechter klingt, kann man nicht sagen. Die Wörter Schmid (Schmidt, Schmitt), grob, Grobheit, Grobschmid, Jagd, Belag, Herzog, Bischof werden zur Zeit ganz überwiegend mit kurzem Vokal, Stab, Spaß, Ruß, Gruß, Grus, Weg, Magd, Beleg, Lab, Flug, Pflug, Fluch mit langem Vokal gesprochen. Rôst (rösten), Rost (rosten) wird nur von wenigen unterschieden, und West hat Ost im Gefolge trotz Österreich, trotz Mundart im Süden und an der Nord- und westlichen Ostsee.

Aus der Konsonantenreihe greife ich (sp), (st) heraus, die im Anlaut deutscher Wörter mit dem Esch-laut zu sprechen sind. Man hört zwar noch immer wieder Einzelne die spitze Aussprache der Ostfalen als „allein richtig" verteidigen, als Grund dafür aber nichts weiter als „weil (s) und nicht (sch) geschrieben wird". Ja, wenn wir Deutsche ein deutsches Alfabet hätten! Ich verstehe darunter nicht die verzwickten Eckbuchstaben der Bruchschrift, die früher auch in England, Frankreich, Italien und Spanien im Gebrauch war und das wahre Augenpulver unserer Kinder ist, sondern deutsch wäre das Alfabet, das für jeden Laut der deutschen Sprache sein ihm allein zukommendes Zeichen hätte. Bei der Unzulänglichkeit des von den Römern übernommenen Alfabets waren wir gezwungen, mehre Laute durch denselben Buchstaben darzustellen. Ist es demnach nicht gar zu dumm, wenn jemand fordert, wir sollen nun umgekehrt diesen Buchstaben nur auf eine Art sprechen?

(b), (d), (g) sind weich und stimmhaft, (p), (t), (k) sind hart und stimmlos zu sprechen. Wenn außerdem verlangt wird, dass (p), (t), (k) überall behaucht, aspirirt sein sollen, so hat die Konferenz in dem Wunsch nach deutlicher Aussprache wohl etwas über das Ziel hinausgeschossen. In den Beispielen Pate, tappen, Kette sprechen wir allerdings den Konsonanten im Anlaut behaucht, weniger schon im Inlaut und in Pfau, Zahn, Sporn, Stahl, Napf, Ratz, futsch, hübsch = hüpsch, Wettlauf usw. überhaupt nicht, dafür im Auslaut wieder stark z. B. ab = aph, matt = math, weg = wekh.

Digitized by Google

Wie (w) und (f) werden auch weiches stimmhaftes (ſ) und hartes stimmloſes (s), das oft als (ß) geſchrieben wird, ſtreng unterſchieden. Man ſollte auch in der Schrift dieſen Unterſchied wahren und (ſ), (S) gegenüber (s), (S) auseinander halten, alsdann wäre (ß) ganz überflüssig. Möchten die Letterfabrikanten künftig dies beherzigen und (S) neben (S) einſtellen, damit der Setzer nicht genötigt iſt, nach verſchiedenen Setzkasten zu greifen. Das eine (S) neben den drei Buchſtaben (ſ), (s), (ß) ist doch gar zu ärmlich.

Die mustergiltige Ausſprache des (*g*) ist ein alter Zankapfel. Die Konferenz hat ſich lediglich an das gehalten, was zur Zeit an den Bühnen Brauch ist, unbekümmert um Grammatik und ſonstige Erwägungen. Darnach wird (*g*) überall als Klapplaut, alſo mit Abſperrung der ausgeatmeten Luft am Gaumen geſprochen. Beiſpiele: 1) Anlaut: Gabe, Garten, Gott, gut, geben, Gärten, Götter, Güte, Gaul, Gäule, geil, Glanz, Gram, Gnade; 2) Inlaut: *lagen, legen, zogen, zögen, trugen, trügen, ſiegen, bergen, Bürger, ſchwelgen*; 3) Auslaut: Tak, Stek, zok, truk, Siek, Berk Burk, Talk, Teik; ſakt, lekt, trukt, lükt, ſiekt, birkt, ſchwelkt. Einzige Ausnahme bildet die Endung —ig. Für dieſe wird feſtgeſetzt, dass ſie wie —ich laute z. B. Könich, heilich, ewich; auch mit Nachſilben: z. B. Könichreich, Heilichtum, Ewichkeit, jedoch für die weitere Nebenſilbe —lich Rückkehr zur Regel: z. B. köniklich, ewiklich. Die Biegungsformen kehren ebenfalls zur Regel zurück, weil dann (*g*) aus dem Auslaut in den Silbenanlaut tritt z. B. *Könige, heilige, ewige*; fällt aber das (*i*) aus, dann wird (*g*) zu (j), z. B. Könje, heilje, ewje. Auch Bräutjam neben *Bräutigam* gehört wohl hierher. Man ſieht, die Ausſprache des (*g*) ist ebenfalls noch vollſtändig im Fluss. Die Konferenz fand, dass keine der ſich bekämpfenden Sprechweiſen die Oberherſchaft habe. Einen Entſchluss musste ſie faſſen; ſie nahm, was in der Bühnenſprache zur Zeit Anerkennung erlangt hat. Ob die Schule ihr hierin folgen wird, erſcheint zweifelhaft. Auf eine eingehende Behandlung dieſer Frage kann ich mich hier nicht einlaſſen. Aber der Leſer wird wünſchen zu wiſſen, welches die Sprechweiſen ſind, die einander entgegen ſtehen; er wird zugleich daraus erkennen, wie die Konferenz zu ihrer Entſcheidung gekommen ist.

Die eine Partei verficht den Standpunkt, wie er bis um die te unſers Jahrhunderts 18 an der Mehrzahl der Bühnen, entlich in Berlin, gegolten hat und noch heute im geſellſchaft-

Digitized by Google

lichen Verkehr weit und breit besteht. Darnach wird (*g*) im Anlaut eines Wortes oder Stammes als Klapplaut gesprochen, im Inlaut und Auslaut dagegen als Reibelaut und zwar im Inlaut stimmhaft, im Auslaut stimmlos. Dabei wird, wie in der Aussprache des (ch), die Regel befolgt, dass nach den dunklen, hinteren Vokalen (a), (o), (u), (au) am Hintergaumen, nach den übrigen Vokalen und nach (*l*) und (r) am Vordergaumen artikulirt wird, also obige Beispiele unter 2): layen lejen, zoyen zöjen, truyen trüjen, sauyen säujen, Berje, Bälje, Könije und unter 3) Tach, zoch, truch, Siech, Berch, Balch, Könich in Uebereinstimmung mit Bach Bäche, Loch Löcher, Buch Bücher, Strauch Sträucher, Schwalch, Pferch, Dolch, durch. — Die andre Partei will das (*g*) nur als Klapplaut gesprochen wissen, auch in der Endung —*ig*, also Könik, Könikreich, königlich, *Könige, Könge*. Sie kommt der Bühnensprache am nächsten und kennt keine Ausnahmen. Diese Aussprache hört man zwar nur im äußersten Süden, wo auch der ich-laut fehlt, aber sie hat offenbar die größte Einfachheit für sich und wird in folge dessen im Leseunterricht vielfach geübt. Diese Einfachheit würde freilich auch für die erste Partei da sein, wenn wir ein deutsches Alfabet hätten. — Eine dritte Partei spricht den Klapplaut im An- und Inlaut, aber den Reibelaut im Auslaut nach der obigen Regel, also *Gabe, geben, lagen, legen, Burgen, Bürger, Könige*, aber Tach, Troch, Zuch, — Kriech, Burch, Talch, Könich, Königreich, königlich, Könje. Diese Aussprache findet Zusage durch die Beispiele: mögen, mochte, möchte, Macht; schlagen, Schlacht; geben, Mitgift; tragen, Tracht; pflegen, Pflicht; schreiben, Schrift; laden, Last; taugen, Tugend, tüchtig, u. a. Es sind demnach mit der Bühnensprache vier verschiedene Richtungen. Außer diesen giebt es natürlich noch mehre andere z. B. in Westfalen stimmhaftes (ach) = (γ) im An- und Inlaut, wo der Berliner (j) spricht; aber diese haben nur landschaftlichen Werth und kommen für die mustergiltige Sprache nicht in Betracht.

Es könnte nun scheinen, dass bei so schwankendem Zustand von dem Vorhandensein einer Mustersprache überhaupt nicht die Rede sein dürfe. Das würde aber eine irrige Vorstellung des Begriffs „Mustersprache" voraussetzen. Diese will durchaus nicht starr sein, dann wäre sie eine tote Sprache. In schwankenden Aussprachefällen sind wir tolerant und wenn wir uns in den Hauptfragen einigen, so ist damit schon außerordentlich viel ge-

Digitized by Google

wonnen. Immerhin ist es wichtig für uns, auch in diesen schwankenden Fällen aufs Bühnendeutsch hinweisen zu können. Unter solcher Auffassung steht zu hoffen, dass die Gegner unserer Einheitsbestrebungen nicht mehr so schwarz sehen und sich vielleicht sogar zur Mitarbeit verstehen werden.

Der einzelne vermag nicht nur durch seine deutliche und reine Sprache im Vortrag, im Verkehr auf seine Zuhörer guten Einfluss auszuüben, so dass sie zur Nacheiferung angespornt werden, sondern durch das gedruckte Wort kann er auch in die Ferne wirken und einer guten Aussprache Vorschub leisten, das einschleichen einer irrigen Aussprache besonders bei fremden Namen verhindern. Dies wird erreicht durch eine lauttreue Schreibung. Möge uns Deutsche ein gütiges Geschick davor bewahren, dass wir durch starres festhalten einer bestimmten Rechtschreibung in die gleiche Lage wie die Engländer geraten! Auch die deutsche Rechtschreibung ist nichts weniger als mustergiltig. Und ist etwa die jetzige von je an so gewesen? — Wie aber der einzelne ohne besondere Mühe im guten Sinne wirken kann, will ich an einigen Beispielen zeigen.

Bekanntlich wird im Deutschen (v) vielfach für (w) und (f) gesetzt. Wird nun ein Name, dessen Aussprache wir nicht kennen, mit (v) geschrieben, so kann es gar nicht ausbleiben, dass dieser Name von vielen falsch ausgesprochen wird, und der eine nimmt es von dem andern an. So giebt es von dem Namen Virchow 16 (sechzehn!) verschiedene Aussprachen. Nun will ich aber mal von den Familiennamen absehen, obgleich auch für sie lauttreue Schreibung allein vernünftig ist; was hält uns ab, die Ortsnamen so zu schreiben wie sie gesprochen werden? So wird Hannover, Villingen, Villach, Varzin u. a. von einigen mit (w), von andern mit (f) gesprochen. Die Namen Wener- und Wetter-See, Wiborg, Wang schreiben wir der Aussprache gemäs mit (w), also sollten wir auch Woss, Wadsö, Wardö, Westerolen schreiben. Das Wort vlaemisch wird von uns fälschlich flämisch statt flamisch ausgesprochen, denn hier ist (e) nur Dehnungszeichen wie in Soest, Koesfeld, Giessen, Wien. Schreibungen wie Mueller, Krueger sind undeutsch, und so sollte man auch nicht Goethe, sondern Göthe oder doch Gœthe schreiben. — Im Mittelalter wurde fast überall (v) statt (f) gesetzt. Nur in wenigen Wörtern ist dies (v) geblieben z. B. in Vater (engl. father), voll (neben füllen), vor (neben für), vorder (neben fördern). Im Althochdeutschen steht

Digitized by Google

überall (f). Darum fort mit dem (v)! mag es wieder Vokalzeichen werden, was es ursprünglich gewesen ist.

Eine weitere Besserung, die ebenfalls ohne alle Schwierigkeit von dem einzelnen vorgenommen werden kann, ist die Befolgung der Regel: Schreibe überall (k), wo (k) gesprochen wird. Also vor allem die deutschen Namen Karl, Kurt, Konrad, Oskar, Karfreitag; nicht minder die aus dem Slavischen stammenden Küstrin, Köslin; aber auch die Gründungen der alten Römer Köln, Koblenz aus demselben Grunde, wie wir Körper, Kalk, Punkt mit (k) schreiben, zumal Cöln nach lateinischer Aussprache-regel Zöln gesprochen werden müsste. Wollten wir wirklich den lateinischen Ursprung bewahren, ei, wie kommen wir dann dazu, aus Colonia die Abkürzung Cöln und aus Confluens (Confluentes) Coblenz zu bilden und (ö) statt (o), (b) statt (f), (z) statt (s) oder (tes) zu setzen und mehre Buchstaben auszulassen? Viele befolgen die naive Regel: In Bruchschrift (K), in Altschrift (C); vor solchen Geistern muss man die Segel streichen! — Warum soll man die Wörter Dachs, Fuchs u. v. a. so schreiben wie sie nicht gesprochen werden? Wir schreiben der Aussprache gemäs dreißig, nicht dreizig, warum also nicht auch seks neben sechzehn, sechzig? Aber nicht blos (chs), sondern auch (x) sollte durch (ks) ersetzt werden, einmal der Übereinstimmung wegen, dann weil (x) kein deutscher Buchstabe ist und kein einfacher Laut. Nur (z) = (ts) ist wegen seines überaus häufigen Vorkommens als Ausnahme zulässig.

Einen höchst lächerlichen Fehler gegen die Aussprache fremder Namen begehen viele unserer Landsleute dadurch, dass sie, weil sie auf der Schule keine andere fremde Sprache als die französische kennen gelernt haben, alle Fremdwörter einfränzen. So heißt ihnen die Grenzstation Chiasso in der Schweiz Schiasso statt Kiasso, das Wort Chemie lesen sie Schemie. Ja, wenn sie solche Wörter eindeutschen wollten, dann könnte man es sich eher gefallen lassen.

Das deutsche Alfabet ist zwar mangelhaft und die Darstellung des einfachen Zischlautes durch die drei Buchstaben s c h ist überaus schwerfällig; immerhin kommt die Vermittlung richtiger Aussprache dadurch doch zu ihrem Recht. Wenn wir aber in afrikanischen und asiatischen Namen die Lautverbindung (tsch) wie die Engländer durch (ch) wiedergeben, so leidet notwendig dabei die Aussprache Schiffbruch. Gewiss wäre es ein Fortschritt, wenn wir neben (sch) auch die bereits in deutschen Atlanten und Zeitschriften gebrauchten einfachen Zeichen (š) oder (ſ) in größerem Umfange verwendeten. Der

Digitized by Google

russische Maler Wereschtschagin schriebe sich dann Wereštšagin, der ungarische Staatsmann Andrassy Andraššy, die italienische Stadt Brescia Brešša, Kiautschou Kiautšou, Chefoo, Tšifu.

In den Wörterbüchern, Inhaltsverzeichnissen, Registern, Kursbüchern usw. wird durch Nichtbeachtung der Aussprache dem Sucher sehr viel vergebliche Mühe und Zeitverlust bereitet. Soll man ein Wort, das mit (k) gesprochen wird, bei (C) oder bei (K) suchen? Welchen Platz haben (ä) (ö) (ü)? der eine behandelt sie so als wenn (ae), (oe), (ue) stände, der andre so als wenn die beiden Punkte über dem Buchstaben gar nicht da wären. Beides ist unvernünftig, denn (ä), (ö), (ü) sind grade so gut einfache Vokale als alle andern. Ihr Platz ist angemessen zwischen (a) und (b), (o) und (p), (u) und (v) oder wie im Norwegischen am Schluss des Alfabets hinter (z). Selbverständlich sind auch die Großbuchstaben (Ä), (Ö), (Ü) einzuführen. Wie man (J) von (J) getrennt hat, sollte man auch das weiche (S) vom harten (S) trennen und die Verbindung (Sch) = š als ein Ganzes auffassen. Der große Haufen (S) muss in drei Teile zerschlagen werden mit der Reihenfolge (S), (S), (š) = (Sch). Beispiele: Sohn — Sklave — Schatz, špiel, štand. Bruchschrift und Altschrift seien gleich, also S ſ, S s, ß š — ſ ſ, S s, ß š oder ſ.

So rufe ich denn alle, die mit mir gleichen Sinnes sind, auf, den deutschen Standpunkt gegenüber den anderen Nationen zu wahren, für die Verbreitung mustergiltiger Aussprache zu wirken und diese durch vernünftige Schreibung zu stützen. Wer Vereinsbestrebungen dieser Richtung kennen lernen und durch Beiträge unterstützen will, den verweise ich auf die Monatsschriften Reform, Norden, Soltaus Verlag und Maître phonétique, Bourg-la-Reine (Seine). Probenummern sind stets zu haben.

Digitized by Google

Joh. Phil. Freiherr von Weſſenberg.

Von

Wilhelm Lang.

Johann Freiherr von Weſſenberg. Ein öſterreichiſcher Staatsmann des 19. Jahrhunderts. Von Alfred Ritter von Arneth. 2 Bde. Wien, W. Braumüller.

Von den beiden Brüdern Weſſenberg iſt der jüngere, Ignaz Heinrich, der bekanntere. Der Generalvikar der Diözeſe Konſtanz gehört durch ſeine kirchenreformatoriſchen Beſtrebungen der Geſchichte an, und ſeine milde Perſönlichkeit, ſein ſegensreiches Wirken ſind heute am Bodenſee noch unvergeſſen. Eine zureichende Biographie iſt ihm noch nicht geworden; dagegen iſt jetzt ein Lebensbild ſeines älteren Bruders, Johann Philipp, des öſterreichiſchen Staatsmanns, erſchienen und zwar aus der Feder Alfred von Arneths. Es iſt die letzte von zahlreichen Arbeiten des vielverdienten Wiener Archivdirektors, der am 30. Juli vorigen Jahres geſtorben iſt; ein nachgelaſſenes Werk, das noch dazu faſt wie ein Vermächtniß anmuthet. Schon aus dem Vorwort ſpricht eine lebhafte Sympathie, eine beſondere Wärme für den Helden, und es werden dadurch Erwartungen erregt, die ſich beim Leſen des Buches ſelbſt nicht vollſtändig erfüllen. Tadellos ſtellt ſich der perſönliche Charakter Weſſenbergs dar. Aber ſo ſehr man ſeine Hingabe und unermüdliche Arbeitskraft, ſeine edle Denkart und vieſeitige Bildung hochachten muß, ſo gewinnt man doch nicht den Eindruck, daß dieſer Mann, der zu den wichtigſten Staatsgeſchäften gebraucht wurde, durch außerordentliche Talente ſich ausgezeichnet, daß er den Scharfblick oder die Gewandtheit beſeſſen habe, die man ſich von einem geborenen Diplomaten unzertrennlich denkt, oder die männliche Ueberzeugungstreue, die auch bei mäßigen Erfolgen Anerkennung abnöthigt. Bedenkt

Digitized by Google

man, daß er von unscheinbarer Gestalt war, einen gebrechlichen und von Jugend auf kränklichen Körper besaß, so steigt andererseits wieder die Achtung vor einer Treue, die, wenn es Dienste für den Staat galt, auch den beschwerlichsten und undankbarsten, ja gefahrvollen Situationen sich zu unterziehen jeder Zeit bereit war. Er gehört zu den Männern, die in der politischen Welt viel gearbeitet, viel Einfluß gehabt haben und doch fast vergessen sind; deren Werk in den Akten der Diplomatie vergraben ist und deren Persönlichkeit doch eine genauere Kenntniß und Würdigung verdient.

Die Grundlage der Biographie bildet der schriftliche Nachlaß Wessenbergs im österreichischen Staatsarchiv, eine sehr reichhaltige Quelle, denn Wessenberg gehörte zu den schreibseligsten Naturen. Unermüdlich war er im Niederschreiben von Denkschriften und Gutachten, von kritischen Versuchen, von Tagebüchern und autobiographischen Fragmenten; von den letzteren hat er nur Weniges drucken lassen und an Freunde vertheilt. Dazu kam eine stark betriebene Privatkorrespondenz, die zum Theil auch von Arneth benutzt wurde. So seine Briefe an den Erzherzog Johann, mit dem Wessenberg in einem Vertrauensverhältniß stand, das vom Feldzug des Jahres 1800 datirte und durch die ganze Lebenszeit des Erzherzogs in unverminderter Herzlichkeit sich erhielt. Auch im Jahre 1848 während der Reichsverweserei war Wessenberg der nächste Vertrauensmann des Erzherzogs. Veröffentlicht sind von Wessenbergs Briefen die an den Legationsrath Isfordink (2 Bände, Leipzig 1877), die jedoch nur das letzte Jahrzehnt (1849—1858) begreifen. Ein sehr reger Briefwechsel wurde auch zwischen den Brüdern geführt. Er scheint nur fragmentarisch erhalten zu sein. Ein Theil desselben, nämlich 140 Briefe Johann Philipps, befinde sich im Besitz der Königlichen öffentlichen Bibliothek in Stuttgart. Arneth hat sie nicht benutzt. Im Nachfolgenden werden gelegentlich ergänzende Mittheilungen daraus gemacht werden.

Mit seinem 21. Lebensjahre, 1794, trat Wessenberg in österreichische Dienste, und dem Kaiserstaat blieb er durch sein ganzes Leben treu. Die Familie, ursprünglich schweizerischer Herkunft, war im Breisgau begütert, das damals noch österreichisch war; später hat Johann Philipp auch Grundbesitz in Böhmen erworben. In den Kriegen um die Wende des Jahrhunderts war er eine Art Zivilkommissär bei der Armee, dann trat er in die diplomatische Laufbahn. Mehrmals hat er Posten im Ausland bekleidet; wichtiger waren die besonderen Sendungen und Aufträge, zu denen er ver-

Digitized by Google

wendet wurde. Man hat ihm die schwierigsten anvertraut. So im Jahre 1809 die Sendung nach Berlin, wo er Preußens Hilfe für den Waffengang Oesterreichs gegen Napoleon gewinnen sollte. In Berlin war er schon im Jahre 1801 Legationssekretär unter Graf Stadion gewesen, nnd dieser sprach sich damals nicht durchweg lobend über seinen Gehilfen aus. Neben seinen Fähigkeiten, seiner Pflichttreue und Pünktlichkeit in den Geschäften, meinte Stadion, fehle es Wessenberg an Geschmeidigkeit, Gewandtheit, Leichtigkeit der Konversation, wie sie zur Gewinnung ausgebreiteter Verbindungen unerläßlich seien. Dennoch war es Stadion, der ihn für den Berliner Posten bestimmte, wo er das preußische Kabinet, den König selbst zur Mitwirkung am Kriege bewegen sollte. Bekanntlich war die Mission ohne Erfolg und sie wäre wohl auch einem anderen Unterhändler nicht besser geglückt. An persönlichen und schriftlichen Bemühungen hatte er es nicht fehlen lassen. Aber so günstig die Eindrücke waren, die er in Berlin empfangen hatte, so sah er sich schon dadurch, daß der König sich sein Erscheinen in Königsberg verbat, tief in seinen Hoffnungen herabgestimmt. Schon am 2. April schrieb er nach Wien, man dürfe auf die Mitwirkung Preußens nicht mehr zählen. Immerhin war die letzte Entscheidung noch vom Waffenglück Oesterreichs abhängig und nach der Erhebung Tirols, die in Norddeutschland einen ungeheuren Enthusiasmus hervorrief, glaubte Wessenberg schon in nächster Zeit eine allgemeine Volkserhebung voraussehen zu dürfen. Dann aber kamen die rasch sich folgenden Berichte von den Siegen Napoleons und auch nach dem Siege des Erzherzogs Karl bei Aspern rückten die Verhandlungen nicht vorwärts. Sehr unbequem war es den österreichischen Staatsmännern, als der Minister Graf Goltz Aufklärung darüber wünschte, welche Gedanken Oesterreich über die zukünftige Gestaltung Deutschlands hege. Nach dem Verlust der Schlacht bei Wagram trat Oesterreich in Verhandlungen mit Napoleon, die zu einem völligen Systemwechsel führten. Daran änderte auch die Sendung Knesebecks nichts mehr, der für den Fall des Wiederausbruchs des Krieges die Mitwirkung Preußens in Aussicht stellte. Wessenberg sprach auch jetzt Zweifel an der Festigkeit des Entschlusses des Königs aus, wie denn die Sendung Knesebecks nach seiner Meinung bloß den Zweck hatte, die Friedensunterhandlungen zwischen Oesterreich und Frankreich zu stören, von deren Ausgang ungünstige Folgen für Preußen befürchtet wurden. Zu diesen Verhandlungen, die zum Wiener Frieden führten (14. Oktober) sandte Wessenberg zwei

Digitized by Google

Denkschriften ein (mit schriftstellerischen Leistungen dieser Art, auch freiwilligen, unverlangten, war er stets bei der Hand), die von einer tapferen Gesinnung eingegeben und voll edler Grundsätze waren, — schöne Worte, aus denen der neue Minister Metternich für den Friedensschluß geringen Nutzen ziehen konnte. Die Mittheilung des Friedensschlusses an Wessenberg begleitete Metternich mit Klagen über Rußlands drohende und Preußens schwächliche Haltung, als zwei der Hauptursachen des über Oesterreich hereingebrochenen Unglücks; sollte jemals die Reihe eines erneuerten Kampfes gegen Frankreich an sie kommen, so würden beide Mächte die passive Rolle, zu der Oesterreich in Folge seiner Entkräftung nunmehr verurtheilt sei, in einer für sie gewiß empfindlichen Weise verspüren. Nach dem Friedensschluß bat Wessenberg selbst um seine Abberufung aus Berlin, da er durch seine Verbindungen mit den Häuptern der Kriegspartei in Preußen jetzt in eine peinliche Lage gerathen sei. Hatte er doch im Juli, als bereits die Schlacht von Wagram geschlagen war, noch einen abenteuerlichen Plan Blüchers nach Wien übermittelt. Selbst von dem ungerechten Verdacht, ein Mitwisser der Schillschen Unternehmung zu sein, war der österreichische Gesandte nicht verschont geblieben.

Wenig ist über Wessenbergs Sendung nach London im Frühjahr 1813 zu sagen, obwohl er über ein Jahr in der englischen Hauptstadt verweilte. Der Zweck seiner Sendung war, England für den allgemeinen Friedensplan zu gewinnen, dessen Verwirklichung der österreichische Hof nach dem Ausgang des russischen Feldzuges anstrebte. Die Stimmung in England war diesem Plane wenig günstig, Alles war vielmehr für den Krieg, und der Gesandte gerieth dadurch in eine um so üblere Lage, als ihn die eigene Regierung Monate lang ohne Weisungen, ja ohne irgend welche Mittheilungen ließ. Verstimmt gegen die englische und gegen die eigene Regierung sah er die Nutzlosigkeit seines Bleibens und wünschte seine Abberufung. Erst zu Ende August erhielt er wieder Nachricht, nachdem Oesterreich sich dem Bündniß gegen Napoleon angeschlossen hatte. Die wirklichen Verhandlungen mit England wurden dann durch Lord Cathcart und den nach Wien geschickten jungen Grafen Aberdeen geführt. Wessenberg war bei dieser Mission von seinem Hofe in jeder Beziehung schlecht behandelt worden. Endlich, im März 1814 durfte er London verlassen. Er ging über Holland nach Frankreich, um hier das österreichische Hauptquartier zu gewinnen, fiel aber bei Saint-Thiébaut einem französischen Volkshaufen in die Hände und wurde, als er

Digitized by Google

auf sein Verlangen nach dem Hauptquartier Napoleons gebracht wurde, unterwegs von einem französischen General vollends gründlich ausgeplündert. Napoleon befand sich in Saint-Dizier und hatte mit dem österreichischen Diplomaten, der zu seinem großen Vergnügen in kläglichem Aufzug vor ihm erschien, ein langes Gespräch, das bewies, daß auch in seiner verzweifelten Lage der Kaiser noch die seltsamsten Illusionen hegte. Es war unmittelbar vor der Kapitulation von Paris und die Nachricht von dieser wurde dem Kaiser durch einen Kurier überbracht, noch ehe er Wessenberg verabschiedete und zu den österreichischen Vorposten entließ.

Den Höhepunkt von Wessenbergs staatsmännischer Thätigkeit bildet der Wiener Kongreß, an dem er als der zweite österreichische Bevollmächtigte Theil nahm. Zwei Gründe, sagt Arneth, mochten Metternich zu dieser Wahl bestimmen: einerseits wußte er, daß er an Wessenberg einen kenntnißreichen und rastlosen Mitarbeiter besitzen werde, der sich willig das so anstrengende und ermüdende Detail der Geschäfte würde aufladen lassen. Und andererseits hatte er wohl von Niemand weniger als von Wessenberg einen Eingriff in seinen eigenen Wirkungskreis und einen Versuch zu besorgen, den Glanz der Rolle, die er während des Kongresses zu spielen sich berufen fühlte, auch nur im Entferntesten zu trüben. Der Biograph deutet an, daß Graf Philipp Stadion größeren Anspruch auf diese Stelle gehabt hätte, als Wessenberg. Aber Stadion war verstimmt; neben dem jüngeren Metternich wollte er nicht die zweite Rolle spielen.

Wessenberg lag die Ausfertigung aller schriftlichen Arbeiten für seinen Minister ob. In besonderen Denkschriften beleuchtete er vom österreichischen Standpunkt aus das russische Begehren nach dem Großherzogthum Warschau und die Einforderung Sachsens durch Preußen, wie die schweizerischen Dinge zu ordnen und die Grenze der Lombardei gegen Sardinien abzustecken sei. Er saß in mehreren Ausschüssen und ganz besonders gehörte seine Thätigkeit dem deutschen Ausschusse an. An der Fassung der Bundesakte hatte er den größten Antheil, und daß die meisten ihrer Artikel seiner Redaktion entstammten, darauf war er noch in späteren Jahren stolz. So behielt er denn zeitlebens eine verzeihliche Pietät für diese Verfassung, deren föderativer Charakter, wie er überzeugt war, allein den thatsächlich bestehenden Verhältnissen entsprach, allein praktisch war und „Alles enthielt, was Deutschland Noth that“. Er pflegte dies allen späteren Reformplänen entgegenzuhalten,

Digitized by Google

dem preußisch-deutschen Bundesstaat wie dem Gesammteintritt der österreichischen Monarchie in den Bund, und nur das blieb ihm höchst merkwürdig, daß die Verfassung, die er so weise eingerichtet hatte, so schlecht funktionirte und der Bundestag es niemals zu einer Thätigkeit bringen konnte.

Bei der Erzählung der Lebensgeschichte eines österreichischen Staatsmannes, der durch Jahrzehnte hindurch bei den wichtigsten Staatsangelegenheiten mitthätig war, lag es für den Geschichtsschreiber nahe, seine Arbeit zu einer Darstellung der österreichischen Politik überhaupt und zu ihrer Begründung und Rechtfertigung zu erweitern. In der That ist dies mit Arneths Buch der Fall, und ganz besonders tritt es bei den Verhandlungen des Wiener Kongresses hervor. Der ganze Gang der Verhandlungen wird hier vom österreichischen Gesichtspunkt aus verfolgt und aus den Wiener Archiven auch manche neue Einzelheiten mitgetheilt. Daß diese Mittheilungen aber hinreichen, das Urtheil über jene oft beleuchteten Vorgänge wesentlich zu beeinflussen oder wo es feststeht zu ändern, wird sich nicht behaupten lassen, und über den trotz aller Umwickelung ziemlich gereizten Protest, der gegen die Darstellung Treitschkes erhoben wird, läßt sich um so eher hinweggehen, als der österreichische Geschichtsschreiber selbst zu dem Zugeständniß genöthigt ist, daß mit den reindeutschen Interessen dasjenige Preußens zusammenfiel (I, 244) und daß Oesterreich als bunter Nationalitätenstaat nur eine losere Verfassung des deutschen Bundes zulassen konnte, während Preußen im eigenen Interesse einen engeren Aneinanderschluß der deutschen Staaten begünstigen mußte (I, 277).

Es war gewissermaßen die Fortsetzung seiner Funktion am Wiener Kongreß, daß Wessenberg auch in der Territorialkommission und in der Militärkommission, die in Frankfurt a. M. gebildet wurden, Oesterreich zu vertreten hatte. Diese Geschäfte hielten ihn dort bis ins Jahr 1820 fest. Dann aber trat eine Pause in seinen Dienstleistungen ein. Für den Augenblick entsprach dies seinen Wünschen. Er fühlte sich erschöpft, er wollte sich seinen Vermögensverhältnissen, seinen Studien widmen. Von einem Abrücken von Metternichs Politik, der er bisher gedient, noch keine Spur. Im Gegentheil. Zu den Karlsbader Beschlüssen sendet er noch aus Frankfurt dem Staatskanzler wiederholte und angelegentliche Glückwünsche; ja, er bedauert, daß die Maßregeln gegen die Zügellosigkeit der Presse und die Indisziplin der Universitäten, die schon nach kurzer Zeit so wohlthätig wirken, nicht einige Jahre früher getroffen wurden.

Digitized by Google

Wie soll man sichs nun aber erklären, daß zwei Denkschriften von seiner Hand vorliegen, die wohl nicht viel später verfaßt sind und die ganz anders lauten? Denkschriften, in denen sowohl die Stichhaltigkeit der Beweggründe, die die beiden Großmächte vorschützten, in Zweifel gezogen, als auch die Maßregeln selbst getadelt werden. Sprach er in jenen Schreiben an Metternich, wie es der Staatskanzler gerne hörte, wegwerfend vom Geschrei der Demagogen und der Kanaille, so wird es in den letzteren vielmehr für wichtig erklärt, das Vertrauen und die Liebe der Völker zu gewinnen, die Verordnungen werden für willkürlich, gesetzwidrig erklärt, es wird sogar für Preßfreiheit eine Lanze eingelegt; das letztere freilich nicht ohne Einschränkungen, und auch die allgemeine Einführung des Repräsentativsystems hält der Verfasser für Deutschland nicht passend. Denkschriften dieser Art pflegte Wessenberg, der seine Feder niemals rasten ließ, für sich selber abzufassen und sicher hat er diese niemals nach Wien gelangen lassen. Immerhin mag es durchgesickert sein, daß er über die Karlsbader Maßregeln ketzerische Meinungen hege. Als eine allem Extremen abholde, stets zu einem friedlichen Ausgleich geneigte, maßvolle Natur hatte er sich auch in seiner diplomatischen Laufbahn erwiesen. Eine gewisse Entfremdung von der Wiener Staatskanzlei scheint schon jetzt eingetreten zu sein. Er zählte nicht mehr zu den Verläßlichen. Metternich hatte taube Ohren, wenn Wessenberg, der seine Nichtverwendung auf die Dauer schwer ertrug, wegen seiner Wiederanstellung anklopfte.

Erst nach der Julirevolution kam Metternich auf den alten Mitarbeiter und erfahrenen Diplomaten zurück. Er bestimmte ihn zum Gesandten im Haag und in der Folge zum österreichischen Vertreter bei den Londoner Konferenzen, in denen die schwierige belgische Frage ins Reine gebracht werden sollte. Bekanntlich haben sich diese Konferenzen Jahre lang hingezogen und sie sind für den Vertreter Oesterreichs eine recht dornenvolle Aufgabe gewesen. Denn die Einigkeit unter den Großmächten und damit den europäischen Frieden zu erhalten, war nur möglich, indem der Schwerpunkt immer mehr zu Gunsten der Westmächte sich verschob. Der Bevollmächtigte Oesterreichs sah sich von einem Zugeständniß zum anderen gedrängt und er selbst war es, der sich im Juni 1831 der Mission nach dem Haag unterzog, um den starrsinnigen König Wilhelm zur Annahme der von der Konferenz gefaßten Beschlüsse zu bewegen. Wessenberg hatte diese Sendung, die noch dazu vergeblich war, ohne Wissen und Ermächtigung seines Hofes unter-

Digitized by Google

nommen; er erfuhr dafür einen ausdrücklichen Tadel, wie denn Metternich überhaupt seine Unzufriedenheit mit dem Gang der Konferenzen nicht verhehlte. Schon die körperliche Leistungsfähigkeit Wessenbergs wurde durch die aufreibende Thätigkeit für die Konferenz auf eine harte Probe gestellt. In den Briefen an seinen Bruder klagt er beständig über das Klima der britischen Hauptstadt, über die Zerrüttung seiner Gesundheit. Einmal schreibt er (London, 31. Januar 1832): „Versammlung im Auswärtigen Amte von 11 Uhr Abends bis 3 Uhr Morgens. Es giebt keine Gesundheit, welche einem solchen Frohndienste widerstände. Nur das Skelett Talleyrand, in ein Dutzend Westen gehüllt, verspürt nichts davon". Zu dem Martyrium für seine Gesundheit kam nun die peinliche Empfindung, daß seine Thätigkeit nicht den Beifall des Kaisers und seines ersten Ministers gefunden. Er war sich bewußt, „zur Bewahrung des Friedens, vor dessen befürchteter Störung ganz Europa erzitterte, sowie der konservativen Prinzipien beigetragen zu haben." In Wien aber warf man ihm seine Nachgiebigkeit gegen die Revolution, seine Sympathien für das liberale Ministerium Grey vor. Metternich spottete auch über seine Gutmüthigkeit und Allerweltsgeschäftigkeit. „So hat er sich zum Redakteur, zum Rechenmeister, ja zum Lastträger der Herren Talleyrand und Palmerston gemacht. Was ihm aber unter seiner ungeheuren Geschäftsthätigkeit abhanden kam, das ist die Wahrung des Standpunktes seiner Regierung." Daß er gleichwohl so lange auf seinem Posten belassen wurde, verdankte er eben seinem nie ermattenden Fleiß und seinen Kenntnissen. Er selbst war längst einer Erholung bedürftig. Auf seinen dringenden Wunsch erhielt er im Frühjahr 1834 einen Urlaub, den aber Metternich in eine definitive Abberufung verwandelte. Im Jahre 1835 wurde er in bleibenden Ruhestand versetzt und seit seinem Zwiespalt mit Metternich gerieth er allmählich, sofern er nicht vergessen wurde, in den Ruf eines unabhängigen Charakters, eines Liberalen.

Daß dieser Liberalismus aber sehr weit enfernt war von dem, was man damals in den süddeutschen Kammern unter Liberalismus verstand, geht aus den Briefen hervor, die er von London aus an seinen Bruder schrieb, der damals als Vertreter des ritterschaftlichen Adels in der Ersten badischen Kammer saß. Diese Briefe sind voll von absprechenden Urtheilen über die damaligen Wortführer des deutschen Liberalismus und ihre Forderungen. So schreibt er am 8. März 1831: „In Deutschland spukt's gewaltig

Digitized by Google

in einigen Köpfen. Bleibt aber Friede, wie sicher zu hoffen ist, so wird ihre Ohnmacht sich bald zeigen. Die Vernünftigen müssen nur Vernünftiges wollen und vernünftig ist nur Dasjenige, was ohne Störung des häuslichen Friedens ausgeführt werden kann. Der Weg zum Guten ist ein langsamer. Jede Uebereilung straft sich bald selbst. Dieses sollten unsere teutschen Gelehrten wohl beherzigen und sich nicht einbilden, sie seien zum Regieren und Reformiren berufen. Die schlechteste aller Regierungen würde wohl eine Professorenregierung sein. Ich mag daher mit allen diesen Herren nichts zu thun haben und rathe Dir ein gleiches. Man kann sie nicht bessern und kann nur Schaden von ihnen ziehen. Dabei sind die meisten deutschen literati so ungeschliffen und burschikos, daß man sich ihrer im Ausland schämen muß. August Wilhelm Schlegel ist jetzt hier. Diesen hat Frau von Staël ein bischen zum Weltmann erzogen. Er ist sehr amüsant, ist leider ein ganzer Orientalist geworden." — 5. April: „Ich sehe, daß die Sachen im Badischen nicht so schlecht stehen, und hoffe, daß einige Uebertriebene, exagerés, wie Welker, Rotteck und C. durch ihre Theorien solche nicht verderben werden. Vor Allem predige den Leuten Mäßigung und warne sie vor Uebereilung. In einem kleinen Lande ist Ruhe noch nöthiger, als in einem großen. . . . Aufhebung der Zehnden ist ein Gegenstand, der längere Berathung und Vorbereitung erheischt. Ein bisher gesetzmäßig bestandenes Einkommen kann unmöglich ohne Entschädigung aufgehoben werden. Erfordert das Staatsinteresse die Aufhebung der Zehnden, so muß er auch auf die Entschädigung bedacht sein. In England ist dieser Gegenstand auch mehr als einmal zur Sprache gekommen, aber immer der Schwierigkeit einer Ausgleichung wegen wieder vertagt worden. Es wird wahrscheinlich bald wieder die Rede davon sein, obschon nicht dieses Jahr. Geschieht dieses, so wird zuerst über die Frage abgestimmt, ob der Gegenstand zur Diskussion soll zugelassen werden oder nicht. Wird er zugelassen, so werden Komiteen ernannt, um den Gegenstand zu untersuchen und die Arbeit der Komiteen, welche Zeit erfordern wird, wird dann erst wieder in den Kammern diskutirt. Was die hiesigen Kammern auszeichnet, ist die Ruhe, mit welcher auch die wichtigsten Gegenstände verhandelt werden. Wie sich ein Redner ereifert, wird er zur Ruhe verwiesen; daher die Leidenschaften nie das Spiel wie in Frankreich haben. Auch werden keine geschriebenen Reden geduldet. Die Leute hier sind viel gründlicher, als auf dem Kontinent. Ich glaube, das

Digitized by Google

Klügste wird sein, die Zehendgeschichte zu vertagen. Das gegenwärtige Jahr ist nicht günstig für derlei Untersuchungen. Dieser Gegenstand ist einerseits zu wichtig, andererseits noch zu wenig beleuchtet, er ist übrigens mit der bürgerlichen Gesetzgebung zu innig verflochten, als daß man schon itzt solchen in förmliche Berathung nehmen könnte. So würde ich meinerseits stimmen." — 13. April: Hier ist man für den Augenblick ausschließlich mit der Reform beschäftigt. Im Ausland hat man von dieser Reform einen etwas dunklen Begriff. Sie ist eigentlich nichts als eine Ausdehnung des Wahlrechts für die Mitglieder im Unterhause. Die vorgeschlagene Ausdehnung scheint mir allerdings zu groß, wodurch die Wahlen leicht zu demokratisch werden könnten. Allein, ohne irgend eine Erweiterung des Wahlsystems kommt die Aristokrazie dermalen nicht mehr durch. Ich hoffe immer, daß diese Geschichte friedlich ausgehen wird, obschon die Leidenschaften sehr dabei im Spiele sind. Uebrigens ist die Aristokrazie in diesem Lande noch immer fester als irgendwo begründet." — 30. Juli: „Hier hat man keine große Idee von den badischen Ständen. Ich bitte Dich sehr, diesen Leuten Mäßigung zu predigen. Sie haben nur Theorien im Kopfe und suchen mächtig zu werden, innerlich unbekümmert um das Wohl des Staates. Sie werden Dir schmeicheln, um Dich zu paralysiren. Die erste Pflicht ist heute, Mäßigung und Gerechtigkeit zu predigen, sonst wird die Unordnung schrecklich werden. Wo keine Gewalt ist, muß Revolution entstehen — témoin la France, wo ja Alles erbärmlich geht. Wegen der Zehendablösungen sollen sie abwarten, was in England geschehen wird. Welche Zukunft für unser armes Deutschland, wenn es von lauter Burschen regiert wird! Und unsere literarischen Politiker sind nichts anderes; echte Wissenschaft leidet sehr dabei."

28. Oktober. „Es ist lächerlich, sich über die Nothwendigkeit einer unbedingten Preßfreiheit zu zanken, wenn man noch kein gutes Gesetzbuch hat, wenn es überhaupt noch so sehr am Wesentlichen gebricht. Bis itzt haben sich die Stände mehr hemmend als fördernd gezeigt. Die Herren Professoren möchten gar zu gerne das Land dem deutschen Bund entfremden, um desto leichter nach Belieben schalten und walten zu können. Glaube mir, der Bund, so schwach, so mangelhaft er sein mag, ist ein wahres Bedürfniß für unsere kleinen Staaten, das einzige Präservativmittel gegen Zerstückelung und Eroberung. Für diesen Vortheil ist es billig, sich etwas gefallen zu lassen und sich in gewisse Formen zu schmiegen.

Digitized by Google

Man gefällt ſich in der Freiheit gegen die größeren Mächte zu ſchimpfen, und ich frage, was wäre aus der Welt geworden, hätten die fünf Mächte itzt nicht im Einverſtändniß den allgemeinen Krieg, die allgemeine Verheerung verhindert? Ich habe nunmehr bald vierzig Jahre den Gang der menſchlichen Geiſter und jenen der Regierungen in manchem Lande zu verſchiedenen Epochen beobachtet und mich zu überzeugen Gelegenheit gehabt, daß nur dort das öffentliche Wohl gedeiht, wo die Gewalt gehörig konſtituirt iſt. Dieſe Gewalt muß irgendwo exiſtiren und zwar von oben herab wirken, ſonſt iſt Revoluzion. In England exiſtirt ſie in hohem Grade im Miniſterio und findet eine große Stütze in der in beiden Kammern verbreiteten Ariſtokrazie. Es wird nicht ewig an der Regierung gekrittelt, ihre Befehle ſind ſchnell vollzogen, ihr Budget wird nicht jedes Jahr geändert. Sie hat in letzter Zeit nur einen Feind gehabt und hat ihn noch, in der unbedingten Preßfreiheit. Die Nachtheile dieſer werden hier beſſer gewürdigt als in den Kammern in Karlsruhe, wo alle praktiſchen Kenntniſſe fehlen, und man iſt ernſtlich bedacht, dem Gift, welches die Czunt, die Gobetts, die O'Connells verbreiten, entgegen zu arbeiten. Alle vernünftigen Whigs verlangen nur eine gemäßigte Preßfreiheit, eine ſolche, die weder Religion noch die Grundſätze der Staatsverfaſſung in Zweifel ſetzt und dadurch in Gefahr bringt."

1. November. „Welkers abenteuerliche Motionen haben hier nicht geringe Senſazion gemacht. Er möchte gar zu gerne den Reformator ſpielen. In dieſer Abſicht iſt er jedoch nicht in badiſche Dienſte aufgenommen worden. Vor ſolchen Ultras muß man ſich hüten. Er rühmt ſich Deines Beiſtandes. Dieſes iſt mir leid. Mäßigung und Beachtung deſſen, was exiſtirt, ſind unerläßliche Bedingungen für Jenen, der glaubt, Verbeſſerungen befördern zu müſſen. Dieſe Herren ſollen ſich ja nicht die Klügſten glauben. Unſere Bauern verlangen mögliche Erleichterung, mögliche Freiheit des Verkehrs und kümmern ſich wenig um Preßfreiheit. Sie ſind billiger wie Herr Welker und knüpfen nicht an ſolche Bedingungen ihre Steuerpflichtigkeit. Die Herren Profeſſoren ſollten die Wiſſenſchaften befördern, nützliche Kenntniſſe zur Verbeſſerung des Wohlſtandes verbreiten, dieſes iſt ihr Beruf, ſie ſollen der Jugend lehren, was ein guter Bürger iſt, aber nicht mit Politiſiren ihre Stunden vergeuden. Sie ſollen an den Profeſſoren in England ein Beiſpiel nehmen. Nicht Profeſſoren ſind Deputirte der engliſchen Univerſitäten, ſondern angeſehene Männer extra gremium."

Digitized by Google

Diese abfälligen Urtheile, die fast in allen Briefen wiederkehren, haben ersichtlich noch einen praktischen Zweck. Sie enthalten eine Kritik des Verhaltens des Bruders, der der liberalen Sache weit näher stand, ja sich in der Ersten Kammer in Karlsruhe zum Wortführer der Liberalen gemacht hatte und für Preßfreiheit, Zehentablösung u. s. w. eingetreten war. Seit 1833 nahm er nicht mehr an den Verhandlungen Theil, aber nur, wie es scheint, deshalb, weil er in Widerspruch mit seinen adeligen, konservativen Auftraggebern gerathen war. Dem älteren Bruder war es aber überhaupt fatal, daß der jüngere so stark in die Oeffentlichkeit getreten war, daß von ihm gesprochen wurde. Er selbst fühlte sich gewissermaßen mit kompromittirt. Der langjährige Gehilfe Metternichs scheute jede Berührung mit der Oeffentlichkeit und die Politik betrachtete er als ein Geschäft, das nur von Männern der Zunft betrieben werden könne und dürfe. Es mögen hier noch einige briefliche Aeußerungen aus dem Jahre 1833 folgen: London, 23. Januar. „Ich höre von einer baldigen Wiedereinberufung der badischen Stände, ich hoffe, daß Du durch nichts Dich wirst bewegen lassen, dabei zu erscheinen. Deine Gesundheit ist Beweggrund genug. Die Elemente der Kammern scheinen mir noch nicht die besten. Wenig Mäßigung, viele Uebertreibung, Anmaßung, Irritation, Unpraktisches. Da ist gut, weit davon zu sein. Durch die Uebertreibungen wird Alles verdorben. Ehrsüchtige Menschen wie Rotteck u. dergl. werden nie Gutes stiften. Sie kennen die Welt nur aus Broschüren und Pamphlets. Sie haben nichts selbst gesehen, selbst untersucht . . . Auf die Verhandlungen in Stuttgart bin ich begierig. Wangenheim wird suchen, eine Rolle zu spielen. Wenn er nur nicht einen so konsiderablen Durst hätte. Schade um sein Talent." — 11. Februar. „Was Du von Rotteck sagst, ist ganz richtig. Der Mann hat nichts Praktisches, wie die meisten seiner Herren Kollegen. Die Savans de métier haben fast überall dummes Zeug gemacht, weil sie die Welt nicht in der Welt, sondern nur in der Studierstube beobachtet haben. Ich rathe Dir sehr, von Karlsruhe weg zu bleiben. Deine Gesundheit ist ein gegründeter Vorwand, welcher dich gegen allen Verdacht von Feigheit schützen wird. Es kann Dich dort nur Aerger erwarten. Niemand hat Dir für Deinen Eifer gedankt. Wenn man nicht nützen kann, so ist es immer am klügsten, auf der Reserve zu sein und sich nicht auszusprechen. Das Aussprechen ist gefährlich und verdirbt oft Manches für die Zukunft. Man ist auch auf Deine Aeußerungen allerseits aufmerksam im In- und Aus-

Digitized by Google

lande, und dieſe Aufmerkſamkeit hat mehr oder minder Beziehung auf jene, die Deinen Namen tragen. Du wirſt mich verſtehen und auch in dieſer Beziehung muß ich wünſchen, Dich in Deiner Unabhängigkeit verbleiben zu ſehen. Der Zuſtand der Dinge iſt ſo, daß man jetzt überall den Regierungen Kraft und Muth wünſchen muß. Es iſt ſo viele Irritazion in der Welt, daß die erſte Pflicht aller Gutdenkenden ſein muß, Mäßigung zu predigen und in jeder Gelegenheit zu üben. Daher auch von den Regierungen nicht mehr verlangen, als ſie leiſten können. Kommt Zeit, kommt Rath — qui veut trop, en tient rien. So iſt es mit der Preßfreiheit gegangen. Ich empfehle de Pradts neue Flugſchrift: sur la presse et le journalisme, offenbar das Beſte, was gegen Preßlizenz erſchienen iſt." — 26. Februar. „Daß Du dem Landtage entſagſt, iſt mir eine große Beruhigung. Es wird dort nicht viel zu machen ſein. Es giebt Zeiten, wo man ſich ganz neutraliſiren muß. Du wirſt in der Zuſammenſtellung Deiner Reiſeberichte über Italien eine größere Befriedigung finden als unter den Junkern jenſeits des Schwarzwaldes. Wie ich hier loskomme, ſo werde ich ein Gleiches thun. Ueber Politik würde ich an Deiner Stelle wenig ſagen. Es iſt itzt Alles zu ſehr in Aufregung und es iſt dermalen eine ganz beſondere Klugheit nöthig, um nicht anzuſtoßen. Allein, Italien liefert ja einen weit ſchöneren und reichhaltigeren Stoff als die Politik."

28. November. „Heute Nacht habe ich mein ſechszigſtes Jahr überſchritten, letzten September das vierzigſte Dienſtjahr — es wäre Zeit, an Ruhe zu denken. Ich ſehne mich auch ſo ſehr nach dem otium, welches Virgil und Horaz ſo ſehr prieſen. Ich bin des ſeit fünfundvierzig Jahren ſich immer erneuernden Schauſpiels der Menſchen-Tollheiten ſatt. Allein wo iſt mein Lehnſtuhl, in dem ich dieſe Tollheiten verträumen könnte! Glaube mir, Du haſt den beſſeren Theil erwählt — musis et amicis. . . . Mittermaiers Abſchiedsrede an die badiſchen Stände iſt voll Anmaßung und Affektazion. Ein ſolcher Präſident einer Kammer würde hier ausgepfiffen werden. Der hieſige iſt ein etwas größerer Herr, er macht wenig Redensarten, aber ſeinen Worten wird gehorcht. Der ſehr gelehrte, aber noch mehr eingebildete Herr Profeſſor Mittermaier hätte ſich an jener Rede ſpiegeln ſollen, welche hier im Auguſt bei Auflöſung des Parlaments vom Speaker oder Präſidenten des Unterhauſes gehalten wurde. Sie war voll Anſtand, Würde, prunklos, aber paſſend. Der Mann ſprach keine Silbe von ſich, ein deutſcher

Digitized by Google

Gelehrter muß aber immer ein Breites von ſeinen Gefühlen erzählen und das werthe Ich herausſtreichen. Hier darf, wie Du wiſſen wirſt, Niemand eine voraus komponirte Rede halten. Jede wird improviſirt. Der Eitelkeit ſind dadurch gehörige Schranken geſetzt. Es wird weniger Zeit auf Worte verwendet und man denkt mehr an die Sache."

Aus ſpäterer Zeit (ohne Datum) iſt folgender Brief: „Senft iſt in Turin eingezogen. Dieſe Familie wird ſich, fürchte ich, ein beſonderes Geſchäft daraus machen, viele geſcheidte Leute zu denunziren, ich traue ihnen gar nicht. Die Römer haben noch immer ein wachſames Auge auf Dich und wie ich höre, ſogar auf mich. In Wien war man wie es ſcheint froh, in deinen Verhältniſſen mit Rom einen Prätext zu finden, um mir den dortigen Poſten abzuſchlagen,*) worüber ich mich keineswegs ärgere, ſo lächerlich es iſt. Im**) wollte man einen gewiſſen Hang zum Demokratismus entdecken und dergleichen. Lauter Dinge, über die man zwar hinweggehen muß, die uns indeſſen beſtimmen müſſen, immer mehr von Politik jeder Art und aller religiöſen Diskuſſion zu abſtrahiren und unſere Zeit und Fleiß bloß auf nützliche Wiſſenſchaft und Objekte im Gebiet des Geſchmacks und der Kunſt zu widmen. Wenn man die Macht nicht für ſich hat, muß man nicht thöricht wagen, ſondern den Feinden ausweichen. Les fous bravent, les sages évitent. Zu Leuten reden, die einen nicht verſtehen wollen, iſt die größte Thorheit. Dieſes Alles im Vertrauen . . . . Zerreiße dieſen und alle unnöthigen Briefe, ſo wie ich es jeden Sonnabend thue".

Als im Jahre 1845 die Rongeſche Bewegung in den katholiſchen Kreiſen Nord- und Süddeutſchlands um ſich griff, gerieth Johann Philipp abermals in Sorge, daß ſein Bruder in die Oeffentlichkeit heraustreten möchte. Der Name Weſſenberg wäre ein wirkſames Aushängeſchild für die neue Partei geweſen und dieſe ließ es auch nicht an Lockrufen fehlen, um den mit Rom und den Jeſuiten ſchwer verfeindeten ehemaligen Generalvikar von Konſtanz für ſich zu gewinnen. Johann Philipp theilte mit ſeinem Bruder von der Zeit an, da ſie als Knaben von Jeſuiten unterrichtet worden waren, die Abneigung gegen dieſen Orden; er theilte, wie es ſcheint,

*) Es war ſchon im Jahre 1824, das Weſſenberg um den Poſten in Rom ſich bewarb (Arneth II, 91), alſo zu einer Zeit, da ſeines Bruders Streit mit Rom noch recht friſch war.

**) Ein unleſerliches Wort, wie denn überhaupt Weſſenbergs eilig hingeworfene Schriftzüge oft ſchwer zu entziffern ſind.

Digitized by Google

überhaupt den kirchlich-religiösen Standpunkt des Bruders, doch mit der größten Vorsicht nach außen. Bei der deutsch-katholischen Bewegung meinte er, Alles komme darauf an, ob sie wie Luther im sechszehnten Jahrhundert durch die weltliche Gewalt, das heißt heute durch Preußen, unterstützt würde. Vorläufig war er für Abwarten und Schweigen und eben dies empfahl er dringend dem Bruder. Ja, als die Bewegung auch im Badischen um sich griff, auf dem Schwarzwald „und selbst am Kaiserstuhl" sich ausdehnte, da schlug er dem Bruder, dem er wirklich nicht recht getraut zu haben scheint, eine gemeinschaftliche Reise vor: „Mache, daß wir auf ein paar Wochen uns von diesem Getriebe entfernen, denn beide Parteien möchten gerne unseren Namen in ihre Sache verwickeln. Ich würde daher jede Aeußerung und jede Konversazion über diese Angelegenheit vermeiden." Das war im April 1845 und wirklich wurde im Mai die gemeinschaftliche Reise ausgeführt, von Basel durch die französische Schweiz nach Savoyen, von wo der geistliche Bruder in ein französisches Bad ging, Johann Philipp auf seine böhmischen Güter.

Sonst führte der kaltgestellte Staatsmann ein wohlausgefülltes Stillleben in Freiburg im Breisgau. Seine Ungnade trug er mit der Würde und dem Anstand, wie sie dem Diplomaten geziemen. Als er im Jahre 1837 einen Besuch in Wien machte, verkehrte er im Metternichschen Hause aufs Freundschaftlichste, als wäre nichts geschehen. Kränkung und Zurücksetzung ertrug er mit bewunderungswürdiger Selbstverleugnung. Auch in vertrauten Briefen schlich sich kaum eine Spur von Klage ein. Mehr als das persönliche Geschick bedauerte er den Staat, der seine Dienste entbehren mußte, und wie es zurückgesetzten Staatsmännern leicht ergeht, wuchs in ihm mit den Jahren die Neigung zur Kritik. Je längere Zeit er dazu verurtheilt war, bloßer Zuschauer zu sein, um so stärkere Zweifel scheinen ihm an der Zulänglichkeit der Metternichschen Staatskunst gekommen zu sein. Wenigstens finden sich in seinen Briefen an den Erzherzog Johann wiederholte Aeußerungen, die die Nothwendigkeit, durch Reformen einer Revolution vorzubeugen, aussprachen. Als dann die Revolution im Frühjahr 1848 ausgebrochen war, hatte er es seinem liberalen Rufe zu verdanken, daß man sich seiner erinnerte und ihn aus seiner beschaulichen Einsamkeit in Freiburg herausriß. Ein populärer Name war er wohl nicht, aber man wußte doch, daß er mit Metternich in Zwiespalt

Digitized by Google

gerathen und von ihm bei Seite gestellt worden war. Zuerst wurde ihm der Gesandtschaftsposten am Bundestag angeboten. Er lehnte ab: er war 74 Jahre alt und fühlte seine körperlichen Kräfte gänzlich verbraucht. Als aber im Mai der Ruf an ihn erging, das auswärtige Ministerium in Wien zu übernehmen, glaubte er sich dieser Aufgabe nicht entziehen zu dürfen. Auch sein Biograph hält mit der Ansicht nicht zurück, daß es sowohl für Wessenberg selbst als für den Kaiserstaat besser gewesen wäre, wenn er diesen Posten gleichfalls abgelehnt hätte, dem er in keiner Weise gewachsen war. Schon die Reise nach Wien war eine Kette von schlimmen Erfahrungen. In Augsburg angekommen, erfuhr er, daß am 15. Mai eine neue Revolution in Wien ausgebrochen war, die wieder Alles in Frage stellte. Die Nachricht folgte auf dem Fuße, daß die Kaiserliche Familie Wien verlassen habe. Bei Geisenfeld wurde sein Wagen umgeworfen und er trug eine Quetschung und einen Fieberanfall davon, was ihn nöthigte, einige Tage in Regensburg liegen zu bleiben. Dazu kam häusliches Leid, das ihn tief erschütterte. Kurz zuvor war sein einziger Sohn gestorben; er hatte wenig Freude an ihm erlebt, und nun erfuhr er, daß derselbe eine Schuldenmasse hinterlassen hatte, die die Mittel des Vaters überstieg. „Gott gebe mir Stärke und Muth", schrieb er dem Bruder, „alle meine Drangsale zu erdulden. Ich habe seinen Beistand sehr nöthig, um nicht allen Muth zu verlieren." In Wien am 25. Mai angekommen, ist er der Zeuge neuer Studentenkravalle, und mitten aus der hauptstädtischen Anarchie flüchtet er nach Innsbruck an den Kaiserlichen Hof, jetzt schon in seinen Kräften völlig erschöpft. „Was werde ich armer alter Mann herumgejagt!" schreibt er am 2. Juni dem Bruder. „Kaum in Wien angekommen, werde ich da vertrieben und muß in Eile hierher. Keine Kleinigkeit, ich bin ganz erschöpft. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß, wenn ich den Zustand der Dinge der Art hätte ahnen können, ich es nie gewagt hätte, dem an mich ergangenen Ruf zu folgen. Ich sehe nun deutlich, daß die Last für mich, auch in Beziehung auf die physischen Kräfte zu groß ist und ich ihr nicht Genüge leisten könnte. Ich habe dieses auch gleich vorgestellt und mich nur bereit und fähig erklärt, provisorisch Aushilfe zu leisten, bis ein stärker Ausgerüsteter eintreten kann . . . Bete für mich, daß ich zu Dir womöglich in kurzer Zeit über den Arlberg kommen könne! Dieses wäre itzt mein sehnlichster Wunsch!!"

Digitized by Google

Dieses Ziel sollte er noch nicht so bald erreichen. Er übernahm nun wirklich das Ministerium, entschlossen, „auf dem konstitutionellen Wege unverrückt vorzugehen." „Man hat in dieser Hinsicht noch mit manchen Hindernissen zu kämpfen. Es giebt noch gar Viele, die sich nicht von der Vergangenheit trennen können und noch hemmend entgegentreten. Ich werde mich aber nicht irre machen lassen und die Bedingung, korrekt bleiben zu dürfen auf der einmal betretenen Bahn, an meine Theilnahme an den Geschäften knüpfen." Er ließ sich in Verhandlungen mit der aufständischen Lombardei ein, der er Anfangs eine weitgehende Autonomie zu bewilligen bereit war, widersetzte sich der Ernennung des Erzherzogs Johann zum deutschen Reichsverweser, die er dann doch geschehen lassen mußte, begleitete den Erzherzog selbst nach Frankfurt und nahm gleich darauf sogar den Vorsitz in dem umgebildeten Wiener Ministerium an, obwohl er sich immer wieder als „buchstäblich erschöpft", als „zu jedem Geschäft total unfähig" bekennt. Währenddessen zerschlugen sich die Verhandlungen wegen der Lombardei, stieg die Auflehnung der Ungarn bis zum vollen Aufruhr, nahmen in der Reichshauptstadt selbst die revolutionären Auftritte kein Ende, und am 6. Oktober sprengte ein neuer Aufstand das hilflose Ministerium auseinander. Es fehlte nicht viel, so hätten ihm die tobenden Volksmassen dasselbe Schicksal wie dem Kriegsminister Latour bereitet. Mit Noth entkam er nach Olmütz, wohin sich der Hof geflüchtet hatte. Hier repräsentirte er inmitten der Auflösung allein noch einen Rest von Regierungsgewalt und behauptete sich, gänzlich isolirt, nicht ohne Muth und Standhaftigkeit auf seinem Posten, und wie er bis dahin ehrlich sich um die Durchführung eines konstitutionellen Regiments bemüht hatte, so wollte er jetzt, daß die Bezwingung des Aufstandes und die Unterwerfung Wiens im Geiste der Mäßigung und der Versöhnung erfolge. Doch bald mußte er erkennen, daß zwischen Windischgrätz und Schwarzenberg seines Bleibens nicht sein könne. Noch während er formell sein Portefeuille behielt, sah er sich gänzlich bei Seite geschoben. Gegen seinen Willen wurden Robert Blum und Messenhauser erschossen. Auch die auswärtigen Angelegenheiten nahm ihm Schwarzenberg aus der Hand. Am 18. November endlich erhielt er seine Entlassung. Er selbst kündigte den Gesandtschaften im Ausland seinen Rücktritt in einem Rundschreiben an, worin er wiederholte, daß sein Programm „wie bekannt, auf dem Gedanken ruhte, die Monarchie auf konstitutioneller Grundlage zu

Digitized by Google

befestigen". Im Gedränge zwischen dem entfesselten Aufruhr und der Reaktion, die ungeduldig ihrer Stunde harrte, waren seine wohlmeinenden Absichten gescheitert. Daß er längst ein abgethaner Mann war, wurde vollends grell durch die Thatsache beleuchtet, daß er nach Wien zurückgekehrt, dort durch die Nachricht der Abdankung des Kaisers Ferdinand und der Thronbesteigung des jungen Franz Joseph vollständig überrascht wurde. Man hatte diese wichtige Entschließung vor dem abtretenden Ministerpräsidenten geheim gehalten.

Oft hatte er selbst, „ganz erschöpft und entkräftet, physisch unmöglich geworden", seine Entlassung verlangt; dennoch hat man den Eindruck, daß er das Martyrium überlang getragen hat. Im Bewußtsein seiner Unentbehrlichkeit hielt er dafür, daß gerade in diesen Wirrnissen die Weisheit und Erfahrung des Alters nicht verdrängt werden dürfen. Er hat auch noch in seiner Zurückgezogenheit in Freiburg, wo ihm das letzte Jahrzehnt seines Lebens verfloß, gemeint, mit Rathschlägen und Denkschriften den Regierenden in Wien unter die Arme greifen zu müssen. Niemals hat er eine Antwort auf seine Zuschriften erhalten. Bis zuletzt trug er Zurücksetzung und Kränkung mit unglaublicher Entsagung. Er hat dem österreichischen Staat mit außerordentlicher Hingebung und Uneigennützigkeit gedient, aber nicht ohne ein lebhaftes Gefühl seiner eigenen Wichtigkeit. An Fleiß und Geschäftigkeit that es ihm Niemand gleich. In den Ueberlieferungen der alten Diplomatie festgewurzelt, ein Werkzeug der Metternichschen Staatskunst, ist er doch durch seine maßvolle und biegsame Sinnesart, mehr als durch feste politische Ueberzeugungen, allmählich in einen Widerstreit zu dem alten System gerathen, und hat sich den Anforderungen einer neuen Zeit anzupassen versucht, für die es ihm dann doch an der Einsicht, wie an der Willenskraft gebrach. Weder aus seinen staatsmännischen Erfolgen, noch aus dem, was von seinen Briefen und schriftlichen Aufzeichnungen bekannt ist, leuchtet eine hervorragende Intelligenz hervor. Mäßigung, nur Mäßigung — ist das bis zum Ueberdruß wiederholte Mahnwort, das er für alle Schwierigkeiten bereit hat. Noch im Jahre 1856 kann er gar nicht begreifen, daß Oesterreich mit Sardinien nicht ins Reine kommt. „Ihrer Natur gemäß sollten diese beiden Mächte in bestem Einvernehmen leben, wie dies auch Anfangs nach dem Wiener Kongreß der Fall war." So unverständlich ist ihm, was jetzt im italienischen Volke vor sich geht.

Digitized by Google

Wenn man bedenkt, daß er durch ein halbes Jahrhundert zu den wichtigsten Staatsgeschäften gebraucht wurde, zum Theil an erster Stelle, so bekommt man keine sehr hohe Meinung von dem diplomatischen Personal, das Oesterreich in diesem Zeitraum zur Verfügung stand. Er selbst schrieb mitten in den Bedrängnissen seiner Ministerlaufbahn, 30. Juni 1848, an seinen Bruder: „Der Mangel an fähigen Männern zu den Geschäften wird täglich fühlbarer. Unter dem vorigen Zopfsystem konnten sich keine Staatsmänner bilden".

Digitized by Google

Der Fall des Sozialistengesetzes.

Von

Moritz Robbe.

Das Urtheil des Herrn Professor Schmoller, Fürst Bismarck trage allein die Verantwortung für das Erlöschen des Sozialistengesetzes im Jahre 1890, hat eine sehr merkwürdige Zeitungspolemik hervorgerufen, und zwar nicht in Blättern, denen die Lust an pikanten Enthüllungen und paradoxen Behauptungen zur Lebensgewohnheit geworden ist, sondern in jenen anderen, denen die Vertheidigung des größten deutschen Staatsmannes zum Glück noch immer höher steht als die Rehabilitirung eines französischen Kapitäns, und deren Pietät es daher nicht dulden will, daß man das Andenken Bismarcks mit einer Verantwortlichkeit belastet, die nach ihrer Ansicht nicht er, sondern ein Anderer zu tragen hat. „Wir halten es", so sagt die in dieser Kampagne im Vordertreffen stehende „Tägliche Rundschau", „für eine Pflicht gegen das Andenken des Fürsten Bismarck, daß wir nicht den mindesten Zweifel darüber aufkommen lassen, daß er, der Schöpfer des Sozialistengesetzes, für dessen ruhmloses Ende keine Verantwortung trägt". —

Nun ist es ja ein schönes Ding um die Pietät, und man muß sich um so mehr freuen, wenn sie sich einmal irgendwo so frisch und kräftig zeigt, wie hier, da sie bekanntlich nicht zu den preußisch-deutschen Kardinal-Tugenden gehört.

Daß sie dazu nicht zu zählen ist, daran erinnern uns beispielsweise gerade jetzt beim Passiren der Leipzigerstraße recht lebhaft die Ruinen des alten Reichstagsgebäudes, die bald genug ganz von der Bildfläche verschwunden sein werden. An dieser Stätte hat Bismarck während eines Viertel-Jahrhunderts seine großen

Digitized by Google

weltbewegenden Redethaten vollbracht, hier ist sozusagen das deutsche Reich geboren und hier haben sich die größten Momente der deutschen Reichs- und Verfassungsgeschichte abgespielt! Statt aber diese Stätte als ein unzerstörbares deutsches Nationalheiligthum anzusehen und sie in ihrer glorioſen Einfachheit, ja fast rührenden Schlichtheit in unberührtem Zustande auf spätere Geschlechter kommen zu lassen, um den Stuhl Bismarcks noch den Enkeln des dritten Jahrtausends an seiner ursprünglichen Stelle zeigen zu können, mißhandelte man das alte Haus sofort nach dem Auszuge des Reichstags in der fragwürdigsten Weise als Trödelbude und reißt es nun wohlgemuth ein, da sich, wie es scheint, an entscheidender Stelle keine einzige Stimme für seine Erhaltung erhoben hat. —

Habeant sibi! trösten wir uns mit dem schönen Worte, das Milton dem Dichterkönig Shakespeare zurief:

„O Du des Ruhmes großer Sohn und Erbe,
Was brauchst Du Stein, daß nicht Dein Name sterbe?
In unserm Geist, der Dich bewundernd nennt,
Schufst Du Dir selbst ein dauernd Monument".

Also nochmals! Es ist eine schöne Sache um die Pietät, aber man kann sie auch an falscher Stelle bezeugen — man kann päpstlicher sein wollen, als der Papst. —

Und wozu die Erregung? Im Grunde genommen sind es ja doch alte, halbvergessene Geschichten, um die es sich handelt und die man vielleicht ganz hätte ruhen lassen sollen! Da sie nun aber einmal wieder angeregt worden sind, so sollte man sie wenigstens ohne jede Leidenschaft erörtern und nicht so erregt besprechen, als handle es sich dabei um eine Ehrenkränkung des Fürsten Bismarck, die man entrüstet zurückweisen müsse.

Eine solche steht thatsächlich dabei gar nicht in Frage — es handelt sich vielmehr lediglich um einen innerpolitischen Akt, über dessen Richtigkeit und Entwicklungsgang man um so unbefangener sprechen kann, je weniger er für unsere gegenwärtige Lage zu bedeuten hat — es sei denn, daß man etwa Stimmung für ein neues Sozialistengesetz schaffen möchte, was ich bis auf Weiteres nicht annehmen will.

Wäre die Erörterung leidenschaftsloser geblieben, so wäre es vielleicht räthlich gewesen, in den Preußischen Jahrbüchern ganz darüber zu schweigen; so aber steht zu befürchten, daß sich im Publikum gar merkwürdige Legenden bilden könnten, die später

Digitized by Google

nicht wieder auszurotten sein würden und die daher alle etwa noch erfolgenden Aufklärungen a priori irrig beeinflussen würden. Eine solche Legende zum Exempel wäre es schon, wenn man annehmen wollte, daß die Auffassung des Wortführers in der täglichen Rundschau, nach welcher nur Herr von Helldorf und Graf Caprivi für das Erlöschen des Sozialistengesetzes verantwortlich sein sollen, von den Reichstagsabgeordneten jener Tage allgemein getheilt werde. — Das ist durchaus nicht der Fall, vielmehr ist mir in den letzten Wochen ebenso wie Andern wiederholt die Frage im Kopf herumgegangen: „Cui bono?“ — Wem solls nützen, wenn die Dinge, wie in einem Vexirspiegel, so merkwürdig auf den Kopf gestellt werden, daß die eigentlichen, für die Entscheidung maßgebenden Machtfaktoren, nämlich Fürst Bismarck und die konservative Partei, ganz in den Hintergrund treten, dagegen an ihrer Stelle Herr von Helldorf und Graf Caprivi als ausschließlich Verantwortliche erscheinen?

Daß Herr von Helldorf als damaliger Parteiführer ein gerütteltes Maß der Mitverantwortlichkeit für die Haltung der Konservativen trägt, wird er selbst nicht bestreiten wollen — aber er allein? Oder vielmehr er und Caprivi? Der arme Graf Caprivi! Man scheint ihm allen Ernstes einen Vorwurf daraus zu machen, daß er nicht wenigstens den Versuch gemacht hat, von dem neuen, weit schwierigeren Reichstage das zu erlangen, was ein Bismarck von dem alten, gefügigen Kartell-Reichstage nicht zu erlangen vermochte? Ist das wirklich ernst gemeint? Aber vielleicht wird Graf Caprivi nur genannt, weil er als Träger des neuen Kurses gewohnheitsmäßig für alle Mißerfolge jener Tage verantwortlich gemacht zu werden pflegt, und gemeint ist wohl in erster Linie Herr von Helldorf. Der böse Herr von Helldorf! Daß er uns um das klerikale Schulgesetz gebracht hat, weiß Jedermann, daß er uns aber auch das Sozialgesetz vereitelt hat, das soll nun wenigstens einmal klar werden! Warum paßt er auch so schlecht auf, wenn man ihn nach Friedrichsruh schickt und sich durch ihn Rath vom Fürsten Bismarck erbittet? Hat er etwa sein Skizzenbuch mitgenommen, und Waldbäume eingezeichnet, während ihm der Fürst Antwort auf seine Fragen gab? Aber vielleicht wollte er sich verhören, denn wer weiß, wie weit er schon bei der Abstimmung über das Sozialistengesetz, am 25. Januar, mit der Entlassung des Fürsten rechnete, die bekanntlich den Eingeweihten kein Geheimniß mehr war! Sollte er vielleicht gar — —

Digitized by Google

Ich unterbreche mich einen Augenblick, weil hier ein Schaltsatz am Platze ist. Es ist wörtlich in der Täglichen Rundschau zu lesen, daß bei der Abstimmung über das Sozialistengesetz das Herannahen des neuen Kurses für die Eingeweihten kein Geheimniß mehr gewesen sei; ja in einem zweiten Artikel vom 8. Oktober wird sogar behauptet, daß Ende Januar bereits die ganze politische Welt unter der Einwirkung des großen, bevorstehenden Ereignisses gestanden habe!

Welch grotesker Irrthum! Welch vorzüglicher Nährboden für wirkliche und wahrhaftige Legenden-Bazillen! Ich rufe Alle, die damals mit mir aktive Reichstags-Parlamentarier waren, auf, mich zu widerlegen! Ich vertrat meine Fraktion in der Sozialisten-Kommission und kannte die Stimmung des Reichstags wie der Kommission ziemlich genau — keinem mir bekannten Mitgliede aber kam es im Januar 1890 bereits in den Sinn, daß sich der Kaiser jemals — geschweige denn so bald — von seinem großen Rathgeber trennen werde! Und daß es den Deutsch-Konservativen um kein Haar besser ging als mir und meinen Freunden, das geht aus den Ausführungen des Parlamentariers der „Täglichen Rundschau" selbst hervor. Belehrt er uns doch in seinem ersten Artikel selbst darüber, daß die Annahme, Fürst Bismarck werde den neuen Reichstag vor Ablauf des alten Gesetzes nochmals mit dem Sozialistengesetz beschäftigen, in den Erwägungen der Konservativen, die zur Ablehnung der neuen Vorlage führten, eine große Rolle gespielt habe! Also können doch wohl die Konservativen, wenn diese Ueberzeugung bei ihren Beschlüssen eine so große Rolle spielte, noch nicht unter der Einwirkung des großen bevorstehenden Ereignisses, nämlich des Sturzes des Fürsten Bismarck, gestanden haben!? —

In Wahrheit stand noch Niemand darunter, weder wir Parlamentarier minoris ordinis, noch die tonangebenden Parteiführer.

Wahrlich, hätten die Konservativen eine Ahnung vom bevorstehenden Sturze des Fürsten gehabt, so hätten sie, Herrn von Helldorf zum Trotz, das Gesetz so unter Dach und Fach bringen müssen, wie es eben zu haben war; andernfalls dürfte man ihnen auf den Kopf zusagen, daß sie eine Politik des Pessimismus getrieben hätten! Denn daß irgend ein Nachfolger Bismarcks, mochte er nun ein Bötticher oder Helldorf, ein Waldersee oder Caprivi sein, von dem kommenden Reichstage mehr erreichen

Digitized by Google

werde als Bismarck vom Kartellreichstage — das konnte doch wohl Niemand glauben! —

Nein, die Konservativen haben es eben nicht gewußt und auch nicht geglaubt, daß die Entlassung des Fürsten mit in die Berechnung zu ziehen sei — dieser Umstand allein kann ihnen den offenen Vorwurf pessimistischer Politik ersparen, wenn auch ihre negative Haltung bei der Schlußabstimmung dadurch nicht viel erklärlicher wird.

Um über diese Haltung zu einem einigermaßen richtigen Urtheil zu kommen, wird es nöthig sein, die Situation kurz zu überblicken.

Das Sozialistengesetz mußte am 1. Oktober 1890 erlöschen, wenn es nicht verlängert oder in irgend einer Form erneuert wurde. Da nach allem Vorhergegangenen eine einfache Verlängerung ausgeschlossen war, so legte der Kanzler am 25. Oktober 1889 dem Reichstage einen Abänderungs-Entwurf vor, der mancherlei Härten beseitigte, den Charakter des „Ausnahmegesetzes" mehr zurücktreten ließ, den alten § 28 aber, (den berüchtigten Ausweisungsparagraphen) nicht aufhob, sondern in gewissem Sinne noch verschärfte. Um diesen Paragraphen entbrannte nun der Kampf. In der Begründung des Gesetzentwurfs war ausdrücklich gesagt worden, daß auf die Befugniß, einzelnen Personen den Aufenthalt in sozialistisch gefährdeten Bezirken oder Ortschaften zeitweise zu versagen, nicht verzichtet werden könne, und in der Kommission war der § 28 (im neuen Entwurf § 24) mehrfach von Vertretern des Bundesraths als unentbehrlich bezeichnet worden Aus der Konstellation der Parteiverhältnisse aber ging lar und deutlich hervor, daß er weder in der Kommission noch im Plenum werde angenommen werden. Es entstand also die Frage: was thun? Sollte man das Gesetz ohne den § 24 in der Kommissionsfassung annehmen oder sollte man es ablehnen? Daß die Entscheidung bei den Konservativen lag, darüber besteht kein Streit, und da sie geschlossen dagegen stimmten, so fiel das Gesetz! Nach dem Gewährsmann der Täglichen Rundschau war das nun zwar eine sehr verhängnißvolle Politik, denn man gab damit einen sichern Erfolg aus der Hand; aber daran war eben nach ihm nicht die Partei, sondern nur Herr von Helldorf schuld, der zunächst auf radikale Wahlen und Reichstagsauflösung, nach dem Erlöschen des Sozialistengesetzes aber auf Volksunruhen und Straßenkämpfe spekulirte, mithin eine Politik des Pessimismus empfahl. — Ganz

Digitized by Google

wohl! Aber wenn nun die Partei als solche diese Politik nicht mitmachen wollte, wie kam es dann, daß sie gleichwohl gegen das Gesetz im Ganzen stimmte? Darauf antwortet der Gewährsmann: „Weil sie sich dabei auf die Autorität des Fürsten Bismarck stützte.“ — Und wie das? Ganz einfach! Die Partei hatte nämlich Herrn von Helldorf zum Fürsten geschickt, um ihn darüber zu interpelliren, ob der Bundesrath das Gesetz schließlich auch ohne den § 24 verabschieden werde oder nicht. Im Bejahungsfalle würde man dann auch Seitens der konservativen Partei keine Schwierigkeiten gemacht haben; im Verneinungsfalle dagegen wollte man mit dem Bundesrathe und in erster Linie mit dem Fürsten durch Dick und Dünn gehen — komme auch was da wolle!

Nun sei, so berichtet der Gewährsmann weiter — Herr von Helldorf nach seiner Rückkehr von Friedrichsruh mit der Erklärung vor die Fraktion getreten, der Fürst *wünsche die Ablehnung*, wenn der Ausweisungs-Paragraph falle, und diese Erklärung habe der Partei genügt — alles Weitere erkläre sich dadurch von selbst!

Gegen diese Darstellung der „Täglichen Rundschau“ anzukommen, ist nun sicherlich sehr schwer, denn die Wucht der Zeugnisse für ihre Richtigkeit wirkt imponirend. Ein *Parlamentarier* erzählt sie; ein hervorragender *parlamentarischer Führer* erklärt, sie entspreche völlig den Thatsachen; Herr von Kardorff bestätigt sie im Allgemeinen und wirft Herrn von Helldorf ein bedauerliches Mißverständniß der Bismarckschen Aeußerungen vor; endlich sind auch die „Hamburger Nachrichten“ geneigt, dem Letzteren die eigentliche Verantwortlichkeit aufzubürden und berufen sich dabei ebenso wie Herr von Kardorff auf spätere Aeußerungen des Fürsten selbst.

Dennoch muß der Parlamentarier der T. R. gestatten, daß man sich seiner Auffassung nicht ohne Weiteres gefangen giebt, denn wer gleich ihm von der Prämisse ausgeht, die ganze politische Welt habe bereits damals unter dem Einfluß des herannahenden Sturzes des Fürsten gestanden und wer dann doch wieder behauptet, die Erwartung, Bismarck werde den neuen Reichstag noch einmal mit dem Sozialistengesetz beschäftigen, sei von sehr wesentlichem Einfluß auf die Abstimmung der konservativen Partei gewesen, ja, wer den Grafen Caprivi in der bereits oben geschilderten Weise zur Rechenschaft zieht, der muß schon erlauben, daß man die alleinige Schuld des Herrn von Helldorf nicht ohne Weiteres als erwiesen erachtet und daß man hinter seine Behauptung, die Fraktion habe nur des-

Digitized by Google

halb gegen das Gesetz gestimmt, weil ihr gesagt worden sei, Fürst Bismarck wünsche es, auch dann ein Fragezeigen setzen dürfte, wenn Herr von Helldorf nicht kurz und bündig ausgesprochen hätte, er sei nicht mit der Erklärung vor die Fraktion getreten, Fürst Bismarck wünsche die Ablehnung, wenn der § 24 falle.

Was Herr von Helldorf nach seiner Rückkehr der Fraktion vorgetragen hat, entzieht sich natürlich meiner Kenntniß, da ich als Mitglied der Reichspartei nicht zugegen war; ich muß mich daher bis auf Weiteres an seine Erklärung halten, da sie bisher meines Wissens die einzige direkte Aeußerung eines Betheiligten ist. Es wäre ja auch mehr als merkwürdig und widersprüche durchaus der staatsmännischen Eigenart des Fürsten, wenn er sich in diesem Sinne geäußert hätte, selbst wenn er der Ansicht war, daß der eigentliche, scharf beißende Zahn des Gesetzes im § 24 liege. — In dem Augenblicke nämlich, wo er sich in diesem Sinne geäußert haben würde, hätte er ja unzweifelhaft die alleinige Verantwortlichkeit für den Fall der Vorlage auf sich geladen — wozu sollte er das thun, auch wenn er die Ablehnung wünschte? Warum sollte er den Bundesrath brüsquiren, in dem vielleicht eine große Anzahl auf den § 24 nur sehr bedingten Werth legte, das Zustandekommen des Gesetzes selbst aber aufs Lebhafteste wünschte? Und warum der konservativen Partei die Verantwortlichkeit abnehmen? Lehnte diese aus eigener Ueberzeugung das Gesetz ohne § 24 ab wir wissen ja, daß sie dazu schon vor der Helldorffschen Reise nicht abgeneigt war — so konnte das die Position des Fürsten allem Kommenden gegenüber doch nur stärken; wozu sollte er sich also dieses Vortheils berauben?

Aber hätte es denn überhaupt im Interesse des Fürsten gelegen, die Ablehnung des Gesetzes zu wünschen? Behielt er nicht, wenn die Rechte zunächst energisch für den § 24 kämpfte, nach dessen Fall aber das Gesetz in der Kommissionsfassung annahm, durch diese Taktik wieder einmal zwei Eisen im Feuer? Er hatte dann ein dauerndes Gesetz vor sich liegen, das der Bundesrath annehmen oder ablehnen konnte und mit dem man den nächsten Wahlen ruhig entgegensehen konnte. Fielen sie — wie freilich unbedingt nicht zu erwarten war — unerhoffter Weise für ein schärferes Gesetz günstig aus, so konnte der Bundesrath das beschlossene noch immer ablehnen, war aber das Gegentheil der Fall, so konnte er es annehmen und getrost das Weitern abwarten, denn das Reich hatte dann ein

Digitized by Google

dauerndes Gesetz und hatte nicht mehr nöthig, sich die Verlängerung des alten von zwei zu zwei Jahren immer aufs Neue vom Reichstag zu erbitten.

Um ein sicheres Urtheil darüber zu gewinnen, was dabei auf dem Spiele stand und ob für den Fürsten wie für die konservative Partei etwa innere Gründe vorlagen, auf das ganze Gesetz zu verzichten, wenn der § 24 fiel, wird es gut sein, die Vorlage in der Kommissionsfassung etwas näher zu betrachten.

Ich selbst kann mein Urtheil darüber um so ruhiger und unbefangener abgeben, je mehr ich seit meinem Austritt aus dem Reichstage im Jahre 1890 dem Glauben an die dauernde Heilkraft polizeilicher Ausnahmegesetze gegenüber der Sozialdemokratie entwachsen bin, und je kritischer, ja ablehnender ich zur Zeit dem Erlaß eines neuen Umsturzgesetzes gegenüberstehen würde.

Allerdings nicht aus prinzipiellen, sondern aus durchaus praktischen Gründen. Die sozialdemokratische Partei bleibt auch nach meiner Ueberzeugung begrifflich eine staatsgefährliche, revolutionäre Erscheinung, die mit allen Mitteln der Reform, der Wissenschaft und der sittlichen Mächte unseres Kulturlebens zu überwinden, ja, wenn sie die gesetzliche Staatsordnung durchbrechen sollte, selbstverständlich auch mit den Machtmitteln des Staates zu bekämpfen ist. — In der Praxis aber ist bisher die deutsche Sozialdemokratie weit weniger revolutionär und bedrohlich aufgetreten, als beispielsweise der längst überwundene englische Chartismus. Ja, der Stuttgarter Parteitag hat abermals bewiesen, daß die Sozialdemokratie nur dann etwas bedeutet und leistet, wenn sie praktische Kritik an thatsächlichen Mißständen übt, nicht aber, wenn ihre Anhänger zu revolutionären Propheten und ihre „Weiber zu Hyänen“ werden. Auch an der Sozialdemokratie wird sich die Wahrheit des Goethischen Wortes erproben: „Begeisterung ist keine Heringswaare, die man einpökelt auf viele Jahre“! — Hüten wir uns daher nur, diese Begeisterung immer aufs Neue wieder durch äußere Stimulation anzuregen, — nach nichts verlangen diese Herren mehr, als nach Stichwörtern, mit denen die Massen festzuhalten und zu ködern sind! Wir sollten nachgerade Alle durch die nach Aufhebung des Sozialistengesetzes gemachten Erfahrungen darüber belehrt sein, daß nichts den staatsfeindlichen Charakter der Massen mehr steigern, ja provoziren und züchten würde, als wenn man den naturgemäßen Rückbildungsprozeß zum Gesetzmäßigen und Nationalen durch polizeiliche Maßregeln erschweren und durch Rück-

Digitized by Google

wärts-Revidirung der Gesetzgebung in den breiten Schichten des Volkes die Auffassung nähren würde, es solle nicht die revolutionäre Sozialdemokratie, sondern die Arbeiterbewegung als solche bekämpft werden.

Nun war die Situation von 1890 selbstverständlich eine durchaus andere als die heutige. Jetzt müßten wir uns ein Spezialgesetz gegen die sozialdemokratische Bewegung erst schaffen, damals aber besaßen wir eins und es handelte sich nur darum, ob man es umbilden oder ablaufen lassen solle.

Ich und meine engeren Freunde erblickten unsere Aufgabe darin, das bestehende Gesetz nach Möglichkeit seines Ausnahmecharakters zu entkleiden, richterliche Kompetenzen an Stelle rein administrativer zu setzen und vor Allem den Ausweisungsparagraphen zu eliminiren, der nach unserer Ansicht mehr als alles Andere die weite Ausdehnung der Sozialdemokratie verschuldet hatte. Die Frage, ob man ganz ohne Sozialistengesetz werde auskommen können, wurde damals von uns wie von der Mehrheit des Reichstages im verneinenden Sinne beantwortet. Man hatte ja den fast verblüffenden Erfolg des Sozialistengesetzes von 1878 nicht vergessen, den nur die zu leugnen pflegen, die ihn nicht erlebt haben. Die furchtbare Erregung der Bevölkerung in jenem unseligen Attentatsjahre war fast wie mit einem Schlage tiefer Ruhe gewichen — es war ein Erfolg außerordentlichster Art. Bald aber merkte man trotz der darauf folgenden großen Sozialpolitik, daß die sozialdemokratische Bewegung im letzten Grunde doch zu sehr eine natürliche Folge-Erscheinung schwerer gesammtwirthschaftlicher und sittlicher Entwickelungsschäden sei, als daß sie auf dem Wege gesetzlicher Restriktion dauernd aus der Welt zu schaffen sei. Ja, man begriff mehr und mehr, daß gerade der Charakter des Gesetzes als eines Ausnahmegesetzes es war, der die Arbeitermassen im Trutz gegen die bestehende Staatsordnung zusammenschloß, zu einer homogenen Masse machte und sozusagen zu staatsfeindlicher Gesinnung erzog.

Den Ausnahmecharakter des Gesetzes also mehr und mehr in die Form eines dauernden Spezialgesetzes zum Schutz gegen sozialdemokratische, auf den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen umzuwandeln und vermehrte Rechtsgarantien für die Handhabung des Gesetzes zu schaffen, das war der schon in den Motiven angedeutete Zweck des neuen Entwurfes, den die Kommission noch erkennbarer zu machen strebte.

Digitized by Google

Der wesentlichste Unterschied zwischen der Vorlage und dem früheren Gesetze bestand immerhin darin, daß dem neuen Gesetze keine Zeitschranke gezogen war, daß es vielmehr gleich allen übrigen Gesetzen ein dauerndes werden solle. — Gleichsam als Aequivalent für diese der staatlichen Ordnung gemachte Konzession aber sollte zunächst die fortan zur Entscheidung der Beschwerdefälle gebildete Kommission ausschließlich aus richterlichen, den höchsten Gerichtshöfen entnommenen Mitgliedern und einem vom Kaiser zu wählenden Vorsitzenden bestehen. — Ferner sollten periodische Druckschriften sozialdemokratischer Tendenz nicht schon nach einmaligem, sondern erst nach zweimaligem Verbot einer Nummer erfolgen dürfen — was die Kommission dahin erweiterte, daß die Strafwirkung erst eintreten dürfe, wenn beide Verbote innerhalb eines Jahres erlassen würden. — Ferner sollten die Beschwerden gegen das Verbot von Vereinen, Druckschriften und Geldsammlungen nicht mehr von der Aufsichtsbehörde, sondern von der richterlichen Kommission entschieden werden. Ebenso sollte die Ermächtigung durch den Bundesrath wegfallen, in gewissen Bezirken und Ortschaften nur mit vorheriger Genehmigung der Polizeibehörde Versammlungen stattfinden zu lassen, die öffentliche Verbreitung von Druckschriften zu verbieten und den Verkehr mit Waffen an bestimmte Voraussetzungen zu knüpfen. Endlich sollten auch die gegen Agitatoren zulässigen Freiheits- und Gewerbe-Beschränkungen wegfallen, wogegen es andererseits fortan nicht mehr von der Genehmigung des Bundesrathes abhängig sein, sondern lediglich im Ermessen der Landespolizeibehörde stehen sollte, Personen, von denen eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit oder Ordnung zu besorgen sei, aus bestimmten Bezirken oder Ortschaften auf die Dauer eines Jahres auszuweisen und den Wiedereinzug der Ausgewiesenen von der ausdrücklichen Genehmigung der Polizeibehörde abhängig zu machen.

Für diesen Paragraphen waren weder die Nationalliberalen noch das Zentrum zu haben, und auch die Reichspartei war in ihrer Mehrheit dagegen, während die Konservativen die einzige Partei bildeten, die geschlossen für den neuen § 24 stimmte. —

Daß dieser Paragraph keine blos platonische Bedeutung haben werde — etwa wie der Kanzelparagraph —, das ergab sich aus der praktischen Handhabung der entsprechenden Bestimmungen im alten Gesetze. Hatte doch Hamburg noch am 27. September 1889 einen sehr ausgiebigen Gebrauch davon gemacht, indem der Senat

Digitized by Google

mit Genehmigung des Bundesraths verordnet hatte, daß Personen, von denen eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung oder Sicherheit zu befürchten sei, aus dem ganzen Staatsgebiete mit Ausnahme des unglücklichen Amts Ritzebüttel, das wahrscheinlich noch nicht genug Sozialdemokraten hatte, bis zum 30. September 1890 ausgewiesen werden dürften!

In der Kommission berieth man lange hin und her; der von mir selbst zur Erwägung gestellte Vorschlag, das Gesetz zwar zu einem dauernden zu machen, den § 24 aber in Form einer besonderen Novelle nach dem Vorbilde des alten Sozialistengesetz, nur auf 2 Jahre zu bewilligen, um dadurch gleichsam seine Ausführung unter die Kontrole des Reichstags zu stellen, wurde zwar von dem Führer des Zentrums mit dem charakteristischen Ausruf: „Ei des Columbus!" beehrt, ging aber, da ich von keiner Seite zur Stellung eines förmlichen Antrags ermuthigt wurde, ohne weitere Folgen im Strome der Diskussion unter, obgleich er meiner Ansicht nach recht wohl die Basis für ein Compromiß hätte bilden können.

Mit einem Worte: der Paragraph fiel und mit ihm offenbar die schärfste Bestimmung im Gesetz; sieht man indessen von ihm ab, so geht aus vorstehender Schilderung wohl zur Genüge hervor, daß der Fürst, wie der Bundesrath sehr gute Gründe hatten, das Zustandekommen des Gesetzes – wenn auch nur in der Fassung der Kommission — zu wünschen, weil im Grunde genommen der ganze wesentliche Inhalt des früheren Gesetzes, insbesondere die Kennzeichnung der sozialistischen Umsturzbestrebungen als strafbare Handlungen und die zu ihrer Abwehr erforderliche Präventiv-Kontrole bestehen blieb.

Das ist also ein Grund mehr für meine Ueberzeugung, daß der Fürst dem Herrn von Helldorf in Friedrichsruh und später gar nicht gesagt haben kann, er wünsche die Ablehnung der Vorlage, wenn § 24 nicht zu retten sei, und daß Herr von Helldorf ganz Recht haben muß, wenn er ausdrücklich betont, er sei mit einer derartigen Erklärung nicht vor seine Fraktion getreten!

Ist das aber, wie wir nun wissen, nicht der Fall gewesen — was dann?

Das vom Fürsten Bismarck Herrn von Helldorf im Laufe zweier doch wohl langer Gespräche Gesagte und Angedeutete wird vielleicht dem Wortlaut nach niemals ganz festzustellen sein, entsich wohl auch der Publizität. Warten wir daher ruhig ab,

Digitized by Google

ob wir aus den noch ausstehenden weiteren Aufklärungen des Herrn von Helldorf wenigstens eine Skizze der Unterredung erhalten werden.

Aus dem Wenigen, was wir bisher darüber erfahren haben, wissen wir nur, daß Herr von Helldorf dem Fürsten keineswegs, wie man zu sagen pflegt, mit einem ganz unbeschriebenen Blatte gegenübertrat, sondern mit der Mittheilung, die deutsch-konservative Fraktion beabsichtige, gegen das ganze Gesetz zu stimmen, falls die Kommissionsfassung Annahme finden werde.

Ferner wissen wir, daß Herr von Helldorf dem Fürsten mitgetheilt hat, die Fraktion werde von dieser Stellung nur zurücktreten, wenn die Regierung vor der Abstimmung eine Erklärung abgebe, welche es der Fraktion ermögliche, ohne Inkonsequenz mit ihrer bisherigen Haltung für die Kommissionsfassung zu stimmen. Den Wortlaut der bezüglichen, von der Fraktion bei der zweiten Lesung an die Regierung zu richtenden Aufforderung theilte Herr von Helldorf dem Fürsten mit.

Endlich wissen wir, daß Herr von Helldorf nach seiner Rückkehr von Friedrichsruh Herrn von Kardorff mitgetheilt hat, es sei ungewöhnlich schwer gewesen, mit dem Fürsten zu verhandeln, er glaube aber, den Fürsten richtig dahin verstanden zu haben, daß er die Taktik der Konservativen billige; auch habe der Fürst dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß ein Zwiespalt zwischen der deutsch-konservativen und der Reichspartei vermieden werde. Das ist Alles, was wir wissen — alles Uebrige ist Konjektur, namentlich auch die Behauptung, Herr von Helldorf habe den Fürsten in bedauerlicher Weise mißverstanden. — Daß die Annahme eines solchen Mißverständnisses an sich die höchste Unwahrscheinlichkeit gegen sich hat, wird Niemand bestreiten wollen.

Man vergegenwärtige sich nur die Situation! Es handelt sich um eine wichtige, das Staatsinteresse eminent berührende Frage. Die konservative Partei weiß, daß sie die Entscheidung in der Hand hat, und um dabei mit dem leitenden Staatsmanne konform zu gehen, schickt sie ihren Führer zu ihm mit der Frage: Ist den verbündeten Regierungen an der Annahme oder Ablehnung des durch den Fall des § 24 abgeschwächten Gesetzes gelegen?

Und nun soll dieser Führer den Fürsten in so verhängnißvoller Weise mißverstanden haben, daß er sein Ja für ein Nein, seine Zugeknöpftheit für Zustimmung zur Fraktionspolitik gehalten habe? Und das nicht nur in einem, sondern in zwei Gesprächen. Unglaublich! Fürwahr, man wäre versucht zu sagen: unmöglich,

Digitized by Google

wenn sich nicht Fürst Bismarck später nachdrücklich gegen die Unterstellung verwahrt hätte, daß das Scheitern des Gesetzes seinen Wünschen entsprochen hätte.

Hier waltet in der That ein Räthsel vor, wie es in ähnlicher psychologischer Schärfe selten zu Tage tritt — ein Räthsel, das vielleicht niemals ganz gelöst werden wird! Daß dem Fürsten an dem Fall des Gesetzes nichts liegen konnte, haben wir weiter oben ausgeführt, daß ihm auch thatsächlich nichts daran lag, hat er später selbst bestätigt. — Warum also doch diese Zugeknöpftheit, warum dieses Umgehen, dieses Nichtaussprechen des so einfachen und klärenden Worts? „Ihr könnt zwar nicht verlangen — so etwa hätte dieses Wort lauten müssen —, daß ich mir von meinem eigenen, wohl erwogenen Entwurfe ohne zwingende Noth etwas abhandeln lasse, und könnt daher auch von mir nur den Rath empfangen, für den § 24 nach Kräften einzustehen und zu kämpfen! Ist dieser Paragraph freilich nicht zu erlangen, nun, so rettet von der Vorlage, was zu retten ist, und überlaßt mir und dem Bundesrathe die weitere Entscheidung!" Warum dieses Wort nicht gesprochen ist? Keiner von uns weiß es! Wer möchte sich auch vermessen, alle Eventualitäten, alle politischen und dynastischen Erwägungen, Bedenken und Konstellationen gegen einander abzuwägen, die den Fürsten veranlaßt haben, die Entscheidung diesmal dem Parlamente selbst und insbesondere der konservativen Partei zu überlassen?

Nur Eins steht fest, daß nämlich der Fürst Herrn von Helldorf eine klare und sichere Direktive nicht ertheilt hat, denn eine solche würde ein so verständiger, fast nüchterner Politiker, wie Herr von Helldorf es war, nicht mißverstanden haben. —

Sprach sich aber der Fürst nicht in direkt abmahnendem, ja warnendem Sinne aus, und wurde die von der Fraktion bei der zweiten Lesung erbetene Erklärung Seitens der Regierung nicht gegeben, so lag es in der That nahe zu vermuthen, daß die konservative Partei bei ihrer Absicht, die Vorlage ohne § 24 abzulehnen, verharren werde; und da ein derartiges Verhalten gleichbedeutend mit dem gänzlichen Fall der Vorlage war, so kann ich trotz alle- und alledem zu keinem andern Schlusse kommen, als zu dem, daß der Fall der Vorlage immerhin eine Eventualität bildete, für welche der Fürst die Mitverantwortlichkeit nicht a limine von sich weisen zu müssen glaubte. —

Das schwächt freilich die Verantwortlichkeit der konservativen

Digitized by Google

Fraktion für den schließlichen Fall des Gesetzentwurfs nicht ab. Wenn es nämlich einerseits feststeht, daß Herr von Helldorf nicht mit der Erklärung vor die Fraktion getreten ist, der Fürst wünsche die Ablehnung, und wenn andererseits der Fürst den nicht mißzuverstehenden Wunsch, die Vorlage schlimmstenfalls auch ohne § 24 angenommen zu sehen, nicht ausgesprochen hat, so blieb die Fraktion eben auf sich selbst gestellt und mußte nach eigener, bester Ueberzeugung ihre Entschlüsse fassen, wie sie das ja auch jedenfalls gethan hat, und wie es jede andere Fraktion gleich ihr thun mußte. Dabei galt dann die Stimme des Herrn von Helldorf natürlich nicht mehr als die jedes anderen Mitglieds der Fraktion, da der ihm ertheilte Auftrag gänzlich resultatlos geblieben war. —

Daß wir anderen Parlamentarier — oder doch Viele unter uns — die ablehnende Abstimmung der Konservativen als einen schweren politischen Fehler empfanden, ja, daß wir uns nicht ganz der Befürchtung erwehren konnten, es sei dabei ein gutes Stück pessimistischer Politik mit im Spiele, das will ich garnicht leugnen. Täusche ich mich darin, so soll mirs recht sein; jedenfalls aber halte ich es für ganz einseitig und falsch, diesen Pessimismus nur bei Herrn von Helldorf zu suchen. So groß war der Einfluß dieses Herrn auf die Fraktion jedenfalls nicht, daß er sie hätte bewegen können, contre coeur einer Politik zuzustimmen, die man damals allgemein für pessimistisch hielt — so wenig auch die Folgezeit dieser Auffassung Recht gegeben hat. —

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Geographie.

Kannenberg, Karl, Kleinasiens Naturschätze, seine wichtigsten Thiere, Kulturpflanzen und Mineralschätze vom wirthschaftlichen und kulturgeschichtlichen Standpunkte. Berlin. Gebr. Bornträger. 1897. XII. 278 S.

Gerade zur rechten Zeit, da sich das allgemeine deutsche Interesse wachsend Kleinasien zuwendet, ist das kleine Buch erschienen. Bis vor Kurzem war das wichtige alte Kulturland wesentlich den deutschen Alterthumsforschern und Geographen überlassen. Erst aus dem letzten Jahrzehnt geben die Hamburger Orientlinie und die Kleinasien von Nordwesten nach Südosten, von Skutari bis vorläufig nach Konia durchquerende anatolische Bahn greifbar davon Zeugniß, daß auch deutsches Kapital und deutscher Handel mit Erfolg eindringen. Die alten Pläne deutscher Kolonisation in Kleinasien tauchen wieder auf und beschäftigen die Zeitungen.

Aus ehrlicher Bewunderung des auf dem Lande ruhenden unerschöpflichen Natursegens, der sich jedem Reisenden auch noch heute offenbart, trotz Verödung, Entwaldung, Raubbau und Mißwirthschaft, aus frischer Anschauung heraus ist das Buch entstanden, und diese Frische bildet einen besonderen Vorzug. Der Verfasser (Offizier) hat selbst einen Theil des nördlichen Kleinasiens, das untere Halysthal (Kyzyl Irmak) und die nordöstlichen Küstengebirge, die er für kartographische Zwecke bereiste, kennen gelernt, sonst außerordentlich fleißig aus früheren Werken über Kleinasien, aus der Reiseliteratur — namentlich Hehns feinsinniges Buch „Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergange von Asien nach Europa“ und Naumanns „Reise vom goldenen Horn zu den Quellen des Euphrat“ sind ausgiebig benutzt —, aus den noch unveröffentlichten Reisenotizen von Kameraden, Premierlieutenant Schäffer u. A., den Stoff zusammengetragen. Die einzelnen Theile, Thierleben, Kulturpflanzen, Mineralschätze Kleinasiens, haben verschiedene Fachgelehrte durchgesehen und vervollständigt, ebenso hat ein Sprachforscher die türkischen und griechischen Worte für die Thiere, Erzeugnisse, Gesteine des Landes, die der Verfasser an der Spitze jedes

Digitized by Google

Abschnittes anführt und zum Schlusse noch einmal in einem Register vereinigt hat, nachgeprüft. So ist ein nützliches und zuverlässiges Sammelbuch entstanden, wie wir bisher noch keines besaßen, für weitere Kreise bestimmt, mäßig im Umfange, schlicht und verständlich in der Form, wenn auch durch das an sich lobenswerthe Bestreben des Verfassers, immer die Gewährsmänner anzuführen und Aussage an Aussage zu reihen, etwas bunt und ungleich. Verschiedene Anekdoten und Erlebnisse sind eingestreut, eine Anzahl Autotypien nach meist recht gelungenen Photographien des Verfassers und anderer Reisender dienen zur Illustration.

Im Einzelnen lassen sich bei einem solchen Sammelwerke natürlich viele Nachträge liefern, auch wird, wer selbst Kleinasien genauer kennt, bisweilen wohl im Urtheil von dem Verfasser abweichen, aber die Gesammtleistung bleibt darum erfreulich und dankenswerth. Etwas stiefmütterlich behandelt ist das wichtige Berührungsgebiet zwischen Orient und Occident, die kleinasiatische Westküste, z. B. haben weder die Wälder des Ida in der Troas, die neuerdings von der türkischen Regierung besonders aufgenommen worden sind, noch die alten, vor mehreren Jahren wiederentdeckten Goldbergwerke südlich der Dardanellen, noch die heißen Quellen der erythräischen Halbinsel gegenüber Chios, noch die Panther des Mykalegebirges, noch die starke Zentralisirung des Süßholzhandels durch die Engländer im Mäanderthale Erwähnung gefunden. Außerdem hätte es wohl gelohnt, vielleicht einleitungsweise das vornehmste der kleinasiatischen Produkte, die Bevölkerung, ihre Vertheilung und Beschäftigung kurz im Zusammenhang zu besprechen, auch wenn das von K. gewählte Thema das nicht unmittelbrv forderte, und K. an anderer Stelle (Grenzboten 1896) schon die einschlagenden Fragen gestreift hatte. Für die wirthschaftlichen und handelspolitischen Folgerungen, die K. offenbar aus seinem Buche gezogen wissen will, ist die Kenntniß der Bevölkerung unerläßlich. Gelegentlich geht er deßhalb auch darauf ein. So hebt K. sehr richtig wiederholt den nationalitätslosen, nur durch Religion und Staat bestimmten Charakter des modernen Türkenthums hervor, von dem der des heute in der Masse aufgelösten alten Herren- und Kernstammes der Osmanly wesentlich verschieden ist, aber er hält die Begriffe des Alt- und Neutürkenthums in diesem allgemeinen Sinne nicht immer klar genug auseinander, z. B. bei Beurtheilung des Ackerbaues in Kleinasien. K. leugnet, daß die Masse der Landbevölkerung aus Ackerbauern bestände, mit der Begründung, daß die einwandernden Türken ein Hirten-, kein Ackerbauvolk gewesen seien, und der starke Steuerdruck ein Aufblühen der Landwirthschaft verhindere. Die abweichenden Urtheile sollen allein auf die Umgebung der anatolischen Bahn, wo ein vorzügliches neues Ackerbauerelement in den zahlreich dort angesiedelten Einwanderern aus nicht oder nicht mehr türkischen Gebieten (Muhadjyrs, „Flüchtlinge“) gewonnen sei, passen. Nun steht gewiß der Ackerbau in Kleinasien auf keiner sehr hohen Entwickelungsstufe, aber deßhalb werden doch nicht

Digitized by Google

nur an der anatolischen Bahn, sondern mindestens in ganz West- und Nordwest-Kleinasien, soweit sie von Türken besiedelt sind, die meisten Landbewohner Ackerbauer sein; jedenfalls scheidet sich dort von der Bauernbevölkerung deutlich die Hirtenbevölkerung der Yürüken („Nomaden"). Die absichtliche Verwüstung des Waldes, die man in allen Gebieten Kleinasiens beobachten kann, gilt keineswegs immer dem Bedürfniß neuer Weide, sondern sehr oft auch dem neuen Ackerlandes. Das Wesen des Türkenthums hat sich eben im Laufe der Zeit durch die Seßhaftigkeit und, worauf K. selbst gerade hier wieder hinweist, durch die Mischung mit anderen Bevölkerungselementen gewandelt.

Uebrigens ist dieser kleinasiatische Bauer, den K. sonst sehr hoch stellt, auch nicht faul und arbeitsunlustig, wie K. meint. Ich kann nach meinen eigenen Beobachtungen nur von der Goltz' u. A. Urtheil bestätigen, daß er im allgemeinen durchaus fleißig ist, ebenso wie der türkische Handwerker und Arbeiter. Der Südländer und namentlich der Orientale nimmt sich von vornherein mehr Zeit. Wenn dann in von Europäern kaum besuchten Gebieten die Männer sich neugierig um den Fremden sammeln, so darf man ihnen das nicht als Faulheit anrechnen. Endlich wird auch keineswegs alle Arbeit den Frauen überlassen. Natürlich hat die Frau schon durch die Religion eine etwas andere Stellung als bei uns. Sonst sieht man aber häufig ebenso wie bei uns Mann und Frau einträchtig zusammen bei der Feldbestellung. Eine andere Frage ist, ob die kleinasiatische Bauernschaft sich wird fortbilden und einer höheren Kultur anpassen lassen; sie hängt mit der Frage nach der Reformfähigkeit der gesammten Türkei zusammen. Und dabei urtheilt K. gewiß richtig, wenn er die Frage verneint. Die Zähigkeit und Volkskraft der Bevölkerung, namentlich der kleinasiatischen Bevölkerung wird das türkische Reich sicher noch lange über Wasser halten können, aber zu einer dauernden Erneuerung des wirthschaftlichen und politischen Lebens, zur Annäherung an die Kulturhöhe des Westens wird es wohl nie kommen. Der Türke bedarf zum Leben und Wohlbefinden auf die Dauer nicht nur seiner Religion, sondern auch seines Staates. Deshalb wandern die Türken zahlreich aus den vom türkischen Reiche im Laufe der Zeit abgesprengten Gebieten aus, auch wenn man ihnen dort nicht nur Religionsfreiheit, sondern auch volles Staatsbürgerrecht gewährleistet und Lebensbedingungen und Behandlung besser sind als im alten Vaterlande, aus Griechenland, Rußland, jetzt wieder aus Kreta. Staat und Religion sind aber in ihren Formen erstarrt und nicht mehr bildsam.

Die Türken von heute haben selbst das Gefühl des Niedergangs. In den Gegenden Kleinasiens, wo sie in Konkurrenz mit anderen Bevölkerungselementen stehen, an den Küsten, namentlich an der Westküste, in Armenien, gehen sie numerisch zurück. Auf ihnen allein ruht der Kriegsdienst, der die Männer in ihren kräftigsten Jahren von der Heimath fernhält; in der Regel sieht man in den Dörfern nur ganz junge und ältere Männer.

Digitized by Google

Verzweifelte Gewaltmaßregeln wie die armenische Vesper in Armenien selbst vor mehreren Jahren, die mit durch Uebervölkerungsfurcht veranlaßt worden ist, helfen dagegen nichts. So ist es, wie K. mit Recht hervorhebt, jetzt an der Zeit, wirthschaftlich von Kleinasien Besitz zu ergreifen. Deshalb möchte man seinem Buche auch die rechte Beachtung und Verbreitung in der deutschen Handelswelt wünschen. K.s Hinweise auf Verkehrszentren, Waarenpreise, Zuchtplätze der Nutzthiere, Anbaugebiete verschiedener Nutz- und Handelspflanzen können hier unmittelbar Anregungen geben. Eine deutsche Kolonisation im großen Stile wird auf dem kleinasiatischen Festlande aus den verschiedensten Gründen nicht durchführbar sein, aber die Ausnutzung des bei weitem nicht genügend angebauten Landes durch Plantagenwirthschaft und größere Güter, durch Handelsaustausch verspricht reiche Ausbeute. Es gilt hier mehr noch als bisher neben Engländern, Russen, Franzosen, Oesterreichern festen Fuß zu fassen. Die politische Lage ist dafür die günstigste, wir wollen hoffen, daß sie in der richtigen Weise verwerthet wird.

Marburg i. H. Walther Judeich.

Kunst.

Die Zeitschrift Pan.

Zweiter Jahrgang, 4. Theil. Dritter Jahrgang, 1.—4. Theil. Vierter Jahrgang, 1. Theil. Herausgegeben von der Genossenschaft Pan. Berlin, bei F. Fontane und Co. 1897/98.

(Kunst und Kritik. Kunst für die oberen Klassen oder für das ganze Volk? Kunstpädagogik. Die Hamburger Organisation. Malerei, Kunstgewerbe und Plastik im Pan. Rodin und Meunier, Ausländische und heimische Kunst.)

Auf neue kunstgeschichtliche Bücher hinzuweisen, fehlt es uns in diesen Blättern nicht an Gelegenheit. Um aber von der Kunst der Gegenwart, ihren Nöthen und Hoffnungen zu reden, um kunstpolitische Fragen zu erörtern, giebt der Fortgang der Zeitschrift Pan besonders willkommenen Anlaß. Wenn unsere früheren Berichte*) sich angelegen sein ließen, Band für Band durchzumustern, um die Physiognomie des neuen Ankömmlings und ihren Anfangs gern wechselnden Ausdruck festzustellen, so darf man jetzt, da der Pan in ein ruhigeres Fahrwasser gelangt ist, den mehr prinzipiellen Fragen sich zuwenden, die für die Ausgestaltung eines solchen als Musterzeitschrift geplanten Unternehmens in Betracht kommen.

*) „Preußische Jahrbücher" 1895, Bd. 82 S. 174 ff.; 1897, B. 88 S. 150 ff.

Digitized by Google

Von Anfang an stand fest, daß der Pan nicht nur eine bessere Zeitschrift werden sollte, als das, was vor und neben ihm vorhanden war, sondern etwas ganz anderes, mit andern Mitteln arbeitend und nach anderen Zielen gerichtet. Er sollte nicht das „Publikum" als eine gegebene Größe hinnehmen und als geschäftliches Unternehmen mit dessen mannigfaltigen Geschmacksrichtungen und Bedürfnissen spekuliren, sondern ein Häuflein maßgebender Leute und Meinungen sammeln, die in unserem Kunstwesen ohne Rücksicht auf Koterien und Parolen nach dem rechten sähen. Daß man eine solche Aufgabe, die Kunstinteressen zu organisiren, nicht den ausübenden Künstlern allein anheimgeben kann, ist klar. Der Schaffende hat die Fehler seiner Vorzüge, daß er nur das ihm Mögliche und Nothwendige begreift; seiner Exklusivität muß der ruhigere Blick des Kunstfreundes, des Kritikers und Gelehrten ergänzend zur Seite treten. In England ist die glückliche Entwickelung der Kunstdinge wesentlich dem Zusammentreffen zu danken, daß ein Schriftsteller, der das lebhafteste Gefühl für Natur und Kunst besaß, daß John Ruskin sein ganzes Leben der Erziehung des Publikums zur Kunst weihte, und dabei eine Reihe künstlerischer Kräfte fand, die durch ihre Werke jene Propaganda des Wortes erst fruchtbar machten. Ein halbes Jahrhundert ist seitdem vergangen, in dem natürlich der Strom nicht in dem von Haus aus ihm angewiesenen Bett festgehalten werden konnte. Aber ich glaube, daß die Wohlthat jener Bewegung selbst von den Gegnern anerkannt wird. Leicht ist ein solches Zusammenarbeiten nicht. Von den persönlichen Reibungen abgesehen, die schließlich durch die beherrschende Empfindung, einer gemeinsamen Sache zu dienen, überwunden werden können, giebt es nun aber doch Schwierigkeiten, die aus den Verhältnissen entstehen, und die größte Schwierigkeit scheint mir zur Zeit in der Frage zu liegen, an welches Publikum man appelliren soll.

Arbeitet die Kunst nur für die obersten Schichten der Gesellschaft oder darf man hoffen, ihr eine breitere Wirkungssphäre zu gewinnen? Blicken wir ins Ausland, so erhalten wir in Frankreich keine Antwort. Die französische Kunst kann, wie sie ist, als Dienerin des Luxus so lange bestehen, als sie die Kundschaft nicht nur des eigenen Landes, sondern aller reichen Leute der Welt besitzt. In England aber hatte die Bewegung, von der zuvor die Rede war, von Anfang an eine ausgesprochen demokratische Richtung.

Carlyle, Ruskin und Morris standen Pathen und waren von dem Glauben getragen, daß es sich um eine Angelegenheit des ganzen Volkes handle, nicht etwa eben bloß einer oberen Schicht. Sie wünschten, dem Industrialismus und Kapitalismus, der auf die unteren Klassen ebenso drückte wie er die englische Landschaft wüstlegte und verunstaltete, ein Evangelium unveräußerlicher idealer Mächte entgegenzustellen. Freilich ist diese Bewegung nicht in ihren anfänglichen Gleisen geblieben. Künstler fühlen sich

Digitized by Google

dahin gezogen, wo Bedürfnisse nicht erst geschaffen werden sollen, sondern wo sie ihnen lebendig entgegenkommen; auch wenn sie anfänglich ihr Steuer nach der Volkskunst richten, können sie schließlich beim Raffinement und dem Luxusbedürfniß der thatsächlich vorhandenen Kunstliebhaber landen. Morris, sozialistischer Agitator, Dichter und Künstler in einer Person, ist selbst in diese Inkonsequenz gerathen. Aber gesunde Gedanken müssen, auch wenn sie Ablenkung und Hemmung erfahren, sich durchwachsen. Es ist sehr erfreulich, daß neuerdings in England Architekten die Führung übernommen haben, die es als eine Ehrensache betrachten (Voysey und Newton z. B.), ihre Kunst an billigen Häusern zu üben; sie stellen die übrigen Künste in den Dienst der dekorativen Aufgaben und finden eine Freude daran, Möbel, Tapeten, Kaminverkleidungen, Friese, Decken selbst zu entwerfen. Sehr merkwürdig ist, bei dem heutigen Stand der Dinge zu verfolgen, wie diese Einfachheit, die durch den Kostenpunkt und die Rücksicht auf die Brauchbarkeit vorgeschrieben ist, sich mit jener raffinirten Einfachheit berührt, die eine übersättigte Luxuskunst sich von Zeit zu Zeit gleichsam als Diät verschreibt.

Solche Erfahrungen hatte man also vor Augen, als man bei uns daranging, ein ernsthaftes Organ für Kunstinteressen ins Leben zu rufen. Auf die Bocksprünge, die der Pan in seinen Anfängen machte und auf die Böcke, die er geschossen hat, will ich hier nicht zurückkommen. Sie sind in den früheren Berichten besprochen worden. Seitdem ist eine entschiedene Klärung zwar nicht, aber ein Gleichgewichtszustand zwischen zwei Richtungen und Neigungen eingetreten, die somit jetzt deutlicher erkennbar werden. Um überhaupt zur Welt zu kommen, bedurfte der Pan eines Grundstocks reicher Liebhaber und Subskribenten. Diese — sagen wir Aktionäre des Pan haben folgenden Geschmack. Sie haben keine nationalen Vorurtheile und lieben das italienische Quattrocento so gut wie Japan; sie bewundern die Glasscheiben und — -gefäße von Tiffany in New-York und die französischen von Gallé, die Töpfereien von Clement Massier, Tapeten von Walter Crane, die Zeichnungen von Beardsley und die Radierungen von Klinger. Die Dinge müssen schön sein, sie müssen theuer sein und sie müssen „unzeitgemäß" sein, um ihnen zu gefallen. Noch Eines aber vielleicht: sie müssen zwecklos sein. Wie gewöhnlich ist die Literatur hierin der bildenden Kunst voraus, dem neuesten Windhauch der Geschmackswandlung zu folgen. Die neueste Kunst wird in Wolkenkuckucksheim gegründet, jedes Utilitätsbestreben wird von ihr abgelehnt; es kommt nur noch auf die schöne Geste und den Rhythmus an. Es ist klar, daß der Pan den Erwartungen von dieser Seite nicht widersprechen konnte. Er mußte von allen vier Weltenden schöne Dinge zusammensuchen, auf sie hinweisen, und für den, der zu ungeduldig ist zu warten, bis solche Dinge auf unserem eigenen Boden wachsen, ist wirklich keine andere Möglichkeit, seine Lust zu befriedigen. Hatte man früher die alten Meister kopirt

Digitized by Google

und weist man jetzt auf zeitgenössische ausländische Muster hin, so ist die Wirkung in beiden Fällen ziemlich ähnlich; man drängt zur Nachahmung, statt die lebendigen individuellen Kräfte zu pflegen und zu entwickeln. Daß man seinen Kindern so gern die Nachbarkinder als Musterknaben empfiehlt, kommt daher, daß es bequemer ist, ein fertiges Modell zu nehmen, als die Eigenschaften seines eigenen Thons zu beobachten und aus ihm die Gesetze des Gestaltens zu entwickeln.

Immerhin bleibt es ein wirklicher Gewinn, daß sich bei uns ein Stamm gebildet hat, der wirkliches Kunstbedürfniß besitzt und dies, wenn auch nach seinem Gutdünken, befriedigt. Ein weiteres ist aber, diese Nachfrage mit dem nationalen Vermögen in Verbindung zu bringen. Es ist ein weiteres und ein höheres. Die Kunst auf eine breitere Grundlage zu stellen, sie aus einem Privileg der oberen Klassen zu einem Gemeinbesitz zu machen, wäre eine große Angelegenheit. Man spricht sehr viel davon, und neuerdings auch im Zusammenhang mit der sozialen Frage. Unter den idealen Mächten, die gegen Materialismus, Neid und Unzufriedenheit mobil gemacht werden sollen, stellt sich neben Religion auch Literatur und Kunst, um über trennende Gräben hinweg wieder Gemeingefühl zu wecken und zu stärken. Was die Kunst an Selbständigkeit opferte, indem sie sich dem Leben und seinen Aufgaben unterordnete, würde ihr reichlich durch die Kraft ersetzt werden, die ihre immer tiefer dringenden Wurzeln dann aufzusammeln vermöchten. Sie würde wurzelfester werden, widerstandsfähiger gegen Unächtes und Fremdes, reicher und voller. Einstweilen aber haben wir Ansätze zu einer nationalen bildenden Kunst, mehr aber noch nicht. Die Erfüllung wird sicher davon abhängen, ob es gelingt, Interesse und Bedürfniß, die jetzt auf eine Klasse beschränkt sind, auch in den übrigen zu erzeugen. Und dazu ist viele und geduldige Arbeit nöthig und einsichtige Erziehungskunst. Ein Aufsatz des Pan (von H. Otto Ernst) erörtert diese Angelegenheit in etwas derber, aber nicht unzutreffender Weise. Es heißt da z. B.: „Wenn man gewisse dieser Versuche des Popularisirens betrachtet, kann man sich allerdings nicht wundern, daß sie scheitern, und daß der Anfangs hochmuthe Pionier sämmtliche Volksaufklärungsrequisiten mit einer aristokratischen Verwünschung an die Wand schleudert. Wer einer soeben aus Komptor und Werkstatt, Fabrik und Wechselstube, Küche und Waschraum zusammengetrommelten Versammlung ohne Weiteres mit Bildern von Eduard Munch, Dramen von Maeterlinck und Kompositionen von Richard Strauß vor die Brust springt, darf sich für den Mißerfolg bei sich selbst bedanken. Das Publikum geht dann nach Hause und sagt: „da lob' ich mir den Trompeter von Säckingen!" Ich meine gelesen zu haben, daß im vorigen Herbst ein „Kongreß für Volksunterhaltung" in Berlin getagt hat. Aber nicht nur um Unterhaltung handelt es sich, sondern um Erziehung und planmäßige Arbeit; auch ist es vielleicht minder wichtig, Kunstwerke, die nur auf einen engen Kreis von Genießenden berechnet sind, „popularisiren"

Digitized by Google

zu wollen, als überhaupt unter der Asche von Stumpfheit und Konvention einen Funken lebendigen Natur- und Kunstgefühls zu entdecken und mit geeigneten Mitteln zu beleben.

Was nach dieser Richtung geschehen kann, zeigt das Beispiel Hamburgs und die Thätigkeit Alfred Lichtwarks. Seine Mitarbeiterschaft am Pan hält jener vorhin gekennzeichneten Neigung und ihrer Parole l'art pour l'art ein höchst nothwendiges und heilsames Gegengewicht. Ich will hier nicht untersuchen, ob in Hamburg die Voraussetzungen günstiger sind als sonst in Deutschland, wo die Kunst, um einen Ausdruck von Wilhelm Bode zu gebrauchen, „in bureaukratische Institutionen und Instanzen eingezäunt ist." Jedenfalls ist dort ein erfreuliches Zusammenarbeiten zu gewahren. Statt des üblichen „Kunstvereins" oder neben ihm sind die Kunstinteressen vielgliedrig organisirt und zugleich in Fühlung mit der Zentralstelle der Kunsthalle gehalten. Der Dilettantismus, dieses so nothwendige Bindeglied zwischen Kunst und Publikum und der nächste Resonanzboden für die Kunst, ist wohl disziplinirt und, um ihn vor sportsmäßiger Ausartung zu bewahren, in den Dienst des Heimathskultes und der Heimathskunde gestellt; auch die Amateurphotographie wird als ein Erziehungsmittel des Auges unter eifriger Kontrole gehalten. Um die Fäden möglichst weit zu spinnen und nach allen Breiten hin der Kunst Zugang zu schaffen, ist die Lehrervereinigung ins Interesse gezogen worden, und Lichtwark hat mit Schülerklassen, zunächst Mädchen, Uebungen vor den Bildern seines Museums veranstaltet, um die so sehr verabsäumte Kunst zu lehren, daß die Jugend ihre Sinne (und nicht nur den Verstand) zu gebrauchen sich übe. Die Unterhaltungen mit den Kindern sind aufgezeichnet und in einem anziehenden Büchlein herausgegeben worden (Uebungen in der Betrachtung von Kunstwerken, Dresden, Kühtmann 1898). Ferner ist in der Kunsthalle eine Gemäldeabtheilung gebildet worden, für die tüchtige Künstler aus ganz Deutschland Hamburger Ansichten, nur solche, zu malen eingeladen worden sind. Denn alle diese Unternehmungen ruhen auf der Einsicht, daß die Kunst nicht ein zufälliges und gnadenmäßiges Himmelsgeschenk sei, sondern ein Bodengewächs, das dann freilich der Pflege bedarf. Heimathgefühl ist die ethische Voraussetzung eines lebendigen Natur- und Kunstgefühls. In einer Reihe von Aufsätzen des Pan hat Lichtwark deutsche Städte und Landschaften geschildert, das Historische, das Gegenwärtige, die ganze Lokalpsychologie, Betrachtungen, wie man sie nicht im Bädeker findet, und die immer darauf hinauslaufen, das geschichtlich Gewordene als ein Individuelles zu begreifen, dem die Kunst kein äußerlicher Behang ist, sondern ein wesentlicher Charakterzug und die unterscheidende Physiognomie. Diese wohlbegründete Predigt von der Pflege einheimischer Kunstkeime, die gegen zudringliche ausländische Moden und Konkurrenzen geschützt werden müssen, steht nun freilich im Pan einstweilen dicht neben der Schaustellung des Fremden. Dies ist ein Zustand zweier Seelen, auf

Digitized by Google

den ich Eingangs bereits hingewiesen habe und den ich nachher noch einmal zu berühren Anlaß finden werde.

Der Pan hat alle Künste in sein Programm aufgenommen. Aber nicht alle haben es zur Zeit in gleicher Weise nöthig, daß man sich ihrer annimmt. Die Malerei ist fraglos bei uns die blühendste und (wenn man die Monumentalmalerei ausschließt) auch befriedigendste Kunst. Von Böcklin hat der Pan zum siebzigsten Geburtstag des Meisters eine Anzahl Zeichnungsblätter mitgetheilt, vermuthlich weil seine Gemälde durch die Bruckmannschen Veröffentlichungen als bekannt vorausgesetzt werden. Großen Werth kann ich in diesen Zeichnungen nicht finden. (Nur der Baumschlag und der eine Frauenakt machen eine Ausnahme). Während sonst Zeichnungen großer Meister die Einzeltheile ihrer Schöpfungen in vollkommenerem und feinerem Zustand zeigen als im Endzustand und in der Disziplin des vollendeten Werkes, tritt in diesen Böcklinischen Blättern der unvollkommene Zustand eines vollkommeneren Ganzen zu Tage. Diese Blätter sind nur Hülfsmittel, Notate und Gedanken, aber keine Naturstudien. Je genauer man sie ansieht, z. B. die vanitas, um so mehr verlieren sie. Es hat wissenschaftliches, aber gar kein künstlerisches Interesse, einen Künstler, der ausschließlich polyphon empfindet, mit einem einzelnen Instrument, dem Zeichenstift, vor das Publikum zu stellen. Mit Genugthuung sehe ich, daß mein Urtheil in dieser Frage nicht allein steht. In dem neuesten Heft des Pan (IV, 1) das mir zuging, als dieser Bericht bereits auf dem Papier stand, hat Herr Dr. Schmid in einem Aufsatz über Böcklins Skizzen sich folgendermaßen geäußert: „Bei Böcklin ist die Skizze nie der frischere Ausdruck dessen, was der Künstler uns zu sagen hat; erst das Bild enthält den vollen Gehalt der Stimmung. Nie ist das treibende Motiv eine gut gerathene Skizze nach einem Stück Natur. Schon der ersten Aufzeichnung ist eine poetisch abrundende Vorstellung vorangegangen."*) Und so ist es denn besser, den Pan mit Beiträgen von Malern, die Zeichnung, Radirung, Lithographie als selbständiges Ausdrucksmittel pflegen und beherrschen, auszustatten. Klinger, Liebermann, Graf Kalckreuth, L. v. Hofmann haben in der werthvollsten Weise mitgewirkt. Weniger glücklich scheinen mir eine Anzahl Reproduktionen nach Hamburger Malern und nach L. Dill; je mehr die Originale auf Farbe gestellt sind, um so mehr verlieren farblose Nachbildungen Charakter und Interesse. Ganz besonders bin ich Heinrich Weizsäcker in Frankfurt dankbar, daß er von den Cron-

*) Das nämliche neue Heft bringt einen Beitrag von größter Wichtigkeit in Sachen Böcklins, Theile eines Tagebuches, das ein junger (inzwischen verstorbener) Berliner Maler, Namens Schick, über seinen Verkehr mit Böcklin in Rom geführt hat. Einstweilen hat H. v. Tschudi den ersten Theil, der von Januar bis Juli 1866 reicht, veröffentlicht. Daß diese Aufzeichnungen fast nur Maltechnisches enthalten, wird Niemanden überraschen, der sich ernstlicher mit Böcklins Kunst beschäftigt hat. Jedenfalls verdienen sie das größte Interesse, und es wird noch oft davon gesprochen werden.

Digitized by Google

berger Malern, einer Künstlerkolonie bei Frankfurt, der weiteren deutschen Welt Einiges gerühmt hat. Jahrzehnte, ehe man von Worpswede oder Dachau hörte, saßen dort tüchtige Künstler, verliebt in einen kleinen herrlichen Fleck Erde und unbekümmert, daß außer ein paar Frankfurter Sammlern Niemand von ihnen Notiz nahm. Anton Burger, Rumpf, Maurer, Burnitz, denen sich als ein Original der Zeichner Peter Becker anschließt. Alte Herren (soweit sie überhaupt noch am Leben sind), aber nicht veraltet, und dies will viel sagen in unseren Kunstlagern, wo so manche bei lebendem Leib absterben und verknöchern. Weil dieses Absterben häufig vorkommt, entstehen jene Kämpfe, Spaltungen und Sezessionen, die schwer zu befrieden sind, weil die sachlichen Fragen zugleich Personenfragen sind. Der Pan als ein kunstpolitisches Organ kann nicht anders als Partei ergreifen; wenn er gewisse Kunstkreise heranzieht, muß er andere ausschließen. Polemik braucht er nicht zu suchen, aber auch nicht zu scheuen. Wenn über Berliner oder über Karlsruher Kunstakademieverhältnisse geurtheilt wird, so bürgen die Namen der Referenten dafür, daß die sachlichen Interessen der Kunst die obersten und ausschlaggebenden sind.

Der Dekoration und dem Kunsthandwerk ist ein verhältnißmäßig breiter Raum gewährt worden, und insofern mit Recht, als man sich auf diesem Gebiet mit besonders lebhaften Hoffnungen trägt. Eine Anzahl Künstler sind von der „hohen" Kunst auf dieses aussichtsreiche Gebiet herübergeschwenkt und haben etwas Leben und Lärm in den Reihen der älteren Kunstgewerbler verbreitet. Die Gründe dieses Uebertritts brauchen hier nicht untersucht zu werden (übrigens scheinen mir die von Geheimrath Bode III, 41 angegebenen sehr beachtenswerth). Ob diese Bewegung tiefer greifen wird und Formen gewinnt oder nur mit gewissen Moden im Zusammenhang steht, bleibt abzuwarten.

Ich meinestheils erwarte das Heil erst dann, wenn die Architektur sich rührt und auf eigene Füße kommt; natürlich meine ich nicht öffentliche Bauten, sondern das Wohnhaus. Erst wenn wir die historischen Stile los werden, fällt auch das alte „stilvolle" Kunstgewerbe. In der Architektur aber geht es langsam, am langsamsten unter allen Künsten. Erst wenn da „der Frühling in den Birken webt", glaube ich, daß wir vom Fleck kommen. Ich lasse gern über diesen Punkt Lichtwark das Wort (realistische Architektur, Pan III, 229 ff.): „Malerei, Plastik, Literatur haben eine Epoche des Realismus hinter sich, und nach langen Kämpfen ist man darüber einig, daß es ein nothwendiger Durchgangsprozeß war. Die deutsche Architektur steckt noch bis über die Ohren in der Romantik und im Akademismus. Kleine Wohnhäuser müssen Thürme, Giebel, Erker, Mansarden und eine Ueberfülle an plastischem Schmuck haben. Niemand steigt auf den Thurm; denn es ist dort gar nichts zu sehen, und bewohnbar ist er auch nicht. Niemand sitzt im Erker; denn man kann sich nicht darin umdrehen. Niemand sieht die Ornamente an; denn der Frost würde ihn schütteln.

Digitized by Google

Ebenso pflegt nach akademischer Tradition bei Monumentalbauten die Fassade als Hauptsache aufgefaßt zu werden. Das Leben mag sehen, wie es dahinter fertig wird."

Der plastischen Kunst ist im letzten Jahr des Pan besondere Aufmerksamkeit zu Theil geworden, und das war sehr nöthig. Aeußerlich hat es ja den Anschein, als ob ein der Plastik besonders günstiger Wind wehe, da überall Denkmäler gesetzt werden, und die Bildhauer sich anhaltend eingeladen finden, Modelle einzuschicken. Was wir aber da als eine neue Bevölkerung unserer Straßen und Plätze entstehen sehen, ist eine so hohle Rhetorik, ein bloß dekorativer Schwulst, daß wir vor lauter Posaunen und Militärmusik keine Spur wirklicher Empfindung entdecken können. Und da Seele der Keimpunkt aller Kunst ist, so scheint uns diese Plastik in der größten Gefahr, völlig veräußerlicht zu werden und dem Theater anheimzufallen. In dieser Lage heißt es wirklich: helf, was helfen mag, und so hat der Pan versucht, unserer Plastik einen ausländischen Spiegel vorzuhalten. Er bringt auch etwas deutsche Kunst: Geyger und Volkmann; ich denke aber, so sehr man ihr fleißiges Studium anerkennen mag, Leute von großer Selbständigkeit sind es nicht. So müssen denn doch die Ausländer dran, uns klar zu machen, was Plastik sein könne, und in diesem Sinne hat die Dresdener Kunstausstellung von 1897 eine große Sammlung von Werken des belgischen Bildhauers Meunier vereinigt, recht mit der Absicht, dem flauen Antikisiren und dem Hähnel-Schillingschen Akademismus ins Gesicht zu leuchten. Diese Sammlung ist dann auch in anderen deutschen Städten ausgestellt worden. Im Pan hat Georg Treu, der Dresdener Archäologe, eine begeisterte Würdigung Meuniers gebracht (auch separat erschienen mit 34 Bildertafeln. Dresden, Richter 1898). Gleichzeitig wurde der Pariser Bildhauer Aug. Rodin*) eingeführt und Jean Dampt. Diese Drei, Dampt, Rodin und Meunier, sind wirklich ausgezeichnete Künstler; sie sind, sehr im Unterschied von unserer Plastik, innerlich ergriffen von ihren Gegenständen; der Ausdruck einer gewissen Empfindung beherrscht so sehr alles Andere, daß, wenn dies herausgebracht ist, das Uebrige unwesentlich erscheint und daher auch verabsäumt wird. Es giebt Werke von Rodin und Dampt, wo in unmittelbarer Nähe der Accente der Marmorblock roh gelassen ist und in seine Unartikulirtheit zurückfällt, als solle ja recht deutlich gezeigt werden, wie gering diese Künstler von technischer Virtuosität (die ihnen keineswegs mangelt) denken, wie sie allein die Be-

*) Ueber Rodin sind auch in der Pariser gazette des beaux arts (Mai 1898) und im Londoner Studio (Mai 1898) vortreffliche Artikel und Abbildungen erschienen. Der Artikel des Pan ist von einem Pariser Kritiker und wohl übersetzt. Daß ein solcher, an Gabzismen nicht armer Styl ein Schmuck der Zeitschrift sei, kann ich nicht finden. Man liest darin (III, 194): diesen improvisorischen Charakter haben auch die Blätter u. s. w. So schlimme Blüten hätte doch die Korrektur tilgen sollen!

Digitized by Google

seelung schätzen. Dampt ist in der Kleinplastik, im Kunstgewerbe, wo die genaueste, ja raffinirte Technik von ihm angewendet wird, wie in der Marmorplastik thätig; seine Büste einer alten Großmutter mit dem kleinen Enkelkind, die das Luxembourg-Museum besitzt, gehört zu den größten Meisterwerken moderner französischer Plastik. Rodin ist wohl im Porträt am stärksten. In der Monumentalplastik, in der er das Claude Lorrain-Denkmal in Nancy und ein Denkmal in Calais geschaffen hat, die ich beide nur aus Abbildungen kenne, scheint ihm das Gefühl für architektonische Linie völlig zu mangeln. Meunier schließlich hat eine Welt von Gestalten und Szenen aus den belgischen Kohlen- und Eisenindustriebezirken geschaffen, im Stoffkreis mit Zolas Germinal und Millets Bauern sich berührend; sein Lebenswerk will er mit einem Riesendenkmal, einem „Monument der Arbeit" krönen, das die verschiedenen Zweige menschlicher Kraftbethätigung zur Darstellung bringen soll. Hier hätten wir also einen Künstler vor uns, der im Unterschied von den beiden Vorgenannten leidenschaftlichen inneren Antheil an seinen Gegenständen und mächtigen Ausdruck des Lebens mit dem höchsten Drang und der Begabung zu monumentaler Gestaltung verbindet. Hieraus erklärt sich das Interesse, das Meunier allenthalben bei uns erregt hat. Eine prächtige Kohlenzeichnung von Liebermann (Pan III, 244) zeigt den im höchsten Grad sympathischen Kopf des Künstlers. Darf ich zu dem von so vielen Seiten über Meunier Geschriebenen ein Wort hinzufügen, so möchte ich zunächst die beliebte Vergleichung mit Millet einschränken. Ich halte Millet doch für weit ursprünglicher. Millet ist griechisch in dem Sinn, wie Goethe von Raphael spricht: er gräzisirt nirgends, fühlt aber durchaus wie ein Grieche. Millet antikisirt nicht. Von Meunier kann man das nicht im nämlichen Grad behaupten. Seine Einzelgestalten wissen häufig, daß sie angesehen werden; sie haben etwas Bewußtes, ja eine Neigung zur Pose und Rhetorik, während Millets Gestalten eine Welt ganz für sich bleiben. Wahrhaft groß aber finde ich Meunier im Relief. Die Darstellung eines Bauern, der zwei Zugthiere zurückreißt oder der Arbeitergruppe vor dem Schmelzofen ist wirklich überwältigend und von einer Kraft des dramatischen Ausdrucks, die mir die eigenste Domäne des Künstlers zu sein scheint. Daß er in der Reliefkunst stärker ist als in der Freiplastik, sowohl soweit diese Einzelfiguren als soweit sie Freigruppen darstellt, scheint damit zusammenzuhängen, daß Meunier viele Jahre vorwiegend gemalt hat. Seine Gruppe einer an der Leiche eines Bergmannes trauernden Mutter (le grisou, lebensgroße Bronze im Brüsseler Museum) fordert durchaus irgend einen Hintergrund; so wie sie dasteht, ist der Gesammtumriß doch sehr unbefriedigend. Ich hebe, trotzdem ich Meunier bewundere, diese Punkte hervor; denn wenn man unsere Kunst auf überlegene auswärtige Muster hinzuweisen Ursache findet, soll man sein Urtheil besonders unbefangen zu halten sich bemühen. Darin, daß man sich gegen Schwächen ausländischer Künstler blind machen würde

Digitized by Google

und in den Fehler der Ueberschätzung fiele, läge etwas unnützer Weise Verbitterndes und Demüthigendes für die Künstler des eigenen Landes.

Von diesem Gesichtspunkt aus ergiebt sich noch einmal Anlaß, das richtige Maß im Hereinziehen der ausländischen Produktion im Sinne einer vernünftigen Kunstpolitik zu predigen. Wo in unserer Kunstthätigkeit ein vacuum klafft, müssen wir das Ausland haben. Zum Beispiel war es durchaus am Platz, die französische Medaillenkunst eines Roty, Chaplain, Charpentier in den Schaukästen unserer Museen und Ausstellungen einzuführen und so zur Thätigkeit auf einem bei uns bis dahin völlig brach liegenden Gebiet anzuregen. Wo wir auf falschem Weg sind, kann ein besseres Beispiel zur Besinnung mahnen. Im Ganzen aber sind wir Deutsche, weil unsere Kultur nach manchen Seiten noch gar keine rechten Umrisse und Formen hat, zu entgegenkommend für das Fremde. Um wieder vom Pan zu sprechen, so sehe ich nicht recht, was ihm mit Kunstblättern wie denen von Nicholson und Maurice Denis (im dritten Theil des dritten Bandes) oder von Maxim. Luce (IV, 1) gedient ist. Das wird hoffentlich nie deutsche Kunstart werden. Und so war es mir eine Genugthuung, nachdem ich den Artikel von H. v. Seidlitz über Degas gelesen hatte, einen französischen Maler, den „das Geistesleben nur sehr wenig interessirt", den gleichen verehrten Verfasser über Albrecht Dürers Holzschnittfolgen im Pan das Wort nehmen zu sehen, einen Künstler also, der sich einigermaßen für das Geistesleben interessirte und zwar so sehr, daß man jedem Fremden, was deutscher Geist sei, an Dürers Werken klar machen kann. Gewiß, es giebt der Anweisungen viele, unserer Kunst auf den guten Weg zu helfen. Stellt man ihr das Neue und Fremde vor Augen, so mag sie es nützen; die Hauptsache wird aber bleiben, die ächte gute Ueberlieferung unserer Kunst zu pflegen und an sie anzuknüpfen; nicht mit zu viel Pfropfkünsten, sondern durch Bestellung des heimischen Bodens und Beachten seiner Natur wird Gedeihen und gesundes Fortschreiten zu erzielen sein.

* * *

Da ich nur über den Hauptinhalt des Pan, soweit er der bildenden Kunst dient, zu berichten habe, so könnte ich hier die diesjährigen Bemerkungen schließen. Gegen das System, bildende Kunst und Literatur in einem Organ zusammenzugeben, habe ich gleich beim ersten Erscheinen des Pan meine Bedenken ausgesprochen, da ein wahrer Parallelschritt zwischen Literatur und Kunst nicht vorhanden sei, die erste vermöge ihrer beweglicheren Technik stets vorauseile, und ihr Einfluß auf die bildende Kunst mehr beunruhigend und zerstreuend als fördernd wirke. Von einem der Leiter des Pan ist mir damals erwidert worden, das möge zugegeben werden, thatsächlich sei aber die übliche „Kunstschreiberei" in Deutschland zu geringwerthig, um den Text des Pan damit zu bestreiten, und aus

Digitized by Google

diesem Grund könne die „Poesie“ nicht entbehrt werden. Wogegen nun auch nichts zu sagen war. Man kann sonach diese Beiträge in Poesie und Prosa als eine Art Zwischenaktsmusik betrachten, auf die zu hören oder nicht zu hören Jedem freisteht. Wenn die genauere Würdigung des literarischen Theils außerhalb meiner gegenwärtigen Kompetenz liegt, so tritt eine Art Kompetenzkonflikt in dem Augenblick ein, wo neben schönen oder interessanten Stücken des literarischen Theils Andere erscheinen, deren Aufnahme geradezu kompromittirend ist und von einer strengeren Zensur hätten betroffen werden sollen. Dies ist zweifellos mit den Poesien des H. Arno Holz im Böcklinheft der Fall. Aus Schonung für das Papier der Preußischen Jahrbücher verzichte ich darauf, eine Probe mitzutheilen. Das aber muß gesagt werden, daß solche Ergüsse ein Unternehmen, welches sehr ernsthafte Absichten verfolgt und ernst genommen zu werden wünscht, diskreditiren, und daß der Pan auch in seinem poetischen Theil sich hüten sollte, dem Kladderadatsch Material für die Sauregurkenzeit zu liefern. Man soll das Wirken des Pan nicht erschweren, weil seine Aufgabe schon ohnedies schwierig ist.

Der Pan wendet sich an einen engeren Kreis und muß durch Autorität ersetzen, was ihm an Wirkung in die Breite gebricht. Seine Existenz muß allein schon uns schützen, daß wir in ähnlichen Veröffentlichungen nicht mehr unter ein gewisses Niveau sinken; auch glaube ich bemerkt zu haben, daß seine typographische Ausstattung durch ihr Beispiel dem ganzen verwandten Buchgewerbszweig schon etwas auf die Beine geholfen hat*). Die Hauptsache bleibt aber, daß der Pan in Kunstsachen maßgebend werde und eine öffentliche Meinung bilden helfe, die wir einstweilen nicht haben. So wenig ein Volk, das auf Mündigkeit und Reife Anspruch erhebt, in den allgemeinen Angelegenheiten der öffentlichen Meinung und ihrer Vertretung entbehren kann, so wenig wird eine vernünftige Kunstpolitik ohne den Rückhalt begründeter Ueberzeugungen und sachverständiger Einsichten möglich sein.

Carl Neumann.

---

*) Darf ich hier bemerken, daß ich die Art, wie III, 41 und 109 Illustrationen in den Text gesetzt worden sind, für tadelnswerth halte. Das Bild nimmt hier von jeder der beiden Satzkolumnen die innere Hälfte für sich in Anspruch, wodurch rechts und links Zeilenfragmente von solcher Kürze übrig bleiben, daß sie zu lesen dem Auge sehr lästig fällt. Es wäre wohl besser, die Illustration in eine der beiden Kolumnen zu setzen.

Digitized by Google

Theater.

Deutsches Theater: Das Vermächtniß, Schauspiel in drei Akten von Arthur Schnitzler. — Cyrano von Bergerac, romantische Komödie in fünf Aufzügen von Edmond Rostand, deutsch von Ludwig Fulda. —

Königliches Schauspielhaus: Herostrat, Tragödie in fünf Aufzügen von Ludwig Fulda.

Lessing-Theater. Der Eroberer, Tragödie in fünf Aufzügen von Max Halbe.

Arthur Schnitzler, ein Wiener Kind, hat bisher zum Gegenstande seiner poetischen Produktion ausschließlich die Verhältniß-Liebe gemacht, so in „Anatol", im „Märchen", in „Liebelei" und „Freiwild". Ganz von selbst ergiebt sich aus solchem Stoff der Konflikt zwischen den sozialen Verhältnissen, die als die Erfüllung der Liebe die Ehe fordern, und zwar die standesgemäße Ehe — und der individuellen Neigung des Herzens, eines Herzens in der Brust eines gewöhnlich „guter", d. h. wohlhabender Familie entstammenden jungen Mannes, der noch nicht gefestet genug ist, um die Ehe als eine Lebensordnung auf sich nehmen zu wollen, und der zu warmblütig ist, um die süßen Flammen der Liebe entbehren zu können. Dieser Konflikt in der jungen Mannesbrust nimmt gewöhnlich ein solches Ende, daß der andere Theil, das Mädchen, zum Opfer seiner Liebe wird.

Solchen Stoff nun, solchen Konflikt zwischen sozialer Liebes- und Familienordnung und antisozialer Herzensneigung hat Schnitzler in seinem neuesten Drama, im „Vermächtniß" zu kompliziren und zu vertiefen gesucht. Hier steht im Mittelpunkte der dramatischen Geschehnisse ein Kind, und dieses Kind ist die ideelle Hauptperson des Stückes. Wenn ein junger Mann aus wohlhabendem Hause seine reichliche Zeit nicht nur in Spiel und Sport verbringt, sondern aus Verlangen nach etwas wärmenderem, sagen wir sogar: beseligenderem Zeitvertreib sein Herz einem armen, aber schönen Mädchen schenkt, so wird der Herr Papa vermuthlich — wie Dinge und Verhältnisse doch einmal liegen — nichts sehen und nichts sehen wollen. Von irgend einem „herzlichen", „verwandtschaftlichen" Gefühl für die Geliebte des Sohnes kann doch selbstverständlich nicht die Rede sein. Dazu liegt psychologisch gar kein Grund vor. Wenn aber jener illegalen Liebe ein Kind entsprießt und wenn dieses Kind unter dem Zwange ganz besonderer Umstände ins Haus tritt, — so steht doch immer leibhaftig das Enkelkind vor seinen Großeltern. Es ist das Kind desselben Blutes. Und wenn es wirklich die „natürliche Stimme des Blutes" giebt — muß sie nicht in den Herzen der, wenn auch nicht juristisch beglaubigten Großeltern lautbar werden? Und wenn sie lautbar wird — das Kind hat nicht nur einen Vater, es ist doch auch von einer Mutter empfangen und geboren; die Mutter gehört zum Kinde, kann nur gewaltsam von ihm gestoßen werden. Wäre unter solchen Verhältnissen es nicht denkbar, daß über das Kind als Brücke hinweg zu dem Mädchen, das zugleich Mutter

Digitized by Google

ist, zwar nicht die soliden Bande schwiegerelterlicher Hochschätzung sich ziehen, aber doch wenigstens ein paar Fäden verwandtschaftlicher Duldung sich spinnen?

Solch ein „Zwang ganz besonderer Umstände" leitet in der That die Handlung zu Schnitzlers Schauspiel ein.

Hugo Losatti nämlich, der Sohn des Herrn Adolf Losatti, Professors der Nationalökonomie und liberalen Reichstagsabgeordneten, ist bei einem Spazierritt im Prater gestürzt und wird sterbend ins elterliche Haus gebracht. Angesichts des Todes gesteht der weichherzige und liebenswürdige junge Lebemann, daß er ein Mädchen — Toni Weber — liebt und noch mehr fast als dieses Mädchen, ihr Kind — sein Kind. Er will sie sehen, um von ihnen, vom Glück seines Lebens, Abschied zu nehmen. Sie werden gerufen und kommen. Angesichts des Todes verlangt er von den Eltern: sorgt für sie, behaltet sie im Haus, mein Kind und sie, die mir war wie mein Weib, ja mehr als das.

Er stirbt. Und nun? — Der letzte Wunsch eines Todten und das einem solchen gegebene Versprechen haben bekanntlich für unser Empfinden etwas ganz besonders Verbindliches, fast möchte man sagen: Heiliges. Auch in diesem Falle. Durch den letzten Willen des theuren Todten äußerlich eigentlich vor eine fertige Situation gestellt, entwickeln sich innerlich jene Empfindungen zu Kind und Mutter, die ich im vorigen Abschnitt kurz dargelegt habe. Der ganze zweite Akt zeigt, wie man das Kindchen mit aufrichtig gemeinter Liebe umgiebt und auch der zum Kinde doch untrennbar gehörigen Mutter Güte und Nachsicht nicht versagt. Am Schlusse des Aktes aber stirbt das von vornherein schwächliche und kränkliche Kind.

Was muß daraus folgen? Da man sich Toni nur als Mutter des Losattischen Enkelkindes verknüpft fühlte, reißen jetzt nothwendiger Weise die verwandtschaftlichen Spinnfäden. Das rein menschliche Mitleid mit einem armen Geschöpf ist nicht stark genug, eine im Grunde doch Fremde dauernd im Hause halten zu wollen. Spielt doch meistens die legitime Schwiegertochter, der Mann und Kind gestorben sind und die arm „aus Liebe" geheirathet war, im schwiegerelterlichen Hause nur eine zu traurige Rolle. Und nun Toni, deren Mutterschaft doch eigentlich — um es ganz milde zu sagen — eine Freiheit war! Toni muß gehen.

Damit setzt der dritte Akt ein. Toni begriff es aber nicht, daß sie gehen muß. Toni ist nämlich naiv, ganz Gefühl, ganz Blut, ganz Hingebung, ganz „liebes Mädel, das „lieb" im spezifisch Wienerischen Sinne genommen. Wenn ihr Geliebter und Kind auch entrissen sind — sie muß, gerade darum umsomehr, doch wenigstens die Luft athmen, die „er" geathmet hat, die Menschen sehen, die „seine" Angehörigen sind. Zu seinen Angehörigen gehört sie doch eigentlich auch. Da ist ihr natürlicher Platz. Das ist die naive Meinung Toni Webers, die stark in der Liebe, aber

Digitized by Google

schwach in der Weltkenntniß ist. Hatte doch auch der sterbende Geliebte seinen Eltern schon gesagt: sie sei gut und verständig, aber in Vielem doch „wie ein Kind". Dieses Kind aus dem Hause gestoßen, von Allem getrennt, was an ihn erinnert, unfähig, Erinnerungen von sich zu werfen und in Arbeit und Einsamkeit ein neues Leben zu beginnen — tödtet sich, warmblütig und Augenblicken anheimgegeben, wie es ist.

Toni Weber muß durchaus als „liebes" Wiener Mädel, liebesstark aber willensschwach, genommen werden. Sonst ist ihr Thun nicht verständlich. Sonst ginge sie garnicht zu dauerndem Aufenthalt in das Losattische Haus, und wenn sie schon — vielleicht um des Kindes Willen — dahin gegangen ist, verließe sie es sofort im rechten Moment, von dem an sie da doch eigentlich nichts mehr zu suchen hat. Die Darstellung durch Frau Else Lehmann war leider von Grund aus verfehlt. Frau Lehmann ist eine ausgezeichnete Künstlerin, der schlichte Geradheit und natürliche Kraft gut liegen, aber nicht die Art Tonis mit ihrer Kindlichkeit und Willensschwäche. Aber nicht nur Frau Lehmann, die Regie überhaupt hatte sich im rechten Ton der Aufführung vergriffen. Um es kurz zu sagen: man spielte berlinerisch, statt wienerisch; man arbeitete spitz und scharf Gegensätze heraus, statt zu verwischen. Es ist mir überhaupt die Frage, ob die Geschehnisse und Charaktere des Stückes anderswo als in Wien möglich sind, ob in Berlin z. B. eine Losatti-Familie wahrscheinlich wäre, die, wenn auch nur dem Kinde gegenüber, die sozialen Schranken vor dem rein Menschlichen, das im Blute liegt, fallen ließe. Auch Herr Sauer nahm die Rolle des Dr. Schmidt zu scharf. Dieser Dr. Schmidt, der Arzt und Freund des Hauses Losatti, hat viele Fußtritte empfangen und ausgehalten, bis er sich aus kleinsten und ärmsten Verhältnissen zu einer sozialen Position emporgearbeitet hat. Auf dieser erkletterten „Höhe" wird er als echter Emporkömmling ein fanatischer Verfechter der hier offiziell geltenden Moral und Ordnung, die ihm so neu und blitzblank, wie den Alteingesessenen alt und verrostet erscheint. Schmidt ist der heftigste Gegner Tonis. Er ist zweifellos unsympathisch, aber aus Herkunft und Schicksal begreiflich und nothwendig bestimmt, darum rein menschlich fast bedauernswerth. Herr Sauer gab ihn als einen nur unangenehmen, rothhaarigen Bösewicht. Eine vollkommene, vielleicht mehr als vollkommene Leistung bot Emanuel Reicher als Professor und liberaler Abgeordneter Losatti: ein echter österreichischer Liberaler, eine Molluske, dem sich alle Situationen des Lebens sofort in Pose, tönende Worte und Prinzipien umsetzen. Aber diese Prinzipien sind nicht vom Charakter, sondern von der Beredsamkeit eingegeben.

Ich bemerkte oben, zu Eingang dieser Ausführungen, daß Schnitzler in seinem neuesten Drama den ihm geläufigen Stoff der „Verhältniß"-Liebe komplizirt und vertieft habe. „Das Vermächtniß" ist ein Drama der „Liebelei", vertieft durch Mutterschaft. Dieses Drama, zweifellos ein

Digitized by Google

Fortschritt in der Entwicklung seines Dichters, fand am Abend seiner ersten Aufführung sehr starken und sogar widerspruchslosen Beifall. Dennoch scheinen ihm nicht die Wiederholungen beschieden zu sein, wie der um drei Jahre vorausgegangenen „Liebelei". Was besonders bemerkenswerth ist: das naturalistische Drama tritt zurück vor der Herrschaft einer romantischen Komödie. „Cyrano von Bergerac", füllt zur Zeit — neben Sudermanns „Johannes" — den Spielplan des „Deutschen Theaters" aus. So schnell und so scharf ist der literarische Geschmack umgeschlagen.

* * *

Rostands „Comédie héroïque" ist in Paris geradezu als ein literarisches Ereigniß jubelnd begrüßt worden. Die „Revue de Paris" z. B. schreibt in ihrem letzten Januarheft: „De longtemps on n'avait eu un succès pareil. Hugo lui-même l'a ignoré." In Berlin macht das Stück — in der Fuldaschen Uebertragung — noch immer volle Häuser. In Wien aber ist es auf der Bühne des Burgtheaters merkwürdiger Weise völlig abgefallen. Ich möchte aus dem erwähnten Heft der „Revue de Paris" noch folgende Zeilen hersetzen: „On a écrit que cette pièce ouvrait triomphalement le XX. siècle . . . Elle ne lui dira pas grand'chose du XIX. Elle lui dira qu'il y a eu, entre autres, un homme de beaucoup de talent. C'est tout. Elle ne lui apprendra rien de notre rêve, de nos désirs, de nos illusions, de notre âme." Die Richtigkeit dieser Zeilen aber möchte ich bestreiten. Ich glaube sehr wohl, daß das zwanzigste Jahrhundert gerade aus dieser Tragikomödie etwas von unseren Träumen und Wünschen, von unseren Illusionen und von unserer Seele wird erfahren können. Die Seeles dieses Stückes, die Seele Cyranos scheint mir in gewisser Weise die Seele unserer Zeit, die moderne Seele zu bedeuten, und zwar die moderne Seele, wo sie nicht nur am liebenswürdigsten und geistreichsten, sondern auch am wehmüthigsten, vornehmsten und besten ist. Ich vermag auch nicht der Ansicht sehr hervorragender deutscher Beurtheiler beizustimmen, daß uns Edmond Rostand mehr ein glänzendes Virtuosenstück, als ein seelenvolles Kunstwerk geboten habe. Ich sehe übrigens auch in den zweifellos vorhandenen Regellosigkeiten und Unmotivirtheiten dieser Komödie nicht Nachlässigkeit und Unvermögen der leichten französischen Theatralik, sondern Absicht und tiefere Bedeutung. Kurz: das Stück scheint mir in so einzigartiger und neuer Weise der modernen Seele formvollendeten Ausdruck zu geben, daß ich es nicht innerhalb dieser Theaterreferate, sondern in einem besonderen Essai des nächsten Heftes der „Jahrbücher" besprechen möchte. Rostands heroische Komödie wird sicherlich so lange dauern, daß ihre Würdigung auch vier Wochen später nicht zu spät kommt.

* * *

Wenn ich Ludwig Fulda mit einem einzigen Ausdruck kennzeichnen wollte, so würde ich sagen, er ist der Tänzer auf dem Parnaß. Mit leichten

Digitized by Google

Füßen eilt er von Muse zu Muse, bald der ernsten, bald der leichten, aber auch der tief tragischen den Arm bietend; und jede schwingt der mit angeborenem Tanzgefühl begabte Mann gar anmuthig im Kreise herum. Harmlos und nett, die Kräfte klug abwägend, begann der Jüngling, dem die ersten poetischen Adern platzten, mit nicht unfein gearbeiteten, graziösen Einaktern.

Doch die Zahl der Akte wuchs mit der männlicher werdenden Kraft. Mit der feinen Witterung des reifen Kulturmenschen wußte Fulda auch stets Stoffe zu behandeln, die gerade an der Tagesordnung waren. Der stets zeitgemäße Dichter errang in der Zeit der Kaiserlichen Februarerlasse und der „Freien Bühne" mit sozialen und naturalistischen Dramen wohllöbliche Erfolge. Als dann aber der edle Wille des Kaisers an der rauhen Wirklichkeit scheiterte, während umgekehrt, aber etwa gleichzeitig die Wirklichkeitsversuche der naturalistischen Theorien an dem der Kunst doch innewohnenden Idealismus zerschellten, als also Ideal und Leben, Natur und Kunst doch nicht zu einer Einheit weder in Politik noch Dichtung sich verbinden wollten, da fand Fulda als erster in Deutschland den tröstenden Ausweg in die heitere Welt des Märchens, das auch ernste Dinge in bunte Gewänder zu kleiden nicht nur gestattet, sondern sogar verlangt. Doch nun haben sich — im letzten Jahre zumeist — Anzeichen dafür geltend gemacht, daß die Kunst von der grauen Wirklichkeit und von der märchenhaften Farbenpracht in jene weiteren und blühenderen Gefilde wieder zurückeilt, wo Wirklichkeit und Farbenpracht verbunden sind: in das Gebiet der Geschichte. Das historische Drama wird wieder modern. So wagte es denn auch der Dichter des „verlorenen Paradieses" und des Talisman", der tragischen Muse im griechischen Gewande zu nahen und sie, sicherlich klopfenden Herzens und der Ehrfurcht nicht entbehrend, um einen Tanz zu bitten, der dann auch mit langsam abgemessenen Schritten, der Hoheit der Tänzerin entsprechend, ausgeführt wurde. Wer aber ein Tänzer von Natur und Geburt ist, tanzt immer schön, mit wem es auch sei. So ist denn auch Fuldas eben erstandene Tragödie, seine erste Tragödie, zweifellos ein schönes Werk. In der Dichtung wird das historische Drama Mode werden. Im sonstigen öffentlichen Leben ist seit Jahresfrist bis in die letzten Tage hinein der Anarchismus an der Tagesordnung. So verräth es denn feinste Witterungskunst nicht nur des Poeten, sondern auch des Menschen und Zeitungslesers, daß Ludwig Fulda zum Helden seiner Tragödie sich aus der Geschichte den von Nebeln der Vorzeit fast bis zur Unsichtbarkeit umwallten Ahnherrn aller Anarchisten erwählt hat, Herostrat! Daß aber auch diesen heikelen Helden der kultivirte und kluge Poet mit Anmuth und Würde zu behandeln gewußt hat, dafür ist die Thatsache vollendeter Beweis, daß der interessante Anarchist nicht etwa einer „Freien Bühne" als eines „Asyls für Obdachlose" bedarf, sondern im Königlichen Schauspielhause sein Hotel bezogen hat.

Digitized by Google

Ich halte Fuldas Tragödie „Herostrat“ für ein Werk reifsten Kunstverstandes und feinen Formensinns. Es handelt sich darin um Folgendes:

„Groß ist die Diana der Epheser“, nicht am wenigsten groß, weil ihr ein Meister Paionios einen Tempel gebaut hat, ein Wunderwerk an Größe, Kühnheit und Kraft. Das war in der Zeit, als die Epheser heldenhaft die Feinde ringsum abwehrten und es als Wonne durchkosteten, mit der Wunde auf der Brust fürs Vaterland zu sterben. Politische Macht aber hatte auch damals meist, wie noch in unseren Tagen, wirthschaftlichen Aufschwung im Gefolge. Die Söhne und Enkel der ephesischen Helden wurden reichbegüterte Kaufleute. Der Sinn aber für die Größe der Väter war den dankbaren Nachfahren nicht entschwunden. Ragte doch jede Sekunde der erhabene Tempelbau, ein herrliches Denkmal der früheren Zeit, über die wohnlichen Kaufmannshäuser empor. Dieser Tempel aber hatte im Laufe der Zeit noch dadurch erheblich an Werth zugenommen, daß Fremde zu Tausenden herbeiströmten, das Wunderwerk zu schauen. Und dieses Schauen galt in jener schönheitsdurchtränkten Zeit für ein hohes Lebensglück. Wer ihn geschaut hatte, über dessen Augen konnte der Tod seine Schleier breiten, denn diese Augen hatten das höchste Erdenschöne in sich gezogen. Die Fremden ließen in Ephesus stets viel Geld zurück, und so merkten die guten Epheser auch ganz handgreiflich, was sie an ihrem Tempel hatten. Vielleicht sogar empfanden diese Epheser das Werk ihrer Ahnen mehr als ein Schatzhaus, denn als ein Gotteshaus, was aber menschlich wohl zu begreifen und zu entschuldigen wäre. Die Epheser konnten sich doch unmöglich täglich aufs Neue an der Erhabenheit des Tempels berauschen. Gewohnheit stumpft ab. Der täglich steigende Rausch müßte schließlich zum Wahnsinn führen. Dazu aber waren die Epheser viel zu sehr Philosophen, d. h. Lebenskünstler, Männer, die sich nicht etwa mit der unpraktischen Ergründung des Welträthsels plagten; das hatten schon die Vorfahren gethan und doch nichts erreicht. Die modernen Epheser liebten schön klingende, abgerundete Lehrsätze und Formeln, die auch ein Rathsherr z. B. mit Geschick und Nachdruck in einer politischen Rede einflechten und so den unzweifelhaften Eindruck eines nicht nur auf das Wohl der Stadt bedachten Bürgers, sondern auch „gebildeten“ Mannes erzeugen konnte. Metrodoros ist solch ein Rathsherr und Philosoph zugleich. Nahe am Tempel wohnt Hegesias, des Paionios Enkelkind. Zur Belohnung dafür, daß er Enkelkind ist, haben ihn die pietätvollen Mitbürger zum Hüter des Tempels bestellt. Das ist eine Ehre und eine Sinekure zugleich. Paionios aber ist kein Faulpelz, der nur vom Ruhme des Ahns gerade satt zu werden trachtet. Durch Arbeit will er nach Kräften in seinen Spuren bleiben. Auch er ist ein Stückchen Künstler. Er stellt Abbilder des Tempels und des darin bewahrten Götterbildes her und findet damit bei den fremden Besuchern reißenden Absatz und reichen Verdienst. Paionios und sein Enkel Hegesias, der Tempel und seine um guten Preis verkauften, niedlichen Nachbildungen

Digitized by Google

— siehe da: ein Bild der ephesischen Entwickelung. — Wie der erhabene Tempelbau über die doch auch stattlichen Wohnhäuser ephesischer Kauf- und Rathsherren gewaltig emporstrebt, so ragt über die modernen Epheser hinweg Timarete, eine uralt alte Frau noch aus des Paionios Zeit, eine Heldengestalt. In einer kleinen Hütte, auch vor dem Tempel, gegenüber des Hegesias Hause gelegen, harrt die Hohe dem Tode entgegen. Ihr Mann, ein Held, starb vor dem Feinde, die Todeswunde auf der Brust. Aus Gram darüber hat Timarete sich die Augen blind geweint. Doch was bedarf sie der leiblichen Augen? Sie hat das Glück, die Macht, den Ruhm von Ephesus' glanzvoller Zeit nicht nur gesehen, sondern erlebt. Ihre Seele ist voll davon. Und mit nach innen gewandten Augen des Geistes sieht die Blinde zu ihrem Glücke nichts von der Kleinheit und Krämerhaftigkeit der gegenwärtigen Zeit. Sie lebt in der Erinnerung, ist blind für die Gegenwart und hofft auf die Zukunft. An diese Zukunft aber greift sie mit tastenden und vor Alter und Liebe zitternden Händen, wenn sie ihren Sohn umfaßt, den Herostrat. Die Erzählungen der Mutter vom ephesischen Heldenzeitalter im Ohr, das erhabene Tempelbild vor Augen — so wächst der Timarete Sohn zum Jüngling heran, ständig gestachelt vom Wort der Mutter: „Erwerb dir Ruhm, mein Sohn." Das gegenwärtige Ephesus aber hat blühenden Handel und meidet den Krieg. Darum ist's wohl unmöglich, auf dem Schlachtfelde den Ruhm zu erwerben. Als Kaufmann wurde damals noch Niemand berühmt. Es bleibt die Kunst. Und wirklich scheint Herostrat zum Künstler bestimmt zu sein. Er ist der geschickteste und bestbezahlte Arbeiter in der Werkstatt des Hegesias. Er fühlt es auch in seiner Seele dunkel gähren, in künstlerischem Drange. Nur die Gelegenheit fehlt, die gute Gelegenheit, meint er — dann müßte ihm auf den ersten Hieb ein Meisterwerk gelingen. Wirklich? Muß der echte Künstler auf eine Gelegenheit warten, sich zu offenbaren?

Doch Herostrat hat Glück. Die Gelegenheit findet sich, die glanzvollste, die gefunden werden kann. Das im Tempel bewahrte Götterbild ist geborsten. Hegesias schlägt vor, es zu flicken. Herostrat aber will nicht das Werk einer alten Zeit künstlich durch Flickarbeit konserviren. Eine neue Zeit muß mit neuem Geiste neue Werke schaffen können. Er fühlt in sich die Kraft solchen Geistes. Er erbietet sich, ein Bild zu schaffen von strahlenderem Glanze und kraftvollerer Uebermacht, als es das alte war. Er erhält von seinem Gönner, dem Rathsherrn Metrodoros im Namen des Stadtrathes den Auftrag dazu.

Ein Sturm des Entzückens durchrast seine Seele. Gedanken wälzen sich durch sein Hirn. Er weiß genau, wie er das Bild machen wird, aus Gold und Elfenbein und Marmor, hoch, herrlich, übermenschlich, göttlich. Denn die Götter haben mit den Menschen nichts gemein. Auch der Künstler, der einer Gottheit Bild schaffen will, muß sich, so lange er schafft, von allem Menschlichen trennen — meint Herostrat. Er liebt Klytia, des

Digitized by Google

Hegesias Enkelin. Aber jetzt darf er, der zur Unsterblichkeit bestimmte, dieser Liebe nicht leben. Liebe ist menschlich, die Kunst aber göttlich. Die Kunst erfordert Einsamkeit. In der Einsamkeit werden ihm auch die Details zu seinem Werke kommen, die ihm noch fehlen, die rechte Anschaulichkeit. Aber die Idee — die hat er schon, die berauschende, betäubende, beglückende Idee.

So etwa sind Menschen und Verhältnisse in Ephesus. Ich mußte etwas breiter dabei verweilen, weil aus diesen Verhältnissen, wie bald zu erweisen ist, das tragische Geschehniß herauswächst. Jetzt kann ich mich kurz fassen.

Metrodoros, der Rathsherr und Philosoph, vertraut — wohl gerade vermöge seiner philosophischen Erkenntniß — nicht gar so sehr auf die Macht der Idee. Er hofft wohl, daß sein Mitbürger Herostrat das Werk schüfe. Aber sicher ist es doch nicht. Bei den kaufmännischen Beziehungen der Handelsstadt Ephesus ist ihm die Bedeutung des Imports und Exports klar geworden. Was im Vaterlande nicht wächst, bezieht man von draußen her. So importirt er aus Athen den jungen, aber schon hochberühmten Meister Praxiteles. Der kommt, und gleich beim festlich bereiteten Einzuge ersteht in seinem Hirne nicht die Idee, sondern tritt vor seine Augen die Erscheinung des Bildes der Göttin, die er schaffen will. Diese Erscheinung ist Klytia; in Klytia sieht er Diana. Im Menschen schaut er, der apollinische Künstler, das Göttliche. In Allem, was lebt und webt, ist etwas Göttliches. Man muß nur die erleuchteten Künstleraugen haben, es zu erkennen. Gott, Kunst und Natur ist Eines nur. Praxiteles glaubt nicht, daß die Gottheiten in grausamer Unnahbarkeit über den Menschen einsam thronen. Das scheint den Ephesern allerdings ein Unglaube. Herostrat vollends triumphirt; denn er ist fest überzeugt, daß Praxiteles nimmer ein der Göttin würdiges Bild zu schaffen vermag.

Wie der Künstlerstreit endigen wird, bleibt noch vorbehalten. Einen Sieg aber über Herostrat trägt Praxiteles sofort davon. Er macht Klytia seinem Nebenbuhler abspenstig. In Klytia sieht Praxiteles das Urbild seines Werkes. Er versenkt sich in dieses Urbild. Mit entzückten Sinnen studirt er die Schönheit und den Ausdruck ihrer Formen. Sich in ein Weib versenken, ein Weib studiren aber — das heißt ein Weib lieb gewinnen. Denn es heißt ein Weib verstehen, begreifen, umfassen mit Sinnen und Gedanken. Was wir verstehen und begreifen, lieben wir oder — verabscheuen, hassen es. Praxiteles liebt Klytia und sie ihn. Denn kein Weib wird verstanden und begriffen und geliebt, es läßt sich denn verstehen und begreifen und lieben. Kunst und Liebe sind für die sinnliche Anschauungskraft des Praxiteles Eins, wie Kunst und Leben, Leib und Seele. Weil sie ihm Eins sind, darum führt er sein Werk rasch und glatt zur Vollendung, unter Festen und Liebe; die Feste bereiten ihm die Epheser; die Liebe gewährt ihm Klytia. Das vollendete Kunstwerk aber plagt nicht mehr sein Herz;

Digitized by Google

eben weil es vollendet und gelungen ist, darum ist er fertig damit. Die Schaffenslust an diesem Werke hat er völlig genossen. Er verlangt nach neuem Schaffen zu neuer Lust. Was kann ihm nun Klytia sein, die er vollkommen begriffen und vollkommen gestaltet hat? Sie hat keine Reize mehr, die ihn zu neuem Schaffen spornen könnten. Schaffen aber muß er; das ist sein Leben. So schreitet er um seines Schaffens und seines Lebens willen über Klytia hinweg, über sein gebrauchtes Modell wie über sein vollendetes Werk. Das ist Künstlerliebe, unselig beseligend das Weib, das ihr verfällt.

Praxiteles kehrt nach Athen zurück. Das bedeutet ihm ein neues Glück. Denn in der Heimath sind die Wurzeln seiner Kraft. Er findet lieblichste Worte und Bilder, die Schönheit Athens zu preisen. Dort ist alles Gedeihen, Glück, Harmonie, Einheit. Von Athen fern, ist er ein Glied, das vom Körper getrennt ist. Er braucht Athen, um neue Schaffenskraft zu sammeln. Er bedarf der Athenischen Geselligkeit. Die Fremde und die Einsamkeit würden sein Leben und seine Kunst tödten, die Einsamkeit, in die Herostrat sich sperren zu müssen glaubte, um schaffen zu können.

Herostrat hat sein Werk inzwischen nicht vollendet; er vermag seiner Idee nicht Gestalt zu verleihen. Praxiteles hat ihm die Geliebte genommen; er nimmt ihm auch den Ruhm. Praxiteles hat ihn als Menschen und als Künstler im Konkurrenzkampfe getödtet. Praxiteles hat ihn getödtet im Konkurrenzkampfe? Ach nein, Praxiteles hat es abgelehnt, zu konkurriren. Praxiteles wollte ein Werk seiner Art schaffen und hätte sich gefreut, wenn dem Mitstreiter ein Gleiches gelungen wäre. Praxiteles hat Herostrat nicht Ruhm und Liebe genommen. An Praxiteles ist Herostrat sich nur der Nichtigkeit, der Leblosigkeit seiner Idee inne geworden, der Idee, die aus den Worten der Mutter und dem Anblick des Tempels schon dem Knaben in die Seele gepflanzt ist. In heißer Liebe hat er um die Göttin gerungen und diese heiße Liebe hat seine Seele in Flammen gesetzt. Die Göttin hat ihm nicht geholfen, sich nicht als lebendig erwiesen. Was steht dann ihr Tempel da, was wird das Bild darin verehrt, wenn die Göttin nicht lebend wirkt? Nun schlagen — ich möchte sagen — die Flammen der Seele durch das Gehäuse des Leibes und verzehren seine irdische Existenz. In Flammen steht Herostrat da, in Flammen, in denen das Bild der Gottheit, das so lange in seiner Seele gelebt hat, verzehrt wird. Wenn er nun die Fackel ergreift und den Tempel in Brand setzt, so ist das für Herostrat eine symbolische Handlung: äußerlich und materiell thut er das, was im selben Augenblick in seiner Seele sich ideell vollzieht.

Mit dem Brande des Tempels und der Gefangennahme Herostrats durch die wüthenden Epheser schließt der vierte Akt. Es folgt ein fünfter, in dem Herostrat unter Anderem auch zum Tode verurtheilt wird und eine kleine Rede hält, in der er erklärt, gern sterben zu wollen, nicht bereuen

Digitized by Google

zu können u. s. w. Dieser fünfte Akt ist völlig überflüssig, im vierten Akt muß Herostrat in den Flammen untergehen. Damit wäre das Ganze logisch, psychologisch und dramatisch zu einem richtigen, zu einem nothwendigen Schluß geführt.

Worin liegt eigentlich die tragische Schuld Herostrats? Ihren Ausdruck findet sie im Tempelbrand. Die eigentliche, die Grundursache könnte man in Herostrats Disharmonie suchen, in dem Unvermögen, Wollen und Können in Einklang zu bringen. Woher aber dieser Zwiespalt? Ist er als eine rein individuelle Fehlerhaftigkeit, als eine „Schuld" im Sinne der bürgerlich-individualistischen Sitten- und Kunstlehre anzusehen? Das glaube ich nicht. Herostrat ist — um es sehr platt im Stile irgend eines sozialistischen Agitators auszudrücken — „das Produkt der Verhältnisse." Herostrat fällt als Opfer einer verfallenden Kulturepoche. Im ersten Abschnitt habe ich den zwiespältigen Charakter — nicht Herostrats — sondern der ephesischen Gesellschaft dargelegt: das Hineinragen des Starken und Bedeutenden aus großer Vergangenheit in kleine Gegenwart. Die alten Epheser führten Krieg, die neuen machen Geschäfte. Den alten war der Tempel ein Gotteshaus, den neuen ist er ein Schatzhaus. Materiell hat sich Ephesus entwickelt; der Geist aber ist entflohen. Wo er durch Erinnerung und Erziehung erhalten und gepflegt werden soll, wie im Fall Herostrat, findet er keinen Nährboden, flackert er hin und her, will Gestalt und Materie gewinnen und findet keinen Körper. Leib und Seele sind in der ephesischen Stadtgemeinschaft so geschieden, wie Herostrat sich von seinen Mitbürgern unterscheidet: diese wollen Geld, jener Ruhm. Der Geist aber, der keinen Körper findet, und in ihm Maaß und Begrenzung für wogenden Drang, wird zur zerstörenden Flamme und vergreift sich anarchisch an Allem, was besteht, sei es morsch oder sei es für heilig gehalten. Der Gegensatz zu Herostrat ist Praxiteles, zu Ephesus Athen. Athen hat die Einheit, Geschlossenheit, Kraft und Harmonie, die Ephesus entbehrt. Hier in Athen ist — wie in jedem seiner Bürger, wie in Praxiteles — Leib und Seele Eins, und darum auch Kunst und Leben, Wollen und Können. Der eigentliche und tiefste Konflikt des Dramas vollzieht sich zwischen Athen und Ephesus als zwei grundverschiedenen Kultur- und Staatszuständen. In Praxiteles und Herostrat findet der Konflikt nur seinen menschlichen und auf die Spitze getriebenen Ausdruck. Die Tragik des Dramas basirt auf einer bestimmten und zwar sehr modernen Welt- resp. Geschichtsauffassung, die sich von der individualistisch-bürgerlichen scharf unterscheidet. Die Wurzeln dieser Tragik liegen nicht in individueller Verschuldung, sondern reichen zu einer Schicksalsmacht, die nach bestimmtem, ehernem Gesetz Völker fördert und zu Grunde gehen läßt, und mit ihnen die Individuen.

Ich hoffe den Geist der Fuldaschen Tragödie in allem Hauptsächlichen richtig aufgefaßt und wiedergegeben zu haben. Ich glaube auch: Niemand

Digitized by Google

wird verkennen, daß es eines geistreichen Dichters Geist ist, der dramatischen Gestaltung wohl würdig. Es hätte ein Meisterwerk werden können. Das scheitert aber an den Grenzen Fuldascher Begabung. Ich glaube. der Dichterkopf Fuldas leidet — wohlgemerkt: ich rede vom Kopf des Dichters. nicht des Menschen — an einer Mißbildung. Er ist schwachäugig, aber spitzen Ohrs und beredter Zunge. Fulda hat nicht die Fülle „innerer Gesichte". Er vermag zu formen, aber nicht zu gestalten. Ich vermuthe: Fulda, wenn er schafft, sieht seine Gestalten nicht, sondern hört sie. Er hat die Worte früher, denn die Figur. Aus dieser Beredsamkeit erkläre ich es mir auch, daß er, der kluge und so kunstverständige, seinem „Herostrat" einen überflüssigen Akt angehängt hat. Es ist ihm ergangen, wie oft selbst glänzenden Rednern: sie können den Schluß nicht finden, von dem sie meinen, daß es so ein rechter, auch wirklich abschließender Schluß sei. So reden sie Ueberflüssiges, während der Hörer bereits vorher den wirklich wirksamen Schluß vernommen hat. Das hat wohl der Dramatiker mit dem Politiker gemein, daß für beide die Fülle der Worte einen Mangel bedeutet. Sie sollen beide Thaten sehen lassen.

Ueber die Darstellung der Tragödie im Königlichen Schauspielhause ist zu bemerken: Herr Matkowski war als Herostrat an Fülle des Leibes wie des Tones zu gesund. Herostrat stelle ich mir als eine schlanke, gereckte Gestalt vor, mit geistvollen, scharf geschnittenen und großen, aber der Symmetrie entbehrenden Gesichtszügen. Die vom Ruhme der Vorfahren zehrenden Epheser werden fett, der sich nach Ruhm verzehrende Herostrat aber ist mager. Von seiner Fülle hätte Herr Matkowski dem Hegesias des Herrn Heine etwas abgeben können, der ausgezeichnet spielte, aber als Enkel des Paionios und Tempelhüter etwas Korpulenz sehr wohl vertragen könnte. Herr Ludwig als Metrodoros war gut. Nahezu vollkommen den Intentionen des Dichters entsprechend schien mir das Spiel des Frl. Poppe als Klytia und des Herrn Christians als Praxiteles. Herr Kraußneck stellte seine bedeutende Begabung opfermüthig der unbedeutenden Rolle des Oberpriesters Eupeithes zur Verfügung und bewies schon durch diesen Opfermuth seine Qualifikation zum Priester. Frau Ellmenreich als Timarete war seltsamer Weise völlig verfehlt. Timarete ist eine trotz Alters hochaufgerichtete Heldengreisin und verlangt zur Darstellung ein Stück Heroine, aber keine krumme Theatermutter.

Das Publikum bereitete dem geistreichen Stück mit den klingenden Versen eine von Wärme und Freude getragene und widerspruchslosem Beifall begleitete Aufnahme.

* * *

Max Halbes fünfaktige Tragödie „Der Eroberer" ist bei der gestrigen Erstaufführung im Lessing-Theater leider von einem anderen Schicksal ereilt worden. Die Tragödie hatte einen Lacherfolg. Das Betrübende daran aber ist, daß dieser „Erfolg" zu Recht besteht.

Digitized by Google

Um der Liebe willen und um der Gerechtigkeit will ich nur in ein paar Zeilen davon Kunde geben. Um der Gerechtigkeit willen: denn das Stück ist mehr nicht werth. Es ist eine geradezu knabenhafte Arbeit, die mir nur das eine Problem stellt: wie ist es möglich, daß ein Dichter sich in seiner Kraft und seinem Werk so sehr täuschen kann? Daß Halbe das Beste und Künstlerische mit reinstem Wollen erstrebt hat, bezweifle ich garnicht. Daß er sich getäuscht hat, ist klar. Daß solche Täuschung an sich geschehen kann, ist gar nicht wunderbar. Jeder Schriftsteller, der den Ruhm und Beifall noch nicht ein für alle Mal gepachtet hat, schreibt Zeilen, wobei er sich fragt: ist das nun sehr geistreich oder sehr blödsinnig? Aber die Täuschung muß doch auch eine Grenze haben. Wer seit etwa zehn Jahren Werke an die Oeffentlichkeit bringt, muß doch ein bischen Kunstverstand sich wenigstens anerzogen haben, aus eigenen Erfahrungen, wenn diese Art des Verstandes schon nicht angeboren ist. Man wolle uns doch nur nicht einreden, daß gerade die feinsten und innigsten Poeten am wenigsten Kunstverstand haben und haben dürfen. Ohne Verstand ist nirgends, auch in der Kunst nicht, etwas zu machen. Wer — wie Halbe — ein Renaissancedrama schreibt, weiß doch von vornherein — selbst wenn er's nicht fühlen sollte — daß seine Personen eine andere Sprache reden müssen, als er sie vielleicht an einem schönen Sommer-Nachmittag beim Kaffee in der Gartenlaube und im Familienkreise spricht. Halbe läßt seine Renaissance-Menschen aber genau wie die Leute aus der „Jugend" reden und fühlen. Denn schlimmer wie mit der Sprache noch ist's mit den Charakteren bestellt. Und die Handlung? Ein Mann, im Hauptberuf Feldherr, Staatsmann, Staatengründer, liebt nebenbei außer seiner alternden, aber darum um so leidenschaftlicheren Frau ein junges nicht nur, sondern auch verlobtes Mädchen. Das hat nun etliche böse Folgen. Doch reden wir nicht weiter von diesem „Eroberer", der eine so furchtbare Niederlage erlitten hat, reden wir nicht mehr davon — um der Liebe willen.

Denn Max Halbe ist der Dichter der „Jugend". Als solcher hat er Allen fast, die einmal Jünglinge waren, die zartesten und keuschesten Erinnerungen aus der Seele geschrieben. Wir lieben ihn darum. Und um dieser Liebe willen wollen wir die Hoffnung auf ihn, der nach der „Jugend" schon so manche böse Sache verbrochen hat, auch nach dem von den Lachsalven eines pietätlosen Publikums so arg zerschundenen „Eroberer" noch nicht aufgeben.

Die Darstellung im Lessing-Theater war — ganz Weniges ausgenommen — so schlecht, daß darüber zu schweigen die höflichste Manier ist, sich aus der Affäre zu ziehen. Diese Höflichkeit ist hier darum gestattet, weil auch eine ganze Kompagnie genialer Schauspieler nichts hätte retten können.

Berlin-Steglitz, den 30. Oktober 1898. Max Lorenz.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Der Kaiser in der Türkei. — Der Dreyfus-Prozeß. — Faschoda. — Die preußischen Landtags-Wahlen.

Als die deutsche Kolonialbewegung begann und das deutsche Reich durch die kühne Initiative des Dr. Karl Peters die ersten, so Vielen ganz komisch klingenden Hoheitsansprüche in Afrika erwarb, da waren es nicht bloß die Philister, denen alles Neue ein Schrecken ist, nicht bloß die hanseatischen Kaufleute, die da meinten, auch unter englischer Flagge lasse sich Geld verdienen, sondern auch sehr ernste und tiefer blickende politische Köpfe, die mit einigem Zweifel auf den Weg schauten, den das neue deutsche Reich nunmehr einzuschlagen begann. Kein Zweifel, daß für eine große Nation die Kolonisation eine natürliche und nothwendige Kraftäußerung ist. Aber war Afrika das richtige Ziel? Afrika schien zwar das einzige Gebiet der Erde, wo noch große Länder zu vertheilen waren. Aber was hatten diese Landschaften für einen Werth? Haben sie wirklich eine Zukunft? Noch heute kann man diese Frage stellen und schon vor vielen Jahrzehnten sind hervorragende Männer aufgetreten und haben auf ein ganz anderes Gebiet als das zukünftige deutsche Kolonisationsfeld hingewiesen. Das türkische Reich ist im Absterben. Das hat man zwar schon sehr lange gesagt und das Sterben geht viel langsamer als irgend Jemand erwartet hat. Manchmal scheint es sogar, als ob es zu neuem Leben erwache. In Wahrheit aber stirbt es. Und je mehr Europäisches es aufnimmt, je weiter es sich damit von seiner eigenen Natur entfernt, desto sicherer ist es, daß es stirbt, wenn es auch momentan neue Lebensregungen aus der Ueberführung europäischer Kräfte gewinnt. Von Anfang an, als der Kolonialgedanke erstarkte, mußte sich daher auch die Frage erheben: ist Afrika oder der türkische Orient das natürliche Objekt? Wenn Deutschland sich mit der Türkei beschäftigt, so scheint der natürliche Vermittler Oesterreich-Ungarn. Ich schrieb deshalb, als diese Bewegungen begannen, an einen hervorragenden österreichischen Gelehrten und forderte ihn auf, in diesen „Jahrbüchern“ die Frage zu erörtern, ob es denkbar sei, daß einmal im Zusammenwirken mit Oesterreich-Ungarn der Strom deutscher Auswanderung nach der Balkan-Halbinsel gelenkt werde. Die Antwort lautete durchaus verneinend. Das Deutschthum in Oesterreich sei viel zu schwach, das Beamtenthum viel zu unfähig, als daß jemals ein so großes Werk mit seiner Hülfe emporgebracht werden könne. Nun sind alle österreichischen Politiker nicht nur in diesem Augenblick, sondern schon seit Langem immer etwas gar zu pessimistisch angelegt gewesen, und die Verwaltung Bosniens scheint doch auch dem österreichischen Beamtenthum kein schlechtes Zeugniß auszustellen. Aber das Deutschthum in Oesterreich hat so sehr für sich selbst zu kämpfen, daß von ihm keine Kraftleistung nach

Digitized by Google

außen zu erwarten ist. Die Vorstellung, daß das deutsche Reich eng verbunden mit Oesterreich die Traditionen des Prinzen Eugen wieder aufnehmen und auf diese Weise den Balkan germanisiren können, war in der That eine Utopie. Trotzdem hat sich in diesen letzten fünfzehn Jahren eine Bewegung vollzogen, die mit dem alten Gedanken einer Germanisirung des Orients eine gewisse Verwandtschaft zeigt. Ueber Oesterreich-Ungarn hinweg haben sich deutsch-türkische Beziehungen angesponnen und ausgebildet, die als eine Art von Kolonialbewegung bezeichnet werden können. Gerade, daß Deutschland nicht an die Türkei grenzt und auch sonst bisher im Orient keinerlei direkte politische Interessen gehabt hat, ist die Grundlage dieses Verhältnisses geworden. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts hat Oesterreich die schützende Hand über die Türkei gehalten. Die Franzosen und Engländer haben zwar im Krimkrieg das Schwert für sie gezogen und mit vielem christlichen Blut den morschen Bau wieder zusammengekittet. Aber zu anderen Zeiten haben sie doch wieder die Türkei stark bedroht und ihr abwechselnd Aegypten zu entreißen gesucht, während es umgekehrt Perioden gegeben hat, wo Rußland, der eigentliche Erbfeind der Türkei, ihren Protektor spielte. Nun ist Oesterreich mittlerweile sehr schwach geworden und Deutschland emporgekommen. Mit nicht geringer Genugthuung haben die türkischen Staatsmänner gefunden, daß das neue Reich geeignet sei, noch besser als früher Oesterreich, das sich ja auch mittlerweile an einer türkischen Provinz bereichert hat, den großmächtlichen Schutz zu übernehmen. Immer intimer ist allmählich die Freundschaft geworden und die politische Freundschaft hat zwar nicht hervorgebracht, aber wesentlich gefördert eine wirthschaftlich-intellektuelle Schutzverwandtschaft. Deutsche Beamte und Offiziere, Industrielle, Kaufleute und Ingenieure, Kapitalien und Waaren sind in die Türkei eingeströmt. Die alten Merkantil-Beziehungen der Franzosen zum Orient sind zurückgegangen, weil die Franzosen, wie in der „Revue de Paris“ einmal ausgeführt wurde, wohl noch immer Kapital und Intelligenz und Waaren, aber keine Menschen über See zu versenden haben. Geht das noch einige Jahrzehnte so fort, so kann man in der That annehmen, daß der türkische Orient ein spezifischer Wirkungsplatz für das Deutschthum wird, und das ist eine Art von Kolonisation, eine Kolonisation für die höheren Stände. In ganz Ostindien wohnen keine 100000 Engländer, und doch ist Ostindien das werthvollste aller englischen Kolonialgebiete. Freilich, in Indien herrschen die Engländer und nach einer Herrschaft in der heutigen Türkei wird Deutschland schwerlich jemals streben. Der Unterschied ist groß, aber er ist nicht absolut. Auch in Indien giebt es ja noch große, fast unabhängige Staaten, die doch zum englischen Kolonisationsgebiet gerechnet werden, denn sie stehen völlig unter dem Einfluß des englischen Geistes und englischen Wirthschaftslebens. „Das ist, was auch wir gebrauchen. Ein halbbarbarisches Land, in dem die deutsche Nationalität unter den anderen Kulturnationen so sehr vorherrscht, daß die einwan-

Digitized by Google

dernden Deutschen ihr Deutschthum nicht nur nicht aufzugeben brauchen, wie sie es jetzt in Amerika und auch noch in Ostasien thun, sondern eher die Vertreter anderer Nationalitäten zwingen, sich ihm anzuschließen und unterzuordnen. Das kann in der Türkei erreicht werden und dabei kann die Souveränetät des Sultans ganz unberührt bleiben, ja in sich gestärkt und gesichert werden.

Unter diesem Gesichtspunkt, glaube ich, muß die derzeitige Palästinafahrt unseres Kaisers betrachtet werden. Das romantische Element, welches in ihr gesucht wird und darin stecken mag, die einfache Lust an der Reise in die wunderbare Gegend und an die heiligen Stätten sind zu persönlicher Natur, als daß Erörterungen darüber fruchtbar sein könnten. Wesentlich ist, daß, was auch für Motive dabei mitgesprochen haben mögen, der Erfolg nothwendig eine moralische Verstärkung des deutschen Einflusses im Reiche der Osmanen sein muß. Aber freilich, wenn wir von dieser Reise einen großen Erfolg erhoffen, so haben wir diesen Erfolg nicht umsonst. Mit sehr gemischten Gefühlen begleitet das deutsche Volk die Kaiserreise. Eine Reise ins heilige Land, ein moderner Kreuzzug, heißt es — ein Kreuzzug, der mit einem Besuch beim Kalifen beginnt? Der gewöhnliche Türke mit seinen barbarischen Tugenden, der Tapferkeit, Einfachheit, Ehrlichkeit genießt bei allen Orientreisenden eine gewisse Sympathie, die den christlichen Orientalen versagt wird. Das türkische Reich und die muhamedanische Religion bleibt darum doch für den Christen wie für den Mann von Bildung ein Greuel und die Politik verdammt uns, den Greuel zu beschützen. Hat nicht der Sultan, mit dem sich unser Kaiser jetzt freundschaftlich begrüßt hat, 100 000 Armenier abschlachten und mit Knüppeln todtschlagen lassen? Hat nicht jeder Zeitungsleser den unerträglichen Widerspruch zwischen Barbarei und Zivilisation in der innersten Seele empfunden, als er las, daß unsere Kaiserin von dem Obereunuchen im Harem herumgeführt worden sei? Welch eine Zumuthung für die moralisch und religiös zart empfindende hohe Frau! Indem Deutschland sich mit den Türken verbrüdert, macht es sich die aufstrebenden christlichen Nationalitäten zu Feinden. Diese Feindschaft hat wenig auf sich, da sich diese Nationalitäten bisher als recht geringwerthig gezeigt haben, und die Zukunft kann andere Konstellationen bringen. Aber in der Politik sind die Gefühle nicht so ganz machtlos, wie die Staatsmänner meinen und das deutsche Gefühl revoltirt gegen die Umarmung mit dem Muselmann.

Aber die Politik verlangt es augenblicklich. Wir können auch dieser Politik in ihren Grundzügen nur beistimmen. Untersuchen wir also weiter, wie sie auf unsere Weltstellung im Allgemeinen zurückwirkt.

Die Russen sehen Klein-Asien als ihre zukünftige Provinz an und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie sie über kurz oder lang haben werden. Wenn sich dort mittlerweile starke deutsche Interessen gebildet haben, so ist das ein recht entzündlicher Konfliktsstoff und die Russen sehen schon jetzt mit höchster Eifersucht auf die deutschen Fortschritte in der Erschließung

Digitized by Google

dieses Landes. Man lese darüber die Aeußerungen nach, die Fürst Uchtomski gegen Herrn Rohrbach gethan hat.

Nicht weniger ärgerlich ist dieses Auftreten der Deutschen den Franzosen. Eine mittelbare oder sogar unmittelbare Herrschaft über den Orient war einst das Ziel ihrer Sehnsucht. Napoleon I. hat nicht bloß Aegypten erobern wollen, sondern auch die ionischen Inseln und Dalmatien schon in Besitz genommen gehabt. Auch er glaubte schon, daß die Liquidation des türkischen Reiches nahe sei. Syrien stand unter Napoleon III. stark unter französischem Einfluß. Frankreich beansprucht im ganzen Orient das Protektorat über die katholischen Christen aller Nationalitäten. Nun haben die Engländer Aegypten und Cypern in Besitz genommen und dadurch auch den französischen Einfluß in Syrien zurückgedrängt. Jetzt kommt Deutschland, pflanzt sich neben die Engländer auf, überzieht die ganze Türkei mit seinen Sendlingen und nimmt den Schutz über die Katholiken deutscher Zunge selbst in die Hand. Wenn nicht gerade Frankreich auf anderen Gebieten der Kolonial-Politik so überaus große Erwerbungen gemacht hätte, würde es über diese Fortdrängung aus dem Orient gewiß noch viel mehr Lärm machen.

Getheilten Herzens sehen auf unsere Erfolge die Engländer. Merkantil ist ihnen die wachsende deutsche Konkurrenz auf diesem wichtigen Wirthschaftsgebiet natürlich unangenehm, aber politisch haben sie Vortheil davon. Daß sie nicht das Monopol des Welthandels behaupten können, haben sie allmählich eingesehen. Da ist es ihnen lieber, die Türkei mit Deutschland als mit Rußland theilen zu müssen. Entsteht im Orient eine Rivalität zwischen Deutschland und Rußland, so fühlt sich England für seinen Theil gedeckt. Je unangenehmer den Russen die Etablirung der Deutschen in Kleinasien ist, desto mehr leuchtet den Engländern ein, daß sie die deutsche Konkurrenz an dieser Stelle mit freundlicher Miene ertragen müssen.

Aus welchem Grunde hat nun der Kaiser die Reise nach Aegypten aufgegeben? Sie war geplant, ausgearbeitet und vorbereitet. Keine Frage, daß das Land der Pyramiden und der Krokodile für eine reise- und schaulustige Natur wie unseren Kaiser rein menschlich eine große Anziehungskraft haben muß. Der Grund, der offiziell für die Aenderung des Reise-Programms angegeben wurde, daß der Kaiser den Reichstag selber zu eröffnen wünsche, scheint nicht ganz auszureichen, da nicht angegeben ist, weshalb dieser Wunsch erst jetzt auftauchte. Aber ich denke, in der Sache selbst liegen Schwierigkeiten, die es wohl glaublich erscheinen lassen, daß man sie nicht hat überwinden und deshalb endlich den ganzen Abstecher hat aufgeben müssen. Mit dem höchsten Pomp, als Machthaber eines großen Reiches, ist der Kaiser in Konstantinopel eingezogen und so erscheint er auch in Jerusalem. Setzte er in dieser Art die Reise nach Kairo fort, so war nicht zu umgehen, daß er den augenblicklichen politischen Zustand des Landes, d. h. die englische Oberhoheit, implicite anerkannte. Die Engländer haben ja angeblich Aegypten immer nur noch provisorisch besetzt und Rußland

Digitized by Google

wie Frankreich legen den höchsten Werth darauf, daß aus dieser provisorischen Besetzung kein dauernder Besitztitel werde. Den Engländern wäre also nichts angenehmer als ein offizieller Besuch des deutschen Kaisers, dem sie Formen gegeben haben würden, die ihre Herrschaft im Lande als die wahre und anerkannte hätten erscheinen lassen. Wir haben einen zweiten Fleck auf der Welt, wo Monarchen-Besuche eine ähnliche Wirkung ausüben können. Das ist Rom. Der Papst legt den höchsten Werth darauf, daß kein katholischer Fürst den König von Italien in Rom besucht, weil das seine Anerkennung des Besitzstandes einschließen würde, und setzte es vor einigen Jahren mit Aufgebot der stärksten Mittel durch, daß ein bereits angekündigter Besuch des Königs von Portugal wieder abgesagt wurde. Der Triumph der Kurie war um so größer, als der König von Portugal der nächste Verwandte des Königs Humbert ist und dieser empfand die Kränkung aufs Tiefste. Nun scheint es aber garnicht, als ob die Engländer über das Unterbleiben des Besuchs unseres Kaisers am Nil sehr unglücklich seien. Vermuthlich deshalb nicht, weil ihnen ein amtlicher Besuch garnicht angeboten worden ist. Der Kaiser wird Aegypten nur als Tourist haben besuchen wollen und damit war allerdings den Engländern nicht gedient. Ja ein Besuch in dieser Form, im Unterschied von der bisherigen Reise, hätte sogar indirekt die Weigerung der amtlichen Anerkennung der englischen Herrschaft eingeschlossen und war für die Engländer schlimmer als gar kein Besuch. Hieran wird die Reise gescheitert sein, nicht wegen der wachsenden Spannung der europäischen Lage: als Kaiser wollte Seine Majestät nicht kommen; als Tourist war sein Besuch nicht genehm.

* * *

Die gerichtliche Verhandlung über die Revision des Dreyfusprozesses hat endlich stattgefunden und den letztmöglichen Zweifel beseitigt, daß Dreyfus nicht nur illegal verurtheilt, sondern auch unschuldig ist.

Immer wieder fragt man sich, wie es möglich ist, daß ein großer Theil der französischen Nation mit solchem Fanatismus nicht nur an dem Verdammungsurtheil hat festhalten, sondern auch die einfache Revision, die Klarstellung, ob ein Unrecht geschehen sei oder nicht, hat verhindern wollen. Und nachdem nun herausgekommen, welch' eine verbrecherische Niederträchtigkeit in leitenden Kreisen der französischen Regierung gegen den unglücklichen Generalstabshauptmann gespielt hat, so ist man versucht, weiter zu fragen, ob hier etwa ein Zeichen des definitiven moralischen Niederganges und Zusammenbruchs der französischen Nation vorliege. Noch mehr könnte man bestärkt werden in dieser Meinung, wenn man diesen Dreyfusprozeß zusammenhält mit den ähnlichen Erschütterungen, die der französische Volkskörper in den letzten Lustren durchgemacht hat: den Panama-Skandal, die Ermorduug Carnots und die anderen anarchistischen Verbrechen, den Grevy-Wilson-Skandal, den Boulanger-Schwindel. Aber man kann diese Reihe verlängern, weiter und immer weiter hinauf, und eben dadurch wird ihr Gewicht verringert. Fast so lange die französische Nation

Digitized by Google

eine Geschichte hat, ist bei ihr eine hohe und zuletzt raffinirte Kultur mit einer gewissen Fäulniß zusammengegangen. War nicht das napoleonische Regiment korrumpirt? War nicht das Bürgerkönigthum Louis Philipps berüchtigt durch Korruption? Ist die große Revolution nicht über und über bedeckt mit Korruption? War das Zeitalter des ancien régime besser? Man braucht sich gar nicht an Ludwig XV. und die Damen Pompadour und du Barry zu erinnern, selbst die großen Geister des Volkes, die Persönlichkeiten, durch deren Kraft der französische Genius auf Generationen die Hegemonie über alle anderen Völker erlangt hat, Voltaire und Rousseau, hatten ein innerstes Mark von moralischer Verdorbenheit, das sie uns Deutschen schwer erträglich macht und das wir froh sind, bei den geistigen Heroen unseres Volkes nicht zu finden. Man muß es also hinnehmen, daß die Franzosen von je eine große und geniale Nation mit einem gewissen moralischen Defekt gewesen sind und trotzdem ihre hervorragende Stellung in der Weltgeschichte behauptet haben. Die staatsrechtliche Form der Republik hat mit diesen Erscheinungen nichts zu thun, ist nicht Schuld daran und auch aus dem Dreyfusfall ist also ein Schluß auf den Niedergang der französischen Nationalität nicht zu ziehen, und man wird ihn um so weniger ziehen, je genauer man den Ursprung und den Verlauf dieser Angelegenheit betrachtet.

Irgend ein wirklicher Spion, wahrscheinlich Esterhazy, hat den Verdacht einer verrätherischen Handlung auf den Hauptmann Dreyfus zu lenken gewußt, der bei seinen Kameraden wegen seines jüdisch-vordringlichen Wesens wenig beliebt war. Der Zufall wollte, daß ein leidenschaftlicher Antisemit, Oberst Sandherr, Chef des Nachrichten-Bureaus war. Jedes solches amtliche Spionagebureau, wie jede geheime Polizei, ist stets in Gefahr, in eine Art Verfolgungsmanie zu gerathen; die Herren treiben selber Spionage, bewegen sich tagtäglich auf Schleichwegen, erfüllen ihre Phantasie mit immer neuen Mitteln der Entdeckung oder der Verhinderung, leben in einer Atmosphäre des Verdachts und der Zuträgerei. Subjektiv völlig gutgläubig, kann sich doch auf einige zufällige Indizien hin, ein Argwohn bei ihnen ohne festen Beweis zu persönlicher Ueberzeugung verdichten. Wo sie etwas gefunden zu haben glauben, sind sie eben so leichtgläubig und unkritisch, wie sie sonst mißtrauisch und argwöhnisch sind. Kein verständiger Mensch kann bezweifeln, daß das Kriegsgericht den Hauptmann Dreyfus in völliger Ueberzeugung von seiner Schuld verurtheilt hat. Wie sollten denn französische Offiziere dazu kommen, einen ihrer Kameraden mit dem schändlichsten Verbrechen zu belasten, und dadurch einen Makel auf das Offizierkorps selber zu bringen, wenn sie nicht von der Wahrheit der Anklage überzeugt gewesen wären? Sie waren so sehr überzeugt, daß sie sogar den groben Formfehler, dem Angeklagten die belastenden Dokumente gar nicht mitzutheilen, auf sich nahmen. In der Geringachtung der Form, wenn man nur der Sache sicher ist, denkt das französische Volk überhaupt

Digitized by Google

etwas anders als das deutsche, und das ist an sich noch keineswegs ein Fehler, so schwer es sich im vorliegenden Falle auch gerächt hat.

Die Dokumente, auf Grund deren Dreyfus verurtheilt worden ist, waren zweifellos Fälschungen, aber, hat Esterhazy sehr charakterisch gesagt, der formelle Schuldbeweis ist bei Spionageprozessen überhaupt schwer zu führen; wenn man sich erst von der Schuld sachlich überzeugt hat, muß man den formellen Beweis durch irgend eine Fiktion, alias Fälschung zu beschaffen suchen. So haben sicherlich auch andere Herren, auch im französischen Generalstabe, gedacht.

So wurde Dreyfus verurtheilt, und nachdem er erst verurtheilt war, hielt der Korpsgeist des Generalstabes darauf, daß das gesprochene Urtheil nicht mehr angetastet würde. Und als trotzdem die Zweifel nicht verstummen wollten, glaubte der Oberst Henry am besten zu thun, wenn er durch eine neue Fälschung der fatalen Sache ein- für allemal ein Ende machte. Des schändlichen Verbrechens, welches er damit beging, wird er sich kaum so sehr bewußt gewesen sein; er war eine subalterne Natur, aus dem Unteroffizierstande hervorgegangen, von Diensteifer erfüllt bis zum Fanatismus und von Dreyfus' Schuld überzeugt. Seine Aussage in seinem letzten Verhör, er habe geglaubt, zum allgemeinen Besten zu handeln, wird durchaus richtig sein: das ist ja eben das Wesen und das Entsetzliche des Fanatismus, daß er das Böseste thut, indem er sich selbst weismacht, er thue etwas Gutes.

Der Dreyfushandel ist jetzt auf dem Punkt angelangt, wo er zu einem — Konflikt zwischen der Zivil- und Militärgewalt zu führen droht. Die Armee hält aus Korpsgeist an dem einmal gesprochenen Urtheil des Kriegsgerichtes fest. In den sonstigen führenden Kreisen der Nation hat sich aber die Idee des Rechtes und der Gerechtigkeit, zur hohen Ehre des französischen Volkes, so stark erwiesen, daß die Revision, obgleich ein Ministerium darüber gestürzt ist, keinem Zweifel mehr unterliegt. Weshalb läßt die Armee sich das gefallen? Sie hat ja das Schwert, man sieht, es zuckt vor Ungeduld in ihrer Hand, warum jagt sie nicht die Juden, Advokaten und Volksredner zum Tempel hinaus und ergreift selber das Regiment? Die Regierung, ist ein alter Satz, den die Geschichte nur von Neuem lehrt, muß zuletzt immer dem zufallen, der die bewaffnete Macht hat.

Nichts ist eigenthümlicher, als daß diese gewaltige, tüchtige und selbstbewußte Armee seit 25 Jahren dem losen, stets wechselnden Regiment von Volksrednern strikten Gehorsam leistet. Es wäre völlig unverständlich, wenn die innere Politik nur in sich selber ruhte.

Aber die innere Politik ist untrennbar von der auswärtigen. Jede Abwandlung hier bringt auch eine Veränderung dort hervor. In dem Augenblick, wo die französische Armee, getragen von der allgemeinen patriotischen Aufwallung die Zügel der Regierung ergriffe, müßte sie den Revanche-Krieg gegen Deutschland führen. Kein Volk läßt sich ein Säbel-

Digitized by Google

regiment gefallen, wenn dieses nicht auch den Säbel führt. Ein militärischer Diktator, ein neuer Kaiser, der sich an die Spitze Frankreichs stellt, würde an der allgemeinen Verachtung zu Grunde gehen, die Armee würde ihn selber wieder abwerfen, wenn er es nicht wagte, sich mit Deutschland zu messen und die verlorenen Provinzen zurückzuerobern. Sobald aber dieser Gedanke auftaucht, schaudern die Franzosen zurück. Sie wissen, daß sie zu schwach sind. Sie wissen, daß sie das russische Bündniß für einen solchen Revanche-Krieg nicht haben werden, und es ist klar, daß so, wie die Dinge heute liegen und noch lange liegen werden, nur ein Narr den Plan fassen kann, die Kriegsfurie an den Vogesen zu entfesseln. Es mag wohl manchen französischen General geben, der es auf sich nehmen würde, dieser Narr zu sein, aber dazu ist in der übrigen französischen Armee und im französischen Volke doch wieder zu viel Besonnenheit, um sich einem Narren anzuvertrauen. Im General Boulanger hat sich ja der ganze Vorgang bereits einmal abgespielt. Ich glaube schwerlich, wenn man es auch nicht als völlig ausgeschlossen betrachten darf, daß Europa die grauenhafte Katastrophe, die ein französischer Staatsstreich in diesem Sinne im Gefolge habe müßte, thatsächlich zu besorgen hat.

Eben indem Frankreich in dieser Krisis liegt, taucht, wie es scheint, eine andere Möglichkeit der Wechselwirkung zwischen innerer und äußerer Politik auf. Frankreich ist, wie schon öfter, wieder einmal in eine Reibung mit England gerathen.

In angestrengtem Wettlauf haben die Engländer von Norden, von Aegypten her, die Franzosen von Westen, vom atlantischen Ozean her, den oberen Nil zu erreichen gesucht und sind bei dem Oertchen Faschoda zusammengetroffen. Die Franzosen sind eher dagewesen, aber die Engländer behaupten, daß Aegypten ein altes Recht auf die Landschaft besitze das nunmehr ihnen als den Verwaltern Aegyptens zustehe. Die Frage ist sehr bedeutsam; denn die Sicherheit der englischen Herrschaft in Aegypten wird sehr wesentlich davon abhängen, ob auch der obere Nil in ihrer Hand ist, oder unter dem Einfluß oder gar der Herrschaft der Franzosen steht. Die Franzosen sind, da es auf die Ausdehnung ihres Besitzes an dieser Stelle nicht so sehr ankommt, zu einem Kompromiß bereit, die Engländer aber wollen hier vor Allem keine französische Einflußsphäre zulassen und bestehen darauf, daß ihr Rechtsanspruch unanfechtbar sei und die Franzosen deshalb keinerlei Kompensation zu fordern befugt seien. Wo sonst im letzten Jahrzehnt die Franzosen und Engländer in der Kolonialpolitik zusammengestoßen sind, z. B. in Siam, sind die Insulaner stets zurückgewichen. Wie, wenn nun die französische Generalität etwa meinte, daß sie dem französischen Nationalstolz zwar nicht mit einem Siege über Deutschland, aber über England aufzuwarten im Stande sei und daraus einen Rechtstitel für die Herstellung des militärischen Regiments in Frankreich schöpfen könne? Es ist kaum ein halbes Jahr her, seit England drauf und dran schien, mit Rußland in einen Krieg zu gerathen.

Digitized by Google

Sollte die Zarische Friedensbotschaft eine genügende Bürgschaft dafür sein, daß Rußland die Gelegenheit unbenutzt läßt, wenn England mit Frankreich im Kriege ist? Unabsehbar würden die Folgen eines französisch-englischen Krieges für alle Weltverhältnisse werden, es ist sicher, daß man diesseits und jenseits des Kanals sich ganz ernstlich auf den Ausbruch gefaßt macht. Lähmt der Dreyfushandel auch die französische Exekutive, so enthält er doch auch wieder einen Stachel, zu irgend einer auswärtigen Aktion zu schreiten, sei es, um die aufgesammelte leidenschaftliche Spannung zu entladen, sei es, um der einen Partei, der Armee, als Mittel für ihren Parteizweck zu dienen. Niemand vermag heute zu sagen, wohin das führen wird.

* * *

Der preußische Wahlkampf ist in diesem Augenblick noch nicht definitiv entschieden, aber das Wesentliche seines Ergebnisses ist doch schon mit Sicherheit zu übersehen. Was hauptsächlich zu fürchten war, daß nämlich die beiden konservativen Parteien zusammen allein die absolute Majorität in dem neuen Abgeordnetenhause erlangten, ist nicht eingetreten. Im Gegentheil, es hat eine, wenn auch ganz geringe Verschiebung nach links stattgefunden. Daß dabei die freisinnige Volkspartei der Gewinner gewesen ist, kommt nicht in Betracht. Herr Richter kommandirte vorher 14 Stimmen und wird jetzt ungefähr 24 kommandiren. Das ist völlig gleichgültig. Entscheidend ist allein, daß die Konservativen immer irgend welchen Zuzuges bedürfen, um die Majorität zu erlangen. Freilich, eine wirkliche Sicherheit gegen widerwärtige reaktionäre Experimente ist auch damit noch nicht gegeben. Die Deutsch-Konservativen allein, auch ohne die Freikonservativen, werden nach wie vor die Möglichkeit haben, mit dem Zentrum zusammen klerikale Gesetze zu machen, und unter den National-Liberalen wiederum fehlt es nicht an Leuten, die ganz bereit wären, ihnen bei neuen Polizei-Knebelgesetzen Hülfe zu leisten. Nur der Fraktionsverband hat ja schon bei der letzten Umsturzkampagne verhindert, daß nicht einige abtrünnige National-Liberale den Konservativen zum Siege verhalfen. Hoffen wir, daß gerade die Erfahrung dieser Wahl nicht nur die linke Seite des Hauses, sondern auch die linke Seele in der Brust der nationalliberalen Partei gestärkt hat. Niemand kann verkennen, daß es gerade der Rest von Liberalismus in dieser Partei gewesen ist, der ihr bei den Wahlen Nutzen gebracht hat, und ein Gut, das sich als so nützlich erwiesen hat, ist man geneigt, sorgfältig weiter zu pflegen.

Unter einer unerhörten Theilnahmslosigkeit haben diese Wahlen sich vollzogen. Der einzige Zwischenfall, der einiges Leben in die Debatte gebracht hat, ist ein Wahlaufruf, der im Geiste der Politik gehalten war, wie sie immer in diesen „Jahrbüchern" vertreten worden ist. Der Wahlaufruf war ganz bescheiden an die Wähler des Wahlkreises Teltow-Beeskow-Storkow-Charlottenburg gerichtet und von Einwohnern dieses Bezirkes unterzeichnet, aber er hat einen sehr starken Widerhall in ganz Preußen

Digitized by Google

gefunden. Selbst die auswärtigen, englischen, französischen, österreichischen Blätter haben darüber berichtet.

Er hätte unmöglich ein solches Aufsehen erregen können, wenn er nicht eine weitverbreitete Stimmung sozusagen zur Auslösung gebracht hätte. Solange die „Preußischen Jahrbücher" sie allein, in der Tagespresse nur sekundirt durch die „Tägliche Rundschau", vertraten, suchte die konservative und freikonservative Presse diese Haltung als meine rein persönliche Wunderlichkeit hinzustellen. Auch jetzt noch tröstet sich die „Konservative Korrespondenz" damit, „Kollegialgefühl und gesellschaftliche Höflichkeit" hätten mir zu den paar Mitunterschriften verholfen, und die „Post" erzählt ihren Lesern, der Wahlaufruf sei das Produkt der Eitelkeit und des Unfehlbarbarkeitsdünkels zweier Professoren. Herr Schmoller muß sich gefallen lassen, neben mir als der zweite Sünder zu fungiren. Da der geistige Leiter der „Post", Herr von Zedlitz, sich vor zwei Jahren berufen fühlte, im Abgeordnetenhause den Professoren gute Rathschläge zu ertheilen, was sie in ihren Vorlesungen zu lehren hätten und was nicht, so mag er ja wohl auch berufen sein, uns vor Eitelkeit, Unfehlbarkeitsdünkel und anderen Lastern zu warnen. Daß er selber mit der ganzen konservativen Presse von der Unfehlbarkeit ziemlich entfernt ist, zeigt sich ja schon darin, daß die Herren gleichzeitig den Wahlaufruf für etwas ganz Nichtiges ausgaben und doch, sich selber thatsächlich widersprechend, mit dem schwersten Geschütz gegen ihn zu Felde gezogen sind. Man durfte schon hieraus schließen, und die Erscheinungen des Wahlkampfes haben es bestätigt, daß die in dem Wahlaufrufe vertretenen Anschauungen von recht vielen Bürgern im deutschen Reiche, und zwar von Bürgern, deren Stimmen man nicht nur zählt, sondern auch wägt, getheilt werden und ich traue deshalb dem Teltow-Beeskow-Storkow-Charlottenburger Wahlaufruf genug Bedeutung zu, um ihn hier noch einmal abzudrucken und noch einige Erörterungen daran zu knüpfen. Er lautet:

An die Wähler des Wahlkreises
Teltow-Beeskow-Storkow-Charlottenburg.

Die diesmaligen Landtagswahlen setzen viele patriotisch und königstreu gesinnte Männer in schwere Verlegenheit. Von den Parteien, die die Staatsregierung zu unterstützen pflegen, haben die konservative und freikonservative Partei jüngst in wichtigen Fragen eine Haltung eingenommen, die den besten Traditionen des preußischen Staates direkt entgegengesetzt ist. Zumal gewisse Führer dieser Parteien haben ihre Thätigkeit in den Dienst besonderer Wirthschafts- und Klasseninteressen gestellt, haben die Staatsregierung von dem Gesammtinteresse ab auf ihren Klassenstandpunkt zu drängen gesucht, haben die sozialpolitischen Ziele, welche diese Parteien selbst früher verfolgten, umgedeutet und theilweise fast in ihr Gegentheil verkehrt, haben endlich die auf das allgemeine Beste gerichtete Meinungsbildung und Ueberzeugungsfreiheit des Beamtenthums und überhaupt der gesammten gebildeten und wissenschaftlichen Kreise einzuschüchtern versucht.

Digitized by Google

Unter diesen Umständen wäre es höchst gefährlich, es würde unser Staatswesen schädigen und die königliche Staatsregierung in ihren Bestrebungen oft nicht unterstützen, sondern stören und hemmen, wenn etwa das zu wählende Abgeordnetenhaus eine konservative Majorität zeigte. Die entgegengesetzte Gefahr, daß die Parteien der grundsätzlichen Opposition die Majorität erlangen, ist thatsächlich heute für das Abgeordnetenhaus nicht vorhanden.

In Erwägung dieser augenblicklichen Lage richten die Unterzeichneten, die bei der letzten Reichstagswahl sämmtlich für den konservativen Kandidaten gestimmt haben, an alle Wähler unseres Wahlkreises, welche das Gesammtinteresse des Vaterlandes höher stellen als die Partei- und Klasseninteressen, die Bitte, bei der bevorstehenden Wahl zum Abgeordnetenhause die konservative Partei nicht zu unterstützen.

Wir haben die Ueberzeugung, daß in der gegenwärtigen Lage ein derartiges Verhalten dem Wohle des Staates und der Monarchie am besten entspricht.

A. E. Berner, Prof. Geh. Just.-Rath. L. Bernhardt, Fabrikbesitzer.
H. Delbrück, Prof. Duddenhausen, Wirkl. Geh.-Rath.
E. Eck, Prof. Geh. Just.-Rath. P. von Elpons, Gen.-Major z. D.
Fr. Gebauer, Fabrikbesitzer. Giercke, Prof., Geh. Justiz-Rath.
Gleim, Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rath. Ad. Harnack, Prof.
P. von Hoensbroech, Herausgeber d. „Tägl. Rundschau“ und d. „Deutschen Wochenblattes“. Kahl, Prof., Geh. Justiz-Rath.
E. Lehweß, Senats-Präs. am Kammergericht. G. Reimarus, Reg.-Bmstr.
Richter, Generallieut. z. D. Dr. E. Rose, Geh. Mediz.-Rath.
Jul. Rütgers, Fabrikbesitzer. C. Schnitzler, Fabrikbesitzer. Schmoller, Prof.
Dr. Waldeyer, Prof., Geh. Med.-Rath. A. Wiebe, Wirkl. Geh.-Rath.

Nur durch Zufall verspätet, sind noch die Unterschriften der Herren Professor O. Pfleiderer, Geh. Reg.-Rath Professor Ulr. von Wilamowitz-Möllendorff und Dr. Herm. Rabl-Rückhard, Oberstabsarzt 1. Klasse a. D. hinzuzufügen.

Die konservative Presse hat gegen den Aufruf zunächst eingewendet, daß er in den liberalen Zeitungen mit Unrecht als ein Aufruf „konservativer Wähler“ bezeichnet worden sei. Der Einwand ist berechtigt, insoweit er sich auf den konservativen Partei-Verband bezieht; die Unterzeichner selber sind zum Theil nationalliberal oder rechnen sich zu keiner Partei und haben deßhalb auch nicht von sich im Ganzen gesagt, daß sie konservativ seien. Sie haben nur gesagt, daß sie bei der letzten Reichstagswahl einen konservativen Kandidaten gewählt haben; ich selber z. B. habe, damals noch als Einwohner von Berlin (jetzt Charlottenburg) einen extrem-antisemitisch-reaktionären Postbeamten in der Hauptwahl und erst in der Stichwahl (gegen den Sozialdemokraten) einen Freisinnigen gewählt — deßhalb, weil mir im Reichstag die vaterländischen Wehrfragen die wichtigsten sind, vor denen jede andere Erwägung weichen muß. Aber die Zeitungen, die den

Digitized by Google

Aufruf einen konservativen genannt haben, waren dazu in einem viel tieferen Sinne berechtigt. Konservativ im eigentlichen prinzipiellen Sinn, und liberal ebenso im prinzipiellen Sinn genommen, sind keine absoluten Gegensätze und sind glücklicher Weise keine Gegensätze. Zu der Zeit, als ich Mitglied der freikonservativen Fraktion war, war das auch hier eine anerkannte Wahrheit. Wir haben glücklicher Weise noch recht viele liberale Institutionen im preußischen Staat und deutschen Reich, die wir zu konserviren wünschen. Welche von den üblichen Partei-Bezeichnungen paßt nun auf den Aufruf am besten? Ist er etwa liberal?

Das Hauptgewicht legt der Aufruf darauf, daß die beiden konservativen Fraktionen die Regierung nicht stützen, sondern von ihrem eigenen, natürlichen Wege abzudrängen suchen. Kann man einer Kundgebung, die durchweg von diesem Grundgedanken beherrscht wird, in Preußen das Prädikat „konservativ" absprechen? Dieser Aufruf ist im wahrsten und besten Sinne konservativ, die beiden konservativen Fraktionen aber sind reaktionär geworden. Die „Konservative Korrespondenz" verlangt von mir persönlich, ich solle nicht mehr unter der falschen Flagge eines Konservativen segeln. Ich darf daran erinnern, daß ich schon vor mehreren Jahren an dieser Stelle erklärt habe, ich rechnete mich nicht mehr zu meiner ehemaligen Fraktion, nicht weil ich mich, sondern weil diese, unter dem Einfluß des Herrn von Stumm, sich geändert hat und ihre früher bekannten Grundsätze jetzt verleugnet. Wo ist denn auch zwischen der konservativen und freikonservativen Fraktion der Unterschied? Trotz dieser Trennung mache ich aber nach wie vor auf den Namen eines Konservativen Anspruch und mache ebenso wie der Wahlaufruf den sogenannten Konservativen den Vorwurf, daß ihre Haltung den besten Traditionen des preußischen Staates entgegengesetzt ist.

Die „Post" beruft sich dagegen auf die Bielefelder Rede des Kaisers. Nicht ganz mit Unrecht. Aber besteht die wahre monarchische Gesinnung darin, blind jeder subjektiven Wendung des Monarchen zu folgen? Darf man sich nicht auch auf die Kundgebungen des Kaisers aus dem Jahre 1890 berufen?

Wir leben heute in einer Epoche der Reaktion, einer bisher noch leidlich milden Reaktion, mehr einer bloßen Stagnation, aber nur deshalb, weil die parlamentarischen Institutionen das Schlimmste abgewehrt haben, und man muß alle Anstrengung machen, daß das Schlimmere nicht noch kommt. Preußen hat leider Gottes auch in dieser Beziehung Traditionen; mit gutem Grund spricht der Wahlaufruf nicht von den preußischen Traditionen schlechtweg, sondern von den besten preußischen Traditionen, die heute verleugnet werden. Preußen hat die Tradition des freien Geistes von Friedrich dem Großen; es hat aber auch die Tradition Friedrich Wilhelms II. und IV. und der Minister Wöllner und Raumer. Preußen hat die Traditionen der großen Gesetzgebung durch Stein, Scharnhorst, Harden-

Digitized by Google

berg. Es hat aber auch die Tradition der darauf folgenden Reaktion, die die Agrareditte von 1807 und 1811 so zu unterbinden verstand, daß sie selbst im Jahre 1848 noch lange nicht ausgeführt waren. Preußen hat die Tradition der Pflege der Wissenschaft durch die Gründung der Universität Berlin unter allem Drucke der Fremdherrschaft. Preußen hat aber auch die Tradition, daß die Lehrer an dieser Universität, Schleiermacher an der Spitze der Demagogie verdächtigt wurden, und mit ihnen Gneisenau, Grolman, Boyen, Clausewitz, Eichhorn, zu geschweigen von den unglücklichen Leuten, Fritz Reuter, Max Duncker, die in der grausamsten Weise gepeinigt und bestraft wurden. Verkünden nicht heute wieder konservative Blätter schamlos, daß es der Liberalismus und die Wissenschaft sei, die den Anarchismus mit seinen Greueln verschulde, gerade wie damals das Gift der Verleumdung über die Retter aus der Franzosennoth ausgespritzt wurde, und man in dem Geist der Reformgesetzgebung den Jakobinismus erkennen wollte, der zur Ermordnng Kotzebues getrieben habe?

In bluttriefenden Artikeln fordert die „Kreuz-Zeitung", man solle nicht so fein unterscheiden. „Wer unterscheidet, der wird nicht herrschen, sondern untergehen." Wenn man nur rechtzeitig Bakunin und Krapotkin füsilirt hätte, so wären Europa die anarchistischen Mordthaten erspart geblieben. Dieser bösartige Fanatismus, der nicht unterscheiden will, ist es, gegen den wir uns wehren und den wahren guten Geist des preußischen Staates vertheidigen müssen. Oder ist es etwa die „Kreuz-Zeitung", in deren Fahrwasser jetzt die „Post" und die „Berliner Neuesten Nachrichten" segeln, die die besten Traditionen des preußischen Staates vertritt? Wer unsere Minister näher ansieht, erkennt bald, daß es die Regierung am wenigsten ist, von der der böse Geist in der Gegenwart kommt; sie handelt wesentlich unter dem Druck der reaktionären Strömung in den führenden Gesellschaftsschichten und den konservativen Parteien. Mit Recht war deshalb bei den diesmaligen Wahlen der Kampf gegen die konservative Partei zu führen von dem Standpunkte eines echten und besseren Konservatismus aus. Wenn die Unterzeichner des Wahlaufrufs deshalb als Helfershelfer der Sozialdemokratie hingestellt werden, so brauchen sie, ich darf sagen, brauchen wir uns dessen durchaus nicht zu schämen; wer das Gute im Vaterlande vertheidigen will, hat es nicht blos zu erkennen und auszusprechen, sondern muß auch der Verleumdung Trotz zu bieten und Stand zu halten wissen.

30. 10. 98. D.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 73/74.
Druck von J. S. Preuss, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Das Wachsthum der Vereinigten Staaten von Amerika.

Von

Dr. Albrecht Wirth.

Das politische Ideal, das bei der Unabhängigkeitserklärung und der Grundlage ihrer Verfassung den Vätern der Union vorschwebte, hat seine Wurzeln in zwei völlig von einander verschiedenen, ja entgegengesetzten Gedankenreihen. Der Konstitutionalismus der Generalstaaten und Großbritanniens, der altgermanischer Selbstverwaltung entsprungen ist, lieferte die Form zu jenem Ideal; die Lehre Rousseaus von der Herrlichkeit des durch Menschensatzungen und Tyrannei unbehelligten Naturzustandes gab den Gehalt und die treibende Kraft. In ein neues, von altweltlicher Kultur kaum berührtes Land versetzt, wollte man ein ganz neues, ursprüngliches Staats-Gebilde errichten, ein unter bisherigem Drucke unerreichbares Hochbild der Gesellschaft ausgestalten oder, was schließlich auf dasselbe hinauslief, den uranfänglichen Idealzustand, den nicht nur Rousseau und viele seiner Zeitgenossen, sondern den auch das Dogma der christlichen Kirche annahm, wiederherstellen. Man wollte eine Utopie. Daß diese als eine solche auch thatsächlich empfunden wurde, das beweisen die enthusiastischen Beifallsrufe, mit denen poetisch veranlagte Europäer das Entstehen der Transatlantischen Gesellschaft begrüßten. Nicht nur lieh der leicht entzündbare, phantastisch schwankende Lafayette dem jungen Gemeinwesen seinen Degen, sondern auch Goethe pries Amerika, weil es keine Schlösser habe und kein unnütz Erinnern an verrostete Traditionen, keinen vergeblichen Streit um ver-

Digitized by Google

knöcherte Gesetze. Wie ja gerade Goethe des Oefteren die brennendste Sehnsucht gefühlt hat, die Ueberlieferung, die zur Plage gewordenen Konventionen, das Epigonenthum loszuwerden und ganz orginal zu sein, unter Südseeinsulanern voraussetzungslos das Leben „rein menschlich" durchzukosten. Daß ferner die Utopie auch praktisch dem amerikanischen Staatsgedanken nicht fremd ist, das beweisen die zahlreichen utopistischen Versuche, die seit der Zeit Rapps auf dem Boden der Vereinigten Staaten unternommen worden sind. Ja, auch Penns und Zinzendorfs Ansiedelungen kann man als utopistisch beeinflußte Bestrebungen auffassen. Nun ist aber von vornherein der gährende Most politischer Ideale von Washington und seinen Freunden und Nachfolgern in die sicheren, unzerbrechlichen Gefäße langerprobter Staatsformen eingeschlossen und dadurch die europäische Tradition nur weiter fortgeführt worden. Gleichermaßen konnte man weder im Erziehungswesen, noch im gemeinen bürgerlichen Rechte, noch endlich in kirchlichen Dingen ganz abgesondert und unabhängig eine neue Entwicklung beginnen, sondern mußte nothgedrungen zu den Errungenschaften und Vorbildern der alten Welt zurückgreifen.

Der Ideen-Dualismus, der durch den Widerstreit von Wollen und Können, von Revolution und Tradition entstand, hat sich in Amerika bis zum heutigen Tag erhalten. Noch jetzt glaubt ein Theil des Ostens und fast der ganze Westen, daß den Interessen des Landes umso besser gedient werde, je freier sich dasselbe von allen europäischen Einwirkungen halte: selbst akademische Lehrer erachten es für möglich, eine ideale, von alter Ueberlieferung unabhängige, rein vernunftgemäße Universität zu schaffen, und die Goldwährung wird verdammt, weil sie die freie Union europäischem Vorbilde, der tyrannischen Schablone einer altersschwachen Welt nnterwerfen wolle. Ebenso glaubte bis vor Kurzem die überwiegende Mehrheit auf unserem Kontinent, daß in Wahrheit die Union, wie für den Einzelnen, so für das ganze Volk, ein neues Lebensideal biete; daß, in Mißbilligung unseres verderblichen und aufreibenden Militarismus, sie bloß die Künste des Friedens pflege; daß sie in der Freiheit des geselligen Verkehrs zwischen den verschiedenen Ständen und Geschlechtern orginale, bisher unbekannte Formen ersonnen habe. Tieferblickende jedoch erinnerten sich des Spruches: Coelum, non animum mutant, qui trans mare currunt; und wiesen auf den Zusammenhang kolonialer Bildung mit der Kultur des Mutterlandes, wiesen auf die zunehmende

Digitized by Google

Europäisirung Amerikas hin. Der Krieg mit Spanien hat nun auch den Anderen die Augen geöffnet und ihnen gezeigt, daß die lange Friedenszeit, deren seit 1865 die Union sich erfreut, zwar einen ewigen Frieden vorzubereiten schien, in Wirklichkeit aber an dem aggressiven Charakter der Vereinigten Staaten und ihrer Expansionslust nur wenig geändert hat. Denn wie jedes lebefähige Familien-, Gemeinde- und Staatswesen, so ist auch die Union auf Ausbreitung und Vergrößerung gestellt, und ihre ganze Geschichte ist denn auch nichts als ein ununterbrochenes Wachsthum an territorialem Besitz.

Die Blüthezeit der römischen Republik war zur Zeit des Kampfes um Italien. Als die römischen Generale ihre Legionen nach Spanien und Makedonien führten, da wandelte sich allmählich die Republik zu einer Oligarchie; als auch Nordafrika und Vorderasien und Mitteleuropa in den Bannkreis des Imperiums gezogen wurden, da erhob sich, von tumultuarischen Demagogen getragen, der Thron der Cäsaren. Das äußere Moment der territorialen Expansion war stets das nämliche, allein die eigene Landesregierung der Eroberer ward durch die Rückwirkung ihrer Eroberungen in ihrem innersten Wesen beständig umgestaltet. Je mehr Territorium und je mehr fremde Nationen zu beherrschen waren, umso mehr verengte und zentralisirte sich der Kreis der Verwaltung. Aehnlich haben wir in der Entwicklung der nordamerikanischen Republik bis in ihre letzte Phase zwar stets dieselbe äußere Erscheinung territorialer Vergrößerung, allein der letzte Zuwachs bedingt einen plötzlichen Wechsel in dem inneren Wesen der Vereinigten Staaten, in ihrer Verwaltung, ihrer äußeren Politik und ihrem Lebensideale. Die Utopie selbständiger Neubildung ist nun völlig zerstört und der Prozeß des Europäisirens ist vollendet. So ist die Niederlage Spaniens ein Sieg des alten Europa.

Der Gewinn überseeischer Kolonien und die daraus entspringende Nothwendigkeit eines größeren stehenden Heeres und neuer auswärtiger Beziehungen, kam den Amerikanern selbst ganz unerwartet. Sie hatten vorher in dem ruhigen Glauben dahingelebt, die Union hätte gar keine äußere Politik und bedürfe keiner solchen. In Folge dessen findet man in amerikanischen Geschichtswerken fast keine Erwähnung von Thaten, die von Yankees außerhalb ihres Vaterlandes verrichtet wurden, mit Ausnahme des mexikanischen Krieges und etwa noch des unbedeutenden Zuges

Digitized by Google

gegen den Dey von Algier. In Europa vollends wird diesen Dingen noch weniger Aufmerksamkeit geschenkt, und von einer zusammenfassenden Darstellung der amerikanischen Expansionsversuche ist erst recht keine Rede. Wenn daher zum ersten Male hier der Versuch unternommen wird, über die Vergrößerungspolitik der Vereinigten Staaten eine geschichtliche Uebersicht zu geben, so möge man die Unvollkommenheit dieser Uebersicht mit dem bedauerlichen Mangel an Quellen entschuldigen.

Nach neunjährigem, wechselvollem Kampfe war endlich 1783 die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten gesichert. Allein vier weitere Jahre verflossen, bis die Verfassung errichtet werden konnte, und wieder zwei Jahre, bis Washington sein neues Amt antrat und den Präsidentenstuhl bestieg. Man hätte erwarten sollen, daß die langen Wirren und Wehen, die der endgültigen Gründung und Befestigung der Union voraufgingen, dem jungen Staate keine Muße noch Kraft übrig lassen konnten, um auswärtige Beziehungen von Belang anzuknüpfen. Allein wir finden, daß Washingtons klarer, weitschauender Geist schon während des Krieges auf eine Ausdehnung des amerikanischen Einflusses bedacht war, die sofort den Yankees einen gleichberechtigten Platz unter den Kulturnationen zu sichern geeignet wäre. Handelsverträge wurden zunächst mit dem treuen, aufopfernden Freunde der Union, mit Frankreich, dann mit Holland, Schweden und Preußen geschlossen (1778 bis 1785). Den Verträgen lag das Prinzip zu Grunde, daß in den Fehden der europäischen Seemächte die Union sich neutral verhalte, daß sie ihre Kräfte nicht durch Unterhaltung einer Kriegsflotte vergeude, sondern all ihr Streben auf die Ausfuhr von Rohprodukten richte, worin eine Freihandelszusicherung der anderen Kontrahenten ihr entgegenkam. Nur wenig später nach diesen glücklichen Erfolgen an den Höfen Europas entfaltet sich der Unternehmungsgeist der Yankees auf einem weit größeren Gebiete, auf dem Stillen Meere. Dort war seit der russischen Besetzung von Kamtschatka ein Pelzhandel mit China aufgeblüht. Der Handel, der einstweilen bloß von Engländern und Russen betrieben wurde und der ungeheuren Nutzen abwarf, bis 1000 und 1400 %, nahm einen neuen Aufschwung, als gegen Ende des 18. Jahrhunderts die pelzreichen Gestade des Pugetsundes und des jetzigen Britisch-Columbia erforscht und in der Folge häufig angelaufen wurden. Die Pelzkäufer verweilten meist zwei bis drei Jahre, bis sie volle Ladung hatten, brachten den Winter, sich zu erholen und zu verproviantiren,

Digitized by Google

auf den Sandwichsinseln oder gar in Chile zu und begaben sich dann mit ihrer kostbaren Fracht nach Kanton. An diesem einträglichen Betriebe nimmt nun schon 1784 eine amerikanische Bark Theil, die „Empreß"; sie fährt von New-York um das Kap Horn und gelangt nach China. Drei Jahre darauf kommen von Boston die „Columbia" und der „Washington" über die kapverdischen Inseln und das Kap Horn nach West-Kanada, und die „Columbia" ist das erste Schiff, welches das Sternenbanner um die Erde trägt. Später nahm Johann Jakob Astor mit großer Energie diesen pazifischen Handel auf.

Zwei Gebiete auswärtiger Bethätigung waren somit gleich von Anfang für die Vereinigten Staaten festgelegt, die auch in aller Zukunft die wichtigsten bilden sollten: Europa und der Stille Ozean. Drei andere Gebiete wurden rasch nach einander Anfang des 19. Jahrhunderts von den Yankees betreten: das Mittelländische Meer, Mexiko und Ost-Kanada. Der Raubstaat Tripolis, der sich an amerikanischen Kauffartheischiffen vergriffen und die Bemannung in die Sklaverei verkauft hatte, ward 1801 gedemüthigt. Arron Burr, ein irischer Politiker und Abenteurer katilinarischen Schlages, wollte im spanischen Amerika eine Napoleonsrolle spielen und am unteren Mississippi und in Mexiko ein großes Reich sich erobern. Die Regierung schritt zwar noch rechtzeitig ein und verhaftete 1805 Burr und einige seiner Anhänger, die sämmtlich Irländer waren, aber konnte es nicht durchsetzen, daß irgend ein Gerichtshof den gefährlichen Intriguanten für schuldig erklärte. Ein anderer Expansionsversuch über die jetzigen Grenzen der Vereinigten Staaten hinaus, fiel in die Zeit des englisch-amerikanischen Krieges 1812—1814, als mehrfach Einfälle nach Kanada platzgriffen, die jedoch sämmtlich zurückgeschlagen wurden.

Von Erfolg waren dagegen die Vergrößerungspläne im Westen und im Süden begleitet. Um 60 Millionen Franken erwarb die Union von Napoleon das weite Gebiet Louisiana, das sich von der Mississippi-Mündung bis zum Columbiaflusse erstreckte. Es erhoben sich damals viele Stimmen gegen die Erwerbung, weil sie der Verfassung widerliefe; allein welchen Werth der kaum zwanzigjährige Staat auf Expansion legte, geht am besten aus einer erbitterten Note des franzosenfreundlichen Jefferson hervor. Er schrieb nach Paris: „Auf dem Erdball giebt es einen einzigen Punkt, dessen Besitzer unser natürlicher Feind ist, nämlich New-Orleans. Die Vereinigten Staaten und Frankreich können keine

Digitized by Google

guten Freunde bleiben, wenn sie an einem so heiklen Punkt aufeinander treffen. Der Tag, an dem Frankreich sich New-Orleans' bemächtigt, besiegelt dies Bündniß zweier Nationen, die, wenn vereint, den ausschließlichen Besitz des Ozeans behaupten können. Von dem Tage an müssen wir uns mit der britischen Flotte und der britischen Nation vermählen". Also schon damals der Gedanke der vielberegten englisch-amerikanischen Allianz! Jefferson erlangte indeß, wonach er strebte und die Verbindung mit England ward in weite Ferne gerückt. Er erlangte obendrein nicht bloß das strategisch so wichtige New-Orleans, sondern den unermeßlichen Länderstrich im Nordwesten, der die Ueberland-Verbindung der Union mit dem Großen Ozean herstellte. Dabei war die eigentliche Besiedelung der Union noch kaum über 1/10 der ganzen Breite des Kontinents vorgeschritten. Wahrlich eine geniale, weitausblickende Staatskunst!

Eine Unternehmung, die keine weiteren Folgen nach sich zog, war die 1816 gegen den Dey von Algier ins Werk gesetzte, jedoch wurde dazu die größte Flotte verwandt, die je einen amerikanischen Hafen verlassen. Die Flotte, die von Admiral Decatur befehligt wurde, erreichte ohne sonderliche Mühe die Erfüllung aller Forderungen von Algier und erwirkte auch von Tunis und Tripolis die Auslieferung vieler europäischer Gefangener.

Das Verhältniß der Vereinigten Staaten zum lateinischen Amerika ward in neue Bahnen geleitet, als die spanischen Kolonien gegen das Mutterland revoltirten. Die Washingtoner Regierung hatte eine Neutralitätserklärung erlassen, allein die Gefühle der überwiegenden Mehrheit der Nordamerikaner waren für die um ihre Unabhängigkeit streitenden Kolonisten, und so manches Piratenschiff ward in den Vereinigten Staaten gegen die Spanier ausgerüstet. Seeräuber und Flibustier, die zuerst von den unabhängigen Kolonien Buenos-Ayres und Venezuela Vollmacht zu haben vorgaben, dann die Regierung in Washington anriefen, setzten sich an der Nordgrenze von Florida fest. Ohne die Zustimmung der Regierung zu haben, rückte zuletzt sogar ein Bundesoffizier, General Jackson, 1818 in Florida ein. Jackson wurde getadelt, aber Florida behalten. Zugleich nahmen nordamerikanische Freischärler eifrigen Antheil an der Losreißung der Republik Mexiko, die 1822 vollendet wurde. Im gleichen Jahre gründeten die Amerikaner eine überseeische Kolonie in Westafrika, die Negerrepublik Liberia.

Schon von 1796 hatte der Quäker Hopkins aus Baltimore eine Nieder-

Digitized by Google

lassung an der Pfefferküste geschaffen. Die wurde von der American Colonisation Society dazu ausersehen, freigelassene oder freigekaufte Schwarze dort anzusiedeln. Die Negerkolonie, die unter den Schutz der Union gestellt wurde, blühte zwar ziemlich auf, aber es ergab sich sehr bald, daß die nach Freiheit dürstenden Farbigen gegen die unwissenden, nicht englisch redenden Eingeborenen ihrerseits den Herrn spielten. Als die sklavereifreundliche Strömung später in den Vereinigten Staaten erstarkte, warfen die Liberianer das Protektorat ab und erklärten sich für ganz frei und unabhängig, allein mit ihrer Blüthe ging es, als sie nunmehr allein und sich selbst überlassen waren, rasch bergab. Vor einigen Jahren (1895) wurde zwar unter dem farbigen Bischof Turner von Neuem ein Versuch gemacht, eine Massenauswanderung von Negern, die in Amerika doch nicht voll sich ausleben könnten, doch nicht ganz als gleichberechtigt gälten, nach Liberia zu lenken; jedoch die mit beträchtlichem Aufwand ausgeführte Kolonisation hat sich als ein schwerer Fehlschlag erwiesen. Für die Verminderung der Farbigen in Amerika hat jedenfalls Liberia so gut wie keinen Einfluß gehabt. Die Zahl der Unionsneger allein vermehrte sich von 0,8 Millionen im Jahre 1790 auf 1,8 Millionen im Jahre 1820 und wird gegenwärtig über 8 Millionen betragen.

Unterdeß war die Union mit der Anerkennung der südamerikanischen Republiken allen anderen Mächten voraufgegangen. Sie wurde darin von England unterstützt, das durch die Bildung einer kontinentalen Vereinigung, durch die heilige Allianz, sich isolirt fühlte. Die Besorgniß lag vor, daß die Allianz ihre gegenrevolutionären Bestrebungen auf das lateinische Amerika ausdehne. Da erließ Präsident Monroe seine weltberühmte Botschaft am 2. Dezember 1823. Er stellte als Prinzip auf, „daß die amerikanischen Kontinente in Anbetracht der freien und unabhängigen Lage, die sie angenommen, hinfort nicht als Gegenstände für zukünftige Kolonisation durch irgend welche europäischen Mächte zu betrachten sind.“ Aehnliche Ansichten hatten schon Powell, Washington, Jefferson, Madison, Adams und Gallatin ausgesprochen. Die Botschaft erklärte weiter, daß, während man mit den Südamerikanern wegen deren republikanischer Neigungen durchaus sympathisire, die Union niemals an den Kriegen der europäischen Mächte und den Angelegenheiten, die sich auf dieselben beziehen, Theil genommen habe, noch Theil nehmen wolle. Es ist bekannt, daß diese prinzipielle Festlegung, die

Digitized by Google

als Monroe-Lehre ungeheuren Einfluß gewonnen, niemals von Europa acceptirt wurde. Sie war hervorgerufen durch den Streit um die Nordwestgrenze am Stillen Ozean. Die Engländer hatten 1792 durch die erste nördliche Durchquerung des Erdtheils unter Mackenzie die Ufer des Stillen Meeres erreicht und hatten seitdem in Britisch-Columbia zahlreiche Pelzfaktoreien gebaut. Sie beanspruchten die ganze Küste bis mindestens zur Columbia-Mündung, von der sie Astors Agenten vertrieben. Das Problem verwickelte sich durch die Ausdehnung der Spanier von Süden und das Vorrücken der Russen von Norden. Die Spanier hatten, von Mexiko ansegelnd, Ende des achtzehnten Jahrhunderts mehrere Punkte von der San Juan de Fuca-Straße bis Nutka besetzt, waren jedoch vor den Briten zuletzt zurückgewichen, denen sie während der Napoleonischen Wirren ihre nördlichen Außenposten übergaben. Die Russen aber, die in wenig mehr als einem halben Jahrhundert Sibirien bis zum Ochotskischen Meere erobert hatten (1584—1643), brauchten anderthalb Jahrhunderte, ehe sie östlich weiter vordrangen. Um 1800 faßten sie in Alaska Fuß, eine eigene Gesellschaft zur Ausbeutung des amerikanischen Pelzreichthums that sich auf, und schon in den zwanziger Jahren waren die Russen bis nach Nordkalifornien, das damals in mexikanischem Besitze, vorgerückt, nur wenige Tagereisen von San Franzisko, wo der Name des Russenflusses noch jetzt von ihrer früheren Anwesenheit Zeugniß ablegt. Die Ansprüche der Yankees am Stillen Meer stießen mithin auf mexikanische, britische und russische Ansprüche. Zu der Beobachtung wirklicher kolonialer Fortschritte der Russen und Engländer in Nordwestamerika gesellte sich sodann, wie bemerkt, die Besorgniß vor möglichen Uebergriffen der heiligen Allianz in Süd- nnd Mittelamerika. Aus dieser doppelten Wurzel entstand die Monroe-Lehre. Im Anschluß an sie ward ein panamerikanischer Kongreß nach Panama berufen. Treibende Kraft war der Geist der Monroe-Lehre; die äußere Anregung ging jedoch von den südamerikanischen Staaten aus; die Betheiligung der Union war anfänglich durchaus nicht sicher. Der Süden war dagegen. Allein Henry Clay, der bereits länger die Utopie hegte, „einen Freiheitsbund zu gründen, der von der Hudsonsbay bis zum Kap Horn reiche", setzte die Betheiligung durch. Der Kongreß verlief nicht gerade friedlich. Der Vorschlag, die Negerrepublik Hayti als gleichberechtigtes Mitglied in die amerikanische Völkerfamilie aufzunehmen, rief bei den Sklavenhaltern der Südstaaten heftigen Widerstand hervor.

Digitized by Google

Weitere Uneinigkeit verursachte ein Versuch, die kubanische Frage aufzurollen. Im Allgemeinen hatten die lateinischen Staaten nichts dagegen, daß die Union als die stärkste Schwester der ganzen Reihe die Verhandlungen leite. Es ergab sich jedoch sehr bald, daß die Geschäftsinteressen der Union über ihre Freundschaft und Solidarität mit den jüngeren Schwestern durchaus das Uebergewicht hatten. Als die Frage aufgeworfen wurde, ob nicht die Länder westlich des Mississippi den Bürgern aller amerikanischen Republiken zur Besiedlung gleichmäßig offen sein sollten, da erklärten die Yankees mit unzweideutiger Entschiedenheit, daß sie diese ausschließlich für sich behalten würden. Es wurden lediglich Verträge abgeschlossen, deren Grundlage Freiheit und Gegenseitigkeit des Verkehrs war. Aehnliche Handelsverträge ging man jedoch mit Schweden, Dänemark, den Hansestädten, Preußen, Sardinien, Oldenburg, der Türkei, Rußland und Brasilien ein. Das Bestreben hierbei war im Grunde nur das, von den Fesseln der damaligen europäischen Handelspolitik sich loszumachen, also Amerika auch in einen scharfen zollpolitischen Gegensatz zu der alten Welt zu bringen.

Seit der Erwerbung Floridas richteten sich bis zur jüngsten Gegenwart weitaus die meisten Vorstöße der Vereinigten Staaten gegen das lateinische Amerika, dem doch ihrer ausdrücklichen Erklärung gemäß Monroe und seine Freunde so große Sympathie entgegengebracht. Es war eben ein Kampf ums Dasein und zugleich ein Kampf der germanischen Rasse gegen die romanische. Das Bezeichnende bei diesem Kampfe ist, daß alle Parteien des Landes für Expansion waren, sowohl die Sklavenhalter des Südens, wie die Wighs des Nordens. Jahrzehnte später haben zwar einmal die Demokraten unter Cleveland jeder Territorialvergrößerung widerstrebt, aber nur, um in der jüngsten Zeit wiederum mit den Republikanern in Expansionslust zu wetteifern. Andererseits waren während der Epoche, welche den erbitterten Streit um die Sklaverei sah, insofern die Südleute die Eifrigeren, als sie von jedem Zuwachs spanischer Länder einen Zuwachs ihrer Parteimacht erwarteten, weil ja in allen lateinischen Republiken die Sklaverei noch bestand. Keineswegs aber sind, wie dies fast immer geschieht, alle und jede Grenzüberschreitungen von Unionsbürgern den Südstaaten allein zur Last zu legen. Das geht schon aus dem ersten Fall hervor, in dem das welthistorische kubanische Problem behandelt wurde. Denn es war gerade Adams, der Feind der Sklaverei, der 1823

Digitized by Google

nach Madrid schrieb: „Es ist kaum möglich, der Ueberzeugung zu widerstehen, daß die Annexion Kubas durch unseren Bundesstaat für den Fortbestand und die Erhaltung der Union nothwendig sein wird.“ Derselbe Adams bot 1827 Mexiko eine Million Dollars für die schon von Burr und in der Folge (1812/19) von einigen anderen Amerikanern angestrebte Abtretung von Texas. Adams' demokratischer Nachfolger auf dem Präsidentenstuhle, van Buren, nahm die Sache auf und bot 5 Millionen. Durch Houston ward dann 1836 eine unabhängige Republik Texas gegründet, die von Frankreich und England anerkannt, aber 1845 in die Union einverleibt wurde. Ganz wie die „nieuwe Republik“, die von abenteuernden Trekkern im Zululande den Schwarzen abgerungen war, ins Transvaal.

Die vierziger Jahre bilden auf ein halbes Jahrhundert hinaus den wichtigsten Markstein für den Landzuwachs der Vereinigten Staaten. Am bedeutsamsten war das Vordringen am Stillen Meere. Amerikanische Missionare begannen eine halb politische Thätigkeit auf den Südseeinseln zu entfalten, auf Hawaii, auf den Marschall- und Gesellschaftsinseln, auf den Ladronen; sie faßten in Kanton festen Fuß und durchstreiften Borneo und Australasien. Gelegentlich liefen ihrem Wirken Versuche vorauf oder parallel, die von amerikanischen Kaufleuten und Kapitänen ausgingen. So hatte schon 1808 ein Yankee-Skipper feierlich von einer Gruppe der Marquesas Besitz ergriffen, was später von Washington aus rückgängig gemacht wurde, und 1837 war King, ein zu Kanton lebender Kaufmann, nach den Liukiu und nach Yeddo (Tokio) unter Segel gegangen, um Japan dem Handel seines Vaterlandes zu erschließen. Kings verwegener Plan scheiterte jedoch an der japanischen Hartnäckigkeit; er ward allenthalben mit Kanonenschüssen empfangen. Die Bundesregieruug begann indessen bereits selber ihre Augen auf den Großen Ozean zu werfen. Namentlich die Sandwichinseln, wo Dank den zahlreichen Missionaren die eingeborenen Kanaka abnahmen, „civilized out of existence“, wie der prägnante, grimmen Humors volle Ausdruck eines unbefangenen Historikers lautet, und der amerikanische Einfluß beständig im Wachsen war, betrachteten die Yankees allmählich als zu sich gehörig. Schon 1842 erklärte man den Engländern, daß britische Absichten auf die Sandwichinseln einer Unfreundlichkeit gegen die Vereinigten Staaten gleichkämen. Einige Jaher später dachte man sogar an eine Kolonie im fernen Borneo und leitete

Digitized by Google

Schritte ein, um eine Kohlenstation bei Brunei auf Nord-Borneo zu erwerben. Zu den wachsenden Interessen in der Südsee kam noch eine gesteigerte Ueberlandwanderung nach Oregon und Kalifornien, die es wünschenswerth machte, einen breiteren und festeren Halt am Ostufer des Stillen Meeres zu gewinnen, als dies bisher der Fall gewesen. Mit den Russen hatte man sich bereits auseinandergesetzt; sie räumten freiwillig den 54° 40' als Grenze ein, auch hatten sie unterdeß, ohne übrigens von der mexikanischen Regierung genöthigt zu sein, ihre nordkalifornischen Besitzungen als zu wenig ergiebig verlassen. Großbritannien aber mochte jene Grenze nicht anerkennen und schien es auf einen Krieg ankommen lassen zu wollen. Nun war damals bereits ein Krieg mit Mexiko in nächster Nähe. Den Yankees war es doch nicht ganz geheuer in der Aussicht, zwei Kriege auf einmal ausfechten zu müssen, sie gaben nach und überlieferten an England alles Gebiet zwischen 49° und 54° 40', ein Gebiet, das zu jener Zeit verhältnißmäßig nicht allzu viel Werth hatte, und warfen sich mit aller Macht gegen Mexiko. Einen Tag nach dem friedlichen Abkommen mit England brach der Krieg mit Mexiko aus, am 24. April 1846.

Genau zur selben Zeit taucht die kubanische Frage wieder auf. Beim Panama-Kongreß hatte ein Vertreter der Sklaverei, der Virginier Powell erklärt: das Gesetz der Selbsterhaltung, das Unions-Interesse und Erwägungen der Menschlichkeit erforderten es, daß die Lage Kubas nicht geändert würde. Und jetzt kam im Senate zu Washington ein Antrag ein, mit Spanien wegen Abtretung der Insel in Unterhandlung zu treten. Anfang 1846 bildete sich eine Gesellschaft, der auch reiche Kubaner beitraten, mit dem Zwecke, den Ankauf Kubas um 200 Millionen Dollars zu betreiben. Eine starke Partei bestand auf der Insel, die einerseits dem drückenden Steuersystem Spaniens entrinnen, andererseits an der Sklaverei festhalten wollte. Also gerade, was die Südstaaten brauchten. Kaum regte sich ein Zweifel, ob das Kaufanerbieten auch angenommen werden würde, allein die stolzen Hidalgos lehnten rundweg ab. Man mußte sich wieder dem langsamen und wenig versprechenden Wege der Unterhandlungen zuwenden, doch hieß es auch in verantwortlichen Kreisen ganz offen, daß im Bedarfsfalle man einfach Kuba mit Gewalt nehmen würde. Geheime Gesellschaften in Süd- und Nord-Amerika rüsteten Expeditionen für einen gewaltsamen Handstreich aus, und die Unionsregierung setzte dem kein Hinderniß entgegen.

Digitized by Google

Der Krieg mit Mexiko nahm unterdessen seinen, für die Union durchaus erfolgreichen Verlauf. Aufrichtige Unionsbürger wie Mahan (Harpers Monthly 1898 June) gestehen offen ein, daß nicht nur die Annexion von Florida, sondern auch die der mexikanischen Territorien rechtlich sehr schwach begründet gewesen sei. In keinem Falle aber hätte die machtvoll vorwärts drängende Entfaltung der Einwanderer aus den Vereinigten Staaten sich aufhalten lassen. Die Kriegführung bestätigte zunächst die alte Beobachtung Tocquevilles, daß von Republiken geleitete Feldzüge durch Eifersucht zwischen der Regierung und den Generalen gestört werden. Die beiden kommandirenden Generale der Invasionsarmee waren Whigs (Republikaner), während die Veranstalter des ganzen Streits und die Regierung in Washington die Sklaverei beförderten. Der Grund für diesen auffallenden Gegensatz war einfach der, daß im ganzen südstaatlichen Lager im Augenblick eben kein tüchtiger Offizier zu haben war. So suchte man wenigstens durch hundert Intriguen von Washington aus Scott und Taylor lahm zu legen, allein mit geringem Erfolge. Trotz aller Hindernisse und Kabalen in ihrem Rücken und trotz der gewaltigen Ueberzahl ihrer Feinde in der Front hat sich die Bundesarmee ganz ausgezeichnet geschlagen und hat Sieg auf Sieg errungen. Mit Ausnahme des äußersten Südens fiel ganz Mexiko nebst seiner Hauptstadt in die Hände der Yankees. Zugleich ward Kalifornien gewonnen. Auch diese Annexion ist in recht bedenklicher Weise eingeleitet worden. Fremont, der noch vor dem Ausbruch des Krieges eine Erhebung bei Petaluma veranstaltete, ist von seinen eigenen Landsleuten oft und scharf genug verurtheilt worden: auch hat unser eigener Landsmann, Sutter, nicht immer die glänzendste Rolle bei diesen Wirren gespielt. Genug, was kommen mußte, kam. Ueber Land rückte der tapfere Kearney in die Grafschaft Los Angeles ein, zur See erschienen die Admiräle Sloat und Stockton und hißten in Monterey, S. Francisco und S. Diego das Sternenbanner. Das eigentliche Mexiko wurde schließlich wieder herausgegeben, aber Texas, Neu-Mexiko, Arizona und Kalifornien verblieben hinfort bei den Vereinigten Staaten.

Der glänzende Erfolg dieses Krieges, der abgesehen von Schlappen Kearneys und Fremonts bei S. Bernardino fast keinen Mißschlag zeitigte, stachelte die Yankees zu erhöhtem Selbstbewußtsein und neuer Expansion an. Die Anschläge auf Kuba reiften. Im Herbst 1849 sammelten sich 15 000 Mann unter Oberst White auf

Digitized by Google

Rhode Island. Die Absicht, Kuba zu überfallen, war klar am Tage, doch die Bundesregierung kümmerte sich nicht um die Verletzung der Neutralität. Spanien dagegen verstärkte sein Heer auf der Insel auf 25000 Mann. Dies war um so nothwendiger, als auch viele Kubaner neuerdings Miene machten, sich den Yankees in die Arme zu werfen. Eine Junta promovedera (befördernd) de los intereses politicos de Cuba that sich auf und ihr Führer, General Narciso Lopez, begab sich nach Rhode Island. Von hier lief dann eine Flibustier-Expedition aus, die in Kardenas landete. Die Spanier leisteten jedoch energischen Widerstand, während die gehoffte Unterstützung von Seiten der kubanischen Bevölkerung ausblieb. So kehrten die Flibustier re infecta nach Rhode Island zurück. Lopez hielt indessen unentwegt an seinen Plänen fest. Er brachte zum zweiten Mal eine Schaar zusammen, Abenteurer aus aller Herren Länder, (seltsamer Weise auch Juden darunter), aber nur 433 Mann stark. Der Zug, der von New-Orleans ausging, endete noch übler als der vorige Lopez wurde gefangen und hingerichtet. Die Mächte wurden nun auf diese Umtriebe aufmerksam. England und Frankreich luden 1852 die Vereinigten Staaten zu einem Dreibund ein, der den Spaniern den Besitz Kubas garantiren solle. Die Einladung wurde abgelehnt. „Wir achten die Rechte Spaniens" hieß es bei den damaligen Senatsverhandlungen, allein wir wissen, daß die Frucht, wenn reif, uns von selbst in den Schooß fallen wird. Einmischung von außen mag das Ereigniß beschleunigen, aber die vereinigte Macht Europas wird unfähig sein, es zu verhindern! Niemand kann daran zweifeln, daß die Amerikanisirung Kubas im Laufe der Zeit unvermeidlich ist. — — Wenn die Stunde schlägt, da wir in loyaler Weise und mit gebührender Rücksicht auf die Nationalehre Kuba unter die Vereinigten Staaten aufnehmen können, so wird es geschehen, und Europa wohl daran thun, sich still zu verhalten."

Das Selbstbewußtsein der Yankees hat wohl in dieser Erklärung seinen Höhepunkt erreicht. Ueberhaupt ist das Jahr 1852 durch eine Reihe von Kundgebungen ausgezeichnet, die den weltgeschichtlichen Charakter der Vereinigten Staaten, ihren utopistischen Ursprung und ihre zukünftige Mission Allen klar vor Augen zu führen bestimmt waren. Schon bei dem Aufstand der Griechen gegen das Türkenjoch hatten in löblichster Weise die Yankees Gelegenheit genommen, den Hellenen, die in der That Arges erduldeten, offiziell ihre Sympathie auszusprechen. Jetzt,

Digitized by Google

1852, nahmen sie Kossuth mit Begeisterung auf, und Seward, der phantasievollste und glänzendste Staatsmann, den sie je gehabt, beantragte einen Protest gegen das Vorgehen Rußlands in Ungarn „als einen frevelhaften und tyrannischen Bruch des Völkerrechtes", mit der weiteren Erklärung, daß die Vereinigten Staaten in Zukunft nicht mehr gleichgültig sein werden gegen derartige Handlungen volklicher Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Usurpation, wann und wo sie auch immer begangen werden mögen. Die Idee gewann damals festen Boden in weiten Kreisen, daß die Vereinigten Staaten dazu berufen seien, nicht nur der Freihafen der Bedrückten aller Länder zu sein, sondern auch mit Gewalt den Tyrannenstaaten der alten Welt die Freiheit aufzunöthigen. Ganz wie einst die erste französische Republik. Und zum Ausdruck dieser Anschauungen ward im selben Jahre 1852 eine weltumspannende Gesellschaft von Deutsch-Amerikanern gegründet, meist politischen Flüchtlingen, die es sich zur Aufgabe stellte, zunächst Australien zu nehmen, dann Ostasien zu kolonisiren und zuletzt in Europa dem republikanischen Gedanken zum Siege zu verhelfen. Die so reformirte Welt aber sei mit deutschem Geiste zu durchdringen*). Seward aber prophezeite in einer begeisterten Rede, daß binnen Kurzem das Stille Meer zum „Welttheater", zum Hauptschauplatz der Geschichte werden, die Union aber zur maßgebenden Nation der Erde anwachsen würde**).

Während der Vorstöße gegen die Romanen im Südosten war man im Südwesten nicht müßig gewesen. Zwei französische Edelleute, der Marquis Pindray und Graf Raoul Banisset-Boulbon hatten von S. Franzisko aus Züge nach den nordmexikanischen Provinzen Sonora und Hermesillo gemacht, um dort auf der Spitze ihres Schwertes ein französisches Reich zu gründen. Sie gingen beide unter, aber ihr kühnes Wagen reizte die kalifornischen Yankees zu ähnlichem Vorgehen. Walker, ein verbummeltes Genie, der nach verunglückter medizinischer und juristischer Laufbahn als Volkstribun in St Franzisko eine gewisse Volksthümlichkeit sich errungen, führte 1852 eine Flibustierschaar nach Niederkalifornien. Er ward zurückgeschlagen, aber nur, um sich in S. Franzisko zu verstärken und mit einem größeren Gewalthaufen das Spiel zu wiederholen. Das zweite Mal lächelte ihm das Glück, er bemächtigte sich der

*) Vgl. Americana Germanica, eine Vierteljahrsschrift, deren Aufsätze sämmtlich von Universitätsprofessoren geschrieben sind, Philadelphia 1897, Juli.
**) The North-American Review, 1898, Juli.

Digitized by Google

wichtigsten Plätze und proklamirte eine Republik von Niederkalifornien, die er später durch die umfassendere von Sonora ersetzte. Er versäumte nicht, großartige Aufrufe an die Bevölkerung zu erlassen: ihre Religion, ihr Eigenthum und alle ihre verbrieften Rechte und Sonderprivilegien sollten sorgfältig gewahrt werden. Den trägen Mexikanern war es ziemlich gleichgültig, welcher Regierung sie huldigten, sie hielten sich ruhig. Erst als die Flibustier, von Nahrungsmangel getrieben, die Viehherden der Rancheros und ihre Vorräthe sich zulegten, da griffen die Mexikaner zu den Waffen und vertrieben die verwegenen Eindringlinge. Walker marschirte durch die wüsten, wasserlosen Llanos nach Yuma in Arizona, dem heißesten und gottverlassensten Ort ganz Nordamerikas (am Zusammenfluß der Sila und des Colorado) und ward von der dort befindlichen Bundeskavallerie entwaffnet. Er wurde vor Gericht gestellt, aber die Sklavenhalter, die eine Ausdehnung nach Süden zu wünschten, schützten ihn, und so ward er wohl zu einer Geldstrafe verurtheilt, hat dieselbe aber nie bezahlt. Noch nicht entmuthigt durch den zweifachen Fehlschlag, rüstete Walker 1855 eine dritte Expedition aus, diesmal nach Nicaragua. Die dortige demokratische Partei rief ihn zu Hilfe wider die Gegenpartei und das Ergebniß war, was uns Allen aus dem bellum gallicum so wohl bekannt ist: beide Parteien wurden von dem hilfsbereiten Fremdling unterdrückt, auf daß Jener allein herrsche. Walker genoß dabei fortwährend der ununterbrochenen moralischen Unterstützung der damals in Washington überwiegenden Freunde der Sklaverei, die sich zugleich wiederum gegen Kuba regten. Denn die spanische Kolonialregierung hatte, offenbar um die Reihen der Unzufriedenen zu verringern, den Farbigen beträchtliche Freiheiten und Rechte gewährt, die dem ganzen Süden der Vereinigten Staaten lebhaftes Mißvergnügen verursachten. Der Staatskongreß von Louisiana brachte sogar einen Beschluß durch, der die Annexion Kubas der Bundesregierung empfahl. Da wurde noch ein Yankee-Dampfer, der „Black Warrior", in Havana angehalten und beschlagnahmt, weil er der Zollhinterziehung sich schuldig gemacht hatte. Die Erregung stieg aufs Höchste. Man sprach allenthalben von Krieg. Man wiegelte die spanienfeindliche Partei auf der Perle der Antillen auf. Neue Freibeuterzüge erfolgten, die von reichen Kubanern ausgiebig unterstützt wurden. Während nämlich früher Unzufriedenheit über den unhumanen Despotismus der Kolonialverwaltung die rechtlosen Kubaner zum Abfall von Spanien gereizt hatte, war es

Digitized by Google

jetzt gerade die Emanzipation der Sklaven, die den Zorn der großen kubanischen Pflanzer erregte. Die Emanzipation geschah allerdings größtentheils nur deshalb, um Englands Gunst für sich zu gewinnen. Mitten in diese weitgehende Gährung auf den Antillen und in der südlichen Union fiel nun Walkers Abenteuer in Nicaragua. Den Südstaaten wäre nichts erwünschter gewesen, als nahe dem Isthmus von Panama, der seit der Völkerwanderung der Goldgräber nach Kalifornien erheblich die Aufmerksamkeit von New-Yorker Kapitalisten auf sich gezogen, als im Herzen von Mittel-Amerika eine Hochburg der Sklaverei inne zu haben. Sogar der in Managua, der Hauptstadt von Nicaragua, residirende Bundesgesandte lieh bereitwillig das Ansehen seines Amtes dazu her, um Walkers Pläne zu fördern und ihn zum Diktator Nicaraguas zu erheben. Die Nachricht von dem Glücke des Ex-Journalisten Walker verbreitete sich rasch vom Goldenen Thore bis an die Chesapeake-Bay und von allenthalben, von Kalifornien, von Kansas, von Louisiana strömten Goldgräber, rauhe Grenzer (border ruffians), entlassene Soldaten, bankerotte Ausländer, kubanische Flibustier, unter denen Schlesinger hervorragte, kurz Abenteurer jeder Art nach Nicaragua, um dem Diktator ihre Dienste als Obersten und Generale anzubieten. Alles ging herrlich von Statten, über 7000 Mann langten, meist über New-Orleans kommend, allmählich an und die Yankee-Tochtergründung in Mittelamerika schien gesichert. Inzwischen verhandelte die Bundesregierung über den Ankauf von Kuba in Madrid. „Wir wollen Kuba und werden es haben; wir sind entschlossen, dafür jedes Opfer zu bringen, militärisch, falls nöthig, oder pekuniär. Wir werden 700 Millionen, ja eine Milliarde geben, wenn es sein muß, aber wir werden zum Ziele gelangen." Die Yankee-Botschafter von London, Paris und Madrid vereinigten sich in Ostende und sandten eine Denkschrift über den Erwerb Kubas nach Washington. Die Insel gefährde die Ruhe und Existenz der Union. Sie müsse angegliedert werden. Ihr Werth sei auf 120 Millionen Dollars zu schätzen. Die Denkschrift erregte jedoch in der Heimath der Gesandten selbst großes Mißfallen. Der Norden erblickte in dem beabsichtigten Schritte blos eine Verstärkung der demokratischen Partei und klagte bitter über deren „Wegelagererpolitik". Des Weiteren forderte der Norden dazu auf, gegen den Friedensstörer Walker einzuschreiten. Dieser hatte nämlich, von seinem märchenhaften Glücke bethört, das ihn aus dem Pfuhl auf den Herrscherstz gehoben, alle Vorsicht vergessen und hatte übermüthig die

Digitized by Google

Nemesis herausgefordert. Er zerstörte nämlich die Anlagen der nicaraguanischen Isthmus-Bahn, die dem reichen Vanderbilt und anderen New-Yorker Millionären gehörte. Regierungen durfte der Freibeuter ungestraft stürzen, aber Kapitalisten anzutasten, das war sein Verderben. Das Vanderbilt-Syndikat besaß auch die Dampferlinie von New-Orleans nach Nicaragua. Nachdem die Ueberlandbahn nach Managua in ihrem Betrieb gestört, hatte die Linie keinen Daseinszweck mehr, die Auswanderung wandte sich der Konkurrenzlinie über Panama zu und Vanderbilt und seine Freunde erlitten schwere Verluste. Voll Ingrimms wandten sie sich daher gegen den Urheber ihrer Verluste, Walker, und denunzirten ihn in Washington. Zugleich waren Walker ob seines selbstherrlichen Verfahrens in unmittelbarer Nähe Feinde erwachsen. Guatemala und Salvador rückten gegen den Usurpator zu Felde und auch Großbritannien wurde aufmerksam. Nach langwierigen Kämpfen ward endlich Walker verjagt, aber von einem britischen Kriegsschiffe gegen seine Verfolger geschützt und dem nordamerikanischen Kommodore Paulding übergeben. Dieser ehrliche Seebär betrachtete Walker und seine Genossen als Piraten und Mörder und lieferte sie als Gefangene der Bundesregierung aus. Walker, der übrigens aus Massachusetts stammte, dem Sitz der Intelligenz („the hub") und aus guter Familie war, wurde indessen nicht einmal vor Gericht gestellt, sondern ward wie später Dr. Jameson als Held und Märtyrer gefeiert. Als eingefleischter Flibustier konnte er das einmal liebgewonnene Handwerk nicht lassen und wagte 1860 einen neuen Freibeuterzug. Diesmal nach Honduras. Allein das Ende kam schnell. Er ward besiegt, flüchtete auf ein britisches Schiff, ward von dessen Kapitän verrätherisch ausgeliefert und in Truxillo standesrechtlich erschossen.

Wir müssen nun unsere Blicke nach Ostasien wenden. Im Dienste der holländischen Kompagnie waren schon im achtzehnten Jahrhundert Yankee-Schiffe von Java nach Nagasaki gekommen. Amerikanische Walfischfänger hatten umsonst mit Jesso einen Verkehr anzubahnen gesucht und amerikanische Schiffbrüchige waren stets mit Härte vom Bakufu*) behandelt und eingekerkert worden. Auch der oben berührte Plan Kings, das Mikadoreich aufzuschließen, war völlig gescheitert. Nun war, wie mehrfach erläutert, das Selbstbewußtsein der Union seit der Mitte des Jahrhunderts

*) Schogunatsregierung.

Digitized by Google

gewaltig gestiegen. Die Yankees wünschten, im Innern befestigt, durch glückliche Kriege ihr Territorium ausdehnend, nach außen hin angesehen, ihre Kräfte einmal an einen größeren Wurf zu wagen; sie wünschten der ganzen Welt zu zeigen, was der junge Aar vermöchte. Da kam ihnen die japanische Frage sehr gelegen. Russen, Engländer, Franzosen hatten vergebens Anschläge ersonnen, um das Inselreich dem Weltverkehr und dem Welthandel zu eröffnen. Was den Europäern mißlungen, würden die Amerikaner vollbringen. Kommodore Perry ward demgemäß mit einer prächtigen Flotte ausgesandt, der mächtigsten, die je bis dahin in ostasiatischen Gewässern erschienen, mit dem Auftrag, freundschaftliche Beziehungen mit Japan anzubahnen. Perry kam um das Kap der guten Hoffnung zunächst nach Formosa und erhielt einen tiefen Eindruck von dessen strategischer und kommerzieller Wichtigkeit, kraft deren es für eine Kohlenstation, sowie für tropischen Plantagenbau und ausgebreiteten Handel nach den Philippinen, Siam, China und Japan vorzüglich geeignet sei; er empfahl, aus Formosa eine von Washington aus regierte Kolonie zu schaffen. Aehnliche Entwürfe hat Perry in Absicht der Liukiu- und der Bonin-Inseln gehegt. Die nebenbei aufkeimenden Kolonisationspläne wurden zwar nie verwirklicht, allein der Hauptzweck von Perrys Sendung ward erreicht und Japan 1854 zu einem Handelsvertrag veranlaßt, der nicht nur die Vereinigten Staaten durchaus befriedigte, sondern auch den europäischen Mächten in ihren Verhandlungen mit dem Bakufu den Weg ebnete. Dank dem energischen, ja rücksichtslosen Vorgehen des Kommodore, hat die Union in japanischen Verhältnissen oft die erste und stets eine hervorragende Stellung behauptet. Missionäre, Minen- und Eisenbahn-Ingenieure, Juristen, Lehrer, Aerzte und Kaufleute strömten aus den Vereinigten Staaten nach Japan, und mehr als einmal wurden in den wichtigsten Staatsangelegenheiten amerikanische Berather von den Ministern des Mikado zugezogen. Zugleich wuchs der amerikanische Einfluß in China und auf den Philippinen*). Der amerikanische Gesandte in Peking, Reed, trug dazu bei, den ersten Hafen Formosas, Taiwan, zu eröffnen; ein Yankee, Herr Martin, gründete die „Universität" in Peking; in den Seezolldienst wurden viele amerikanische Beamte aufgenommen, und Yankees waren es, darunter Ward der bedeutendste, die in den Reihen der Kaiserlichen und gegen die Taipings fochten. Es

*) Vgl. meine Geschichte Formosas 118.

Digitized by Google

wird sogar behauptet, daß diese Freischärler aus der neuen Welt kein geringeres Verdienst um die Erhaltung des Reiches der Mitte sich erworben hätten als General Gordon. Auf den Philippinen waren es vorläufig nur Handelsinteressen, die sich bemerkbar machten, doch so groß war Anfang der sechsziger Jahre dort der Zauber des amerikanischen Namens, daß der Deutsche Jagor schon damals mit Sicherheit die Amerikanisirung der Philippinen prophezeien zu können glaubte*). Für die Gesammtpolitik der Yankees in Ostasien galt übrigens von Anfang an der Grundsatz, der namentlich von den Bundesgesandten in Tokio, Townsend Harris und Bingham, ausdrücklich festgelegt wurde, daß es Aufgabe der Vereinigten Staaten sei, die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Reiche des fernen Ostens auf jede Weise zu fördern und zu behaupten. In dem Maße aber wie völkerrechtliche Prinzipien, die vorzugsweise durch die Union vertreten waren, in Ostasien allmählich sich durchrängen und zur Herrschaft gelangten, in demselben Maße würden, so war die Hoffnung, die hochzivilisirten ostasiatischen Staaten zu Amerika hinübergravitiren, in dem sie dankbar ihren besten Freund und Beschützer zu verehren hätten, und würden so ganz von selber zuletzt ein Uebergewicht in ostasiatischen Dingen den Amerikanern vindiziren. Eine derartige Politik brachte die Vereinigten Staaten in Gegensatz zu der Eroberungssucht der europäischen Mächte, von der die Ostasiaten jährlich so abschreckende Proben erhielten. Die Yankee-Gesandten verhehlten sich diesen Gegensatz nicht, weit entfernt! sie wünschten ihn vielmehr und versäumten nicht, von Zeit zu Zeit eigens darauf hinzuweisen, um die Humanität und Liberalität ihrer Regierung, die allen Nationen Leben und Freiheit gönne, in das beste Licht zu stellen.

Die Schwierigkeiten der inneren Lage der Union wuchsen indessen ins Gigantische. Seit dem Kansas-Ausgleich war der Bruch des Südens und des Nordens vollkommen. So ruhte für einige Zeit die äußere Politik, es sei denn, um auswärtige Hilfe für den Bürgerkrieg gegen einander anzurufen. Der Süden hielt es beispielsweise einen Augenblick lang für möglich, sich mit Rußland, Kuba oder Brasilien zu verbünden**). Eine recht artige Zusammenstellung! Von Kuba war es sonst stille geworden. Anhänger der Sklaverei hatten zwar 1858 dort einen Aufstand angestiftet, in Folge dessen die Insel in Belagerungszustand erklärt wurde, allein die Ver-

*) Jagor, Reisen auf den Philippinen 299.
**) Hopp, Bundesstaat und Bundeskrieg 636.

Digitized by Google

einigten Staaten bezeugten keine Lust mehr zur Einmischung. Der allmächtige Zucker fing bereits an, seinen Einfluß auf die Geschicke der Völker auszuüben. In Louisiana blühte die Zuckerindustrie auf, und man fürchtete, durch Einverleibung Kubas, die zollfreie Zuckereinführung nach sich zöge, diese Industrie zu vernichten*).

Der Bürgerkrieg brach vollends die Lust und Kraft der Vereinigten Staaten zu auswärtigen Abenteuern. Sobald aber der Krieg beendet war, wurde sofort der Expansionsgedanke wieder aufgenommen. Seward war Staatssekretär geworden und versuchte nunmehr, seine hochfliegenden Entwürfe in Wirklichkeit umzusetzen. Zunächst zwar kam ihm die fatale Erhebung der Fenier dazwischen. Die geheime irische Gesellschaft der Fenier, die sich von Finn (Fingal, dem Vater Ossians) oder Fennius, dem mythischen Gemahl der Scota und Vater Gaels, ableiteten, hatte ihren Hauptsitz in den Vereinigten Staaten, wo sie rasch eine ziemliche Verbreitung gewann. Als die Verschwörung weit genug gediehen, beschloß man, die verhaßten Engländer zunächst an ihrer Peripherie anzugreifen und sich Kanadas zu bemächtigen. Eine Reihe von Fenierzügen drang in Folge dessen 1866 gegen und über die kanadische Grenze vor, allein das Glück heftete sich nicht an die Fersen der Verschwörer. Sie wurden theils von den kanadischen Truppen, theils von der Bundesmiliz entwaffnet, wie denn überhaupt die Bundesregierung bei dem ganzen Vorfall sich durchaus korrekt und loyal benommen hat. Das Fenierthum war hiermit jedoch nicht ganz ausgestorben. Eine zweite Expedition gegen Kanada fand 1870 statt, und noch 1895 forderte der Ire Donovan in großer, öffentlicher Versammlung zu Chicago zum Kriege gegen England auf. Seward aber wandte sich verheißungsvolleren und mehr versprechenden Gegenden zu und setzte im Jahre 1867 den Ankauf Alaskas durch. Rußland erhielt 7,2 Millionen Dollars für 550 000 englische Geviertmeilen. Jetzt betragen die Einkünfte aus Alaska in einem einzigen Jahre mehr als 10 Millionen, damals aber wurde Seward von seinen eigenen Landsleuten heftig angegriffen und weidlich verspottet, weil er eine unbrauchbare Eis- und Steinwüste um solchen Preis erhandelt. Der Gesichtspunkt, von dem Seward ausging, war ein rein nationaler. Er wollte, wie oben ausgeführt, ein republikanisches Panamerika und begrüßte mit Freuden die Gelegenheit, die Zahl der fremden Kolonien

*) Zabel, Kuba 62.

Digitized by Google

in Amerika zu vermindern. Die ausdrückliche Voraussetzung bei dem Kaufabschluß war übrigens die, daß die Union freie Hand in ihrem Erdtheil haben solle, um Rußland freie Hand in Ostasien zu lassen, und war insofern eine Bestätigung und Bekräftigung der Lehre Monroes. Vermuthlich hoffte Seward auch auf besondere Handelsvortheile in Sibirien, das vor Kurzem durch den von Ignatieff zu Peking abgeschlossenen Vertrag (1860) um einen Theil der Mandschurei vergrößert worden war. In der That erwuchsen den amerikanischen Händlern aus den freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland nicht unbedeutende Vortheile. Die vom Frankfurter Sloß gegründete Alasca Commercial Company, die ihren Sitz in S. Francisco hat, dehnte ihre Faktoreien über die Kommandorski-Inseln bis nach Petropawlowsk in Kamtschatka aus und pachtete für Jahre verschiedene Handelsmonopole von der Regierung in Petersburg. Die Company ist auch jetzt noch die mächtigste Gesellschaft im nördlichsten Pazifik, aber die Faktoreien auf russischem Gebiet sind eingezogen und die Hoffnungen auf Sibirien sind keineswegs in Erfüllung gegangen.

Im Jahre 1867 versuchten die Yankees, auch Korea zu eröffnen. Die Brigantine „General Sherman" fuhr den Tatong in Nordkorea hinauf und ankerte vor Ping Yang, der durch die Oktoberschlacht von 1894 berühmten Stadt. Als die Mannschaft aber landete, ward sie mit Steinwürfen begrüßt und des Nachts ihr Fahrzeug in Brand gesetzt. Lange blieb der schnöde Ueberfall ungerächt. Im selben Jahre scheiterte der „Rover" an der Südspitze Formosas, von dessen wilden Bewohnern, den Botan, die Schiffbrüchigen niedergemacht wurden. Die amerikanische Regierung hätte hier so gut mit Waffengewalt einschreiten können, wie es später in ganz ähnlichem Falle die japanische gethan hat, zog es jedoch vor, friedlich mit den Botan zu verhandeln, was denn durch den Bundeskonsul in Amoy, General Legendre, in befriedigender Weise ausgeführt wurde. Wenige Jahre darauf reiften wiederum Pläne auf Borneo. Dann ward eine Erwerbung der Fidji-Inseln in Betracht gezogen. Einige kleine Inselchen unbedeutender Südseegruppen, wie Fanning Island, Craig Island, wurden von einzelnen Händlern in Besitz genommen. 1873 ward Pago Pago auf Samoa von der Regierung okkupirt. Dann ist die Frage von Hawaii, die durch die chinesische und japanische Einwanderung und das starke Aufblühen der Zuckerindustrie sich neuerdings verwickelte, in den Vordergrund gerückt. Gerade über den Verlauf der

Digitized by Google

hawaiischen Angelegenheit ist indessen in den letzten Jahren soviel geschrieben worden, auch in Deutschland, daß ich es mir wohl versagen darf, auf alle Einzelheiten derselben hier zurückzukommen. Ebenso wurde die kubanische Frage wieder aufgerührt. Ein großer Aufstand wüthete von 1868—1878. Freibeuterzüge und Waffensendungen gingen wie ehedem von den Vereinigten Staaten ab, ohne daß die Bundesregierung sich sonderlich bemüht hätte, sie zu verhindern. Die Yankees wurden jedoch nicht mehr ganz so gut von den Insurgenten aufgenommen wie früher; man war nachgerade auf den Gedanken verfallen, der Insel eine volle Unabhängigkeit zu erkämpfen, Unabhängigkeit von Spanien und von Amerika. Präsident Grant, der einer Vergrößerungspolitik eifrigst das Wort redete, hätte gern den Anfall Kubas gesehen. Da er diese Antilleninsel nicht haben konnte, warf er seine Augen auf eine andere, Hayti. Aus eigener Machtvollkommenheit, ohne ein einziges Mitglied seines Kabinets zu befragen, sandte er einen ihm ergebenen General nach Hayti, um die dortige Lage zu studiren und — es war im Voraus klar, in welchem Sinne — darüber zu berichten. Dem Kabinet legte er sodann den Bericht vor, mit der Bemerkung, daß, da einmal die Annexion Haytis bevorstehe, es gut sei, sich über die Verhältnisse der Insel etwas zu orientiren. Das war die erste Kundgebung des schweigsamen Präsidenten über seinen Plan. Die Minister fielen in eine tiefe und lange Meditation. Zuletzt sagte der Staatssekretär: Ja, ist es denn auch ganz sicher, daß wir überhaupt Hayti zu haben wünschen. Grant erwiderte kein Wort, sondern begnügte sich damit, heftig zu rauchen. Als das Stillschweigen wieder eine Weile gedauert, ging der Präsident ohne Weiteres zu einer anderen Angelegenheit über, und Haytis ward nie wieder gedacht. Auf seiner Reise um die Welt, 1879, hatte dann Grant von Neuem Gelegenheit, auf die auswärtige Politik der Vereinigten Staaten in seinem Sinne einzuwirken. Er ward in Tokio und Peking aufs Ehrenvollste empfangen und als Schiedsrichter und Gesetzgeber der Völker betrachtet. Seinem persönlichen Einflusse ist die Versöhnung Japans und Chinas in der Liukiu-Frage zu danken, die erst damals entgültig zu Gunsten des Mikadoreiches entschieden ward. Auch verfehlte Grant nicht, seine ostasiatischen Freunde auf die Gefahr hinzuweisen, die ihrer Selbständigkeit von Seiten Europas drohe. Der Gefahr entgegenzuwirken und Ostasien von Singapor bis nach Korea zu neutralisiren, das bezeichnete er des Oefteren als die nächste und wichtigste Aufgabe der Vereinigten Staaten.

Digitized by Google

Russell Young, der Grant auf seiner Weltreise begleitete, hat, als er später Gesandter in Peking wurde, diese Anschauungen in sein diplomatisches Amt übertragen, und die zahlreichen Anhänger Grants in den Vereinigten Staaten haben es stets lebhaft bedauert, daß ihm nicht durch eine dritte Präsidentschaft Gelegenheit gegeben wurde, seine Ideen praktisch durchzuführen und den überwältigenden Einfluß, den er auf die Seelen Itos und Li hung tschangs gewonnen, politisch zu verwerthen.

Unter dem Vorsitz Blaines, jenes schillernden, ehrsüchtigen Staatssekretärs mit der verhängnißvollen Redegewandtheit, fand 1880 der zweite panamerikanische Kongreß statt. Der ursprüngliche Gedanke war, einen Zollverein gegen Europa zu schaffen und womöglich auch politisch die beiden Amerikas enger zu einigen, allein, wie beim ersten Kongreß, so verlief auch jetzt fast Alles im Sande. Es wurden lediglich einige minder wichtige Handelsverträge abgeschlossen, die durchaus nicht hindern konnten, daß in Südamerika britischer und deutscher Handel beständig erstarkte, während die Yankees zurückwichen. Auch die Verdienste, welche die Washingtoner Regierung durch Aussenden wissenschaftlicher Expeditionen nach Brasilien und den Laplata-Ländern erworben hatte, wurden allmählich durch die Forschungen der Deutschen und Engländer überstrahlt.

Im Jahre 1882 ward Korea endlich dem Welthandel erschlossen. Die Vereinigten Staaten, die zu diesem Ergebniß viel beigetragen, erlangten sofort bedeutenden Einfluß auf die Geschicke der Halbinsel. Die Zahl der amerikanischen Missionäre überragte bald die der französischen und englischen zusammengenommen, die Aerzte und Aerztinnen der amerikanischen Mission gewannen Einlaß im Königspalast und die Publikationen, die der amerikanische Missionär Hulbert herausgiebt, die politische Zeitung „Independent“ und die gelehrte Monatsschrift „Korean Repositary“, sind bis jetzt die einzigen Organe westlicher Bildung im Lande des Morgenstrahles geblieben. Der König bediente sich ferner lange Jahre hindurch amerikanischer Hilfe beim Staatsrath und zum Kommando seiner Palastwache. Sein bester Berather war Clarence Greathouse, ein sehr gewandter, feiner Patentanwalt und Journalist aus Kentucky, auch zog der König öfters den phantastischen General Legendre bei. Der Yankee-Einfluß ist auch heute noch keineswegs erloschen, er hält dem russischen und dem japanischen durchaus die Waage.

Im Uebrigen waren die achtziger Jahre eine Zeit großer Ruhe für die auswärtige Politik der Vereinigten Staaten. Blos die seit 1885 akut gewordene Samoafrage drohte einmal (1889)

Digitized by Google

schier zu einem Kriege zwischen der Union und Deutschland zu führen. Um so lebhafter gestalteten sich die Dinge seit der Mitte der neunziger Jahre. In Shimonoseki waren beiden friedenschließenden Parteien amerikanische Berather beigeordnet, Foster den Chinesen, Denison den Japanern. Im Herbst 1895 entstanden Mißhelligkeiten mit Frankreich, das in Madagaskar den amerikanischen Konsul Waller ins Gefängniß geworfen und die amerikanischen Handelsinteressen — sie betrugen ein Fünftel des ganzen madagassischen Handels — zu wenig berücksichtigt hatte. Im Dezember schleuderte Cleveland seine Venezuela-Botschaft gegen England. Derselbe Cleveland weigerte sich aber, ein Protektorat über die Sandwich-Inseln zu begründen. Dagegen wurde die Unionskontrole des Nicaragua-Kanals eifrig erörtert. Kurz darnach beantragte ein großer Theil der Nation Intervention in Armenien. Dann brach ein vorübergehender Zwist mit Siam aus. Hierauf erklärte der Kongreß offiziell seine Sympathie den kämpfenden Hellenen. Zuletzt kam der Krieg mit Spanien. Man sieht, die Union hatte alle Hände voll mit internationalen Fragen und konnte sich jeden Tag eine herausgreifen, die ihr gerade am bequemsten und vortheilhaftesten däuchte. Sie hat sich die kubanische ausgewählt. Es war vielleicht die dornigste und unbequemste von allen. Allein dem Geschicke war nicht auszuweichen, das immer deutlicher, immer unaufhaltsamer zu einer weiteren Abrechnung zwischen dem germanischen Nordamerika und den Romanen des Südens hindrängte. Einer weiteren, nicht der letzten und nicht der größten! Ein viel heftigeres Wettringen wird einst anheben, wenn das mit italienischem und deutschem Blut befruchtete Südamerika mit dem Norden zusammenstößt. Einstweilen haben sich die Vereinigten Staaten der vorläufigen Abrechnung, der mit Spanisch-Westindien, mit großer Energie unterzogen. Mit welchem Geschicke und welchem Erfolge, darüber will ich nicht urtheilen. Auch nicht darüber, inwiefern das formelle Recht auf ihrer Seite war. Ich will blos anführen, was ein Yankee selbst äußerte, ein Mann von staatsmännischer Tiefe und unbeirrtem Wahrheitssinn: „Wir haben das Rechte gethan, wenn auch auf unrechtem Wege“ (We have done the right thing, though in a wrong way).

Digitized by Google

Ueber das griechische Mönchthum.

Von

Dr. Karl Holl.

Man kann nicht sagen, daß das griechische Mönchthum von den Kirchenhistorikern — um von den Profanhistorikern zu schweigen — sonderlich freundlich behandelt werde. Man pflegt, nachdem seine Geschichte bis auf Basileios (Bischof von Käsarea in Kappadokien, † 379) erzählt ist, nur noch anläßlich der theologischen Streitigkeiten seine Thätigkeit hervorzuheben und im Uebrigen die weltverlorenen Sonderlinge ihrer „Ruhe" zu überlassen. Roher Fanatismus oder thatenloses Träumen erscheinen als die charakteristischen Züge dieses Kreises. — Unwillkürlich mißt man dabei das griechische Mönchthum am abendländischen, an dessen großartigen Leistungen für Welt und Kirche. Wir brauchen ja nicht erst in die Vergangenheit zurück zu greifen und uns der Kulturarbeit der mittelalterlichen Orden zu erinnern, um zu sehen, welche Rolle das Mönchthum in der Welt spielen kann, wir haben heute noch in der katholischen Kirche ein Bild davon vor Augen. Wenn man erwägt, was das Mönchthum dort bedeutet, wie es den schroffen Gegensatz zwischen Priester und Laie mildert, selbständigem religiösen Streben eine Zuflucht gewährt, ohne daß es dem Ganzen gefährlich wird, wie es über die offiziellen Organe der Kirche eine stillschweigende Kontrole ausübt und die oberste Regierung in direkter Fühlung mit den großen Massen erhält, wenn man sieht, mit welchem Eifer es sich den großen Aufgaben der Kirche auf dem Gebiete der inneren und äußeren Mission widmet, wie es im Volke den Sinn für die allgemeinen Interessen und das stolze Bewußtsein, einem großen Ganzen anzugehören, zu wecken versteht, —

Digitized by Google

wenn man dies Alles sich vergegenwärtigt, so erscheint das Mönchthum als einer der wichtigsten Faktoren in jenem kunstvollen kirchenpolitischen System und ein großer Theil der Erfolge des Katholizismus ist sein Verdienst. Solche Großthaten auf dem Gebiet der Kultur und der Kirchenpolitik hat das griechische Mönchthum nicht aufzuweisen. Aber messen wir nicht mit falschem Maßstab, wenn wir dies vom Mönchthum fordern? Das Mönchthum ist von Haus aus eine rein religiöse Bewegung, darf man seine Bedeutung darnach schätzen, was es für weltliche Kultur und für das Kirchenregiment leistet? Sind nicht dadurch, daß das Mönchthum im Abendland diesen Zwecken dienstbar wurde, auch Kräfte gelähmt und edle Gedanken unterdrückt worden? Man erinnere sich doch, wie im Abendland jeder Orden nach einer kurzen Zeit jugendfrischer Begeisterung unaufhaltsam verweltlicht, wie unter diesem Eindruck in immer neuen Anläufen neue Gründungen unternommen werden, bei denen sich dasselbe Gesetz wiederholt; man denke an den heiligen Franziskus und an die Geschichte seines Ordens! Wenn man gerecht urtheilen und die Verdienste des Mönchthums da suchen will, wo sie in erster Linie liegen müssen, auf dem Gebiete des inneren geistigen Lebens, so wird man finden, daß auch die griechische Kirche Grund hat, auf ihr Mönchthum stolz zu sein, und nachdem die Vorwürfe, die man gegen die Orientalen erheben kann, zum Ueberdruß wiederholt worden sind, ist es wohl billig, auch einmal vorwiegend die guten Seiten hervorzuheben.

* * *

Was ist der Gedanke, den das Mönchthum ursprünglich verwirklichen wollte? — Die älteste Heiligenbiographie, die von Athanasios verfaßte vita Antonii, schildert uns in anschaulicher Weise das innere Werden dieses Urbildes aller griechischen Mönche. Sie erzählt uns, daß Antonios einmal auf dem Weg zur Kirche von dem Gedanken bewegt wird, wie die Apostel Alles hingegeben hätten und welche Verheißung dem wahren Jünger Christi im Himmel aufbewahrt sei. Es trifft sich, daß in der Kirche das Evangelium vom reichen Jüngling verlesen wird. Das schlägt bei ihm ein. Er faßt den Entschluß, das Seinige preiszugeben und nach dem Beispiel der ersten Jünger dem Herrn nachzufolgen. Sein Ziel sieht er darin, die innere Vollkommenheit zu erreichen, durch die man des Himmelreichs würdig wird. So fängt er, zunächst noch in der Nähe seines Heimathdorfes sich aufhaltend, an, sich

Digitized by Google

mit sich selbst zu beschäftigen, die Tugenden, die er bei Anderen sieht, sich anzueignen und in anhaltendem Gebet die Gemeinschaft mit Gott zu suchen. Versucherische Gedanken machen ihm dabei zu schaffen; er kämpft sie nieder, aber je weiter er innerlich fortschreitet, desto deutlicher wird ihm, daß das, was ihn versucht und seinen Frieden stört, nicht blos die Gedanken des eigenen Herzens sind: hinter diesen steht die Welt des Bösen, der Satan mit dem Heer seiner Dämonen, die das Gute nicht aufkommen lassen wollen. Mit diesen Mächten muß er fertig werden, wenn er definitiv die innere Ruhe gewinnen will, und dies kann er nur in völliger Einsamkeit. So wird er unter stets sich steigernden Kämpfen immer weiter in die Wüste hinausgetrieben; aber in diesen Kämpfen wachsen auch seine Kräfte. Je mehr der überirdische Gegner ihn unmittelbar angreift, desto mehr wird auch sein Blick geschärft für die Dinge der unsichtbaren Welt, desto mehr verspürt er auch in sich das Vermögen, Uebernatürliches zu vollbringen. Der Herr, für den er streitet, begnadigt ihn mit Offenbarungen und erfüllt ihn mit dem Geiste; er erhält Macht, Kranke zu heilen und Dämonen auszutreiben, und so von Gott unterstützt gelangt er an sein Ziel. Es kommt einmal ein Zeitpunkt, wo er innerlich fertig und sicher ist, wo er die Ruhe des Herzens gewonnen hat und die Schrecknisse der Dämonen keine Macht mehr über ihn haben. — Ein ganz der inneren Heiligung gewidmetes Leben, in dem durch Entsagung und Selbstzucht die Seele frei wird, so daß sie ständig das Angesicht Gottes zu schauen vermag, das ist das Ideal der vita Antonii.

Rein auf den persönlichen Drang des Antonios nach Frieden und Gottgemeinschaft führt die vita die Entstehung dieses Ideals zurück; Zug um Zug ergiebt sich in ihrer Schilderung mit innerer Nothwendigkeit aus dem ersten Entschluß des Antonios. Die geschichtliche Betrachtung kann Linien ziehen, die auf dieses Ideal hinführen. Sie kann in der Theologie, vor Allem bei Klemens von Alexandrien, in seiner Schilderung des vollkommenen Gnostikers, die ideelle Wurzel zeigen; sie kann darauf hinweisen, daß es von den ältesten Zeiten her in der christlichen Gemeinde einen besonderen hochangesehenen Stand der Asketen gab, daß überhaupt die Uebungen der Entsagung hochgeschätzt wurden und die Erwartung sich daran knüpfte, daß dem Asketen besondere geistige Gaben zu Theil würden, man kann endlich, um den Bruch des Antonios mit der Welt und mit der Gemeinde zu erklären, daran erinnern, welchen Anstoß die

Digitized by Google

Kompromisse, zu denen sich die Kirche entschließen mußte, strenger gerichteten Christen bereiteten. Dennoch wird die vita Antonii darin Recht haben, daß sie eine individuelle Erfahrung voranstellt und den Antonios schildert, als ob hier erst das Ideal erzeugt worden wäre. Das Ideal des Mönchthums ist nicht bloß eine Häufung wie von selbst sich vereinigender Motive, seine Stimmung ist nicht bloß der Reflex der Verhältnisse der damaligen Welt. Eine neu erwachende Empfindung, ein übermächtiges Gefühl für die Größe der religiösen Güter und Pflichten, eine vertiefte sittliche Erkenntniß, der alle asketische Leistung nur Mittel zur inneren Befreiung ist, ein neues Kraftgefühl, das sich in dem Wiederaufleben des Enthusiasmus kundgiebt, — das sind die festen Grundzüge, in denen sich der originale Charakter der Bewegung offenbart.

Das Ideal der vita Antonii ist als das Ideal des wahren Mönchs in der griechischen Kirche unverändert durch alle Jahrhunderte hindurch festgehalten worden. Es ist das Ideal des Einsiedlers, des Anachoreten. Zwar ist sehr bald, als das Mönchthum sich ausbreitete, der Trieb und das Bedürfniß nach Vereinigung der Gleichgesinnten entstanden und Basileios hat den Versuch gemacht, die Anschauung zur Herrschaft zu bringen, daß die in Klöstern zusammenlebenden Mönche ein höheres Ideal verwirklichten als die Anachoreten; er machte namentlich geltend, daß sie auch das Gebot der Nächstenliebe erfüllten. Aber wenn schon naturgemäß das in Könobien vereinigte Mönchthum der Zahl nach überwog, die Tendenz des Basileios hat doch nicht durchdringen können. Die Könobiten selbst fügten sich darein, anzuerkennen, daß der Anachoret erst der vollkommene Mönch sei: nur er brach ja ganz mit der Welt, nur er stand völlig auf sich selbst. Was wollte es dagegen heißen, wenn der Könobit sich rühmte, daß er auch die Nächstenliebe nicht versäume? War es doch Nächstenliebe nur in beschränktem Umfang, — denn der Nächste ist in erster Linie der Klostergenosse — und gar zu handgreiflich war es, daß das Gemeinschaftsleben eine Erleichterung bedeutete und zerstreuend wirkte, während das Ziel Sammlung der Gedanken und einziges Genüge an Gott war.

Seitab von Welt und Kirche führt der Weg, den das griechische Mönchthum geht. Auch in sich selbst hat es kein Bedürfniß nach festerem Zusammenschluß gehabt. Etwas einem Orden Vergleichbares giebt es im Orient nicht. Das einzelne Kloster bildet eine Welt für sich. Höchstens, daß in Gegenden, in denen das Mönch-

Digitized by Google

thum dominirte, ein loser Verband hergestellt wurde. So vorübergehend in Palästina im fünften und sechsten Jahrhundert und dauernd auf dem Athos, dem heiligen Berg*). Auch hier nicht so, daß die Selbständigkeit der einzelnen Könobien aufgehoben worden wäre. — Wenn man sich diesen Charakter des griechischen Mönchthums vergegenwärtigt, so erscheint es als eine paradoxe Thatsache, daß diese Richtung überhaupt Bedeutung, ja sogar die höchste Bedeutung für die Kirche erlangen konnte. Wirklich hat auch nicht etwa das Mönchthum die Kirche, sondern die Kirche hat das Mönchthum gesucht. Ja gerade von der Seite her, wo man zunächst Widerstand oder Eifersucht erwarten sollte, von Seiten der offiziellen Kirche, wird das Mönchthum von Anfang an begünstigt und mit Ehren bedacht. Schon in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts sehen wir, daß man Mönchen mit Vorliebe kirchliche Würden, namentlich die Bischofswürde verlieh. Das Mönchthum verhielt sich lange spröde: von dem Einsiedler Ammonios wird uns erzählt, daß er sich das Ohr abschnitt, um nicht Bischof werden zu müssen, Athanasios schreibt einen langen Brief an Drakontios, um ihn davon zu überzeugen, daß er nichts verliere, wenn er Bischof werde, und noch Johannes Xiphilinos, der 1064 vom Mönch zum Patriarchen von Konstantinopel erhoben wurde, giebt seinem Freund Psellos auf dessen Glückwunsch zur Antwort: nicht ein Hinaufsteigen, sondern ein Herabsteigen sei es, wozu er sich jetzt entschließe. Wie begehrt Mönche für kirchliche Stellungen waren und wie wenig die genuinen Vertreter des Standes auf diese Würden Werth legten, erkennt man am besten daraus, daß in den Mönchsregeln seit Basileios vor ehrgeizigem Trachten nach kirchlichen Würden gewarnt wird.

Um dieses Werben der Kirche zu verstehen, muß man sich vor Allem daran erinnern, daß es auf dem Konzil von Nikäa abgelehnt worden war, den Cölibat dem Klerus aufzuerlegen. Die griechische Kirche hat sich auch später nicht dazu entschließen können, so weit zu gehen, wie die abendländische. Seit Justinian, dessen Gesetz mit einer nicht unwesentlichen Milderung durch das Trullanum (692) bestätigt wurde, ist vom Bischof, aber auch nur von ihm gefordert, daß er ehelos sein müsse. Vom kirchenpolitischen Standpunkt aus betrachtet war das ein schwerer Fehler. Bei der allgemeinen Hochschätzung der Virginität, in einer Zeit, in der so viele ihrem

*) Näheres darüber bei Ph. Meyer, die Haupturkunden zur Geschichte der Athosklöster. Leipzig 1894.

Digitized by Google

Glauben dieses Opfer brachten, war die Möglichkeit, moralische Auktorität zu entfalten, durch den Besitz dieses Vorzugs wesentlich mitbedingt. Wenn er seine Gewänder abgelegt hatte, schien der Priester um nichts höher zu stehen als die Laien, ja hinter vielen stand er zurück. Dieser Mangel war ein Hauptgrund, warum in der griechischen Kirche das persönliche Ansehen des Mönchs das des Priesters so weit überflügelte. Selbst dem Bischof, der früher verheirathet gewesen war, haftet im Vergleich mit dem Mönchsbischof noch ein gewisser Makel an.

Es ist daher begreiflich, daß die Kirche nach Kräften darnach trachtete, es in der Praxis wenigstens zu erreichen, daß möglichst viele ihrer Organe dem jungfräulichen Stande angehörten. Gerade die höheren Würden sind womöglich Mönchen übertragen worden. Man darf es dem Mönchthum nachrühmen, daß es sich des Respekts, den ihm die Kirche erwies, würdig gezeigt hat. Nicht bloß, daß eine Reihe der selbstlosesten und hingebendsten Bischöfe aus diesem Stand hervorgegangen sind, es fällt, wenn man das Abendland vergleicht, den ganzen Stand betreffend auf, wie einfach hier der hohe Klerus lebt. Und in einer Beziehung namentlich war dieses Element der griechischen Kirche zum Segen. Die griechische Kirche war ständig davon bedroht, bloßes Werkzeug der Kaiserlichen Politik zu werden. Gewöhnliche Patriarchen und Bischöfe zu gewinnen, war nicht allzu schwer; im Nothfall war die σύνοδος ἐνδημοῦσα zu Allem zu haben. Die Mönche hatten den Muth, zu widerstehen und, wenn es sein mußte, auch das Leben dran zu geben. Mag das Fanatismus sein, mochte es theilweise auf Beschränktheit zurückgehen, jedenfalls traten sie ein für eine Ueberzeugung und sie sind darin achtenswerth; achtenswerther mindestens als die, die sich feige oder aus eigennützigen Gründen beugten.

Aber weit mehr als auf diesen amtlichen Stellungen beruht der Einfluß des Mönchthums auf Beziehungen, die es sich in völlig freier Weise erwarb. Die geistlichen Gaben, die man dem Mönch zuschrieb, das Vertrauen, das man in seine Fürbitte setzte, bilden das Motiv für ein enges Verhältniß, das zwischen dem Mönchthum und dem gewöhnlichen Volk entstand. Schon die vita Antonii erzählt uns von ganzen Schaaren, die zu Antonios pilgern, um sich sein Gebet und seinen geistlichen Rath zu erbitten. Als der in geistlichen Kämpfen Geübte gilt er für befähigt, die Geister zu scheiden, in die Tiefen des Herzens zu blicken und den inneren Zustand richtig zu beurtheilen; von ihm, als Einem, der mit Gott

Digitized by Google

vertraut ist, erwartet man, daß er auch für Andere wirksam einzutreten vermöge. Die Schilderung, die in der vita Antonii entworfen wird, ist keineswegs legendarisch; sie ist durch die zuverlässigsten historischen Berichte aus allen Zeiten bestätigt. Nachdem einmal der Glaube an die besonderen Gaben und Kräfte des Mönchs, an seine bevorrechtete Stellung bei Gott, sich festgesetzt hatte, da wendet sich das Volk an ihn als an seinen besten Berather und Mittler: bei großen und kleinen Unglücksfällen, bei Regenmangel und Heuschreckenplagen, in geistlichen und leiblichen Nöthen nimmt man zum Mönch seine Zuflucht. Weit mehr als bei uns die Bettelmönche sind auf griechischem Boden die Mönche die Vertrauensmänner des Volks gewesen. Wie groß ihr Einfluß war, läßt sich am besten daran ermessen, daß die Kaiserliche Politik diesen Faktor ernstlich in Rechnung nehmen mußte. Als Kaiser Anastasios 512 das Chalcedonense beseitigen wollte, hielt er es doch für gut, dem heiligen Sabas vorher bei Gelegenheit 2000 Goldgulden anzubieten; der gute Sabas hat in seiner Einfalt nicht gemerkt, was der Kaiser bezweckte, er hat es trotzdem riskirt, den Hyparchen, der in Jerusalem den Willen des Kaisers zu verkündigen unternahm, mit Schimpf und Schande aus der Stadt zu jagen. Dem palästinensischen Mönchthum zu lieb hat Justinian den Origenes verdammt; er wußte, daß die Ruhe in Palästina davon abhing, und welche Mühe hat sich im Bilderstreit Konstantinos Kopronymos (741—775) gegeben, um Stephanos den Jüngeren von dem abgelegenen Olympos für seine Wünsche zu gewinnen.

Aus dem Verhältniß, in das das Mönchthum zu der Bevölkerung der Umgegend trat, hat sich überall auch eine Mission entwickelt. Das Christenthum hat im Orient wie im Abendland zunächst vornehmlich in den Städten Fuß gefaßt und die offizielle griechische Kirche bewies nach dem Sieg des Christenthums keinen großen Eifer, es weiter auszubreiten; die Landbischöfe, deren Sitze Ausgangspunkte für eine vollkommenere Christianisirung des platten Landes hätten werden können, sind frühzeitig degradirt worden: der erste Schritt hierzu ist schon 314 auf der Synode von Ankyra gemacht worden. Aber die mönchischen Niederlassungen in den Einöden, die Klosterkirchen, bildeten Sammelpunkte für die rings zerstreuten Christen und daran schloß sich auch eine gewisse Mission unter den heidnischen Stämmen. Mönche waren es, die das Christenthum bis tief nach Asien hineintrugen. Und das Mönch-

Digitized by Google

thum hat den Besitz, so viel es vermochte, auch behauptet. Als der Sturm der arabischen Invasion über die griechische Kirche hereinbrauste, da sind die Bischöfe bald dem Unheil gewichen. Schon das Trullanische Konzil trifft Bestimmungen, in denen der Keim des Episkopats in partibus infidelium liegt. Aber das Mönchthum hat auf seinem Posten ausgeharrt und seine Klöster sind die festen Burgen des Christenthums in den vom Islam überflutheten Gegenden bis zum heutigen Tag geblieben.

So ist das Mönchthum fast ohne sein Zuthun thatsächlich an die erste Stelle in der griechischen Kirche gerückt: es ist die höchste moralische Auktorität; die wichtigsten Funktionen der Kirche, die der Seelsorge namentlich, sind ihm zugefallen und sein Einfluß ist um so größer, weil er nicht auf Machtmitteln, sondern auf persönlichen Eigenschaften beruht.

Man müßte sich wundern, wenn das geistige Leben der Kirche nicht Spuren dieses Einflusses trüge, wenn es dem Mönchthum nicht gelungen wäre, auch dem Christenthum der „Weltleute" seinen Stempel aufzudrücken.

Schon durch sein Dasein bewirkte es das Mönchthum, daß die Aufmerksamkeit der morgenländischen Kirche energisch auf die praktische Seite des Christenthums gelenkt wurde. Die Kirche hatte diesen Hinweis nöthig. Der Eifer, mit dem sie sich der Lösung der dogmatischen Probleme widmete, mußte bei ihren Gliedern den Eindruck erwecken, als ob korrekter Glaube die Hauptsache im Christenthum sei. Man sagt nun zwar dem griechischen Mönchthum selbst nach, daß es an den dogmatischen Streitigkeiten besonderen Gefallen gefunden hätte. Aber das ist Legende. Vielmehr ist für das Mönchthum die Haltung, die Basileios einnahm, maßgebend geworden. Basileios hat immer wieder dazu ermahnt, „über die Trinität keine unnützen Fragen aufzuwerfen und dem, der etwa interpelliren wolle, einfach zu sagen: wir glauben das, worauf wir getauft sind". Die Stimmung des Mönchthums war immer die, daß die Geheimnisse des Glaubens so unergründlich seien, daß nur der Fürwitz sich getrauen könne, in sie einzudringen. Man kann sie höchstens ahnen, schauen, aber nicht im strengen Sinn in Begriffe fassen und demonstriren. Nur ungern hat sich das Mönchthum auf die Fragen eingelassen, die Leute, denen konsequentes Denken Bedürfniß war, der Kirche immer von Neuem stellten. Der Fanatismus, den es dann entfaltete, entstammt zum guten Theil dem Aerger darüber, daß durch unnöthige theoretische

Digitized by Google

Beunruhigung der Eifer in praktischer Frömmigkeit gelähmt werde. Mit tieferem sachlichen Interesse hat es sich nur da betheiligt, wo eine Kontroverse das religiöse Leben direkt berührte: der Haß gegen Origenes entzündete sich an seiner Leugnung der Ewigkeit der Höllenstrafen; damit schien der Nerv des sittlichen Strebens durchschnitten. Was einmal erreicht und im Dogma festgeschlagen war, hielt auch das Mönchthum für eine Errungenschaft, aber einen Trieb, den Glauben begrifflich weiterzubilden, hatte es nicht. Ihm lag die Uebung der Frömmigkeit am Herzen. So gewiß das Mönchthum orthodox sein wollte, — Orthodoxie allein genügt nicht, das Halten der Gebote Gottes ist erst das Entscheidende, hat es unaufhörlich gepredigt. Symeon der neue Theologe schleudert den Patriarchen den Vorwurf ins Gesicht, daß sie die Kirche ruinirten, weil sie sich begnügten, von den Bischöfen ein orthodoxes Glaubensbekenntniß zu fordern; orthodox im wahren Sinn sei erst der, der ein mit dem rechten Glauben übereinstimmendes Leben führe.

Aber das Mönchthum hat nicht bloß die praktische Aufgabe überhaupt der Kirche energisch zum Bewußtsein gebracht; es hat auch die sittliche Anschauung geläutert und vertieft. Die abendländische Kirche war damals schon lange auf bedenklichem Wege. Hauptsächlich die Einführung der Begriffe meritum und satisfactio ist dort vom schlimmsten Einfluß auf die Entwickelung der sittlichen Vorstellungen gewesen. Denn damit ist sanktionirt, daß es Handlungen giebt, die ipso facto sittlichen Werth haben, ihr Werth kann ausgedrückt, kann als Aequivalent verwendet, kann als Billigkeitsanspruch vor Gott geltend gemacht werden. Der Ablaß ist nur die konsequente Ausbildung dieser Idee. Der griechischen Kirche ist diese ganze niedrig rechnerische Art der sittlichen Anschauung fremd geblieben. Es giebt dort keinen Ausdruck für Verdienst und Genugthuung. Als Gabriel Philadelphus († 1616 in Venedig) das abendländisch-scholastische Lehrstück von den sieben Sakramenten ins Griechische übertrug, da übersetzt er satisfactio mit ἱκανοποίησις und erklärt, ἱκανοποίησις sei die Erfüllung des κανών d. h. der vom Priester auferlegten Bußübung. Daß man bei satisfactio auch an Genugthuung vor Gott denken könne, kam ihm nicht in den Sinn, obwohl er Jahre lang in Venedig gelebt hatte und mit der abendländischen Scholastik wohl vertraut war. Wohl kennt und schätzt auch die griechische Kirche gewisse hervorragende sittliche Leistungen — Eheloſigkeit, Fasten, Almosengeben —, sie übertrifft

Digitized by Google

sogar in dem Maß der Askese, das sie von ihren Gläubigen fordert, die abendländische Kirche weit, aber sie hat nie vergessen, daß Askese Uebung, Uebung im sittlichen Handeln sein soll, daß eine Entsagung nur dann Sinn und Werth hat, wenn eine schlimme Neigung dadurch unterdrückt oder, wie sie sich ausdrückt, wenn ein πάθος dadurch geheilt wird. Wohl erwartet auch die griechische Kirche, daß eine außergewöhnliche sittliche Leistung bei Gott ihren besonderen Lohn findet, aber sie denkt nicht an einen Anspruch oder an äußerlich abzumessende Vergeltung; sie hofft, daß der, der sich hervorthut, dadurch zum Freund Gottes wird, der in seiner Nähe stehen darf und dessen Bitten Gott gern Gehör schenkt. Die Kirche bemühte sich aber auch zu verhindern, daß über asketischen Leistungen das Schwerere am Gesetz: Versöhnlichkeit, Barmherzigkeit, Nächstenliebe vernachlässigt werde. Es ist ein schöner Zug an der russischen Kirche, wie stark dort die Verpflichtung, den Bedürftigen zu unterstützen, von den Gläubigen empfunden wird. Wenn aber die sittliche Anschauung in der griechischen Kirche so reiner und kindlicher blieb, als in der abendländischen, so hat sie dies vor allem ihrem Mönchthum zu danken. Eben weil der Mönch nicht mehr sein wollte, als wahrer Jünger Christi, weil die höchste asketische Leistung, die Weihe des ganzen Lebens, vom Mönchthum selbst nur als ein Mittel zur Erreichung der inneren Vollkommenheit betrachtet wurde, deswegen blieb das Bewußtsein lebendig, daß das sittliche Ziel die Vollendung der Persönlichkeit ist und daß diese Aufgabe einfache Pflicht ist.

Von der Erkenntniß aus, daß die sittliche Aufgabe in der Vollendung der eigenen Persönlichkeit besteht, ist das Mönchthum zu einer intensiven Selbstbeobachtung geführt worden. Die Mönche wissen es, daß die Sünde aus den argen Gedanken des Herzens entspringt, und überall erscheint daher die Beschäftigung mit den λογισμοί, deren es Herr zu werden gilt, als dasjenige, womit die Selbstzucht beginnt. Das positive Ziel des Mönchs ist, alle seine Gedanken in Gott zu sammeln, sich selbst dahin zu schulen, daß der Gedanke an Gott ihn überall begleitet und selbst bei der kleinsten Verrichtung ihm gegenwärtig ist. Man ist erstaunt, was für moderne Dinge man unter den Kunstgriffen, die sie hierbei anwendeten, findet: schon Athanasios läßt den Antonios seinen Mönchen den Rath ertheilen, die Gedanken, die sie des Tages über bewegt hätten, sich aufzuschreiben, als ob sie sie einem Anderen bekennen wollten, und manche Hilfsmittel zur Schulung der

Digitized by Google

Phantasie erinnern etwas an die jesuitischen Exerzitien. Aber nicht in diesen kleinen Zügen liegt das Interessante dieser Selbstdisziplinirung — ein geistiger Fortschritt von allgemeiner Bedeutung ist im Zusammenhang damit gemacht worden. Denn mit der Aufgabe der Heiligung des eigenen Herzens ist dem Mönchthum der Blick für eine ganze Welt, für die Welt des inneren Lebens, aufgegangen und so phantastisch das Bild ausstaffirt ist, das sie von dieser Welt gewinnen, man darf sich dadurch nicht beirren lassen, anzuerkennen, daß hier eine höhere Stufe des ganzen geistigen Lebens erreicht ist. Erfahrungen, wie sie in Röm. 7 geschildert sind, sind hier zum ersten Mal wieder in originaler Weise gemacht worden. Nun erschien auch wichtig, was der Einzelne, wenigstens das hervorragende Individuum, erlebte und welche Lehren es aus seinen Erlebnissen zog. Eine ganze Literatur befaßt sich damit, in Erzählungen und in Merksprüchen die Erfahrungen und die Erkenntnisse großer Asketen zum Gemeingut zu machen. Was das griechische Mönchthum hier erfaßt hat, läßt sich vergleichen mit der Leistung, die Augustin im Abendlande vollbracht hat. Auf beiden Seiten ist die Erkenntniß erreicht, daß das Ich der Mittelpunkt einer eigenen Welt ist und daß in dieser Welt die höchsten Probleme, die es für den Menschen giebt, liegen. Ein literarisches Produkt vom Schlag der Konfessionen hat ja die griechische Kirche nicht aufzuweisen; im Vergleich mit Augustin erscheint Alles, was die Griechen haben, dürftig und abstrakt. Aber das liegt doch nicht bloß daran, daß hier der Genius fehlte, der es verstand, in dem Ich den Menschen zu zeigen. Das Interesse ist ein anderes. Nicht umsonst hat das griechische Mönchthum das Paulinische Wort immer wiederholt: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich nach dem, was vorne ist. Der Grieche geht darauf aus, aus dem Erlebniß die Regel, die sich für künftig ergiebt, herauszuschälen; die Sentenz ist ihm das Werthvollste; Augustins Kunst besteht darin, das konkrete Erlebniß selbst in farbiger Anschaulichkeit festzuhalten. — Auch ohne daß man Augustin für das verantwortlich macht, was seine Nachahmer erst entwickelt haben, jenes Kokettiren mit dem eigenen Ich, kann man nicht leugnen, daß die griechische Art die gesundere ist. Diesem richtigen Instinkt verdankt das griechische Mönchthum das, was wir an seinen edelsten Vertretern bewundern, die Geschlossenheit und die unerschütterliche Ruhe des Charakters, die stetige Freudigkeit der Stimmung. Wer würde es diesen Männern ansehen, daß sie die

Digitized by Google

einfache Sicherheit ihres Urtheils und ihrer Halt
Kampf mit sich selbst errungen haben, wer würde
so viel Selbstreflexion dahinter liegt, die doch so l
entnervt und die Reinheit des Strebens trübt?

Was das Mönchthum entdeckt und geübt hat,
Kirche von Bedeutung geworden. Man spürt die
in der Predigt. Nicht daß der Grundcharakter
Predigt, die dithyrambische Schilderung sich geände
von dieser Zeit an vermögen es doch manche Pre
und Chrysostomos in erster Linie, tiefer zu dri
Menschen persönlich zu fassen. So viel in den griech
und gerade das Kunstvollste ist für uns nicht meh
schmeckt zu stark nach antiker Rhetorik; — was
ergreift, die Stellen, an denen es den Predigern g
gemein Menschliche zu berühren, das sind zugleich ge
an denen sie unter den Impulsen des Mönchthums

Selbst in dem harten Boden der byzantini
regt sich ein neuer Keim, der vom Mönchthum
ist. Wenn man das dogmatische Hauptwerk des
Damaskus mit ähnlichen früheren Werken, etwa
katechetischen Rede des Gregor von Nyssa vergleicht
der Unterschied auf, wie umfangreich die Anthrop
wie eingehend jetzt psychologische Fragen erörtert wer
behandelt nicht bloß wie die Alten Sünde und
sondern er redet auch von Lust- und Unlustgefü
von Zorn, vom Einbildungsvermögen, von der
von Denkvermögen und Gedächtniß, von Begehren
Gewiß sind seine Aufstellungen keineswegs origi
Philosophen haben die Begriffe und die präzisen
liefert. Aber woher kommt es, daß die Kirchenväte
halten, diese Fragen in der Dogmatik zu behand
keine andere Antwort darauf, als die, daß das
die Bedeutung der psychologischen Probleme hin
Damit ringt sich, wenn auch in bescheidenster Form
wieder durch, den die älteren Systeme hatten verk
Das Christenthum, sofern es Weltanschauung ist,
alte Metaphysik mit der Erkenntniß, daß der Mens
neben andern entia, daß sein Ich ein Wesen eigen
Werths als die übrige Welt ist. Die Ersten, di
thum wissenschaftlich darstellten, haben diese Erkennt

Digitized by Google

Sie glaubten das Christenthum vertheidigen und seine Wahrheit sicher stellen zu können, wenn sie seine Gedanken anknüpften an philosophische Prinzipien: sie nahmen den Grundriß der alten Philosophie auf und so erschien in ihren Systemen der Mensch nur als Theil des Universums, die Erlösung nur als spezielle Seite der Kosmologie resp. der Weltentwickelung. Zur kraftvollen Geltendmachung der wiedergewonnenen Erkenntniß kam es auf griechischem Boden nicht. Aber der Gedanke ist doch lebendig geblieben. Die Mystik, die im Orient erwuchs und die sich neben der abendländischen nicht zu verstecken braucht, hat ihn gepflegt. Der größte der griechischen Mystiker, Symeon, der neue Theologe († ca. 1041), hat ein System entworfen, dessen streng festgehaltene Richtpunkte Gott und die Seele sind. Was nicht in diesen Rahmen hereinpaßt, was nicht erfahrbar ist und nicht mit dem unmittelbaren religiösen Leben in Beziehung steht, ist hier stillschweigend bei Seite geschoben. Als Kritik am Dogma war das nicht gemeint, wenn es auch Selbsttäuschung war, daß das Dogma daneben völlig unangetastet bestehen bleibe. Die Last der Vergangenheit drückte zu schwer und die Erinnerung an die heißen Mühen, die es gekostet hatte, das Dogma zu formuliren, war zu mächtig, als daß ein Grieche des Mittelalters auch nur von ferne hätte daran denken können, ein Steinchen bewußt zu verrücken. Aber wenn auch auf dem Gebiet der sogenannten objektiven Dogmen von einem gewissen Zeitpunkt an jede Weiterbildung aufhörte, die Thatsachen des innern Lebens boten noch Stoff für die Spekulation und an diesem Punkt hat die Produktion nie ganz aufgehört.

Um zu ermessen, was das für die Kirche bedeutet hat, muß man sich vergegenwärtigen, in welcher Stimmung der Grieche des Mittelalters dem Dogma gegenübersteht. So stolz man auf das Erbe der Väter ist, mit so großem Respekt man an dieser Leistung hinaufsieht, es wird doch Niemand seines Glaubens recht froh. Denn man weiß, welche Abgründe neben dem schmalen Weg der Orthodoxie links und rechts gähnen, und so oft ein dogmatisches Problem auftaucht, macht man die Erfahrung, daß sich Für und Wider mit gleich guten Gründen vertheidigen läßt.*) Das Mönchthum hat der Kirche den Dienst geleistet, daß es ein Gebiet erschloß, auf dem das Denken sich frei bewegen konnte.

*) Ich denke dabei vor Allem an die Kontroversen unter Alexios Komnenos und Manuel Komnenos.

Digitized by Google

Es wäre mit dem Bisherigen noch nicht entschie
das praktische sittliche Leben des Volkes selbst etwas vom
Geist, vom mönchischen Ernst der Selbstzucht eingeb
Aber gerade dafür haben wir ein sicheres Zeugniß i
breitung eines darauf berechneten, spezifisch mönchische
des Instituts der Beichte. Sofern man unter Beichte
mäßiges und regelmäßiges Bekenntniß der Gedanken
versteht, läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit sagen, da
von Käsarea der Schöpfer des Instituts ist. Die Ano
sprach seinem Ideal des Gemeinschaftslebens in den
seiner Ueberzeugung, daß der Einzelne nur als Glied ein
Ganzen die Vollkommenheit zu erreichen vermöge, und
dabei war, die geistlichen Kräfte der Gesammtheit für
lichen Nöthe des Einzelnen nutzbar zu machen. Dest
er vor, daß jedes Glied der Mönchsgemeinde seine Herz
und seine Verfehlungen je nachdem im weiteren oder
Kreise bekennen solle, damit das Gute erkannt und b
Schlimme sofort unterdrückt werde. Er dachte nicht d
Jemand eine Tortur aufzuerlegen; er sah nur auf
Förderung, die hieraus erwachsen konnte, und er setzt
brüderliche Gesinnung bei allen Betheiligten voraus.
Kirche hat ihre Zucht auf die Ahndung der Todsünden
lich Häresie, Todtschlag, Unzucht) beschränkt, sie ließ ihr
in Unsicherheit darüber, wie für die Sünden, die noch
sünden waren, Vergebung zu erlangen sei, resp. sie er
das große Fasten vor Ostern genüge, die Sünden des
Jahres wegzuwischen. Wenn aus ihrer Mitte herau
ertheilt wurde, auch leichtere Sünden dem Priester z
so stand der Befolgung dieser Mahnung nicht nur en
vereinzelt sich ein prinzipielles Bedenken gegen ein Be
Menschen, wo es nicht unbedingt nothwendig ist, regte.
ist feinfühlig genug, um das Gefährliche eines Beke
empfinden; er weiß, daß das Schamgefühl dadurch e
und auch sonst ist man in der griechischen Kirche desse
daß eine Sünde durch das Aussprechen erst recht befe
kann. Aber mehr noch stand etwas Anderes dem im
die ihrer Sünde wegen bekümmerten Gläubigen sich g
Priester gewendet hätten. Der Erste, der zum Bek
leichterer Sünden ermahnte, Origenes, hat auch di
hinzugefügt, sich nicht jedem Beliebigen anzuvertrau

Digitized by Google

erfahrener Arzt kann den Schaden heilen; man prüfe wohl, wer des Vertrauens würdig sei! Diese Warnung hat sich der griechischen Kirche tief eingeprägt und als unter dem Einfluß des Beispiels, das die Mönche gaben, auch in der Kirche die Gewohnheit einer Beichte aufkam, da wandte man sich mehr und mehr nicht an die Priester, sondern an die, die thatsächlich das Vertrauen besaßen, d. h. an die Mönche. Von der Zeit des Bilderstreits bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts hat das Mönchthum hier ausschließlich Buße und Beichte verwaltet. Erst am Ende dieses Zeitraums gelingt es der Kirche, die Sache an sich zu reißen und nicht ohne daß sie der festgewurzelten Auktorität der Mönche Konzessionen machen mußte. Jahrhunderte hindurch galt noch der Mönchspriester als der allein zum Beichtvater Befähigte, und das besondere Zutrauen zum Mönch hat sich heute noch in Rußland, wie auf griechischem Boden erhalten. So wie die Beichte in der griechischen Kirche die längste Zeit hindurch bestand, hat sie gewiß Segen gestiftet. Sie hat vor Allem heilsam dem Wahn entgegengearbeitet, den die kirchliche Bußdisziplin erzeugen mußte, als ob nur die sogenannten Todsünden ernst zu nehmende Sünden seien, und sie hat dahin gewirkt, den Sinn für Sammlung, für Einkehr bei sich selbst, auch bei gewöhnlichen Christen zu wecken. - Soweit überhaupt das Christenthum in der griechischen Kirche Herzenssache ist, trägt das sittliche Handeln den Charakter der μετάνοια, d. h. sein Motiv ist das des Mönchthums. Aber das Mönchthum hat auch dafür gesorgt, daß das Wort den rechten Sinn behielt, den des ernsthaften Willens der Sinnesänderung.

Indessen höher als sein Verdienst um die Weckung sittlichen Ernstes ist anzuschlagen, was das Mönchthum für die Erhaltung und Belebung des Gottesgefühls in der griechischen Kirche gethan hat. Es ist für jede Kirche Lebensfrage, ob das Bewußtsein, daß sie mit Gott in lebendiger Beziehung stehe, in ihr wach bleibt oder nicht. Wer von außen an die griechische Kirche herantritt, bekommt leicht den Eindruck, daß sie in Formen erstarrt sei. Im Mittelpunkt des religiösen Lebens steht ein Kultus mit reicher, schwer verständlicher Symbolik, auch das Bekenntniß hat seine wesentliche Bedeutung als Stück des Kultus, als feierliche Aussprache unerforschlicher Geheimnisse, eine übermäßige Zahl von Festen füllt das Kirchenjahr, so daß kaum mehr ein Unterschied zwischen heiliger und festloser Zeit zu bestehen scheint, und auf die sinnlichste Empfindung, auf das Auge, ist es berechnet, wenn die heiligen Bilder als unver-

Digitized by Google

äußerlicher Bestandtheil des Kultus gelten. [Wo so vi
gehäuft ist, ist da nicht darauf zu schließen, daß d
für den Sinn der Formen entschwunden ist? Wo
mit dem Schimmer des Göttlichen umkleidet ist, wei
daß Gott Geist ist? — Wenn man unter diesem Eind
griechischen Schriftsteller liest, so ist man überrascht,
so gar kein Bewußtsein davon hat, daß sie der Erst
falle: vielmehr geht durch die ganze Kirche bis z
merkwürdiges Selbstgefühl, man rühmt sich, daß a
immer noch in der Kirche vorhanden ist. Ist das
Selbstbewußtsein, das bei innerem Stillstand eintri
die griechische Kirche davon freisprechen. Denn mind
Stelle spürte sie, daß unmittelbares religiöses Leb
ihr sich erzeugte. Sie sah in den Mönchen immer
Geistes und in allen Jahrhunderten wissen die Z
von Männern zu erzählen, die die Prophetengab
kräfte besaßen. Mit Stolz nannte die Kirche, wenn
aufzählte, nach den Aposteln und Märtyrern die
Asketen und sie erblickte in den Zeichen, die diese
unmittelbare Zeugniß, daß Gottes Geist in ihr g
Uns muthet das kindlich an, aber man sieht die W
kindlichen Glaubens, wenn man in der griechisch
wunderbare Stärke des Gottvertrauens und eine g
hafte Geduld findet.

In dem Anspruch des Mönchthums, den Ge
steckt ein gegenüber dem Bestehenden revolutionäres
weise hat auch das griechische Mönchthum, mit häretis
sich verschmelzend, die Formen der Kirche gesprengt
orthodoxe Mönchthum hat mit der Kühnheit seiner
Ansprüche manchmal Anstoß erregt. Im sogenann
streit (1341—1351) ist die Kirche vor die prinzipiel
worden, ob sie diesen Enthusiasmus dulden wolle
handelte sich um den Anspruch vornehmlich der Ath
sie in den Augenblicken der Ekstase das Licht, d.
Herrlichkeit schauten. Die Kirche hat sich für die
sie wollte auf den Enthusiasmus nicht verzichte
gewissen Instinkt hat sie sich damit ein Element ber
zum Gegengewicht bedurfte. Andererseits hat aber au
Mönchthum es vortrefflich verstanden, sich den kir
anzuschmiegen und sie mit seinen Ideen zu beleben

Digitized by Google

beim heutigen Stand der Forschung nicht sagen, wie weit das Mönchthum diese Formen selbst produzirt, wie weit es sie nur fortgebildet und mit seinem Geist erfüllt hat, aber so viel ist sicher, daß der Grundgedanke aller dieser Formen dem mönchischen Ideal entspricht und daß das Mönchthum vor Allem es ist, das den Sinn dieses Formen aufrecht erhält. Wenn der Gottesdienst das erhabene Geheimniß, wie Gott unter den Menschen erschienen ist, dem Auge vorführen soll*), wenn streng darauf gehalten wird, daß nur, wer würdig ist, diese Geheimnisse schauen darf, so sind die Motive die nämlichen wie die, auf denen das mönchische Ideal ruht. Die einfachen Gedanken, daß es die höchste Seligkeit für den Menschen ist, das Göttliche zu schauen, und daß nur der der Schauung theilhaftig werden kann, der vom Schmutz der Sünde, von der Unruhe der Leidenschaften frei ist, sind hier wie dort wirksam. Was der Mönch in den gehobensten Augenblicken erlebt, den Anblick des Göttlichen, das erlebt er nur in anderer Form und erlebt auch der gewöhnliche Christ im regelmäßigen Gottesdienst und wie der Mönch durch strenge Askese sich auf die Offenbarung bereitet, so stellt die Kirche den großen Festen die vier Fastenzeiten voran, in denen der Gläubige von der Sünde, die ihm anklebt und ihn träge macht, frei werden soll. Damit gewinnt der Gottesdienst, der zunächst außer aller Beziehung zum Alltagsleben zu stehen scheint, doch einen Zusammenhang mit dem wirklichen Leben. Unser höchstes Ideal ist, daß das ganze Leben ein Gottesdienst sein soll, hier kann man wenigstens sagen, daß das ganze Leben als Bereitung zum Gottesdienste gefaßt wird. Von da aus versteht man die gehobene Stimmung, die die Feste in der griechischen Kirche hervorrufen. Wenn die vorangehende Zeit der Askese es kräftig eingeprägt hat, daß man sich dem Heiligen nicht anders als würdig naht, so wirkt der Kontrast um so mächtiger, daß die erhabene Majestät in so sinnenfälliger Form, in so unmittelbarer Nähe sich zu schauen giebt.

Man ist nicht geneigt, der großen Masse der Gläubigen solche Empfindungen zuzutrauen. Man hält vielfach für das einzig Lebendige in der griechischen Kirche den bunten Aberglauben, der mit und ohne Sanktion durch die Kirche im gewöhnlichen Leben sich breit macht. Unzweifelhaft leidet sie darunter, daß eine Reihe barbarischer Völkerschaften in sie eingeströmt ist, die sie nicht im

*) Ich möchte damit nicht die Ansicht vertreten haben, daß die griechische Liturgie eine dramatische Darstellung der Menschwerdung sei.

Digitized by Google

Stande war, kulturell zu heben, und deren Aberglauben sich mit den superstitiösen Meinungen, die in ihr selbst herrschten, nur zu leicht verband. Aber der Schluß wäre dennoch falsch, daß auf diesem Boden feinere Gefühle überhaupt nicht gedeihen könnten und die ganze Religiosität ein unheimliches Gepräge tragen müßte. Es ist daran zu erinnern, daß bei den alten Christen der Dämonenglaube keineswegs die Kraft der Frömmigkeit gebrochen, ja eher ein gewisses Hochgefühl erzeugt hat: denn man wußte, daß der Satan unter die Füße getreten ist. Aehnlich hat auch hier das Mönchthum, das in vielfacher Hinsicht den Aberglauben befördert hat, ihm doch seine schlimmste Wirkung benommen. Antonios hat die Parole ausgegeben, daß man die Dämonen nicht zu fürchten brauche, weil der Christ die Macht habe, sie jeder Zeit zu besiegen, und daß heute noch, trotz all des Wusts von Aberglauben, eine einheitliche, zuversichtliche Stimmung der Frömmigkeit in der griechischen Kirche möglich ist, dafür verweise ich nur auf den überwältigenden Eindruck, den das einfache, seines Weges so sichere Christenthum des gewöhnlichen Volkes auf Tolstoi gemacht hat.

Eine merkwürdige Mischung kindlicher Einfalt und heiligen Ernstes ist die Signatur des griechischen Christenthums in seinen liebenswürdigsten Vertretern, ein naiver Sinn und eine abgeschlossene Stimmung, die uns immer zugleich an die Jugendzeit des Christenthums und an das Sterbegefühl der alten Völker erinnern. Wer mag in die Zukunft sehen, ob die griechische Kirche eine höhere Stufe erreichen kann? Vom Mönchthum jedenfalls, wie Manche glauben, darf man eine Reformation nicht erwarten. Es ist mit dem Wesen der gegenwärtigen Kirche verwachsen und hat in ihr seinen Beruf erfüllt. Man darf sagen, es hat ihn erfüllt: es hat die heiligsten Güter in ihr gepflegt und ihm verdankt die griechische Kirche, was heute noch an Leben in ihr ist.

Digitized by Google

Das Hannoversche Zeitungswesen vor dem Jahre 1848.

Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Presse.

Von

Dr. Otto Kuntzemüller.

Eine Geschichte des deutschen Zeitungswesens ist noch nicht geschrieben worden, es liegen dazu vielmehr nur einzelne mehr oder weniger brauchbare Beiträge vor. Was das Hannoversche Zeitungswesen anlangt, so fehlt es dafür an jeder Vorarbeit.

Um die Zeitungsverhältnisse Hannovers vor dem Jahre 1848 zu schildern, sagt Oppermann in seiner Schrift „Zur Geschichte des Königreichs Hannover von 1832 bis 1860“: „Eigentlich gab es eine Hannoversche Presse nicht“. Das ist richtig, wenn man dabei lediglich an die politische Tagespresse denkt, die nicht bloß über die politischen Vorgänge berichtet, sondern dazu von einem gewissen Parteistandpunkte aus auch Stellung nimmt und darauf einzuwirken sucht. Erweitert man den Begriff „Presse“ aber so, daß er alle in periodischer Aufeinanderfolge erscheinenden mehr oder weniger politischen Blätter umfaßt, dann hat es eine solche Presse in einzelnen Theilen des Landes Hannover schon früh gegeben.

Die Anfänge des deutschen Zeitungswesens will man in den kaufmännischen Berichten erblicken, die sich die großen deutschen Handelshäuser, z. B. die Fugger in Augsburg, senden ließen und die schon gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts fast täglich unter dem Titel „Ordinari-Zeitungen“ veröffentlicht wurden. Allein diese kaufmännischen Berichte können, weil sie nicht durchaus in deutscher Sprache erschienen und auch nur für ein ganz bestimmtes

Digitized by Google

Publikum berechnet waren, nicht für Zeitungen in unserem Sinne gelten.

Zutreffender dürfte daher der Hinweis sein, den wir in einer 1695 von Stieler veröffentlichten Schrift „Zeitungs-Lust und Nutz" finden. Hier heißt es: „Vor allem andern aber kommet der Zeitungen Ursprung aus den Posthäusern her, und eben darum sind auch zugleich die Kaiserlichen Postmeister mit so viel stattlichen Freiheiten und Gerechtigkeiten begabet, daß von ihnen der Lauf der Welt entlehnet und gleich als aus einem Zeughause durchgehender Erfahrung genommen werden kann, was hier und da ergehet".

Jedenfalls hängt die Entstehung und Verbreitung der Zeitungen in Deutschland sehr innig mit dem Postwesen zusammen, und die schon im siebzehnten Jahrhundert aufgestellte Behauptung, daß „die Zeitungen jeder Zeit bei den Posten gewesen und von diesen ausgeschrieben worden", dürfte den thatsächlichen Verhältnissen im Allgemeinen wohl entsprechen, wenn sie auch nicht in allen Fällen durchaus begründet ist. Die erste gedruckte Zeitung, die wir in Deutschland nachweisen können, war nämlich ein Buchhändlerunternehmen. Aber die regelmäßige Verbreitung der geschriebenen Zeitungen, die den gedruckten nicht nur vorausgehen, sondern sie auch noch lange Zeit begleiten, kann man sich nicht gut ohne einen regelmäßigen Postverkehr denken.

Die älteste bekannte deutsche Zeitung ist ein handschriftliches Nürnberger Wochenblatt, von dem sich Exemplare aus den Jahren 1587 bis 1591 in der Leipziger Universitätsbibliothek finden. Die älteste gedruckte deutsche Zeitung erschien, soviel bis jetzt bekannt ist, im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts in Straßburg i/E. Die Heidelberger Universitätsbibliothek bewahrt davon den fast vollständig erhalteneu Jahrgang von 1609, aus dessen Vorworte wir aber erfahren, daß die Zeitung schon „etlich Jahr" herausgegeben worden ist.

Der Herausgeber Johann Carolus erklärt nämlich darin, daß er „in Ausfertigung der ordinarii avisa, wie nun etlich Jahr beschehen, zu kontinuiren vermittelst göttlicher Gnaden bedacht" ist. Der Titel dieser bis jetzt bekannten ältesten gedruckten deutschen Zeitung lautet: „Relation: Aller Fürnemen und gedenckwürdigen Historien, so sich hin vnd wieder in Hoch- vnd Nieder-Teutschland, auch in Frankreich, Italien, Schott- vnd Engelland, Hisspanien, Hungern, Polen, Siebenbürgen, Wallachey, Moldau, Türkey ꝛc.

Digitized by Google

Inn diesem 1609. Jahr verlauffen vnd zutragen möchte. Alles auff das trewlichst wie ich solche bekommen vnd zu wegen bringen mag, in Truck verfertigen will".

Zu den älteren deutschen Zeitungen gehört nun neben den in Straßburg, Frankfurt a. M., Berlin, Magdeburg, Nürnberg und Augsburg gedruckten auch eine Hildesheimische Zeitung, die bereits im Jahre 1619 erschienen sein soll. Im Hildesheimer Stadtarchive ist davon der Jahrgang 1620 erhalten, der folgenden Haupttitel führt: „Relation oder | kurtzer Bericht, was sich im gantzen | Römischen Reich, vnd in vmbliegenden Län- | dern begeben vnd zugetragen hat. | Welche von Nürnberg den 30 Decembris 1619 angelangt, | vnd sonst wöchentlich anhero avisirt wird. | Gedruckt zu Hildestheimb, | Im Jahr 1620. | 4."

In diesem Hildesheimer Blatte haben wir die älteste bekannte Hannoversche Zeitung vor uns.

Das Blatt scheint eine ihm von Nürnberg zugesandte gedruckte oder geschriebene Zeitung ganz oder theilweise nachgedruckt zu haben. Es erschien durchschnittlich wöchentlich einmal, ist aber auf außerordentlich schlechtem Papier gedruckt und trägt auch sonst Spuren einer raschen, flüchtigen und unkritischen Zusammenstellung an sich. Besonders in den Namen erscheint viel Mißverstandenes und Verderbtes. Ferner ist die Zusammenstellung der einzelnen Nachrichten ziemlich elementar, indem die Berichte noch nicht stetig der Zeit nach geordnet sind. Der erhaltene Jahrgang 1620 ist aber durch die darin gebotenen zahlreichen Berichte aus Böhmen geschichtlich sehr interessant. Diese Berichte sind von Anhängern der pfälzischen Partei ausgegangen und kommen zum Theil von gut unterrichteten Personen. Neben den Berichten aus Böhmen erscheinen auch zahlreiche Mittheilungen aus Wien, Schlesien, Polen und Frankfurt a. M. Die Berichte aus Köln, Rom und Venedig stellen sich als regelmäßige Wochenberichte dar.

Wie lange das Hildesheimer Blatt bestanden hat, ist nicht bekannt.

Von neuen hannoverschen Zeitungen hören wir erst mehr als ein Jahrhundert später wieder. Sie gehören zu den sogenannten „Moralischen Wochenschriften", die im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts als Organe der damals auftretenden Bestrebungen nach sittlichen und gesellschaftlichen Reformen zahlreich erschienen. Eine solche moralische Wochenschrift erschien nachweislich im Hannoverschen zuerst 1736 in Göttingen unter dem Titel

Digitized by Google

Publikum berechnet waren, nicht für Zeitungen in ..
gelten.

Zutreffender dürfte daher der Hinweis sein,
1695 von Stieler veröffentlichten Schrift „Zeit
finden. Hier heißt es: „Vor allem andern a
tungen Ursprung aus den Posthäusern her,
auch zugleich die Kaiserlichen Postmeister
Freiheiten und Gerechtigkeiten begabet, da
der Welt entlehnet und gleich als aus
gehender Erfahrung genommen werden
ergehet".

Jedenfalls hängt die Entstehung
tungen in Deutschland sehr innig mi
und die schon im siebzehnten Jahrhund
„die Zeitungen jeder Zeit bei den
ausgeschrieben worden", dürfte d
Allgemeinen wohl entsprechen, n
durchaus begründet ist. Die e
in Deutschland nachweisen kö
unternehmen. Aber die regel
Zeitungen, die den gedr
auch noch lange Zeit beg
regelmäßigen Postverkehr

Die älteste beka
schriftliches Nürnb
aus den Jahren 1
bibliothek finden.
erschien, soviel bis
hunderts in Str
bibliothek bewahr
1609, aus d
von „etlich Ja

Der Hera

führte, in der Folge aber
1756 bis 1758 war sie
1759 bis 1762 „Hanno-
Vergügen", von 1763
", worin kleine Abhand-
bien, Vorschläge und Erfah-
hrungsstandes, die Land- und
nufakturen und Künste, die
ehme Wissenschaften betreffen,
1791 bis 5. Januar 1813
gin". Während der französischen
die „Gemeinnützigen Blätter"
August 1813 als Beilage zum
dann bis zum 2. November 1813
Anzeigen, endlich 1814 bis 1850
gazin".

Unternehmen schließlich jährlich 1000
am 29. Januar 1789 erfolgtem Tode
immerwährenden Dauer des Intelligenz-
er mit selbigen verbundenen Ausgabe
höchsten Orts am gemäßesten erachtet,
herrliche Administration zu nehmen." So
kurfürstliche Intelligenzcomtoir"
nunmehr die „Hannoverschen An-
Publikationsorgan „Unter Sr. Königl.
mien und unter unsers allergnädigsten
höchster Genehmigung" heraus und forderte
chung von „Familienanzeigen" auf. Als
gen" wurde vom 1. Januar 1791 an das
e Magazin" gegeben, von dem in der
urde: „Kleine Abhandlungen, einzelne Ge-
d Nachrichten von Erfahrungen, welche die
ährungsstandes, die Staats-, Stadt- und
Naturlehre und Naturgeschichte, nebst den
mathematischen Wissenschaften, Manufakturen
Geschichte, die populäre Philosophie und die
iten betreffen, haben bisher den Inhalt dieser
dabei soll es bleiben."
oversche Magazin" ging mit Ende des Jahres
Hannoverschen Anzeigen" wurden 1857 mit der

Digitized by Google

„Hannoverschen Zeitung" vereinigt, die dabei den Titel „Neue hannoversche Zeitung" erhielt.

Abgesehen von den beiden „Moralischen Wissenschaften" sind die „Hannoverschen Anzeigen" mit ihrer Beilage die erste und älteste Zeitung der Stadt Hannover gewesen. Sie waren keine politische Zeitung im Sinne unserer Tage, aber das „Hannoversche Magazin" brachte doch auch politische Nachrichten, und in seinen übrigen Mittheilungen bildet es noch heute eine reiche Fundgrube für manches Wissenswerthe und Interessante; es war auch in den Bürgerkreisen weit verbreitet. Der Begründer des ganzen Unternehmens, der Hofgerichtsassessor und Landsyndikus Albert Christoph von Wüllen war ein sehr thätiger, gewandter und vielseitig gebildeter Mann, der sich eines großen Ansehens und Einflusses erfreute. Er machte, um dies nebenbei zu erwähnen, 1752 den ersten Versuch, die verschiedenen Stände aus den oberen Schichten der Bevölkerung Hannovers gesellig zu vereinigen, indem er den ersten Klub auf der „Neuen Schenke" nach englischem Muster gründete.

Den gleichen Zweck wie die Beilage zu den „Hannoverschen Anzeigen" verfolgten die unter Leitung von Justus Möser in den Jahren 1766 bis 1782 herausgegebenen „Monatlichen Osnabrückischen Intelligenzblätter." Möser legte darin zuerst jene an kernhaftar Gediegenheit des Inhalts sowie an edler Volksthümlichkeit der Form nach unübbertroffenen Aufsätze über Gegenstände des bürgerlichen, wirthschaftlichen und sozialen Lebens nieder, die er später in seinen „Patriotischen Phantasien" 1774—1780 gesammelt herausgab und in denen er aufs wärmste für Gemeindefreiheit und Selbstverwaltung, Schwurgerichte und Milizheer eintrat.

Im Hannoverschen sind dann auch im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts die ersten deutschen politischen Zeitschriften herausgegeben worden. Es waren dies die von dem Universitätsprofessor Ludwig Schlözer in Göttingen herausgegebenen Monatsschriften, der „Briefwechsel" und die „Staatsanzeigen". Der „Briefwechsel" erschien in den Jahren 1778 bis 1782 und umfaßt zehn Theile; die neun Bände „Staatsanzeigen" erschienen von 1783 bis 1792.

Diese Monatsschriften machten sich die Förderung der „Publizität", die Beleuchtung, Erörterung und Beurtheilung der öffentlichen Zustände Deutschlands zur ausschließlichen Aufgabe. Mit derber Kampfesfreude und kraftvollem Geschick stritt darin Ludwig Schlözer,

Digitized by Google

der rühmlichst bekannte Geschichtslehrer an der Göttinger Universität, für politische Aufklärung und eine freimüthige Presse nach Art der des mit Hannover dynastisch verbundenen Englands. Er gab damit den ersten Anstoß zum eigentlichen Aufschwunge der politischen Presse Deutschlands am Ende des vorigen Jahrhunderts, und wird deshalb mit Recht der Vater der deutschen Publizistik genannt.

Hannover galt damals für das Dorado der politischen Presse in Deutschland. „Dort hatten," wie Schlözer in seinen „Staatsanzeigen" 1783 rühmt, „die Georgs und ihre gleich unsterblichen Staatsbeamten der noch hier und da im Gedränge befindlichen Freiheit und Gleichheit einen Altar errichtet." Die Göttinger Universitätsprofessoren waren nämlich von jeder Zensur befreit. Man setzte dabei jedoch voraus, daß sie sowohl gegen die eigene Regierung und die vaterländischen Einrichtungen gewisse Rücksichten beobachten, als auch Alles vermeiden würden, was unangenehme Beschwerden von befreundeten oder mächtigen auswärtigen Regierungen herbeiführen könnte, und, wenn sie es an diesen Rücksichten fehlen ließen, so blieben die ernstesten Zurechtweisungen nicht aus. Schlözer selbst war, wie sein Biograph ganz unumwunden erzählt, so vorsichtig, die Höfe von Wien, Berlin, Braunschweig zu schonen, auch bedenkliche Aufsätze der Behörde vorher zu zeigen. Nur ein Mal griff er eine hannoversche Posteinrichtung an, erhielt aber dafür einen Verweis mit der Warnung, sich dergleichen Anmaßung nicht wieder zu Schulden kommen zu lassen. Und der sonst so streng auf das Recht der freien Kritik haltende Publizist gab in diesem Falle sehr klein bei und verstand sich zu folgender Rechtfertigung: „Der lächerlichen Idee, als wäre mein Journal dazu berufen, Landeskollegien in ihrer Verwaltung zu beurtheilen oder aufzuklären, dieser Einbildung war ich, Gottlob! nie fähig." Dafür durfte Schlözer ungescheut gegen Papst und Jesuiten, bayerische Justizmorde und hessischen Menschenhandel zu Felde ziehen, sogar kleine fürstliche Tyrannen in eigner Person schonungslos angreifen, wie er es z. B. mit dem Bischof von Speyer that. Vergebens führte dieser beim Könige Georg III. Beschwerde. Der König fand die Sache „zu einer Ahndung nicht qualifizirt". Später scheint es aber doch in Folge der Vorstellungen und Beschwerden mehrerer Reichsstände dahin gekommen zu sein, daß Schlözer jedes Heft seiner „Staatsanzeigen" vor der Herausgabe seiner Regierung vorlegen mußte.

Die Schlözerschen „Staatsanzeigen" haben wohl dem Land-

Digitized by Google

syndikus Jacobi in Celle und dem Protosyndikus Lüneburg die Anregung zur Herausgabe einer politi jahrsschrift gegeben. Diese Schrift erschien in Ha dem Titel „Annalen der Braunschweig-Lün Churlande" und sollte, wie es in der Ankün 6. April 1786 hieß, „die Zeitgenossen mit allen einhei würdigen Vorgängen bekannt machen, Landeskunde ver klärung, Industrie und Landeskultur befördern, Va erwecken und stärken und dem künftigen Geschichts arbeiten". Diese Vierteljahsschrift erschien in neun von 1787 bis 1795.

Seit dem Ausbruche der französischen Revolutio 1789 wandte sich, wie es in einem zeitgenössischen B die allgemeine Aufmerksamkeit wie anderwärts so auch den politischen Vorgängen mehr als bisher zu. M nach Mittheilungen über die Ereignisse in Frankreich u dieses Verlangen durch den „Hamburgischen unp Korrespondenten", der damals in Hannover „die in mehreren hundert Exemplaren gehaltene Zeitung" n große Rolle" spielte. „Außer dieser Zeitung", heißt zeitgenössischen Berichte weiter, „wurden politische wahre und falsche, durch einen kleinen, sehr beweglı und Lotteriekollekteur, namens Jäger, verbreitet, d hohe und einflußreiche Angestellte bediente und, was erlauscht hatte, seinen übrigen Kunden zutrug".

Vielleicht ist es dieser Friseur Jäger gewesen, du zur Herausgabe einer wirklichen politischen Hannover angeregt wurde. Eine solche erschien 1. Januar 1793 an viermal wöchentlich unter dem Ti verſche politische Nachrichten". Sie hat offen bindung mit dem Königlichen Intelligenzcomtoir gest am Schlusse des zweiten Jahrganges 1794 findet sich di „diese politischen Nachrichten werden im künftigen nächstkünftigen Sonnabend, als den 3. Januar, Montag Donnerstags und Sonnabends ausgefertigt, und denen in hiesiger Stadt im Intelligenz-Comtoir ausgegebe wärtigen aber von hiesigem jedes Mal an demselbe am folgenden unfehlbar abgesandt werden." Das Berichte über politische Vorgänge aus allen Ländern auch Mittheilungen über den Hamburger und Bre

Digitized by Google

und Geld-Kurs. Auf der Königlichen Bibliothek in Hannover befinden sich die Jahrgänge 1793 bis 1801. Mit dem Jahrgange 1801 scheint das Blatt eingegangen zu sein.

Vermuthlich bezieht sich auf dieses Blatt die Bemerkung, die von Spilcker in seiner 1919 erschienenen Schrift „historisch-topographisch-statistische Beschreibung der Königlichen Residenzstadt Hannover" S. 352 macht, daß „ein früher — nämlich vor der Wiederherstellung Hannovers in den Befreiungskriegen — gemachter Versuch, ein politisches Zeitblatt in Hannover erscheinen zu lassen", aufgegeben werden mußte. Spilcker knüpft diese Bemerkung an die Mittheilung, daß seit der Wiederherstellung von Hannover dort wöchentlich zweimal ein Zeitblatt erscheint unter dem Titel „Hannöverische Nachrichten von den neuesten vaterländischen und sonstigen politischen Ereignissen."

Dieses Blatt erschien zuerst im Jahre 1815 unter dem Titel „Hannöversche Nachrichten von den neuesten Kriegsbegebenheiten in Brabant und Frankreich", der im November 1815 in „Hannöversche Nachrichten von den neuesten politischen Ereignissen" umgewandelt und erst später in die von Spilcker angegebene Form „Hannoversche Nachrichten von den neuesten vaterländischen und sonstigen Ereignissen" gebracht wurde. Das Blatt erschien wöchentlich zweimal, am Mittwoch und Sonnabend und brachte neben kurzen Mittheilungen aus Hannover, die meist Personalien betrafen oder Regierungskundgebungen enthielten, Nachrichten über politische Vorgänge in England und den andern europäischen Ländern, ähnlich wie die 1801 eingegangenen „Hannoverschen politischen Nachrichten". Am 10. Dezember 1831 verkündete es an seiner Spitze: „die Hannoverschen Nachrichten werden mit Ende dieses Monats aufhören zu erscheinen." An ihre Stelle trat nämlich mit dem 2. Januar 1832 die von der Regierung begründete „Hannoversche Zeitung", die erste politische Tageszeitung Hannovers.

Im Anfange des Jahres 1831 waren in Hannover jene Bewegungen ausgebrochen, die sich gegen den damaligen Machthaber, den Grafen Münster, richteten und auf Verfassungsänderungen abzielten. Da galt es denn, die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Zu diesem Zwecke wurde die „Hannoversche Zeitung" von der Regierung gegründet und deren Herausgabe und Leitung dem Archivrath und Oberbibliothekar Dr. Georg Heinrich Pertz, dem

Digitized by Google

bekannten Herausgeber der Monumenta Germani
übertragen. Die Ankündigung über das Erscheinen
erließ Dr. Pertz selbst unterm 6. Dezember 1831. D
„Die Theilnahme an den Angelegenheiten des Land
seit mehreren Jahren so sehr gestiegen, und in eine
wo die Rechte Aller durch eine Verfassungsurkunde
werden sollen, so allgemein und so wohl begründet,
worin jene Theilnahme befriedigt und namentlich
ständischen Verhandlungen von Tage zu Tage darg
soll, ein wahres Bedürfniß geworden ist." Wenn
weiter erklärte: „dieses Blatt tritt also insofern ganz
es nur von der politischen Ueberzeugung des Hera
hängt", so trifft dies zu für die Zeit, wo er selbst
und die Zensur des Blattes in der Hand hatte, abe
nachdem er davon zurückgetreten und ein eigener Z
Blatt eingesetzt worden war; denn von da an wurd
reines Regierungsorgan.

Ueber diese Verhältnisse giebt am besten Auskun
des hannoverschen Ministeriums an den König Ernst
30. September 1837. Darin heißt es: „Die „Hannover
ist zwar kein offizielles Blatt, dennoch aber tritt be
sondere Verhältniß ein, daß sie nicht, wie solches and
und Zeitschriften gewöhnlich sind, ein Privatunterneh
um einem allgemein empfundenen Bedürfniß abzuhel
Regierung selbst gegründet ist und daß daher auch di
von der Regierung ernannt sind. Im Gefolge di
widerruflichen, Ernennung stehen die Redaktoren der
einem größeren Abhängigkeitsverhältniß zur Regier
Redaktoren anderer Zeitungen und Zeitschriften, und
diesem Grunde geglaubt, denselben und insonderheit
redakteur Archivrath Dr. Pertz zugleich die Zensur
dürfen, als der Letztere nur unter der Bedingung,
Zensur ebenfalls anvertraut werde, die Hauptredaktion
wollte."

So lange die „Hannoversche Zeitung", die
Sonntag erschien, keiner anderen Zensur als der
unterworfen war, konnte sie, ehe der sehr selbstherrsch
Ernst August die Regierung übernahm, sich über äußer
Verhältnisse mit ziemlicher Freiheit auslassen und, wie
amtlichen Berichte an den König heißt, „ohne Besorg

Digitized by Google

Regierung Anstoß zu erregen, ihre Ansichten über fast alle Gegenstände der Tagespolitik aussprechen." „Sie brauchte dabei auch nicht", wie der Bericht weiter sagt, „zu befürchten, daß die in ihr vorgetragenen Ansichten als die der Regierung betrachtet würden." Daneben sicherte ihr die schnelle und vollständige Lieferung der für Hannover bis zum Regiernngsantritt des Königs Ernst August noch besonders interessanten Nachrichten aus England, die Mittheilung der ständischen Verhandlungen und die Unterhaltung zahlreicher und zuverlässiger Berichterstatter in vielen großen Städten einen ansehnlichen Absatz.

Thatsächlich hat denn auch die „Hannoversche Zeitung", solange sie von Pertz selbständig geleitet wurde, in dem Rufe, eine der gediegensten deutschen Zeitungen zu sein, nicht mit Unrecht gestanden.

Das änderte sich jedoch mit einem Schlage, als im Oktober 1837 auf Befehl des Königs Ernst August ein besonderer Zensor für die Zeitung eingesetzt und dieser Zensor wie die Zeitung selbst dem Königlichen Kabinet unmittelbar unterstellt wurden. Pertz trat unter diesen Umständen von der Leitung der Zeitung zurück, und das Publikum sah in dem Blatte fortan nur das, was es in der That geworden war und blieb, „das Organ des Königlichen Kabinets, ein gewissermaßen halboffizielles Blatt, eine Art Staatszeitung". Sehr zutreffend schildert diesen Wandel, der sich mit dem am 5. Juli 1837 erfolgten Regierungsantritt des Königs Ernst August und der Berufung des Geheimen Rathes v. Scheele zum Staats- und Kabinetsminister vollzog, Oppermann in seiner Schrift „Zur Geschichte des Königreichs Hannover von 1832 bis 1860", indem er schreibt: „Die Hannoversche Zeitung, damals die hannoversche Presse vorstellend, stand unter der Oberleitung des Biographen Steins, des Oberbibliothekars Pertz, eines geborenen Hannoveraners, dem die Regierung soviel Vertrauen schenkte, daß sie ihn von der Zensur dispensirte. Unterredakteur war Dr. Lex, ein ängstlicher, fleißiger Mann von vielem Wissen, der in Göttingen eine verunglückte Professorenkarriere gemacht hatte; ein Postrath Friesland half. Bis 1837 hatte die Zeitung eine deutsche Färbung und eine gewisse Selbständigkeit bewahrt; im Auslande hatte sie manche gute Korrespondenten und Mitarbeiter. Pertz selbst, der Freund Dahlmanns, der das Staatsgrundgesetz mit hatte schaffen helfen, war innerlich gegen dessen Vernichtung. Seit dem Eintritte des Kabinetsministers v. Schele waren ihm aber die Hände gebunden."

Digitized by Google

Pertz trat in Folge dessen von der Leitung des Blattes zurück. Die Redaktion wurde nunmehr dem Dr. Lex übertragen, der sich aber in jeder Beziehung den Anordnungen des dem Königlichen Kabinet unterstellten und von diesem völlig abhängigen Zensors unterwerfen mußte und es auch bei der Eigenthümlichkeit seines Charakters ohne Widerrede that.

Trotzdem blieb die „Hannoversche Zeitung" bis zum Jahre 1848 die einzige politische Tageszeitung in Hannover. Mit leitenden Artikeln u. dergl. strengte sie sich allerdings nicht an, sondern sie druckte nur Thatsächliches nach, soweit es in ihr Gebiet paßte, und war im Lande nur wegen ihrer amtlichen Mittheilungen verbreitet. Sehr bezeichnend ist die Haltung des Blattes gegenüber der Erklärung, die die „Göttinger Sieben" gegen den Staatsstreich des Königs Ernst August vom 1. November 1837 erließen. Das Blatt hat diese Erklärung nie gebracht, wohl aber in Fälschungen und Entstellungen des Sachverhalts das Mögliche geleistet. Das Nähere darüber erzählt Oppermann.

Redaktion und Zensur der Zeitung standen, wie uns ein amtlicher Bericht verräth, seit Aufhebung des Königlichen Kabinetsministeriums durch König Ernst August ausschließlich unter dem Kabinet, „da man nicht wußte, von welcher Behörde sie eigentlich ressortirt." Die Zensur wurde im Allgemeinen, wie uns ebenfalls ein amtlicher Bericht verräth, mit besonderer Rücksicht auf die persönlichen Wünsche des Königs gehandhabt, und es wurde kein Artikel aufgenommen, der dagegen verstieß oder auswärtigen, besonders befreundeten Regierungen — namentlich der österreichischen oder preußischen — gegenüber Anstoß geben konnte. Ueber den deutschen Bundestag und dessen Personale wurden keine Nachrichten aufgenommen, die nicht entweder als offizielle Artikel in der „Frankfurter Oberpostamtszeitung" gestanden oder die vorherige Genehmigung des Königlichen Kabinets erhalten hatten. Die Berichte aus Wien und Berlin mußten dem Zensor oder dem Königlichen Kabinet vorgelegt werden. Alles Raisonnement über die englische konservative Partei war verboten, und nicht offizielle Nachrichten über die Königliche Familie von einiger Erheblichkeit waren zur Genehmigung vorzulegen. Verhandlungen fremder Ständeversammlungen wurden nur gebracht, wenn das Ergebniß oder die dabei von der betreffenden Regierung abgegebenen Erklärungen im Sinne drs Königlichen Kabinets ausgefallen waren. Leitartikel mußten einige Tage vorher dem Zensor mitgetheilt und

Digitized by Google

von diesem unter Umständen dem Kabinet zur Genehmigung vorgelegt werden.

Die „Hannoversche Zeitung" war also seit dem Regierungsantritte des Königs Ernst August thatsächlich und erwiesener Maßen das Organ des Königlichen Kabinets.

Neben den bisher genannten Blättern wurden in der Zeit vor 1848 in der Stadt Hannover selbst noch einige andere Zeitungen herausgegeben, die man in die politische Presse einreihen kann.

Zunächst sind da die „Hannoverschen Landesblätter" zu erwähnen, eine Wochenschrift, die zum ersten Male am 3. April 1832 erschien und 1849 einging. Ihr Herausgeber war Dr. Hermann Grote. Oppermann stellt uns diesen Herrn vor als einen „Mann von großem Verstande zwar und bedeutenden Detailkenntnissen in der Geschichte und Münzkunde, aber durchweg gesinnungslos". Sein Blatt wollte „Beiträge zur Kenntniß der Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung des Königreichs Hannover" liefern, es beschäftigte sich aber, wie Oppermann sagt, „in der Zeit von 1833–37 hauptsächlich damit, die ständischen Verhandlungen lächerlich zu machen, die Kosten, die die Stände verursachten, in jeder Woche auszurechnen, den Deputirten vorzuhalten, wie sie von ihren drei Thalern Diäten in der Residenz auf das Angenehmste in lauter Lust und Herrlichkeit lebten, was wohl der Grund sei, weshalb die Landtage seit Erlassung des Staatsgrundgesetzes eben so viel Monate als früher Wochen dauerten." Anerkennend hebt Oppermann an dem Blatte hervor, daß darin die „Mißbräuche der Verwaltung, z. B. das Konnexionswesen mit seiner Beförderung der Mittelmäßigkeit, das Kumuliern der Stellen u. s. w." wohl „eine gerechte Rüge" erfahren, und daß es für „Gewerbefreiheit, Eisenbahnen und Judenemanzipation" in die Schranken trat, „zu einer Zeit, wo selbst viele sogenannte Liberale und die Doktrinärs in Hannover davon noch nichts wissen wollten". Nach dem Regierungsantritte des Königs Ernst August wurden die „Hannoverschen Landesblätter" jedoch das Organ der Partei des Freiherrn v. Schele.

Ein anderes Blatt, „Die Posaune. Ueberlieferungen aus dem Vaterlande und dem Auslande. Ein Tageblatt für Leser aller Stände" wurde am 2. Oktober 1831 von dem allen Hannoveranern wohlbekannten Literaten Georg Harrys herausgegeben. Es erschien zuerst zweimal wöchentlich, am Sonn-

Digitized by Google

tag und Donnerstag, von 1834 an drei Mal wöchentlich, am Sonntag Mittwoch und Freitag. Mit dem neunten Jahrgange 1840 erhielt es den Titel „Die Posaune. Norddeutsche Blätter für Literatur, Kunst und Leben". Gleichzeitig gingen Herausgabe und Redaktion an den Sohn von Georg Harrys, Hermann Harrys, über. Der zwölfte Jahrgang des Blattes 1843 erschien unter dem Titel „Die Posaune. Hannoversche Morgenzeitung". Von 1845 an führte das Blatt die Bezeichnung „Hannoversche Morgenzeitung". Es erschien in wöchentlich vier halben Bogen mit einer „Allgemeines literarisches Anzeigeblatt" betitelten Wochenbeilage. Den literarisch-historischen Theil des Blattes bearbeitete einige Zeit der bekannte Literarhistoriker Karl Gödeke. Vom 1. Januar 1846 an erschien das Blatt drei Mal wöchentlich, bis es sich nach Aufhebung der Zensur Ende März 1848 zu einer politischen Tageszeitung umgestaltete, wobei es zugleich sein bisheriges Quartformat in Folioformat umwandelte, um so auch in seiner äußeren Erscheinungsform anzudeuten, daß es den von ihm längst ersehnten veränderten, freier gestalteten Zeitverhältnissen Rechnung tragen wolle.

Als politische Blätter der Stadt Hannover aus der Zeit vor 1848 wären endlich noch eine von Dr. W. Schröder seit dem Jahre 1840 herausgegebene Zeitung „Hannoversches Volksblatt" und ein zweites vom Freiherrn Eugen von Hammerstein im Verlage der Hahnschen Buchhandlung seit 1845 herausgegebenes Blatt „Hannoverscher Volksfreund" zu erwähnen. Das Schrödersche Blatt bestand bis 1857, war aber mehr ein Unterhaltungs- und Witzblatt, das nebenbei kurze politische Nachrichten brachte, das Hammersteinsche Blatt ging 1848 ein.

In der „Provinz Hannover", wie wir heute sagen müssen, die damals aber das „Königreich Hannover" bildete, bestanden noch einige andere politische Zeitungen vor dem Jahre 1848 neben einer ganzen Anzahl von bloßen Anzeigeblättern, die, wie Freiher von Reden in seiner 1839 veröffentlichten Schrift „Das Königreich Hannover u. s. w." sagt, „gewöhnlich einen Theil ihres Raumes durch gemeinnützige und schönwissenschaftliche Abhandlungen füllen." Damals erschienen in Hildesheim im Verlage von Gerstenberg die „Hildesheimische allgemeine Zeitung und Anzeigen" und bei Brandis die „Hildesheimische Zeitung". Beide stellten in ihrem Haupttheile die wichtigsten politischen Ereignisse aus den größeren Zeitungen zusammen. In

Digitized by Google

Emden gab Theodor Hahn die „Ostfriesische Zeitung" heraus, von der Reden in seiner erwähnten Schrift sagt, daß sie „mit Umsicht redigirt" wurde, „ihre Leser durch Mittheilungen größtentheils aus andern Blättern in fortlaufender Kenntniß der politischen Ereignisse" erhielt und auch „die Interessen Ostfrieslands auf angemessene Weise" berücksichtigte.

Außer der Hildesheimischen und Ostfriesischen Zeitung, die sich beide aber „niemals über ein Lokalblatt erhoben," hatte, wie Oppermann berichtet, bis 1848 „das ganze Hannoversche Land keine politische Zeitung." Es schöpfte „alle politische Anregung, im Norden von der Bremer- und Weserzeitung, zum Theil auch von dem Hamburger unparteiischen Korrespondenten und der Börsenhalle, im Süden von Frankfurter und Kasseler Zeitungen." 1847, namentlich aber im Frühjahr 1848 war auch die „Kölnische Zeitung" sehr verbreitet. In den Klubs, Konditoreien u. s. w. fand man außerdem die Augsburger „Allgemeine Zeitung", die „Deutsche Zeitung" von Gervinus, auch wohl seit 1847 die „Preußische Staatszeitung". Für die Stadt Hannover selbst war, wie Oppermann bestätigt, bis zum Jahre 1848 das bedeutendste Blatt die belletristische „Hannoversche Morgenzeitung", die sich unter der nicht ungeschickten Leitung des Hermann Harrys, soweit es die Zensur erlaubte, auch mit Politik befaßte.

„Das war — schreibt Oppermann nach diesem Ueberblicke — die hannoversche Presse im Anfange des Jahres 1848, die Presse für 1700000 Einwohner. — Man darf sich nicht wundern, denn es galt noch das Zensuredikt von 1705."

Damit kommen wir zu der Einrichtung, deren Bestehen bis zum Jahre 1848 nicht bloß in Hannover, sondern in Deutschland überhaupt die freie Entwickelung der politischen Tagespresse verhinderte.

Wie alle Druckerzeugnisse, so waren in Deutschland auch die Zeitungen der Zensur unterworfen. Im Jahre 1570 hatte der Reichstag von Speier nicht nur alle Schmähschriften, Schmähkarten und Schmähgedichte verboten, sondern auch ganz allgemein angeordnet, daß innerhalb des Reichsgebietes überhaupt nichts gedruckt werden sollte, wovon die zuständige Behörde nicht vorher Kenntniß genommen und was sie nicht gestattet hatte. Der Reichstag hatte ferner bestimmt, daß die Verfasser oder Dichter Namen und Zunamen angeben und daß auf jeder Schrift auch die Stadt und die Jahreszahl ihres Erscheinens genannt werden sollten. Druckereien

Digitized by Google

waren dem Reichstagsbeschlusse gemäß überhaupt auf Un
und Reichsstädte, sowie auf fürstliche und kurfürstliche
beschränkt.

Die Reichstagsbeschlüsse bildeten nun die Grundlag
Preßgesetzgebung der einzelnen deutschen Länder. Für
staltung dieser Gesetzgebung war bis zum Jahre 1848
Kurfürsten Georg Ludwig unterm 6. Mai 1705 erlassen
edikt maßgebend. Es lautete:

„Von Gottes Gnaden | Wir Georg Ludwig | Herzog
schweig und Lüneburg | des heil. Röm. Reichs Churfü
fügen hiermit zu wissen. Demnach angemercket worden
und andererseits ungereimte — theils sonst bedenkliche
Vnsern Landen zum Druck gekommen | oder auch wol von
Vnsern Landeseingesessenen anderwärts zum Druck gebracht
solches aber nicht zu gestatten; Als verordnen Wir hie
bei Fünffzig Thaler Straffe niemand von Vnsern Unterth
Landeseingesessenen | er sey wer er wolle | ichtwas | es sey
und geringe als es wolle | in= oder ausserhalb Vnse
drucken lassen | auch kein Buchdrucker in Vnsern La
Frembden so wenig als von Einheimischen daß geringste
übernehmen solle | es sey denn zuvor zur Censur gehörig
eingeschicket und daselbst approbiret worden | und zwar
Einschickung | wenn dasjenige was zu drucken verlang
Publica und Staats= auch Policeysachen betrifft | an V
heimbte Rathsstube | wenn es Juridica betrifft | an Vns
Cantzeley | wenn es aber Theologica, Philologica od
sophica betrifft | wie auch die Leich=Predigten | Carmina
dergleichen | an Vnser Consistorium geschehen. Wo
männiglich zu achten und für Schaden zu hüten. Zu des
Kundmachung soll dieses aller gewöhnlicher Ohrten i
Fürstenthümern und Landen öffentlich angeschlagen werd
natum Hannover 6. May 1705. Georg Ludwig Churfü

Dieses Zensuredikt bezog sich zunächst nur auf die La
Kalenberg, Grubenhagen, Diepholz und den größten
Grafschaft Hoya. Durch seine Erneuerung am 31. A
wurde es zugleich ausgedehnt auf die seitdem mit Kalen
einigten Fürstenthümer Lüneburg, Lauenburg, den Rest
schaft Hoya und die Herzogthümer Bremen und Ver
18. Dezember 1813 trat es auch für die inzwischen mit
vereinigten Gebiete Hadeln, Bentheim, Osnabrück und

Digitized by Google

in Kraft. Mit dem 14. Oktober 1819 erhielt es auch in den 1815 vom nunmehrigen Königreiche Hannover erworbenen Gebieten: Lingen, Goslar, sowie den Münsterschen, Hessischen und Eichsfeldischen Zessionen, Gültigkeit, aber nicht in Ostfriesland. Dabei wurde zugleich angeordnet, „daß keine Schrift weder gedruckt, noch verbreitet werden soll, die nicht mit dem Namen des Verlegers, und insofern sie zu der Klasse der Zeitungen oder Zeitschriften gehört, außerdem mit dem Namen des Redakteurs versehen ist; bei angemessener Geld- oder Gefängnißstrafe." Es geschah dies in Folge des Bundestagsbeschlusses vom 20. September 1819.

Die deutsche Bundesakte von 1815 hatte bekanntlich die Einführung der Preßfreiheit zugesichert, indem sie in Artikel 18 bestimmte: „Die Bundesversammlung wird sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und die Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen Nachdrucker beschäftigen." Auf die Erfüllung dieses Versprechens wartete das deutsche Volk aber vergeblich. Statt der Preßfreiheit wurde vielmehr in Folge der Karlsbader Konferenzen vom August 1819 durch den erwähnten Bundestagsbeschluß vom 20. September 1819 „für Schriften, die in Form täglicher Blätter oder heftweise erscheinen, und solche, die nicht über zwanzig Druckbogen stark sind", die Zensur wieder eingeführt, indem angeordnet wurde, daß derartige Schriften in jedem Bundesstaate nur mit Vorwissen und Genehmigung der Landesbehörden gedruckt werden dürften.

Diese Bestimmung sollte zunächst auf fünf Jahre Gültigkeit haben. Sie wurde indeß durch Bundestagsbeschluß vom 9. September 1824 auf unbestimmte Zeit erneuert.

Die Vollziehung der bestehenden Zensurgesetze wurde durch allgemeine und besondere Anweisungen für die Zensoren namentlich in Hinblick auf Zeitungen und Zeitschriften geregelt. So bestimmte eine im Jahre 1837 auf Veranlassung des Königs Ernst August erlassene „Instruktion für die im Königreiche Hannover bestellten Zensoren": „Zeitungen, Zeit- und Flugschriften politischen Inhalts sind von den Zensoren mit der größten Genauigkeit zu prüfen. — Alles, was wider Religion, Zucht, Sitte und äußeren Anstand gerichtet ist, darf nicht geduldet werden. — Alles, wodurch die Würde des deutschen Bundes, die Würde und Sicherheit der einzelnen Bundesstaaten, die Achtung und Anhänglichkeit an die regierenden Häuser und die Erhaltung des Friedens sowie der

Digitized by Google

inneren Ruhe in Deutschland gefährdet oder verletzt wird, ist nicht zum Drucken zuzulassen. — Allen Artikeln oder Aufsätzen, die einen andern Vereinigungspunkt der deutschen Nation bezwecken, als den in der Gründung des deutschen Bundes gegebenen oder die auf eine demokratische Umgestaltung der Bundesverhältnisse hinwirken, ist das Imprimatur zu verweigern."

In welch eigenartiger Weise die Zensur von den damit betrauten Beamten häufig geübt wurde und welche Schwierigkeiten sie der Presse bereitete, ist bekannt. Oft aber war das Verfahren der Herren Zensoren geradezu lächerlich, und die Geschichte weiß von manch heiterem Zensurstücklein zu erzählen. Hier nur eins zur Probe aus Hannover.

Am 7. Juli 1841, dem Tage der Beisetzung der Königin Friederike, der Gemahlin des Königs Ernst August, die bekanntlich in zweiter Ehe mit dem Prinzen von Solms-Braunsfeld vermählt gewesen war, wollte die „Posaune" einen Artikel veröffentlichen, worin auf eine Stelle in einem Briefe von Friedrich von Gentz an Adam Müller hingewiesen war. Gentz erzählt hier von seinem Zusammentreffen mit der Prinzessin von Solms in Teplitz und preist dabei die „wahrhaft erhabene Liebenswürdigkeit dieses mit nichts zu vergleichenden Engels". Dieser Stelle versagte der damalige für die „Posaune" eingesetzte Zensor, der Bibliothekssekretär Siemsen, das Imprimatur, weil es ihm, wie er in seinem Berichte erklärt, „unpaßlich" erschienen war, „am Tage der Beisetzung Allerhöchst Ihrer Majestät der Königin an Allerhöchstdieselbe durch sentimentale und — wenn ich meinen Empfindungen trauen darf — dem Ernste der Trauerfeier des Tages nicht nur völlig unangemessene, sondern sie störende Mittheilungen über Allerhöchstderselben heiteres Jugendleben zu erinnern, statt der Gemahlin eines Großbritannischen Prinzen und der Königin von Hannover zu gedenken — und zwar mit der Ehrerbietung eines Unterthans zu gedenken — namentlich wenn überdem solche Mittheilungen aus den Schriften eines Mannes entlehnt sind, dessen Charakter, besonders in Rücksicht der Sittlichkeit, in den Augen des Publikums, gewiß mit Recht, bedeutend gesunken ist."

Sehr interessant ist auch ein Schreiben des Königs Ernst August vom 3. Oktober 1837. Darin erklärt der König, es sei nöthig, daß die „Hannoversche Zeitung" ein offizielles Blatt werde mit einem von der Regierung angestellten und ihr verantwortlichen Redakteur, und dann fährt er fort: „Ist jedoch die Zeitung als

Digitized by Google

kein offizielles Blatt anzusehen, so halte ich es für sehr nothwendig und wichtig, dasselbe unter einer strengen Zensur zu setzen, und wird der Kammerrath Oldekop damit beauftragt, so wünsche ich dessen besondere Aufmerksamkeit auf allen Aufsätzen zu richten, welche auf irgend einer Art Bezug auf der Politik fremder Staaten haben. — Besonders da es zu meiner Kenntniß gekommen ist, daß namentlich die Preußische Regierung schon gerechte Gründe gehabt habe, sich über die „H. Z." zu beschweren."

Wie stark der Druck war, den die Hannoversche Regierung unter dem Könige Ernst August auf die Presse ausübte, zeigt auch eine Ministerialverfügung aus dem Jahre 1845, wodurch der „Morgenzeitung" aufs Strengste aller und jeder Tadel der Königlichen Theaterverwaltung untersagt wurde.

Kein Wunder daher, daß sich in Hannover das Verlangen nach Abschaffung der Zensur und Einführung der Preßfreiheit immer mehr steigerte.

1844 drangen die Stände bereits darauf, die Zensursachen stempelfrei zu lassen, da die ohnehin erhebliche Beschwerde des Zensurinstitus nicht wohl noch durch Steuern gesteigert werden dürfe. Als ihnen dann im Jahre 1846 der Entwurf eines Polizeistrafgesetzes vorgelegt worden war, stellten die Stände zu dem von Uebertretung der Zensurvorschriften handelnden § 66 dieses Entwurfs folgenden Antrag:

„Der § 66 hat Ständen dringende Veranlassung geben müssen, die so viel besprochene und so höchst unbefriedigende Lage der deutschen und insbesondere der vaterländischen Presse in ernstliche Erwägung zu ziehen. Je wohlbegründeter, nach den vor mehr als dreißig Jahren bundesverfassungsmäßig gegebenen Zusicherungen, das Verlangen nach einer auf Preßfreiheit gebauten Preßgesetzgebung erscheinen muß, und je allgemeiner auch die inmittelst gemachten Erfahrungen über die Unhaltbarkeit und die Zweckwidrigkeit des bisherigen Präventivsystems der Zensur entschieden haben dürften, desto zuversichtlicher glauben Stände sich der Hoffnung überlassen zu dürfen, daß die Zeit endlich gekommen sei, wo der allgemeine Wunsch in Deutschland nach einer zeitgemäßen Preßgesetzgebung in Erfüllung gehen werde. Gleichwohl bescheiden sich Stände, daß für jetzt über die einstweilen noch bestehende provisorische Bundespreßgesetzgebung nicht hinwegzusehen sei, wonach in der Hauptsache für alle Schriften, die in Form täglicher Blätter oder heftweise erscheinen, desgleichen für Schriften unter zwanzig

Digitized by Google

Bogen, vorgängige Genehmigung der Landesbehörde, also Zensur vorgeschrieben ist. Wenn dagegen die hiesige Landesregierung seiner Zeit noch über diese bundesgesetzlichen Schranken hinausgegangen ist und, statt diese schlechthin zum Grunde zu legen, lediglich das, durch augenblickliche eigenthümliche Verhältnisse hervorgerufene veraltete und dunkle Zensuredikt vom 6. Mai 1705 unterm 14. Oktober 1819 und 9. September 1824 von Neuem in Kraft gesetzt hat, so hat dazu irgend ein genügender formeller oder materieller Grund gewiß nicht vorgelegen, und erscheint es um so mehr endlich an der Zeit, daß diese auffallenden und höchst drückenden Beschränkungen auf das ohnehin schon strenge Maß der Bundesbestimmungen zurückgeführt werden. Nach dieser Lage der Gesetzgebung haben Stände billig Bedenken tragen müssen, durch Annahme des § 66 die angezogenen veralteten Bestimmungen ihrerseits zu billigen; sie ersuchen vielmehr die Königliche Regierung angelegentlichst und vertrauensvoll, sobald als thunlich auf eine zeitgemäße Preßgesetzgebung Bedacht zu nehmen, auch bei dem hohen deutschen Bunde geeignete Schritte thun zu wollen, um die Erfüllung der im Artikel 18 der Bundesakte enthaltenen Zusicherung herbeizuführen, jedenfalls aber sofort die Zensur auf die, nach den bundesgesetzlichen Bestimmungen irgend zulässigen Grenzen zu beschränken."

Allein auf die Regierung des Königs Ernst August und auf diesen König selbst machten derartige ständische Wünsche keinen Eindruck. Hatte der König doch auf das ihm unterm 14. Dezember 1846 vorgetragene, wohlberechtigte und wohlbegründete Verlangen der Stände nach Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen nur die Erklärung: „Wir haben unabänderlich beschlossen, eine Oeffentlichkeit der Sitzungen der Kammer unserer getreuen Landstände niemals zu gestatten."

Sehr zutreffend bemerkt Oppermann zu dieser Königlichen Erklärung: „Zwei Könige betonten im Jahre 1847 das Niemals mit einer Entschiedenheit, die an die Schwäche menschlicher Voraussicht mahnt, Friedrich Wilhelm IV. am 11. April, Ernst August am 21. April — es war noch kein Jahr verflossen, als sie ihr Niemals widerrufen mußten."

Es war denn auch nicht die Hannoversche Regierung, die beim deutschen Bundestage die endliche Ausführung der im Artikel 18 der Bundesakte gegebenen Zusicherung beantragte. Die Regierung des Königs Ernst August erklärte vielmehr, als von

Digitized by Google

Württemberg ein dahingehender Antrag in der Bundesversammlung vom 2. September 1847 gestellt worden war, daß sie von Preßfreiheit nichts wissen wolle.

Aber der Württembergische Antrag bewirkte, daß nunmehr die Frage der Preßfreiheit in der deutschen Presse erörtert wurde, namentlich auch in der „Hannoverschen Morgenzeitung", die dabei die Zensurklippen sehr geschickt zu vermeiden wußte. So schrieb sie in ihrer Ausgabe vom 21. Januar 1848 unter der Rubrik „Zeitung": „Die Deutsche Zeitung giebt die Verhandlungen der badischen Volkskammer vom 13. Januar über den erneuerten Antrag auf Preßfreiheit. Die Vertheidiger der Zensur werden sagen: wo Verhandlungen wie diese gedruckt werden können, muß die Zensur nicht schlimm sein. Wir wollen mit diesem Einwand zuvorkommen; für die thatsächliche Seite der Frage hat er einen Schein von Wahrheit für sich, für die rechtliche wäre er, wenn noch so wahr, ohne alle Bedeutung. Energischer ist noch in keiner früheren Verhandlung für das im Namen des dreieinigen Gottes uns zugesicherte Recht der Preßfreiheit gesprochen worden. Hecker sagte, er werde einer Bitte um Aufhebung der Zensur nicht beitreten, er wolle nicht bitten, wo er nicht zu danken habe, und zu danken habe er nicht, wo er ein Recht zu fordern habe. Das Volk, fuhr er fort, hat auch nicht zu danken, es hat sich selbst geholfen. Die Eisenbahnen und die amerikanische Union bringen ihm die Preßfreiheit, man mag wollen oder nicht, die Einführung hat keine Schwierigkeiten. Ich will Ihnen sogleich einen Entwurf vorlegen. Er lautet: Art. 1. Alle Verordnungen über die Presse sind aufgehoben. Art. 2. Verbrechen oder Vergehen, die durch die Presse begangen werden, werden nach den bestehenden Gesetzen bestraft. Art. 3. Dieses Gesetz tritt sogleich in Wirksamkeit. Mehr bedarf es nicht, sonst müßten Sie ja auch über jedes andere Werkzeug, Stöcke, Messer, Säbel und dergleichen, womit man Verbrechen begehen kann, besondere Gesetze erlassen. Kapp sagte: Man spricht von Gefahr der Preßfreiheit für die positive Religion, als ob Gott im Himmel eines Zensors bedürfe, der ihn auf dem Thron halte, — von Gefahr für den Staat, als ob dieser ohne den Zensor zusammenstürzen müsse. Das ist Blasphemie und Spott!"

Am 19. Januar hatte die „Morgenzeitung" bereits die von den Radikalen in Rom aufgestellten fünfunddreißig „Forderungen des römischen Volkes" mitgetheilt, deren erste „Freiheit der Presse"

Digitized by Google

Digitized by Google

gefaßt sein, daß auch alles Andere, was wir unsern Lesern zu bieten haben, in diesem Augenblick ihnen gleichgültig ist gegen die alles absorbirenden Nachrichten aus Paris, die überall auf unsern Straßen in erzählenden und horchenden Gruppen gegeben und hingenommen werden, deren auf Post- und Bahnhöfen Hunderte warten, die unsere Kaffeehäuser mit Gästen überfüllen und Vorlesertalente entwickeln, gegen die Herr v. Holtei ein Stümper ist. Denn weil die Ungeduld der Harrenden den Umlauf der rheinischen Zeitungen von Hand zu Hand nicht erlaubt, so steigen stimmkräftige Männer auf die Tische und lesen vor. Die Kölner Zeitung ist das Losungswort und die Heldin des Tages. Unsere Lieblinge unter den Tagesblättern — die Hamburger und Bremer — sind vergessen. Sie kommen mit Extrablättern, einem über das andere zu Hülfe, denen sie die Ruhe der Nächte opfern, aber weil diese Extrablätter unerwartet eintreffen, werden sie größtentheils dem Postbureau nicht einmal abgefordert. Nur nach der „Kölnischen Zeitung" wird verlangt, die ihren Absatz durch Nachbestellungen in den letzten zwei drei Tagen wenigstens verzehnfacht hat. Das ist das Loos der Zeitungen! welchen es gerade beschieden ist, daß in ihrer Nähe Throne gestürzt und Völker zu Souveränen erhoben werden — die tragen den Sieg davon. Geist und Talent sind etwas in ruhigen Tagen, nichts, wenn sie in bewegten nicht auf der rechten Straße wohnen. Die erste Nachricht von der Proklamation der Republik hatten wir vorgestern — 27. Februar — Abends, sofort ging auf Befehl des Königs eine Staffette damit weiter nach Berlin. Seitdem liefert die „Kölner Zeitung" nun täglich zweimal Nachrichten, mit jeder neuen die Erwartung straffer spannend. In der Zwischenzeit machen sich die Herzen in Ausbrüchen ihrer Wünsche und Verwünschungen Luft, in Urtheilen und Meinungen, die den Tiefsinn und die Hochherzigkeit unserer Politiker in ihrer ganzen Größe entfalten."

Inzwischen hatte der Bundesausschuß in Preßangelegenheiten über den württembergischen Antrag berathen. Das Ergebniß seiner Berathungen war, es solle jedem deutschen Bundesstaate freigestellt werden, die Zensur aufzuheben und Preßfreiheit einzuführen, jedoch nur unter Garantien, die die anderen deutschen Bundesstaaten und den ganzen Bund gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit möglichst sicherstellen. Am 3. März 1848 stimmte die Bundesversammlung dem zu, der hannoversche Gesandte war dabei, jedoch — „ohne

Digitized by Google

Instruktion". Die „Hannoversche Morgenzeit
10. März: „Der Bund hat durch die offiz
seines Beschlusses vom 3. März die Völker
alle ihnen gesetzlich zustehenden Mittel z
Regierungen zur Verleihung der bundesrec
freiheit zu veranlassen, und er hat diese Ver
geknüpft, die so einfach sind, daß jede deutsc
leistet haben wird, sobald sie die Bestimmu
im Allgemeinen durch eine einzige Zeile sp
d. h. auf die Vervielfältigung des Gedanke
Wege, anwendet. Und die einzelnen Regie
können nicht unerfüllt lassen wollen, was sie
Aussicht gestellt haben. Das Vertrauen, das
und eben jetzt durch das Organ des Bund
dringend forderten, dürfen auch die Völker er
wechselseitigen Vertrauen liegt die Eintracht,
bedarf, wenn es in dieser Zeit fest bestehen
in Tagen und Stunden nachzuholen scheint, w
ungetrübten Weltfriedens nicht gedeihen wo
Blatt des Tages bringt einen Wechsel der Sz
platz unseres deutschen Vaterlandes inmitten
die Stätte einer friedlichen Freiheitsentwickel
dem Volke geziemt, das in allem Wissen un
den übrigen voraus ist, wie diese ihm in de
licher Freiheit längst voraus gewesen sind."

Aber das waren nicht die Gedanken u
Königs Ernst August. Er lebte noch ganz
schauungen und hatte kein Verständniß für
Als ihm die städtischen Behörden Hannovers
Petition die auf Preßfreiheit, Vertretung des
Bunde und Einberufung der Stände gericht
völkerung unterbreiteten, lehnte er die Aufh
weil erst der Vorgang der verbündeten Für
müsse, und eine Vertretung des deutschen
zeichnete er als nicht vereinbar mit monarchi

Doch bald sollte er erfahren, daß die
füllung der geistigen und freiheitlichen Fort
schieden anstrebenden Volkswillens stärker ist,
eigenwilligen selbstherrscherischen Königs.

Digitized by Google

Am 13. März hatte sich das Volk in Wien erhoben und den Mann gestürzt, dessen Regierungssystem dem deutschen Volke solange alle in der Wiener Bundesakte zugesicherten Freiheiten, insbesondere auch die Preßfreiheit vorenthalten hatte. Die Nachricht davon beugte auch des Königs Ernst August starren Sinn.

Am 17. März, Mittags 12 Uhr, versammelte sich die Bürgerschaft Hannovers auf dem Rathhause, um dem Magistrate eine Tags vorher beschlossene Adresse zu überreichen, worin die politischen Wünsche des Volkes ausgesprochen waren.

Mit dem Ausdrucke schmerzlichen Bedauerns über die Erfolglosigkeit der am 6. März von den städtischen Behörden dem Könige überreichten Petition war in der Adresse die Erklärung verbunden, „länger zu schweigen wäre eine Schmach, die Hannovers Bürger nicht ertragen könnten", und dann hieß es weiter: „Wir halten es vielmehr für eine heilige Pflicht, wir glauben es dem Könige, dem Vaterlande, der Ehre unserer Stadt schuldig zu sein, offen und mit dem Freimuthe deutscher Männer Alles, was in so ernster, verhängnißvoller Zeit auch unsere Herzen bewegt, auszusprechen und unsere gesetzlichen Vertreter zu kräftiger Befürwortung unserer Wünsche aufzufordern."

Der erste dieser Wünsche war „sofortige Entfesselung der Presse", den die Adresse folgendermaßen begründete: „In der reinen lautern Wahrheit ist die alleinige Quelle des Glücks und des Fortschritts zu finden, aus dem Kampfe der Meinungen entwickelt sich die Wahrheit, und nur zu lange schon hat die Zensur jene Quelle getrübt. Sie ist eine Schmach für ein gebildetes Volk, sie ist tausendstimmig verurtheilt. Kein Volk der Erde hat Theil an ihrer Geburt." Außerdem stellte die Adresse noch elf andere Forderungen auf und schloß mit den Worten: „Uns treibt nur unser Pflichtgefühl, mit Freimuth zu reden, um so mehr, als wir nicht glauben können, daß Se. Maj. durch seine Räthe und seine Umgebung von der öffentlichen Meinung, den Wünschen und Bedürfnissen seiner Unterthanen vollständig unterrichtet ist. Nicht erst in diesem Augenblicke ist der Ruf nach Reformen bei uns laut geworden. Die Erkenntniß der Nothwendigkeit besitzen wir längst, aber die Zensur und Polizei haben deren Ausdruck gewaltsam darniedergehalten."

Der Magistrat fügte der Adresse ein Begleitschreiben zu, worin er den König dringend bat und beschwor, „diesen Ausdruck unserer

Digitized by Google

innigsten Ueberzeugung nicht unbeachtet zu lassen und
aufrichtig gemeinten Worten der Bürger Glauben zu sc
nun zog die Bürgerschaft Hannovers mit dem Mag
Spitze zum Königlichen Schlosse, um Adresse und B
dem Monarchen sofort zu überreichen. Während man
des Königs harrte, verbreitete sich die Nachricht von d
in Wien. Der König aber wußte bereits, was in W
war, und das war es wohl, was ihn bestimmte, sei
vom 21. April 1847 zu widerrufen und der Bürgersch
durch den Kabinetsrath v. Münchhausen verkünden z
er beschlossen habe, die Zensur sofort aufzuheben, die
der Verhandlungen der Ständeversammlung zu gestatt
der freien Vereinigung und der freien Versammlung
und die erbetene Amnestie und Rehabilitation der weg
Vergehen Verurtheilten zuzusichern. In einem Erla
allgemeinen Magistrat und die Bürgervorsteher Mei
stadt Hannover" bestätigte der König am folgende
18. März, diese Zusagen.

„Hannovers Reformtag" konnte daher mit Recht
zeitung" den 17. März 1848 nennen, indem sie
jubelnd verkündete: „Unsere drückendste Fessel ist ge
entwürdigende Joch der Zensur ist gefallen." Nun
in Hannover der Entwickelung einer politischen Zeitun
wir sie heute haben, der Boden geschaffen.

Das zeigte sich unmittelbar in der „Hannoversc
zeitung", die sofort aus einem literarischen ein pol
wurde. Am 20. März brachte sie bereits einen
Ministerium", worin sie verlangte, daß Stüve zur
neuen Ministeriums berufen werde, denn die Bürgsch
Durchführung der in der Adresse vom 17. März
Forderungen könnten nur durch die Berufung solcher Mä
werden, die das vollste Vertrauen des Volkes haben
nicht Stüve, sondern der Schatzrath v. Bennigsen zur
neuen Ministeriums berufen wurde, übte das Blatt
Kritik an der Zusammensetzung dieses Ministeriums.
natürlich großes Aufsehen, und da schrieb sie an
indem sie zugleich ankündigte, daß sie fortan täglich
statt wie bisher nur in Quartformat erscheinen werde

„Unsre Freunde und Feinde haben sich über d

Digitized by Google

wundert, den wir seit einigen Tagen anstimmen. Es ist der Ton der Freiheit. Jenes Bewußtsein, ein Recht, das uns lange vorenthalten war, nun zu besitzen, hat uns mit Stolz erfüllt, und wir fühlen zum ersten Male, daß der Besitz eines Rechtes eine Macht ist. Besonnenheit kann nur das Ohr in unseren Worten vermissen, das nie den Laut der Freiheit vernommen hat. Wir sind uns bewußt, bisher nicht ein einziges Wort gesagt zu haben, das wir zurücknehmen möchten. Was euch mit Besorgniß erfüllt, schließt unsre Hoffnungen ein, und diese Hoffnungen gehören der Ordnung, der Ruhe, der Freiheit, deren das Vaterland bedarf, und deren wir bedürfen, weil wir ein Vaterland haben und lieben.

Die Freiheit hat uns eine Macht gegeben, vor deren unbekanntem Wesen euch bangte, ehe sie uns zu Theil wurde. Aber was wir besitzen, ist auch Euch nicht versagt. Es kommt nur auf den Gebrauch an. Die bleiernen Soldaten, die uns zu Gebote stehen, um euch zu erschrecken, die Lettern, mit denen wir unsern Strauß um die Erringung verfassungsmäßiger Freiheit und redlicher Verwaltung ausfechten werden gegen Tumult, Gewalt und Unsicherheit, von welcher Seite sie kommen, gehorchen auch euren Winken. Der Geist, dessen Feuer uns belebt, wird ja auch euch nicht fehlen. Vertheidigt, was ihr von uns gefährdet meint, laßt eure Ansichten gegen uns aufmarschiren, wie wir die unsrigen, greift uns an, wo wir euch bedrohen und wo ihr uns glaubt überwinden zu können, aber vergeßt nicht, daß wir für Güter streiten, deren auch ihr bedürft, für Freiheit und Recht, für eine gesetzliche Regelung unsrer ungeordneten Zustände, für ein Staats- und Gemeinwesen, das keiner spitzfindigen Klügelei zur Stütze bedarf, für eine Ordnung, in der das Mein und Dein der staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten zu Jedermanns Verständniß offen liegt wie das Einmaleins, für ein Staatsleben, das den Einzelnen und die Gesammtheit mit Kraft, Muth und mit Liebe zum Vaterlande erfüllt. Das freie Wort, dessen Gebrauch uns die Macht verleiht, haben wir nicht für uns, für unsre Bücher und Blätter, wir haben es für euch und uns zugleich erworben. Wenn wir heute ein Ministerium mit dem gedruckten Bekenntniß begrüßen, daß wir kein Vertrauen zu seiner Dauer haben, weil wir keine Bürgschaften für seine Haltbarkeit entdecken, so thun wir es nicht, um die Freiheit zu mißbrauchen, sondern lediglich, um auszudrücken, was ihr gesagt habt, was die Stadt sagt, was das Land bestätigt; weil ihr, weil

Digitized by Google

die Stadt, weil das Land nicht in Spannung und Unruhe hingehalten, sondern durch Maßregeln und Zusammenstellungen von Männern, die Wiederkehr der Ruhe verbürgt und diese Stockung aller Geschäfte, dies unsichere Mißtrauen im großen und kleinen Verkehr, diese aufreibende Furcht vor der nächsten Stunde dauernd beseitigt zu sehen wünscht. Ist euch mit der Ruhe gedient, die ihr finden würdet, wenn wir schwiegen nnd diese Beilegung ohne Entscheidung, dies Umschlagen des Blattes ohne Latus, diese Aufhebung des Contos ohne Abschluß nach einigen scheinbar ruhigen Tagen dieselben aufregenden Zustände zur nothwendigen Folge hat? Wir wollen ganze Maßregeln, wir wollen natürliche Zusammenstellungen, keine nothdürftig vereinbarte Ministerlisten, und wir wollen sie für euch, für die Männer der Diplomatie, soweit wir dieser bedürfen, für die Männer des Krieges, für die Bürger und Bauern, für die Männer des Handels und der Courszettel, für die Geistlichen, die Männer der Wissenschaft und Lehre, für die Wächter des Rechts, wir wollen sie für euch und eure Kinder, und weil wir diese Ziele mit den Mitteln unsrer Macht, mit dem freien Wort erstreben. könntet ihr irre werden, ob unser Ton der rechte sei? Macht uns nicht irre, ob wir die Freiheit tragen können, die in Deutschland aufgeht wie junge Saat, und die nicht in Halme schießen und dann weggemäht werden, sondern Frucht setzen und Samen geben soll von Vater auf Sohn und Kindeskinder."

Die Wirkungen der Preßfreiheit treten auch darin in die Erscheinung, daß nicht bloß in der Stadt Hannover, sondern zugleich in einer ganzen Reihe von anderen Städten des Landes politische Blätter herausgegeben wurden. Die meisten davon entbehrten indes jeder Selbständigkeit und größerer Bedeutung. Von hervorragenderer Bedeutung waren in Hannover die „Vaterlandsblätter" des Dr. Schläger, ein liberales Blatt, das seit dem 1. April 1848 erschien, und die „Hannoversche Volkszeitung", ein demokratisches Blatt, das Dr. Mensching unter dem Einflusse von Georg Egestorff herausgab. Daneben ist dann zu erwähnen das Organ der feudalen Junkerpartei, die „Niedersächsische Zeitung", die sich die Aufgabe stellte, „die monarchisch-konservativen Grundsätze gegenüber den zur Herrschaft gelangten destruktiven Bestrebungen geltend zu machen und damit zugleich die wahren Landesinteressen zu vertheidigen, unter diesen obenan aber die speziell ländlichen, den vielseitigen städtischen gegenüber." Reaktionäre

Digitized by Google

Bestrebungen verfolgte auch der „Neue Volksfreund", der sich als „Zeitschrift für gemäßigten Fortschritt" ausgab und unter dem „obersten Grundsatze": weder servil gegen die Regierung zu sein, noch mit einer anmaßenden Volkspartei zu buhlen, das konservative Prinzip durch Begründung in der freien Presse vertheidigen wollte. Vom 23. Mai bis 30. Dezember erschien endlich einmal wöchentlich „Der Wehrmann für Stadt und Land", der sich als „Eine Bürger- und Bauernzeitung" bezeichnete.

Eine große politische Tageszeitung erhielt Hannover aber erst mit Ende des Jahres 1848, wo die „Bremer Zeitung" unter dem Titel „**Zeitung für Norddeutschland**", der jetzige „Hannoversche Kourier", dorthin verlegt wurde.

Digitized by Google

Napoleon I. und seine Familie.

Von

Emil Daniels.

Frédéric Masson. Napoléon et sa famille. 2 vols. — 1805. Paris 1897 et 98. Quatrième Edition. Paul Ollendort.

Nach dem Kriege von 1870 hat man den Franzosen vielfach prophezeit, sie würden verkommen wie die Spanier. Das ist nun in keiner Weise eingetreten, auch in geistiger Beziehung nicht. Beispielsweise auf dem Gebiete der Geschichtschreibung schweben wir heute in Gefahr, von den Franzosen überflügelt zu werden; in der Forschung sind wir noch immer die erste unter den Nationen, aber in der Erzählung beginnen wir zu ermatten. Zu den französischen Historikern, auf welche wir mit nationalem Neide sehen müssen, gehört der Verfasser des oben zitirten Werkes. Seine Arbeit ist nicht frei von Mängeln, weder hinsichtlich des Inhalts noch in Bezug auf die Form. Ohne Masson die Befähigung zur historischen Kritik absprechen zu wollen, habe ich von ihm doch mehr den Eindruck eines gelehrten Sammlers als eines kritischen Kopfes. Sein Stil ist das gerade Gegentheil von dem, was man konzis, prägnant, knapp, gedrängt nennt, er ist breit, umständlich, redselig, diffus, überladen mit mehr oder weniger entbehrlichem Detail. Nachdem Masson schon soviele Schriften über das napoleonische Zeitalter verfaßt hat, bringt er in den vorliegenden zwei Bänden die Biographien der Napoleoniden erst bis 1804, und es werden sicher noch weitere zwei Bände nöthig sein, um dieses Thema zu erledigen. Das Talent zu zusammenfassender Charakteristik und zu allgemeinen Erörterungen ist bei dem Autor außerordentlich wenig entwickelt; sehr selten macht er den Versuch, solche Höhepunkte der

Digitized by Google

Historiographie zu ersteigen. Immerhin bleibt das Buch eine von ernstem wissenschaftlichem Geiste getragene Leistung, und es liest sich auch sehr angenehm, denn es ist klar disponirt und lebendig geschrieben, ein gewisses Maß von plastischer Kraft besitzen auch die künstlerisch weniger gut beanlagten französischen Schriftsteller, und vor Allem liegt in der Rasse jener glückliche Takt in der Vermeidung des Langweiligen, welcher sogar den gelehrten Kleinigkeitskrämer befähigt, das schlechthin Ungenießbare dem Leser zu ersparen.

Nur die Eigenschaft als Adliger hat dem jungen Napoleon Bonaparte die Qualifikation verliehen, in die Militärschule von Brienne aufgenommen zu werden. In der Auffassung der Nachwelt aber lebt er nicht als Sprößling eines Edelmanns fort sondern als Richtersohn; in diesem Sinne hat man ihn „den korsischen Parvenü" und „den gekrönten Plebejer" genannt. Aus welcher sozialen Schicht stammte er nun eigentlich? Der Adel der Bonapartes, in dem Sinne, welchen man in Frankreich und Deutschland mit dem Worte verbindet, ist sehr zweifelhaft, indessen waren sie auch nicht eine bloße Juristenfamilie, was wir unter diesem Begriffe verstehen. Sie nahmen seit Generationen berufsmäßig an den öffentlichen Angelegenheiten Ajaccios Theil, und hatten hierbei eine allerdings nicht große Zahl von Klienten hinter sich, die sich ihrer Führung nicht nur in der Politik unterordnete sondern auch in den bewaffneten Händeln der noch halbbarbarischen Insel. Die Bonapartes waren also keine gewöhnlichen Bürger sondern Patrizier, wenn auch nur solche von mäßigem Ansehen, sie gehörten zwar nicht zum eigentlichen Adel wohl aber zur Aristokatie, dieses Wort in weiterem Sinne und in seiner politischen Bedeutung verstanden, und nur auf diese, nicht auf den Adelsbrief kommt es an, wenn man das Milieu feststellen will, in dem Napoleon das Licht der Welt erblickt hat.

Von dem Vater des Weltbezwingers, Carlo Bonaparte, vermochte man sich vor dem Erscheinen der Massonschen Arbeit keine rechte Vorstellung zu machen, man hatte jedoch den Eindruck, daß er ein unbedeutender, gutmüthiger Mann war. Jetzt wissen wir das besser, zumal die Schilderung Carlos die einzige zusammenfassende Charakteristik ist, zu der sich Masson überhaupt aufschwingt. Sie ist ganz vorzüglich ausgefallen und zeigt, was unser Historiker leisten könnte, wenn er in dem bezeichneten Punkte nur mehr Kourage hätte. Bonaparte Senior erscheint bei Masson als ein

Digitized by Google

unruhiger Geist, der sich, von Habsucht und Ehrgeiz zerfressen, in fieberhafter Geschäftigkeit aufreibt. Die Habsucht erklärt sich aus der Armuth. Unermüdlicher Projektenmacher, Streben, Stellenjäger wälzt er in seinem stets brütendem Gehirn immer neue Begierden, die theils auf reelle theils auf phantastische Objekte gerichtet sind. Schlau, gewandt, zäh, zudringlich, ist er nicht allzu skrupulös in der Wahl der Mittel. Nachdem er in Pisa seinen Doktor gemacht hat — eine staunenswerthe Errungenschaft in den Augen der halbwilden Korsikaner — und die Annexion des Landes durch Frankreich erfolgt ist, läßt er sich in die an den Hof zu entsendende ständische Deputation wählen. Frankreich bietet für seinen Ehrgeiz ein größeres Feld als Korsika, deshalb ist er von der patriotischen Partei Paolis, der er sich ursprünglich angeschlossen hatte, rasch wieder abgefallen: „Verheirathet, mit einem Haufen Kinder, wegen seiner Armuth außer Stande, sich in Korsika eine Position zu verschaffen, welche ihn den großen Häuptlingen der Clans ebenbürtig macht, schließt er sich den Inhabern der Regierungsgewalt an, um von ihnen soviel zu ziehen, wie er kann. . . . . Am Hof . . sucht er nach und setzt er durch die Errichtung und die Leitung vom Maulbeerbaum-Pflanzschulen, er erbietet sich, die Sümpfe der Salinen auszutrocknen und läßt sich die Konzession hierfür ertheilen. Er erdenkt und proponirt zwanzig andere Geschäfte, die alle von ihm gemacht werden sollen, zu seinem Nutzen aber für Rechnung des Staates. In einem Stil, der überreich an Italianismen ist, ihn aber immerhin als einen Mann zeigt, welcher, etwas sehr Seltenes in seiner Heimath, so französisch schreibt und spricht, daß man ihn versteht — und das ist die Hauptursache seiner Erfolge bei den des Italienischen unkundigen Gouverneuren und Beamten — schreibt er Brief auf Brief, Bittschrift auf Bittschrift, unterwürfig, wenn er bittet, beinahe anmaßend, wenn ihm durch das Wohlwollen der Minister oder die Schwäche der Bureaux auch nur scheinbar ein Rechtsanspruch zugestanden worden ist. Die Konzession, deren Inhaber er ist, wendet er dann hin und her und preßt sie aus, eludirt mit außerordentlicher Geschicklichkeit die daran geknüpften, ihn belastenden Bedingungen, und ist ein Meister in der Ausnutzung der Verpflichtungen, die der Staat seinerseits übernommen zu haben scheint. Alles greift er an mit einer immer siegreichen Dreistigkeit, mit einer schlechterdings nicht zu erschütternden Sicherheit; wen er einmal gepackt hat, den läßt er nicht wieder los; wer einmal mit ihm gesprochen hat, dessen rühmt er sich gleich

Digitized by Google

als seines Gönners; er stirbt lieber Hungers, als daß er den Platz im Vorzimmer räumt, in das er eingedrungen ist. Wenn er dazu gelangt ist, sein Anliegen vorzutragen, ist er unerschöpflich in der Betheuerung seiner Ehrlichkeit, und dann wird er der Schrecken der Minister, der Räthe, der Beamten, ja der Thürsteher, denn mag die Glocke die Eröffnung oder den Schluß der Amtsräume anzeigen, immer ist er da, ein Lächeln auf den Lippen, eine Bittschrift in der Hand, mit seiner unversieglichen Beredsamkeit, als ewiger Bittsteller, und endlich sind sie des Krieges müde und geben die verlangte Unterschrift.

Seine eigenen Angelegenheiten sind ihm noch nicht genug, er bekümmert sich auch um die der Anderen; für diesen eine Pension, für jenen ein Aemtchen, Gnadenerweise, Strafnachlasse, Unterstützungen! . . . Seit der Eroberung sind kaum einige Monate verstrichen, da hat er, der nie in Frankreich gelebt hat oder überhaupt auch nur jemals dagewesen wäre, für den Alles an Frankreich: Organisation, Hierarchie, Verfassung neu ist, schon vollkommen die Vortheile begriffen, die er aus der Annexion ziehen kann. Er hat sich klar gemacht, daß man, um in Frankreich an irgend etwas Antheil zu haben, adlig sein muß." Carlo sammelt also mehr oder weniger glaubwürdige Dokumente, die den adligen Ursprung der Bonapartes erhärten sollen. Er ist der Erste auf der Insel, „der seine Aufmerksamkeit den zu Gunsten armer Adliger in Frankreich geschaffenen Einrichtungen zuwendet, der Erste, der begreift, welche guten Stellen man erlangen kann, wenn man sich als Edelmann in die Hierarchie der Robe, des Degens oder der Kirche hineinzuglissiren versteht. . . Und nicht allein, daß Karl Alles begreift, was einem Manne wie ihm eigentlich verschlossen sein müßte, er weiß auch durch seine Handlungen praktischen Nutzen daraus zu ziehen. . . Er erkennt auf den ersten Blick die Schritte heraus, welche zweckmäßig sind, er weiß die Trommel zu schlagen, sich zu insinuiren und einzudrängen, und jedes Mal macht er glücklich irgend einen kleinen Profit, gewinnt eine Konzession oder eine Gratifikation oder eine Pension, ein Amt, ein Beförderungsversprechen für seine Söhne, seinen Schwager oder seine Vettern. . .

Aber wenn es ihm gelingt, zu erraffen, was er erstrebt, ist er darum glücklich? Alle diese Anstrengungen, alle diese Leidenschaft, verschwendet an die Erringung von Aussichten, die ihn immer wieder von Neuem betrügen, von kleinen Gunstbezeugungen, die eine Art von Almosen sind — ist das Alles der Mühe werth,

Digitized by Google

wenn man nie aus der Misère herauskommt und seine Existenz durch allerhand Mittelchen fristen muß? Fühlt Carlo nicht in sich selber einen Trieb nach größeren Verhältnissen? Warum soll er nicht wie Andere und besser als Andere diplomatische Unterhandlungen führen, Provinzen regieren, auf liliengeblümtem Sessel präsidiren. . . . Was fehlt ihm dazu? Ist er nicht ein schöner Mann, von Adel, intelligent, gebildet? Und dabei nie eine andere Genugthuung für sein beleidigtes Selbstgefühl, seinen verletzten Stolz als dieses beschränkte Dasein, dieses abgelegene Haus, diese kleine Stadt, dieser vulgäre Lebenszweck! Also weg vom Hause und von Neuem auf die Suche in der Verfolgung einer neuen Illusion! Wo soll man seiner habhaft werden? Bald weilt er in Genua, bald in Pisa, bald in Florenz, in San-Miniato, in Rom, in Bastia, in Corte, in Marseille, in Versailles, immer aufgeregt durch seine Projekte, immer angestachelt durch Geldmangel, immer gepeitscht durch seine Chimären. Auf Reisen lebt er, auf der Reise stirbt er."

Dieser ungewöhnliche, unglückliche Mann starb schon mit neununddreißig Jahren am Magenkrebs, in Montpellier, bei dessen berühmter medizinischer Fakultät er Heilung gesucht hatte. Er hatte sich immer nur vorübergehend in Ajaccio aufgehalten, aber doch oft genug, daß sich seine Familie mit jedem Jahre vergrößern konnte. Mit achtzehn Jahren hatte er die vierzehnjährige Lätitia geheirathet, schon im folgenden Jahre wird der älteste Sohn, Josef, geboren, im nächsten Jahre, dem Jahre des Herrn 1769, kommt Napoleon zur Welt, und so geht das weiter, in einundzwanzigjähriger Ehe zwölf Kinder, ohne die sich mehrmals wiederholenden Mißwochen zu rechnen. Die Korsen sind ein Stamm der italienischen Nationalität, ihre Sprache ist ein italienisches Patois, und die Italiener betrachten Napoleon kurzer Hand als einen der Ihrigen. Auch in den übrigen Ländern gilt der Imperator vielfach als ein Italiener. Daran ist natürlich auf jeden Fall etwas Wahres, aber ist es wirklich ganz richtig? Wie Isokrates gesagt hat, das Griechenthum sei in eine Epoche eingetreten, in der es kein ἔθνος mehr sei, sondern eine παιδεία, kann man im achtzehnten Jahrhundert als einen Italiener im vollen Sinne des Wortes doch nur denjenigen gelten lassen, welcher einigen Antheil an der italienischen Kultur besitzt. Nun herrschte jedoch in dem damaligen Korsika eine Unwissenheit, von der es schwer ist, einen Begriff zu geben: Die sehr oberflächlichen Studien, welche Carlo Bonaparte auf der

Digitized by Google

Universität Pisa gemacht hatte, stellten ihn auf ein geistiges Niveau weit oberhalb aller seiner Landsleute; was sich sonst noch an gebildeten Geistlichen und Laien auf der Insel befand, das waren bis 1768 eine Handvoll Genuesen, nachher ein paar Franzosen. Der Lieutenant Napoleon Bonaparte war stolz darauf, als Militärschüler von Brienne der erste Korse zu sein, der Mathematik, selbstverständlich niedere Mathematik, gelernt hatte. Wie wenig die Korsen jener Epoche von der italienischen Bildung besaßen, zeigt am deutlichsten Napoleons Mutter. Die Ramolinos nehmen eine ähnliche gesellschaftliche Stellung ein wie die Bonapartes, aber diese Patrizierin einer italienischen Hafenstadt hatte niemals eine Zeile von Tasso gelesen, dessen Stanzen die gewöhnlichen Fischer und Fischerinnen von Chioggia singen. Ueberhaupt wurden ihr Lesen und Schreiben recht sauer, denn es hatte sich in Ajaccio wenig Gelegenheit gefunden, diese Geheimkünste zu erlernen. Dante, Petrarca, Ariost, Raphael kannte sie nicht einmal den Namen nach. Ebenso unbekannt blieben ihr Zeitlebens die guten Manieren der gebildeten Gesellschaft, die man auf der apenninischen Halbinsel bekanntlich ganz besonders hoch zu schätzen weiß; verfeinerte Lebensgewohnheiten erregten im Gegentheil ihre Abneigung. Kurz — Lätitia Bonaparte hatte vom Italienerthum nichts als das Blut der italienischen Rasse, das sich in ihrer äußeren Erscheinung offenbarte. Vom Scheitel bis zur Sohle glich sie einer altrömischen Matrone: über der hohen, mäßig vollen, kerzengrade gehaltenen Gestalt erhob sich ein hochgetragenes Haupt mit einem bildschönen, regelmäßigen aber etwas strengen Gesicht. Bei aller Unbildung viel natürlichen Verstand, reine Sitten, viel häuslichen Sinn, eine an Geiz streifende Sparsamkeit, eine der Kinderschaar gegenüber stets schlagfertige Hand. Unablässig mühte sie sich und sorgte und sparte, um trotz der schlechten Verhältnisse, in denen Carlo sie zurückgelassen hatte, die Kinder groß zu bringen. Ehrgeiz und Herrschsucht lagen ihr ganz fern, sie lebte nur für die Penaten ihres Hauses; während der ganzen Laufbahn ihres zweiten Sohnes hat sie sich niemals in Politik gemischt. Ihr derber natürlicher Verstand kam beim Anblick des Meteors Napoleon auf denselben Gedanken, der dem französischen Dachdecker durch den Kopf schoß, als er vom Dache fiel: „Ça va bien, pourvu que ça dure.“ Demgemäß richtete sie als Kaiserin-Mutter, als Madame-mère, ihre ganze Aufmerksamkeit darauf, die großen Summen, welche ihr, der immer Fordernden, der Kaiser bereitwillig aus seiner Privat-

Digitized by Google

schatulle schenkte, möglichst vortheilhaft und möglichst geheim anzulegen. In aller Herren Länder plazirt sie unter der Hand Kapitalien. Das ist während des Kaiserreichs fast ihr einziger Lebenszweck, von idealen Interessen irgendwelcher Art findet sich keine Spur, während doch bei den Einheits- und Freiheitskämpfen des neunzehnten Jahrhunderts zahlreiche edle Italienerinnen eine enthusiastische Antheilnahme zeigten. Wenn die Lombardinnen alle so schwunglos gewesen wären wie Lätitia Bonaparte, hätte Feldmarschall Haynau nicht auf den Gedanken kommen können, patriotische Frauen zur Abschreckung öffentlich auspeitschen zu lassen. Das von ihrem Sohne geschaffene Weltreich betrachtete diese Heldenmutter nicht mit vor Stolz wogendem Busen sondern mit einer Kälte und einer Gleichgiltigkeit, welche einen vollendeten Mangel an Begeisterungsfähigkeit, um nicht zu sagen einen gewissen moralischen Stumpfsinn verriethen.

Eine solche Unfähigkeit zur Erhebung des Gemüths kann man bei Lätitia nicht auf angeborene Gebrechen des Kopfes oder des Herzens zurückführen; wir haben ja gesehen, daß sie eine Frau von Verstand und Charakter war. Was ihr fehlte, das war die Erziehung, die verfeinerte intellektuelle und sittliche Kultur. Und nicht um eine individuelle oder familiäre Unvollkommenheit handelt es sich dabei sondern um eine nationale. Korsika bildete damals eine Nation für sich und hatte mit dem italienischen Volksthum so wenig zu schaffen wie die macedonische Nation vor Philipp und Alexander mit dem griechischen. Zwischen Napoleon und Alexander, mit dem der Kaiser der Franzosen sich so gern verglich, besteht in der That eine innere Verwandtschaft, insofern Beide auf den Konfinien der Zivilisation und der Barbarei erzeugt sind. Beide verdanken ihrer barbarischen Herkunft die Urkraft, mit der sie die gebildete Welt ihres Zeitalters aus den Angeln heben, die Leichtigkeit, mit der sie, ihre weltbürgerliche Mission vollziehend, von den Begriffen und Vorurtheilen einer nationalen Kultur abzusehen vermögen. Aber neben so gewaltigen Vorzügen ist den genannten halbbarbarischen Heroen auch ein Rest ungezähmter Wildheit gemein; sogar der milde Ranke vergleicht Napoleon mit einem Tiger: „Frankreich will eine Religion!“ sagte der erste Konsul um die Zeit des Abschlusses des Konkordats zu dem Geschichtsprofessor Volney. „Nein!“ antwortete ihm Volney trocken und ehrlich, „Frankreich will die Bourbonen!“ Da giebt ihm der Korse einen solchen Tritt in den Leib, daß er bewußtlos zusammenbricht und

Digitized by Google

Tage lang das Bett hüten muß*). So erstach Alexander Kleitus. Derselben blinden Wuth wie Philotas und Parmenion sind auf unbestimmte Verdachtsgründe hin Enghien und Palm zum Opfer gefallen. Der Selbstmord Pichegrus während seiner Haft im Temple ist bis auf den heutigen Tag so wenig aufgeklärt worden wie der Tod des gelehrten Frondeurs Kallisthenes, der angeblich Pagen Alexanders zur Ermordung des Königs angestiftet hat, im Gefängniß zu Baktra: „Quel dommage qu'un si grand homme soit si mal élevé", sagte der feine und frivole Erzfranzose Talleyrand von dem hanebüchenen korsischen Eroberer. In Aegypten hat er einmal ein paar französische Damen zu Tisch, während an seiner Seite eine junge Frauensperson sitzt, deren Gatten er nach Frankreich zurückgeschickt hat. Plötzlich wirft er eine Karaffe Wasser auf sie, scheinbar aus Versehen, und unter dem Vorwande, ihre verdorbene Toilette in Ordnung zu bringen, schleppt er sie mit sich in sein Zimmer, bleibt dort lange mit ihr, zu lange, während die Tischgenossen, um die Tafel bei dem unterbrochenen Mahle sitzend, warten und sich ansehen.**) So erzählte man im Alterthum von Alexander, daß er in Persepolis, weinglühend bei Tafel sitzend, vom Mahle aufgesprungen sei, um mit der Hetäre Thais den Palast der Großkönige anzuzünden. Die Geschichte mag nicht buchstäblich wahr sein, in einem höheren Sinne ist sie sicher authentisch; sie veranschaulicht uns wie jene Anekdote vom Nil die Rückfälle der Schüler des Aristoteles und Rousseaus in korsische respektive albanesische Wildheit.

Dasselbe Uebermaß nicht zu bändigender Rohheit wie bei Napoleon bemerkt man auch bei dessen ältestem Bruder Joseph. Ein Zank zwischen dem zuletzt Genannten und Bonaparte als Erstem Konsul endigt damit, daß Joseph seinem Bruder ein Tintenfaß an den Kopf wirft. Napoleon, dieses Mal ruhig, weil er mit einem Machtlosen, von ihm Abhängigen zu thun hat, erwidert den Schimpf nicht, sondern geht ruhig aus dem Zimmer, Joseph aber rast, allein gelassen, wie ein wildes Thier; er wirft Tische und Stühle um und zerschlägt sie zugleich mit dem gesammten anderen Meublement. Auch Bismarck pflegte, wenn er sich nach einem Streit mit König Wilhelm allein befand, das Gewaltsame in seiner Natur an einer Waschschüssel oder an sonst einem Geräth auszulassen, aber so wie

*) Taine „Les origines de la France contemporaine. Le régime moderne". I S. 54.

**) Taine „Le régime moderne". I S. 53.

Digitized by Google

die beiden Korsikaner vermochte der Deutsche doch nicht zu rasen: es ist ein Unterschied wie zwischen einem ausschlagenden Roß und gereizten Raubthieren.

Während der Revolution schien es, als ob Joseph alle seine Brüder überflügeln und das Glück der Familie begründen würde, indem er es in Marseille, als Beamter des Konvents, wagte, Marie Julie Clary zu heirathen, eine Dame der reichen Bourgeoisie, deren Familie mit adligen Geschlechtern verschwägert war. Joseph wurde so der nahe Verwandte von Leuten, die soeben hingerichtet oder gar emigrirt waren. In Anbetracht der List, Gewandtheit, Doppelzüngigkeit und Feinheit, welche zu einer solchen Schaukelpolitik gehörten, mag es hier doch geboten sein, Merkmale der italienischen Rasse zu konstatiren, welcher die Gebrüder Bonaparte entstammten. Fräulein Clary war für südländische Verhältnisse schon ziemlich ältlich und grundhäßlich; sie nahm Joseph einerseits aus Furcht vor dem Blutgerüst, das schon so viele ihrer Angehörigen und Freunde hatten besteigen müssen, andererseits weil Joseph — übrigens ein schöner Mann — innerlich nicht zu den Blutmenschen gehörte und persönlich an den Mordthaten keinen Antheil genommen hatte, sowenig wie Napoleon, der Protégé des jüngeren Robespierre war sich aber gleichfalls den Rückzug vom Sanskülottismus zu den Ordnungsparteien frei hielt. Im Uebrigen war sie klug und anständig, und vor Allem ihr Reichthum von wirklich solider Natur — Joseph wußte sich eben wie sein Vater zu glissiren und insinuiren. Lätitia Bonaparte, die auf Vermögen ebensoviel hielt wie auf Anständigkeit, war von der Verbindung ganz entzückt und hat sich immer — auch als Madame-mère — mit Marie Julie und den Clarys gut gestanden.

So hatte denn der 26jährige Joseph Dank seiner Geschicklichkeit und Schlauheit sein Glück gemacht, während der 25jährige Napoleon sich zwar vor Toulon ausgezeichnet hatte, aber doch nichts weiter war als General, deren es damals in der französischen Republik so viele gab, wie heute in Nord- und Südamerika. Die genannte Würde stand im Jahre 1794 umso niedriger im Kurse, als voraussichtlich bald eine massenhafte Verabschiedung von Generälen ins Werk gesetzt werden mußte, und diejenigen, welche eine derartige Maßregel betraf, dann wahrscheinlich ohne Pension einfach auf die Straße geworfen wurden. Auch der dritte Bruder, Lucian, schwamm, obgleich erst 19jährig, schon in den trüben Wellen der revolutionären Politik. Ungleich den beiden älteren

Digitized by Google

Brüdern, die in Bezug auf die innere Politik Frankreichs eine soviel wie möglich reservirte Haltung einnahmen, geberdete er sich als wilder Jakobiner, hatte er doch in dem Flecken Saint-Maximin eine Stelle als Intendanturbeamter mit 1200 Franken bekommen! Innerhalb der so reich begabten Familie war Napoleon in erster Linie Militär, Joseph hatte diplomatische Talente, Lucian war tüchtiger Redner, Agitator, Parlamentarier, Publizist. Innerlich kalt gegen alle politischen Ideale, wenn man nicht eine leidenschaftliche Liebe zu der eigenen persönlichen Unabhängigkeit dazu rechnen will, sonst nur angetrieben von dem Drange nach Ehre und Besitz posirte der 19jährige Junge mit ebensoviel Intelligenz wie Thatkraft den Robespierre von St. Maximin. Dieses Städtchen taufte er in Marathon, sich selbst in Brutus um. In dem Volksverein, wo er der einzige Redner war, regierte er unter dem Namen eines Vorsitzenden und mit dieser deliberativen Gewalt vereinigte er die exekutive als Vorsitzender des revolutionären Ausschusses. Und er machte Gebrauch von seiner Macht: mehr als zwanzig der anständigsten und geachtesten Bürger von Saint-Maximin wurden auf seinen Befehl ins Gefängniß abgeführt: „Leute mit denen ich mich sonst nicht würde haben sehen lassen, ohne zu erröthen", so schrieb er später, „Galeerensträflinge und Diebe waren damals meine Kameraden". So war der Patriziersohn in jeder Beziehung zu einem echten and gerechten Terorristen geworden; nur in einer nicht: wie Napoleon und Joseph hielt er sich fern von dem feigen Meucheln und Metzeln; kein Tropfen Blut besudelte seine Hände. Trotz seines jugendlichen Alters verheirathete er sich mit der Schwester des Gastwirths, bei dem er wohnte, Katharina Boyer, einer zwei Jahr älteren Person. Sie war so ungebildet, daß sie kaum ihren Namen schreiben konnte, auch nicht hübsch, abgesehen von den sanften, guten Augen. Gleichwohl bewahrte ihr Lucian, dem sie zwei Töchter gebar, so lange sie lebte, seine Achtung und Liebe, und die ungewöhnliche Klugheit Katharinas sowie ihre Verträglichkeit und Respektabilität bewirkten, daß sie auch zu der Anfangs natürlich sehr unzufriedenen Familie ihres Gatten in ein gutes Verhältniß kam.

Es ist bekannt, daß die Reaktion des neunten Thermidor Napoleon beinahe den Kopf gekostet hätte, da er es trotz aller diplomatischen Künste nicht ganz hatte vermeiden können, sich mit seinem Protektor Robespierre zusammen zu kompromittiren. Was Brutus anbetraf, so mußte er aus Marathon fliehen. Er hoffte,

Digitized by Google

in der Verwaltung des Fuhrparks der Armee von Italien einen sicheren Unterschlupf gefunden zu haben, aber die Notabeln von Saint-Maximin, welche nach dem Sturze der Jakobiner wieder Einfluß ausübten, machten ihn ausfindig und bewirkten seine Verhaftung. Inzwischen war Napoleon nach Paris gegangen, um mit den neuen Machthabern anzuknüpfen, und es gelang ihm von hier aus, die Freilassung Lucians zu bewirken. Das verdankte er seiner Meisterschaft im Antichambriren, die als ein werthvolles Erbtheil auf ihn von seinem Vater übergegangen war. Ohne sie würde er auch das Kommando am 13. Vendèmiaire nicht erhalten haben, wenn er es auch in erster Linie seinen Fähigkeiten verdankte. Dann bekam er den Oberbefehl über die Armee von Italien, und zu gleicher Zeit verheirathete er sich. Der damals so mächtige Barras erzählt in seinen Memoiren, er habe sein Wohlwollen für Napoleon einigermaßen davon abhängig gemacht, daß der junge General seine Maitresse Josephine, deren er überdrüssig gewesen sei, heirathe. So habe er die lästige Person, deren Zärtlichkeiten garnicht abzuschütteln gewesen wären, loswerden wollen. Das italienische Kommando sei dem jungen General dann gleichsam als Mitgift zu Theil geworden. Barras, als fanfaron de vice, merkt garnicht, wie viel Beschämendes das von ihm berichtete Histörchen für ihn selber hat; er glaubt nur Napoleon und Josephine damit herunterzusetzen. Pikant genug wäre es, wenn die Weltgeschichte zur Erhebung Napoleons den bezeichneten Weg eingeschlagen hätte, aber es ist schwerlich wahr. Das Direktorium schuldete dem Bändiger der royalistischen Erhebung, dem Oberbefehlshaber der „Armee des Inneren" ein Kommando an der Grenze. Daß der kleine Korse die Welt erobern würde, ahnte ja Niemand; man traute ihm, zumal in Anbetracht der Abnahme des revolutionären Elans, wohl weiter keine bedeutenden Erfolge zu als die Heimbringung eines großen Vermögens. Und was die Beziehungen von Barras zu Josephine betrifft, so ist nicht anzunehmen, daß der indolente Barras sich allzu eifrig um die Versorgung einer Person bekümmert haben wird, die einfach zur Demimonde gehörte und ohne große Gemüthsbewegung ein Verhältniß nach dem anderen unterhielt. Mag ihm Barras gelegentlich zugemuthet und versprochen haben, was er wolle — wenn Napoleon entschlossen gewesen wäre, Josephine nicht zu heirathen, so würde er doch die Armee von Italien erhalten haben und zwar mit Zustimmung von Barras.

Digitized by Google

Mit Josephine wurde ein ganz heterogenes Element in die Familie Bonaparte eingeführt. Sie besaß hervorragende gesellschaftliche Talente und die Manieren der adligen Französin des ancien régime. Beides ging den weiblichen und männlichen Bonapartes vollständig ab; sie waren insofern wirklich „korsische Parvenüs", und auf Napoleon haben die genannten Vorzüge, die ihm selber fremd waren, immer einen bedeutenden Eindruck gemacht. Er rühmte sie an den Emigranten, denen er als Kaiser seine Hofämter übertrug; ein adliger Kammerherr, der ihm in ergebener und doch würdevoller Haltung auf einem silbernen Tablet einen Brief überreichte, imponirte ihm. Aus diesen Kreisen stammte die verwittwete Generalin Beauharnais, die Napoleon sicher aus Neigung geheirathet und auf seine Weise geliebt hat. Berechnung mag auch mit im Spiele gewesen sein. Napoleon wollte, wenn er sich an die Grenze begab, in Paris innerhalb der herrschenden Kreise eine zu diesen gehörende Vertreterin seiner selbst haben; seine halb ausländischen Brüder schienen ihm zu solcher Stellung innerhalb der französischen Gesellschaft nicht geeignet zu sein. Trotzdem kann nicht geleugnet werden, daß die Ehe mit Josephine Napoleon großentheils Herzenssache gewesen ist. Diese Liebe ist von der, welcher sie galt, niemals erwidert worden; Josephine hat Napoleon nur genommen, um an den Schätzen zu partizipiren, die die Feldherren der Republik so leicht zu sammeln vermochten. Obwohl sie sich an Jakobinersitten hatte gewöhnen müssen, wurzelte sie doch zu fest in der alten französischen Gesellschaft mit ihren feinen Sitten, als daß ihr der rüde Korse, der seine klirrenden Reiterstiefel in den Salon mitbrachte, nicht hätte unangenehm sein sollen. Die verzehrenden Augen ihres zweiten Gatten waren ihr ebenso unheimlich wie sein Genie, denn sie war eine Frau von durchaus alltäglicher Weltanschauung, und die originale Denk- und Ausdrucksweise Napoleons machte ihr eher den Eindruck der Narrheit als der Größe. Unbedeutende Frauen sind oft tüchtige Menschen- oder wenigstens Männerkennerinnen, indem sie ihren Mangel an Urtheilskraft durch das sichere Gefühl zu ersetzen wissen, welches ihrem Geschlechte angeboren zu sein pflegt. Josephine aber hatte kein Gefühl, weder für ihre Kinder noch für ihren Gatten, und so empfand sie auch nicht die geringste Ahnung von seinem Genie, wußte ihn noch weniger zu würdigen als damals alle Welt. Ohne Gemüth, ohne Bildung, von wenig Geist lebte sie nur für die Zerstreuungen, die eine oberflächliche Geselligkeit bietet und vor

Digitized by Google

Allem für die Befriedigung ihrer Leidenschaft, in Juwelen und Spitzen zu wühlen und überhaupt das Geld mit vollen Händen auszugeben. Napoleon war nicht unnobel in Geldsachen und der Geschmack, den Josephine bei allem Luxus an den Tag legte, berührte sein halbbarbarisches und doch für diese Reize der Zivilisation sehr empfängliches Gemüth äußerst angenehm, gleichwohl vermochte der Gebieter der Welt nur schwer den finanziellen Ansprüchen seiner Gemahlin zu genügen; in den Magazinen, bei den Juwelieren und Damenschneidern von Paris machte die Kaiserin heimlich Schulden über Schulden. Mit viel weniger Passion als diesen Fadaisen huldigte Josephine den Freuden der Liebe, denn sie war eine kalte, apathische Natur, aber auch auf dem Gebiet verirrte sie sich weit, sehr weit von den Pfaden des Erlaubten. Die altfranzösischen Herzoginnen und Gräfinnen waren gewiß nicht alle Tugendspiegel gewesen, aber ihre süßen Sünden waren doch wenigstens Angelegenheiten des Herzens gewesen, für Geld und Brüsseler Spitzen hatten sie sich nicht preisgegeben. Josephine dagegen erscheint während der Revolutionszeit einfach als ein Mitglied jener eleganten Demimonde, die in dem Lande des cherchez la femme während seiner ganzen Geschichte, von den frühesten monarchischen Epochen an bis herunter zu Gambetta und zu unseren Tagen, immer so einflußreich gewesen ist. Freilich hatte sie nach der Hinrichtung ihres ersten Mannes die Noth in die Arme Talliens und Barras' getrieben; sie mußte essen und sich anziehen, aber sie brauchte viel, um sich anzuziehen und im Uebrigen wußte sie sich in alle diese bedenklichen Verhältnisse mit jener glücklichen Leichtigkeit zu finden, die der geborenen Venuspriesterin eigenthümlich ist. Sie that das Alles ohne die geringste Gemüthsbewegung, als müßte es so sein, mit derselben leichten, nonchalanten Anmuth, die Napoleon bezaubert und gefesselt hat. Schon Josephinens erste Ehe war eine recht stürmische gewesen, und nachdem sie nun wiedergeheirathet hatte, und als der junge Feldherr bei Millesimo, Dego, Montenotte, Lodi, Lonato von Sieg zu Sieg vorwärts stürmte, da krönte sie von Paris aus in ihrer liebenswürdig-nachlässigen Weise die lorbeerumwundene Stirn des Helden mit den schönsten Hörnern. Wenigstens beobachtete sie im Jahre 1796 noch den äußeren Anstand, zwei Jahre später, als Napoleon in Aegypten kämpfte, trug sie, in französischen Bädern sich pflegend, den Ehebruch geradezu herausfordernd zur Schau. Und es war nicht etwa eine starke Leidenschaft, unter deren Herrschaft sie sich so vergaß,

Digitized by Google

sondern kleinliche Weiberschlauheit. Napoleon hatte vor der Abfahrt nach dem Nil sein ganzes Vermögen an Joseph übertragen, und die Bonapartes haßten die vermögenslose Halbweltlerin, die sich in ihre Familie eingedrängt hatte, mit korsischer Unversöhnlichkeit und Wildheit. Wie nun, wenn Napoleon eine Kugel traf, oder wenn dieser unbändige Mensch, der wohl ein ausgezeichneter General war aber doch sicher kein so gewiegter Staatsmann wie Barras oder Sieyès, sich durch seine Exzentrizitäten politisch zu Grunde richtete und auf der nassen oder der trockenen Guillotine umkam? Oder wenn er auch nur in Obskurität zurückfiel, wer sollte sie dann ernähren und ihre Toiletten bezahlen? Wenn man einen so tollkühnen und unbesonnenen Soldaten zum Manne hatte, da war es doch richtig, daß man noch andere Intimitäten pflegte, um gegen die Wechselfälle der Zukunft gesichert zu sein. Wer sich für den Charakter Josephines interessirt und sie ist, wie gesagt, ein nationaler Typus, der im Verlauf der französischen Geschichte tausendfach wiederkehrt, der lese neben Masson die Memoiren der Frau von Rémusat. Frau von Rémusat war Hofdame der Kaiserin und ihre Vertraute; die Memoiren sind nicht ohne Berechnung geschrieben und in mancher Beziehung verdächtig; immerhin aber ist die Verfasserin wohlunterrichtet und eine gebildete Französin, d. h. keine Freundin gewöhnlichen Klatsches, von starkem litterarischen Talent und befähigt, sich höhere Gesichtspunkte zu stecken. Die genannten Denkwürdigkeiten vergegenwärtigen uns nun das Wesen Josephines mit der größten plastischen Kraft und der höchsten Anschaulichkeit, und die Gattin Napoleons erscheint hier ähnlich wie bei Masson, sodaß über ihre Natur kein Zweifel mehr obwalten kann. Sie, die noch als Kaiserin der Franzosen ihre heimlichen Galanterien fortgesetzt hat, blieb auch auf dem Throne, was sie immer gewesen war, eine Dirne von feinen anmuthigen Manieren aber sonst eine Dirne niedrigsten Genres. Welch ein Unterschied gegen jene andere gekrönte Prostituirte, die byzantinische Kaiserin Theodora! In Theodora loderte doch ein echtes Feuer; als der Aufstand der Grünen losbrach, rettete sie dem Kaiser, der den Kopf verloren hatte, durch ihre Geistesgegenwart und ihren Muth Thron und Leben. Josephine dagegen ragte weder durch Geist noch durch Charakter über die gewöhnlichste Mittelmäßigkeit hervor; sie war ohne jeden Schwung, nichtig und innerlich eiskalt; ohne Stolz und Würde; eine Löwin des Salons, weiter nichts; nicht einmal Gemüth besaß sie; ihre erwachsenen Kinder lagen der alternden

Digitized by Google

Kokette keineswegs am Herzen. Ihre Nachfolgerin und Nichte Eugenie, die ja Manches mit ihr gemein hat, ist ihr doch weit überlegen: Der alternde und kränkelnde Napoleon III. fand an seiner Gemahlin eine Stütze, Napoleon I. konnte Josephine nur gebrauchen als graziöse Repräsentantin seines kaiserlichen Hauswesens und zu seiner Zerstreuung, wenn er, von der Arbeit ermüdet, einen Augenblick in ihre Gemächer trat, um mit der eleganten Weltdame leicht zu plaudern. Als bei der Berathung des code civil im Staatsrath die Kapitel, welche das Eherecht betrafen, diskutirt wurden, da sagte Napoleon: „Wo ein Sopha ist, da ist auch ein Ehebruch; es ist schade, daß wir die Frauen nicht in Harems einsperren können wie die Türken." Dieselbe niedrige Schätzung des weiblichen Geschlechtes bewies Napoleon auch bei der Wahl seiner Frau: Er heirathete eine perlenübersäte, weich, nachlässig, üppig, träge dahingestreckte Odaliske, die seine Sinne reizte, eine sicher auftretende grande dame, deren gesellschaftliche Routine dem rauhen korsischen Barbaren imponirte.

Als in den Zeiten der Völkerwanderung die rohen aber sittenreinen Germaninnen zu Herrinnen der hochgebildeten aber verderbten römischen Welt wurden, da lösten sich alle Bande der objektiven Moral; die Frankenweiber der merovingischen Epoche gehören zu den zuchtlosesten Frauengestalten der Geschichte. Aehnliche Folgen machten sich geltend, als die Schwestern Napoleons die hinterwäldlerische Insel mit ihrer gebundenen Sittlichkeit verließen und in die der freien Liebe huldigende französische Gesellschaft der Revolutionszeit eintraten. Die chronique scandaleuse von 1795 erzählt mit Behagen, wie lustig die Schwestern des Brigadegenerals Bonaparte bei ihrem damaligen Aufenthalte in Marseille gelebt haben; Masson hat, ziemlich kritisch wie er ist, von dem bösartigen Gerede nichts aufgenommen; indessen erzählt er doch auch, daß die älteste Schwester Elisa ihre Verheirathung mit dem unwürdigen Felix Bacciochi trotz des Widerspruchs ihrer Familie deshalb durchgesetzt habe, weil Lätitia und ihre Töchter mit dem Amoroso Elisas dasselbe Haus bewohnten: „Cela explique beaucoup de choses". Trotz dieser Abweichung von dem richtigen Wege — und sie hat noch öfter blumige Seitenpfade der geraden Straße vorgezogen — würde man Elisa unrecht thun, wenn man sie ihrer Schwägerin Josephine gleichstellte. Das fade Geschwätz vornehmer Durchschittsgesellschaften genügte ihr nicht, sie strebte darnach die Männer von Geist in ihre Zirkel zu ziehen; sie strebte nach dem

Digitized by Google

Ruhme, Beschützerin von Kunst und Wissenschaft zu sein, soweit solche Bestrebungen unter der Säbelherrschaft gedeihen konnten, und wurde die Gönnerin Chateaubriands, der ihr viel verdankte. In ihrer Gesellschaft vermochte man über dem Eindruck, den ihre Klugheit machte, zu vergessen, daß sie, als einzige von den Geschwistern Bonaparte, nicht schön war. Zeichnete sich Elisa durch Geist aus, so glänzte die zweite Schwester, Pauline, durch Muth. Sie war vermählt mit dem General Leclerc, der nach dem Frieden von Amiens als Generalgouverneur nach St. Domingo gesendet wurde, um die genannte, in die Hände der aufständischen Farbigen gefallene Kolonie wiederzuerobern. Trotz der Gefahr, welche das mörderische Klima der Tropeninsel mit sich brachte, begleitete Pauline ihren Gemahl, indem sie erklärte, sie wolle auch ein bischen Ruhm haben. Die Expedition nahm einen übeln Ausgang; das gelbe Fieber dezimirte die Reihen der Franzosen, und die schwarzen Rebellen drangen schließlich in den Hafenplatz ein, wo der Generalgouverneur residirte. Leclerc hatte angeordnet, daß die Frauen und Kinder auf die Schiffe in Sicherheit gebracht werden sollten; mit den Männern wollte er einen letzten Waffengang wagen, der allem Anschein nach nur mit der Vernichtung der kleinen Schaar enden konnte. Weinend strömen die Frauen und Kinder nach dem Hafen, nachdem sie von Männern und Vätern den entsetzlichen Abschied für immer genommen haben, hinter ihnen her streben die Gelehrten, die die Expedition begleiten, mit aufgespannten Sonnenschirmen eilig dem sicheren Port zu. Nur Pauline weigert sich, die schon halberstürmte Stadt zu verlassen, ohne des furchtbaren Schicksals zu gedenken, mit dem der Sieg der schwarzen Teufel sie bedroht. Schon hallen der Donner der Geschütze, das Geknatter des Gewehrfeuers von den Wänden des Gouvernementsgebäudes wider, da befiehlt Leclerc, Pauline mit Gewalt wegzubringen. Vier Grenadiere nehmen den Sessel, auf dem sie sitzt, und tragen die Statthalterin nach den Schiffen. Dann nimmt das Gefecht wider Erwarten eine für die Franzosen günstige Wendung, die Farbigen werden aus der Stadt vertrieben, und Pauline Leclerc kehrt, von den jubelnden Angehörigen der tapferen Kämpfer umgeben, im Triumph zurück. Diese Erzählung erweckt, so wie sie Masson wiedergiebt, den Verdacht, als ob sie tendenziöser bonapartistischer Geschichtsverschönerung ihre Entstehung verdankt, indessen kann sich das nur auf die Ausschmückung beziehen, den Kern wird man nicht wegkritisiren können: Pauline war in der That

Digitized by Google

ein beherztes, entschlossenes Weib, nicht unwürdig ihres Bruders. Sie und Josephine, der sie in ihrer Leidenschaft für Luxus und Toiletten glich, waren beide Insulanerinnen, aber die eine von dem edlen italienischen Blut, die andere von der minderwerthigen kreolischen Rasse.

Leclerc sollte die Früchte jenes militärischen Erfolges nicht lange genießen; er erlag dem gelben Fieber, und Pauline verließ St. Domingo, ihren Sohn Dermide und den einbalsamirten Leichnam ihres Gemahls mit sich führend. In einer besonderen goldenen Urne war Leclercs Herz beigesetzt; eine Aufschrift besagte in schön stilisirten lapidaren Worten, daß in dem Gefäß das Herz des tapferen Generals und die Liebe seiner Gemahlin eingeschlossen seien. Aber kaum war Pauline in Paris eingetroffen, da verliebte sie sich in den Fürsten Borghese, einen schönen Mann ohne alle Bildung, der ihre Neigung erwiderte. Die ganze Familie Bonaparte einschließlich des Ersten Konsuls waren von der Partie entzückt, denn die Borghesi, eine alte päpstliche Nepotenfamilie, gehörten zu den vornehmsten Geschlechtern Italiens; überall auf der apenninischen Halbinsel stieß man auf ihre Güter. Der Heilige Vater und der kluge Kardinalstaatssekretär Consalvi begünstigten die Verbindung, der Kardinal-Legat bei der französischen Republik, Angiolini, hatte die Partie so zu sagen gemacht: „Die Bonapartes sind Italiener", sagten die Eminenzen augenzwinkernd, „sie gehören zu den Unsrigen". So schienen die Gestirne dem jungen Paar günstig zu sein, aber es gab doch ein Hinderniß zu überwinden, das sich dem sehnsüchtigen Verlangen der Liebenden entgegenstellte. Der eben fertig gewordene und publizirte code civil bestimmte, daß Wittwen sich vor Ablauf des Trauerjahres nicht wieder vermählen dürften, aber Pauline hatte sich trotz der goldenen Urne und ihrer Aufschrift längst getröstet; die Arme mußte wiederheirathen; sie konnte es eben nicht länger aushalten. Aber wie um den verwünschten code civil herumkommen; durfte die Schwester des Ersten Konsuls das böse Beispiel der Gesetzesübertretung geben? Die vor Leidenschaft glühende Korsin, ich hätte beinahe geschrieben Merovingerin, scheute davor nicht zurück, und die Heilige Kirche gab ihren Segen und ihre Assistenz. Borghese und Pauline schlossen eine sogenannte mariage de conscience, d. h. ein gefälliger Priester traute sie, ohne daß ein standesamtlicher Akt stattgefunden hätte. Das Institut der Zivilehe wurde einfach ignorirt. So waren denn die jungen Leute vereinigt. Der Erste Konsul freilich, der auf sein Gesetzbuch

Digitized by Google

so stolz war wie auf Marengo und die Schlacht an den Pyramiden schäumte, aber ein guter Bruder, wie er war, ging er bald vom Zorn zum Groll über, um allmählich ganz zu vergessen. Inzwischen genoß die 23jährige Fürstin Borgheſe in vollen Zügen das Glück ihrer Flitterwochen; ſie zog mit ihrem Mann nach Rom, wo ſie den päpſtlichen Hof durch ihre blendende Schönheit ebenſo entzückte, wie durch Lebhaftigkeit, Frohſinn, Schalkhaftigkeit, durch eine im Erſinnen neuer Tollheiten ſchlechterdings unerſchöpfliche Einbildungskraft, verbunden mit geiſtreich übermüthigem Witz und einem ausgeſprochenen Talent für die Karikatur. Aber bei allen dieſen glücklichen Gaben war ſie in Bezug auf Manieren und Gefühlsbildung weder Italienerin noch Franzöſin, überhaupt keine Tochter der geſitteten Welt ſondern Halbbarbarin. „Quel dommage qu' un si grand homme soit si mal élevé", paßt mutatis mutandis auch auf Napoleons Schweſter. Im damaligen Rom verzieh man alle Ausſchweifungen, wenn nur die Déhors gewahrt wurden, aber auch der äußere Anſtand ging der neuen Fürſten Borgheſe ab. Sie machte ſich in der ewigen Stadt bald unmöglich, auch die Paſſion für „den kleinen Camillo" erloſch mit der erſten Sättigung, und Pauline reiſte in die Bäder von Lucca, um hier den verſchiedenſten vielleicht beſſer im Dunkeln bleibenden Zerſtreuungen nachzugehen. Inzwiſchen ſtarb ihr in Frascati zurückgelaſſener Sohn Dermide, das theure Vermächtniß des angeblich ſo treu geliebten Leclerc, ein Zwiſchenfall, deſſen ungeachtet Pauline, der Schwarz ſehr gut ſtand, ſich ruhig weiter amüſirte. Wenn man dieſe abſtoßende Verbindung von Sinnlichkeit und Gefühlloſigkeit betrachtet, möchte man ſich beinahe verſucht fühlen, einen Vergleich zwiſchen der Korſin und Brunhilde und Fredegunde zu ziehen.

Ungebrochene wilde Leidenſchaft gehört auch zu den Charakterzügen des dritten Bruders, Louis, des Vaters von Napoleon III., wie wenigſtens die Mutter, Hortenſe, ſagte. Louis wurde von dem Erſten Konſul aus politiſchen Gründen gezwungen, Hortenſe Beauharnais, die Tochter Joſephinens, alſo die Stieftochter Napoleons, zu heirathen. Sie hat ihrem Gemahl ſpäter gegründete Urſache zur Eiferſucht gegeben, aber im Jahre 1802, als er ſie heirathete, betrug ſie ſich noch anſtändig, erſt die Barbarei des Gatten hat die unglückliche Frau, in der ein guter Kern ſteckte, — ſie hat nach dem Sturze der Dynaſtie in Augsburg und Arenenberg ihre Söhne vorzüglich erzogen — der Sünde in die Arme ge-

Digitized by Google

ein beherztes, e
Sie und Josep
Toiletten glich,
dem edlen ita
kreolischen Ra
Leclerc
lange genieß
St. Dominge
ihres Gema
Urne war
stilisirten
tapferen G
seien. Ab
sie sich i
Bildung,
einschließ
denn die
den vor
Halbin
kluge
der Ka
die P
sagten
So s
es g
süchti
geword
vor A

Digitized by Google

Maße, wie sein Bruder emporkam, in die Rumpelkammer geworfen hatte. Andere Revolutionäre mochten sich dem Militärdespotismus zuwenden, weil ihnen alle politischen Ideale durch die Anarchie verekelt waren, aber dieser Korse stand dem geistigen Leben Frankreichs, obwohl er es intellektuel beherrschte, innerlich doch zu fremd gegenüber, als daß er das Opfer heiliger Ueberzeugungen hätte zu bringen brauchen. Napoleon, im parlamentarischen Leben unerfahren, spielte bekanntlich seine Rolle als Staatsstreichsgeneral sehr schlecht; seine in der Galerie von Saint-Cloud vor dem Rathe der Alten gehaltene Rede mißrieth vollständig, sie machte auf die sonst sehr bonapartistisch gesinnte erste Kammer einen so übeln Eindruck, daß die Freunde des Generals nicht wagten, die verabredeten Anträge einzubringen. Tiefes und unheimliches Schweigen herrschte im Rath der Alten, als Napoleon mit schleppenden Schritten die erlauchte Versammlung verließ und wie im Traume nach der Orangerie wandelte, in der die Fünfhundert tagten. Hier hatte eine wüthende Opposition die Oberhand, die Arbeit war unendlich viel schwieriger als im Rathe der Alten. Napoleon tritt ein, die Deputation der Alten, die ihn begleiten sollte, war nicht zu Stande gekommen; er hatte vier Grenadiere um sich, hinter ihm wird ein ganzes Peloton von Generalen und Offizieren sichtbar. Ein furchtbares Geheul, ein orkanartiges Gebrüll durchtobt, auf allen Bänken zugleich ausbrechend, die Orangerie. „Hors la loi! Nieder mit dem Tyrannen! Nieder mit dem Diktator!" Napoleon kann kein Wort hervorbringen. Man drängt auf ihn ein, man bedroht ihn mit Thätlichkeiten, man stößt ihn; die Grenadiere nehmen ihn in ihre Mitte und ziehen ihn heraus.

Lucian bleibt allein unter diesen losgelassenen Irren und setzt den Kampf fort. Man ruft ihm die Formel zu, mit der sich die Führer der verschiedenen revolutionären Fraktionen gegenseitig von den Sesseln der Regierung auf das Schaffot geschickt hatten, das furchtbare „Hors la loi!" „Hors la loi! Hors la loi! Abstimmen Präsident! Le hors la loi!" Lucian verläßt den Präsidentensessel, schreitet auf die Rednerbühne zu und sagt dem General Frégeville etwas ins Ohr. Frégeville verläßt inmitten des Lärms unbemerkt den Saal. Lucian temporisirt, er läßt einige Redner ihre wilden Anträge begründen, dann, als er annimmt, daß die Soldaten, welche Frégeville holt, da sind, besteigt er die Tribüne. Sein vibrirender Baß beherrscht die Versammlung, welche in den Paroxismus von Gewaltsamkeit und Beschimpfung verfallen ist.

Digitized by Google

„Es giebt hier keine Freiheit mehr," sagt Lucian. „Da ich kein Mittel mehr habe, mich Ihnen verständlich zu machen, so sollen Sie wenigstens sehen, wie Ihr Präsident als Zeichen der Trauer hier die Abzeichen der volksthümlichen Magistratur ablegt." Er entkleidet sich seiner Toga und seiner Schärpe, wirft sie auf die Tribüne, dann steigt er langsam die Treppe herunter, an deren Fuß seine Freunde sich aufgestellt haben; von ihnen umgeben schreitet er auf die Thür zu, und im Augenblick, wo er sie erreicht, erscheint dort die requirirte Garde. Dann geht er hinaus, eilt in den Hof, schwingt sich auf ein Pferd, läßt einen Trommelwirbel schlagen und haranguirt die Truppen, indem er mit leidenschaftlicher, durch seine Aufregung gesteigerter Beredsamkeit verlangt, drängt, befiehlt, daß man die „Repräsentanten des Dolches" auseinanderjagen möge. Bonaparte ertheilt Ordre dazu, die Tambours schlagen, und, Murat und Leclerc an der Spitze, dringen die Grenadiere mit gefällten Bajonetten in die Orangerie ein. Die Volksvertreter springen aus den Fenstern, der Staatsstreich ist vollzogen, die Rupublik gestürzt, die Militärdiktatur begründet.

Aus solchem Holze war der dritte Bruder Napoleons geschnitzt. Man hat Thiers zum Vorwurf gemacht, sein Charakterbild Napoleons zeige zu wenig das Antlitz des Tigers, es sei ein Napoleon bonhomme. Man wußte bisher schon, daß Napoleon wirklich Bonhommie an den Tag zu legen verstand, er konnte entzückend liebenswürdig sein, wenn er etwa einen Grenadier ins Ohrläppchen kniff. Eine recht deutliche Kenntniß von der gemüthlichen Seite seines Wesens verdanken wir jedoch erst dem Buche Massons. Napoleon war ein guter Sohn, Bruder und Schwager. Als zweiundzwanzigjähriger Lieutenant nimmt er auf der Rückreise von Korsika nach Frankreich den zwölfjährigen Louis mit, um ihn in einer Artillerieschule oder sonst irgendwo, wo es Freistellen gab, unterzubringen. Vorläufig behält er ihn bei sich in seiner Garnison Auxonne, wo er sich seine Gage am Munde abspart, um Louis mitzuernähren. Er giebt ihm Stunden, um seine Bildung kostenlos zu fördern. An Joseph schreibt er folgenden von brüderlich-väterlicher Zärtlichkeit eingegebenen Brief: „Louis hat fünf oder sechs Briefe geschrieben, ich weiß nicht, was er quatscht. Er lernt mächtig, auch französisch schreiben. Ich unterweise ihn in Mathematik und Geographie, er liest Geschichte. Er wird ein prächtiger Kerl werden. Alle Frauen hier sind in ihn verliebt. Er hat so etwas wie französische Redeweise angenommen, comme il faut,

Digitized by Google

leicht; er versteht es, chic in eine Gesellschaft einzutreten, zu grüßen und thut die üblichen Fragen mit dem Ernst und der Würde eines Dreißigjährigen. Ich sehe ganz deutlich, daß aus ihm der prächtigste Kerl von uns Vieren werden wird. Freilich hat auch Niemand von uns eine so gute Erziehung genossen. Seine Fortschritte im Schönschreiben werden Dir vielleicht nicht genügen, aber Du mußt bedenken, daß ihm bis jetzt sein Lehrer weiter nichts beigebracht hat, als seine Federn zu beschneiden. Seine Orthographie dürfte Dich eher zufriedenstellen. Er ist ein reizendes Kerlchen, das ebensosehr aus Liebe zur Sache arbeitet wie aus Ehrgeiz, und dann ist er voll Gefühl. Er hat das Streben und den Verstand eines Vierzigjährigen; nur die Kenntnisse fehlen ihm noch."

Deutlich spiegelt sich in diesem Briefe Napoleons lebendiger Familiensinn. Daneben erkennt man, welchen Werth er auf eine gute Erziehung legte, speziell auf elegante äußere Umgangsformen. Diese letzte Erscheinung hängt damit zusammen, daß die Bonapartes zwar von guter Herkunft aber immerhin eine Barbarensippe waren, in gewissem Sinne wirklich „korsische Parvenüs": Die feinen Manieren, welche die Kinder in den angesehenen Häusern der Kulturwelt spielend erlernten, mußten die sich in Frankreich assimilirenden Korsen als erwachsene Männer mühsam studiren, ein verspätetes Bestreben, das selten mit einem vollständigen Erfolge gekrönt wird. Weil Napoleon fühlte, daß er und die Seinigen aller Bemühungen ungeachtet keine Lebensart hatten, darum hat er sich auch durch Josephines Tournüre blenden und fangen lassen. Ein Jahr nach der Abfassung des oben zitirten Briefs erwies er sich auch Elisa gegenüber als ein treuer Bruder: Der Krieg mit der Koalition von 1792 beginnt, Napoleon, inzwischen zum Kapitän ernannt, sieht ein weites Feld für seine Talente eröffnet, aber zugleich geht das Fräuleinstift von Saint-Cyr, wo seine älteste Schwester erzogen wird, in den Stürmen der Revolution zu Grunde, Elisa muß nach Korsika zurückgebracht werden, und da man sie nicht allein durch das aufgewühlte Land reisen lassen kann, entschließt sich der Bruder, seinen Drang nach Ruhm einstweilen zu bändigen und Elisa nach dem Wohnsitz der Mutter zu geleiten. Später, zum Ersten Konsul emporgestiegen, überschüttet Napoleon, aufs Bereitwilligste seine Zivilliste belastend, die ganze Familie mit Millionen. Die Brüder und Schwestern kaufen sich in Paris und Umgegend die schönsten Palais und Villen der guillotinirten Aristokraten und Generalpächter und die zuweilen noch glänzenderen

Digitized by Google

Besitzungen der Balleteusen und Prostituirten. Sie werfen das unmodern gewordene Meublement aus den Häusern heraus und richten sich auf dem Fuße von Prinzen und Prinzessinnen im Empirestil wieder ein; aus dem Vollen wirthschaftend, statten die Kunstgärtner die Parks mit allen nur erdenklichen Reizen aus, Agenten durchziehen Frankreich, Italien, Spanien, Deutschland, um die Meisterwerke der italienischen und niederländischen Malerei zu jedem Preise aufzukaufen. Neben fürstlichen Vermögen wurden allen Mitgliedern der Familie die ehrenvollsten und einträglichsten Aemter und Funktionen zugewendet. Joseph hatte die Friedensverträge von Lüneville und Amiens nebst dem Konkordat zu unterzeichnen, er war eine Zeit lang Gesandter beim Papst, Lucian bekleidete das Ministerium des Innern, dann schloß er mit Spanien, das damals keineswegs die quantité négligeable von heute war, den gegen England gerichteten Vertrag von 1801 und in demselben Jahre den Frieden mit Portugal. Später wurde er Senator mit dem einträglichen Nebenamt eines Schatzmeisters des Senats; er erhielt die Senatorerie Trier, mit der ein herrliches Lustschloß des vertriebenen Erzbischofs verbunden war. Zur behaglichen Einrichtung dieser Dotation standen ihm die Schätze Perus zu Gebote, die ihm die spanische Gesandtschaft eingebracht hatte. Dieser Jakobiner von gestern hatte sich nämlich ganz ungescheut die wenig säuberliche Gewohnheit der „Feudalzeit" angeeignet, in welcher die Diplomaten von den fremden Mächten, mit denen sie unterhandelten, Geschenke anzunehmen pflegten. Nach seinem eigenen Geständniß empfing er vom Madrider Hofe zwanzig Meisterwerke der Galerie in Buen Retiro und eingefaßte Diamanten im Werthe von 200000 Thalern; nach dem Zeugniß eines seiner Söhne ferner das Porträt des Königs in Lebensgröße, umgeben von einem vergoldeten Rahmen, den ein Ueberzug von Seidenpapier bedeckte. Und in dem Seidenpapier waren für fünf Millionen Diamanten!

Wohl der anspruchsvollste unter Napoleons Verwandten war sein Schwager Murat, der Mann der jüngsten Schwester, der schönen, ehrgeizigen, klugen, feinen, intriguanten Karoline. Murat entstammte kleinbürgerlichen Verhältnissen; sein Vater war nicht ohne Vermögen und auch nicht ungebildet, aber doch nur ein einfacher Gastwirth in der Provinz gewesen; Masson macht sehr wahrscheinlich, daß Murat junior Murat senior nur deshalb hat zum Posthalter avanciren lassen, um seiner Familie einen vornehmeren Anstrich zu geben. General Murat wurde unter dem

Digitized by Google

Konsulat zum Oberbefehlshaber aller französischen Streitkräfte in Italien ernannt, und er erpreßte in der bezeichneten Stellung nicht nur vom Heiligen Vater und von den Königen von Neapel und Etrurien ungeheure Summen, sondern plünderte auch die befreundete cisalpinische Republik aufs Rücksichtsloseste aus; Millionen sendete er aus der apenninischen Halbinsel nach Frankreich. Welchen Anstoß hatten nicht während des Siebenjährigen Krieges die Pariser an dem luxuriösen pavillon de Hannovre genommen, welchen sich Marschall Richelieu von dem Ertrage seiner Diebstähle im nordwestlichen Deutschland hatte erbauen lassen. Und jetzt trug Murat, der sich unter der Schreckensherrschaft immer als wüthender Jakobiner geberdet hatte in einem der prächtigsten Paläste der Seinestadt seine unrechtmäßige Beute noch viel herausfordernder zur Schau; mit derselben Frivolität wie jener entartete grand seigneur und dazu mit dem plumpen Uebermuth und der geschmacklosen Verschwendung des Emporkömmlings.

Allen seinen Anhängern gab Napoleon Gelegenheit, sich auf erlaubte und besonders auf unerlaubte Weise zu bereichern; diese Staatskunst ist eben uralt in Frankreich; die Sahne jedoch durften immer die Bonapartes abschöpfen. Sie belohnten ihren Wohlthäter mit dem größten Undank. Nichts merkwürdiger als der Gleichmuth, mit welchem die Bonapartes ihre Erhöhung aufnehmen; sie verfallen nicht in Uebermuth, aber das beispiellose Glück der Familie setzt sie auch nicht besonders in Erstaunen; sie nehmen ein Schicksal, welches die Phantasie des größten Dichters so grandios nicht zu ersinnen vermocht hätte, hin, als müßte es so sein. Die ganze Familie hat nicht eine Spur von Religion; weder der Mutter noch einem der acht Kinder geht jemals der Gedanke durch den Kopf, daß das Haus Bonaparte von einer höheren Macht geleitet worden und ihr zur Dankbarkeit verpflichtet sei. Auch vor Napoleon haben sie alle wenig Respekt; sie sehen „Napolione“ mit den Augen an, mit welchen der Kammerdiener den Helden betrachtet. Joseph wirft dem Ersten Konsul das Tintenfaß ins Gesicht, Pauline tritt die gesetzlichen Bestimmungen über die Zivilehe mit Füßen, Murat hat, von Karoline inspirirt, die Frechheit, zu verlangen, der Erste Konsul solle ihm eine ähnliche Stellung in der cisalpinischen Republik einräumen, wie sie Napoleon in Frankreich einnahm, mit freier Verfügung über Truppen und Festungen, der Sache nach eine Art von souveränem Königreich Italien. Lucian heirathet nach dem Tode seiner ersten Frau heimlich eine Bankierswittwe,

Digitized by Google

Madame Jouberthou, eine femme soutenue, obgleich der Gatte Josephines, nachdem er Staatsoberhaupt geworden war, eine heftige Aversion gegen Schwägerinnen mit bewegter Vergangenheit empfand. Das half ihm aber nichts; Lucian, der Madame Jouberthou ebenso aufrichtig liebte wie vorher Katharina Boyer, trotzte Napoleons Zorn, lehnte die ihm angesonnene Trennung von seiner Frau ab und zog mit ihr nach Rom. Obwohl die Geschwister sich sonst keineswegs gut vertrugen und oft aufs Wüthendste und Pöbelhafteste mit einander zankten — besonders die Damen keiften wie die Fischweiber — waren sie doch in dem einen Punkte einig, daß „Napolione" sie nicht anständig genug mit Geld und Ehre ausstatte. Fortwährend bestürmten sie ihn, der ungeachtet der hohen Apanagen eine „Extragratifikation" nach der anderen bewilligte, und mehr. Als das Kaiserreich errichtet wurde, fingen die Bonapartes untereinander und gemeinsam gegen die Beauharnais so viele Rang- und Etikettenstreitigkeiten an, daß die junge demokratische Monarchie in dem bezeichneten Punkte dem Hofe von Madrid zu gleichen begann, wie er sich in den Tagen Don Quichotes gestaltet hatte. Ohne Rücksicht auf die ernsten Sorgen, welche ihn heimsuchten, bestürmten die Brüder und Schwestern in wilder Aufgeregtheit den Ersten Konsul und suchten ihre Forderungen mit Gewalt durchzusetzen. Trotz ihrer nicht wegzuleugnenden vielfachen Gaben wären sie ohne Napoleons Genie wahrscheinlich sämmtlich nicht allzuweit im Leben gekommen, indessen kehrten sie dieses Verhältniß in ihren Disputen mit dem mächtigen Bruder geradezu um und beschuldigten ihn auch bei der größten Liberalität, die er übte, daß er sie in den ihnen zustehenden Rechten verkürze. „Wenn man Euch hört", sagte Napoleon mit genialer sprachlicher Wendung zu den Schwestern, die sich zu immer wüsteren Prätentionen verstiegen, „wenn man Euch hört, sollte man glauben, ich hätte Euch um die Erbschaft unseres in Gott ruhenden Vaters, des Hochseligen Königs Majestät betrogen". Nicht immer vermochte er sich von dem Schmerz, welchen ihm die Unbotmäßigkeit seiner Angehörigen bereitete, mit einem Witze zu befreien: „Um Mitternacht trat Napoleon in den Salon, wo Josephine unruhig auf ihn wartete. Er sah niedergeschlagen aus, warf sich in einen Sessel und sagte in einem sehr schmerzlichen Ton: „Ich habe soeben mit Lucian gebrochen und ihn weggejagt". Madame Bonaparte machte ihm einige Vorhaltungen: „Du bist eine gute Frau", erwiderte er ihr, „daß Du für ihn eintrittst". Zugleich stand er auf, schloß sie in

Digitized by Google

seine Arme, legte sanft seinen Kopf an ihre Schulter und ließ im Weitersprechen seine Hand auf ihrem Kopf, dessen elegante Coiffüre seltsam gegen sein abgespanntes und trauriges Gesicht daneben abstach. Er erzählte, daß Lucian sich gegen alle seine Vorstellungen ablehnend verhalten habe, daß er ihm mit der gleichen Erfolglosigkeit gedroht und an seine brüderliche Gesinnung appellirt habe: „Es ist doch hart", fügte er hinzu, „in der Wahrung so großer Interessen auf einen derartigen Widerstand zu stoßen. So muß ich mich denn von Allem und Jedem isoliren und darf nur noch auf mich selber zählen. Auch gut! ich bin mir selbst genug, und Du, Josephine, wirst mich immer trösten!"

In jeder Beziehung treu war diese Trösterin, wie wir gesehen haben, nicht, aber sie war wenigstens fügsam, ging auf Napoleons Intentionen ein und bereitete ihm keinen Aerger. Eugen Beauharnais war geradezu ein musterhafter Stiefsohn, und Hortense liebte der Erste Konsul wie seine leibliche Tochter. Jedenfalls betrugen sich die Beauharnais ihm gegenüber besser als sein eigenes Fleisch und Blut. Wie schäumte er, wenn er in den englischen Zeitungen die wahrheitsgetreuen Berichte über Paulinens skandalösen Lebenswandel in Italien las! Und wenn er ihr dann lange und lebhafte Ermahnungen zur Anständigkeit schrieb, die von den besten politischen Gründen getragen waren, so knitterte die unverbesserliche Sünderin träumerisch das Papier zusammen und trällerte zwischen ihren schönen weißen Zähnen hindurch ein Liedchen. Und sämmtliche Verirrungen ihrer Kinder wurden von Lätitia bemäntelt und vertheidigt; stets ergriff sie gegen den Partei, der sie zur madame mère erhoben und mit Schätzen überschüttet hatte; sie meinte, er könne ihr und seinen Geschwistern immer noch reichlicher geben, unabläßig intriguirte und raisonnirte sie; sie lebte und webte in den niedrigen Träumen einer unersättlichen Habgier, ihrer Leidenschaft wäre nur Genüge geschehen, wenn Napolione Frankreich den Bonapartes wie eine unsichere Privatdomäne zu Raubbau und Ausschlachtung ausgeliefert hätte.

Die ganze barbarische Leidenschaft der Familie dokumentirte sich in den Kämpfen und Ränken um die Succession. Wer sollte den Ersten Konsul ersetzen, wenn er im Kriege fiel, einem Attentat erlag oder auf dem natürlichen Wege mit Tod abging? Joseph, Louis, Lucian hielten sich alle drei, ihre hübschen Talente dreist dem Genius des Bruders gleichstellend, für geeignet, ein französisches Staatsoberhaupt abzugeben. Wenn Napoleon den österreichischen

Digitized by Google

Kugeln oder der Höllenmaschine Saint-Réjants erlegen wäre, würde in den Herzen seiner Brüder wenig Raum für die Trauer gewesen sein, von einer so verzehrenden Begierde nach dem Besitz der Gewalt waren diese Korsen erfüllt. Natürlich war Männern von ihrer Gesinnung oder Gesinnungslosigkeit die Republik ein Dorn im Auge; sie konnten den Tag nicht erwarten, an dem sich Napoleon die Krone aufs Haupt setzte. Besonders der unbändige Lucian brannte vor Ungeduld; er veröffentlichte als Minister des Innern eine anonyme Broschüre zu Gunsten der Errichtung einer Dynastie Bonaparte; Brutus war Cäsarianer geworden, weil er dereinst Oktavianus zu sein hoffte. Vorläufig jedoch mußte Brutus das Portefeuille des Innern niederlegen, denn der klügere Bruder erkannte, daß die zweite saftigere Birne noch nicht reif sei. Napoleons Zögern hinsichtlich der Beseitigung der Republik und besonders die Nicht-Designirung eines Nachfolgers trieb Joseph, Lucian und Louis in die Reihen der Opposition; Beide, besonders Lucian, agitirten auf alle mögliche Art, auch auf literarischem Wege, zu Gunsten ihrer Nachfolge, indem sie besonders die mit dem Regiment des Ersten Konsuls Unzufriedenen für sich zu interessiren suchten. In ihrer unbezähmbaren Gier kannten sie keine Skrupel; sie gewannen es nicht einmal über sich, die durch die Klugheit gebotenen Rücksichten zu nehmen. Mit Behagen erzählten sie, daß Josephine keine Kinder bekomme, liege nicht an ihr, sondern an Napoleon; sie stellten den Sieger von Marengo fast als einen zweiten Narses dar, ohne zu bedenken, welchen Schaden das, wie die Menschen nun einmal sind, dem Prestige des Ersten Konsuls thun mußte. Joseph hatte nur Töchter, Lucian hatte Söhne, aber von Madame Jouberthou, welche Napoleon nicht als legitime Gattin seines Bruders anerkennen wollte; dagegen hatte Louis damals von Hortense einen Sohn, Napoleon Charles, den der Erste Konsul zu adoptiren und mit dem Successionsrecht auszustatten gedachte. Joseph und Lucian bersten vor Wuth und Neid; Joseph schreit: „Napolione soll verflucht sein; er soll krepiren zum Wohle Frankreichs und der Familie!“ Dann greift er zu einer Pistole und schießt auf ein im Zimmer hängendes Oelbild Napoleons in Lebensgröße. Am allermaßlosesten jedoch zeigte sich bei dieser Gelegenheit Louis, der Vater des Kindchens, dem die Weltherrschaft zugedacht war. Louis liebte seinen Sohn, gewiß, aber die Weltherrschaft gönnte er ihm nicht; die kam ihm nach seinen Begriffen selber zu. Er

Digitized by Google

eilte in die Tuilerien, wo ein schrecklicher Auftritt erfolgte: „Warum soll ich," sagte Louis, nachdem es ihm gelungen war, sich einigermaßen zu beruhigen, zu Napoleon, „warum soll ich meinen Antheil an Deiner Nachfolge meinem Sohn abtreten? Wodurch habe ich verdient, daß man mich enterbt? Welche Stellung für mich, wenn dieses Kind Dein Kind geworden ist und eine Würde bekleidet, höher als die meinige, wenn es unabhängig von mir ist und den Vortritt vor mir hat, wenn es mich mit Mißtrauen, vielleicht gar mit Geringschätzung ansieht! Nein, ich werde das niemals zugeben, und ehe ich auf die königliche Würde verzichte, die im Begriff ist, als unser Erbe auf uns überzugehen, ehe ich mich damit einverstanden erkläre, das Haupt vor meinem Sohne zu beugen, verlasse ich lieber Frankreich, nehme Napoleon Karl mit mir und warte ab, ob Du es wagen wirst, in aller Oeffentlichkeit Kindesraub zu begehen."

Die Krone des Heiligen Ludwig ging also nach der Geschichtsphilosophie dieses korsischen Abenteurers als „unser" Erbe auf die Bonapartes über; als ein Glied der Familie Bonaparte war „Napolione" mit emporgekommen; im Familenrath kam ihm demgemäß nur eine Stimme zu, wie Guiseppe oder Ludovico; er war an ungeschriebene Hausgesetze gebunden, von demselben Inhalt wie die geschriebenen der legitimen Dynastien. Erkannte der Erste Konsul die bezeichnete Behauptung nicht an, so bestahl er seine Brüder eben um die Hinterlassenschaft ihres in Gott ruhenden Vaters, des Hochseligen Königs Majestät. In der That! wenn man nach der Bescheidenheit urtheilen darf, war der Quälgeist Hortensens kein Lump! In der vorliegenden Streitsache setzte er seinen Willen durch, wie bei anderen Gelegenheiten Pauline, Lucian, Murat, Karoline den ihrigen; Napoleon wagte wirklich nicht, den Knaben, dem er die Herrschaft zugedacht hatte, gegen den Willen des leiblichen Vaters zu adoptiren; er ließ vielmehr den Plan fallen und die Successionsfrage in der Schwebe. Die ganze Familie athmete auf, die übrigen Geschwister natürlich noch viel hörbarer als Louis. Der Vorfall steigerte die angeborene Menschenverachtung Napoleons bis ins Ungemessene. Einmal als die ganze Familie versammelt war, und er den kleinen Napoleon Karl, den er sehr lieb hatte, auf dem Schooße hielt, sagte er, indem er den Kleinen liebkoste: „Wenn Du groß bist, mein Junge, und Dein Leben ist Dir lieb, dann nimm von Deinen Onkels und Tanten ja nichts zu essen und zu trinken an".

Digitized by Google

Napoleon befahl als Kaiser, daß nicht porträtähnliche sondern nur idealisirte Bildnisse von ihm unter dem Volke verbreitet werden sollten, denn seine Physiognomie zeigte bei aller Regelmäßigkeit und Schönheit in der unteren Gesichtspartie einen unverkennbaren Zug der Gemeinheit. Ein gerütteltes Maß voll Gemeinheit war dem Verleumder der Königin Luise in der That eigen, aber seine Seele war auch vieler edler Regungen fähig, während in dem Gesammtcharakter der Familie das Niederträchtige entschieden überwiegt. Unbändige Selbstsucht, maßloser Jähzorn, ingrimmiger Neid, brutale Herzlosigkeit, skrupellose Geldgier, grobe Sinnlichkeit, widerwärtige Heuchelei, absoluter Mangel an Pietät und Frömmigkeit in irgend welchen Formen, das sind die hervorstechendsten moralischen Merkmale der Bonapartes; allerdings abgesehen von den Tugenden des Muthes und der Thatkraft. Aber wie hoch man die zuletzt genannten sittlichen Eigenschaften neben dem Vorzug der geistigen Befähigung auch anschlagen mag — die Bonapartes bleiben doch, gerade heraus gesagt, eine abscheuliche Bande, eine korsische Räuberbande, welche die sittliche Unkultur ihres zurückgebliebenen Eilandes mit den Lastern der galloromanischen Hyperzivilisation in sich vereinigt und ihre titanischen Leidenschaften mit ungebrochener barbarischer Urkraft zu befriedigen strebt. Nur schwer vermag Napoleon solcher Brüder und Schwestern Meister zu bleiben, nicht immer setzt er bei ihnen seinen Willen durch, zumal er keineswegs ein Haustyrann war, sondern den Seinigen, die er auf seine Art lieb hatte, und die ihn wohl auch auf ihre Art wiederliebten, viel Bewegungsfreiheit ließ. Ueberhaupt kann ich nicht leugnen, daß die Gesammtheit der Napoleonischen Studien, sowohl der älteren als auch der jüngst in Frankreich betriebenen, auf mich den Eindruck macht, als ob Napoleon nicht nur der größte der Revolutionsmenschen gewesen sei sondern auch einer der besten.

Ich habe noch nicht von dem jüngsten der Geschwister, von Jérôme, gesprochen. Für ihn erwies sich der plötzlich erworbene Reichthum der Familie als verderblich; er wurde zum zügellosen Genußmenschen und tollen Verschwender, wie so viele Söhne von Emporkömmlingen — denn wie einen Sohn Napoleons kann man ihn seinem Alter nach betrachten. Das Charakterbild dieses jungen Mannes zeigt den unverfälschten Typus der jeunesse dorée gewöhnlichen Schlages, wenigstens in den vorliegenden Bänden des Massonschen Werkes; in den Schlußbänden wird uns wohl auch die andere Seite von Jérômes Wesen geschildert werden, denn der

Digitized by Google

jüngste Bruder Napoleons hatte bei aller sonstigen Nichtigkeit einen martialischen Zug an sich, der ihn über die Alltäglichkeit hinaushob und seiner Herkunft würdig machte. Napoleon ließ sich das Uebermaß von tollen Streichen und Jugendsünden Jérômes nachsichtig gefallen, er behandelte eben Jeden seiner Angehörigen mit großem Liberalismus nach seiner Individualität und glaubte, der Junge würde sich schon die Hörner ablaufen. Er bezahlte seine ungeheuren Schulden und schickte ihn — der Friede von Amiens hatte gerade das Meer von den feindlichen britischen Flotten befreit — als Marineaspiranten auf einem Kriegsschiffe auf Seereisen. Der Erste Konsul wollte aus seinem jüngsten Bruder einen Admiral machen; in einem Briefe forderte er ihn auf, der französischen Marine Lorbeern zu erringen, wie er selber sie für die Armee erfochten hätte; es komme nicht darauf an, lange zu leben, sondern einen ruhmreichen Namen zu hinterlassen. Aber Jérôme hatte keine Anlage zum Seebären; den Befehl des Bruders, auf die Masten zu klettern wie alle Uebrigen, schlug er in den Wind; überhaupt kümmerte er sich den Teufel um den Dienst, jedoch wenn man in Mittelamerika oder der nordamerikanischen Union, wo das Kriegsschiff eine Tournée machte, einen Hafen anlief, dann befand er sich in seinem Element, dann ging er los. Wie der flotte Brasilianer Offenbachs ließ er die Goldstücke nur so durch die Luft wirbeln, bei allen französischen Residenten zog er Unsummen auf die Schatulle des Ersten Konsuls; zitternd und bebend honorirten jene Herren seine Wechsel, denn wer wußte, ob Napoleon für den Thunichtgut eintreten würde? Auf der geschilderten fidelen Odyssee gelangte ihr Held auch nach Baltimore und machte hier die Bekanntschaft von Miß Elisabeth Patterson, „der Schönen von Baltimore“. Miß Patterson, eine Katholikin irischen Ursprungs, war zwanzigjährig wie Jérôme und die Tochter eines reichen Kaufmanns. „Sie war so schön, wie es wenige Frauen je gewesen sind: Züge von vollendeter Reinheit, Anmuth und Regelmäßigkeit, braune, klare, schimmernde Augen, Hals und Schultern wundervoll, Wuchs und Glieder ausgesucht elegant, nichts Angelsächsisches an ihr, alles irische Rasse, wie sie sich zuweilen in fremdartiger und stolzer, siegreicher und überwältigender Schönheit offenbart. Es ist ein Porträt Miß Pattersons von Gilbert Stuart erhalten, . . . und es ist unmöglich, dort einen Schönheitsfehler, eine körperliche Unvollkommenheit zu entdecken; es ist die Schönheit selber! Und keine schwerfällige, starre, strenge, statuenhafte Schönheit, sondern eine farbige, schwellende,

Digitized by Google

lachende . ., gewöhnt an tausend Triumphe, an die allgemeine Huldigung, gewöhnt, wo sie hinkommt, überall Leidenschaften zu entzünden . . ."

„Das Weib muß ich haben!" dachte unser „Immer lustig" beim ersten Anblick der Schönen von Baltimore. Miß Patterson nahm die Bewerbung des hübschen Jungen auch sehr freundlich auf, aber sie unterschied sich von den anderen Damen, deren Bekanntschaft der Jean Bart in spe auf seiner Ausbildungsreise gemacht hatte, dadurch, daß sie geheirathet sein wollte. Elisabeth Patterson ist die Ahnmutter jener reichen Amerikanerinnen, die in unserem Jahrhundert so viele europäische Aristokraten mit ihrer Hand beglückt und ihre Wappenschilder vergoldet haben, bis herunter zur Prinzessin von Chimay. Jérôme war, wie gesagt, ein junger Mensch, dessen Aeußeres einem Mädchen wohl gefallen konnte, indessen ist es mindestens fraglich, ob Miß Patterson ihn wirklich geliebt hat, sie erkannte aber richtig, daß ihre allerreichsten Freundinnen vor Neid sticken würden, wenn es ihr gelang, die Schwägerin des berühmten Ersten Konsuls der französischen Republik zu werden, von dem man sagte, er würde sich zum König machen. Das war vielleicht fancy, aber wenn auch kein König so war Napoleon Bonaparte doch mindestens ein Washington. So erklärte denn Elisabeth, sie wolle lieber für eine Stunde Frau Jérôme Bonaparte sein als ihr ganzes Leben die Frau eines Anderen. Wesentlich kühler als seine ehrgeizige Tochter beurtheilte den Bund der jungen Herzen Papa Patterson. Er gab zwar die Verlobung zu, aber als der französische Geschäftsträger in Washington, Citoyen Pichon, ihm einen Auszug aus dem Code civil übersendete, aus welchem hervorging, daß der minorenne Jérôme ohne die Einwilligung seiner Mutter keine rechtsgiltige Ehe schließen konnte, besann er sich. Jérôme hatte seinem zukünftigen Schwiegervater mit der seiner Familie eigenthümlichen moralischen Skrupellosigkeit vorgelogen, er wäre schon einundzwanzig. Nachdem der Betrug aufgedeckt war, vermißte Patterson für die Sicherheit seiner Tochter die genügenden Garantien, die Heirath erschien ihm als eine zu unsichere Spekulation. Er hatte sich durch die Aussicht auf eine beispiellos vornehme Familienverbindung blenden lassen, und, ein selbstbewußter Yankee wie er war, die Sache so angesehen, daß seine reiche und schöne Tochter für einen Franzosen auf alle Fälle eine begehrenswerthe Parthie war, selbst wenn dieser Franzose den Ersten Konsul zum Bruder hatte. Aber Donnerwetter! der Franzose mußte seine Tochter zur Frau nehmen, nicht zur Maitresse! Um die Gefahr

Digitized by Google

eines solchen Skandals zu vermeiden, erklärte der Vater der Braut die Verlobung für aufgehoben.

Ueberall, wo Jérôme auf seiner Fahrt diplomatische Vertreter der französischen Republik angetroffen hatte, war er ihnen mit Arroganz und ohne die ihrer Würde gebührende Achtung begegnet, wie ein echter dummer Junge aus ungebildetem, reich gewordenem Hause. Auch mit Pichon stand Jérôme schon längere Zeit in einem Briefwechsel, der, besonders von seiner Seite, in einem sehr gereizten Tone geführt wurde. Aber — für „Immer lustik" ist dieser Vergleich nicht zu trivial — trotz ihrer Gereiztheit klangen Jérômes sämmtliche Billette so aus wie die Korrespondenzen Wippchens aus Bernau, nämlich mit dem Ersuchen um einen Vorschuß von einigen Tausend Dollars. Auch die flegelhaften Schreiben, welche der jüngste Bruder des Ersten Konsuls nach der Einmischung Pichons in die Pattersonsche Angelegenheit an den Repräsentanten seines Landes richtete, gipfelten in der Bitte um weitere 10000 Dollars.

Inzwischen ließ sich Miß Patterson nicht beirren, sie bestand auf ihrem kleinen Bonaparte, und bei der Selbständigkeit, welche in Nordamerika den Kindern eingeräumt wird, setzte sie ihren Willen auch durch. Jérôme unterschrieb einen Heirathskontrakt, den ein tüchtiger Rechtsanwalt mit allen Klauseln versehen hatte, um die Heirath unanfechtbar zu machen, und in dem alle Möglichkeiten der Anfechtung vorgesehen waren: Der Bräutigam verpflichtete sich, „seiner Ehe in allen Stücken die Form und Gültigkeit einer rechten Ehe zu verleihen, gemäß den ordentlichen legalen Bestimmungen des Staates Maryland und der französischen Republik." Ferner wurde stipulirt, daß, „wenn trotz alledem eine Trennung des Bandes der Ehe erfolge (was Gott verhüte), Elisabeth Patterson der volle und ganze Genuß ihres unbeweglichen, beweglichen und gemischten Vermögens verbleiben solle." Nachdem Jérôme Bonaparte seinen Namen unter das zitirte Dokument gesetzt hatte, gab Papa Patterson dem jungen Paare seinen Segen, das Grafschaftsgericht von Baltimore ertheilte die nachgesuchte Lizenz, und der katholische Bischof von Baltimore, Reverend Caroll, vollzog die Trauung.

Die Wiederherstellung des Verlöbnisses war vor Pichon geheim gehalten worden; erst nach der Hochzeit schrieb ihm Jérômes Sekretär: „daß die eheliche Verbindung des Citoyen Bonaparte mit Fräulein Patterson gestern Abend stattgefunden hat. Citoyen Bonaparte beauftragt mich, Ihnen mitzutheilen, daß er mit Ungeduld die Uebersendung von 4000 Dollars erwartet . . . . . ."

Digitized by Google

Steamers und Telegraphen verbanden damals noch nicht die Union mit Europa, und der Imperator an der Seine ahnte nichts von dem Roman, welcher sich in der neuen Welt abspielte. Er war damals gerade im Begriff, sich das Diadem aufzusetzen. Mit der Krönung schließt das Werk Massons, so weit es bis jetzt erschienen ist. Den melancholischen Ausgang des Schäferspiels von Maryland werden erst die Schlußbände schildern. Aber wie das neue Mitglied der europäischen Fürstenfamilie über Mesallianzen dachte, erkennt man schon aus den vorliegenden Kapiteln an seinem Verhalten gegenüber Lucian. Er erklärte ihm, wenn er dabei beharre, seine Gemahlin nicht zu verstoßen, würde er ihn von dem Range eines französischen Prinzen ausschließen; an die Anerkennung des Erbfolgerechtes seines Sohnes wäre nicht zu denken. Darauf antwortete Lucian: „Meine Frau, mein Sohn, meine Töchter und ich sind Eins". Das war sehr ehrenwerth gesprochen, aber man würde Lucian verkennen, wenn man seine Haltung allein auf Pflichtgefühl und Liebe zu den Seinigen zurückführte. Den Grundzug seines Wesens bildete nicht Gemüth, sondern wüster Trotz; wie er vom Jakobinerthum ausgegangen war, so blieb er Zeitlebens Jakobiner in dem Sinne, daß er zu wild und zu bösartig war, um irgend Jemand freiwillig zu gehorchen; „Brutus" entbehrte allen Gemeinsinns; sein Individualismus entsprang der Selbstsucht; bei totaler politischer Prinzipienlosigkeit war er Anarchist aus Temperament.

Den wirkungsvollen Abschluß des vorläufig letzten Bandes von Masson bildet die Krönung. Der Verfasser erzählt uns, wie die neugebackenen Prinzessinnen sich weigern, ihrer wüthend gehaßten Kaiserlichen Schwägerin die Schleppe zu tragen, wie sie vom Kaiser dazu gezwungen werden und dann, zu Korsinnenrache unter einander verschworen, den Krönungsmantel Josephinens in dem Augenblick fallen lassen, wo sie den Thron besteigt, so daß sie von dem Schwergewicht des Prachtgewandes beinahe hinterrücks umgerissen wird. „Und Er, dessen Seele von Stolz schwillt, als er, schon bekleidet mit den Krönungsgewändern, die Krone auf dem Haupte und das Szepter in der Hand, auf den Papst zuschreitet, der ihn erwartet, Er sagt in diesem Augenblicke nur ganz einfach: „Joseph, wenn das unser Vater sähe!"

Digitized by Google

Gerhart Hauptmann.

Von

Max Lorenz,
Berlin-Steglitz.

Auf jenen Hügeln die Sonne,
Sie hat dir ihr Gold nicht gegeben.
Das wehende Grün in den Thälern,
Es hat sich für dich nicht gebreitet.

Das goldene Brod auf den Aeckern,
Dir wollt' es den Hunger nicht stillen,
Die Milch der weidenden Rinder,
Dir schäumte sie nicht in den Krug.

Die Blumen und Blüthen der Erde,
Gesogen voll Duft und voll Süße,
Voll Purpur und himmlischer Bläue,
Dir säumten sie nicht deinen Weg.

Wir bringen ein erstes Grüßen
Durch Finsternisse getragen;
Wir haben auf unsern Federn
Ein erstes Hauchen von Glück.

Wir führen am Saum unsrer Kleider
Ein erstes Duften des Frühlings;
Es blühet von unsern Lippen
Die erste Röthe des Tags.

Es leuchtet von unsern Füßen
Der grüne Schein unsrer Heimath;
Es blitzen im Grund unsrer Augen
Die Zinnen der ewigen Stadt.

Der Dichter dieser holdseligen Verse aus „Hanneles Himmelfahrt", die wahrhaftig würdig sind, von Engeln gesprochen zu

Digitized by Google

werden, ist bekanntlich der größte Naturalist. Hauptmann hat mit der „Versunkenen Glocke“ ein Werk geschaffen, das mit seinen bis jetzt vorliegenden 44 Auflagen sicherlich in tausenden von Fällen eine wundervolle Festgabe an zarte Mädchen und holde Frauen gewesen ist. Mit seinem Weber-Drama aber rief er die Staatsgewalt auf, daß sie „heiligste Güter der Nation“ gegen das „revolutionäre“ Bühnenwerk in Schutz nehme. Lyriker und Naturalist — das sind die Pole, die Gerhart Hauptmanns Wesen begrenzen und bestimmen.

Diese Mischung von Lyrismus und Naturalismus ist garnichts so Einzigartiges, nur Hauptmann Eigenthümliches. Vor der Zeit seines Ruhmes tauschte Hauptmann mit Arno Holz und Johannes Schlaf künstlerische Absichten und Pläne in freundschaftlichen Gesprächen aus. Diese beiden schreiben auch naturalistische Dramen, von denen sie sogar behaupten, daß sie noch naturalistischer seien, als die des glücklicheren Genossen von ehemals. Holz aber sowohl wie Schlaf erreichen die besten Wirkungen, die ihrer Kunst beschieden sind, als Lyriker. Der Gegensatz zwischen Lyrismus und Naturalismus ist in Wahrheit auch nur äußerlich; es ist der Gegensatz von Polen, die doch aufeinander angewiesen sind und innerlich zusammengehören.

In der Rede über Fontane, die im vorigen Heft abgedruckt ist, bemerkte ich flüchtig, daß der naturalistische Künstler sich getrieben fühle, in den Menschen und in der Natur aufzugehen, die Dinge unpersönlich und darum wie sie „wirklich“ sind, zu schildern. Dem naturalistischen Künstler ist eine individuelle Schwächlichkeit stets zu eigen. Er fühlt sich mit den Dingen Eins, in den Dingen drin und oft, da die umgebenden Dinge, Menschen und Verhältnisse, den Vorzug der Massigkeit haben, ihnen unterthan. Er leidet unter den Eindrücken. Leiden zeugt Sehnsucht nach einem freieren Zustand. Er strebt, zwischen und unter den Verhältnissen weg und darüber zu gelangen in eine weichere, wonnigere Welt. Das lyrische Phantasiestück und Märchen ist das künstlerische Befreiungsmittel des naturalistischen Individuums. Arno Holz veröffentlichte unlängst eine lyrische Gedichtreihe „Phantasus“; Gerhart Hauptmann aber suchte Befreiung der Seele in dem Märchendrama von der versunkenen Glocke. —

Ich bemerkte, daß der Naturalist sich oft der Massigkeit der umgebenden Welt unterthan fühlt und unter den empfangenen Eindrücken leidet. Die Mittelfiguren — Helden kann man nicht sagen —

Digitized by Google

in Hauptmanns Werken sind denn auch stets Seelen voll Leid und Schwäche. Johannes Vockerat geht zwischen zwei Welten zu Grunde, weil er sich für keine entscheiden kann. Genau so ergeht es Heinrich dem Glockengießer. Auch Florian Geyer ist, trotz persönlicher Mannhaftigkeit, kein Held, zum Siegen bestimmt und Führer einer neuen Zeit erwählt. Auch er „kunnt nit recht spielen und so schlug man ihm die' Laute am Kopfe entzwei." Hannele Mattern, das arme Kind, darf überhaupt nicht im Leben und fürs Leben zu kämpfen wagen; ihr ist nur selig zu sterben beschieden. Fuhrmann Henschel ist ebenfalls ein guter, aber schwacher Mann, den seine Schwäche zu Grunde richtet. In den Webern endlich thürmt sich ein ganzes Riesengebirge menschlicher Schwäche und Qual vor den schaudernden Blicken. Einmal nur hat Hauptmann einen Mann in die Mitte seines Werkes gestellt, der auf seinem Stück besteht, der fest ist und geradeaus schreitet auch über geliebte Menschen hinweg: Alfred Loth in dem Drama „Vor Sonnenaufgang". Aber dieser Loth ist nicht aus eines vollblütigen Herzens gesunder Kraft heraus ein aufrechter Mann, sondern stolzirt am Krückstock einer Theorie einher. —

Man hat dem Dichter aus seinen schwächlichen Charakteren gelegentlich Vorwürfe gemacht. Ueber Johannes Vockerat z. B. steht in einer Hauptmann behandelnden Arbeit zu lesen: „Nirgend gewinnt man die Ueberzeugung, daß Johannes unter günstigen Umständen das Beste leisten würde. Denn er ist nicht anders, wo kein Grund zur Zurückhaltung vorläge, in den Szenen mit Anna, die nach seiner Meinung alles weckt, was in ihm schlummert, löst, was gefangen liegt, stützt, was schwankend ist." Solchem Tadel kann ich nicht beistimmen. Denn darin liegt gerade das Wesentliche und auch Tragische in Johannes' Charakter, eine problematische Natur zu sein, die in keiner Lage Genüge findet, aber auch keiner Lage gewachsen ist. Johannes ist auch gar nicht ein Schwächling aus nur individueller Naturanlage, sondern er ist zerspalten, weil er einer Uebergangszeit angehört: er wurzelt in alten Verhältnissen, seine Gedanken aber gehören einer neuen Zeit an. Daß er sich über sich selbst täuscht, daß er meint, ein Anderer, Größerer zu sein, wenn er freier wäre, ist bei solchen Menschen in solchen Zeiten ganz gewöhnlich. Solche Charaktere zu zeichnen, kann dem Dichter gar nicht verwehrt werden. Ja, es wird, gerade in unserer Zeit, wahrscheinlich jeder Dichter einmal sich vor solch ein psychologisches Problem gestellt sehen. Ueberhaupt stehe ich auf dem Standpunkt,

Digitized by Google

daß jeder Stoff und jeder Seelenzustand vom Künstler, der ihm gewachsen ist, behandelt werden darf und daß jeder mit ausreichendem Vermögen behandelte Stoff vollkommene künstlerische Wirkung erzielen kann. Dennoch aber machen nach meinem Gefühl die ersten Werke Hauptmanns einen unerfreulichen Eindruck; und zwar liegt das Unerfreuliche darin, daß sie beunruhigen, eine nervöse Stimmung, eine peinliche Unzufriedenheit im Betrachter hinterlassen. Woran liegt das? Und wie kommt es, daß später genau ebenso naturalistische Werke mit gleicherweise „unerfreulichen" Stoffen solche Stimmung nicht erzeugen?

Dem naturalistischen Dichter haftet, wie ich Anfangs ausführte, eine gewisse individuelle Schwächlichkeit und Verletzlichkeit an. Die Eindrücke von außen thun ihm weh, mehr weh sogar, als nöthig wäre. Es geht ihm, wie einem bereits etwas strapazirten Kranken, der auch empfindlicher zu sein pflegt, als der Eingriff es nothwendig machte. Die verletzliche Seele des Dichters, die allzu heftig reagirt hat, giebt die Eindrücke ebenso heftig wieder von sich. Und so macht das Kunstwerk den Eindruck des Brutalen, Uebertriebenen. So ist's mit dem Drama „Vor Sonnenaufgang", auch mit dem darauf folgenden „Friedensfest". Erst später erkennt man, daß, was aus der Rohheit zu stammen scheint, seinen Grund in der Zartheit hat. Anders verhält es sich mit den „Einsamen Menschen". Die, besonders in ihrer Mittelfigur Johannes, machen zu sehr den Eindruck des Persönlichen. Man fühlt immer im Hintergrunde den armen Dichter leiden, sich seziren, sich quälen. Das aber widerspricht gerade dem Wesen der naturalistischen Dichtung. Die muß durchaus unpersönlich sein.

Diese Unpersönlichkeit hat Hauptmann in vollkommener Weise in den Webern, seinem ersten vollgiltigen Werk, erreicht. Es ist gar kein Zweifel, daß der Stoff an sich bereits wirkungsvoll ist, wenn die Wirkung vielleicht auch nur auf das gute Herz bei den Einen, die Nerven bei den Anderen geht. Zu ästhetischer Wirkung, zur Wirkung eines Kunstwerkes gelangt das Drama durch die zu vollendeter Anschaulichkeit gebrachte Darstellung des Elends, darunter alle diese Webergestalten zu leiden haben. Welche Ruhe der Betrachtung, welche Selbstüberwindung und Selbstvergessenheit gehört dazu, solche Tiefen menschlichen Elends bis in's Kleinste getreu darzustellen. Und diese Ruhe und Selbstüberwindung geht vom Dichter auf den Leser oder Betrachter über. Allerdings sind wir immer an der Grenze, wo die ästhetische Schaulust aufhören und die

Digitized by Google

menschliche Empörung beginnen muß, so wie auch bei den Webern von der tiefsten Leidensfähigkeit bis zum wahnsinnigsten Aufstand nur ein Schritt ist. Wenn nun wirklich, im vierten Akt, der Aufruhr tobt, wenn Dreißigers Haus gestürmt und zerstört wird, dann ist's auch mit aller Lust ästhetischer Betrachtung vorbei. Nirgends in der Kunst scheint mir eine revolutionäre Wirkung auf die Seele klüger und tiefer vorbereitet zu sein, als hier durch die voraufgegangene ästhetische Fesselung. Das zum Aeußersten treibende Moment der Tragödie ist übrigens nicht direkt das Weberelend. Dieses Elend und der aus ihm aufdampfende Zorn vielmehr führen erst zu einem lyrischen Erguß, zum Weberlied, das plötzlich, wie von Allen empfunden und gedichtet, entsteht, Niemand weiß, woher. Diese revolutionäre Lyrik erst peitscht die Leute auf zu einer im Grunde doch unsinnigen That. Es ist nicht etwa eine That der Verzweiflung und des aus der Verzweiflung geborenen Muthes, nach dem Muster vielleicht: „Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden" u. s. w. Auch nicht einmal die Verzweiflung giebt den ausgehungerten Webern Kraft. Was sie zur unerhörten That treibt, ist Stimmung, die sich wohl lange vorbereitet hat, aber plötzlich, auf den Rhythmen des Weberliedes, emporfliegt und im Fluge Alle mit sich reißt. Es ist — möchte ich sagen — eine lyrische That, die nachher sicherlich schrecklich gebüßt werden wird, mit so vielen Jahren Zuchthaus, so entsetzlichem, zurückbleibendem Elend von Weib und Kind. Es ist fein und tief, daß der Dichter das „Weberlied" zur treibenden Kraft der Tragödie gemacht hat. Wie ein unheilvoller schwarzer Vogel flattert es empor, aus dem Elend der Masse geboren, der ersehnten Freiheit entgegen, um noch schrecklichere Unfreiheit im Gefolge zu haben. In diesem Liede finden alle diese Weber den Ausdruck ihrer Seelen und ihrer Leiden. In den Klängen dieses einen Liedes dringt das ganze große Weberelend an das Ohr des Fabrikanten, der auch gegen dieses Lied zunächst seine Wuth und seinen Kampf richtet.

Die Verbindung von Leid und Lied macht auch das Wesen der Traumdichtung „Hanneles Himmelfahrt" aus. Ihre ergreifende und tragische Wirkung beruht auf der Verbindung von tiefstem irdischen Elend mit holdester, himmlischer Traumseligkeit. An diesem Kontrast hat man Anstoß genommen. Ein sehr schätzbarer Kritiker schreibt: „Er wollte eben durch Kontraste wirken, und es ist sein gutes künstlerisches Recht. Aber auch Kontraste sind in jedem guten Gemälde abgetönt, auch Kontraste dürfen nicht grell, nicht

Digitized by Google

schreiend sein.“ Ich lasse es dahingestellt, ob wirklich die Abtönung aller Kontraste für jedes „gute Gemälde“ Erforderniß ist. Im Leben aber und in der Menschenseele existiren sie unabgetönt, unvermittelt, nur durch das Gesetz des Gegensatzes verbunden, wie in Hegels Philosophie. Nicht immer, zu allen Zeiten und in allen Menschen, sind solche Kontraste das Gewöhnliche. Aber unter Umständen kann der gefangene Held die herrlichsten Freiheitsträume träumen; es vermag der von der Geliebten Entfernte die Liebe am glühendsten zu empfinden. Und wer dem Glück zeitlebens am allerfernsten gestanden ist, der hat wohl gar die holdeste Vorstellung von seiner Süße, wie Hannele. Ich sehe in Hanneles Himmelfahrt logisch und psychologisch eine Wahrheit, einen tiefen Sinn. In dieser Traumdichtung, die im Armenhause spielt, entfaltet sich aber auch des Dichters Anfangs gekennzeichnete Doppelnatur — als Lyriker und Naturalist — am klarsten. Hier hat Hauptmann Alles gegeben, was er kann und was er ist. Seine ganze Seele liegt in dieser ihn kennzeichnendsten Dichtung. Hannele ist in gewisser Weise eine Parallelerscheinung zu ihrem Schöpfer. Sie feiert im Traum ihre Erlösung von den Rohheiten des Lebens; der naturalistische Dichter bedient sich des Märchens oder der Traumdichtung als künstlerischen Befreiungsmittels aus dem Druck der Wirklichkeiten.

Nachdem Hauptmann in der Hannele-Dichtung so ganz dem eigenen Wesen Ausdruck gegeben und Genüge gethan hatte, ging er, wie mich dünkt, in „Florian Geyer“ über sich und die Grenzen seines Könnens hinaus, um dabei schnell zu Fall zu kommen. Im „Florian Geyer“ findet sich Vieles, was zur Webertragödie in Parallele steht. Ich möchte sagen: der Dichter versuchte aus den Elendstiefen des heimischen Gebirges den Aufstieg zur Alpenhöhe weltgeschichtlicher Geschehnisse. Es ist mir überhaupt nicht wahrscheinlich, daß Hauptmann ein historisches Drama großen Stils schaffen und einer weltgeschichtlichen Umgestaltung Ausdruck geben könnte. Solch eine „Weltenwende“ stellt sich doch immer als ein Kampf der Ideen dar; alte „heilige“ Güter werden zertrümmert, neue heilig gesprochen. Die Stärke des naturalistischen Dichters liegt in der Kraft, mit der er Sinneseindrücke aufnehmen und verarbeiten kann. Solche Sinneseindrücke aber können aus der Vergangenheit doch nur schwer oder gar nicht zu unmittelbarer Empfängniß gelangen. Es ist natürlich gar nicht zu leugnen, daß auch „Florian Geyer“ vieles Interessante und

Digitized by Google

manches Große enthält. Im Grunde aber bedeutet er einen Irrthum, von dem man — ein bekanntes Wort variirend — entschuldigend sagen möchte: Dem Ruhme des Weber-Dichters war es erlaubt, sich über seine Kräfte zu täuschen.

Aus der Trauer über den Fall des so groß geplanten Werkes und wohl noch aus mancher anderen trübseligen Stimmung heraus erwuchs das Märchendrama „Die versunkenen Glocke". Ich vermag in mir nicht jene Fülle von Bewunderung aufzutreiben, die dieser Dichtung von tausend Seiten entgegengetragen wird. Das Werk ist zart und innig, auch sinnig, aber ohne Kraft und Tiefe. Es ist das Klagelied eines Mannes, der sich selber als zu schwach für einen bestimmten Fall befunden hat. Es ist etwas Weichliches und Weibisches in dieser Dichtung. Sehr treffend und eindringend schreibt Dr. Walter Claaßen in einem „Die versunkene Glocke" mit Scharfsinn und Ausführlichkeit analysirenden Aufsatz der Pernerstorferschen „Deutschen Worte" (Februar 1897): „Echt weiblich ist dies Wort des Mannes:

„Noch weißt du . . . ahnst du nicht, was du mir bist!"

Demgegenüber erscheint die Geliebte fast männlich. Vergebens versucht der Dichter seinem Helden männliche Kraft zu verleihen; er verleiht ihm wohl Kraft, aber nur die der Hingabe. Er bleibt immer passiv, und schließlich findet er sich als

„Der Sonne ausgesetztes Kind,
Das heim verlangt; — und hilflos ganz und gar,
Ein Häuflein Jammer, greint er nach der Mutter,
Die ihren goldnen Arm sehnsüchtig streckt
Und nie ihn doch erlangt."

Hier geht das Feminine ins Geschlechtlose, ins Kindliche über." Die Hingabe gehört, wie ich wiederholt bemerkt habe, zum Wesen des naturalistischen Künstlers. Es wohnt dem Naturalismus stets etwas Weibliches inne. Es ist das eine Kunst der Konzeption. Darauf kommt es an, mit weichen Sinnen die Welt aufzunehmen und ihr Bild unverändert und unpersönlich wiederzugeben. Das dichtende Individuum muß hinter dem Werk verschwinden.

Hauptmanns neuestes Werk, das Schauspiel „Fuhrmann Henschel"*) ist das reifste und vollendetste Erzeugniß naturalistischer Kunst. Die Ereignisse, um die es sich handelt, sind die

*) Hauptmanns Werke sind sämmtlich im Verlag von S. Fischer, Berlin, erschienen. Ebenda ist auch eine von Paul Schlenther geschriebene Biographie des Dichters verlegt.

Digitized by Google

denkbar einfachsten und gewöhnlichsten. Das Drama spielt in den sechziger Jahren in einem schlesischen Badeort. Fuhrmann Henschels Frau liegt nach den Wochen krank und wird wohl sterben. Sie nimmt ihrem Manne das Versprechen ab, die im Hause dienende schmucke und fleißige Magd Hanne nicht zu heirathen. Nach dem Tode der Frau geht Henschel doch, mit Ueberwindung einiger Gewissensbedenken, die Ehe ein. Was soll er auch machen? Er nicht nur, mehr noch seine Wirthschaft und sein Fuhrgeschäft brauchen eine Person von der Zuverlässigkeit, die nur die Ehefrau, aber keine dienende Magd besitzen kann. In der Ehe entpuppt sich Hanne als ein zwar immer noch hübsches und fleißiges, aber außerdem auch geiziges, gewinnsüchtiges, herzloses und dabei noch sinnliches Weib, das sich nicht entblödet, mit Anderen Liebeshändel anzufangen. Die Schlechtigkeit des Weibes durchschauen die Anderen am Orte klarer nud früher, als der eigene Mann, wie das gewöhnlich so zu geschehen pflegt. Dadurch, daß er mit solchem Weibe still zusammenlebt, fällt ein Schatten auf ihn selber und man meidet sein Haus und ihn, der früher der geachtetste Mann war. Einmal, im Wirthshaus, wird ihm das von allen Seiten klar gemacht, auch die Untreue seines Weibes. Dieses selbst vermag nicht einmal mehr geschickt zu leugnen. Nun lebt Henschel in seinem Hause und mit seinem Weibe als ein gebrochener Mann. Er denkt wohl oft an das glückliche Leben mit der ersten Frau zurück. Er erinnert sich des gegebenen, aber nicht gehaltenen Versprechens. Gewissensbisse quälen ihn. Er leidet an Schlaflosigkeit und Hallucinationen. Ueberall wähnt er die Gestalt seiner ersten Frau zu sehen, Abends, wenn er ins Bette steigt, Morgens, wenn er in den Stall geht. Schließlich erhängt er sich.

Welche erschütternde oder gar tragische Wirkung haftet schon dem Stoff an? Keine! Man könnte meinen, der Bruch des der Sterbenden gegebenen „heiligen" Versprechens heische Sühne. Am Wortbruch gehe der Fuhrmann durch eigene „Schuld" zu Grunde. Man könnte es sich schaurig ausmalen, wie durch Schuld der Lebende an die Todte gekettet, von ihr verfolgt ist. Der Fall wäre möglich, liegt hier aber, in diesen einfachen, ländlichen Verhältnissen, sicherlich nicht vor. Die sterbende Frau Henschel nimmt ihrem Manne garnicht das Versprechen ab von jener unersättlichen, wilden Liebe getrieben, die da meint und hofft, auch übers Grab hinaus noch des Geliebten Liebe genießen und sich darum erhalten zu müssen. In Frau Henschels Verlangen

Digitized by Google

liegt vielmehr ein Stück Gemeinheit und Niedrigkeit, die Anderen nicht gönnt, was sie selber nicht mehr besitzen kann. Der Tod, der sie dem Leben entreißt, macht sie neidisch. Trotzdem kann sie im Leben eine kreuzbrave Frau gewesen sein. Wenn sie nun aber stirbt, so hat ihr Tod garnichts Tragisches an sich, bedeutet nichts mehr, als die meisten anderen Millionen Todesfälle: etwas ganz Alltägliches. Das Versprechen, das sie dem Manne abnimmt, nehmen alle Frauen solcher Art ihren Männern ab, und die Männer geben es auch, um dann aber doch in aller Seelenruhe es zu brechen. So sind eben die Menschen und so hat sie sicherlich auch Hauptmann gemeint. Ein tragischer Fall ist hier also von vornherein garnicht gegeben. — Nun leidet doch aber Henschel später am Gewissen und kann die Erinnerung an seine erste Frau nicht los werden. Diese Erinnerung aber stammt auch nur wieder aus dem Leid und der Sehnsucht, ähnlich wie Hanneles Träume sich von dunkelstem Unglücksgrund abheben. Hätte Henschel Glück mit seiner zweiten Frau, wäre er sicher sehr bald mit der ersten nur noch durch den Kranz verbunden, den er pflichtschuldigst am Todtensonntag aufs Grab legen würde. Was Henschel im tiefsten Grunde unglücklich macht und in den Tod treibt, ist seine Schwäche. Er ist ein Hüne an Körper, ein Kind an Gemüth. Er ist durch und durch Gemüthsmensch. Das verschafft ihm wohl einen Theil unserer Sympathien, aber nicht alle. Männer dieses Standes, die ein böses Weib haben, greifen gewöhnlich zu einem recht drastischen Mittel: sie prügeln das Weib durch. Und die Bekannten sagen dann: hast recht gethan, sie verdients. Als Schwächling ist Henschel sicherlich keine tragische Persönlichkeit. Er ist doch nicht einmal, wie Johannes Vockerat, ein Schwächling als Mensch einer Uebergangszeit, von dem besondere Entschlüsse oder Entsagungen gefördert werden. Henschel ist nur einfach ein schwacher Mann ohne jeden objektiven Entschuldigungsgrund. Das dürfte klar sein, daß weder Geschehnisse noch Personen in diesem Drama von vornherein ergreifende Wirkungen und Erschütterungen auszuüben angelegt sind. Der Stoff und die Personen enthalten vielleicht sogar Bestandtheile, die leichter zu komischer wie zu tragischer Auffassung reizen könnten. Der Eindruck des Dramas ist dennoch stark und tief. Das kann ich mir nur aus der Ruhe, Sicherheit, Treue und Anschaulichkeit erklären, mit der der Dichter seine Personen hingestellt hat. Es ergreift uns eine Lust des reinen Schauens. Um so genau, so treu, so rein ins Leben schauen und dieses Leben dar-

Digitized by Google

ſtellen zu können, muß man eine ungeheure Selbſtvergeſſenheit, eine gewaltige Ruhe der Seele beſitzen. Indem der Dichter durch die Treue ſeiner Darſtellung uns zu anhaltendem und ſtaunendem Schauen zwingt, überträgt er auch auf uns ein Stück jener Ruhe, vermöge deren er hat ſchauen und Eindrücke unverfälſcht aufnehmen können. In dieſer Ruhe nun liegt das Glücksgefühl, das ein naturaliſtiſches Kunſtwerk in uns erzeugen muß, wenn es Anſpruch auf Vollendung erheben darf. Das naturaliſtiſche Kunſtwerk erhebt und berauſcht nicht, aber es glättet und beſänftigt. Wir ſehen die Erſcheinungen in größerer Wahrheit und Reinheit, mit entſchleierten Augen und beruhigter Seele. Es iſt das ein paſſives Glücksgefühl.

Wenn ich nun zum Schluß in einem Ausdruck zuſammenfaſſen möchte, was Hauptmann erworben und erreicht hat in den zehn Jahren ſeines Schaffens, ſeit der Zeit, da er aus allzu großer Verletzlichkeit und fieberhafter Erregtheit der Seele heraus ſich in den Brutalitäten ſeines Erſtlingswerkes erhitzte bis jetzt, zu dem mit allſeitigem Beifall begrüßten „Fuhrmann Henſchel“, ſo finde ich dafür kein anderes Wort, als das Schopenhauers: „die Meeresſtille des Gemüths“.

Digitized by Google

Die Rembrandt-Ausstellung in Amsterdam.

Von

Heinrich Weizsäcker.

Eine Rembrandt-Ausstellung, wie die, welche jüngst in Amsterdam zu Ehren der jungen Königin Wilhelmine veranstaltet worden ist, wäre vor nicht langer Zeit, vielleicht vor zwanzig Jahren noch, ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Zwar hätte an sich die Durchführbarkeit eines solchen Unternehmens und seine eminente Bedeutung für die kunstwissenschaftliche Forschung, wie für die allgemeine künstlerische Bildung auch damals keinem ernsthaften Zweifel begegnen können; seit der Dresdener Holbein-Ausstellung von 1872 fehlte es dafür nicht an vielversprechenden Erfahrungen. Aber gerade Rembrandt auszustellen hätte man damals so wie heute nicht vermocht; die ausgedehnte Kenntniß seiner Persönlichkeit und seines Wirkens, die wir heute haben, hätte gefehlt und damit die erste Voraussetzung des Gelingens. Daß unser Wissen auf diesem Gebiete Fortschritte gemacht hat, ist das unbestreitbare Verdienst der kunstgeschichtlichen Forschung unserer Tage. Dem unermüdlichen Eifer eines Bode, Bredius und Anderer, unter denen besonders Hofstede de Groot als jüngerer Mitarbeiter mit Ehren genannt wird, ist es gelungen, aus zahlreichen, geradezu über die ganze zivilisirte Welt verbreiteten Fundstätten die Kenntniß des Materials zu gewinnen, aus welchem Rembrandts Lebenswerk sich aufbaut, und Forschungen in holländischen Archiven, die nebenher gingen, haben uns mit einer nicht unerheblichen Ausbeute an Quellennachrichten zur Lebensgeschichte von Hollands größtem Künstler beschenkt, so daß man wohl mit einem gewissen Rechte

Digitized by Google

sagen kann, Rembrandts Werkstatt sei nunmehr bis in alle Ecken und Winkel hinein durchforscht und durchleuchtet worden.

Es war gewissermaßen ein Rückblick auf die Summe der so geleisteten Arbeit und zwar ein Rückblick von imponirender Weite, was die Amsterdamer Ausstellung dem Besucher bot. Selten hat eine hervorragende künstlerische Persönlichkeit in der Gesammtheit ihrer Kräfte und Ziele so vor Jedermanns Augen gestanden wie Rembrandt in dieser Vereinigung von weit über hundert seiner Werke, unter denen sich neben den ausgesuchten und bekannten Meisterwerken eine gute Anzahl anderer Schöpfungen befand, die noch nie das Licht der Oeffentlichkeit gesehen hatten. Ihre Auswahl im Einzelnen zu kritisiren kann nicht der Zweck dieses kurzen Berichtes sein, so viel auch, namentlich in der heiklen Frage, ob nun auch wirklich Alles von Rembrandt sei, von Vielen kritisirt worden ist. Zur Genugthuung der Aussteller sei aber doch gesagt, daß am meisten Kritik von denen geübt wurde, die am wenigsten dazu berufen schienen. Begreiflicher Weise: in Fragen dieser Art ist es immer leichter, zu verneinen, als zu bejahen, leichter, ein Werk als unecht zu verwerfen, als zu wissen, was doch echt ist oder echt sein kann. Und von Rembrandt gilt das in ganz besonderem Maße. Er ist ein Empiriker, wie es kaum einen zweiten gegeben hat; so ist bei ihm auch fast jedes neue Bild ein neues Problem, das er sich stellt und es gehört eine sehr ausgedehnte Kenntniß seiner Arbeitsweise dazu, um auch nur annähernd die Möglichkeiten der Erscheinungsform zu übersehen, unter denen ein Werk seiner Hand sich darstellen kann. Dies nebenbei.

Für die Gewinnung jenes Gesammtbildes von Rembrandts Lebensarbeit, wie wir es heute besitzen und wie es in Amsterdam in noch nie gesehener Einheitlichkeit zu Tage trat, ist im Verlauf der letzten Jahrzehnte die Erforschung seiner ersten jugendlichen Entwicklungszeit von hervorragender Bedeutung gewesen. Es hat keineswegs an der einseitigen Leidenschaft gewisser Kunsthistoriker gelegen, wenn man neuerdings überhaupt dazu gelangt ist, beim Eindringen in das Verständniß eines bestimmten künstlerischen Ingeniums auf die ersten Anfänge seiner Entwicklung größeres Gewicht zu legen, als früher meist geschah. Man hat vielmehr erkannt, daß der erste Anlauf in der Bahn hier in der Regel eine wichtige Vorbedeutung hat, und daß, was die Natur an Gaben verliehen hat, das Beste und das Ausschlaggebende, im ersten, schüchternen Werk der Jugend nicht selten mit derselben ursprüng-

Digitized by Google

lichen Stärke zu Tage tritt, wie im gereiften Erzeugniß der Mannesjahre. Auch bei Rembrandt trifft diese Erfahrung zu, und auch die zahlreichen, zum Theil erst durch die neueste Forschung wiederentdeckten Jugendwerke des Künstlers, die in Amsterdam zu sehen waren, ließen darüber keinen Zweifel aufkommen. Zwar weichen diese Jugendarbeiten manchmal in ihrem äußeren Habitus nicht unmerklich von zahlreichen imposanteren Schöpfungen der späteren Jahre Rembrandts ab; ihr kleines Format, ihre miniaturähnliche Detailarbeit im Geiste eines Elsheimer und seiner Nachfolger, diese Besonderheiten, die noch auf die ersten künstlerischen Eindrücke zurückgehen, welche die Phantasie des Knaben in seiner Leydener Heimath empfing, verlieren sich späterhin. Aber schon in diesen ersten Werken bekundet sich zugleich die durchdringende psychologische Beobachtungsgabe und damit im Zusammenhang der auf den Ausdruck des dramatischen Affektes vorzugsweise gerichtete Darstellungstrieb, der diesen Künstler durch sein ganzes Leben begleitet hat. Dieser Zug ist in der altniederländischen Malerei an sich nicht neu; vereinzelt tritt er auch schon in der Zeit vor Rembrandt zu Tage, dann aber meist in der Spezialisirung auf das Komische, wie in den unnachahmlichen Possenstücken eines Bauern-Brueghel, oder in satirisch-grotesker Wendung, wie in den höllischen Phantasien eines Hieronymus Bosch. Bei Rembrandt sind es von frühester Zeit an alle Kategorien der ästhetischen Gefühlsbestimmung, vom Lächerlichen bis zum Erhabenen, die sein lebhafter Geist umspannt; sogar an Gegenständen von ausgesprochen tragischer Färbung hat er sich schon mit einigen seiner Erstlingsschöpfungen versucht und nicht um Haaresbreite hat er dabei sein Ziel gefehlt. Das erschütternde Pathos, das noch einige der Historienbilder seiner letzten Lebensjahre durchbebt — der von Schwermuth ergriffene Saul, vor welchem David die Harfe spielt, war dafür unter den späteren Bildern in Amsterdam ein bezeichnendes Beispiel — es schlägt schon in den Werken jener ersten Jugend durch, alle Fesseln der Konvention zerreißend und alten hergebrachten Stoff mit einem völlig neuen und höchst persönlichen Gefühlsinhalte füllend.

Auch den Mitlebenden zwang sich der außergewöhnliche Eindruck dieser Leistungen auf. So rühmt Constantin Huygens, der Sekretär des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien und einer der ersten Gönner des jugendlichen Anfängers, in seinem Tagebuche das Bild eines von ihm gemalten reuigen Judas, der den Hohenpriestern die Silberlinge zurückbringt, gerade um

Digitized by Google

jener besonderen Eigenschaften willen. Es ist noch nicht allzulange her, daß dieses Bild sich in Pariser Privatbesitz wiedergefunden hat und es rechtfertigte in der Ausstellung von heute die Wirkung, die es damals gethan haben mag. Diese eine Figur des Judas, zu Boden gesunken unter der Last der Schuld, mit blutig zerrauften Haaren und mit dem Schrei der Verzweiflung auf den Lippen — Huygens lobt ihn mit sichtlichem Wohlgefallen — ist in der That der Träger einer immensen Leidenschaft und ein Rembrandt, wie er von ihm selbst kaum noch übertroffen werden konnte. Fast noch merkwürdiger erschien daneben das Bild der Emmausjünger aus dem Besitze der bekannten Künstlerin Madame André-Jacquemart in Paris, um 1633 gemalt. Denselben Gegenstand hat Rembrandt fünfzehn Jahre später noch einmal behandelt, es ist der Christus, der den Jüngern das Brot bricht, in der Louvregallerie. Dies zweite Bild ist schlicht und wenig bewegt, es giebt im Grunde, was der Gegenstand verlangt. In jenem früheren Bilde ist davon nicht die Rede. So stark ist in dieser ersten Zeit das Ungestüm einer ganz von dramatischem Leben erfüllten Einbildungskraft in dem jungen Künstler, daß jede andere Rücksicht schwindet; hier ist kein religiöser Inhalt, es ist das Schreckhafte eines visionären Vorganges und dieses allein, das seinen Ausdruck sucht: die überirdische Erscheinung des Auferstandenen als farbloser Schattenriß an der Wand schwebend und die Jünger von Furcht und Zittern ergriffen, sehr naturwahr, sich erhebend und vor ihm niederfallend. „In diesen Bildern habe ich darauf gehalten, die größte und natürlichste Beweglichkeit auszudrücken" sagt Rembrandt wenig später in einem Briefe an Huygens von zwei anderen womöglich mit noch größerer Unternehmungslust für den Prinzen von Oranien ausgeführten Bildern, einer Grablegung und einer Auferstehung Christi (jetzt in München). Man sieht, worauf er damals in bewußter Absicht ausging. In der Oekonomie der Mittel hat er später Maßhalten gelernt, aber die erste elementare Gewalt des Ausdrucks ist ihm geblieben bis zuletzt.

Nicht anders verhält es sich mit den Prinzipien der koloristischen Behandlung, der für Rembrandt sprüchwörtlich gewordenen Helldunkelmalerei: auch hier das Werk der Reife im Wesentlichen, was der Traum der ersten Jugend gewesen ist. Auch seine Vorliebe für bestimmte Farbenzusammenstellungen gehört dahin. Im Allgemeinen hat Rembrandt in der Wahl zwischen der hellen und der dunklen Farbenskala, deren Gegensätze ja auch in den Malerkriegen von

Digitized by Google

heut zu Tage die Gemüther wieder erregt haben, zeitlebens der dunklen in die Tiefe dringenden den Vorzug gegeben. Die Willkür, mit der er dabei im Einzelnen verfuhr, hat manchen seiner akademisch korrekter gebildeten Zeit- und Kunstgenossen Kopfschütteln erregt. Sie bedachten nicht, daß es in jeder Art der künstlerischen Bethätigung eine dichterische Freiheit giebt, die immer Recht hat, sobald sie nur das durchsetzt, was sie verspricht. Rembrandt hat im Gebrauche dieser Freiheit selbst das unmöglich Scheinende geleistet und er hat wirklich Recht behalten; wer wird ihn heute anders wünschen, als er ist? Dabei vermeidet er oft so absichtlich das Lichte, Farbige des farbigen Eindrucks, daß er in großen Bildflächen, namentlich in Porträts, neben dem an sich unabänderlichen Fleischton andere Unterschiede der Lokalfarben kaum noch aufkommen läßt; es bleiben nur indifferente, gebrochene Töne, die er ineinanderwebt. Dann überrascht er wieder auf entgegengesetzte Weise: als gälte es, die Nacht in Feuerschein zu tauchen, wirft er wilde, flammende Effekte hinein, ein leuchtendes Kadmiumgelb und ein Roth, das alle Nüancen durchläuft, vom hellen reinen Zinnober bis zur tiefsten Brillanz, die er dem Krapplack oder anderen verwandten Farbstoffen abgewinnt. Neben der träumerischen Monotonie seines Helldunkels ist nichts für Rembrandts malerischen Stil so bezeichnend, als eben dieses Roth und Gelb. Auch wo er eine um Vieles reicher besetzte Palette braucht, und, wie etwa in der „Nachtwache", zu sehr komplizirten Farbenakkorden übergeht, klingen diese beiden Töne in der Regel vernehmlich durch, sie bilden eine Art von Leitmotiv seiner Farbenwahl. In der Ausstellung war es wohl nur Zufall, aber ein lehrreicher Zufall, daß just vier Bilder aus ganz verschiedenen Altersstadien des Künstlers vorhanden waren, die, wenn auch mit Variationen, doch alle auf dieses Thema zurückführten: eine gelbe seidene Toilette neben einem hochrothen Tuchteppich gab den Grundton in dem großen Doppelbildniß aus Buckingham-Palace, dem sogenannten Pancras und seiner Frau, das der früheren Zeit, noch um 1635 angehört; auf Gelb und Roth gestimmt erschien die alte Frau mit der Bibel auf dem Schooße, aus Pariser Privatbesitz, um 1649; der flotte polnische Schimmelreiter aus den fünfziger Jahren mit dem schmutziggelben Schafpelz und dem rothen Beinkleid zeigte beide Töne durch das Weiß des Pferdes gehoben; in vollster Sättigung enthielt sie endlich das große düstere Bild der letzten Zeit, um 1668, Esther und Ahasver, aus dem Besitz des Königs von Rumänien, dies übrigens

Digitized by Google

auch eines jener unglücklichen Bilder, die von angeblich Kundigen für unächt erklärt wurden, obwohl in jedem Zuge von Spachtel und Pinsel trotz einiger „ristauri" die Hand des Meisters zu erkennen war.

Ueber die Mannigfaltigkeit der stofflichen Gestaltungsgabe eines Rembrandt wäre es unnütz, Worte zu verlieren. Ist es auch im Wesentlichen nur Ovid und die Bibel, aus der bei ihm, wie bei den meisten „Historien"-Malern seiner Zeit, die Wahl der Gegenstände ressortirt, so ist es doch eine fast unübersehbare Vielheit von Eingebungen, über die er gebietet. Im Gegensatz zu seinen, in den humanistischen Fächern meist besser beschlagenen vlämischen und italienischen Kollegen sind es die Züge einer ganz naiven, fast möchte man sagen, volksthümlichen Dichtung, die Rembrandt an seinem Theile in jene äußerlich gegebenen Sujets hineinlegt. In der Art und Weise, wie er die Evangelienszenen behandelt, wovon die Ausstellung neben den erwähnten auch eine Anzahl der reizvollsten, idyllischen Schöpfungen, vor Allem die „Heimsuchung Mariä" aus Grosvenor House aufwies, spricht sich zugleich eine unverdorbene natürliche Form des frommen Bewußtseins aus, wie man sie außerdem eben auch nur nur in der einfachen Anschauungsform des Volkes, heute übrigens vielleicht weniger, als damals, suchen darf. Und volksthümlich märchenhafte Züge sind es ganz entschieden, mit denen weiter die Geschichten des alten Testaments und der antiken Mythenwelt seiner Einbildungskraft erschienen sind. In seiner Absicht hat das wohl nicht eigentlich gelegen, man glaubt sogar hin und wieder zu erkennen, wie er sich durch antiquarische und geschichtliche Studien nach dieser Richtung zu bilden versucht hat. Aber in seinen oft so seltsam aufgeputzten Patriarchen und Erzvätern, wie in den Göttern Roms und Griechenlands und vollends in der Schaar jener geheimnißvollen Einzelfiguren, der „Judenbräute", der „geharnischten Krieger" u. a. m., von denen wiederum die Ausstellung charakteristische Proben zeigte, ist nichtsdestoweniger ein gutes Theil von der Romantik, ja selbst vom Spuk der heimathlichen Sage und Dichtung, der Volkslieder und der Volksbücher lebendig geworden.

Es ist nicht unwichtig, sich in Rembrandts Werk diese Typen der dichterischen Erfindung zu vergegenwärtigen, sie kennzeichnen die geistige Atmosphäre, in der der Künstler zu Hause war, nicht anders als an ihrem Theile die Porträts, die von ihm herrühren, Vieles von den sozialen Verhältnissen andeuten, unter denen er

Digitized by Google

gelebt und gewirkt hat. Das Bildnißfach nimmt in Rembrandts Thätigkeit einen außerordentlich breiten Raum ein; dem entsprach es auch, wenn jüngst in Amsterdam über die Hälfte aller ausgestellten Bilder aus Porträts und Porträtstudien bestand. Mir kam dabei eine Unterredung ins Gedächniß, die mir einmal mit Jakob Burckhardt vergönnt war. Das Gespräch führte auf die Niederländer und Burckhardt wies darauf hin, wie wichtig es zum Verständniß der Kunst dieses Volkes sei, auch die Volkstypen zu kennen, deren feine psychologische Schilderung geradezu eine der Grundlagen dieser so stark von nationalen Elementen bedingten Kunst gebildet habe. In der That, wer etwas vom künstlerischen Charakter der Niederländer kennen lernen will, der muß bei Land und Leuten anfangen, und was lehrt nicht da der einzige Rembrandt, wenn man ihn einmal in den Darstellungen seiner Volks- und Zeitgenossen reden lassen will, die in Bildnissen von seiner Hand erhalten sind! Der geistvolle Maler Eugène Fromentien hat zwar einmal gesagt, daß ein Bild immer ein Gegenstand der Diskretion sei, dem man nicht mehr abfragen dürfe, als was es selbst aussage, und mehr als von jeder anderen Art der bildlichen Darstellung läßt sich das vielleicht vom Porträt behaupten, das ja nie das Ganze von einer Persönlichkeit zu vergegenwärtigen vermag, sondern fast immer auf einen bestimmten zufälligen Augenblick ihrer Erscheinung angewiesen ist. Und dennoch, wem könnte es auf der anderen Seite entgehen, daß, je höher sich in einem Bildniß die künstlerische Leistung als solche erhebt, um so mehr auch in ihm ein Stück Seelengeschichte zu Tage tritt, ein Einheitliches und ein Bleibendes, das zu erkennen der Beschauer sich gereizt fühlt, und das zuerst erkannt und zum Ausdruck gebracht zu haben, in jedem einzelnen Falle das Verdienst des Künstlers ist. In dessen Thun liegt eben dann eine besondere divinatorische Gabe, die in einer Art von künstlerischer Forschung, ähnlich der geschichtlich-wissenschaftlichen, dazu gelangt, den Schleier von so manchem Geheimniß zu heben, das tief verborgen im Grunde der Erscheinungen liegt.

Mit der vollkommenen Wirkung eines solchen Erkanntseins glänzte die Bourgeoisie von Alt-Holland von den Wänden der Rembrandt-Ausstellung herab: „Mijnheer“ im Selbstbewußtsein einer gesicherten wirthschaftlichen Position und eines geschätzten Familiennamens, prangend in Sammt und Seide und in tadelloser Spitzenwäsche, und neben ihm „Mevrouw“, die Gefährtin nicht nur des wirklichen

Digitized by Google

Lebens, sondern auch die nie fehlende Begleiterin der gemalten Existenz im Bilde. Der Stellung der Frau kommt eine nicht zu übersehende Bedeutung in diesem Kreise von Darstellungen zu. Sie haben im Munde der Zeitgenossen, inmitten einer sittlich verwahrlosten Gesellschaft, wie sie namentlich die südlich angrenzenden Länder aufwiesen, manches Lob geerntet, diese wackeren holländischen Frauen des siebzehnten Jahrhunderts, deren Typen sich ja bis heute ziemlich unverändert konservirt haben in den blühenden Farben des Seeklimas, mit offenen und klugen Sinnen und nicht ohne einen gewissen Anflug autoritativer Würde, dem unter den Malern jener Zeit Franz Hals, der alte Humorist, in einigen seiner Ehebildnisse einen besonders unzweideutigen Ausdruck zu geben gewußt hat. Und was für Originale dieser Gattung hat uns nicht Rembrandts Pinsel „verewigt"! Ich denke an die schlichten und liebenswürdigen Bilder von Mutter und Schwester, die er oft gemalt hat, an die stolzen patrizischen Erscheinungen wie in der Sammlung van der Poll im Rijksmuseum, jene Elisabeth Jacobsz Bas, die Wittwe des Admirals Jochem Hendricksz Swartenhont und an ähnliche Gestalten in der Ausstellung wie die Matrone mit den wetterfesten Zügen aus Kapitän Holfords Besitz oder jene etwas jüngere, vornehm sich aufrichtende Dame, die Lord Iveagh gesandt hatte, diese letzte zugleich ein Musterbeispiel des reinen klaren Goldtons von Rembrandts erster Reifezeit: von solchen und ähnlichen Schöpfungen hat sich später Reynolds zu einigen seiner glücklichsten Inspirationen begeistern lassen. Rembrandt hat in diesem Spezialfach einen feinen Sinn für weiblichen Charakter und auch für weibliche Schönheit gezeigt. Um so mehr bleibt es auf den ersten Anschein zu verwundern, daß seine Frauenbilder zu ihrer Zeit keineswegs ungetheilten Beifall gefunden haben, worüber wir ziemlich gut unterrichtet sind. Es ist nichts Anderes als der Nachklang einer namentlich in seinen späteren Jahren weit verbreiteten Stimmung, wenn sein Landsmann Houbraken, der bekannte Künstlerbiograph, noch fünfzig Jahre nach ihm von seinen gemalten Frauen äußert „sie seien zu traurig, um davon zu singen und zu sagen" und nur ein Echo von Stimmen der Mitlebenden war es, wenn Andries Pels, eine der, übrigens bescheideneren, Zierden des holländischen Parnasses damaliger Zeit, sich zu der Behauptung verstieg, Rembrandt habe sein Frauenideal unter Bauernmägden und Waschfrauen ausgesucht.

Man hat diese und verwandte Gegenströmungen der Kritik und der

Digitized by Google

öffentlichen Meinung jener Tage in ihrer Bedeutung überschätzt, wenn man sie unter die bedauerlichen Schicksalsführungen eingerechnet hat, von denen der Künstler bekanntlich gegen Ende seines Lebens nicht verschont geblieben ist. Rembrandt hat nie zu jenen Opfern des künstlerischen Berufs gehört, die ihren Ruhm nicht durch den Beifall, sondern trotz des Mißfallens der Menge erlangt haben; das Imponirende einer solchen Persönlichkeit konnte ja Keinem unter den Mitlebenden so verborgen bleiben. Aber ein anderer Umstand verdient hier Berücksichtigung. Es fehlt nicht an Kennzeichen dafür, daß Rembrandt im Bereiche dessen, was gemeinhin für schön gilt und namentlich in der Darstellung von Frauenschönheit einer sehr ernst zu nehmenden Konkurrenz ausgesetzt gewesen ist. Der galante Stil des Ritters van Dyck, der ja mehrmals, wenn auch vorübergehend, in Holland beschäftigt gewesen ist, hat ihm nicht nur von seinen Verehrern unter dem Publikum der höheren Stände, sondern auch von seiner Gefolgschaft aus unmittelbaren Schülern und Anhängern einen Teil unläugbar entfremdet. Nicht wenig mag dazu die unnachahmliche Grazie beigetragen haben, mit der ein van Dyck gerade jenen höchsten Trumpf der Porträtdarstellung, das Frauenbildniß, an seinem Theile auszuspielen gewußt hat. Rembrandt, der Mann aus dem Volke, im Verkehr kurz angebunden, wie er war, und ein Feind, oder jedenfalls kein Anhänger des gesellschaftlichen „Flirt", hat über jene galante Pose nicht verfügt, seine Modelle posiren überhaupt nie, wie er denn auch nie in seinen Bildern wissentlich die Unwahrheit gesagt hat. Das erklärt thatsächlich Manches an dem geschilderten Hergang. Erscheint dann aber auf der einen Seite als seine Hauptschuld die, daß er Charakter besaß — was allerdings unter Menschen selten oder nie verziehen wird — so muß auf der anderen Seite heute mit Entschiedenheit auch das hervorgehoben werden, daß er in Wirklichkeit über einen ganz eminenten Schönheitssinn verfügte, auch über den Sinn für weibliche Schönheit, der ja in der That gar nicht Jedem gegeben ist. Wäre daran noch ein Zweifel gewesen, er wäre in Amsterdam zerstreut worden im Angesicht des einen Saales, wo die Perlen von Rembrandts Frauenbildnissen beisammen hingen: die „Dame mit dem Fächer" aus Buckingham-Palace, 1641 gemalt, die Frau des Falkenjägers von 1643 aus Grosvenor-House und das Mädchenbildniß mit dem frischen Ton der Wangen und dem fröhlich-kindlichen Lachen im Gesicht, das aus Utrechter Privatbesitz kam. Nur ein Bild konnte

Digitized by Google

man in diesem Kreise noch vermissen, das nicht ganz zehn Jahre vor jenen entstandene Profilbild der Saskia van Uylenburg, der jungen Gattin oder Braut des Künstlers, mit dem Federbarett auf den blonden Locken und dem Rosmarinsträußchen in der Hand, das die Kasseler Galerie besitzt. Dieses letzte Bildniß ist ja durch Ungers Radirung bekannt als eine der zartesten und intimsten Schöpfungen des Künstlers. Mit jenen theilt es eine Transparenz des Fleischtons, deren Leuchtkraft Tageshelle um sich verbreitet und selbst dem Glanze der Perlen und Edelsteine gewachsen ist, mit denen Hals und Arme geschmückt sind. Es ist nichts Sinnlich-Aufdringliches in diesen Bildern, wie bei Rubens hin und wieder, und das ist vielleicht nach der Seite der Charakterdarstellung ihr höchstes Lob, dieser Zug von echter, vornehmer Weiblichkeit, den sie mit der Anmuth vereinen. Man behauptet auch nicht zu viel, wenn man diese Arbeiten unter ihresgleichen zu den besten rechnet, die uns von alter Kunst erhalten sind: neben den Genueserinnen des van Dyck, neben Rubens' zweiter Gattin, Tizians Flora und der „Donna velata" des Raphael sind sie die schönsten Frauenbildnisse, die je aus eines Meisters Hand hervorgegangen sind. Solche Phänomene tragen immer ein Geheimniß des schöpferischen Ursprungs in sich, das über begriffliche Deutung oder Ableitung erhaben ist. Steht aber so viel fest, daß in jeder mit künstlerischer Produktivität begabten Natur Gemüthserfahrung und schaffende Kraft des Willens Hand in Hand gehen, so fällt von da aus auch ein Licht auf jene Werke. Sie gehören einem und demselben Lebensabschnitte des Künstlers an, dem kurzen, glücklichsten, der ihm in jungen Jahren durch seine Vermählung mit Saskia beschieden war: in der Harmonie ihrer äußeren Vollendung ist ein innerlich erlebtes gehobenes Dasein offenbar geworden.

Auch die Regenten- und Schützenbilder, jene besondere Gattung von Kollektiv-Denkmälern, welche sich das self-government der niederländischen Gemeinden im 16. und 17. Jahrhundert schuf, gehört in den Kreis der Bildnisse hinein. Die am meisten populär gewordenen Schöpfungen Rembrandts sind auf diesem Gebiete entstanden und so war es dankbar zu begrüßen, daß zwei derselben, die „Nachtwache" von 1642 und die „Staalmeesters", die Vorsteher der Tuchmacher-Innung von 1661, von der Stadt Amsterdam der Ausstellung zur Verfügung gestellt waren. Die Nachtwache zog wohl am meisten an, nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch wegen einer neuen Idee, sie aufzustellen, die man erprobt

Digitized by Google

hatte. Bekanntlich hat das Bild im neuen niederländischen Rijks-Museum in einem Ehrensaal mit Oberlicht so ziemlich den ungünstigsten Platz erhalten, der sich dafür finden ließ; in der Ausstellung hatte man es mit Seitenlicht versucht, wofür das Bild ja sicher auch gemalt ist; das war besser, aber noch nicht gut, denn die Lichtquelle reichte nicht aus und Rembrandts Bilder können gar nicht Licht genug bekommen. Doch daran mochten die räumlichen Verhältnisse des neuen städtischen Museums, in welchem die Ausstellung stattfand, Schuld sein. Weniger erklärlich war, zumal da sonst im Ganzen die heikle Aufgabe des „Hängens" geschickt und sachkundig gelöst war, weshalb man wieder wie im Rijks-Museum die Nachtwache zu ebener Erde aufgestellt hatte, während doch ein Blick auf die konstruktive Anlage des Bildes lehrt, daß es für eine ganz andere Augenhöhe berechnet ist. Ich möchte wetten, daß es in jenem alten Amsterdamer Schützenhofe, wo es ursprünglich mit zwei anderen zusammen die Wand eines Saales einnahm, beträchtlich höher hing, und daß bei so erhöhtem Horizonte die Figuren erst in richtiger Proportion erschienen, was heute von ihnen gewiß nicht gesagt werden kann. Soviel mir bekannt, lassen sich die Abmessungen jenes Hauses, des ehemaligen „Kloveniersdoelen" am Singel, der inzwischen abgetragen worden ist, noch mit einiger Zuverlässigkeit feststellen, sollte es nicht auch gelingen, von da aus für das, was heute zur Aufstellung des Bildes noth thut, zu einer besseren Orientirung zu gelangen?

Die Nachtwache stellt bekanntlich in Wirklichkeit eine Tagwache vor; es ist der Auszug eines Fähnleins der Amsterdamer Bürgerwehr zum Exerzierplatz oder zum Scheibenschießen, wobei trotz des augenfälligen kriegerischen Apparates das nachfolgende Frühstück wahrscheinlich die Hauptsache war. Enthusiastische Besucher haben nun auch in der neuen Aufstellung das Licht des Tages deutlich zu erkennen geglaubt, von welchem das Bild von Rechtswegen erhellt sein sollte. Für mich ist, ohne daß ich es bedauern möchte, die Nachtwache dem Tonwerth nach ein nächtliches Bild geblieben, ich glaube auch nicht, daß sie anfänglich um sehr Vieles heller gewesen ist, was man auch sonst aus etwa möglichen Veränderungen des Farbenkörpers schließen mag. Es scheint mir aber auch, wenn man damit die anderen „schutters-stukken" jener Zeit vergleicht, kaum fraglich, was es zu bedeuten hatte, wenn Rembrandt jenes Bild in sein bekanntes Helldunkel hineinstellte. Was die Tradition der seinem ersten Auftreten unmittelbar vorangehenden Zeit für

Digitized by Google

diese Gedächtnißbilder der Gilden vorschrieb, kann man im Rijks-Museum an den Werken eines Aert Pietersen, Cornelis van der Voort u. A. oder vielleicht noch besser in Haarlem vor den berühmten Schützenbildern des Frans Hals zur Genüge kennen lernen. Es war, unter dem Gesichtspunkt der künstlerischen Anordnung und Abrundung betrachtet, im Prinzip nicht viel mehr, als was schon hundert Jahre früher Scorel und Antonis Moor, die Väter der altholländischen Malerkunst, in ihren geistlichen Bruderschaftsbildern geleistet hatten, eine Art von Aneinanderreihung verschiedener Einzelbildnisse, Mann an Mann, aber kein Bild im eigentlichen Sinne. Gewiß, es ist die helle Freude, die Schützenbrüder eines Franz Hals in Haarlem zu mustern, die martialischen Gestalten in Feiertagskleidung und Festlaune bei Wein und Waffenspiel versammelt, aber das ist der Reiz des Einzelnen in der Nähe, tritt man zurück, so behalten unbestimmte und diffuse Eindrücke vor den meisten dieser Bilder die Oberhand, ein eigentlicher Ruhepunkt ist dem Auge nirgends vergönnt. Rembrandt besaß die ganze Darstellungskunst der alten Zeit an Lebenswahrheit und an Ueberzeugungsfähigkeit im Einzelnen, wie sie auch jene Werke zeigen. Dennoch muß er gefühlt haben, daß ihn dieser Weg allein nicht weiterführte, und es war eine That von hervorragender Bedeutung, *seine* That, wenn er im Angesicht derselben monumentalen Aufgabe ein Bild nach seinem Sinne schuf, in einheitlich geschlossener Lichtwirkung, ein völlig Neues, denn das war es für die damalige Zeit. Rembrandt hat auch mit diesem Bilde sein Publikum nicht ausnahmslos befriedigt; alles Neue überrascht erst, ehe es gefällt und außerdem waren einige der Besteller, die, welche die Masse des Hintergrundes bilden, unzufrieden, weil sie nicht ebenso gut zu sehen waren, wie die vorderen und doch ebenso viel bezahlt hatten. Aber gegenüber epochemachenden Leistungen solcher Art hat die Nachwelt immer den Vorzug der größeren Objektivität des Urtheils vor den Mitlebenden voraus. In diesem Falle ist sie darin mit sich einig, daß in der Nachtwache die Summe von Rembrandts künstlerischer Eigenart enthalten sei. Dies Bild ist das eigentliche Denkmal seiner Kunst und alle seine Gaben sind darin enthalten, von der Stärke des sinnlich-natürlichen Gestaltungstriebes an bis zur Reife der planmäßigen Gedankenarbeit, von der Würde der unbedingten Selbstdisziplin bis nahe an die Grenze der übermüthigsten Künstlerlaune, denn auch die steckt ihm im Blute, und wer sich mit Friedrich Theodor Vischer der Einsicht nicht verschließen

Digitized by Google

will, daß immer da, wo „ein Schönes zur Existenz kommt", auch die Gegensätze des Erhabenen und des Komischen hervortreten, der wird bei Rembrandt nicht nur einmal finden, daß ihm der Schalk im Nacken sitzt.

Trotz ihrer dunklen Gesammthaltung zeigt die Nachtwache, wie schon in anderem Zusammenhang erwähnt, eine nicht geringe Mannigfaltigkeit farbiger Lokaltöne, die in den Kostümen besonders ausgiebig zur Verwendung gelangt sind. Das Bild ist in dieser Hinsicht ein bezeichnendes Beispiel jener von Bode treffend mit dem Namen des „farbigen Helldunkels" charakterisirten Farbengebung, die bei Rembrandt etwa von der Mitte seiner dreißiger Jahre an die gehaltenere Klangfarbe der vorhergehenden Periode ablöst. In späteren Jahren hat der Künstler seltener zu dieser reichbesetzten Palette gegriffen, und namentlich gegen Ende der Vierzig überwiegt bei ihm von Neuem eine auffallende Monotonie der Farbe. Die Ursache dieser letzten Wendung ist allerdings wohl mit Recht, weniger in bestimmten künstlerischen Beweggründen, als vielmehr in einer tiefen psychischen Verstimmung gesucht worden, der sich Rembrandt in jenen Jahren in steigendem Maße ausgesetzt sah. Es ist, als ob mit dem Tode Saskias, die 1642 starb, ein freundlicher Genius von ihm geschieden wäre, der sein Leben bis dahin begleitet hatte. Wir sind über die Einzelheiten seiner Lebensführung nicht genau genug unterrichtet, um den Zusammenhang der Ereignisse, vor Allem die Ursachen eines rapiden wirthschaftlichen Niederganges ganz übersehen zu können, der ihn seit jener Zeit immer tiefer in alle erdenklichen Kalamitäten hinabzog. Das Jahr 1656, in welchem seine Insolvenz-Erklärung erfolgte und die beiden darauf folgenden, in welchen der Verkauf seiner ganzen Habe im Interesse der Gläubiger stattfand, bezeichnen nur die Peripetie eines tragischen Verlaufes, der sich über einen weit längeren Zeitraum erstreckt. Seine Arbeit wurde ihm mit Gold aufgewogen, auch hatte ihm seine Frau ein ansehnliches Heirathsgut zugebracht, aber er verstand es offenbar besser, Reichthümer zu erwerben, als sie zu besitzen. Die Höhe seiner schließlichen Verluste ist annähernd bekannt; es handelt sich dabei um Summen, von denen aus man heutigen Tages auf unglückliche Vermögensspekulationen rathen würde. Man hat auch, um einen Grund zu finden, an Verschwendungen anderer Art gedacht. Man weiß, Rembrandt hat gerne auf großem Fuß gelebt, auch seine Sammlerleidenschaft hat ihn viel gekostet. Aber mag er auch in Saus

Digitized by Google

und Braus — „met proncken ende praelen“ wie es in einer Klage seiner Verwandten schon 1638 wörtlich heißt — Manches vergeudet haben, so erklärt das einen finanziellen Ruin, wie er ihn erlebte, doch nur zum Theil, vollends, wenn man hinzunimmt, daß er für seinen persönlichen Unterhalt sich ebensowohl an den Gewohnheiten der bescheidenen bürgerlichen Existenz genügen lassen konnte, aus der er herstammte. Der kleine, aber wie es scheint authentische Zug ist nicht so übel, den Houbraken berichtet, daß er bei der Arbeit mit dem Frühstück des gemeinen Mannes, dem Pökelhäring und dem Glase Bier vorlieb nahm, er zeigt zum Mindesten, daß dieser Künstler kein willenloses Opfer des bloßen Lebensgenusses werden konnte. Wir müssen uns da mit einem Non liquet bescheiden. Seine zweite Heirath — wenn man das so nennen will — mit Hendrickje Stoffels, dem Modell, das in Bildern der letzten Periode jeweilig wiederkehrt, hat vielleicht etwas zur Ordnung, aber kaum wesentlich zur Verbesserung seiner Finanzen beigetragen; was ihr an idealem Lebensinhalt außerdem zuzuschreiben sein mag, muß auf sich beruhen. In der Beziehung haben die Künstler von jeher ihren eigenen Geschmack gehabt. In dieser letzten Lebenszeit des Künstlers fließen die Quellennachrichten etwas reichlicher, als in der vorhergehenden, nur sind die notariellen Akte und schlimmere gerichtliche Molesten, aus denen sich dieses Material im Wesentlichen zusammensetzt, mehr interessanter als erfreulicher Natur.*) Auch Hendrickje, Rembrandts „gouvernante“, wie sie einmal genannt wird, erscheint darin in keinem günstigen Lichte. Ihre Eingebungen sind kaum zu verkennen, wenn man im Einzelnen verfolgt, wie der von seinen Gläubigern hart bedrängte Mann mit einer wahrhaft odysseischen Klugheit immer wieder seinen Peinigern zu entgehen weiß, und zwar auf Wegen, die unter heutigen Verhältnissen unfehlbar zum Konflikt mit dem Strafgesetzbuch führen müßten. Daß er in Armuth gestorben sei, wie es bei einigen älteren Biographen heißt, ist im Uebrigen nicht richtig. Die Auseinandersetzung der Erben nach seinem Tode läßt immerhin auf das Vorhandensein eines, wenn auch bescheidenen Besitzstandes schließen, der nach der Katastrophe entweder „gerettet“ oder neu erworben worden war. Bedauerlicher als die materielle Lage des

*) Wir entnehmen die Einzelheiten unserer Darstellung im Wesentlichen den werthvollen, im 3., 5. und 8. Bande der Zeitschrift „Oud-Holland“ veröffentlichten Quellen, die, soweit wir zu übersehen vermögen, in der seitherigen Literatur noch nicht die volle Berücksichtigung erfahren haben, die sie verdienen.

Digitized by Google

Künstlers ist in diesen Nachrichten jedenfalls der Anblick einer von Unfrieden und Mißtrauen erfüllten Häuslichkeit, der sich dabei enthüllt, entweiht vollends in jenen letzten Augenblicken durch den Hader der Hinterbliebenen, deren Zank um die Erbschaft beginnt, so lange noch der Todte in der Kammer liegt: die letzte peinliche Szene, mit der das Drama dieses Lebens schließt. Wesentlich ist aber dies, daß hier Rembrandt in seinen späteren Lebensjahren inmitten einer Umgebung erscheint, deren Gebahren als das einer vollendeten Bohème bezeichnet werden muß. Hat er selbst, was Niemand weiß, daran Gefallen gefunden, so liegt auch der ursächliche Zusammenhang nicht weit zwischen dieser Liebhaberei und anderen mehr oder weniger undurchsichtigen Vorgängen, die wir im Vorhergehenden nur andeuten konnten.

Es ist hier nicht der Ort, auf das ethische Problem näher einzugehen, das in dieser außerordentlichen Persönlichkeit gestellt ist. Noch weniger liegt uns ob, Ankläger oder Richter zu sein in Dingen, für die vermuthlich jene Zeit einen völlig anderen sittlichen Maßstab zu brauchen gewohnt war, als wir. Hier interessiren diese Vorgänge nur, insoweit sie auch in Rembrandts künstlerische Arbeit eingegriffen haben; von einschneidender Bedeutung ist in dieser Hinsicht vor allen Dingen der Verkauf seiner Habe gewesen, der den Künstler einer ganz von den Gedanken seiner Schöpfungen erfüllten häuslichen Welt und, was das Schlimmste war, seines gesammten Studienmaterials beraubte. Da aber muß nun gegenüber allen anderen, weniger offenkundigen Akten seines Lebens gesagt werden: an der Art, wie er den Verlust ertrug, zeigt sich eine hohe moralische Stärke und zugleich eine enorme Gesundheit der natürlichen künstlerischen Anlage in ihm. So weit das Maß seiner Thätigkeit noch gesteigert werden konnte, hat er es gesteigert, kaum daß der erste niederschmetternde Eindruck des zur Wirklichkeit gewordenen Ruins über ihn ergangen war. Diese letzten zehn bis fünfzehn Jahre weisen im Verhältniß genommen die größte Zahl an Werken seiner Hände auf. Solche Menschen scheinen zwei und drei Mal zu leben in derselben Zeit, in der das Anderen höchstens ein Mal gelingt. Dem entspricht auch die Methode der Arbeit, die er nun annimmt. Er geht nun nicht mehr ins Einzelne und Kleine ein, wie in früheren Jahren, sondern er arbeitet mit Vorliebe in großem Maßstab, lebensgroß und darüber hinaus. Und nicht nur darin bekundet sich die erneute Expansionskraft seines Geistes, auch der Vortrag nimmt zu an

Digitized by Google

Breite, Kühnheit, Unmittelbarkeit; alle Hemmung des Materials scheint überwunden, alle Technik aufgehoben vor dem Machtwort einer geradezu dämonischen Willensenergie. Zu den bewundernswertheſten Sachen dieſer Art gehört das Fragment der wohl des Gegenſtandes wegen im Rijcksmuſeum ſelten beachteten „anatomiſchen Vorleſung des Dr. Deyman“ von 1656, die auch in der Ausſtellung zu ſehen war, dann ebenda das ſchon erwähnte Regentenſtück der „Staalmeeſters“, eines der mit Recht am meiſten beliebten Bilder, endlich, um nur das Wenigſte zu nennen, ein Spezimen ganz eigner Art von dieſer letzten Stufe des gereiften Könnens, die Büſte des blinden Homer aus dem Beſitz von Dr. Bredius, fertig als Bild, aber nur mit ein paar breit nebeneinandergelegten Tönen, wie aus dem Nichts hervorgezaubert. Das waren die Bilder, von denen er ſelbſt nicht gerne wollte, daß man ſie in der Nähe betrachtete; er pflegte unter ſolchen Umſtänden allzugründliche Beſchauer wohl auch am Rocke zurückzuhalten: „um Vergebung, der Geruch der Farben könnte Euch ſchaden“! Den tiefſten Eindruck mußten unter den Werken der Altersperiode in der Ausſtellung die beiden von Lord Iveagh und vom Herzog von Buccleuch geſandten Selbſtbildniſſe aus der Zeit um 1659 hervorrufen, von denen ich trotz einiger, wohl nur willkürlicher Verſchiedenheiten in den Geſichtszügen, abweichend von den Angaben des Kataloges annehmen möchte, daß ſie einander mit nur geringen Zeitabſtänden gefolgt ſind; rein techniſch genommen könnten ſie Schöpfungen einer und derſelben Stunde ſein. Sie gehören zu den am wenigſten bekannten, weil wenig zugänglichen Werken des Künſtlers, aber dieſe beiden allein wären den Beſuch von Amſterdam in dieſen Tagen werth geweſen.

Wollte man in aller Kürze eine Darſtellung von Rembrandts künſtleriſcher Entwickelung geben, man könnte ſie an der Hand der Bildniſſe geben, die er auf allen Altersſtufen, zu ſeinem privaten Studium jedenfalls mehr als aus Selbſtgefälligkeit, von ſeiner eigenen Perſon gemalt hat. Seine Geſichtszüge ſcheinen immer einen derben, um nicht zu ſagen plebejiſchen Anflug gehabt zu haben, und wie er ſich bei jenen Studien auch nebenbei drapiren mochte, als Ritter, Paſcha oder Edelmann, ſo blieb doch dieſes unverdiente Geſchenk der Natur unentrinnbar beſtehen. Unter dem Ausdruck des Leidens haben ſeine Züge eher gewonnen, als verloren, ja in den beiden Bildern hier verbinden ſich Seelenſchmerz und Seelengröße zu einem geradezu erſchütternden Eindruck. Allerdings, die

Digitized by Google

jugendliche Keckheit und Heiterkeit, die Rembrandts Antlitz früher beleben konnte, ist ausgelöscht; von dem übermüthigen Lachen, das er auf dem Dresdner Bilde zeigt, wo er als flotter Junker mit Saskia auf dem Schooße an der Tafel sitzt und das schäumende Glas in die Höhe hält, ist nichts geblieben, als ein sarkastisches Zucken das zuweilen, wie auf dem Bilde der Sammlung Lacaze im Louvre, den zahnlosen Mund umspielt. Aber noch immer spricht ein eiserner Wille aus den von Gram durchfurchten Linien des ergrauten Hauptes, das stolz und aufrecht, wie einst, auf dem kurzen sehnigen Halse und den mächtigen Schultern ruht, und noch sprüht das Feuer der Jugend aus dem ungebrochenen Glanz der Augen, die sich ruhig und durchdringend, forschend wie immer, auf den Beschauer richten. Es liegt das Gefühl einer unbedingten Superiorität in der Erscheinung dieses Mannes, man möchte sagen, ein Bewußtsein jener heroischen Kraft, die ihm aus nie versiegender Quelle zuzufließen schien.

Wie wenig ist doch dieser Persönlichkeit der sentimentale Kultus gerecht geworden, mit dem Vosmaers Rembrandt-Biographie den Anfang gemacht hat und der seitdem in der Literatur schon zu verschiedenen Malen ein nur zu bereitwilliges Echo gefunden hat. Wer dieser Erscheinung mit der größten Voraussetzungslosigkeit begegnete und sie mit der größten Natürlichkeit schilderte, der zeigte sie uns erst in ihrem wahren Licht. Diesen Dienst hat uns die Rembrandt-Literatur, soweit sie es wenigstens mit biographischer Darstellung im eigentlichen Sinne zu thun gehabt hat, bisher nicht geleistet, unbeschadet aller Verdienste der Forschungsarbeit, die im Einzelnen gethan ist. Der nächsten Rembrandt-Biographie ist da noch eine große Aufgabe vorbehalten. Vielleicht beschenkt uns das kommende Jahrhundert mit dieser Gabe, die uns das scheidende bis heute schuldig geblieben ist.

Dann wird uns vielleicht auch Rembrandt im Lichte seiner Zeitgeschichte etwas näher gebracht werden, als bisher geschehen ist. Es ist nun doch einmal so, daß im 17. Jahrhundert die Sieben-provinzen der nördlichen Niederlande nicht nur die führende Macht des Protestantismus, sondern auch die tonangebende Großmacht in der Kunst des gesammten germanischen Nordens gewesen sind, ein doppelter Prinzipat, der immerhin zu denken giebt, auch im Hinblick darauf, daß es auf künstlerischem Gebiet die nördlichen Niederlande im Wettkampf mit den südlichen sind, die sich zu dieser Machtstellung emporgearbeitet haben. Es wird vernünftiger Weise

Digitized by Google

Niemand daran denken, die künstlerischen Werthe im Einzelnen gegeneinander abzuwägen, die in diesem Wettbewerb von Nord und Süd sich gegenüberstanden. Aber übersieht man die Gestaltung der Dinge im Großen und Ganzen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß an Vielseitigkeit der Produktion, wie an nachhaltigem und vorbildlichem Einfluß auf eine spätere Zeit, ja bis an die Schwelle unseres neunzehnten Jahrhunderts hin, die nördlichen Provinzen den südlichen erheblich überlegen gewesen sind, dieselben Landestheile, die auch in den kirchlichen und politischen Kämpfen der vorangegangenen Zeit sich als die stärkeren erwiesen haben. In dieser künstlerischen Bewegung der niederländischen Freistaaten ist Rembrandt der geistige Führer und ihr Verlauf ist, wenn man so will, der geschichtliche Erfolg, der seiner Kunst zu Hollands Ruhm zu Theil geworden ist. Nicht wo Loyala, nicht wo Habsburg triumphirte: im freien, protestantischen Niederland ist der Genius groß geworden, der in der Kunst des deutschen Nordens seitdem den Vorrang behauptet, und Rembrandt ist sein Name.

Digitized by Google

Phädra und Messalina.

Von

Walther Ribbeck.

Die Fabel der Phädra, ein Spezialfall der Novelle von dem ehebrecherischen Weibe, das in unerlaubter Liebe zu einem schönen Jüngling entbrennt und, von diesem zurückgewiesen, ihn durch heimtückische Verleumdung zu Grunde richtet, ist dem deutschen Publikum in der Gestalt vertraut, wie sie ihr Racine gegeben und in Schillers Uebertragung auf unsern Bühnen Eingang gefunden hat. Racine wiederum ist abhängig von antiken Vorbildern und zwar zunächst von dem Römer Seneca. Die Phädra des Seneca ist für uns interessant nicht als Kunstwerk an sich, denn das antithesenreiche Pathos des stoischen Deklamators ist für uns so ziemlich ungenießbar, als eben, weil sie die Vermittlung darstellt zwischen Racine und den Griechen, das heißt in diesem Falle Euripides. Und sie ist um so interessanter, als sie nicht die uns noch vorliegende, sondern eine uns verloren gegangene Fassung des Euripideischen Dramas benutzt hat. Vor seinem „kranztragenden Hippolytus" nämlich hatte Euripides einen „verhüllten Hippolytus" auf die Bühne gebracht, der den gleichen Stoff behandelte. Der Hauptunterschied zwischen beiden Fassungen war folgender. In dem späteren Drama ist es die alte Pflegerin, die der hinsiechenden Herrin das schreckliche Geheimniß entreißt und halb wider deren Willen den spröden Jüngling zu gewinnen sucht. In dem früheren Stück dagegen hatte Phädra dem Geliebten selber ihre Neigung bekannt. Das war aber zu viel für das moralische und ästhetische Feingefühl der Athener. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich, den wir noch in dem Spotte des Aristophanes nachzittern hören. Euripides erlitt eine vollkommene Niederlage und beeilte sich, seinem

Digitized by Google

durchgefallenen Drama die Form zu geben, die wir jetzt kennen oder richtiger gesagt, ein ganz neues Drama zu schreiben. Mit diesem errang er dann einen durchschlagenden Erfolg.

Die Euripideische Phädra ist, beiläufig bemerkt, einer der interessantesten Frauencharaktere, die das Alterthum geschaffen hat, eine Gestalt, die in ihrer Komplizirtheit und seelischen Vertiefung fast modern anmuthet. Ihre Liebe, die freilich in der Atmosphäre des Hofes und der Muße des fürstlichen Daseins einen günstigen Nährboden findet, ist doch keine willkürliche Lüsternheit, sondern ein von höheren Gewalten verhängtes Schicksal, das lastend auf ihr ruht. Wenn nicht ihre Leidenschaft selbst, so doch jede Nachgiebigkeit gegen sie erscheint ihr als Verbrechen und sie will lieber sterben als sich zu etwas hinreißen lassen, was ihre weibliche Ehre beflecken würde. Nicht blos der Skandal ist ihr ein Greuel, auch die heimliche Sünde, die den Gatten im Dunkel der Nacht betrügt, widerstrebt ihr. Während sie dahinschmilzt unter der Gluth ihrer Gefühle, behält sie geistige Freiheit genug, die beschönigenden Reden ihrer alten Dienerin als Sophismen zu erkennen. Aber müde und zermürbt, wie sie ist, läßt sie diese halb widerwillig für sich handeln. Als nun die schroffe Zurückweisung erfolgt, beschließt sie, ins tiefste Herz getroffen, zu sterben, aber ihren Ankläger mit sich ins Verderben zu ziehen, damit ihr Ruf unbefleckt bleibe. Sie wird schuldig mehr durch die Gewalt der Umstände als durch eigenen Willen. Ihr Wille ist schwach, aber ihr Denken besitzt eine wunderbare Klarheit. In schlaflosen Nächten ergeht sie sich in Reflexionen über das Verhältniß zwischen Wollen und Einsicht und über die Motive, welche das menschliche Handeln bestimmen. Sie ist durch und durch Weib und auch kleine weibliche Schwächen sind ihr nicht fremd. Ganz beiläufig gedenkt sie ihrer körperlichen Vorzüge, ihres blonden lockigen Haares, ihrer wohlgeformten Arme, doch immerhin so, daß man merkt, wie sehr sie sich ihrer Schönheit bewußt ist. Oder legen wir Neueren in diesen Charakter vielleicht zu viel hinein? Sind jene Andeutungen vielleicht nur ein Kunstgriff des Dichters, der bezweckt, nicht sowohl das Innere als vielmehr das Aeußere seiner Heldin zu zeichnen, sind jene geistreichen Reflexionen nicht vielmehr solche des Dichters selber und der Phädra nur vielleicht etwas weniger unpassend in den Mund gelegt als der alten Pflegerin seine philosophischen Ideen?

Doch sei dem wie ihm wolle, ein reizvoller, ein bei all ihrer

Digitized by Google

Schuld nicht unsympathischer Charakter bleibt diese Phädra in jedem Fall. Was hat nun der römische Rhetor aus ihr gemacht?

Bei dem Griechen erscheint der starre Tugendstolz des Hippolytus, der für menschliche Schwäche und menschliche Leidenschaft nicht das geringste Verständniß hat, als keine mindere Verirrung, als die Neigung der Phädra. Der Römer aber nimmt offen Partei für den Liebling der jungfräulichen Artemis — ein Chorgesang läßt diese freilich arg aus der Rolle fallen — gegen die ehebrecherische Stiefmutter, die ihm wie dem Hippolytus als ein nichtswürdiges Scheusal erscheint. Beim Euripides verhehlt Phädra Anfangs sorgfältig die Ursache ihrer Niedergeschlagenheit, ihrer Umgebung ist ihr Zustand ein Räthsel, und die Kammerfrau muß ihr mit vieler Kunst und Tücke ihr Geheimniß entlocken. Bei Seneca fällt Phädra beim ersten Auftreten mit der Thür ins Haus und ergeht sich in weitschweifigen Exklamationen über ihre und der Ihrigen seltsame Liebesschicksale. Die alte Pflegerin, beim Euripides durchaus das treibende Element, wirkt hier eher retardirend und kann sich gar nicht über das Verbrecherische dieser Leidenschaft beruhigen, das sie dort sophistisch hinweg zu räsonniren sucht. Als Phädra sich zur Entschuldigung auf die Macht des Amor und der Venus beruft, meint die Alte höchst rationalistisch, das seien nur Namen, Fiktionen, deren sich die Menschen bedienten um ihre schlechten Leidenschaften zu beschönigen. Nachdem dann die Dienerin der Herrin zum Gefallen dem Hippolytus erst im Allgemeinen zugeredet, dem liebelosen Leben zu entsagen, macht Phädra selbst einen gewaltigen Angriff auf ihn. In glühenden Worten gesteht sie ihm ihre Leidenschaft und zieht eine Fluth von Verwünschungen auf ihr Haupt herab. Erst willens, sie zu tödten läßt er schließlich das entblößte Schwert fliehend in ihren Händen zurück. Nicht wie beim Euripides von Scham überwältigt giebt sich Phädra sofort den Tod, sondern bleibt so lange am Leben, um noch selber dem rückkehrenden Gatten das Gift der Verleumdung ins Ohr zu träufeln.

Für welche dieser Abweichungen vom „kranztragenden Hippolytos" der „verhüllte Hippolytos" Vorbild gewesen ist, können wir im Einzelnen nicht mehr feststellen. Uns kommt es hier nur auf die Frage an, aus welchem Grunde Seneca die erste Version vor der zweiten bevorzugt hat. In erster Reihe mag wohl die Neigung des Rhetors, des Tugendpredigers mitspielen, der es liebt zu übertreiben, und die Gegensätze einander nicht scharf genug

Digitized by Google

gegenüber stellen kann. Es kommt aber noch ein anderer Moment hinzu.

Kein Geringerer als Wilamowitz*) hat darauf hingewiesen, wie es gerade dem Zeitgenossen einer Messalina außerordentlich nahe liegen mußte, eine derartige Veränderung an dem Charakter der Phädra vorzunehmen. Und nicht irgend ein unbetheiligter Zeitgenosse, nicht nur der spätere Vertraute Angrippinas ist er, sondern Einer, der an Messalina eine persönliche Unbill zu rächen hatte.

L. Annäus Seneca der Jüngere, der Philosoph, gehörte zu denjenigen, welche durch das schamlose Regiment der Messalina und ihrer Freigelassenen schwer getroffen waren. Er scheint zu Julia, der Tochter des Germanicus und Nichte des Claudius, in Beziehungen gestanden zu haben, welche ihm den Haß der Kaiserin zuzogen. Diese glaubte nämlich, in der schönen, sinnlichen Frau, welche in Folge ihrer nahen Verwandtschaft viel um dem Kaiser war, eine Nebenbuhlerin fürchten zu müssen und wußte ihren schwachen Gatten zur Hinrichtung der gefährlichen Nichte zu bestimmen. Den Vorwand scheint sträflicher Verkehr mit Mitgliedern der Aristokratie abgegeben zu haben — seit Augustus, der an seiner Tochter und Enkelin die schlimmsten Dinge hatte erleben müssen, wurden derartige Verhältnisse kaiserlicher Prinzessinnen als Majestätsverbrechen behandelt. — Zu den so Beschuldigten gehörte, mit welchem Recht ist nicht mehr festzustellen — er selber hat jede Schuld beharrlich geleugnet — auch Seneca, er konnte froh sein, daß er, angeblich auf besondere Verwendung des Kaisers beim Senat, mit der Verbannung nach Korsika davon kam.

Der Philosoph mochte sich und Andere noch so sehr zu überreden suchen, daß die Verbannung kein Uebel sei, der verwöhnte Römer empfand es schwer genug, aus dem Getriebe der Hauptstadt so plötzlich auf diese unwirthliche Insel geschleudert zu sein, und er verfolgte die Urheber dieses seines Geschickes mit grimmigem Hasse. Er verschloß diesen Haß nicht schweigend in seiner Brust sondern entlud ihn in einem Werke, das vielleicht ebenso gut wie jene „Verkürbissung", in der er später das Andenken des todten Claudius verhöhnte, den Namen eines Pamphletes verdient, eben in seiner Phädra.

Nun begreifen wir erst vollständig, wie Seneca dazu kam,

*) Euripides Hippolytus S. 48.

Digitized by Google

mit dem Charakter der Phädra jene Veränderungen vorzunehmen. Es steht nicht so, wie Wilamowitz meint, daß dem Zeitgenossen der Messalina ein Weib, das ihrem Stiefsohn sich selber antrug, minder anstößig gewesen wäre als den Athenern, vielmehr trieb sein Haß gegen Messalina ihn dazu, auch das Bild der Phädra dunkler zu färben. Nun begreifen wir, woher es kommt, daß das ganze Stück durchsetzt ist mit giftigen Ausfällen wider die Regierenden, denen dienen zu müssen als das größte Unglück beklagt wird. In die Herzen der Herrschenden schleichen jene niederen Begierden, welche sich der Namen des Amor und der Venus als Deckmantels ihres eigenen schnöden Thuns bedienen, am ehesten sich ein. Jene Begierden bemächtigen sich der Seele eines Menschen meist dann, wenn dieser ob zu großen Glückes und Reichthums übermüthig geworden ist. Woher käme es sonst, daß jenes verderbliche Fieber die Hütte des Armen verschont aber zu den Palästen der Reichen seinen Weg findet, daß nur in der Wohnung des Niederen noch wahre, maßhaltende Liebe anzutreffen ist, während die Leidenschaft der Herrschenden und Besitzenden keines Maßes achtet?

Aber bei diesen allgemeinen Hindeutungen läßt Seneca es nicht bewenden. Es giebt einen Chorgesang in der Phädra, der eine gar nicht abzuweisende Beziehung auf Messalina und ihr Treiben enthält. In diesem Chorgesange wird vorwurfsvoll gefragt, warum denn die Gottheit nur bei dem Kreislauf der Gestirne und dem Wechsel der Jahreszeiten die Satzungen ewiger Ordnung und Regelmäßigkeit sorgfältig beobachte, dagegen dem Menschen gegenüber die Gesetze der Gerechtigkeit außer Acht lasse. „Der du Alles weise lenkest," so ruft der Dichter aus, „der du

„Weltenkörper ihre Bahnen
Wandeln läßt in fester Ordnung,
Warum einzig von den Menschen
Wendest du dein Auge, achtlos
Wohlzuthun den Gutgesinnten
Und zu strafen, die gesündigt?"
„Ach umsonst," so klagt er, „sind
Scham und Sitte,
Die Geschicke lenkt der Menschen
Ohne Plan Fortuna, blindlings
Schüttet aus sie ihre Gaben.
Die Geweihten selber fesselt
Schnöde Wollust und allmächtig
Ist Betrug am Fürstenhofe."

Digitized by Google

gegenüber stellen kan
hinzu.

Kein Geringer
wie es gerade der
nahe liegen mußte
der Phädra vorzu
Zeitgenosse, nicht
sondern Einer, der
hatte.

L. Annäus
denjenigen, wel
und ihrer Fr
zu Julia, der
Beziehungen g
zogen. Dies
in Folge ih
eine Neben
Gatten zu
Vorwand
abgegeben
Enkelin d
Verhältn
handelt.
ist nich
geleugn
geblich
der Ve

reden
Röme
so pr
verse

Digitized by Google

anderen Chorliede, welches in horazischer Manier gegenüber dem schwankenden Looſe der Großen das bescheidene Glück der Niederen preist:

„Wandelbar ist Menschenschicksal,
Minder gegen Niedre wüthet
Das Geschick, mit kleinerm Schlage
Trifft das Kleine Götterunmuth.
Dunkles Sein in stiller Ruhe
Bleibt verschont; ein sorglos Alter
Hofft nur unter niedrem Dach!

Nur um himmelnahe Gipfel
Stürmt der Ost und stürmt der Südwind,
Stürmt der Nord in zorn'gem Tosen
Und der regenschwangre West.

Selten nimmt zu niedrem Thale
Seinen Weg der Blitzstrahl, beben
Macht den Kaukasus der Donner
Jovis, beben den erhabnen
Hain der großen Göttermutter.
Nur was seinem Sitz benachbart
Fürchtet und zerschmettert Zeus."

Ist meine Auffassung, daß dieser Gesang sich auf Messalina beziehe, aber richtig, so wird damit nicht nur die Phädra des Seneca datirt, sondern zugleich eine Frage erledigt, welche bis dahin immer noch Zweifeln Raum zu geben schien.

Von dem Philosophen Seneca unterscheiden Manche einen Tragiker Seneca. Die Werke und Schicksale des Ersteren sind bekannt. Von dem Andern besitzen wir eine Reihe von Tragödien nach griechischem Muster, fast ausschließlich Stoffe aus der griechischen Sagengeschichte behandelnd, wohl nie zur Aufführung, sondern nur zum Lesen oder Rezitiren bestimmt. An sich enthalten sie nichts, was man dem Philosophen Seneca nicht zutrauen könnte. Die zahlreichen Sentenzen, welche uns in ihnen begegnen, gehören durchaus dem Gedankenkreise des Stoikers an — der greise Ranke ist in einem nachgelassenen Aufsatze derartigen Anklängen sorgfältig nachgegangen — und auch stilistisch, in der Vorliebe für Antithesen und Anderem, erinnern sie an ihn. Höchstens darüber ist Streit gewesen, ob nicht die eine oder die andere dieser Tragödien — die Phädra war nicht darunter — dem Seneca abzusprechen sei, aus stilistischen, oder wie die Oktavia, auch aus chronologischen Gründen. Denn wenn in einer Tragödie nicht nur der Tod, sondern auch die Todesart des Nero mit allen Einzelheiten vorhergesagt wird, so

Digitized by Google

kann dieſe Tragödie allerdings nicht gut von dem auf Befehl dieſes ſelben Nero ums Leben gekommenen Seneca ſein, obwohl Ranke auch hier Senecas Autorſchaft zu retten ſucht. Im Allgemeinen aber ſtand die Sache ſo, daß man heut zu Tage den Grundſtock der Tragödien zu dem u. A. Medea und Phädra gehören, als unbezweifeltes Eigenthum des Philoſophen anſah.

Im dritten Bande der Geſchichte der römiſchen Dichtung (1892) von Otto Ribbeck iſt nun aber (S. 82) Folgendes zu leſen: „Die Frage nach dem eigentlichen Verfaſſer dieſer Leſedramen iſt mit Sicherheit nicht zu beantworten.“ Es werden verſchiedene Gründe angeführt, welche die Entſcheidung zweifelhaft erſcheinen laſſen ſollen.

Die oben dargelegten Zuſammenhänge ſcheinen mir ſolchen Zweifel auszuſchließen.*)

Von dem Philoſophen Seneca wiſſen wir, daß er von Meſſalina eine perſönliche Unbill erfahren hatte.

Von dem Tragiker Seneca, deſſen Tragödien dem Philoſophen im Allgemeinen wohl zugetraut werden dürfen und dieſem auch faſt durchweg zuerkannt worden ſind, beſitzen wir ein Drama, das den lebhafteſten Haß gegen Meſſalina athmet.

Wäre es nun nicht der merkwürdigſte Zufall, wenn wir es hier nicht mit einer, ſondern mit zwei verſchiedenen Perſonen zu thun hätten?

---

*) Schon vor 10 Jahren, 3 Jahre bevor der Hippolitus von Wilamowitz erſchien, hatte ich auf jenen Chorgeſang und ſeine Beziehung zu Meſſalina hingewieſen. (Rheiniſches Muſeum 1888 S. 685 und Zeitſchrift für Geſchichte und Politik von Zwiedineck-Südenhorſt 1888 Heft VIII S. 608—615.) Dieſe Hinweiſung iſt, ſoviel ich ſehe, bisher nicht beachtet worden.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Die tschechische Litteratur.

Im Kampf der Völker entscheidet auf die Dauer die geistige Kraft, die die Ringenden einzusetzen haben. Geistige Kraft läßt sich nicht in absolutem Sinne messen, wägen oder zählen, aber so ganz versagt der äußerliche Maßstab auch bei ihr nicht. Eine gewisse Menge, eine quantitative Fruchtbarkeit der Produktion muß vorhanden sein, damit ein wahrhaftes nationales Leben existire. Um eine Literatur zu schaffen, dazu gehören nicht bloß eine Anzahl, sondern sehr viele Bücher.

Unter diesem Gesichtspunkt mag es bei dem heutigen deutsch-tschechischen Nationalitäts-Kampf nicht uninteressant sein, einmal tschechische und deutsche Produktivität in der Literatur statistisch zu vergleichen.

Vergangenheit und Gegenwart bauten und bauen an der inneren Werthigkeit der Deutschen und Tschechen. Ueber das bezügliche Werk der Vergangenheit ist das Urtheil nicht schwer zu fällen. Die nackte Geschichtsthatsache, daß die gesammte Kultur der Tschechen aus deutschem Nährboden gesogen und durch deutsche Zufuhradern den tschechischen Provinztheilen Oesterreichs mitgetheilt und eingeimpft wurde, kann Niemand leugnen. Die ganze Rechts- und Ständeentwickelung, die Städtegründung, das Gewerbewesen und alles Um und Auf von Sitte und Angewöhnung, Anschauung und Bildung, sie zeigen in jedem Würzelchen, auf jedem Blatte unverkennbares volldeutsches Gepräge.

Haben doch sogar, um nur in einem Punkte spezieller zu werden, auf dem jedem Volke nationalsten Gebiete der poetischen Verherrlichung der Volkskönige und Sagen die Deutschen Grillparzer, Ebert, Meißner, Beck, Frankel u. s. w. der erst viel später diese Eigenblutstoffe aufgreifenden tschechischen Hausdichtung die Wege bahnen und vorangehen müssen.

Zunächst eine gedrängteste Hauptübersicht über die Summargröße der bisherigen tschechischen Literatur. Dieselbe zeigt uns in chronologischer Aufeinanderfolge als drucklich fixirte Resultate tschechischer Gedankenarbeit und Gedankenherübernahme Anderer:

Digitized by Google

16 Druckschriften aus der Zeit vor 1501 (zum größten Theile lateinische und mehrfach nur dem Berichte nach mehr erhaltene Inkunabeln,)
1442 Druckschriften aus den Jahren 1501 bis 1799 (ebenfalls der Mehrzahl nach lateinisch,*)
1396 Drucke von 1800 bis 1857 (alle tschechisch), und
115 aus dem Jahre 1858 (alle tschechisch).

151	„	„	„	1859	„
135	„	„	„	1860	„
197	„	„	„	1861	„
182	„	„	„	1862	„
165	„	„	„	1863	„
155	„	„	„	1864	„
129	„	„	„	1865	„
43	„	„	„	1866 (!!)	„
117	„	„	„	1867	„
174	„	„	„	1868	„
141	„	„	„	1869	„
233	„	„	„	1870	„
319	„	„	„	1871	„
214	„	„	„	1872	„
195	„	„	„	1873	„
257	„	„	„	1874	„
267	„	„	„	1875	„
210	„	„	„	1876	„
235	„	„	„	1877	„
218	„	„	„	1878	„
190	„	„	„	1879	„
266	„	„	„	1880	„
272	„	„	„	1881	„
304	„	„	„	1882	„
232	„	„	„	1883	„
279	„	„	„	1884	„
305	„	„	„	1885	„
371	„	„	„	1886	„
308	„	„	„	1887	„
380	„	„	„	1888	„
381	„	„	„	1889	„
302	„	„	„	1890	„
331	„	„	„	1891	„
285	„	„	„	1892	„

*) In einem anderen slavischen Lande, in Polen z. B., betrug die Produktion der Druckoffizinen bis 1800 im 15. Jahrhunderte 200, im 16. Jahrhunderte 7250, im 17. Jahrhunderte 21 000, und im 18. Jahrhunderte 44 000 (allerdings zu zwei Drittheilen lateinische und 700 ruthenische) Druckwerke. (Vgl. Centralblatt f. Bibliothekswesen 1889, S. 49).

Digitized by Google

365 aus dem Jahre 1893 (alle tschechisch),
294 „ „ „ 1894 „
365 „ „ „ 1895 „
356 „ „ „ 1896 „
385 „ „ „ 1897, also rund, mit ziemlich bedeutender Korrektur nach oben, ca. 15 000 Druckstücke in Summa.

Diese kalten, in so verhältnißmäßig geringer, absoluter Größe*) von Manchem vielleicht nicht erwarteten Zahlen tschechischer Bibliographie sollen nun durch die entsprechende Gegenüberstellung der bezüglichen Parallelziffern der Bücherproduktion Deutschlands, Deutschösterreichs und Deutschböhmens in das uns zur Aufgabe gesetzte Vergleichuugslicht gestellt werden.

Betrachten wir, der Kürze halber aus jedem der neueren Jahrzehnte nur einige Vergleichsjahre heraushebeud, zunächst das Verhältniß der tschechischen Druckerzeugung mit der gemeindeutschen, so finden wir:

1858	in Tschechien	115,	in Deutschland	8 672	Druckschriften**),
1859	„ „	151,	„ „	8 666	„
1868	„ „	174,	„ „	10 563	„
1869	„ „	141,	„ „	11 305	„
1871	„ „	319,	„ „	10 669	„
1872	„ „	214,	„ „	11 127	„
1885	„ „	305,	„ „	16 305	„
1886	„ „	371,	„ „	16 253	„
1894	„ „	294,	„ „	22 570	„
1895	„ „	356,	„ „	23 607	„

Die angeführten Zahlen sprechen bezüglich des Werthigkeitsverhältnisses des deutschen und tschechischen Volkes eine Sprache, die auch wohl dem taubsten Ohre nicht unverständlich sein kann, in ihrem Schlußresultate pro 1895 aber bedeutet, daß in den tschechischen Gebietstheilen unserer Erde auf 10 000 Tschechen erst 0.54 eines Buches kommen, während die Deutschen 3.93 Bücher auf 10 000 Volksgenossen erzeugen; oder: die Zahl der deutschen literarischen Erscheinungen des einzigen Jahres 1895 ist nahezu doppelt so groß als die Summe der der gesammten tschechischen Druckwerkstätten seit Erfindung der Buchdruckerkunst, also seit ca. 450 Jahren überhaupt!!

Beschränken wir aber z. B. einzelne der obigen Angaben aus der Bibliographie des tschechischen Globuses auf ein diesem an Einwohnerzahl ungefähr gleichkommendes rein deutsches Gebiet, etwa auf die Provinz

*) Von einem Vergleichen des geistigen Inhaltwerthes der deutschen und der tschechischen, zu einem guten Drittel aus dem Deutschen und zu einem Fünftel aus anderen Sprachen (namentlich aus dem Französischen und Russischen) übersetzten Druckschriften ist in diesen Zeilen völlig abgesehen.

**) Beiderseits sind bei diesen Vergleichungsziffern, wegen der diesbezüglichen Schwierigkeit auf dem deutschen Gebiete, die periodischen Druckerscheinungen nicht mit inbegriffen.

Digitized by Google

Sachsen in Preußen, so ergeben sich uns z. B. für die aufeinanderfolgenden Jahre 1888, 1889, 1891 und 1892 (mit die günstigsten Jahre der tschechischen Druckproduktion) nachstehende Zahlenverhältnisse:

1888:	Sachsen	521,	Tschechien	380	d. h.	+	141	Bücher	= 26%	mehr Druckstücke in Sachsen als in Tschechien
1889:	„	462,	„	381	„	+	81	„	= 18%	
1891:	„	467,	„	331	„	+	136	„	= 29%	
1892:	„	462*),	„	285	„	+	177	„	= 62%**)	

Was den deutsch-österreichischen Antheil**) an der gesammtdeutschen Bücherproduktion anbelangt, so betrug derselbe in dem zuletzt datenmäßig zur Verfügung stehenden Jahre 1896: 3200 Bücher und 1526 Zeitschriften†), zusammen 4726 deutsche Druckschriften, denen tschechischerseits 356 Bücher und 618 Zeitschriften††), zusammen 974 tschechische Druckschriften gegenüberstehen, was deutschösterreichischerseits ein Mehr von 2844 Büchern und 908 Zeitschriften, zusammen 3752 deutschen Druckschriften ergiebt. In dem dem obigen Vergleiche analogen Verhältnisse ausgedrückt sagt dies, daß in Oesterreich auf 10 000 Deutschösterreicher 3.7 Bücher und 1.4 Zeitschriften, auf 10 000 Tschechen aber nur 0.54 eines Buches und 0.88 einer Zeitschrift entfallen. Auch diese Ziffern bedürfen wohl keines weiteren Kommentars.

Gehen wir nunmehr von der rein summarischen Zusammenfassung der literarischen Erzeugnisse aller Wissensgebiete ohne Unterschied zur Betrachtung der Antheile der einzelnen Fachgruppen der Druckschriftenproduktion am deutschen und tschechischen Markte über. Bei dieser Untersuchung mußte aber bezüglich der Behandlungsweise des tschechischen Materials, um hier auf den Angaben eines tschechischen Kronzeugen fußen zu können†††), insofern eine Aenderung eintreten, als auch aus sämmtlichen periodischen Druckschriften, Programmen ꝛc. die einschlägigen Fachartikel herausgenommen und zu den einzelnen Disziplinzweigen gleich vollwerthigen Sonderdruckstücken zugeschlagen wurden. Diese die Zahl der Erzeugnisse des tschechischen Gebietes fast um das Vierfache hinaufschnellende Aenderung auch für den

---

*) Centralblatt f. Bibliothekswesen 1889, S. 217 für die Angabe für Sachsen.

**) Zur weiteren Vergleichung diene, daß z. B. Italien 1887: 11068 Druckstücke, 1893: 9489, 1894: 9416 und 1896: 9778 Druckschriften erzeugte, Rußland 1887: 7366 (darunter 5442 in russischer Sprache) und (1892: 9328 (darunter 7188 russische) Bücher und Broschüren produzirte; England 1893: 6382, 1895: 6515, Frankreich 1893: 11076, die Vereinigten Staaten (ohne Jus und Medizin!) 1886: 3705, und selbst Argentinien 1886: 1149 Druckwerke hervorbrachte. (Centralblatt für Bibliothekswesen 1887, S. 282, 322 u. 323; 1888, S. 550; 1894, S. 193; 1895, S. 483; 1896, S. 139 und 1897, S. 237.)

***) Junker: Ueber den Stand der Bibliographie in Oesterreich ꝛc.

†) Außerdem erschienen 1896 in Oesterreich noch 178 polnische, 90 italienische, 51 slovenische, 35 ruthenische, 20 kroatische Periodica.

††) Von diesen 618 tschechischen Periodicas erschienen nur 12 täglich u. z. als politische Tagesjournale zu Prag und Brünn.

†††) Springer: Bibliografia ceská. Jahrgang 1893.

Digitized by Google

deutschen Theil durchzuführen, vermochten des bezüglichen ungeheueren Materiales halber diese Zeilen leider nicht. Nichtsdestoweniger zeigt sich aber gerade hier, trotz dieses von vornherein Licht und Schatten so völlig ungleich zu Ungunsten der deutschen Produktion vertheilenden Umstandes, schlagendst das wahre Gradverhältniß der gegenseitigen Werthigkeit der deutschen und tschechischen Literatur. Zu unserer gegenwärtigen Vergleichung möge das Jahr 1893 dienen. In diesem brachte der beiderseitige Büchermarkt von:

	deutscherseits:	tschechischerseits:
Encyklopädie, Bibliographie, Gesellschaftsschriften u. s. w.:	342	18 Druckabhandlg.
Theologie (deutscherseits ohne Gebetbücher u. dgl.):	2313	95
Jus (deutscherseits ohne Vereinsstatuten ꝛc.):	2347	87
Medizin:	1850	65
Naturwissenschaft und Mathematik:	1420	73
Philosophie:	272	12
Pädagogik (ohne Anschauungsbilder u. Lehrmittel (deutscherseits):	3854	46
Philologie:	1797	63 (dar. 13 altklass.)
Gesch. u. Geograph. (deutscherseits ohne Karten, Führer u. s. w.):	1841	69 (m. Reiseführ. ꝛc.)
Kriegswissenschaft:	605	2
Bau- u. Ingeniuerwissensch., Technologie, Handel und Gewerbe:	1565	40
Haus-, Land- u. Forstwirthschaft:	815	42
Schöne Literatur, Literaturberichte, Kunst und Theater:	4202	312 (dar. 92 Uebers.*)
Volks- u. Familienschriften u. Vermischt. (deutscherseits ohne Adreßbücher und Kalender):	1052	64 (m. Kalend. ꝛc.)

Auch diese Zahlen sagen ihr Wahrwort mit eigenem, offen genug sprechendem Munde. Ihnen möge nunmehr nur noch eine Gegenüberstellung der obigen Antheilsübersicht Gesammttschechiens mit den korrespondirenden Leistungen der unmittelbarsten und darum am bittersten befehdeten Nachbaren der Tschechen, der Deutschböhmen, angeschlossen werden. Auch dieses Vis-à-vis bestätigt das schon durchweg bisher Ge-

*) Hierbei pflegt der tschechische Verleger ein und dasselbe Werk in dreifacher Weise gleichzeitig auf den Markt zu werfen, indem er es einmal selbständig, dann als Beilage zur einer periodischen Zeitschrift oder in dieser als Artikel, und endlich noch in einer sogenannten Knihovna (Sammlung) erscheinen läßt. Unsere Ziffer trügt also hier in ihrer relativen Höhe oft gewaltig.

Digitized by Google

sehene, und zeigt, wo auch hier, auf dem engsten Kampfesgebiete beider Völker das Mehr und das Minder der beiden Werthigkeiten zu Hause ist. Nehmen wir hier, in momentaner Ermangelung von Belegen für 1893, das Jahr 1894 als Vergleichsjahr für die deutschböhmischen Leistungen an, so erhalten wir als gegenseitiges Verhältniß:

	Deutschböhmen (1894):	Gesamt-Tschechien (1893):
Theologie:	17	95 (mit Gebetbüchern ꝛc.)
Jus:	177	87
Medizin:	229	65
Naturwissenschaft und Mathematik:	161	73
Philosophie:	32	12
Geschichte u. Geographie:	158	69
Klassische Philologie:	56	13
Andere Philologie:	155	50
Technische Wissenschaft.:	41	40
Poesie, Kunstberichte ꝛc.:	298	312 (mit 92 Uebersetzungen).*)

Soviel über die Vergleichung der deutschen und tschechischen Gedankendrucklegungen im Lichte der nackten statistischen Ziffern. Möge dies „Licht" ein klein wenig mit beitragen zu wahrer Erleuchtung und Beurtheilung in Sachen des heiligen Noth- und Abwehrkampfes, den heute Deutschösterreich gegen die slavo-klerikale Hochfluth so überheiß ringt und streitet! —

Dr. Sch.

Alterthum.

Egypt Exploration Found, Graeco-Roman Branch, the Oxyrynchus Papyri part I, edited with translations and notes by Bernard P. Grenfell, M. A. Fellow of the Queen's College, Oxford and Arthur S. Hunt, M. A. Senior Demy of Magdalen College, Oxford; London 1898.

Im Mai vorigen Jahres verbreitete sich die Kunde, daß die Engländer nach planmäßig geleiteten Ausgrabungen aus den Trümmern des alten Oxyrynchos in Aegypten einen stattlichen Haufen alter Papyrusreste ans Tageslicht gezogen hätten. Die Erwartung wurde noch gesteigert durch die nach kurzer Frist ausgegebene gedrängte Uebersicht über das Gesammtergebniß, soweit man eben das Gewonnene schon überschauen konnte (Egypt Exploration Found, Archaeological Rapport 1896—1897). Dem Laien mochte wohl in Anbetracht der hohen Bedeutung des Fundes seine Veröffentlichung nicht rasch genug erscheinen. Man könnte eher das Gegentheil

*) Siehe Note auf vorieger Seite.

Digitized by Google

behaupten. Anfang Juni vorigen Jahres kam die kostbare Sendung nach England, in Oxford brachte man sie unter. Nun wurde ein kleiner Theil einer näheren Prüfung unterzogen, vorsichtig nahm man die einzelnen Stücke heraus und entfalteie sie. Und erst, wenn nach vielen Mühen der Papyrus behutsam in zwei Glasplatten eingeschlossen war, konnte die oft recht langwierige Entzifferung beginnen. Und da ist es wirklich eine erstaunliche Leistung, daß die beiden mit der Bearbeitung der Sachen betrauten Engländer, Bernard P. Grenfell und Arthur S. Hunt, bis Ende Juni dieses Jahres nicht nur gegen zwölf- bis dreizehnhundert Schriftstücke zubereitet und untersucht haben, sondern auch schon mit einem stattlichen Eröffnungsbande vor die Oeffentlichkeit getreten sind, welcher nunmehr zur Besprechung vorliegt.

Die Herausgeber haben hier aus der Zahl der geöffneten Rollen 158 Schriftstücke als Proben der ganzen Sammlung ausgemustert. Doch ehe ich daran gehe, einen Ueberblick über den Inhalt dieser Stücke zu geben, muß ich einige Bemerkungen über das Alter vorausschicken. Sehen wir zunächst die Urkunden an, welche eine Jahreszahl enthalten, so ergiebt sich, daß nichts aus ptolemäischer Zeit erhalten ist. Vorläufig ist das älteste Schriftstück (37) aus dem Jahre 49 n. Chr., das jüngste (139) aus dem Jahre 612. Doch ist in dem dazwischen liegenden Zeitabschnitte eine große Lücke von nahezu 150 Jahren, begrenzt durch den Pap. 93 aus dem Jahre 362 und den Pap. 141 aus dem Jahre 503. Ein Aehnliches sehen wir auch anderwärts, z. B. bei den Berliner Papyri aus Arsinoe, und es kann die Ursache dieses Umstandes nur in der immer weiter um sich greifenden Zerrüttung des Landes liegen, der erst durch die straffe byzantinische Verwaltung einigermaßen Einhalt geboten wurde. Nach jenen festbestimmten Urkunden nun können wir auch die andern durch Vergleichung der Schriftzüge innerhalb ungefährer Grenzen festsetzen. Sodann ist damit auch eine Zeitbestimmung der aus Büchern stammenden Reste, die mit dem Uebrigen zusammen gefunden wurden, gegeben. Darnach geht die Mehrzahl dieser Sachen auf die ersten drei Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zurück, nur wenig ist aus späterer Zeit.

Fast Alles ist in griechischer Sprache geschrieben, nur drei Stücke sind lateinisch. Das eine (30) ist ein kleines Bruchstück eines Geschichtsschreibers. Die einzelnen Worte sind meist durch Punkte geschieden, vielfach sind Accente, hier und da auch zwei auf einem Worte (praefecti, despecti) beigegeben. Doch läßt sich wohl keine ganze Zeile wiederherstellen, und wenn man auch aus der Erwähnung von Philippus, Antiochus und römischen Reitern, sowie der Länder Thracien und Phrygien ersieht, daß es sich um den syrischen Krieg handele, so ist doch nicht der geringste Anhalt geboten, mit den Herausgebern an Pompejus Trogus zu denken. Livius, den man am ehesten erwarten würde, ist es nicht. Das zweite Stück (31) ist dem ersten an Ausdehnung ziemlich gleich; es stammt

Digitized by Google

aus einem Papyrusbuche, das die Engländer dem fünften Jahrhundert zutheilen und enthält die Reste von 21 Versen aus Vergils Aeneis (V 457—467, 495—507). Bieten sie nun auch so gut wie gar keinen Beitrag zur Textgeschichte, so sind sie doch darum von Werth, weil wir hiermit den ersten Vergilpapyrus besitzen. Wir können nun getrost noch manche ähnliche Stücke erwarten, und, wenn man nach den pompejanischen Mauerversen urtheilen darf, auch lyrische Sachen, besonders Properz. Der dritte Papyrus ist ein ziemlich gut erhaltener Empfehlungsbrief an einen tribunus militum, geschrieben in einer dem zweiten Jahrhundert angehörigen Kursive, die sehr an die pompejanischen Wachstafeln erinnert.

Bei der nun folgenden Uebersicht über die griechischen Sachen ist es selbstverständlich, daß die Buchreste den Urkunden vorangestellt werden. Den Reigen eröffnet, wie sich erwarten läßt, Homer. Zu den mehr als drei Dutzend bis jetzt bekannten Papyri dieses Dichters kommt nun hinzu Ox(yrynchos) I 20 (Ilias II 730—828) und I 21 (Il. II 745—764). Die Erhaltung ist schlecht, die Schreibweise die des 1.—2. Jahrhunderts. Bei diesem Blatte ist außer vielleicht der Schreibung πρόιει Vs. 757 gar nichts zu bemerken, bei jenem fallen neben der nachlässig angefertigten Abschrift an zwei Stellen metrische Fehler auf. Sonst liegt hier im Allgemeinen der herkömmliche Wortlaut vor, doch ist nach Vs. 789 ein schon bekannter Vers (III 185) entgegen der sonstigen Ueberlieferung eingeschoben. Wichtiger ist Ox. I 22, enthaltend aus dem König Oedipus des Sophokles die Verse 375—385 und 429—441. Grammatische Zeichen sind öfter beigefügt, einige Verschreibungen beweisen vielleicht, daß der Schreiber des Griechischen nicht sehr mächtig war. Sophokles war bis jetzt in der Zahl der Papyri noch nicht vertreten, hier haben wir die Ueberbleibsel eines Papyrusbuches aus dem fünften Jahrhundert. Da wir den obern Rand von Vorder- und Rückseite eines Blattes besitzen, so ergiebt sich für die einzelne Seite eine Zahl von 54 Versen. Da ferner auf der ersten Seite rechts am Rande die Zahl Pl mit nachfolgender Lücke erscheint, so lag die ehemalige Seitenzahl zwischen 110 und 119. Nehmen wir nun an, daß in jenem Buche die Reihenfolge der Stücke dieselbe war, wie sie in unsern mittelalterlichen Handschriften ist, nämlich Ajax, Elektra, König Oedipus, Antigone, Trachinierinnen, Philoktet und Oedipus auf Kolonos, so würden wir viel zu viel Raum bekommen, da dann das Vorhergehende kaum 58 Seiten füllt. Setzen wir aber eine alphabetische Reihenfolge, wie sie anderwärts öfter eingehalten ist, voraus, dann gehen die vorhergehenden Verse auf etwas über 119 Seiten, so daß also jene Seite, einige kleine Veränderungen, besonders in der Eintheilung der Chorlieder, zugerechnet, die 119. wäre. Ist die Beobachtung richtig, so hatte man schon im fünften Jahrhundert die Auswahl unter den Sophokleischen Stücken getroffen, die in unsern Handschriften vorliegt, ein Vorgang, den man heutzutage gewöhnlich in das neunte Jahrhundert setzt. Und daß jenes Papyrusbuch enge mit der Ueberlieferung der Haupthand-

Digitized by Google

schrift, des Laurentianus, zusammenhängt, beweist schon der Umstand, daß Vers 375 beide Zeugen die nämliche Verschreibung (βλέψαι für βλάψαι, im Laur. ist sie verbessert) und auch im folgenden Verse den gleichen Fehler zeigen, endlich, daß unter den beiden Lesarten des Papyrus zu Vers 434 die ursprüngliche mit Suidas, die verbesserte mit dem Laur. übereinstimmt. Hoffentlich werden andere noch in den Fundkisten verborgene Theile jener Rolle diese Frage der Lösung näher bringen.

Es ist ein erfreulicher Umstand, daß unter den zu Tage geförderten Resten dichterischer Erzeugnisse das Unbekannte gegenüber dem Bekannten überwiegt. Und da ist der schönste Gewinn wie überhaupt die Perle der ganzen Sammlung ein bedeutendes Buchstück eines Sappholiedes. Es ist ein Blatt einer Rolle ungefähr aus derselben Zeit, wie der jüngst gefundene Bakchylides (2.–3. Jahrhundert). Dies geht aus den Schriftformen hervor. Leider fehlt der linke Rand der Seite, doch läßt er sich zum Theil ziemlich sicher ergänzen. Daß wir hier ein Lied der Sappho haben, muß sowohl aus den äolischen Formen als auch aus dem nach der Dichterin benannten Versmaße geschlossen werden. Vor Allem aber stimmt der Ton des Gedichts sehr zu dem, was wir bis jetzt von der Lesbierin wissen. Die nun folgende Uebersetzung der drei Strophen, der die von Blaß und Diels vorgenommene Textgestaltung zu Grunde gelegt ist, soll nur Form und Inhalt der Vorlage annähernd wiedergeben. Wollte man mit der Dichterin selber wetteifern, so müßte man zum Mindesten eine Göthische Formengebung zum Muster wählen.

O ihr Nereustöchter, verleihet gütig,
Daß mein Bruder sicher zur Heimath kehre,
Alles auch, was immer sein Herz begehret,
Lasset ihm werden.
Laßt ihn lindern nun, was in frühern Tagen
Er gefehlt, damit er den Freund erfreue,
Doch dem Feind zum Leid — möge nie ein solcher
Je mir erstehen!
Daß er doch die Worte der Schwester höher
Schätzte und das traurige Uebel miede,
Das vordem mit bitterem Gram das Herz mir
Niedergezwungen.

Die Worte sind an den Bruder der Dichterin, Charaxos, gerichtet, der, wie wir aus vielen Quellen wissen, als Weinhändler nach Naukratis in Aegypten gereist war und dort mit einer um ihrer Schönheit willen weitberühmten Hetäre ein Verhältniß angeknüpft hatte. Die Versuche der Schwester, ihn wieder in ehrenhafte Bahnen zurückzubringen, waren vergeblich. Daß die Sappho ihre Mahnungen in dichterische Form gekleidet habe, ist uns ebenfalls bezeugt: aus diesem Kreise stammt das vorliegende Bruchstück.

Digitized by Google

Von einer anderen Dichterrolle ist uns nur ein kurzes, unteres Randstück enthalten, mit Resten von sieben Hexametern. Die vier letzten, mit denen, wie ein Strich am linken Rande andeutet, ein neues Gedicht anhub, sind bis auf ein Wort ziemlich unverstümmelt. Es ließ die aus dorischen und äolischen Formen zusammengesetzte Sprache sogleich auf den dorischen Lyriker Alkman schließen, der, wie seine Bruchstücke bezeugen, oft den Hexameter angewandt hat. Die wenigen Verse sind in ihrer schlichten Schönheit wohl des Versuchs einer Uebersetzung werth.

Unserer Neune wir kamen zum Tempel der großen Demeter,
Jungfrauen waren wir alle und alle in schönen Gewändern,
Alle in schönen Gewändern, doch auch mit herrlichen Ketten
Aus gespaltenem Elfenbein, wie die Weiße des Schneefelds
Anzuschaun.

Den Wechsel in der Messung von „alle" (πάσαι) und schön (καλαί), wodurch die Wiederholungen so reizvoll sind, kann nur die Ursprache zur Wirkung bringen. Wir haben es mit einem Chor von jungen Mädchen zu thun, deren Festzug zum Demeterheiligthum geschildert wird, wobei nicht unbemerkt bleiben darf, daß sie selbst das Ereigniß erzählen. Daß Alkman viel für solche Kreise gedichtet hat, wissen wir zur Genüge aus dem großen Jungfernliede, das ein Papyrus im Louvre zu großem Theile erhalten hat. Die Anlehnung an Homer ist unzweifelhaft. Das „gespaltene" Elfenbein kommt in der Odyssee XVIII 196, XIX 564 vor, mit einer goldelfenbeinernen Kette werden XV 460 von den Phöniziern die Frauen angelockt, eine gleiche Kette wird XVIII 295 der Penelope von Eurymachos zum Geschenk gemacht. Wenn doch das Geschick statt des an dichterischem Schwunge nicht sehr gesegneten, wenn auch noch so formgewandten Bakchylides uns Sappho oder Alkman wiedergeschenkt hätte! möchte man nach solchen Proben ausrufen. Doch gemach, wir dürfen aus dem Umstande, daß wir nun schon von sechs lyrischen Rollen die Reste besitzen, getrost noch manche willkommene Gabe von der Zukunft erwarten.

Von der neueren attischen Komödie mit ihren Hauptvertretern Diphilos, Menander und Philemon hat uns der Vernichtungssturm, dem im Anfang der byzantinischen Zeit so viele Meisterwerke zum Opfer gefallen sind, nichts übrig gelassen, als eine zahlreiche Menge von zusammenhanglosen, meist sehr kleinen Bruchstücken. Aus diesen und aus den Nachbildungen der römischen Lustspieldichter mußte man versuchen, hie und da, wo es die Zahl und Größe der Anführungen und Nachahmungen gestattete, den Gang der Handlung nothdürftig wieder herzustellen. Die ägyptischen Papyri bereiten einen Umschwung vor. Die nun schon in nicht geringer Anzahl vorliegenden Reste zeigen uns, daß in der Kaiserzeit die neuere Komödie noch in weiterem Umfange gelesen wurde, während man von der alten attischen Komödie daraus, daß sich noch nichts von ihnen in Papyri gefunden hat, das Gegentheil annehmen muß. Daß die spätere Lesewelt

Digitized by Google

die leicht verständliche, mit Moralsprüchen und feinen Lebensbildern gezierte neue Komödie den von dunkeln politischen Anspielungen vollgepfropften alten Bühnenwerken vorziehen mußte, ließ sich erwarten. Aus Oxyrynchos sind vorläufig zwei Bruchstücke bekannt gegeben. Das eine (Ox. I. 10) enthält 20 Verse in arger Verstümmelung; man lernt daraus nicht viel, die Rede führt, wie es scheint, ein Sklave. Besser erhalten ist das andere (11), gegen 50 Verse lassen sich zum Theil sicher wiederherstellen. Es liegt eine Wechselrede vor, die Reden der einzelnen Personen werden durch den Doppelpunkt bezeichnet und abgegrenzt. Ueber den Inhalt läßt sich soviel mit Sicherheit sagen, daß ein vornehmer Jüngling zu einer Verheirathung genöthigt werden soll, der er gänzlich abhold ist, da er im Herzen eine Andere liebt: ein in alten Lustspielen nicht seltener Vorwurf. Mitten in der Berathung, die der junge Mann mit einem Freunde über die Verwirklichung des Herzenswunsches hält, bricht das Stück ab. Die Herausgeber sind geneigt, es dem „Landmann" des Menander zuzuschreiben, doch läßt sich darüber vorläufig noch keine Gewißheit erlangen.

Die spätere Dichtung hat zwei bis jetzt unbekannte Vertreter zu unserer Sammlung entsandt. Einmal (14) sind es die Reste von zehn Distichen. Da die ganze linke Hälfte der Seite weggebrochen ist, so ist die Wiederherstellung sehr erschwert, den Inhalt jedoch kann man ziemlich erkennen. Es ist allem Anschein nach von Einem die Rede, der die ruhige Landbeschäftigung (γεωτομίη) mit dem Leben im Bergwalde vertauscht hat, ein Tausch, der ähnlich sei dem des Glaukos, als er seine hundertrindrige Rüstung gegen eine neunrindrige dahingab. Unser Held nährt sich nun im Walde von den Früchten alter Eichen, und wenn man gleich darauf liest: „die älteste Speise" (δαῖτα παλαιοτάτην), so kann sich das nur auf den schon von Herodot gegebenen Bericht beziehen, daß die Arkader, das älteste griechische Volk, sich von Eicheln ernährt hätten. Das Wort αὐλίδα Vs. 12 deutet auf das schlechte Nachtlager hin. Unter der geringen Zahl der vollständig erhaltenen Worte sind nicht weniger denn fünf, die, seltenen Gepräges, sich nur bei Alexandrinern, einmal nur in einem alten Wörterbuche, dem Hesychios, wiederfinden, außerdem ist auch eine Wortform (ὀκρυόειν) der späteren Zeit angehörig. Das Ganze zeigt somit den mit Gelehrsamkeit und entlegenen Worten prunkenden Stil der ptolemäischen Dichter, und, wenn auch vielleicht der von Blaß angedeutete Kallimachos nicht der Urheber ist, so darf man wenigstens zeitlich nicht zu tief herabgehen. Das andere Stück (15) weist ganz merkwürdige Erscheinungen auf. Epigramme nennen seinen Inhalt die Engländer. Das stimmt nicht ganz. Was den Bau anlangt, so sind jedes Mal vier Verse zu einem Ganzen verbunden. Als Versmaß erscheint der Hexameter, doch ist regelmäßig der letzte Fuß umgekehrt; als ein Beispiel diene der folgende leicht veränderte Mustervers:

Hurtig mit Donnergepolter entrollte das tückische Gestein.

Solche Spielereien der späteren Zeit waren uns schon anderswoher,

Digitized by Google

besonders aus Lukian, bekannt. Den Inhalt bilden Moralsprüche. Einer beginnt mit den Worten: O ihr lieben Sterblichen, ein anderer: Immer zählt man sein Geld, damit nichts verloren gehe, Keiner aber zählt . . . (das Folgende fehlt). Es ist überhaupt keiner der Sprüche ganz erhalten, doch kann man aus der Vierzahl der Verse und dem Inhalte schließen, daß wir es mit einer Nachahmung alter Trinkliederweisen, der Skolien, zu thun haben. Dazu stimmt auch noch ein Anderes. Dreimal ist nämlich zwischen zwei Sprüchen „flöte mir" (αὔλει μοι) beigeschrieben, und das erinnert daran, daß bei den Alten die Trinklieder zur Flötenbegleitung vorgetragen wurden. So beginnt ein aus einer Trinkszene entnommenes Bruchstück des alten Komikers Ameiphias (bei Athenaios XI 783 E) damit, daß der Eine zum Andern sagt: „Du, flöte mir ein Lied (αὔλει μοι μέλος), du aber singe zur Flötenspielerin da, während ich trinke". Darnach scheint das Wort: „flöte mir" beim Skolion der Alten der gebräuchliche Zuruf an die Flötenbegleitung gewesen zu sein, und so hat es denn auch unser Dichter, der wohl nicht vor der Kaiserzeit anzusetzen ist, als Uebergang zu jedem neuen Spruche benutzt.

Wir kommen nun zu den Prosawerken. An erster Stelle sind hier zwei kleine Herodotstückchen zu vermerken; sie enthalten I 105—106 (Oχ. I 18) und I 76 (19). Der Aenderungen ergeben sich so gut wie keine, einmal erscheint eine belanglose Wortumstellung. Wichtiger ist, was wir von Thukydides haben; auch hier sind es Trümmer von zwei Rollen. Von der einen (17) nur ein kleiner Theil übrig geblieben (II 7—8), weit mehr von der andern (IV 36—41). Dort ist außer einer Aenderung der Wortfolge nichts zu bemerken, hier haben wir gegenüber der hergebrachten Ueberlieferung sieben neue gute Lesungen, die, wenn sie auch nur geringe Abweichungen bieten, nun sämmtlich von dem jüngsten Herausgeber des Thukydides, dem Dänen Hude, aufgenommen sind. Die Handschrift, die ins erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung gehört, ist von einer zweiten Hand sorgfältig verbessert, und da ist die Betrachtung der beseitigten Lesungen, die oft nichts weiter als alte Schreibungen sind, sehr lehrreich. Oχ. I 24 bietet ein kleines Stück aus Platos Staat (607 E), woraus wir kaum etwas lernen können, ergiebiger ist ein umfangreicheres, den Gesetzen (862 B—863 C) angehöriges Bruchstück (23). Auch hier ist der Personenwechsel durch Doppelpunkte angegeben; an zwei Stellen finden sich Abweichungen von der herkömmlichen Lesung. Ferner liefert Oχ. I 28 aus Xenophons Hellenika III 1, 3—7. Ist auch vom Texte nichts zu bemerken, so verdienen doch die Scholienreste am Rande Beachtung. Drei Bruchstücke rühren aus attischen Rednern her. Das erste (27) liefert ganz wenig aus Isokrates (de antid. 83 und 87), das andere (25) einen kurzen Abschnitt (§ 308) aus der Kranzrede des Demosthenes, wichtiger ist das dritte (26). Es geht unter des letzteren Redners Namen eine Sammlung von später zusammengestellten Redeanfängen. Vier solcher Einleitungen (26—29) liegen

Digitized by Google

hier aus einer schönen Rolle des 2.—3. Jahrhunderts vor, wir erhalten einige neue Lesarten, durch eine von diesen wird eine von Wolf gemachte Vermuthung gerechtfertigt. Auch hat man in Oxyrynchos im dritten Jahrhundert die klassischen Werke des Mathematikers Eukleides gelesen, ein kleiner Fetzen (29) beweist das.

Wir wenden uns nun zu Bruchresten eines bisher unbekannten Inhalts. Aus einer vorzüglich geschriebenen Handschrift vom Beginne des dritten Jahrhunderts (9) sind die umfangreichen Trümmer von fünf Seiten erhalten. So weit wir sie lesen können, wird über die Zusammensetzung von Versreihen gesprochen, und zwar über die Wechselbeziehungen von Jamben, Kretikern und Päonen. Aus den vielen offen zu Tage tretenden Aehnlichkeiten in der Behandlung des Stoffes zog man den Schluß, daß hier ein Abschnitt aus dem Hauptwerke des Aristoxenos, den „Grundlinien der Rhythmik" (ῥυθμικὰ στοιχεῖα) wiedergewonnen sei. Wir besitzen nämlich unter dem Namen des Aristoxenos drei Bücher, „Grundzüge der Harmonik" betitelt, über deren Echtheit und Zusammensetzung noch nicht alle Zweifel gelöst sind. Diese Abhandlungen und jener Papyrus haben jedoch hinsichtlich der Form einige Unterscheidungsmerkmale; dort herrscht die spätere Schreibweise, hier wird ein ziemlich reines Attisch geschrieben.*) Ferner muß wohl berücksichtigt werden, daß in dem uns überlieferten Handbuch, sowie in anderweit erhaltenen Bruchstücken der schwerere Zusammenstoß von Vokalen zwischen den Wortenden vermieden wird, während in jenen kurzen Resten an elf Stellen eine für das feingebildete griechische Ohr hartklingende Wortfolge erscheint. Indessen mag dies zum Theil auch an der Sprödigkeit des Stoffes selbst liegen. Was uns aber der wichtigste Gewinn ist, das sind fünf als Musterbeispiele dienende Dichterstellen, wohl aus Lyrikern entlehnt, doch nicht von demselben Verfasser, da ein Bruchstück eine Wortfolge in jonischer Endung zeigt (εὐθυμίῃ), während die andern dorische Formen (doch nur ᾱ=η) aufweisen. Hier wäre vielleicht an Pindar zu denken, es könnten auch tragische Chorlieder die Quelle sein. In der vierten Stelle haben wir den Anfang eines Liedes auf Dionysos. Des Weitern werden uns die Reste von achtzehn Zeilen vorgelegt (13), sie sollen einen Brief an einen makedonischen König enthalten; das Schreiben ist an einen Herrscher, vielleicht Antigonos oder Demetrios Poliorketes gerichtet, und spricht von den feindlichen Unternehmungen der Thebaner gegen die Makedonier. Dabei fällt aber auf, daß in den Wortverbindungen jeder Mißton vermieden ist. Rechnet man hinzu, daß der ganze Stil, wie schon die Herausgeber zu ihrer Verwunderung gesehen haben, ein isokratischer ist, so bleibt nur eins übrig: es war eine Prunkrede, deren Inhalt vielleicht die Rechtfertigung der Zerstörung Thebens gebildet hat. Und dabei hat Isokrates nicht nur stilistisch, sondern auch inhaltlich das Vorbild abgegeben,

*) ξύν statt σύν. Uebrigens hat sich auch einmal anderswo noch dieser Gebrauch erhalten, vgl. ξυνάντος in der Sammlung Müllers F. H. G. II, 276.

Digitized by Google

nämlich durch seinen „Philippos“. Endlich hat uns der vorliegende Band auch die nicht unbedeutenden Reste (12) eines chronologischen Handbuches beschert, das wohl zum Schulgebrauch bestimmt war. Er umfaßt die Jahre 355—316 v. Chr., die Zeitrechnung wird nach Olympiadensiegern gegeben unter Hinzufügung der vier dazugehörigen attischen Archonten. Vermerkt werden außer griechischen Ereignissen auch einzelne römische Kriegszüge, nur zweimal wird der engere Rahmen der geschichtlichen Begebenheiten durch die Angabe des Todes von Platon (348 v. Chr.) und Isokrates (338 v. Chr.) überschritten. Ueberhaupt ist der Inhalt ein sehr magerer und nicht einmal fehlerfreier, wie z. B. der lamische Krieg viel zu tief hinabgerückt ist; doch müssen die Blätter bei einer Darstellung der Geschichte der alten Chronologie von großer Wichtigkeit werden.

Den Beschluß der Beschreibung der literarischen Funde mögen die theologischen Sachen, die die Engländer an die Spitze des Bandes gesetzt haben, ausmachen. Mit dem Anfang eines Papyrusbuches (2) aus dem dritten Jahrhundert, enthaltend den Beginn des Matthäusevangeliums (I 1—9, 12, 14—20), dürften wir nun die älteste Bibelhandschrift besitzen. Damit trifft zusammen, daß die Textgestaltung, die sonst nicht Vieles bietet, an einer Stelle nur mit dem Sinaiticus übereinstimmt. Ein anderes Stück (3) stammt aus dem 5.—6. Jahrhundert, und enthält aus dem Markusevangelium X 50—51 und XI 11—12, doch stimmen hier die Lesarten niemals zum Sinaiticus, immer hingegen zum Alexandrinus. Aber weit wichtiger noch als jene Bibelreste ist ein Blatt aus einem Buche, das Jesussprüche („λόγια Ἰησοῦ“ heißen sie heute) enthielt. Die einzelnen Sprüche (es sind deren acht erhalten) beginnen mit den Worten „es spricht Jesus“. Ob ihrer Wichtigkeit wurden die Sachen schon im vergangenen Sommer veröffentlicht und haben schon eine Anzahl von Fachgelehrten beschäftigt. Darnach scheint soviel sicher zu sein, daß die Sprüche von den Evangelien in ihrer heutigen Gestalt unabhängig und vor 140 n. Chr. verfaßt sind. Daß man auch hier nach weiteren Funden verlangt, die neues Licht über den Zusammenhang der ältesten christlichen Literatur werfen sollen, ist erklärlich. Zum Schlusse mögen noch die Bruchstücke eine Homilie (4) und des Lebens des hl. Paul und der hl. Thekla (5) eine kurze Erwähnung finden.

Den größeren Theil des bis jetzt Veröffentlichten bilden die Urkunden, 125 an der Zahl, deren Beschreibung kürzer gefaßt werden soll. Der ganze Haufen zerfällt in zwei zeitlich geschiedene Gruppen; die erste giebt die Schriftstücke aus der Kaiserzeit oder, wie vorhin bemerkt wurde, aus den Jahren 49—362 (Oxy. I 33—124), die der anderen gehören dem byzantinischen Zeitalter an (125—158). Den Eingang bildet das Bruchstück eines merkwürdigen Berichtes (33). Die Erzählung beginnt damit, daß ein Mann, der, wie man aus dem Folgenden entnimmt, Appian, Gymnasiarch und Gesandter von Alexandrien ist, zum Tode abgeführt wird.

Digitized by Google

Die Ursache muß wohl seine Unbotmäßigkeit gewesen sein, denn als er aus irgend einem Grunde wieder herbeigeführt wird, redet ihn der Kaiser mit den Worten an: „Weißt Du nun, mit wem Du redest?“ Darauf Jener: „Ich weiß es, Appian mit dem Tyrannen“. Nach einem kurzen Wortgefecht muß er natürlich wieder weggebracht werden, doch wird ihm auf seine Bitten noch gewährt, daß sein letzter Gang in allen Ehren geschehe. Er legt sich also die Abzeichen seiner Würde, Kopfschmuck (στροφεῖον) und weiße Schuhe (φαικάσιον) an und ruft dann ins Volk: „Herbei, ihr Römer, seht zu, wie man einen Gymnasiarchen und Gesandten von Alexandrien zu Tode schleppt!“ Von dem Gemurmel seiner Römer unterrichtet, läßt der Kaiser den Appian wiederkommen, doch noch ehe er ein Wort gesprochen hat, wird er von dem mit seiner Freimüthigkeit sehr auffällig prahlenden Aegypter mit dem Titel „Räuberhauptmann“ beehrt. Dies führt natürlich wieder zu einer Auseinandersetzung, worin sie sich über die beiderseitige Ehrenstellung zanken, da der Alexandriner auf seine vornehme Abkunft (εὐγένεια) sehr stolz ist. Hier bricht der Papyrus ab, ein merkwürdiges Bild aus dem Ende des zweiten Jahrhunderts. Denn da Appian die Bemerkung fallen läßt, daß der Vater des Kaisers als Philosoph, geizloser und wohldenkender Mensch das Gegentheil seines Sohnes sei und jenen noch obendrein Antoninus nennt, so kann man nur an Commodus denken, zu dessen Lieblingsbeschäftigungen das grundlose Hinmorden gehörte. Und Appian sagt selbst, daß er auf seinem Todeswege schon drei Vorgänger habe. Uebrigens erinnert die Wiedergabe der Reden sehr an die Verhöre in den älteren Heiligenleben. Das ganze Stück, das vor den übrigen Urkunden insofern sich abschließt, als es gar nichts mit Oxyrynchos zu thun hat, ist wohl der Rest eines Gesandtschaftsberichtes (ὑπομνηματισμός). Was nun die Stadt selbst angeht, die uns den großen Papyrushaufen geliefert hat, so kann man aus den einzelnen Schriftstücken ein ziemlich anschauliches Bild gewinnen; einzelne Züge mögen hier angegeben werden. Die vielen erhaltenen Straßennamen (es sind über 40) lassen auf eine ziemliche Bevölkerung schließen; die Namengebung ist dieselbe, die wir heute haben: Warmbäderstraße, Gymnasiumstraße, Gärtnerstraße, Küchenstraße, oder nach Eigennamen, wie z. B. Seuthesstraße. Aehnlich auch in den Berliner griechischen Urkunden aus Arsinoe in Aegypten: Niederestraße, Schatzmeisterstraße, Wollenweberstraße, Kilikierstraße u. s. w.; zwei Mal wird von dreistöckigen Häusern berichtet. Außer Heiligthümern wird noch ein Theater, ein Gymnasium, ein öffentliches Warmbad und ein anderes, Hadrianische Thermen genannt, erwähnt. Neben einer Militärverwaltung finden wir ein zahlreiches Heer von Zivilbeamten. Und auf diese Verhältnisse wirft ein Rundschreiben eines höheren Finanzbeamten (58) ein treffendes Licht. Wir erfahren da, daß es sehr Viele gäbe, die nur deshalb zu den Aemtern und Aemtchen sich drängten, um dort in Ruhe das Schatzgut zu verzehren (κατεσθίειν), weshalb denn der Vorgesetzte eine

Digitized by Google

Verminderung der Stellen empfiehlt. Für den Wechsel der Formen sind die Titel und Anreden sehr bezeichnend. Während in den ersten beiden Jahrhunderten das Du noch den ganzen Verkehr beherrscht, kommt im dritten Jahrhundert gegenüber dem Vorgesetzten das bescheidenere „Deine Sorgfalt" (ἡ σὴ ἐμμέλεια) auf, eine größere Umwälzung aber bringt erst die byzantinische Zeit. Das „Dein" verwandelt sich in „Euer", eine Anzahl von neuen Würdenbezeichnungen kommen auf, die je nach dem Range genau abgemessen sind, auch der Untergebene erhielt von dem Vorgesetzten den ihm zukommenden Titel. Wenn aber die Stadt Oxyrynchos in älteren Urkunden „die glänzende und glänzendste" genannt wird, so ist dieser Gebrauch schon früher entstanden, wie die kleinasiatischen Inschriften beweisen. Die Art des Kanzleistils wird durch zwei Bittschriften (71) aus dem Jahre 303 sehr gut beleuchtet. Die beiden Bittsteller, die selbst des Schreibens nicht mächtig sind, lassen sich ihr Anliegen durch einen Schreiber abfassen, der dann der Angelegenheit erst einen allgemeinen Gedanken vorausschickt, so an der einen Stelle: „Allen hilfst Du, Herr, und Jedem giebst Du das Seine, am meisten aber den Frauen wegen ihrer natürlichen Schwachheit. Und so komme auch ich . . ." u. s. w. Es würde zu weit führen, die einzelnen Erlasse, Kauf- und Pachtverträge, die Klageschriften, Haftbefehle, Testamente und anderen amtlichen Schriftstücke im Einzelnen zu verfolgen. Nur Weniges möge noch herausgegriffen werden. Bis jetzt kannten wir Freilassungs-Urkunden von Sklaven nur aus den Steinen, eine große Menge der Art haben die Franzosen in Delphi ausgegraben. Nun haben wir auch drei ähnliche Urkunden auf Papyri (48—50), wobei zu bemerken ist, daß bei der Freilassung Zeus, Erde und Sonne als Zeugen bezeichnet werden (ὑπὸ Δία, Γῆν, Ἥλιον). Die staatlichen Aerzte werden dazu verwandt, um den Eintritt des Todes und die Todesursache (51) oder die durch einen Hauseinsturz verursachten Verwundungen eines Mädchens (52) festzustellen, ein anderer Beamte berichtet (53) auf Verlangen der Behörde über die Ertragsunfähigkeit eines Fruchtbaumes (περσέα). Durch das lockere Leben des Bräutigams seiner Tochter sieht sich ein Vater genöthigt (129, aus dem sechsten Jahrhundert), die Verlobung aufzulösen, was amtlich geschehen mußte, da auch die Verlobung selbst eine Amtssache war. Daß er dabei den abgewiesenen Mann einen „sehr wohlehrbaren" nennt (τῷ εὐδοκιμωτάτῳ), verlangt die Höflichkeit der Zeit.

Unsere ganz besondere Aufmerksamkeit nehmen die Privaturkunden in Anspruch. Eine über etwa zwei Monate sich erstreckende Metzgerrechnung (108) zählt in 41 Posten zehn verschiedene Fleischsorten auf, darunter siebenmal Zunge, sechsmal Nieren, einmal auch ein Ohr. Anderswo (109 und 114) lesen wir die Aufzeichnung von mannigfachem Hausrath, vorzüglich von Kleiderstücken, deren Namen sehr beachtenswerth sind. Eine Einladung zu einem Priesterschmause giebt 110: „Es bittet dich Chairemon, morgen, am

Digitized by Google

fünfzehnten, um 9 Uhr am Tische des Gottes Serapis im Serapeum zu speisen", und zu einem Hochzeitsessen in ähnlicher Form 111: „Es bittet dich Herais, morgen, am 15. des Monats, von 9 Uhr ab zur Hochzeitsfeier ihrer Kinder in ihrem Hause zu speisen". Im nächsten Stücke wird eine Frau zum Geburtsfeste des Gottes (d. i. zur Kirmes) aufs Land geladen. Sodann sind noch elf Privatbriefe zum Abdruck gekommen. In einem von ihnen (115) antwortet die Eirene dem Taonnophris und dem Philon, die ihr vom Tode des Eumoiros Anzeige gemacht hatten, und fügt der Klage Worte des Trostes hinzu. Belustigend wirkt ein Brief (119), den ein Junge seinem abwesenden Vater schreibt, man braucht also keine Logik darin zu suchen. Er muß ein recht verzogener Bengel gewesen sein, denn er droht seinem Vater, falls er ihn nicht nach Alexandrien mitnähme, werde er ihm weder schreiben noch mit ihm sprechen noch ihn grüßen, und wenn er wiederkehre, werde er ihm keine Hand geben. Und wenn er weiter ihm keine Leier mitbringen werde, wolle er weder essen noch trinken. Da können ja die lieben Eltern ihre liebe Noth mit dem Bürschchen gehabt haben! Die Sachen aus der byzantinischen Zeit sind neben Anderem auch schon deswegen für uns von geringerer Anziehungskraft, weil bei ihnen die Ausdrücke des Privatlebens fehlen.

Fassen wir das Ganze zusammen. Eine Fülle von Erweiterungen auf den verschiedenartigsten Gebieten hat uns die Arbeit der Engländer gebracht. Das tägliche Leben in Aegypten und damit der ganzen Welt der Kaiserzeit tritt in neuen lichtvollen Bildern vor uns, und fehlt ihnen auch der Glanz griechischer Schönheit, so übt doch das Ursprüngliche und Lebenswahre einen unverkennbaren Reiz aus. Und auf der andern Seite, die Reste alter Schriften und Dichtungen, wie werthvoll sind sie uns! Die Geschichte so mancher Literaturgattung wird von den Oxyrynchospapyri neu befruchtet, und ist manchmal der Gewinn nur ein kleines zerrissenes Stückchen eines schon bekannten Schriftstellers, etwas können wir immer aus ihm lernen, und sei es am Ende auch nur eine Beobachtung über Buchstabenformen. Die Hauptsache aber bei jenen Funden ist, daß sie uns frei zu machen beginnen von dem Banne, den die Laune des Zufalls und der Byzantiner auf die handschriftliche Ueberlieferung gelegt haben, daß sie einen Ersatz anbahnen für das, was man früher schon für rettungslos verloren gehalten hat. Und dies Arbeitsfeld, das sich erst vor kaum zehn Jahren eine größere Beachtung erzwungen hat, muß dem Brennpunkt der philologischen Wissenschaft noch weit näher gerückt werden. Viel zu wenig Kräfte sind zur Stunde auf ihm beschäftigt. Die beiden rührigen Engländer können, selbst wenn sie ihrem Versprechen gemäß jedes Jahr einen gleichen Band erscheinen lassen, erst in 40 Jahren die ganze Fundmasse bewältigt haben, in Wien und Genf ist ein Stocken eingetreten, auch die Berliner arbeiten langsamer, und das versprochene Corpus der Louvrepapyri bleibt ganz aus. Möchte es gelingen, noch manchen Gelehrten zur Mitarbeiter-

Digitized by Google

schaft auf das neue Gebiet herüberzuziehen, noch manche Forschungsreise erfolgreich nach dem schätzereichen Boden Aegyptens zu entsenden! Was verschlägt es denn, wenn dafür eine Handschrift unverglichen oder ein Werk etwa über die moralische Bedeutung des Chores ungeschrieben bleibt, oder wenn ein paar Hundert inhaltlose Grabsteine weiter im Erdreich schlummern müssen?

Halle a. S., 1. Aug. 1898. Wilhelm Crönert.

Literarisches.

Fürst Bismarck und Fritz Reuter. Ein Gedenkblatt von Karl Theodor Gaedertz. Wismar, Hinstorff 1898. VIII und 29 S. Doppeloktav.

An eine Entschädigung für unschuldig Verurtheilte hat man erst in unsern Tagen gedacht; ungenügend muß gleichwohl eine solche späte Buße bleiben, die doch lediglich der zerstörten oder verringerten Erwerbsfähigkeit Derer etwas aufhelfen will und kann, die das Opfer eines Rechtsirrthums geworden sind. Aber was hätte man dem armen harmlosen Burschenschafter Fritz Reuter zuwenden wollen, als er nach siebenjähriger Festungshaft amnestirt, die Schwelle des väterlichen Hauses wieder betreten durfte?

Er sah, auch erst wieder nach trübsten Erfahrungen eigener Verschuldung, endlich ein, daß es kein anderes Rettungsmittel gab, als ein ganz neues Leben, als Dreißigjähriger, ganz von vorn anzufangen, und es gelang ihm an der Hand der Liebe im Ganzen, wenn auch die böse Erinnerung immer wieder einmal ihre furchtbaren Schatten in das Leben des auch körperlich Versehrten werfen mußte.

Gab es aber irgend Etwas in der Welt, was doch lindernd und versöhnend auf das verdüsterte Gemüth wirken konnte, so war es der Erfolg des so herrlich veranlagten Dichters, die stürmische Liebe seiner mecklenburgischen Volksgenossen zunächst, bald des gesammten deutschen Volkes treue Verehrung als des größten erzählenden Dichters und Vertreters gesundesten, echt deutschen und volksgemäßesten Humors. Lange noch dauerte es, bis auch der kaum geahnte und ersehnte Ruhm dazu kam, daß ihm Dank und bewundernde Anerkennung durch den Mann ausgesprochen ward, den der Genius unseres deutschen Volkes ausersehen hatte, ins Werk zu setzen, was jene „Hochverräther“ in jugendlicher Begeisterung geträumt und gesungen hatten.

Die kleine Schrift des bekannten Reuter-Forschers K. Th. Gaedertz, welche alle hier in Betracht kommenden Momente bündig zusammenstellt, hat, was ihr den Charakter vollster Authentizität gewährt, dem großen

Digitized by Google

Einsiedler von Friedrichsruh selber noch vorgelegen und ist von ihm gelesen und gebilligt worden.

Nachdem Bismarcks treue Angehörigkeit zum niedersächsischen Stamme betont, seine Beherrschung der Sprache und die Vorliebe für sie, endlich die Verehrung der Schriften Reuters, die Johanna trefflich vorzulesen verstand, hervorgehoben worden, lesen wir S. 11 den interessanten Brief des Dichters an den Grafen Bismarck vom 4. September 1866, der die Zusendung der Werke begleitete. Man braucht nicht zu verschweigen, daß Reuter mit der bisherigen Politik Bismarcks durchaus nicht immer einverstanden gewesen war, aber jetzt hatte es ihm — ähnlich wie etwa Heinrich von Treitschke, die Nachsuchung der Indemnität nach den böhmischen Siegen angethan (s. S. 13 den prächtigen Brief an Justizrath Albert Schulz vom 14. Dezember 1866.)

Die Antwort Bismarcks vom 17. September (S. 13) ist ein schönes Zeugniß nicht nur seines dankbaren Gemüthes, sondern auch sorglicher Herzensgüte, die sich bewußt ist, eben diesem Märtyrer etwas ihm besonders Wohlwollendes sagen zu sollen. Hier das Schlußwort:

> „Noch ist, was die Jugend erhoffte, nicht Wirklichkeit geworden; mit der Gegenwart aber versöhnt es, wenn der auserwählte Volksdichter in ihr die Zukunft gesichert vorschaut, der er Freiheit und Leben zu opfern stets bereit war."

Weniger bedeutend, doch interessant, ist Reuters poetischer Antheil an einem Geschenk, das der Gutsbesitzer H. Funck Bismarck zugedacht hatte, und das in einem gemästeten Puter bestand. Dagegen verdient ein herrliches prophetisches Trostwort des Dichters gerade heute wieder volle Beachtung. Es steht in einem Schreiben an den Freund Franz Boll in Neubrandenburg und ist nach der Kaiserproklamation geschrieben.

„So ein neuer Staat, wie das deutsche Reich, kann nicht stille stehen, er muß vorwärts, wenn auch mit großen Unterbrechungen von Seiten der Reaktion; materielle Eroberungen können wir nicht mehr machen, aber auf geistigem Gebiete steht noch eine sehr reiche Ernte einzuheimsen. Wir werden das wohl Beide nicht mehr erleben, ich gewiß nicht."

Der Verfasser hat Recht, es ist hocherfreulich, zu erfahren, daß Bismarck und Reuter, die sich persönlich nie begegneten, was die Bescheidenheit Reuters nicht litt, sich gegenseitig verstanden haben.

Xs.

Goethe als Landschaftsgärtner.

Wer sich der Schilderungen landschaftlicher Gärtnerei in den „Wahlverwandtschaften" erinnert und der wunderbaren Kunst, mit der sie zu der

Digitized by Google

gleichsam naturgeschichtlichen Entwickelung leidenschaftlicher Seelenzustände in Parallele oder in Kontrast gestellt sind, oder sich den Eingang der „Novelle" vergegenwärtigt, der muß sich sagen: das hat nur ein Mann so darzustellen vermocht, der sich selbst in dem Fache ausgekannt hat, ein praktischer Gartenkünstler höchster Begabung. Und Weimar besitzt mit gerechtem Stolze zu all den Dichtungen des Einzigen eine, die eben nur ihm gehört und die Art hat, daß sie von Jahr zu Jahr schöner und herrlicher wird, seinen Park.

Zu den Publikationen, die zur Ehrung des Großherzogs Karl Alexander zum 80. Geburtstage erschienen (24. 6. 1898), gehört auch die prachtvoll ausgestattete, auf eingehendster Forschung beruhende Arbeit des bescheiden fleißigen Archivdirektors Dr. H. Burkhardt*).

Was Burkhardts Arbeiten so werthvoll macht — im Gegensatze zu manchem Goetheforscher, ist, daß er nichts sagt, was er nicht urkundlich verfolgen kann. Hier war zudem die genaueste Lokalkunde von Nöthen, nicht bloß jene, die sich bei längerer Anwesenheit von selber ergiebt, sondern die ein historisches Rückwärtssehen erst ermöglicht. Und so erhalten wir in der That ein klares Bild des Werdens dieser Anlagen aus dem Nichts, so zu sagen. Freilich nicht Goethe allein ist der Schöpfer, mit und über ihm war es Karl August, der auch die nicht unerheblichen finanziellen Mittel zu finden hatte. Dagegen glaube ich, wird der Antheil des jungen Franz von Dessau, dessen Verdienst der bekannte große Stein am köstlichen Wege über dem linken Ufer der Ilm preist, gewöhnlich sehr überschätzt. Daß der berühmte Park von Wörlitz in großen Umrissen gleichsam Modell gestanden habe, soll nicht bezweifelt werden, auch sind gewiß Bäumchen und Strauchwerk von dort her zu Anpflanzungen beigesteuert worden, aber die eigentliche Arbeit, die eben nur auf diesem Terrain so zu leisten war, gehört dem innigen Zusammenwirken des jungen Goethe und seines fürstlichen Freundes.

Man könnte, wenn man wollte, jetzt an der Hand der Burkhardtschen Baugeschichte des Parks und seiner architektonischen und künstlerischen Zierden eine Reihe von Briefstellen an die geliebte Freundin Frau von Stein, die zweite „Lotte", illustriren und die Goethe-Philologie wird das nicht versäumen.

Die herrlichen Rasenflächen auf der rechten Ilmseite mit ihren prachtvollen Baumgruppen — man muß sie an hellen Herbsttagen genießen — von der alten Anlage des Sterns, dem Schlosse und der Bibliothek gegenüber bis über die Mühle von Oberweimar hinaus waren vor hundertund-

*) Die Entstehung des Weimarischen Parkes 1778—1828 von H. Burkhardt mit vier Tafeln und zehn Illustrationen im Text. Sonderabdruck aus der Festschrift zum 80. Geburtstag S. K. H. des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen. Weimar, Herm. Böhlaus Nachfolger. 1898. 28 S. Folio. Ist in beschränkter Auflage durch den Verlag zu beziehen.

Digitized by Google

zwanzig Jahren ödes Ackerland, Artland, wie man hier sagt, in vielfachem Privatbesitze, und das Goethen von Karl August geschenkte Gärtchen und Gartenhäuschen am Abhang des sogenannten Rosenberges war der eigentliche Ausgangspunkt für des Dichters neue geniale Bethätigung. Das war „sein Gefild"*), jenseits an dem felsigen mit Höhlen im Kalkstein versehenen Ufer war das ihrige.

Im Sommer 1783 war der Dichter in Gotha gewesen, hatte sich wohl auch an den dortigen Parkschöpfungen erfreut, aber einen sehr charakteristischen Unterschied bemerkt er doch, der für Weimar den Ausschlag gab, und zwar in dem Sinne, der ja vorbildlich für das Fürstenhaus Weimars geblieben ist bis heute, nämlich (er schreibt es der Freundin am 14. 6.) „daß unser Herzog neuerdings alle Thüren und Brücken seiner Gärten und Anlagen (für das Publikum) eröffnet hat".

Ich will nicht unerwähnt lassen, daß über den Zustand vor Gründung des Parks der Verfasser auch in dem lehrreichen Aufsatze „die französische Kolonie für Gewerbe und Industrie in Weimar (1716 fgd.)", in Steinhausens Zeitschrift für Kulturgeschichte 1898 S. 109 fgd., sehr interessante Mittheilungen macht. Hatte doch „der Herr Legationsrath Gehde" — so schrieb ein Hofbedienter — noch an einem heißen Augusttage des Jahres 1778 die „Sandwüste" des Exerzierplatzes, des jetzigen Karl Alexanderplatzes zwischen der Ackerwand**) und Steinschen Wohnung und dem neuen Archivgebäude, der noch eine interessante Gruppe alter Eiben aufweist, nicht zu durchwaten gewagt, um zur Freundin zu gelangen.

Ueber das bekannte Denkmal, das dem genio hujus loci gewidmet ist, sei gestattet zu bemerken, daß es freilich von Karl August, Goethen zu ehren und zu erfreuen, aufgerichtet wurde, nach glücklich vollbrachter gemeinschaftlicher Schweizerreise, daß jedoch der Gedanke dazu längst von Goethen selber war gefaßt worden***), was doch Karl August gewußt haben muß. Um so zarter die huldigende Ausführung. Ja, der genius hujus loci, der nun auch sein Kapitol im Goethe- und Schiller-Archiv, dank der hochherzigen † Großherzogin Sophie, besitzt, heißt Goethe.

Weimar. Xs.

---

*) „Gefild" ist nicht spezifisch Goethische Bezeichnung, z. B. im Liede an den Mond, sondern überhaupt thüringisch, so bei Eisenach und anderswo, s. v. a. Gegend am Ufer, Wiese und das Wasser begleitendes Buschwerk.

**) Das Wort Ackerwand selbst besagt Grenze des Ackers, die Stelle, wo der Pflüger die Ochsen — jetzt leider die Kuh — wendet. Man sagte auch die Anwand.

***) Wie G. sich diesen „Stein der Dankbarkeit" gedacht hatte, besagt der Brief an Lavater Nr. 19 S. 56 fg. Auch Fortuna und Terminus figuriren da neben dem Genius.

Digitized by Google

Rechtswissenschaft.

Acta Borussica. Denkmäler der Preußischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert. Herausgegeben von der Kgl. Akademie der Wissenschaften. Die Behördenorganisation und die allgemeine Staatsverwaltung Preußens im 18. Jahrhundert. Zweiter Band. Berlin, Verlagsbuchhandlung Paul Parey. 1898. 639 S. M. 15.

Der vorliegende zweite Band der Aktenpublikation über die Behördenorganisation und die allgemeine Staatsverwaltung des preußischen ancien régime ist ausweislich der Vorrede in der Hauptsache von Dr. Krauske bearbeitet und nach dessen Ausscheiden aus der Zahl der Mitarbeiter der „acta borussica" von Dr. Viktor Loewe fertiggestellt worden. Die Bearbeiter (außer und über denen noch die bewährte Autorität G. Schmollers als Herausgeber und Leiter des Gesammtwerkes zeichnet) bringen auch in diesem Bande eine stattliche Reihe von Aktenstücken, welche, wie im ersten Bande der Publikation, ausschließlich chronologisch geordnet sind. Kurze Regesten und erläuternde Fußnoten sind den einzelnen Aktenstücken behufs besserer Orientirung in reichlichem Maße beigefügt; ein reichhaltiges, vortreffliches gearbeitetes Namens- und Sachregister erhöht die Brauchbarkeit des Werkes um ein Bedeutendes. — Der Band enthält insgesammt 311 Aktenstücke (Nr. 1 vom 3. Juli 1714, Nr. 311 vom 17. Dezember 1717). Es ist eine Fülle von interessantem und wertvollem Material zur Geschichte des preußischen Staats- und Verwaltungsrechtes, die uns da entgegentritt. Ein Material, welches bisher zum größten Theil unbekannt oder doch unverwertet in den Reposituren der Archive ruhte und mit dessen Veröffentlichung die Königl. Akademie der Wissenschaften und diejenigen, welche sie zur Ausführung dieser Arbeit herangezogen hat, sich ein ganz hervorragendes Verdienst erworben und den Dank aller betheiligten wissenschaftlichen Kreise gesichert haben. Es ist ein Quellenwerk allerersten Ranges, welches hier begonnen ist und in hoffentlich nicht allzulanger Zeit weitergeführt und fertiggestellt werden wird.

Die Verwaltungsthätigkeit, als deren urkundliche Niederschläge die vorliegend publizirten Archivalien erscheinen, füllt, wie bereits erwähnt, die Jahre 1714—1717, also die ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms I. aus. Es ist eine Zeit, in welcher der „rocher de bronze" des Königlichen Absolutismus bereits „fest stabilirt" ist — vgl. den Wortlaut der bekannten, denkwürdigen Kabinetsordre in Nr. 175, S. 352 —; die gelegentlichen Proteste der Feudalmächte, durch deren Niederwerfung die landesherrliche Gewalt zu unumschränkter Souveränität emporgestiegen war, wollen jetzt nicht mehr viel bedeuten, es sind nur noch die letzten Rückzugsgefechte zwischen dem besiegten Ständethum und der siegreichen Staatsgewalt, welche in diese Jahre hineinragen. Hierzu mag man die Gravamina der clevemärkischen, magdeburgischen und anderen Provinzialstände (S. 16. 199 f.

Digitized by Google

303 ff., 364 ff., 412 ff., 593 ff. u. s. w.), sowie ferner die Akten über die Verstaatlichung der ständischen Finanzverwaltung bezw. die Auflösung der ständischen Kassenadministrationen (Landeskreditkasse, Landkasten in Magdeburg und Preußen (cf. das Sachregister unter „Magdeburg" und „Preußen") nachlesen. Von hervorragendem Interesse sind die zahlreichen Aktenstücke über die Kompetenzabgrenzung zwischen den drei hauptsächlichsten Behördenkategorien: den Regierungen, Amtskammern und Kommissariaten, insbesondere über den Wirkungskreis und die Befugnisse der Kommissariate (s. d. Sachregister s. h. v.), dieser modernsten unter den damaligen Verwaltungsbehörden, welche, wie bekannt, recht eigentlich das Instrument zur endgültigen Niederwerfung der ständischen Gewalten und zur stetigen Erweiterung der Königlichen Machtsphäre gewesen sind und deßhalb denn auch bei den Ständen und den in Besetzung und Thätigkeit vielfach noch unter ständischem Einfluß stehenden älteren Kollegialbehörden, den „Regierungen", nichts weniger als beliebt waren (vgl. z. B. S. 199, 202, 220 Nr. 4, 269, 310 ff.). —

Viele der vorliegend publizirten Aktenstücke zeigen auch die starke „persönliche Note" des damaligen preußischen Regierungssystems, den das ganze Staatswesen bis in die kleinsten Verwaltungsdetails hinein durchdringenden und beherrschenden Willen Friedrich Wilhelms I. So z. B. die eigenhändigen Randverfügungen des Königs in Nr. 23, 28, 32 und vielen anderen Akten. Das cholerische, bei den geringsten Anlässen maßlos aufbrausende Temperament Friedrich Wilhelms lernen wir in Nr. 36 (S. 128 ff.) kennen. Mehrere Kammerbeamte sind von Königsberg nach Tilsit versetzt und bitten, sie an dem bisherigen Orte ihrer Thätigkeit zu lassen; der König sieht in dieser bescheidentlichen Remonstration groben Ungehorsam, wittert gar Auflehung und Meuterei unter der Beamtenschaft und verfügt mit einer Fluth wüthender Exklamationen (. . . . „die leutte wollen mir forciren, sie sollen nach meiner pfeiffe dancen oder der Deuffel hohle mir, ich lasse sengen und brahten wie der Zahr und tractire sie wie Rebeller . . .") gegen die „Berenheutter", derentwegen er „zwey nacht nit recht geschlahffen" einjährige Festungshaft (!) — Ein rühmlicheres Beispiel als hier bietet der „Zahr" dem Könige in Nr. 166: auf das lateinisch abgefaßte Konzept eines Briefes an August II. von Polen schreibt Friedrich Wilhelm: „ich bin deutscher, ergo will ich in mein sprache schreiben wie der Zahr". Diesem Befehle gemäß wurde ein deutsches Schreiben entworfen, dem lediglich eine lateinische Uebersetzung beigefügt wurde.

Berlin. Gerhard Anschütz.

Digitized by Google

Dr. Julius Hatschek. Die Selbstverwaltung in politischer und juristischer Bedeutung („Staats- und völkerrechtliche Abhandlungen", herausgegeben von Jellinek und Georg Meyer, II, 1). Leipzig, Duncker und Humblot, 1898. 236 S. M. 5,60.

An dem Begriffe der Selbstverwaltung hat die deutsche Staatsrechtswissenschaft in neuerer und neuester Zeit mit besonderer Vorliebe ihre Kräfte erprobt. Nachdem zuerst Gneist an der Hand bahnbrechender Forschungen im englischen Recht die Gleichung aufgestellt hat: Selbstverwaltung — Staatsverwaltung nach den Gesetzen des Landes durch persönliche Ehrenämter (wobei „Ehrenamt" im Gegensatze steht zum berufsmäßigen und bezahlten Staatsdienst des Beamten), belehrte uns Laband (Staatsr. d. deutsch. Reichs, 1. Aufl., I, 101 ff.; 3. Aufl. I, 93 ff.) über die vorzugsweise politische Bedeutung und Begründung des Gneistschen Selbstverwaltungsbegriffes, welcher schärferer juristischer Analyse nicht Stand halte und für die dogmatischen Bedürfnisse der Rechtswissenschaft zu ersetzen sei durch den juristischen Begriff der Selbstverwaltung: S.-V. = Verwaltung von Staatsangelegenheiten durch Verbände (Gemeinden, öffentliche Korporationen), die dem Staate zwar ein- und untergeordnet sind, ihm aber als selbständige Rechtspersönlichkeiten gegenüberstehen. Zur weiteren Klärung und Entwickelung dieses „juristischen Selbstverwaltungsbegriffes" (neben dem sich der „politische" Begriff Gneists bei Vielen fortdauernder Anerkennung erfreute) hat dann außer Rosin und Haenel ganz besonders Jellinek beigetragen (System der subj. öff. Rechte S. 276 ff.), welcher an dem Institut der Selbstverwaltung vornehmlich das Recht auf Selbstverwaltung accentuirt und die Begriffsbestimmung giebt: S.-V. ist diejenige Verwaltung der Gemeinden und anderer Verbände, welche staatliches Imperium als ein dem Verband zustehendes Recht nach den Gesetzen und unter Kontrole des Staates ausübt. — In neuester Zeit ist dann eine förmliche Spezialliteratur über den Begriff und das Wesen der S.-V. entstanden; genannt seien hier Neukamp, Begriff der S.-V. (Arch. f. öff. R. IV, 377 ff., 525 ff.), Gluth, die Lehre von der S.-V., Blodig, die S.-V. als Rechtsbegriff, — Arbeiten, denen sich nun das vorliegende Buch hinzugesellt. Hatschek, den man nach Gedankenrichtung und Methodik wohl als einen Schüler Jellineks bezeichnen darf, knüpft an die von seinem Meister gefundenen Resultate an, wird jedoch in wesentlichen Punkten über dieselben hinaus und zu neuen, vielfach schätzenswerthen Gesichtspunkten geführt, so daß seiner Arbeit jedenfalls der selbständige wissenschaftliche Werth nicht abzustreiten ist mag man auch den Thesen des Verfassers nicht durchweg beistimmen. Verfasser definirt die Selbstverwaltuug als „Heranziehung örtlich geschlossener Kollektivverbände für Staatszwecke durch das Mittel einer entsprechenden Recht- und Pflichtvertheilung" (S. 97, 156). Das ist die S.-V. als „politisches Prinzip", ein „Seitenstück zum Staatsamt" (S. 156 ff.). Die Aufgabe des Vers. besteht nun darin, die juristischen Elemente dieses politischen Prinzips

Digitized by Google

historisch (S. 3—86) und dogmatisch (S. 87 ff.) zu entwickeln. Im ersten Theile giebt Verf. zunächst eine Darstellung des englischen self-government des achtzehnten Jahrhunderts (dazu die „Beilage", S. 171 ff.), sodann eine lehrreiche, die Angaben Jellineks in dessen „System der subj. öff. Rechte", S. 264 ff. im Einzelnen ausführende Dogmen- und Rechtsgeschichte des pouvoir municipal in Frankreich und Belgien, und schließlich (S. 69 ff.) eine Schilderung des Rechts auf Selbstverwaltung in der konstitutionellen Doktrin und der Gesetzgebung Deutschlands sowie seiner Fortbildung durch die neueste preußische Gesetzgebung. Die letztere kommt hierbei freilich etwas kurz weg; immerhin sind die Hauptpunkte, in denen Preußen seit 1872 über die Horizonte der „konstitutionellen Theorie" hinaus und weiter gegangen ist, S. 79 ff. mit ausreichender Deutlichkeit bezeichnet und wird dabei namentlich treffend hervorgehoben, daß der jener Reformgesetzgebung zu Grunde liegende Selbstverwaltungsbegriff keineswegs „Freiheit vom Staate" (nach Art der „Grundrechte"), als vielmehr Thätigkeit für den Staat bedeutet — daß, um mit Jellinek zu sprechen, die preußische S.-V. ein Ausfluß nicht des „negativen", sondern des „aktiven" Status ist. Im zweiten Theile des Buches werden nun die Ergebnisse der historischen Untersuchungen dogmatisch verwerthet. Der Verfasser zeigt hier, daß die „Verbände", durch deren Heranziehung der Staat Selbstverwaltung erzielt, keineswegs nothwendig Korporationen, juristische Personen des öffentlichen Rechts zu sein brauchen, welche auf ihren autonomischen Wirkungskreis ein subjektives Recht haben. Dieses letztere Moment eignet vielmehr nur den „aktiven öffentlich-rechtlichen Verbänden" (S. 97 ff.), den „Selbstverwaltungskörpern" im engeren Sinne, während es den „passiv"-öffentlich-rechtlichen Verbänden (S. 112 ff., 171 ff.) fehlt. Der aktive Verband hat als solcher, als Einheit, ein (zugleich als Pflicht gestaltetes) Recht auf Selbstverwaltung, während im passiven Verbande die einzelnen Mitglieder als selbstverwaltungsberechtigt (oder auch nur -verpflichtet) erscheinen. Der Haupttypus des aktiven Verbandes ist die Gemeinde, passive Verbände sind z. B. die englische Grafschaft, der preußische Amtsbezirk, auch der Kreis in den „Agenden der allgemeinen Landesverwaltung". So gelangt Verf. zu dem als Kernpunkt und Hauptverdienst des Buches zu bezeichnenden Ergebniß, daß der Begriff der Selbstverwaltung unabhängig ist von dem Begriff des Selbstverwaltungskörpers im Sinne der herrschenden Meinung (insbesondere ihres Hauptvertreters Jellinek), daß die Uebertragung staatlichen Imperiums an öffentliche Korporationen zu eigenem Recht eine Rechtsform der S.-V. ist, aber nicht die einzige. Weder die englische Grafschaft, noch der preußische Amtsbezirk sind korporative, „aktive" Verbände, und doch sind die Aemter des Friedensrichters, des Amtsvorstehers von jeher gerade als Musterbeispiele für Selbstverwaltungsinstitute angesehen worden. So wird ein wichtiger Zweig der englischen und preußischen S.-V. auch juristisch als S.-V. erfaßt und konstruirt, während nach dem

Digitized by Google

zu engen, mit dem essentiale des „Selbstverwaltungskörpers“ operirenden Selbstverwaltungsbegriffe der herrschenden Meinung sowohl der Friedensrichter als der Amtsvorsteher aus dem dogmatischen Rahmen der S.-V. sozusagen herausfallen. —

Bei der Heranziehung von Details des preußischen Rechts sind einige Unrichtigkeiten mit untergelaufen, welche Referent nicht unkorrigirt lassen möchte. Die (übrigens nicht völlig klare) Bemerkung S. 78 Note 3 geht dahin, daß in Preußen das Gemeindewahlrecht über den Kreis der sogenannten Ortsbürger hinaus auf alle Gemeindeeinwohner mit einer gewissen Minimalsteuerleistung „Anfangs der 70er Jahre“ ausgedehnt worden sei. Dies ist für die Stadtgemeinden im weitaus größten Theile des Staates schon 1853 und 1856 (östliche, westfälische, rheinische Städteordnung), für die östlichen Landgemeinden aber erst viel später (Landgemeindeordnung vom 3. Juli 1891) geschehen. — S. 115, 116 wird die „allgemeine Landesverwaltung“ (im Kreise) als eine Art Mittelding zwischen Kommunal- und Staatsverwaltung bezeichnet. Unter dem Ausdruck „allg. Landesverwaltung“ (vgl. insbes. das Landesverwaltungsgesetz vom 30. Juli 1883) ist aber in Preußen noch nie etwas Anderes verstanden worden als Staatsverwaltung, reine Staatsverwaltung. — Daß es im Sinne der Kreisordnung liege, den Landrath „soweit es angeht, unabhängig von ministeriellen Willensäußerungen zu stellen“ (S. 117), vermag ich aus der angezogenen Gesetzesstelle (§ 77 Kr.-O.) nicht herauszulesen; der Landrath ist vielmehr dem Minister ganz ebenso zu striktem dienstlichen Gehorsam verpflichtet wie seine direkten Vorgesetzten, der Regierungspräsident und der Oberpräsident, er ist, wie diese, „politischer“ Beamter, der jederzeit aus administrativen Zweckmäßigkeitsrücksichten versetzt oder zur Disposition gestellt werden kann. Die faktischen Verhältnisse, welche es hier und da bewirken mögen, daß ein Landrath „fester im Sattel sitzt“ als seine Vorgesetzten, einschließlich der Minister, können uns hier ganz gleichgültig sein. — S. 119, 154 wird behauptet, daß in den preußischen Städten mit einer Einwohnerzahl von mehr als 10000 die Ortspolizei dem „Magistrate“ übertragen sei. Das ist in zweifacher Beziehung unzutreffend, denn einmal ist die Größe der Stadt für die Organisation der Ortspolizei irrelevant: auch die Städte unter 10000 Einwohnern verwalten die Polizei prinzipiell (d. h. falls dieselbe nicht einer unmittelbaren Staatsbehörde übertragen ist, was aber gerade bei so kleinen Städten nur ganz ausnahmsweise vorkommt) „selbst“, und zweitens ist, mit alleinige Ausnahme der hannöverschen Städte, nicht der kollegialische Magistrat, sondern ein Einzelbeamter, der Bürgermeister, kraft Staatsauftrags — § 62 der östl. Städteordnung v. 30. Mai 1853 — Verwalter der Ortspolizei.

Berlin. Gerhard Anschütz.

Digitized by Google

Ludwig Gumplowicz, Universitäts-Professor in Graz, Allgemeines Staatsrecht (zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage des „philosophischen Staatsrechts"). Innsbruck, 1897, Verlag der Wagnerschen Universitäts-Buchhandlung. XV, 522 S.

Seit wir das Dogma vom „Naturrecht" als Produkt einer rechtserzeugenden Potenz, welche außer und über den Staaten dieser Erde lebt, zum alten Eisen geworfen haben, kann der Bezeichnung „allgemeines Staatsrecht" füglich nicht mehr die Bedeutung einer für die gesammte Staatenwelt geltenden Rechtsordnung, sondern nur noch der Sinn einer Zusammenfassung der den einzelnen Staaten gemeinsamen, überall oder häufig Verfassungssätze und -institute beigelegt werden. Das „allgemeine" Staatsrecht ist, wenn man es als selbständige Disziplin auffassen und seine enzyklopädische Stellung bezeichnen will, ein Zweig der vergleichenden Rechtswissenschaft. Jedenfalls aber ein Zweig der Rechtswissenschaft. Die einzelnen, „besonderen" Staatsrechtsordnungen muß verstehen, Jurist muß sein und sein wollen, wer ein „allgemeines Staatsrecht" schreibt. Daran hatte bisher wohl noch Niemand gezweifelt. Der Verfasser des vorliegenden Buches ist anderer Ansicht. Mit Staunen lesen wir, S. 436, daß das allgemeine Staatsrecht „keine juristische Disziplin, keine Rechtslehre" sei und mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit wird denn (S. 449) für die künftige Entwickelung des Faches die Parole ausgegeben: „Los von den Juristen!" „Los" insbesondere von den juristischen Fakultäten Deutschlands, „die in puncto Staat wahre Hochburgen der Finsterniß sind, da sie die Staatswissenschaft als einen Zweig der Jurisprudenz behandeln und jeden freien Gedanken unter einem Wust geistlosen juristischen Formelkrams begraben." Der gleiche Gedanke noch etwas „witziger" ausgedrückt S. 464, wo Verfasser meint, das Bestreben der Staatsrechtswissenschaft, den Staat juristisch zu behandeln und zu konstruiren, sei „ungefähr dasselbe, als wenn man eine Beethovensche Sonate mit Löffeln essen wollte." — Nun, es ist wohl nicht erforderlich, die rechtswissenschaftliche Denkweise in Allgemeinen und die deutsche Staatsrechtswissenschaft im Besonderen gegen diese Steinwürfe (vgl. auch noch Stellen wie S. VIII, IX, 31, 32 u. a.) zu vertheidigen. Auch mag unerwogen bleiben, inwieweit an den angegebenen und ähnlichen Stellen des Buches die dem Verfasser unlängst von berufener Seite (Jellinek, System der subj. öff. Rechte, S. 33) vorgehaltene „Unfähigkeit des Verständnisses juristischer Probleme" dem hart Getadelten zum Bewußtsein kommt und sich grollend Luft macht. Gewiß ist, daß dem Verfasser die Absicht, durch Stellung und Beantwortung staatsrechtlicher Fragen die Rechtswissenschaft zu fördern, gänzlich fern liegt. Das Buch will gar nicht juristisch sein, sondern „soziologisch"; es soll, wenn ich den Verfasser recht verstehe, eine Art Naturlehre der Dinge „Staat", „Gesellschaft" und alles dessen, was damit zusammenhängt, gegeben werden. So erklärt es sich wenigstens, wie Verfasser dazu kommt, in einem „allg. Staatsrecht" betitelten Werke Probleme zu behandeln wie: „Dualismus und

Digitized by Google

Monismus" (§ 2), „Soziale Schichtung als Folge von Eroberungen" (§ 23), „die Seßhaften und die Schweifenden" (§ 32), „der linguistische Irrthum" (§ 33), „Linguistik und Soziologie" (§ 43), „die Hypothese des Polygenismus" (§ 54), „Territoriale Integration" (§ 74), „das Wesen der Gesellschaft" (§ 87), „die Spencersche Evolutionsformel" (§ 104), u. s. w. In diesen und andern Partien des Buches findet sich vieles Interessante und Lesenswerthe. Mit „Staatsrecht" in dem bisher üblichen Sinne hat all das, wie gesagt, nichts zu thun; ob die Zukunftswissenschaft „Soziologie" (vgl. S. 31, 460 ff. und sonst) dadurch gefördert und in Deutschland endlich „katheder-fähig" gemacht wird (S. VIII), darüber maße ich, der ich kein Soziologe, sondern nur ein Jurist bin, mir kein Urtheil an. So mögen denn auch Behauptungen wie die, daß Deutschland eine „Erbmonarchie" sei (S. 252), daß Preußen (mit Rücksicht auf die Gefühle der zur Freude des Verf. noch nicht „borussifizirten" Polen und Hannoveraner) nicht als Einheitsstaat gelten könne (S. 256) und andere „soziologisch" richtig sein: staatsrechtlich genommen ist die letztere Aufstellung barer Unsinn; die erstere würde, um Geltung zu behaupten, mindestens einer eingehenden, die monarchische Natur des deutschen Kaiserthums mit juristischen Argumenten nachweisenden Begründung bedürfen. — Die bewußt nichtjuristische Methode des Verfassers scheint ihm weiterhin auch zu gestatten, in Bezug auf Einzelheiten des positiven Rechts ungenau zu sein. So wird S. 293 behauptet, daß das Einkammersystem in Europa heute „nur in Griechenland und in einer Anzahl deutscher Kleinstaaten bestehe". Daß außer diesen deutschen Kleinstaaten auch das Deutsche Reich selbst jenes System befolgt, bleibt unerwähnt. Auch an einer andern Stelle — S. 323 — glaubt Verf. den belanglosen Kleinstaat Deutsches Reich außer Betracht lassen zu dürfen; er sagt dort, daß die staatsbürgerliche Wahlmündigkeit „je nach Zeiten und Ländern zwischen dem 21. und 24. Jahre schwankt", scheint also nicht zu wissen, daß das aktive Wahlrecht zum deutschen Reichstage an die Erreichung des 25. Lebensjahres geknüpft ist. Unrichtig ferner die Angabe (S. 300 Anm. 1) über die Länge der Legislaturperioden im Reich und in Preußen: diese Länge beträgt nicht 3, wie Verfasser meint, sondern (nach den Gesetzen von 1888) fünf Jahre. Das preußische Haus der Abgeordneten nennt Verfasser — S. 318 — „zweite Kammer"; so heißt es aber seit 1855 nicht mehr! Falsch ist endlich die Bezeichnung des preußischen Dreiklassenwahlsystems als eines nicht allgemeinen Zensuswahlrechts (S. 327 Anm. 1); das aktive Wahlrecht zum Hause der Abgeordneten ist sehr wohl „allgemein" in der herkömmlichen Bedeutung dieses Wortes, denn es steht jedem Preußen ohne Rücksicht auf seine Steuerleistung zu, allerdings ist es nicht „gleich", sondern im Stimmgewicht nach der Steuerleistung abgestuft.

Einen besonderen Reiz glaubt der Verfasser seinem Buch durch eine Reihe ebenso giftiger wie gänzlich unangebrachter Ausfälle gegen die deutsche und besonders die preußische Politik zu verleihen. Hier nur eine kleine Blüthenlese: ... „Und ebenso geht ja Preußen (!) daran, gewiß nicht im Namen

Digitized by Google

des Nationalitätsprinzips, preußische Kultur (Leist, Wehlan, Peters) nach Afrika zu tragen" (S. 144). „Nur (!!) in den jüngst von Deutschland (in Afrika) okkupirten Provinzen herrschen grauenhafte Zustände, die von Zeit zu Zeit durch „Enthüllungen" unparteiischer Afrikaforscher grell beleuchtet werden . . . Da wird nach Willkür geraubt und gemordet, wie das aus den Strafprozessen der preußischen Kulturträger Leist, Wehlan und wie sie Alle heißen, hervorgeht" u. s. w. u. s. w. (S. 249, 250). Die Thätigkeit der preußischen Ansiedelungskommission, welche, wie allbekannt, darin besteht, polnische Latifundien ihren halbverkrachten Besitzern für schweres Geld abzukaufen, zu parzelliren und an deutsche Kolonisten auszuthun, glaubt Verfasser als Anwendung brutaler Machtmittel bezeichnen zu dürfen (S. 146, 153), welche mit den Sprachverboten in Rußland auf einer Stufe stehen. Noch dreistere Beschimpfungen Deutschlands und Preußens treten uns auf S. 152, 235, 264, 330 entgegen. Da wird dem Leser eröffnet, daß „das Nationalitätsprinzip den Preußen gute Dienste geleistet habe, um alle Deutschen unter die Pickelhaube zu bringen," daß das Nationalitätsprinzip in Wahrheit mit dem von Preußen durchgeführten Einigungswerk nichts zu thun habe, welches letztere „einfach eine Großmachtspolitik eines Erobererstaates" sei. S. 235: „Süddeutsche Publizisten (wer?) nennen Preußen einen Junkerstaat, daß es ein „Rechtsstaat" sei, diese kühne Behauptung leistete sich in patriotischer Extase Geheimrath Gneist." S. 264 wird ohne irgendwelche nähere Angabe der preußischen Regierung „Beeinflussung der Justiz" vorgeworfen. Allerliebst ist ferner der Seitenhieb (S. 330) auf „Staaten, in denen vormärzlicher Polizeigeist sein Wesen treibt oder verrückte Brausewetterische (!) Justiz waltet." Schließlich mag hier noch, als besonders läppisch, die Bemerkung S. 32 Note c. erwähnt werden: „ich möchte den (über die rechtliche Natur des Reichslandes streitenden) Herren einen Vorschlag zur Güte machen: Elsaß-Lothringen ist für Preußen — eine gute Prise."

Diese Stichproben genügen. Wer das Buch nicht gelesen hat, wird nun wenigstens einen Hauch verspüren von dem Geiste, der es durchweht. So sieht also das „allgemeine Staatsrecht" aus, wie es Verfasser verstanden wissen will. Diese, vorläufig von dem Verfasser ganz allein vertretene Disziplin segelt, wie erwähnt, unter der Flagge: „Los von den Juristen!" Wir wissen dafür aber ein noch besseres Kennwort und Kampfgeschrei: Los von den Gesetzen des literarischen Anstandes und des guten Geschmacks! Und, was den unverhohlenen Aerger dieses Slaven über Deutschlands Macht und Preußens Größe anlangt, so möchten wir Deutschen dem Verf. zuguterletzt noch ein altes Dichterspröchlein mit auf dem Heimweg geben:

Mag doch der Mops aus seinem Stall
Laut bellend uns begleiten,
Denn seiner Stimme großer Schall
Beweist nur, daß wir reiten! —

Berlin. Gerhard Anschütz.

Digitized by Google

Pädagogik.

A. Riedler, Unsere Hochschulen und die Anforderungen des zwanzigsten Jahrhunderts. 4 Aufl. Berlin, A. Seidel, 1898, IV u. 120 S. gr. 8°. M. 1.

Diese in kurzer Zeit in vier Auflagen erschienene Schrift des bekannten Professors an der Charlottenburger Hochschule ist ein lebhaftes Plaidoyer für die technische Hochschule als die moderne, den Anforderungen der Zeit und der Zukunft allein vollentsprechende Bildungsanstalt. Die Technik wird der Gelehrsamkeit, die Praxis der bloßen Theorie und Doktrin, das Können dem Wissen, der Ingenieur dem Juristen, die technische Hochschule der alten Universität gegenübergestellt und erhoben. Mit bitterem Unmuth wird über die bei uns herkömmliche Schätzung der Dinge Klage geführt: die bloße Gelehrsamkeit, das Wissen um des Wissens willen, gelte immer noch als vornehmer; gegen die natürliche Ordnung der Dinge: denn das Wissen sei zuletzt um des Wirkens willen. Auch sei die Thätigkeit des leitenden Technikers schwieriger und verantwortungsvoller als die des bloßen Gelehrten, dessen Konstruktionen auf dem Papier blieben. Trotzdem sei in der öffentlichen Meinung, wie in der staatlichen Schätzung ein Ingenieur ein untergeordnetes Wesen; der Schöpfer großer technischer Werke bleibe ein unbekannter Mann, bei der Eröffnungsfeier z. B. des Nordostseekanals sei der Ingenieure nicht gedacht worden; für den Schöpfer der großen Brücke bei Müngst sei an der Festtafel kein Platz gewesen. Ueberall erscheine der Jurist als Hauptperson, der Ingenieur bloß als dienendes Werkzeug in seiner Hand. Ganz anders sei die Stellung der Techniker in den westlichen Ländern, Frankreich, England und Amerika, hier gebe es nicht jene „Herrschaft der unpraktisch Erzogenen", wie sie durch unsere Mandarinenordnung aufrecht erhalten werde.

Das wäre die eine Hälfte der Schrift, eine erbitterte Anklage gegen die bestehende Ordnung. Ich denke, sie hat in manchen Punkten nicht Unrecht. Von dem „Assessorismus", wie man die Herrschaft des Juristen bezeichnet hat, weiß man in allen Verwaltungszweigen ein Lied zu singen, auch im Schul- und Erziehungswesen: die Sache hängt wohl mit dem ostelbischen Charakter des preußischen Staates, dem Vorhandensein eines alten Herrenstandes, zusammen, der im Militär und juristischen Beamtenthum seine Organisation hat. Auch in des Kritik des Universitätswesens wird dies und jenes Berechtigte sein: der Vorwurf, daß der Spezialismus und der Intellektualismus das Elementare und Praktische zu sehr zurückgedrängt habe, ist wohl nicht in allen Punkten unbegründet. Wobei denn nicht zu vergessen wäre, daß der Satz von dem Wissen um des Wissens willen auch seinen guten und vernünftigen Sinn hat. Die Griechen, von denen er stammt, waren zwar keine großen Techniker, indessen, wer weiß, ob es ohne die griechischen Theoretiker heut eine wissenschaftliche Technik gäbe?

Digitized by Google

Die andere Hälfte der Schrift sind die praktischen Forderungen: Ausbau des technischen Hochschulwesens nach innen und nach außen. Zwei neue Hochschulen werden gefordert für den Osten, zu Breslau und zu Danzig; sodann der innere Ausbau der Hochschulen, die Ausstattung mit den nothwendigen Kursen für die allgemeinwissenschaftliche Ausbildung des Technikers, besonders für die vollständige mathematisch-naturwissenschaftliche und für die erforderliche volkswissenschaftliche und rechtswissenschaftliche Bildung; ferner das Recht, nach Ablegung der Prüfung Diplom und geschützten Titel zu verleihen; endlich das Recht der Lehrervorbildung für die Vorschulen, mit entsprechender Reform dieser Schulen.

Hier stoßen nun die Forderungen und Wünsche der neuen Hochschule mit dem Besitzstand der Universitäten zusammen. Auf zwei Wegen erscheint dem Verf. die Ausgleichung möglich. Entweder, die technischen Hochschulen werden mit den Universitäten vereinigt, bei voller Wahrung ihrer Selbständigkeit, so daß lediglich den alten Fakultäten vier neue äußerlich angegliedert würden (Bauingenieurwesen, Maschineningenieurwesen, Schiffbau und Seewesen, Chemie und Hüttenkunde), und nun an allen Rechten der alten Fakultäten Theil hätten. Oder, die technischen Hochschulen werden für sich ausgebaut, es werden ihnen ebenso reiche Mittel der Forschung und ihren Lehrern ebenso reiche Muße verschafft, und: alle „mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer, welche zu den technischen Wissenschaften in engerer Beziehung stehen als zu den Universitätsfächern, müßten ganz an die technischen Hochschulen verwiesen werden, so die Physik, Mathematik, Geometrie, Mechanik, theoretische wie angewendete Chemie". Es brauche kaum darauf hingewiesen zu werden, wie wenig diese Fächer mit Theologie nnd Jurisprudenz, mit der Philosophie im engeren Sinne, ja mit der Medizin, und wie viel sie mit der wissenschaftlichen Technik zu thun hätten; übrigens ginge die Medizin am besten auch an die technische Hochschulen über.

Dieser letztere Weg, der liebenswürdige Vorschlag, die ältere Schwester zu Gunsten der herangewachsenen jüngeren zu spoliiren, wird an den Universitäten einmüthigem Widerstande begegnen. Er bedeutete die vollständige Trennung der Naturwissenschaften von den Geisteswissenschaften, also die Zerstörung der Universität als solcher, die Herabdrückung der übrig gebliebenen Fakultäten zu Fachschulen für Theologen, Juristen und Philologen, denen dann auf der anderen Seite Fachschulen für Techniker und Mediziner gegenüberständen, es wäre das Napoleonische System, von dem sich das republikanische Frankreich eben zu befreien trachtet. Vor solchen Experimenten wolle uns Gott in Gnaden bewahren. Der Verf. verkennt doch ganz und gar den engen Zusammenhang, der auch heute noch zwischen den alten Fakultäten besteht, sowohl unter den Studirenden als unter den Lehrern. Und um die alte Stellung der Universität in unserem öffentlichen Leben wäre es völlig geschehen; sie beruht auf der Einheit und

Digitized by Google

Geschlossenheit des corpus academicum. Ich habe darüber in der allgemeinen Einleitung zu dem von Lexis herausgegebenen Werk über die Deutschen Universitäten (1893) Einiges bemerkt.

Es bliebe der andere Weg: die Aufnahme der neuen Hochschule in die Genossenschaft der alten Fakultäten. An sich würde dem nicht viel entgegenstehen: die technischen Hochschulen als mindere oder minderwerthige anzusehen, liegt, so viel ich sehe, den alten Hochschulen fern; die Eingliederung der technischen Fakultäten in die alte universitas scientiarum würde eigentlich den natürlichen Zustand herstellen, und die so auch äußerlich dargestellte Einheit der akademisch gebildeten Welt möchte immerhin beitragen, hier und da noch vorhandene Vorurtheile zu beseitigen. Indessen, bei der thatsächlichen Lage der Dinge, der räumlichen Trennung der Hochschulen, würde die Eingliederung kaum etwas anderes als eine bloß formelle Verbindung sein, die den technischen Hochschulen Theil an den alten Universitätsprivilegien verschaffte. Und es wäre daher die Frage, ob dies nicht auf einfacherem Wege zu erreichen wäre. Was im besonderen den Doktortitel anlangt, ich für meine Person würde ihn den technischen Hochschulen nicht mißgönnen; unsere medizinischen oder chemischen Doktoren haben wohl vielfach durchaus keine wissenschaftlichen Qualitäten, die nicht auch auf der technischen Hochschule erworben werden könnten. Aber, warum will der Verf., der im Uebrigen den besonderen Charakter der neuen Hochschule gegenüber dem der alten so scharf betont, nicht lieber für die neuen Anstalten neue Titel? Warum nicht lieber etwa den Titel Oberingenieur (wie Oberlehrer) statt des nun doch einmal nach Schule und Mittelalter riechenden Dr.?

Was die Lehrervorbildung anlangt, so bin ich durchaus geneigt zu glauben, daß für einige Schulgattungen und Schulfächer in der That die Vorbildung auf der nach den Vorschlägen des Verf. ausgebauten technischen Hochschule ebenso gut und vielleicht besser erworben werden könnte, als auf der Universität. Wenn einmal unser Mittelschulwesen, besonders auch das praktisch-technische, weiter entwickelt sein wird, dann wird diese Frage gewiß in diesem Sinne entschieden werden. Der Zug der Zeit geht augenscheinlich nach dieser Richtung. Und ich bedaure nicht, daß es der Fall ist; der Durchschnittsmensch ist mehr ein wirkendes als ein spekulatives Wesen, und mancher verkümmert, weil ihm Schule und Universität gegen seine Natur die Richtung auf das Spekulative zu geben trachten.

Nachschrift. Inzwischen ist die neue Prüfungsordnung für Oberlehrer erschienen; sie läßt die Einrechnung von drei Semestern an der technischen Hochschule auf die erforderliche Studienzeit zu.

(Uebern. a. d. Deutschen Lit.-Zeit. Nr. 44).

Steglitz b. Berlin. Fr. Paulsen.

Digitized by Google

Theater.

Lessing-Theater: Der Star, ein Wiener Stück in drei Aufzügen von Hermann Bahr.

Deutsches-Theater: Fuhrmann Henschel, Schauspiel in fünf Akten von Gerhart Hauptmann. — Johannes, Tragöde von Hermann Sudermann, 100. Aufführung.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß der Name Hermann Bahr noch auf spätere Zeiten kommen wird, doch nicht als ein großer Dichter-Name. Die Bedeutung des literarischen Leiters der ausgezeichneten Wiener Wochenschrift „Die Zeit" liegt in seiner kritischen Thätigkeit. Auf diesem Gebiet ist er eine eigenartige und werthvolle Persönlichkeit. Die Eigenart und der Werth dieser kritisirenden Persönlichkeit liegt darin, keine festgeprägte Persönlichkeit zu besitzen. Das hängt so zusammen: Bahr spürt mit lüsternem Kunstsinn stets der neuesten Literaturmode nach, um diese dann um jeden Preis mitzumachen. Vom Naturalismus bis zum Symbolismus hat er alle Wandlungen der Literaturströmung getreulich mitgemacht, dazwischen für Goethes Stil und Abgeklärtheit geschwärmt und seit einiger Zeit eine spezifisch Wienerische Kunst entdecken und propagiren helfen. Wer in späteren Zeiten das Werden der modernen Kunst wird studiren wollen, braucht nur Bahrs gesammelte Kritiken zur Hand zu nehmen: „Zur Kritik der Moderne", „Die Ueberwindung des Naturalismus", Studien zur „Kritik der Moderne" u. s. w. Da ist Alles getreulich aufgezeichnet. Und aufgezeichnet nicht etwa im objektiven und ruhigen Gelehrtenton des Literarhistorikers, sondern mit der Wärme und Antheilnahme des Künstlers, der das alles selber an eigener Seele erlebt hat. Jede Kunstrichtung nämlich, die Bahr in einem gegebenen Moment vertreten hat, hat er auch stets als die einzig wahre und für alle Zeit andauernde empfunden, bis er davon übersättigt war und nach neuen Genüssen hungerte. Es läßt sich, wenn man genauer zusieht, doch mit einem Wort sagen, was Bahr stets und in Wahrheit als Kritiker ist: nämlich Naturalist. Oefter bereits in diesen Jahrbüchern und auch in dem in diesem Heft enthaltenen Hauptmann-Artikel habe ich dargelegt, daß das Wesen des Naturalismus in der Hingabe an die Erscheinungen, dem Aufgeben der Persönlichkeit, der Nachgiebigkeit gegen andrängende Eindrücke besteht. Der naturalistische Künstler empfängt solche Eindrücke von der Welt mit ihren tausend Mannigfaltigkeiten. Der naturalistische Kritiker empfängt solche Eindrücke nicht unmittelbar von der Welt, sondern von den Abbildern der Welt, von den Kunstwerken. Wechseln diese Kunstwerke an Inhalt, Form, Stil, so wird auch der Standpunkt des Kritikers sich verschieben. In interessantem Gegensatz zu Bahr steht Fontane, über dessen Bedeutung als Kritiker ich unlängst hier geschrieben habe. Fontane hat stets einen einzigen, fast unverückbaren Standpunkt eingenommen und ließ von diesem Standpunkte aus in aller Gemüthlichkeit die Erscheinungen des Lebens an sich vorbeiziehen. Er ist, wie ich früher

Digitized by Google

eingehend begründet habe, auch als Kritiker Realist. Ihm bedeuten auch die Produkte der Kunst Lebenserscheinungen und Lebensäußerungen, die er zu begreifen und zu erklären trachtet, weil sie doch einmal da sind und so ihr Recht auf das Leben erwiesen haben. Bahr kommt mit dem wirklichen Leben überhaupt nicht in Berührung, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß er nicht etwa für seine Cigarren, kostbare Weine und charmante Damen empfängliche Sinne haben könnte. Aber diese Dinge sind doch auch eigentlich mehr Kunstprodukte des Lebens. Die Kunst ist Bahrs Welt, in der er sich bewegt, darin er lebt, daraus er Eindrücke empfängt, auch als Dichter. Das hat für seine Dichtungen natürlich die Folge, daß wir von ihnen nicht den starken, tiefgehenden Eindruck unmittelbar geschauter Lebenserscheinungen erhalten. Bahrs Welt ist die Kunst, und Bahrs Kunst ist künstlich.

In seinem neuesten „Wiener Stück" handelt es sich um Folgendes: Leopold Wisinger ist ein Sohn aus gutem, aber, nach dem Tode des Vaters, armem Hause. Im bürgerlichen Beruf ist er Postbeamter. Außerhalb seiner bürgerlichen Existenzsphäre aber vermißt er sich, auch ein Dramatiker zu sein. Der vermessene junge Mann erlebt mit seinem ersten Werk einen entsetzlichen Durchfall. Darüber ist Niemand so erregt, wie der in der schauderhaften Hauptrolle des Stückes gräßlich bloßgestellte „Star" Lona Ladinser. Mitten in ihre siedeheiße Wut schneit der unglückliche Dichter hinein. Der vermessene junge Postbeamte versteigt sich nämlich trotz seines Durchfalls noch zu einem Besuch bei der gefeierten Darstellerin. Doch wie's oft anders kommt, als man denkt, so auch hier. Die beiden Leute verlieben sich, und ihre Liebe versteigt sich sogar bis zur Verlobung. Der Star nämlich hat Ekel vor der großen Welt des Theaters und Sehnsucht nach einem bescheidenen Gericht bürgerlicher Liebeskost. Der Postbeamte, umgekehrt, streckt begehrend die Arme nach dem Glanz der Welt, darin die Stars leuchten. Die beiden Leutchen spielen nun so recht nach Herzenslust die Verliebten, versuchen mit ihrem Liebesglück die Flucht vor der Welt, versüßen sich das Leben mit Küssen, verbittern es sich mit Eifersucht, bis sich schließlich aber doch herausstellt, wie wenig die Welt eines Postbeamten mit der eines Stars gemein hat. Da ist die Geschichte aus und die Gäste gehen nach Haus', — im wahrsten Sinne des Wortes. Der letzte Akt nämlich zeigt eine Gesellschaft bei Lona, auf der sich Alles, was zum Theater gehört — Dichter, Claqueur, Mäcen, Journalist — eingefunden hat. Dieser Akt ist ausgezeichnet angelegt. Das bunte und lebhafte Bühnenbild könnte die größte Wirkung ausüben, wenn nicht Bahr es sich hätte entgehen lassen, das Beste auszuschöpfen. Da ist z. B. ein alter Herr, Peter Gallus, der noch Bauernfeld gekannt hat, persönlich gekannt hat. Darum ist natürlich für ihn alle Kunst mit Bauernfeld zu Ende. Dieser Herr Gallus will in weit vorgeschrittener Angetrunkenheit Jedem, den er greifen kann, eins seiner Erlebnisse mit Bauernfeld erzählen. Er kommt aber nie über den allerersten Anfang

Digitized by Google

da Niemand hören will. Wenn nun Herr Bahr dem alten Herrn etwas weniger Wein und hierfür mehr Salz verabreicht hätte, so wäre die Gelegenheit zu einer Reihe von Bosheiten über die Größen moderner Kunst, was um so ergötzlicher gewesen wäre, als diese Größen zum Theil die Logen des Theaters zierten. Gerade Bahr hätte es doch riesigen Spaß machen müssen, die Lauge seines Witzes ausgießen zu können; und die man im Herzen am liebsten hat, macht man doch gelegentlich einmal mit ganz besonderem Vergnügen recht herzlich schlecht. Aehnliche Möglichkeiten hat Bahr sich leider öfter entgehen lassen. Ich glaube überhaupt, daß das ganze Stück mehr auf Karikatur hin hätte gearbeitet werden sollen. Das Hauptthema — das entgegengesetzte Streben der Liebenden: er vom Kleinen ins Große, sie umgekehrt — giebt doch allein schon ausreichende Möglichkeiten.

Gespielt wurde im Lessing-Theater recht gut. Frl. Groß als Lona wie Herr Jarno als Leopold thaten ihre Schuldigkeit. Besonders hervorzuheben sind noch der Claquen-Chef Indra des Herrn Pagay und der Graf Blowitz des Herrn Klein. Den besten Trumpf aber spielte Marie Meyer als ehemalige — lang, lang ist's her — Tragödin und jetzige Theatermutter aus. Sie nahm die Rolle mit zweifellosem Recht ganz als Karikatur.

* * *

Ueber „Fuhrmann Henschel" habe ich bereits in dem in diesem Hefte enthaltenen Hauptmann-Artikel geschrieben. Hier ist nur noch der Platz für ein Paar Zeilen über die Darstellung. Ich bemerkte über das Schauspiel, daß es das reifste und vollendetste Werk des Hauptmannschen Naturalismus sei. Dieses Werk hat auch die reifste und vollendetste Darstellung naturalistischer Schauspielkunst im Gefolge gehabt. Die Aufführung im Deutschen Theater ist schlechtweg vollkommen. Gerade ein naturalistisches Kunstwerk bedarf nothwendigster Weise so vollkommener Darstellung. Hier giebt es keine tiefen philosophischen Ideengänge, die das Hirn des Betrachters beschäftigen könnten. Keine klingenden Worte fallen schmeichelnd in die Ohren. Auch kein glänzendes Bühnenbild blendet das Auge. Hier ist Alles auf reine Anschaulichkeit ohne alle Nebenwirkung gestellt. Wenn der Schauspieler hier versagt, wenn er nicht genau den vom Dichter gewollten Eindruck hervorruft, ist es mit der Wirkung des Stückes vorbei. In der Darstellung des „Fuhrmann Henschel" ist Alles bis ins Kleinste treffend herausgearbeitet. Selbst die stummen Personen in der Wirthshausszene erzielten durch Mienenspiel und Bewegung feinste Wirkung. Es geht nicht an, daß ich den ganzen Theaterzettel abschreibe, um hinter jeden Namen ein Lob zu setzen. Es muß genügen, die Namen der beiden Hauptdarsteller, Rudolf Rittner als Fuhrmann Henschel und Else Lehmann als seine zweite Frau zu nennen.

Die Darstellungskunst ist überhaupt im Deutschen Theater zu bedeutender Höhe gestiegen. Ein so gerade entgegengesetztes Stück wie Sudermanns

Digitized by Google

„Johannes“ erfährt ebenfalls in vieler Beziehung eine vollkommene Darstellung. Genial ist der Herodes des Herrn Reicher. Sehr rühmenswerth ist die Herodias des Frl. Dumont und auch die Salome des Frl. Reisenhofer. Diese Schauspielerin bringt gerade für diese Rolle ein gewisses Gebahren und einen eigenthümlichen Stimmklang mit, die hier hingehören, anderwärts aber oft als mißlich empfunden werden müssen. Leider nicht durchweg, wenn auch stellenweise, befriedigend war der Johannes, den ich — bei der 100. Aufführung — übrigens nicht von Herrn Kainz, sondern von Herrn von Winterfeld dargestellt gesehen habe.

* * *

Anläßlich dieser kürzlich gegebenen 100. Aufführung des „Johannes“ möchte ich hier, zumal der Raum es mir diesmal gestattet, noch ein paar kurze, mehr aphoristische Bemerkungen über diese Tragödie machen. Im letzten Maiheft der Jahrbücher faßte ich mein Urtheil in dem starken Lobe zusammen, es sei meine Meinung, „daß in der Weite der Gedanken und der Tiefe des Problems kein deutsches Drama der letzten Jahre sich mit dem „Johannes“ messen darf.“ Ich habe mich seither noch öfter gefragt, ob ich dieses weitgehende Urtheil auch wirklich dauernd, noch dazu in einem Blatte wie den Jahrbüchern, vertreten könnte. Die Frage quälte mich um so mehr, als ich — so viel ich weiß — mit solcher Werthschätzung ziemlich allein stehe. Selbst Kritiker, die für frühere Werke Sudermanns eitel Bewunderung hatten, haben mit diesem Drama nicht viel anzufangen gewußt. Für meine Person muß ich jedoch bei meiner damals formulirten Meinung bleiben und kann nur den Wunsch haben, diese Meinung noch mehr zu begründen und zu vertiefen. Manches ist mir damals noch entgangen, was mir inzwischen klarer geworden ist. Das A und das O des Dramas, auch die Hauptschwierigkeit für die Beurtheiler, bleibt doch immer der Charakter des Johannes. Zur Ergänzung und theilweisen Korrektur des früher Gesagten bemerke ich hier noch Folgendes:

Johannes' Wesen ist durch die Wüste bestimmt, in die er dem Leben entflohen ist. In der Wüste ist der Tag glühend heiß, die Nacht unverhältnißmäßig kalt. Tag und Nacht, Hitze und Kälte springen unvermittelt in einander über, der Tag und die Hitze schlagen jäh in Nacht und Kälte um. So verhalten sich in Johannes' Seele Haß und Liebe zu einander, ohne Uebergang. Er haßt das Volk, weil es abtrünnig, gewinnsüchtig, gemein, niedrig ist. Er liebt das Volk, weil er von ihm die Vorstellung des „auserwählten“ hat. Er haßt aus Liebe. Liebe und Haß sind in seiner Seele Eins. Wegen der Einheit solcher Gegensätze könnte man sagen, Johannes ist ein dialektischer Charakter. — Die Wüste hat in diesem Falle wohl nicht sandigen, sondern harten, steinigen Boden. Hart und steinig ist Johannes. Ueber der Wüste aber erheben sich, wie Phantasien, die Erscheinungen des Himmels in überirdischer, visionärer, leuchtender Pracht: Sterne, Regenbogen. So sind die Vorstellungen des Johannes leuchtend, prächtig,

Digitized by Google

phantastisch, visionär, die Vorstellungen von der kommenden Herrlichkeit des auserwählten Volkes. —

Johannes beschäftigt sich in Gedanken immer nur mit der Noth des Volkes. Für das Volk fühlt er, man möchte sagen: für die Nation, für den Staat. Der Einzelne gilt ihm nichts. Vom jüdischen Staatsgedanken ist er beseelt. Insofern kann man von ihm sagen: er ist ein politischer Charakter, im Gegensatz zu Jesus, dem der Einzelne Alles bedeutet, der keinen Staat, kein Volk, sondern Menschenseelen erlösen will.

Individuelles Leben und Wollen hat Johannes in der Wüste auch kaum beobachten können. Hier ist Alles einförmig und eintönig. Als er die Wüste verläßt und in die Stadt geht, schallen ihm tausend Stimmen wehklagend entgegen und alle klagen ein individuelles Leid. Das versteht Johannes Anfangs nicht. In dieser Welt findet er sich nicht zurecht. Hier irritirt ihn Alles, so daß er mehr und mehr an sich irre wird. So hat er denn im entscheidenden Moment nicht mehr die Kraft zur That. — —

Ueber das Verhältniß zwischen Johannes und Salome habe ich damals ausgeführt, daß sie, trotz scheinbar größten Gegensatzes, doch zu einander gehören, Erzeugnisse derselben untergehenden Welt sind. Auch Herodes und Herodias sind solche Erzeugnisse und stehen ebenfalls in Gegensatz zu einander. Herodes ist der entmannte Mann, der seine Kräfte in Empfindungen, Träumen, Genüssen, Nervenreizen erschöpft und nie einer That fähig ist. Er schwankt zwischen Nachlässigkeit und Grausamkeit. Er leidet wohl an dem, was Maupassant als das „zweite Gesicht“ so ergreifend geschildert hat. Wo so die Männer sind, entarten die Weiber zu Ungeheuern der Leidenschaft und der That. Sie sind nicht mehr dem Manne unterthan, sondern sie herrschen über ihn und flößen ihm Grauen ein. So erklärt auch Herodes von Herodias: „Mir grauft vor dir!“ — — —

Es ließen sich noch eine ganze Reihe Feinheiten und Bedeutsamkeiten aus der Dichtung herausschöpfen. Auch diese Möglichkeit, immer neue Reize bei neuer Beschäftigung zu finden, spricht für die Tiefe des Werks. Was flach ist, widert an, wenn man aufs Neue darauf stößt.

Steglitz, 26. November 1898. Max Lorenz.

Digitized by Google

Politische Korrespondenz.

Aus Oesterreich.

23. November.

Unser politisches Leben steht noch immer unter dem Drucke der Ausgleichsverhandlungen. Schon geht das Provisoriums-Jahr seinem Ende entgegen und noch ist die Hoffnung nicht berechtigt, daß die Ausgleichsvorlagen in der Frist, die das Gesetz gestattet, von beiden Staaten angenommen werden können. Mit dem 1. Januar 1899 werden sich die beiden Reichstheile, die einen gemeinsamen Monarchen, eine gemeinsame Vertretung nach außen und ein Heer besitzen, in welchem ihre Angehörigen in denselben Truppenkörpern dienen, einen Kriegsherrn, eine Fahne und eine Dienstsprache haben, sich möglicher Weise in allen Verwaltungs- und Wirthschaftsangelegenheiten vollkommen fremd gegenüberstehen und an keine Abmachung in ihren Beziehungen gebunden sein. Wenn auch der Zoll- und Handelsvertrag nicht zu Stande kommt, so wird der geschäftliche Verkehr zwischen Oesterreich und Ungarn auf größere Schwierigkeiten stoßen, als zwischen der Gesammtmonarchie und dem Auslande. Der Dualismus, der durch die Ausgleichsgesetze vom Jahre 1867 zum Staatssystem für die Länder der Habsburgischen Hausmacht erklärt wurde, hat in den drei Vertragsperioden, die er überdauert hat, sich als eine nicht sehr glückliche Einrichtung erwiesen. Beide Regierungen behaupten, bereits die äußersten Zugeständnisse für die politische und wirthschaftliche Verbindung der durch sie vertretenen Länder gemacht zu haben und bemühen sich, ihre Parlamente zu bestimmen, die Opfer, die ihnen dadurch auferlegt werden, noch einmal in der Voraussicht auf sich zu nehmen, daß nach Ablauf des jetzt zu stipulirendem Vertrages ihnen ähnliche Zumuthungen nicht mehr gestellt werden sollen. Von einer Befriedigung, von einem Ausgleich der Interessen, von bereitwilligem Entgegenkommen ist nicht die Rede, nur von Lasten, Beschränkungen, wirthschaftlichen Nachtheilen, die um der Krone und der sogenannten Machtstellung des Reiches willen ertragen werden müssen.

Die österreichische Regierung hatte im Sommer dieses Jahres bereits daran gezweifelt, durch ihr Parlament die Berathung und Beschlußfassung der Ausgleichsgesetze zu Stande bringen zu können, einestheils weil eine

Digitized by Google

starke Opposition ihr dieselbe aus Gründen der inneren Politik verweigern wollte, und anderseits, weil selbst die regierungsfreundliche Majorität die Mängel und Nachtheile dieser Gesetze nicht leugnen konnte und wesentliche Verbesserungen verlangte. Man war demnach auf den Ausweg verfallen, das Parlament sofort nach Hause zu schicken, wenn die Opposition die Verhandlungen durch Obstruktion aufzuhalten und ihren Abschluß zu verhindern suchen sollte, und dann jenen § 14, über die Reichsvertretung in Anwendung zu bringen, welcher der Regierung gestattet, im eigenen Wirkungskreise durch Verordnungen dringende Staatsgeschäfte zu erledigen, wenn die Vertretungskörper nicht versammelt sein sollten. Sobald sie wieder einberufen sein würden, müßten ihnen dann die von der Regierung erlassenen gesetzlichen Bestimmungen zur Genehmigung vorgelegt werden. Das Ministerium Thun war jedenfalls entschlossen, auf diesem Wege den Ausgleich abzuschließen und hat sich darüber keine Sorgen gemacht, welche Rechtsfolgen es haben könnte, wenn diese nachträgliche Genehmigung von dem wieder zusammentretenden Reichstage nicht zu erlangen wäre. In welcher Weise das ungarische Ministerium über diese Eventualität hinwegzukommen gedachte, wie es den Vertragsabschluß mit der Regierung der anderen Reichshälfte ohne Zustimmung des Reichsrathes verfassungsmäßig rechtfertigen wollte, das ist ist nicht bekannt geworden, denn bis jetzt ist, wenigstens in der Ausgleichsangelegenheit, von dem vielberufenen § 14 kein Gebrauch gemacht worden, und die Minister beider Staaten haben sich geweigert, auf Interpellationen über die sogenannten Ischler Abmachungen zu antworten.

Die Opposition im österreichischen Abgeordnetenhause hat die Obstruktion zeitweilig eingestellt. Einzelne Führer derselben, nicht nur Mitglieder des verfassungstreuen Großgrundbesitzes, wie Graf Stürgkh und der ehemalige Gesandte Baron Schwegel, sondern auch politische Köpfe, wie der als Obstruktionsredner bekannt gewordene Dr. Lecher u. A., haben rechtzeitig erkannt, daß es ein taktischer Fehler der Opposition wäre, die Majorität von aller Verantwortung für den Abschluß eines schlechten Ausgleiches zu befreien und dafür die Schuld an der Beseitigung der wichtigsten Rechte der Volksvertretung auf sich zu nehmen. Die Mehrheit der deutschen Parteien, einschließlich der Christlich-Sozialen, hat beschlossen, die Ausschußberathungen über die Ausgleichsgesetze zuzulassen und dieselben sachlich zu bekämpfen und womöglich zu ändern. Die Sozialdemokraten würden sich an der Obstruktion überhaupt nicht mehr betheiligt haben, weil ihnen an der Ausübung der parlamentarischen Rechte selbstverständlich mehr gelegen ist, als an der Beseitigung der Sprachenverordnungen für Böhmen, welche die Deutschen durch die dauernde Verhinderung der parlamentarischen Behandlung des Ausgleichs ertrotzen zu können geglaubt hatten. Die deutschen Radikal-Nationalen (ein Theil der Volkspartei und die Schönerianer) lehnten sich zwar sofort gegen die Sistirung der Obstruktion auf, sie brachten es

Digitized by Google

auch wegen einer Differenz bei den Ausschußberathungen zur Auflösung des parlamentarischen Verbandes der deutschen Oppositionsparteien, aber zur Obstruktion konnten sie allein nicht übergehen, weil ihnen die dazu erforderliche Stärke von 50 Mitgliedern fehlt.

Somit wird in Oesterreich seit einer Reihe von Wochen in einer stattlichen Anzahl von Sonderausschüssen und Subkomités an den Ausgleichsvorlagen gearbeitet, d. h. die Arbeit der Kritik und Verbesserung von der Opposition besorgt, während die Majorität sich damit begnügt, alle Abänderungsanträge derselben niederzustimmen. Die Tschechen und Feudalen verhandeln indessen mit der Regierung über den Preis des Ausgleiches. Die staatsrechtlichen Forderungen, wie die Anerkennung des böhmischen Staatsrechtes, Vermehrung der Länderautonomie u. dergl. sind fallen gelassen worden, weil sich die aus derselben zu erwartenden Vortheile nicht schnell genug realisiren lassen. Dagegen verlangen sie hohe Verwaltungs- und Richterstellen, tschechische Hochschulen, Utraquizirung von Gerichtshöfen und ähnliche Begünstigungen, aus denen sofort einzelne Persönlichkeiten Nutzen ziehen können, während man von ihrer weiteren Wirkung die Stärkung des tschechischen Elementes im österreichischen Beamtenthum mit Recht erwarten zu können glaubt. Die deutschen Ultramontanen haben ihren Baron Dipauli als Handelsminister in die Regierung eingeschmuggelt und sonnen sich seitdem in einer idealen Begeisterung und selbstlosen Opferwilligkeit für die Tschechen, denen sie das Geschäft nicht verderben wollen. Welchen Lohn sie von ihren hussitischen Freunden einzuheimsen gedenken, ist vorläufig noch nicht abzusehen; die großen Politiker Karlon und Kathrein mit ihrem gleißnerischen Gefolge mit und ohne Soutane werden wohl ihren Plan gemacht haben, sie werden aber auch ganz gewiß damit durchfallen, wie sie bis jetzt noch immer bei allen Majoritäten, die sie bilden halfen, durchgefallen sind. Diesen im Jesuitismus verkommenen Verräthern an ihrer Nation blühen keine Rosen, sie werden von den Slaven nicht minder verachtet, wie von ihren Landsleuten.

Ein recht trauriges Bild bietet der Polenklub, sonst der profitreichste unter den parlamentarischen Spekulanten. Diesmal scheucht der tschechische Löwe den polnischen Adler von der Beute hinweg und läßt ihn keinen Knochen benagen, obwohl der ritterliche Herr v. Gniewoß die Seinigen dem grimmen Wolf preisgeben mußte. Die galizische Delegation erlebt wenig Freude in der Rechten, sie hat es doch zur Zeit der Vereinigten Linken besser gehabt. Da gab es noch fettere Bissen, als ein paar Hofrathsstellen in Wien. Kommt Zeit, kommt Rath! Wenn sich die slavische Solidarität nicht bald in gute Provisionen umsetzen läßt, kann die Geschäftsverbindung auch wieder gelöst werden. Die Situation im Abgeordnetenhause ist den Polen auch dadurch recht unbehaglich gemacht, daß ihre politische Verwaltung im eigenen Lande von dem sozialdemokratischen Abgeordneten Daszcynski in ihrer ganzen Frivolität gebrandmarkt und ein

Digitized by Google

Gemälde der galizischen Zustände aufgerollt wird, das die Achtung vor der dort herrschenden Kaste auf ein sehr bescheidenes Maß herabdrückt. Die Völker ändern ihre Natur und ihren Charakter nicht; die Ursachen des Verfalles des alten Polenreiches, der nicht auf äußere Unglücksfälle zurückgeführt werden kann, sondern Schritt für Schritt durch die Schuld der Magnaten und der Schlachta erfolgt ist, wirken in der polnischen Gesellschaft in unverminderter Kraft fort. Politische Freiheit und Landesautonomie ändern daran nichts, Willkür und Druck thun dieselben Dienste, ob sie von einem Bezirkshauptmann oder von einem Staroſten ausgehen, die Ausbeutung der arbeitenden Bevölkerung durch eine rücksichtslos auftretende geschlossene Minderheit, die alle politischen Rechte für sich allein in Anspruch nimmt, geschieht ebensogut mit Ausnützung der modernen Lohnverhältnisse als seiner Zeit auf Grund feudaler Einrichtungen. Wo der Sinn für Gerechtigkeit und Billigkeit durch die höhere Bildung nicht gestärkt und gehoben, sondern vermindert wird, wo der Besitzende die Pflicht nicht anerkennt, die billigen Forderungen des Besitzlosen zu unterstützen, wo die tyrannische Gesinnung mit dem Reichthum wächst, dort giebt es keinen Fortschritt und keine gesunde nationale Entwickelung. Es würde eine der interessantesten Kraftproben für die Sozialdemokratie sein, das polnische Volk von der Unterdrückung derjenigen zu befreien, die durch eine schrankenlose und selbstsüchtige Anwendung ihrer Privilegien das Unglück der ganzen Nation verschuldet haben. In Oesterreich wenigstens kann diese Aufgabe, wenn sie überhaupt lösbar ist, nur von der Sozialdemokratie gelöst werden, die ja bereits die tüchtigsten Elemente der Intelligenz und des schaffenden Bürgerthums aufzunehmen beginnt; die Regierung hat sich längst vor dem Adel gebeugt, denn er ist ihr Bundesgenosse in der Bekämpfung des Deutschthums geworden.

Wie sich die Parteien dem Ausgleiche gegenüber bei den letzten, entscheidenden Verhandlungen im Hause verhalten werden, läßt sich heute noch nicht genau voraussehen; man weiß noch nicht, welche Käufe abgeschlossen sind und ob es der Regierung möglich sein wird, die Gekauften zur Zuhaltung ihrer Versprechungen zu veranlassen; die Tschechen wenigstens halten sich noch immer ein Hinterpförtchen offen, um der für sie so außerordentlich gefährlichen Situation zu entgehen. Ihnen wäre nichts willkommener, als wenn die Deutschen die Abstimmung über die Ausgleichsgesetze durch Obstruktion verhindern würden. Sie würden sich Angesichts ihrer Wähler, die durch die Begünstigung der Ungarn im Handelsbündniß und im sogenannte Mahlverkehr jedenfalls ebenso geschädigt werden, wie die Deutschen, keinen Augenblick besinnen, mit Stolz zu verkünden, daß sie niemals zugestimmt hätten, wenn es zur Abstimmung gekommen wäre. Die Deutschen haben ihre Schuldigkeit voll und ganz gethan, sie haben den Kampf gegen die Ungerechtigkeiten des Ausgleichs, den die gegenwärtige Regierung als Vermächtniß Badenis übernommen hat, ausdauernd und

Digitized by Google

mit überzeugender Sachkenntniß für alle Interessenten geführt; will ihn die Majorität trotzdem zur That werden lassen, so soll sie ihn auch beschließen. Die Völker sollen wissen, wem sie die neue Belastung zu danken haben, die Verantwortung soll nicht auf die Schultern eines Ministeriums abgeladen werden, das jeden Augenblick in einer Versenkung der parlamentarischen Bühne verschwinden kann. Das Ministerium Thun ist seinem Sturze näher, wenn es mit einer gedemüthigten, mit sich unzufriedenen und deshalb grollenden Majorität weiter regieren soll, als wenn ihm eine obstruirende Opposition den § 14 in die Hand drückt und es zur Ausübung des verfassungsmäßigen Absolutismus berechtigt.

Uebrigens kommt Hilfe von einer Seite, von der man sie nicht erwartet hatte. Der stolze Baron Banffy, der den Grafen Thun durch das caudinische Joch seines „unabänderlichen" Ausgleiches marschiren lassen wollte, ist selbst ein Gegenstand heftigster Befehdung im ungarischen Reichstage geworden und steht jeden Augenblick vor der Möglichkeit, fallen gelassen zu werden. Die Opposition, die sich aus der Unabhängigkeitspartei, den Erben der Kossuthschen Ideen, der vom Grafen Apponyi geführten etwas gemäßigteren Nationalpartei und den Antisemiten zusammensetzt, will Banffy stürzen, indem sie ihm den Ausgleich verweigert. Hier setzt die Obstruktion mit voller Kraft ein, der Ausgleich ist Nebensache, der Sturz Banffys Hauptsache. Mit satanischer Freude haben sich die magyarischen Schönerer der Hentzi-Affaire bemächtigt, die aus der Absicht entstanden ist, das Denkmal des Vertheidigers der Festung Ofen gegen die ungarischen Rebellen von seinem Platze zu entfernen, damit es dem Standbilde der Kaiserin Elisabeth Platze mache, es jedoch im Garten, oder vielleicht richtiger im Hofe der ungarischen Kadettenschule wieder aufzustellen. Man hat den weisen Spruch „quieta non movere" in den Regierungskreisen außer Acht gelassen, und der Opposition durch Verschiebung des Hentzi-Denkmales ein Zugeständniß zu machen, sie dadurch kaptiviren zu können geglaubt, jedoch das gerade Entgegengesetzte erreicht. Die alten Rebellen und ihre Nachkommen toben und poltern jetzt gegen Hentzi und meinen damit die gemeinsame Armee, die es recht gut fühlt, daß mit der Verrückung des Standbildes, das die bedingungslose Kaisertreue des österreichischen Offiziers glorifizirt, auch ihr Standpunkt in Ungarn wesentlich zu ihrem Nachtheil verrückt wird. Der „österreichische Gedanke", für den Graf Thun sich so begeistert hat, erfährt gegenwärtig von der ungarischen Opposition eine viel bedenklichere Absage, als es die der Herren Schönerer, Wolf und Türk an den österreichischen Staat im diesseitigen Abgeordnetenhause war. Die Allianz Schönerer-Kaiser Wilhelm ist noch nicht zum Abschluß gekommen, die preußischen Bataillone sind noch nicht in Eger einmarschirt, um die verpfändeten Reichsangehörigen auszulösen, aber die „gemeinsamen" Bataillone und Batterien stehen auf ungarischem Boden als kaiserliche Soldaten mit kaiserlichen und nicht mit königlichen Fahnen, als Gefolgsleute

Digitized by Google

der habsburgischen Hausmacht, in welcher der „österreichische Gedanke" so lange seinen Sitz haben wird, als Machtäußerungen und nicht Gedanken ihre staatenbildende und erhaltende Kraft ausüben. Die Armee darf nicht zum Rückzuge vor der ungarischen Opposition gezwungen werden, sonst fällt mit Herrn von Banffy auch die einzige reale Unterlage der Gesammtmonarchie.

Man beginnt in den militärischen Kreisen auch bereits inne zu werden, daß die fortdauernde Expansion der nationalen Kräfte in beiden Reichstheilen nicht ohne bedenklichen Einfluß auf die Disziplin und Schlagfertigkeit des Heeres geduldet werden kann. Man erkennt, daß jede Konzession an die Magyaren auch Konzessionen an die mächtigen slavischen Stämme zur Folge haben müßte. Und wer kann dafür einstehen, daß schließlich nicht auch Rumänen, Ruthenen, Slovenen und Tschitschen ihre nationalen Armeen aufstellen und von nationalen Offizieren befehligen lassen wollen? Dann wurde der österreichische Soldat, dieser seit Jahrhunderten in allen Fährlichkeiten erprobte, bei allen Gegnern, siegreichen und unterlegenen, geachtete kaiserliche Kriegsmann, mit den Zukunftsbanknoten an Farbenreichthum wetteifern und alle Wappenthiere der österreichischen Königreiche und Länder auf seinem Tschako mitschleppen müssen. Es ist ein Zeichen von Besinnung, daß man den Tschechen nunmehr endgiltig verboten hat, bei den Kontrolversammlungen der Wehrmänner mit der Aufrufsantwort „Zde!" statt „Hier!" ihren nationalen Ulk zu treiben. Die österreichische Armee besteht nur so lange, als sie eine einheitliche und zwar die deutsche Kommando- und Dienstsprache besitzt; sobald an dieser gerüttelt wird, zerfällt die stolze Kriegsmacht in Landes-Kontingente, die eine noch weit traurigere Rolle spielen werden, als weiland die deutschen Kreis-Kontingente betrüblichen Angedenkens. Die österreichische Militärverwaltung muß die natürliche Bundesgenossin der Deutschen in Oesterreich sein. Ohne deutsches Offizierskorps keine kaiserliche Armee! Ohne vorwiegend deutsches Beamtenthum kein deutsches Offizierskorps! Davon ist der Herr Honvedminister mindestens ebenso tief überzeugt, als der gemeinsame Kriegsminister und der Chef des Generalstabs.

Gelingt der ungarischen Regierung die Erledigung der Ausgleichsgesetze nicht in den nächsten Wochen, dann muß sie selbst um ein weiteres Provisorium bitten, das sie dem Grafen Thun so schneidig verweigert hat, und dann wäre es ja doch nicht ausgeschlossen, daß die neuen Verhandlungen von neuen Ministern geführt würden, die sich auf keine getroffenen Abmachungen berufen könnten. Damit begönne die Ausgleichsmacherei von vorne, während die Krone in die Lage versetzt wäre, die bestehenden Bestimmungen immer wieder rechtskräftig werden zu lassen. Und das wäre das Schlimmste nicht. Wer die Schwierigkeiten kennt, welche die österreichische Regierung mit Ungarn seit Jahrhunderten zu bewältigen hatte, wer der Unwillfährigkeit der ungarischen Reichstage in Zeiten der größten

Digitized by Google

Bedrängniß, so zu sagen Angesichts des im Lande stehenden Feindes, gedenkt — das „moriamur pro rege“ ist ja eine historische Anekdote ohne tiefere Bedeutung — der wird nicht den Eindruck gewinnen, als wenn die Verhältnisse ungünstiger geworden wären. Vor Allem wird hüben und drüben doch mit einer Regelmäßigkeit und in einer Ausgiebigkeit gezahlt, von der sich die Staatsmänner der Vorzeit in ihren rosigsten Träumen kein Abbild hätten machen können. Und daran wird voraussichtlich auch Herr Schönerer wenig ändern, der die Steuerverweigerung der Deutschen in Oesterreich angeordnet hat. Es wird daher auch an der Stetigkeit der Regierungen an beiden Ufern der Leitha nicht ermangeln und es wird so lange „provisorisch“ für die gemeinsamen Angelegenheiten gesorgt werden, bis der richtige Quotenschlüssel endlich doch wieder für zehn Jahre gefunden wird. Die österreichisch-ungarische Monarchie ist ein Staatenstaat auf Kündigung, aber die Kündigung hat keine Folgen. Die Parteien des alterthümlichen Hauses können nicht delogirt werden und finden auch keine Unterkunft bei den Nachbarn. Europa findet, daß die zankenden Hausgenossen vorläufig nicht besser untergebracht werden können, vielleicht auch, daß sie es nicht anders verdienen. Je bedrohlicher der Lärm im Innern wird, desto kräftigere Stützen wird man von außen anlegen, denn das Haus ist groß und man kann nicht absehen, wohin sich seine Theile im Zusammensturze wenden könnten, noch weniger aber, was mit den Trümmern anzufangen sei. —

Frankreichs Zurückweichen von Faschoda. Amerika und die Philippinen. Rußland und die Vereinigten Staaten in Ostasien. Die deutsche Türkenfreundschaft und die Loslösung von Kreta. — Innere Politik. Ausweisungen.

Als wir vor vier Wochen den Blick über die Weltangelegenheiten schweifen ließen, war die Differenz zwischen England und Frankreich über Faschoda so zugespitzt, daß ein Zusammenstoß zwischen den beiden Mächten möglich schien. Auf beiden Seiten wurde mit fieberhafter Hast gerüstet, und die Militärpartei Frankreichs schien nur auf eine Gelegenheit zu warten, wo sie das Schwert ziehen könne, um zunächst in Frankreich selbst die Herrschaft zu ergreifen und sich dann mit der so lange und sorgsam reorganisirten, hochgetriebenen französischen Kriegsmacht auf einen auswärtigen Feind zu stürzen. Aber sehr schnell hat die Kriegswolke sich wieder aufgelöst. In England ist man fest geblieben und in Frankreich hat sich Niemand gefunden, der den Muth gehabt hätte, das französische Staatsschiff in das Unwetter hinauszusteuern. Die Franzosen haben voll-

Digitized by Google

ständig nachgegeben. Diese Erscheinung ist um so bemerkenswerther, wenn man sie vergleicht mit dem Verlauf eines ähnlichen Konflikts, den vor fünf Jahren, 1893, den die beiden Mächte in Siam hatten. Da haben die Engländer ganz ebenso nachgegeben, wie jetzt die Franzosen. Woher der Umschwung? Wie sind die Engländer plötzlich so stark geworden, die Franzosen so schwach?

Zunächst dürfen wir die Wechselwirkung zwischen innerer und auswärtiger Politik heranziehen. Der Kampf um den Dreyfusprozeß hat sich in Frankreich zu einem Gegensatz zwischen Militär- und Zivilgewalt zugespitzt, das Gespenst des militärischen Staatsstreichs war vor den Augen der Franzosen erschienen.

Ein auswärtiger Krieg hätte mit Naturnothwendigkeit dem jetzigen parlamentarischen Regime ein Ende bereitet und die militärische Diktatur gezeitigt. Das wäre wohl im Jahre 1893 auch schon so gewesen, aber die Franzosen waren sich dessen noch nicht so bewußt. Jetzt war ihre Aufmerksamkeit bereits auf diesen Punkt gerichtet, ihr Argwohn erweckt. Ganz natürlich also, daß die bürgerliche Regierung eine sehr geringe Neigung verspürte, es wirklich zu einem Krieg mit England kommen zu lassen, der zunächst sie selber von dem Regierungssessel heruntergeblasen haben würde.

Wie die eigentlichen Waffenchancen eines französisch-englischen Duells heute stehen, wird kaum jemand sich vermessen zu sagen. Die Seeleute sind einig darin, daß eine französische Landung in England unmöglich sei, denn dazu gehöre die Seeüberlegenheit, die Frankreich fehlt. Schlechthin maßgebend dürfte aber doch dies Urtheil nicht sein: es ist vielleicht von einem gewissen Ressortpatriotismus beeinflußt. Der Seemann giebt prinzipiell nicht zu, daß Seemacht durch Landmacht außer Spiel gesetzt werden könne. Napoleon aber hat im Jahre 1805 dies Unternehmen doch wirklich wagen wollen. Man hat es lange bezweifelt, ob es damit wirklich ernst gewesen sei oder ob es ihm nicht als bloße Maske gedient habe, seine Rüstung gegen Oesterreich dahinter zu verstecken. Neuere Forschungen, namentlich die von Dr. Roloff in unserem Augustheft, haben nicht den geringsten Zweifel gelassen, daß seine Absicht in vollem Ernst und ganz ausschließlich England galt.

Nur die mangelnde Entschlossenheit des Admirals Villeneuve hat verhindert, daß es im Kanal zu einer Aktion kam, und dann zwang der Angriff Oesterreichs und Rußlands den Kaiser mit seinem an der Nordsee versammelten Heer statt auf London auf Wien zu operiren. Was er aber einmal wirklich hat unternehmen wollen, wird man doch nicht für unmöglich erklären dürfen, und was die Veränderung der modernen Technik, Dampf, Panzer und Torpedos für einen Einfluß auf das Problem haben, hat noch Niemand systematisch untersucht. Es ist merkwürdig genug, daß weder in der deutschen noch in der französischen Militär- und Marineliteratur eine

Digitized by Google

Arbeit darüber existirt. Käme man aber auch zu dem Ergebniß, daß die Franzosen nicht in der Lage sind, wie vor 800 Jahren Wilhelm der Eroberer, über den Kanal zu gehen, so wäre damit die Frage nach den Chancen des Krieges keineswegs entschieden. Es giebt viele Stellen, an denen England sehr empfindlich ist, namentlich im Mittelmeer, der Straße nach Indien, und die Hauptfrage würde wohl so zu stellen sein, ob Englands Seegewalt stark genug ist, gleichzeitig die Küsten von England, die Fahrt von Gibraltar nach Suez und den englischen Handel über alle Weltmeere hin vor den Franzosen zu schützen.

England hat in den letzten Jahren seine Seerüstung wesentlich verstärkt, und auch das wird auf die Franzosen abschreckend gewirkt haben.

Auch das Objekt kommt in Betracht. Die Herrschaft über Siam konnten die Engländer den Franzosen zuletzt lassen; der Handel Bankogs war zu 95 Prozent englisch und man hat nicht gehört, daß die Franzosen die Engländer aus dem dortigen Handel, worauf es ihnen doch wesentlich ankommt, verdrängt hätten.

Die Herrschaft über Aegypten hat aber für die Engländer eine ganz andere Bedeutung; der ganze indische und ostasiatische Handel und die Herrschaft über Indien selbst hängt ab von der Herrschaft über den Suezkanal und England darf um so weniger daran rühren lassen, als sein eigener Rechtstitel für die Vormundschaftsführung in Kairo völkerrechtlich noch nicht gesichert ist. Es war daher ebenso weise wie entschlossen von den englischen Staatsmännern, bei der ersten nur ganz entfernten Komplikation der Welt zu zeigen, daß England um diesen Besitz jeder Zeit bereit ist, einen Kampf auf Leben und Tod aufzunehmen.

Mehr als Alles, mehr als die Rücksichten der inneren Politik, mehr als die rein militärische Erwägung, mehr als der für Frankreich zuletzt nur geringe, für England große Werth von Faschoda hat aber die Abwandlung der allgemeinen politischen Weltverhältnisse es bewirkt, daß Frankreich diesmal zurückgewichen ist und England das Feld überlassen hat. Im Jahre 1893 war die russisch-französische Freundschaft auf ihrem Höhepunkt und die Franzosen erwarteten Alles von ihr. England aber war isolirt und in gespannten Verhältnissen fast zu aller Welt, besonders auch zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Noch bis zum vorigen Jahre ist ja England in dieser Isolirung geblieben; man sprach von einem allgemeinen kontinentalen Bündniß gegen den hochmüthigen, weltumspannenden Inselstaat, die Engländer selber fühlten sich bedrückt und bedroht. Das hat sich jetzt sehr wesentlich verändert. Mit der größten Geschicklichkeit haben sie den spanisch-amerikanischen Krieg wahrgenommen, sich die Amerikaner zu Freunden zu machen und mit Deutschland haben sie ein vertragsmäßiges Abkommen getroffen, dessen Inhalt zwar noch nicht bekannt ist, das aber offenbar beiden Regierungen zu großer Befriedigung gereicht hat. Die englischen Minister können sich nicht genug thun, bei allen Gelegenheitsreden

Digitized by Google

zu erklären, daß nirgends in der Welt zwischen Deutschland und England ein Anlaß zu Zwistigkeiten gegeben sei, d. h. mit anderen Worten, England unterdrückt alle merkantile Eifersucht, stellt sich freundlich zu den deutschen Kolonialbestrebungen und rechnet darauf, daß ihm Deutschland politisch den Rücken deckt. Die Franzosen in ihrer feindseligen Verblendung in Bezug auf alles Deutsche mögen diese neue deutsch-englische Freundschaft noch im Vergrößerungsglase sehen, sie werden glauben, daß, selbst wenn es ihnen gelänge, England zu besiegen, Deutschland ihnen nicht erlauben würde, die Früchte dieses Sieges einzubringen, und daß Rußland nicht geneigt ist, sich ihretwegen in einen Krieg mit Deutschland einzulassen, davon haben sie sich mittlerweile überzeugt.

Alle diese Motive haben sicherlich zusammengewirkt, um den Franzosen den schnellen Rückzug aus ihrer Position am oberen Nil aufzuerlegen. Sie empfinden ihn auf das Bitterste und mit Recht. Nicht die eine geographische Position ist es, deren Verlust sie bedauern, dafür läßt sich Ersatz finden, sondern die ungeheure politische Niederlage, daß Frankreich sich selbst und aller Welt hat gestehen müssen, es sei nicht im Stande, mit England einen Waffengang zu wagen. Wozu hat es denn die ungeheuren Rüstungsanstrengungen seit 1871 gemacht?

Für Deutschland kann eine derartige Stimmung der Franzosen nur vortheilhaft sein: es ist die rechte Gemüthsverfassung, um über den Revanche-Krieg nachzudenken. Der Haß gegen Deutschland ist wenigstens für einen Augenblick wieder einmal auf England abgelenkt und Englands diplomatischer Sieg von Faschoda zeigt, wie nützlich es für eine Großmacht ist, mit Deutschland gut zu stehen. Sollte England je wieder mit Deutschland in Friktionen gerathen, so erinnern sich die Franzosen vielleicht dieser Erfahrung.

* * *

Als wir in unserm Augustheft den spanisch-amerikanischen Frieden besprachen, nahmen wir an, daß die Vereinigten Staaten von den Philippinen höchstens eine Kohlenstation behalten würden. Das hat sich als ein Irrthum erwiesen. Die Amerikaner, mit rücksichtsloser Ausnutzung der Gewalt noch über den Präliminarfrieden hinausgehend, fordern jetzt die ganzen Philippinen. Wir hielten das damals nicht für glaublich, weil der Besitz dieser Inseln eine überaus dornige Aufgabe stellt; es sind nicht weniger als sieben Millionen kriegerisch-barbarischer Bevölkerung, die regiert werden müssen und durch das spanische Regiment, sowohl negativ als positiv, durch die Mißregierung wie durch die Katholisirung für die Einfügung in das amerikanische Staatswesen so schlecht wie möglich vorbereitet. Amerika wird hier eine dauernde Kriegsmacht unterhalten müssen, die ihm noch viele Schmerzen bereiten wird, und die Nachwelt wird diese Expansion schwerlich als einen Akt politischer Weisheit ansehen. Deutschland aber hat keinen Grund, zu dem Vorgang scheel zu sehen. Allerdings ist der Ueber-

Digitized by Google

gang der Philippinen aus den Händen der Spanier in die der Amerikaner abermals ein Schritt zur Anglisirung unseres Planeten und das ist bei dem ungeheuren Uebergewicht, das die englische Sprache bereits besitzt, für uns unerwünscht, aber was zuletzt das Ende davon sein wird, ist doch noch sehr fraglich. Die Amerikaner selber sind sehr getheilt in ihrer Ansicht, ob diese Art der Ausdehnung für ihren Staat angebracht ist. Augenblicklich hat die Annexionspartei die Mehrheit. Aber wenn erst die Widerwärtigkeiten sich einstellen, wenn Steuern erhoben werden müssen, um Kriegskosten zu decken, dann ist sehr wohl möglich, daß einmal ein Rückschlag eintritt, daß eine Partei ans Ruder kommt, die Amerika wieder auf eine rein amerikanische Politik zurückzuführen bestrebt ist und den lästigen auswärtigen Besitz wieder abstößt. So lange die Philippinen spanisch blieben, war eine Entwicklung überhaupt nicht zu erwarten. Versumpfung, Mißregierung, Bürgerkriege hörten nicht auf und zu irgend einer Reaktion aus dem Volke heraus gegen diese spanische Tradition fehlten die moralischen Kräfte. Durch die Ausweisung der Spanier und die Errichtung eines modernen Regiments werden die Inseln zunächst wirthschaftlich mit einem neuen Leben erfüllt werden. Und was dann kommt, kann man noch nicht wissen. An dem neuen wirthschaftlichen Leben werden auch die Deutschen Theil nehmen und die Kombinationen der Zukunft mögen uns Chancen bringen, die man heute noch nicht absehen kann. Nichts kann verkehrter sein als durch allerhand mißgünstige Bemerkungen bei den Amerikanern immer wieder den Verdacht zu erregen, als gönnten wir ihnen ihr Fortschreiten nicht. Wollen sie es versuchen, sich mit den Philippinen zu beladen, so mögen sie es thun, und gelingt es ihnen, hier ein neues zivilisirtes Gemeinwesen zu schaffen, so heben sich für Deutschland Vortheile und Nachtheile zum Wenigsten auf. Wenn in amerikanischen Zeitungen zuweilen die Idee auftaucht, Deutschland wolle sich mit Gewalt den Amerikanern entgegenstellen und dann mit Leidenschaft die Frage eines deutsch-amerikanischen Krieges erörtert wird, so können wir das nur als eine Art von Verrücktheit ansehen, die ja auch in der deutschen Presse nicht den geringsten Widerhall gefunden hat, kaum der Erwähnung werth gehalten worden ist.

Die einzige Großmacht, die thatsächlich sehr empfindlich davon berührt worden ist, daß Nordamerika nunmehr als ostasiatische Macht auftreten wird, ist und bleibt Rußland. Mit pathetischen Worten hat die russische Presse die alte Welt angerufen, sich als Einheit zu fühlen und dem Eindringen der neuen Welt in ihre Sphäre gemeinschaftlich entgegen zu treten. Inwiefern ist denn die alte Welt gegenüber der neuen Welt eine Einheit? Die Kulturwelt ist eine Einheit gegenüber der Barbarei und der Halbbarbarei; zur Kulturwelt rechnen sich aber die Amerikaner gewiß noch mit mehr Recht als die Russen, und Europa bildet Amerika gegenüber in keinerlei Sinn eine Einheit. Jede einzelne europäische Nation hat zu den Amerikanern eine intimere Beziehung, als zu dieser oder jener anderen

Digitized by Google

europäischen, und wenn Rußland oder England einmal Miene machen sollten, nach der Alleinherrschaft über Ostasien zu greifen, so werden Deutschland oder Frankreich sehr gern die Bundesgenossenschaft Nordamerikas dagegen annehmen. Deutschland im Besondern als eine kolonial bisher zurückgebliebene, noch nicht so sehr entwickelte Macht, kann nur zufrieden sein, daß noch ein neuer Konkurrent auf den Plan getreten ist und dadurch die Möglichkeit der politischen Kombinationen, bei denen auch Deutschland sich geltend machen kann, vermehrt worden ist.

* * *

Man kann es den Russen nicht so sehr verdenken, daß sie unzufrieden mit der Entwickelung in Ostasien sind; die Dinge nehmen dort eine Physiognomie an, die mit derjenigen der Balkanhalbinsel eine böse Aehnlichkeit hat. Vier Generationen haben gelebt, seit Kaiserin Katharina ihren Enkeln die Namen Alexander und Konstantin gab und bei Odessa den Wegweiser aufstellen ließ mit der Aufschrift „nach Konstantinopel". Ganze Ströme, ja Meere von Blut haben die Russen vergossen, um dieses Ziel zu erreichen und berühren doch nur gerade mit der Fingerspitze die Donaumündung. Sie haben Siege auf Siege erfochten, Niederlagen erlitten und wieder Siege erfochten, haben vor den Thoren der alten Kaiserstadt Byzanz gestanden und sind endlich doch wieder in ihre Grenzen zurückgeschleudert worden. Sie haben sich überzeugen müssen, daß nicht die Türken es sind, die ihnen die Wiederaufrichtung des Kreuzes auf der Hagia Sophia ververwehren, sondern daß Europa es ist, das ihnen die Herrschaft über den Bosporus versagt. Sie fühlen sich nicht stark genug, den vereinten Widerstand Englands und Oesterreich-Ungarns, hinter denen das Deutsche Reich steht, zu brechen. So haben sie zwar nicht definitiv verzichtet, aber doch beschlossen, die positive Fortführung ihrer Balkanpolitik auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Sie haben sich vermuthlich mit Oesterreich ungefähr in der Weise, wie es der in der „Frankfurter Zeitung" veröffentlichte apokryphe Vertrag besagte, über die Theilung des Einflusses in jenen Gegenden geeinigt und ihren Ehrgeiz auf ein anderes Objekt, auf das ferne Asien gewandt. Die sibirische Eisenbahn wurde in Angriff genommen und es wurde berechnet, daß, sobald sie fertiggestellt sei, Rußland die herrschende Macht am Gelben Meer werden müsse und mit der Zeit das unermeßliche China unter seine Botmäßigkeit bringen. Als der Weg zu dieser neuen Politik eingeschlagen wurde, war England die einzige Großmacht, die in ostasiatischen Verhältnissen eine Rolle spielte; Frankreichs Interessen lagen viel weiter südlich und Frankreich war mit Rußland verbündet. Unmöglich schien es, konnten die Engländer mit ihrer Flotte einem russischen Landheer, das die Eisenbahn nach Peking transportirte, Widerstand leisten. Ganz unvermuthet aber sieht es heute in Ostasien anders aus. Erst haben die Japaner sich als eine nicht zu unterschätzende Kriegsmacht gezeigt, dann hat Deutschland in Schantung, im Norden Chinas, gerade da, wo auch

Digitized by Google

die Russen einmal sich zu etabliren gedachten, Fuß gefaßt und nun ist auch durch die Besitzergreifung der Philippinnen Amerika, das in Korea schon lange eine Rolle spielt, zu einer ostasiatischen Macht geworden. Die Aussicht auf einen leichten Kampf mit den Engländern ist geschwunden. Gerade wie am Bosporus wird auch am Gelben Meer Rußland, wenn es zur Alleinherrschaft strebt, einer Koalition gegenüberstehen, der es nicht gewachsen ist.

Wer weiß, wie bald es sich in dieser Erkenntniß seiner alten Liebe zuwenden und im Bunde mit Frankreich die orientalische Frage wieder aufnehmen wird? Mittlerweile hat sich auch hier der Zustand nicht unwesentlich verändert. Deutschland, dem früher der ganze Orient nicht die Knochen eines pommerschen Musketiers werth war, das nur mittelbar, indem es die ungefährdete Existenz Oesterreich-Ungarns postulirte, in diese Gegensätze hineingezogen wurde, hat jetzt selber im türkischen Reich eine eigenthümliche Stellung gewonnen. Wirklich eine höchst eigenthümliche Stellung, zu der sich in der Weltgeschichte kaum etwas Vergleichbares finden möchte! Deutschland, unter den christlichen Staaten der einzige, in dem nicht eine Konfession die Herrschaft hat, sondern Katholizismus und Protestantismus paritätisch nebeneinander stehen, Deutschland hat sich als die Protektionsmacht des Islam hingestellt. Der Sultan, der schon von aller Welt verlassen schien, hat am deutschen Kaiser einen Freund und Beschützer gefunden, und man erwartet als Folge davon, daß der Orient wirthschaftlich und kulturell seinen Anschluß vornehmlich an Deutschland suchen werde.

Oder ist das Ganze nur ein Possenspiel? Ist der deutsche Schutz ein werthloses Wortgepränge, da eben in diesem Augenblick die anderen Großmächte den Sultan aus seiner Besitzung Kreta vertreiben und die Regierung in die Hand eines Griechenprinzen legen? Nichts wahrlich kann stärker bezeugen, daß das Osmanenreich dem Untergange zutreibt, als diese Wendung im Schicksal der Insel Kreta. Um Kretas willen haben die Griechen den Waffengang mit den Türken gewagt und sind vollständig, ja schmählich unterlegen. Und als Lohn der Niederlage erhalten sie jetzt doch was sie wollten — Niemand kann bezweifeln, daß über kurz oder lang die Autonomie der Insel unter dem Prinzen Georg in der Vereinigung mit dem hellenischen Königreich endigen wird. Weshalb hat da erst der blutige Krieg geführt werden müssen? Weshalb haben die Großmächte dem Sultan nicht schon vor drei Jahren klar gemacht, daß seine Herrschaft über die Insel nicht länger haltbar sei? Es hieß damals, das ginge nicht, denn wenn die Kreter auf diese Weise frei würden, würden sofort auch die Macedonier kommen, dann diese, dann jene Landschaft, das türkische Reich löse sich auf, die Großmächte würden sich einmischen, ihre Machtsphären feststellen wollen und eine ungeheure, allgemeine europäische Krisis würde das Ende sein. Der Prozeß ist kein anderer geworden, er ist nur

Digitized by Google

verlangsamt. Aber die Verlangsamung ist etwas sehr Wesentliches und verändert den Charakter des Ereignisses. Kreta wird frei, aber um den Preis, daß Griechenland erst hat seine Niederlage einstecken müssen. Das wird die Lust zur Nachahmung ganz gewaltig dämpfen. Die Grundfesten des türkischen Reiches sind doch noch unerschüttert, und die Reise des deutschen Kaisers hat mittlerweile der Herrschaft des Sultans neuen Glanz verliehen. Der Widerspruch bleibt, daß die deutsche Freundschaft dem Sultan die Herrschaft über Kreta nicht hat erhalten können noch wollen; darüber wird die deutsche Diplomatie der hohen Pforte von Anfang an keinen Zweifel gelassen haben. Aber die zu fürchtende prinzipielle Folge der Los:ösung von Kreta, die völlige Zerstörung der großherrlichen Autorität, diese Folge ist doch durch die Kaiserreise einigermaßen abgewehrt und aufgehoben. Der Verlust von Kreta bleibt zunächst ein bloßer Zwischenfall; der Muhamedanismus verliert deshalb noch nicht den Glauben an sich selbst; das türkische Reich besteht weiter. So merkwürdig es klingt, so kann man doch sagen, daß grade die Kaiserreise die Lösung der kretischen Frage ermöglicht hat, sie bildet für den Sultan eine Art von Ersatz. Die englischen, französischen, russischen Diplomaten, die in diesem Augenblick dem Prinzen Georg das Szepter in die Hand geben, mögen dabei eine gewisse Schadenfreude empfinden, daß die prunkhafte Reise des deutschen Kaisers den Sultan vor dieser Kränkung nicht hat schützen können. In Wirklichkeit, sei es auch mehr oder weniger unbewußt, ergänzen sich die beiden Aktionen: die Kaiserreise hat es ermöglicht, ein weiteres Stückchen der orientalischen Frage ohne erneutes Blutvergießen zu lösen. Der Sultan hat gleichzeitig eine Provinz geopfert und doch seinen Thron befestigt und weitere Erschüt:terungen sind hinausgeschoben. Mittlerweile kann das Deutschthum im türkischen Reiche sich ausbreiten und seinen Einfluß geltend machen.

* * *

Die Deutschen raisonniren heute über Alles, und auch die Kaiserreise hat in der öffentlichen Meinung merkwürdig wenig Verständniß gefunden. Aber ich denke, über unsere auswärtige Politik hat man wahrlich keinen Grund zu klagen. Nichts ist verkehrter, als wenn man sie romantisch nennt. Die kühle Berechnung, mit der man, noch unter dem Grafen Caprivi die russische Freundschaft wieder erwärmte, indem man eine deutsche Prinzessin veranlaßte zur orthodoxen Kirche überzutreten, um die Gemahlin des Zaren zu werden; mit der man stumm blieb zu dem Jammer der Armenier; mit der jetzt dem Islam der christliche Schutz zugesagt wurde; mit der man Zug um Zug bald mit Rußland, bald mit England paktirt, Alles das hat mit Gefühlsschwärmerei sicherlich nichts zu thun. Es ist Großmachtpolitik im echten und rechten Sinne des Wortes, nicht schablonenhaft, sondern mit originalen Gedanken, vorsichtig doch kräftig geführt. Mit Zuversicht und Stolz darf das deutsche Volk ihr folgen.

Digitized by Google

In unangenehmstem Gegensatz dazu steht unsere innere Politik. Dr. Ernst Franke hat sie kürzlich in der „Soziale Praxis“ (v. 17. Nov.) so charakterisirt: „Die Politik der Nadelstiche und der Krähwinkelei, die jetzt vielfach in Deutschland, namentlich in Preußen und in Sachsen im inneren Regiment geübt wird, verräth wahrlich nichts von dem „Seherblick“ den Carlyle den Deutschen zugeschrieben hat, „da sie nicht oft dadurch irre gehen, daß sie versäumten, weit genug vorwärts zu blicken“. Im Gegentheil, dies Regiment ist in Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit befangen. Mit einer Politik der Ausweisungen, Polizeiverbote, Majestätsbeleidigungsprozesse, Schmälerung der Selbstverwaltung, Schieß- und Hieberlasse erreicht man nur, daß sich die allgemeinen Sympathien den Betroffenen zuwenden. Da diese Taktik gerade jetzt einsetzt, wo in der sozialdemokratischen Bewegung eine mächtige Strömung ihr Bett immer breiter und tiefer gräbt und auf „eine Neuprüfung, eine Revision“ der Begriffe, auf eine Gegenwarts- und Wirklichkeitspolitik hindrängt, so muß man annehmen, daß entweder an maßgebender Stelle hierfür jedes Verständniß fehlt oder daß „Angstmeier und Gewaltpolitiker“, um ein gelegentliches Wort der „Köln. Ztg.“ zu gebrauchen, im einseitigsten Unternehmerinteresse Einflüsse ausüben, die einer friedlichen und gedeihlichen Entwickelung geradezu entgegenwirken.“ Diesen Worten haben wir nichts hinzuzufügen, sie treffen den Nagel auf den Kopf. Die jüngsten Ausweisungen in Schleswig schreien zum Himmel. Wenn man in der Darstellung der deutschen Geschichte zum schleswig-holsteinischen Kriege kommt und die Unthaten der Dänen an dem verrathenen Bruderstamm schildern möchte, dann stockt die Stimme und das Wort erstirbt auf der Zunge, denn die peinliche Wahrheit legt sich dazwischen: es war Alles Kinderspiel, was die Dänen damals gethan haben und was den sittlichen Zorn des damaligen deutschen Volkes erregte, gegen die Gewaltsamkeit, mit der wir heute selber jene Landschaft regieren. Und noch schlimmer als die Brutalität, die uns zum Abscheu der gebildeten Welt macht, ist die Verblendung, die da glaubt, mit solchen Mitteln im Kampf der Nationalitäten dauernde Erfolge erzielen zu können. Es ist mit der nationalen Gesinnung wie mit der Religion: hinter den wahrhaft Frommen erheben sich sofort die greulichen Pfaffen, Ketzerriecher und Inquisitionsrichter, um im Namen des Heiligen ihre Schändlichkeiten zu verüben. So hat auch die nationale Gesinnung bei uns hier und dort einen nationalen Fanatismus erzeugt, der wild und verstockt glaubt, die Gesetze der Menschlichkeit mit Füßen treten zu dürfen und dem nationalen Gedanken, dem er zu dienen vermeint, unverwindlichen Schaden zufügt. D.

Digitized by Google

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben
von
Hans Delbrück.

Inhalt:

Dr. Albrecht Wirth:
Das Wachsthum der Vereinigten Staaten von Amerika . . 385
Dr. Karl Holl, Privat-Doc. a. d. Univ. Berlin:
Ueber das griechische Mönchthum 407
Dr. Otto Kunzemüller, Hannover:
Das Hannoversche Zeitungswesen vor dem Jahre 1848 . . 435
Dr. Emil Daniels, Berlin-Steglitz:
Napoleon I. und seine Familie 454
Max Lorenz, Berlin-Steglitz:
Gerhart Hauptmann 467
Dr. Heinrich Weizsäcker, Prof. Frankfurt a. M.:
Die Rembrandt-Ausstellung in Amsterdam . . . 497
Dr. Walther Mibbeck, Breslau:
Pöbbra und Messalina 516

(Fortsetzung siehe Umschlagseite.)

Erscheint jeden Monat.

Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Berlin
Verlag von Georg Stilke
1898.

Digitized by Google

Notizen und Besprechungen.

Dr. Sch.: Die lichtsächsische Literatur. (S. 523.)

Alterthum. Wilhelm Crönert, Halle a. S.: Egypt Exploration Found. [illegible] Roman Branch. (S. 528.)

Literarisches. Fantippus: Weimar: Karl Theodor Gaedertz, Fürst Bismarck und [illegible] Reuter. (S. 540.) Goethe als Landschaftsgärtner. (S. 541.)

Rechtswissenschaft. Dr. Gerhard Anschütz, Berlin: Acta Borussica. Denkmäler [illegible] Preußischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert. (S. 544.) Dr. [illegible] Hatschek. Die Selbstverwaltung in politischer und juristischer Bedeutung. (S. [illegible] Ludwig Gumplowicz, Universit.-Prof. in Graz. Allgemeines Staatsrecht. (S. [illegible]

Pädagogik. Prof. Fr. Paulsen, Steglitz b. Berlin: A. Riehler, Unsere Hochsch[illegible] und die Anforderungen des zwanzigsten Jahrhunderts. (S. 552.)

Theater.

Max Lorenz, Berlin-Steglitz: Lessing-Theater: Der Star von Hermann [illegible] Deutsches Theater: Fuhrmann Henschel von Gerhart Hauptmann. (S. 566.)

Politische Korrespondenz.

*: Aus Oesterreich. (S. 560.) — T.: Frankreichs Zurückweichen von Faschoda. [illegible] und die Philippinen. Rußland und die Vereinigten Staaten in Ostasien. [illegible] deutsche Türkenfreundschaft und die Loslösung von Kreta. Innere Politik. [illegible] weisungen. (S. 566.)

Ibach-Flügel
Ibach-Pianinos

Rud. Ibach Sohn

Hof-Pianofortefabrikant Sr. Maj. des Königs und Kaisers.

Geschäft 1794 gegründet.

Flügel und Pianinos

modernen Stils in jeder Grösse und Ausstattung.

Es Giebt Absolut Keinen Kahlkopf Mehr.

Für Haar-Erhaltung

ist Lotion Cunibert bis jetzt das einzig zuverlässige Mittel. **Garantie:** kein Haarausfall [illegible] Völliger Ersatz aller Oele und Pomaden — Verhinderung der lästigen Schuppenbildung [illegible] Stärkung des Haares auf Lebenszeit — Stetige Weichheit und Geschmeidigkeit.

Probe-Zusendung gratis gegen 10-Pfg.-Marke.

General-Depôt **C. Schlechter,** Berlin, Charlottenstraße 38.

Telephon-Amt I. 2717.

Mit Beilagen des Verlages von Otto Liebmann, Berlin W. 35, des Verlages von C. A. Seemann in Leipzig, des Verlages von R. Oldenbourg in München und Leipzig und der Verlagsbuchhandlung von Richard Schröder, Berlin.

Digitized by Google

H. MEYEN & Co.

Hof-Silberwaaren-Fabrik

20 Sebastianstr. BERLIN S. Sebastianstr. 20

Atelier für Kunstarbeiten
zu Ehren-Geschenken, Ehren-Preisen etc.

Fabrik und Lager

von Kirchen- und Tafel-Geräthen, Toilette-, Gebrauchs- und Wirthschafts-Gegenständen.

Permanente Ausstellung im Fabriklokal. — Auswahlsendungen stehen zu Diensten.

Berliner
Neueste Nachrichten

Unparteiische Zeitung
(im nationalen Sinne redigirt)

* * * * * * erscheinen wöchentlich 12 mal.

Abonnementspreis: einschl. 8 werthvoller Beilagen, darunter:

Illustr. Modenblatt mit **Schnittmusterbogen,**
Illustr. Hausfreund mit Romanen, Novellen, Räthseln etc.
Die Hausfrau,
Landwirthschaftliche Nachrichten etc.

vierteljährlich nur Mk. 5,—

bei allen Postämtern und Spediteuren. * * *

Digitized by Google

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München.

Soeben ist erschienen:

Ignaz von Döllinger

Sein Leben

auf Grund des handschriftlichen Nachlasses bearbeitet von

J. Friedrich.

3 Bände.

Erster Teil: Von der Geburt bis zum Ministerium Abel 1799—1837.
32¼ Bog. 8°. Geb. 8 M. In eleg. Halbfranz geb. 10 M.

Döllinger nimmt eine so bedeutende Stellung in der Geschichte der katholischen Kirche dieses Jahrhunderts ein, daß eine eingehende, aus den Quellen geschöpfte Biographie dieser bedeutenden kirchlichen Gestalt keiner Rechtfertigung bedarf. Döllinger war aber nicht nur Theolog und Kirchenmann, sondern er stand zugleich auf den Höhen der Bildung seiner Zeit. Als Jüngling war er nahe befreundet mit dem Dichter Graf Platen. Die Aufmerksamkeit weiterer Kreise wurde zum erstenmal auf Döllinger durch seine litterarische Fehde mit Heinrich Heine gelenkt. Mit den Wortführern des Katholizismus aller Länder stand Döllinger im Briefwechsel, mit Montalembert, Lamennais, Kardinal Wisemann in persönlichem Verkehr. Gladstone gehörte zu Döllingers nächsten Freunden. Was aber Döllingers Person zur weltgeschichtlichen Bedeutung erhob, war sein bekannter Gegensatz gegen den Jesuitismus und Papalismus. Dadurch ist er der geistige Führer und das ideelle Haupt einer großen Richtung in der Kirche geworden. Solange diese Richtung nicht ausstirbt, wird auch Döllingers Name dauern. Wir machen insbesondere auch die Kreise der protestantischen Theologie auf das reichhaltige Buch Prof. Friedrichs aufmerksam, das uns in den Stand setzt, am Faden des Lebens von Döllinger die innere Entwicklung der katholischen Kirche in unserem Jahrhundert überhaupt zu verfolgen.

Goethe.

Sein Leben und seine Werke

von **Dr. A. Bielschowsky.**

Erster Band. Mit Photogr. 33 Bog. 8.
Zweite Auflage.
In Leinwandbd. 6 M., in ff. Halbkalblederbd. 8 M.
Bd. II (Schluß) erscheint bestimmt 1899.

Noch ehe Bd. II von Bielschowsky's Goethe-Biographie ans Licht treten konnte, ist eine 2. **Auflage** des I. Bandes dieses Meisterwerkes biographischer Kunst nötig geworden. Aus den glänzenden Urteilen nur ein paar Stellen: „Die genialste und glanzvollste Darstellung des Goethe'schen Werdegangs." (Prof. Dr. **Biese.**) — „Die beste Goethe-Biographie, die bis jetzt erschienen ist." (Prov.-Schulrat Dr. **Matthias.**) — „Ein aus Geist und Empfindung großartig komponiertes Bild." (Dr. **Preßler**-Karlsruhe.) — „Der Verf. versteht es in der Seele des Dichters zu lesen." (Prof. **Siebeck** im Litt.-Bl. f. germ. Philol.) — „Es hat nur noch Einer aus einer erdrückenden Fülle von Material das Bild seines Helden so groß und so ganz, äußerlich und innerlich so natur- und wesensgemäß, so klar und so richtig zu gestalten verstanden: Jacob Burckhardt im ‚Constantin'." (Dr. **Albert Geßler** [Basler „Nat.-Ztg."].)

Ein Buch für deutsche Väter und Mütter.

Wie erziehen wir unseren Sohn Benjamin?

Von

Prov.-Schulrat **Dr. Ad. Matthias.**

Zweite Auflage. Geb. 4 M.

„Ein Buch voll gesunden Menschenverstandes und schlichter Weisheit, voll ernsten Sinnes und guter Laune." Prof. **Fr. Paulsen** („Voss. Ztg.") — „Das ist eben das Prächtige an dem Buche: es philosophiert und theoretisiert nicht, es trägt nicht verwässerte Allgemeinheiten vor, sondern in bunter Reihe und Fülle bringt es Bilder aus der Wirklichkeit.... Alles ist so schlicht, wie es wahr ist." Gymn.-Direktor Dr. **Kretschmann** („Danz. Ztg.") — „Hunderte mit mir werden bei der Lektüre des Buches sagen: Der Mann hat den Nagel auf den Kopf getroffen!" Schulrat Dr. **Dettweiler** („Köln. Ztg.").

Das vollständigste Lebensbild des nun heimgegangenen großen Begründers des Deutschen Reiches, auf Grund des ganzen authentischen Materials und zahlreicher unveröffentlichter Beiträge, bietet die soeben durch einen Anhang- und Registerband zum Abschluß gelangte große Biographie:

Fürst Bismarck und seine Zeit.

Eine Biographie für das deutsche Volk

von

Dr. Hans Blum.

Um das Werk allgemein zugänglich zu machen, ermäßigen wir, vom 1. November 1898 an, den Preis kompletter Exemplare (6 Bde., nebst Anhang- und Registerband geb.) auf 25 Mark.

Für das Verständnis von Bismarcks bevorstehenden Memoiren wird sich der Besitz von Blums Bismarck-Biographie, zumal auch an der Hand ihres erschöpfenden Registers, das die große Reichhaltigkeit des Werkes erst recht ersichtlich macht, als sehr nützlich erweisen.

Digitized by Google

E. Pierson's Verlag in Dresden und Leipzig.

Soeben erschien:

Das Maschinenzeitalter.

Zukunftsvorlesungen über unsere Zeit

von

Bertha von Suttner.

Dritte Auflage.

Preis M. 3,50, geb. M. 4,50.

Das berühmte Buch ist, als es in erster Auflage unter dem Pseudonym „Jemand" erschien, den ersten Geistesgrössen der Gegenwart, z. B. Karl Vogt, Max Nordau, Ludwig Büchner u. A. zugeschrieben worden.

Nachstehend einige Urtheile über das „Maschinenzeitalter":

„Züricher Post", 29. Sept. 1889: „. . . Ein Buch als Spiegel unserer vielbewegten, mannigfach verfahrenen Zeit, ein Buch mit grossem ethischem Hintergrund, ein Buch voller Verheissung, heraufjodernd jene Glückseligkeits-Empfindung, die über uns kommt, wenn wir der Weiterentwickelung unseres Geschlechts, der besseren Zukunft gedenken; mit einem Wort: Ein gutes Buch." Prof. Dr A. Dodel.

„Magazin für Litteratur", No. 31, 1889: „. . . . Der Büchertisch hat wenig litterarische Erscheinungen aufzuweisen von so hoher Bedeutung und so fesselndem Reiz wie das vorliegende Buch."

„Deutsches Litteraturblatt": „. . . Wenn wir auf den Busch klopfen, wird sich dieser Vogel Strauss als niemand geringerer entpuppen denn als Professor Vogt." Ostlander.

Berliner „Volkszeitung", 1890, No. 155–157, Leitartikel: „. . . Der uns unbekannte „Jemand" hat sich durch dieses Werk als einer der kühnsten, geistreichsten und ästhetisch erlesensten Vorwärtsdenker offenbart."

„Revue des Deux mondes", „L'Age des machines", 1 Juin 1889 (16 Seiten): „. . . Un écrivain allemand qui a cru bien faire en gardant l'anonyme, mais dont le style et les opinions ressemblent prodigieusement à la façon d'écrire et de penser de M. Max N. dau vient de publier un livre intitulé: l'Age des machines. Pur une fiction aussi hardie qu'ingénieuse il suppose un conférencier du XXXme siècle de notre ère, expliquant à ses auditeurs tantôt charmés, tantôt scandalisés, ce qu'il nomme les hommes de la fin du XIXme siècle, en quoi ils surpassaient" etc. etc. G. Valbert (Courbevoie).

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

KARLSBAD.

Seine weltberühmten Quellen und Quellen-Producte sind das beste und wirksamste

natürliche Heilmittel

gegen Krankheiten des Magens, der Leber, Milz, Nieren, der Harnorgane, der Prostata; gegen Diabetes mellitus (Zuckerruhr); Gallen-, Blasen- u. Nierenstein. Gicht, chron. Rheumatismus etc.

Die

Natürlichen Karlsbader

Mineralwässer, Sprudelsalz, kryst. u. pulverf.

für

Trinkkuren im Hause

sowie die Karlsbader

Sprudelpastillen, Sprudelseife, Sprudellauge und Sprudellaugensalz

sind vorräthig in allen Mineralwasser-Handlungen. Droguerien und Apotheken.

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad (Böhmen).

Digitized by Google

OBER SALZBRUNN
Schutzmarke
Seit 1601
medicinisch bekannt.
Salzbrunner
Oberbrunnen
OBER SALZBRUNN
Schutzmarke
Seit 1601
medicinisch bekannt.
Aerztlich empfohlen bei Erkrankungen der Athmungsorgane, bei Magen- u. Darmkatarrh, bei Leberkrankheiten, bei Nieren- u. Blasenleiden, Gicht u. Diabetes. Niederlagen in allen Mineralwasserhandlungen u. Apotheken.
Versand der Fürstlichen Mineralwasser von Ober-Salzbrunn
Fürbach & Friebel
Echt nur, wenn der Flaschenverschluss diese Schutzmarke trägt.
OBER SALZBRUNN
SCHLESIEN
MARKE

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

Bär, Max* und *Runge, Friedrich. — Die Schriften Johann Karl Bertram Stüves. 56 S. Im Historischen Verein zu Osnabrück. Osnabrück.

Barr. — Eine Tochter der Ostküste Schottlands. Oktav. 253 S. Mk. 2. Wolfenbüttel 1898, Julius Zwissler.

Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1889—95. Mit Abbildungen, Karten und Plänen. 1 T. 300 S. Berlin, Karl Heymann.

Berndt, Paul. — Kritische Betrachtungen über Arbeitslosigkeit. Arbeitslosenversicherung und Entwurf einer freien fakultativen Reichsarbeitslosenversicherung. Strassburg i. E., Herausgeber Eugen Baumgarten.

Binnenschiffahrtsverein für die wirthschaftlichen Interessen des Ostens. Mittheilungen, Denkschriften über den Berlin-Stettiner Grossschifffahrtsweg in östlicher Linienführung mit Anschluss von Alt-Friedland zur Warthemündung bei Cüstrin; mit 4 Karten. No. 5. — 130 S. Berlin, Köpenickerstr. 24a.

Bischoff, Diedrich. Echte und falsche Gerechtigkeit. Ein Wort wider den Sozialismus. 175 S. Leipzig. Max Hesse.

Bormann, Edwin. — Shakespeares Debut 1598. 83 S. 86 Pf. Leipzig. Bormann.

Bruns, Max. — Aus meinem Blute. Gedichte. Oktav. 140 S. Mk. 1,50. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Cartellieri, Alexander. — Philipp II. August, König von Frankreich. 1. Buch zum Tode Ludwig des VII.

Christlich-Germanisch. Betrachtungen eines Idealisten aus Anlass des kaiserlichen Kreuzzuges. 2. Aufl. 48 S. Leipzig, Friedrich Fleischer.

Cossmann, P. N. — Aphorismen. Oktav. 141 S. Mk. 2. München, Carl Haushalter.

Dove, Alfred. — Ausgewählte Schriften vornehmlich historischen Inhalts. Gr. Oktav. 554 S. Leipzig 1898. Duncker & Humblot.

Elsner, Otto. — Bühne und Welt. Oktoberheft 1. 51 S. Berlin, Elsner.

Erfurth, Paul. — Wie rettet man das Kleingewerbe vom Untergange? 22 S. Berlin., Reform-Verlag.

Evers, M. — Auf der Schwelle zweier Jahrhunderte. Oktav. XI, 240 S. Mk. 5,60. Berlin 1898, Weidmann'sche Buchhandlung.

Fischer, Arnold. — Die Entstehung des sozialen Problems. 781 S. Mk. 12,50, Origin.-Leinw.-Bd Mk. 14. Rostock i. M., Volckmann.

Die Gesellschaft, halbmonatliche Schrift für Litteratur, Kunst und Sozialpolitik, herausgegeben von M. G. Conrad und L. Jacobowski. H. 19. 72 S. Minden i. W. und Leipzig, J. C. C. Bruns.

Gessler, Dr. C. M. — Die Athmung im Dienste der vorstellenden Thätigkeit. Oktav. 32 S. Leipzig 1898, C. E. M. Pfeffer.

Hirth, Friedrich. — Schantung und Kiau-tschóu. Oktav. 32 S. München, Buchdruckerei der Allgemeinen Zeitung

Höcker, Paul Oskar. — Die Frau Rath. Roman. 406 S. Leipzig, Paul List.

Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, herausgegeben von Conrad. III. Folge. 16. Bd. 3. Heft. Bd. 15 Mk. Heft 3 Mk. 154 S. Jena, Gustav Fischer.

Justi, Carl. — Winckelmann und seine Zeitgenossen. Zweiter und Dritter Band à Mk. 12. Leipzig 1898, F. C. W. Vogel.

Kalthoff, Dr. A. — An der Wende des Jahrhunderts. Kanzelreden über die sozialen Kämpfe unserer Zeit. Oktav. 266 S. Mk. 3. Berlin 1898, C. A. Schwetschke & Sohn.

Mera, A. — Aus Muallim Nadschi's Stubüle. Oktav. XV, 60 S. Mk. 2. Berlin 1898, Georg Reimer.

Müllberger, Arthur. — P. J. Proudhons Leben und Werke. 240 S. br. Mk. 2,80, geb. Mk. 3,60. Stuttgart, Fr. Frommann.

Neudeck, Georg, Schröder, Heinrich. — Das kleine Buch von der Marine. Ein Handbuch alles Wissenswerthen über die deutsche Flotte, nebst vergleichender Darstellung der Seestreitkräfte des Auslandes. Mit einer Karte und 644 Abbildungen. 847 S. Kiel und Leipzig, Lipsius & Fischer.

Norrmann. — Leidensgefährten. Novelle. Oktav. 230 S. Mk. 2. Wolfenbüttel 1898, Julius Zwissler.

Obst, Georg. — Wechsel-ABC. Die wichtigsten Bestimmungen der Wechselordnung, des Wechselstempelgesetzes, des Diskontgeschäftes u. s. w. 86 S. Stuttgart, Strecker & Moser.

Oppenheim, Dr. L. — Das Gewissen. Oktav. 50 S. Basel, Benno Schwabe.

Paul, Elly und ***Obrist-Jenicke, Hildegard.*** — Jahrbuch für die deutsche Frauenwelt. Mit 5 Bildern. 253 S. schön gebunden Mk. 3. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Schmoller, Gustav. — Umrisse und Untersuchungen zur Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirthschaftsgeschichte, besonders des Preussischen Staates im 17. und 18. Jahrhundert. Oktav. XIII, 696 S. Leipzig 1898, Duncker & Humblot.

Schäfter, R. O. T. Hohe Politik. Kritische Randbemerkungen zum internationalen Leben der Gegenwart. Mk. 1. 81 S. Berlin, Hermann Walther (Friedrich Bechly).

Das Staatsarchiv. Herausgegeben von Gustav Roloff. Bd. 61 H. 3 u. 4. (Verhandlungen zwischen Grossbritannien und Frankreich über Madagaskar 1892 97 — Aktenstücke zu den griechisch-türkischen Friedensverhandlungen 1897) Pr. d. H. Mk. 1,40. Leipzig. Duncker & Humblot.

Studnicska, F. — Die Siegesgöttin. Entwurf der Geschichte einer antiken Idealgestalt. Mk. 2. Leipzig 1898. B. G. Teubner.

Vermundus. — Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit? Eine litterarische Gewissensfrage. 82 S. Mai z, Kirchheim.

Wagner, Dr. Friedrich. — Freiheit und Gesetzmässigkeit in den menschlichen Willensakten. Oktav. 115 S. Mk. 2,80. Tübingen 1898, H. Laupp'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Weltrich, Richard. — Christian Wagner, der Bauer und Dichter zu Warmbronn. Oktav. XII, 497 S. Mk. 6. Stuttgart 1898, Strecker & Moser.

Wiltmann, Prof. Dr. Otto. — Theodor Waits' allgemeine pädagogische und kleine pädagogische Schriften. IV. durch Beigabe vermehrte Auflage. 552 S. Statt Mk. 10 nur Mk. 5, in Caliko Mk. 6. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn.

Wolf, Dr. Julius. — Zeitschrift für Sozialwissenschaft. 1898. 2. Heft, monatlich 1 Heft. Preis vierteljährlich 4 Mk. 167 S. Berlin, Georg Reimer.

Zoepfl, Dr. G. — Die Finanzpolitik der Verkehrsanstalten. Oktav. 49 S. Mk. 1. Berlin 1898, Siemenroth & Troschel.

*** — 50 Jahre aus dem Leben eines Journalisten. III B. 1873—81. 281 S. Wien, Alfred Hölder.

Achelis, Dr. Th. — Sammlung Göschen je 80 Pf. No. 90. Ethik. Leipzig, G. J. Goschen'sche Verlagsbuchh.

Bodner, S. — Mikrokosmos. 2 Bände. Oktav. (399/398 S.) M. 10.—. Berlin, Hermann Walther.

Braasch, August. — Irrthümliche Ideale der Sozialdemokratie. 36 S. M. 0.50. Lübeck, Max Schmidt. (Eigenth. d. Verf.)

Brandt, v. W. — Die chinesische Philosophie und der Staats-Confucianismus. Oktav. (121 S.) M. 2.—. Stuttgart, Strecker & Moser.

Brücking, Dr. phil. W. — Das Räthsel der Eisernen Maske und seine Lösung. Oktav. (60 S.) M. 1.—. Wiesbaden, Lützenkirchen & Brücking.

Busse, Hans H. — „Bismarcks Charakter." S. 37. M. 1.—. Leipzig, Paul List.

Cantor, M. — Politische Arithmetik oder die Arithmetik des täglichen Lebens. Oktav. (X, 186 S.) In Leinw. geb. M. 1.80. Leipzig, B. G Teubner.

Carteliori, A. — Philipp II. August, König von Frankreich. Erstes Buch. Bis zum Tode Ludwigs VII. (1165—1180). Oktav. S. I—XV. S. 1—92. Beilagen S. 1—76. Leipzig, Friedrich Meyer's Buchhandlung. 1899.

Clemens, Justus. — „Strafrecht und Politik." S. 103. M. 1.60. Berlin, Otto Liebmann.

Dähnhardt, O. — Volksthümliches aus dem Königreich Sachsen. Oktav. (156 S.) M. 1.60. Leipzig, B. G. Teubner.

Dambrowski, von H. — Herzog Friedrich Wilhelm zu Mecklenburg. Lebensbild eines deutschen Seeoffiziers. Oktav. (342 S.) M. 4.—. Berlin 1898, Gebrüder Paetel.

Dauthendey, Elisabeth. Im Lebensdrange. Roman. Oktav. (180 S.) M. 2.25. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Demelitsch, von F. — Metternich und seine auswärtige Politik. I. Bd. Oktav. (XVIII. 692 S.) M. 14.—. Stuttgart 1898, J. G. Cotta'sche Buchh.

Döring, A. — Handbuch der menschlich-natürlichen Sittenlehre für Eltern und Erzieher. Oktav. (XVI, 415 S.) M 4.—. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag.

Evans, E. P. — Beiträge zur amerikanischen Litteratur- und Kulturgeschichte. Oktav. (X, 424 S.) M. 8.—. Stuttgart 1898, J. G. Cotta'sche Buchh.

Friedrich, J. — Ignaz v. Döllinger. I. Teil. 506 S. M. 10, . Halbfranzband. München, C. H. Beck.

Frobenius. — Ursprung der Kultur. Bd. I Urspr. d. afrik. Kulturen. 368 S. M. 10,—. Berlin, Gebr. Borntraeger.

O. Hübner's Geographisch-statistische Tabellen für 1898. Herausg. von Prof. Dr. von Juraschek. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Manuskripte werden erbeten unter der Adresse des Herausgebers, Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 73/74, einzuschicken.

Verantwortlicher Redakteur: Professor Dr. Hans Delbrück,
Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheen-Strasse 73/74.
Druck von J. S. Preuss, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Geschäft begründet 1804.

Für Weihnachtsgeschenke

bietet mein Cigarrenlager

die beste und grösste Auswahl von

Cigarren deutschen Fabrikates

die hervorragendsten Marken von

Havana-Importen.

Cigarren-Präsent-Kisten

in den verschiedensten Preislagen.

Erste Cigaretten-Fabrikate

Marke: **„Hohenzollern“**
„ **„Victoria“**
„ **„Borussia“.**

Rauch- und Schnupftabake.

Bei Baarzahlung und Entnahme von Originalkisten 5% Abzug.

Carl Gust. Gerold

Hoflieferant Sr. Majestät des Kaisers u. Königs

Berlin W. 64. — Unter den Linden No. 24.

Telegramm-Adresse: Cagusgerol-Berlin.

Preislisten kostenfrei zu Diensten.

**

Digitized by Google

W. H. Riehls
Geschichten und Novellen
Gesamt-Ausgabe

erscheinen soeben in

44 Lieferungen zu 50 Pfennig.

Alle 14 Tage eine Lieferung.

Inhalt:

Kulturgeschichtliche Novellen. — Geschichten aus alter Zeit. — Neues Novellenbuch. — Aus der Ecke. — Am Feierabend. — Lebensrätsel.

W. H. Riehls fünfzig Geschichten und Novellen, von denen nun zum erstenmal eine Gesamt-Ausgabe zu billigem Preise veranstaltet wird, sind eine Lebensarbeit des Verfassers und sein poetisches Hauptwerk, das seine künstlerische und persönliche Eigenart besonders klar und anziehend ausspricht. Der echt deutsche Charakter, ein Grundzug dieses Mannes, ist auch für diese Novellen vor allem bezeichnend, und zwar nicht nur äußerlich, indem sie sämtlich in Deutschland oder wenigstens in deutschen Familien spielen, sondern noch mehr durch ihren künstlerischen Charakter.

Riehls Novellen führen uns durch die verschiedensten Perioden deutscher Geschichte von Karls des Großen Tagen bis zur Gegenwart.

Der wohlfeile Preis und die bequeme Art des Bezuges wird der gut ausgestatteten Lieferungsausgabe weite Verbreitung verschaffen.

Die meisten Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf die Gesamt-Ausgabe von W. H. Riehls Geschichten und Novellen entgegen und senden auf Verlangen die erste und zweite Lieferung zur Ansicht.

Zur Subskription ladet ein

Die Verlagshandlung: J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin.**

In Turan ✻ ✻ ✻ ✻ ✻ und Armenien

auf den Pfaden russischer Weltpolitik

von

Paul Rohrbach.

Mit einer Uebersichtskarte des russischen Gebiets zwischen dem Schwarzen Meer und dem Pamir.

20 Bogen Oktav eleg. brosch. Mk. 3.—

Digitized by Google

Im Verlage von Georg Reimer in Berlin erschien soeben:

Ernst Moritz Arndt.

Ein Lebensbild in Briefen.

Nach ungedruckten und gedruckten Originalen herausgegeben

von

Heinrich Meisner und Robert Geerds.

Preis Mk. 7.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Leopold Voss in Hamburg.

Neueste Erscheinungen:

Komik und Humor. Eine psychologisch ästhetische Untersuchung von Theodor Lipps. 1898. *M.* 6.—.

Kant und Helmholtz. Populärwissenschaftliche Studie von Dr. phil. Ludwig Goldschmidt. 1898. *M.* 5.—.

Die geistige Entwicklung der deutschen Schauspielkunst im 18. Jahrhundert. Von Hans Oberländer. 1898. *M.* 5.—.

Das Isländische Rührstück, ein Beitrag zur Geschichte der dramatischen Technik. Von Dr. phil. Arthur Stiehler. 1898. *M.* 3,50.

Die ethischen Grundfragen. Zehn Vorträge von Theodor Lipps. 1899. *M.* 5.— geb. *M.* 6.—.

Manna oder Ueber das Seelenleben der Pflanzen. Von G. Th. Fechner. Zweite Auflage. Mit Einleitung von Kurd Laßwitz. 1899. Elegant geb. *M.* 6.—.

Im Verlage von Franz Kirchheim in Mainz erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die religiöse Toleranz

Friedrichs des Großen.

Nach ihrer theoretischen und praktischen Seite

von **Dr. phil. Heinrich Pigge.**

Auf Grundlage der Quellen dargestellt.

gr. 8. (IV u. 419 S.) Preis Mk. 4.—

Wer sich für das Friedericianische Zeitalter interessirt, wird das sorgfältig gearbeitete Buch um so weniger entbehren können, als es die ganze Kirchenpolitik Friedrichs umfaßt und gar manche Züge dieser Politik bis in die neueste Zeit herein eine bedeutsame Wirkung ausgeübt haben.

Digitized by Google

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Wörterbuch der Volkswirtschaft. In zwei Bänden.

Bearbeitet von

Prof. Dr. **von Below**-Marburg, Prof. Dr. **M. Biermer**-Greifswald, Prof. Dr. **van der Borght**-Aachen, Prof. Dr. **Karl Bücher**-Leipzig, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. **Ludwig Elster**-Berlin, Geh. Med.-Rat Prof. Dr. **Flügge**-Breslau, Prof. Dr. **Fuchs**-Freiburg i. Br., Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Freiherrn **von der Goltz**-Bonn, Gerichtssekretär und Privatdocent an der Universität Dr. **Carl Grünberg**-Wien, Privatdocent Dr **Max von Heckel**-Würzburg, Forstmeister Dr. **Jentsch**-Hann.-Münden, Bergrat **Lengemann**, Direktor der Kgl. Berginspektion, Clausthal, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. **Lexis**-Göttingen, Bibliothekar Dr. **Paul Lippert**-Berlin, Prof Dr. **Lotz**-München, Prof. Dr. **Mischler**-Graz, Landgerichtsrat Dr. **Neukamp**-Göttingen, Prof. Dr. **Pierstorff**-Jena, Prof. Dr. **Rathgen**-Marburg, Hofrat Prof. Dr. **Schanz**-Würzburg, Dr. **Schott**, Vorstand des stat. Amtes, **Mannheim**, Prof. Dr. **Sering**-Berlin, Dr. **Wirminghaus**, Syndikus der Handelskammer, Köln, Konsul Dr. **Zimmermann**-Berlin, Prof. Dr. **Zuckerkandl**-Prag,

herausgegeben von **Prof. Dr. Ludwig Elster,**

Geh. Reg.-Rat u. vortrag. Rat im Ministerium d. Geistl.-, Unterrichts- u. Medicinalangeleg. in Berlin.

Preis für das vollständige Werk in zwei Bänden brosch. 20 Mk., elegant halbfranz geb. 25 Mk. Die Bände werden nicht einzeln abgegeben.

Deutsche Volkswirtschaftliche Correspondenz v. 29./7. 1898.

.... In seiner Art **die beste Zusammenfassung** unserer volkswirtschaftlichen Kenntnisse **in einer bequem zugänglichen Form.**

Hamburgischer Correspondent v. 17./7. 1898:

.... **Der ganz aussergewöhnlich billige Preis wird das Buch in seiner Aufgabe, ein Hilfs- und Lehrmittel für weite gebildete Kreise unseres Volkes zu werden,** wesentlich unterstützen. Vor allem möchten wir es als Ferienlektüre und dauerndes Nachschlagebuch unseren parlamentarischen „Füchsen" empfehlen, den neuen Reichstagsabgeordneten — und vielleicht auch einigen alten Wenn sie es recht **fleissig studieren, so wird man das mancher Reichstagsrede vorteilhaft anmerken.**

Gediegene Geschenkwerke aus dem Verlage von Otto Janke, Berlin SW.

Brachvogel, A. E., Der Fels v. Erz.	eleg. geb. 5 M.	**Raabe**, W., Das Odfeld.	eleg. geb. 4 M.
— Der deutsche Michael	„ „ 5,—	— Gesammelte Erzählungen	
Helmar, W., Vom Urwald zur Kultur	„ „ 6,—	I/III	„ „ 5,—
Hesekiel, L., Deutsche Träumer	„ „ 3,—	— Hastenbeck (neuestes Werk)	„ „ 7,25
Leixner, O. v., Der Frack Amors	„ „ 4,—	**Tolstoi**, L., Krieg u. Frieden	„ „ 6,—
— Also sprach Zarathustras Sohn	„ „ 4,—	**Voß**, R., Unter den Borgia	„ „ 7,—
Manno, K., Ein süßer Knabe, ein Sportroman	„ „ 3,—	**Werder**, H. Schwertklingen 3 Bde.	„ „ 15,—
— Die Jugendgenossen 3 Bde.	„ „ 15,—	— Roland	„ „ 7,20
Manteuffel, U. z. v., Am langen See 3 Bde.	„ „ 15,—	— Weidmannsheil	„ „ 6,—
Raabe, W., Der Hungerpastor	„ „ 5,—	— Die Sonntagskinder 3 Bde.	„ „ 13,—
		— Im Inselmeer (neuestes Werk)	„ „ 5,—
		— Circe	„ „ 3,—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit zwölf Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Brochüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. *Dr. Carbach & Cie.*

Korsett-Fabrik u. Lager Frau M. Starke

29/130, Potsdamerstrasse, BERLIN W., Potsdamerstrasse 129/130.

Eckhaus Eichhornstrasse.

Grosses Lager

in den neuesten Façons von den einfachsten bis zu den feinsten.

Brüssler-
Pariser-
Wiener- **P.D.Korsetts.**

Umstands-Korsetts und Leibbinden

nach ärztlicher Vorschrift, Dr. Angelstein.

Reform- und Sport-Korsetts.

Anfertigung nach Mass auch für nicht normale Figuren.

Auswahlsendung nach Angabe der Masse.

Sanatorium Dr. Hans Lehrecke

Königliches Bad Rehburg

(Hannover),

Heilanstalt für Hals- und Lungenleidende, sowie für Reconvalescenten aller Art. Geeignet zum Aufenthalt für bleichsüchtige und scrophulöse Kinder und Erholungsbedürftige. — Die Anstalt lehnt sich an die östliche Wand des Rehburger Gebirges. Ueppige Tannen- und Buchenwaldungen umgeben dieselbe fast von allen Seiten. Darin herrliche Spaziergänge, welche sich an den Park der Anstalt anschliessen. — Mildes Klima, Schutz gegen empfindliche Windströmungen. Inhalatorium für trockne und feuchte Inhalation: Ozonapparate (Pariser System), Lignosulfit-Apparat (System Hartmann), Heilzinol-Verdunstungs-Apparat (Rosenberg). — Röntgen-Zimmer, Electrische Einrichtung für Laryngoskopie und -therapie. — Sonnen-Luft-Aufenthalt auf der Plattform des Anstalts-Gebäudes. — 4 heizbare Veranden mit Ruhesesseln. — Wintergartenhalle. — Electrische Beleuchtung. — Wasserleitung. — Bäder. — Eigenes Fuhrwerk der Anstalt.

Station der Steinhuder-Meer-Bahn. **Winterkur.** Prospekte gratis.

Digitized by Google

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Wörterbuch der Volkswirtschaft. In zwei Bänden.

Bearbeitet von

Prof. Dr. **von Below**-Marburg, Prof. Dr. **M. Biermer**-Greifswald, Prof. Dr. **van der Borght**-Aachen, Prof. Dr. **Karl Bücher**-Leipzig, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. **Ludwig Elster**-Berlin, Geh. Med.-Rat Prof. Dr. **Flügge**-Breslau, Prof. Dr. **Fuchs**-Freiburg i. Br., Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Freiherrn **von der Goltz**-Bonn, Gerichtssekretär und Privatdocent an der Universität Dr. **Carl Grünberg**-Wien, Privatdocent Dr. **Max von Heckel**-Würzburg, Forstmeister Dr. **Jentsch**-Hann.-Münden, Bergrat **Lengemann**, Direktor der Kgl. Berginspektion, Clausthal, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. **Lexis**-Göttingen, Bibliothekar Dr. **Paul Lippert**-Berlin, Prof. Dr. **Lotz**-München, Prof. Dr. **Mischler**-Graz, Landgerichtsrat Dr. **Neukamp**-Göttingen, Prof. Dr. **Pierstorff**-Jena, Prof. Dr. **Rathgen**-Marburg, Hofrat Prof. Dr. **Schanz**-Würzburg, Dr. **Schott**, Vorstand des stat. Amtes, **Mannheim**, Prof. Dr. **Sering**-Berlin, Dr. **Wirminghaus**, Syndikus der Handelskammer, Köln, Konsul Dr. **Zimmermann**-Berlin, Prof. Dr. **Zuckerkandl**-Prag,

herausgegeben von **Prof. Dr. Ludwig Elster,**

Geh. Reg.-Rat u. vortrag. Rat im Ministerium d. Geistl.-, Unterrichts- u. Medicinalangeleg. in Berlin.

Preis für das vollständige Werk in zwei Bänden brosch. 20 Mk., elegant halbfranz geb. 25 Mk. Die Bände werden nicht einzeln abgegeben.

Deutsche Volkswirtschaftliche Correspondenz v. 29./7. 1898.

.... In seiner Art **die beste Zusammenfassung** unserer volkswirtschaftlichen Kenntnisse **in einer bequem zugänglichen Form.**

Hamburgischer Correspondent v. 17./7. 1898:

.... **Der ganz aussergewöhnlich billige Preis wird das Buch in seiner Aufgabe, ein Hilfs- und Lehrmittel für weite gebildete Kreise unseres Volkes zu werden,** wesentlich unterstützen. Vor allem möchten wir es als Ferienlektüre und dauerndes Nachschlagebuch unseren parlamentarischen „Füchsen" empfehlen, den **neuen Reichstags**abgeordneten — und vielleicht auch einigen alten. Wenn **sie es recht fleissig studieren, so** wird man das mancher Reichstagsrede **vorteilhaft anmerken.**

Gediegene Geschenkwerke aus dem Verlage von Otto Janke, Berlin SW.

Brachvogel, A. E.,	Der Fels v. Erz, eleg. geb.	5 M.	
Raabe, W.,	Das Odfeld.		eleg. geb. 4 M.
—	Der deutsche Michael	„ „ 5,—	
—	Gesammelte Erzählungen		
Helmar, W.,	Vom Urwald zur Kultur	„ „ 6,—	
—	I/III		„ 15.—
Hesekiel, G.,	Deutsche Träumer	„ „ 3,—	
—	Kasenbeck (neuestes Werk)		„ 7.50
Reigner, O. v.,	Der Trad Amors	„ „ 4,—	
—	Tolstoi, L., Krieg u. Frieden		„ 6.—
—	Also sprach Zarathustras		
—	Boh. R., Unter den Borgia		„ 7.—
	Sohn	„ „ 4,—	
—	Werder, H. Schwertlingen 3 Bde.		„ 15.—
Manno, R.,	Ein fuler Knabe,		
—	Roland		„ 7.50
	ein Sportroman	„ „ 3,—	
—	Weidmannsheil		„ 6.—
	Die Jugendgenossen 3 Bde.	„ „ 15,—	
—	Die Sonntagskinder 3 Bde.		„ 12.—
Manteuffel, H. v.,	Am langen		
—	Im Inlelmeer (neuestes Werk)		„ 4.—
	See 3 Bde.	„ „ 15,—	
—	Circe		„ 3.—
Raabe, W.,	Der Hungerpastor	„ „ 5,—	

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer“

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit zwölf Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Brochüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung. Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. *Dr. Carbach & Cie.*

Korsett-Fabrik u. Lager Frau M. Starke

29/130, Potsdamerstrasse, BERLIN W., Potsdamerstrasse 129/130.

Eckhaus Eichhornstrasse.

Grosses Lager

in den neuesten Façons von den einfachsten bis zu den feinsten.

Brüssler-
Pariser-
Wiener- } **P.D.Korsetts.**

Umstands-Korsetts und Leibbinden

nach ärztlicher Vorschrift, Dr. Angelstein.

Reform- und Sport-Korsetts.

Anfertigung nach Mass auch für nicht normale Figuren.

Auswahlsendung nach Angabe der Masse.

Sanatorium Dr. Hans Lehrecke

Königliches Bad Rehburg

(Hannover),

Heilanstalt für Hals- und Lungenleidende, sowie für Reconvalescenten aller Art. Geeignet zum Aufenthalt für bleichsüchtige und scrophulöse Kinder und Erholungsbedürftige. — Die Anstalt lehnt sich an die östliche Wand des Rehburger Gebirges. Ueppige Tannen- und Buchenwaldungen umgeben dieselbe fast von allen Seiten. Darin herrliche Spaziergänge, welche sich an den Park der Anstalt anschliessen. — Mildes Klima, Schutz gegen empfindliche Windströmungen. Inhalatorium für trockne und feuchte Inhalation: **Ozonapparate** (Pariser System), **Lignosulfit-Apparat** (System Hartmann), **Holzinol-Verdunstungs-Apparat** (Rosenberg). — **Röntgen-Zimmer,** Electrische Einrichtung für Laryngoskopie und -therapie. — **Sonnen-Luft-Aufenthalt** auf der Plattform des Anstalts-Gebäudes. — 4 heizbare Veranden mit Ruhesesseln. — **Wintergartenhalle.** — Electrische Beleuchtung. — Wasserleitung. — Bäder. — Eigenes Fuhrwerk der Anstalt.

Station der Steinhuder-Meer-Bahn.

Winterkur. Prospekte gratis.

Digitized by Google

Verlag von GEORG STILKE in BERLIN.

Xanthippus,

Gute alte deutsche Sprüche

für Schule und Haus.

Kl. 8°. 11 Bogen eleg. brosch. Mk. 1,50.

do. do. eleg. gebd. „ 2,50.

Den Lesern der „Preußischen Jahrbücher" ist diese Sammlung wohl bekannt, sie erschien im Juli-August-September-Oktober-Heft des Jahres 1896.

Der Verfasser sagt in der Vorrede: Möchte diese Auswahl vor allem der Schule willkommen sein! Ich denke dabei nicht sowohl an die Schüler, als an die Deutschlehrer zunächst, denen am Herzen liegt, wirkliches Deutsch zu lehren. Sie finden hier eine Art Volkskatechismus, eine durch und durch echte, von aller Absichtlichkeit freie Fibel, deren schlichte, leicht behaltbare Texte den Anlaß zu mannichfacher, nicht blos sprachlicher Belehrung bieten, ein durch das Ansehen unserer Väter geheiligtes Grundbuch deutscher Sitte und Gesinnung, nur — davor bewahre uns Gott! — kein „System ethischer Kultur."

Verlag von GEORG STILKE, Berlin N.W.

Die Finanzen Russlands

von

Ferdinand Moos.

Gr. 8°. 10 Bogen elegant brochirt Mk. 4.—.

Digitized by Google

Natürlicher

Biliner Sauerbrunn!

Schutzmarke.

Hervorragender Repräsentant der alkalischen (Natron) Quellen

Roesbrand.

wird **bei gichtischen Ablagerungen, Magen-, Nieren- und Blasenleiden, speciell auch bei Diabetes von Aerzten aller Kulturländer vielfach verordnet.** Besonders als **prophylaktisches Mittel** gegen alle das **Verdauungssystem, die Nieren, Galle- und Blasenfunktionen störenden Einflüsse** zu empfehlen.

Wohlschmeckendes, angenehmes Erfrischungsgetränk, auch mit Wein zu mischen.

In Flaschen circa 1200 gr.	circa 750 gr.	circa 375 gr. enthaltend
bei 1 Flasch. zu 70 Pf.,	**zu 50 Pf.,**	**zu 40 Pf.**
„ 10 „ „ 65 „	„ 45 „	„ 35 „
„ 50 „ „ 60 „	„ 42 „	„ 32 „

in unseren Hauptniederlagen in Berlin bei Herren:

Johs. Gerold, W., Unt. d. Linden 24 — **J. F. Heyl & Co.,** W., Charlottenstr. 66 — **Dr. M. Lehmann,** C., Heiligegeiststr. 43/44

und in allen Apotheken und Drogerien erhältlich. — Leere Flaschen werden à 2½ Pf. pro Stück zurückgenommen.

Die aus dem **Biliner Sauerbrunn** gewonnenen

Pastilles de Bilin

(Biliner Verdauungszeltchen)

bewähren sich als vorzügliches Mittel bei **Sodbrennen, Magenkrampf, Blähungen und beschwerlicher Verdauung,** bei **Magenkatarrhen,** wirken überraschend bei **Verdauungsstörungen im kindlichen Organismus** und sind bei Atonie des Magens und Darmcanals zufolge sitzender Lebensweise ganz besonders anzuempfehlen.

Depots in allen Mineralwasser-Handlungen, in den Apotheken und Droguen-Handlungen.

Brunnen-Direction in Bilin (Böhmen).

Digitized by Google

„APENTA“

Das Beste Ofener Bitterwasser.

Ich habe das natürliche Bitterwasser **Apenta** in meiner Klinik versucht und kann bestätigen dass dasselbe eine milde und constante abführende Wirkung hat und für die Patienten leicht verträglich ist. Es ist deshalb in Fällen, wo Abführmittel angezeigt sind, zu empfehlen.

G. BACCELLI,

Direktor der „Clinica Medica“ an der Königlichen Universität [illegible] Consultorium [illegible] S. M. des Königs von Italien [illegible] Vorsitzender des Ober-Gesundheits-Amts [illegible]

Geignet für längeren Gebrauch bei Verstopfung, Gicht und Fettsucht.

Käuflich bei allen Apothekern, Drogisten und Mineralwasser-Handlern.

J. S. Preuss, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

JAN 5 1914

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03607 4171

Digitized by Google

Digitized by Google